This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P Germ 147.7

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters
shall be spent for books and one quarter
be added to the principal.

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Band VI

April 1904 bis September 1904

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1904

Psalm 147.7

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Charlotte Niese, Der goldene Schmetterling. Novelle 1
Otto von Leitgeb, Kein Ausweg. Novelle 161
Carl Worms, Märchen. Ein Märchen aus dem Leben 321
Hermine Villinger, Das letzte Wort 481
A. Behrens-Litzmann, Ein Sommerabend. Novelle 641
Peter Cornelius, Dortjen-Märrer. Eine Halliggeschichte 801

Dichtungen.

Otto Haendler, In memoriam 21
Oskar Wiener, Das alte Lied 39
Fritz Erdner, Vom Baume des Lebens 57
Oskar Wiener, Grillen 71
B. von Münchhausen, Weißer Flieder 113
Julius Lohmeyer †, Deutsche Pfingsten 176
Wilhelm Langewiesche, Kinderaugen, Blumen, Sterne 221
Julius Lohmeyer †, Goethe an der Jahrhundertwende 242
Wilhelm Langewiesche, Vom Wandern 257
Wilhelm Langewiesche, Abendlicht 272
Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Am Südmeer 292
Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Ritter Detlev 357
Detlev von Liliencron, Stapellauf 388
Th. Amilius, Hoffnung 456
W. von Polenz †, Mai. — Todessehnen 498
W. von Polenz †, Abend 535
Alice Freiin von Gaudy, Traumgesicht 558
W. von Polenz †, Sich-finden. — Mannestränen 570
Alice Freiin von Gaudy, Hoffnungslos 606
Julius Lohmeyer †, Erdengang 614
Karl Ernst Knodt, Sprüche 689
Eugen Stangen, Armes Kind 712
B. von Münchhausen, Verklämpft 770
Alice Freiin von Gaudy, Einst 783
Fritz Philippi, Als der Welt Sterben zu dem Mädchen kam 855
Br. Baumgarten, Nachtgesänge 856
H. von Guenther, Spruch 871
H. Wildenstein, Waldeinsamkeit 936

Seite

Literatur.

Rudolf Krauß, Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart 88, 222
Carl Busse, Literarische Monatsberichte 135, 301, 457, 615, 784, 945
Wolfgang Golther, Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Aus ihrem Briefwechsel 177
Heinrich Spies, Aus neuen Shakespeareübersetzungen Otto Gildemeisters . . 273
Fritz Böckel, Detlev von Liliencron als Lyriker 368
Victor Blüthgen, Lyrisches und anderes 571
Rudolf Krauß, Eduard Mörikes Liebesleben 818

Biographisches.

Reinhold Seeberg, Papst Leo XIII. 22
Fritz Bley, Ein Denkmal für Friedrich List 114
Paul Barth, Herbert Spencer 336
Adolf Bartels, Wilhelm von Polenz 499
Bruno Gebhardt, Wilhelm von Humbodt als Unterrichtsminister 536

Musik und Kunst.

Hermann Muthesius, Kultur und Kunst 72
Cornelius Gurlitt, Die Tradition im protestantischen Kirchenbau 253
Gustav Manz, Aus dem Berliner Theaterleben 310
Paul Schubring, Neue Kunstblätter 515
Charlotte Broicher, John Ruskin, Gotik und Renaissance 399, 544
L. Bartning, Kunst und Laienurteil 726
Paul Schubring, Die retrospektive Ausstellung in Dresden 748
Laura Frost, Briefe von Peter Cornelius 910

Staats- und Völkerleben.

von Zepelin, Korea und der russisch-japanische Konflikt 58
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik . . . 120, 278, 442, 600, 771, 930
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik . 127, 285, 449, 607, 777, 937
Gustav von Mayr, Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein 206
H. Frobenius, Die wirtschaftliche und militärische Bedeutung Wismars . . . 421
F. Ratzlaff, Das oberschlesische Polentum im Rahmen der Rechtspflege . . . 514
Gertrud Bäumer, Vom internationalen Frauenkongreß 596
Heinrich Geffcken, Staatssprache und Versammlungsrecht in Preußen . . . 690
Karl Freiherr von Stengel, Konstitutionelle Monarchie und parlamentarische Regierung 736
Georg Steinhausen, Verstand und Gefühl im 18. Jahrhundert . . . 757, 872
Heinrich Titze, Über die Begriffe Recht und Gerechtigkeit 894

Religion, Ethik und Erziehung.

Adolf Matthias, Die Pflege der Eigenart in unseren höheren Schulen . . . 40
Johannes Trüper, Zur Psychopathologie des jugendlichen Verbrechertums 99, 243
Paul Luther, Religiöse Literatur 156

Seite
Fr. Nippold, Mission und Kirche 440
Otto Siebert, Die Lebensanschauungen der großen Denker 635
Wilhelm Rein, Universität und Volksschullehrer 659
Ludwig Gurlitt, Das Problem der nationalen Erziehung 678
Elisabeth von Oertzen, Ehelosigkeit und Luxus 705
Fr. Medicus, Zur Philosophie der Geschichte 844

Deutschtum im Auslande.

Carl Beck, Die Leistungen und die Bedeutung der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika 418
Otto Hötzsch, Das Deutschtum im Auslande 465, 953
Wilhelm Dibelius, Ein Reichsschulamt für die deutschen Auslandsschulen . 559
H. Schwatlo, Deutschlands Anteil an der wirtschaftlichen Erschließung der asiatischen Türkei 713, 831
T. Silvanus, Ein Anschlag auf die deutsche Schule in Ungarn 885

Koloniales.

E. von Liebert, Unternehmungen über See 258
Kolonisator, Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 293, 793

Heer und Flotte.

H. Rohne, Maschinengewehre und ihre Anwendung im Feldkriege 52
Georg Wislicenus, Neuerscheinungen der deutschen Marineliteratur 472
W. von Bremen, Eine Geschichte der Kriegskunst 576

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Fr. von Pritzbuer, Weltwirtschaftliche Umschau 143, 624
Robert Wilbrandt, Die Bedeutung des ersten Heimarbeiterschutzkongresses . . 265
Hermann Keller, Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen in Preußen 389
Ernst Francke, Die gewerblichen Tarifverträge in Deutschland 584, 670
G. Fritz, Aufgaben und Organisation der modernen Volkserziehung 858
G. Sydow, Sombarts Theorie des modernen Kapitalismus 915

Technik und Naturwissenschaft.

Friedrich Ratzel, Naturauffassung und Naturverständnis 232, 347
Bruno Donath, Die radioaktiven Stoffe in ihrer Bedeutung für unsere moderne Naturerkenntnis 358
H. W. L. Moedebeck, Das Luftschiff 410

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
sechsten Bande
der
Deutschen Monatsschrift.

	Seite
Amilius, Th.	456
Bartels, Adolf, in Weimar	499
Barth, Paul, in Leipzig	336
Bartning, L., in Berlin	726
Bäumer, Gertrud, in Halensee	596
Baumgarten, Br., in Magdeburg	856
Beck, Karl, in New-York	418
Behrens-Litzmann, A., in Delft	641
Bley, Fritz, in Berlin	114
Blomberg, Hermann von, in Weimar	725, 735
Blüthgen, Victor, in Berlin	571
Böckel, Fritz, in Jena	368
Bremen, W. von, in Berlin	576
Broicher, Charlotte, in Berlin	399, 544
Busse, Carl, in Friedrichshagen b. Berlin	135, 301, 457, 615, 783, 946
Cornelius, Peter	801
Dibelius, Wilhelm, in Posen	559
Donath, Bruno, in Charlottenburg	358
Erdner, Fritz	57
Finsch, O., in Braunschweig	160
Francke, Ernst, in Berlin	584, 670
Fritz, G., in Charlottenburg	858
Frobenius, H., in Charlottenburg	421
Frost, Laura, in Königsberg	910
Gaudy, Alice Freiin v., in Dresden-Blasewitz	558, 606, 783
Gebhardt, Bruno, in Berlin	436
Geffcken, Heinrich, in Köln	690
Golther, Wolfgang, in Rostock	177
Guenther, H., in Mitau	871
Gurlitt, Cornelius, in Dresden	258
Gurlitt, Ludwig, in Berlin-Steglitz	640, 678
Händler, Otto	21
Helmolt, Hans F., in Leipzig	330
Hötzsch, Otto, in Berlin	465, 953
Keller, Hermann, in Berlin	389
Knodt, Karl Ernst, in Oberklingen	689
Kolonisator	298, 793
Krauß, Rudolf, in Stuttgart	88, 222, 818
Langewiesche, Wilhelm, in Planegg	221, 257, 272
Leitgeb, Otto von, in Görz	161
Liebert, E. von, in Charlottenburg	258
Liliencron, Detlev von, in Alt-Rahlstedt	388
Lohmeyer, Julius †	176, 242, 614
Luther, P., in Charlottenburg	156
Manz, Gustav, in Berlin	310
Massow, Wilhelm von, in Berlin	127, 285, 449, 607, 777, 937
Matthias, Adolf, in Berlin	40
Mayr, Gustav von, in München	206
Mebicus, Fr., in Halle	844
Moebebeck, Hermann W. L., in Graudenz	410
Münchhausen, B. von, in Windischleuba	113, 770
Muthesius, Hermann, in Nikolassee	72
Niese, Charlotte, in Altona-Ottensen	1
Nippold, Friedrich, in Jena	430
Oertzen, Elisabeth von, in Dorow	705
Philippi, Fritz, in *	855
Polenz, Wilhelm von †	498, 536, 570
Pritzbuer, Fr. von, in Berlin	143, 624
Ratzel, Friedrich †	232, 347
Ratzlaff, F., in Waldenburg	514
Rein, Wilhelm, in Jena	659
Rohne, H., in Berlin	52
Schemann, Ludwig, in Freiburg i. Br.	599
Schiemann, Theodor, in Berlin	120, 278, 443, 600, 771, 930
Schönaich-Carolath, Prinz E. von, in Haseldorf	292, 357
Schubring, Paul, in Berlin	815, 748
Schwatlo, H., in Konstantinopel	713, 851
Seeberg, Reinhold, in Berlin	22
Siebert, Otto, in Fermersleben	635
Silvanus, L., in *	885
Spies, Heinrich, in Berlin	273
Stangen, Eugen	713
Steinhausen, Georg, in Kassel	757, 872
Stengel, Karl Freiherr von, in München	736
Sydow, E.	915
Tille, Heinrich, in Göttingen	894
Trüper, Johannes, in Jena	99, 243
Villinger, Hermine, in Karlsruhe i. B.	481
Weinhold, C.	480
Wiener, Oskar, in Prag-Bubentsch	39, 71
Wilbrandt, Robert, in Berlin	265
Wildenstein, H.	936
Wislicenus, Georg, in Schmargendorf	472
Worms, Carl, in Mitau	321
Zepelin, v., in Eberswalde	48

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HARVARD COLLEGE
APR 16 1904
CAMBRIDGE, MASS.

BEGRÜNDET VON

JULIUS LOHMEYER

Bd. VI.

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III. Jahrgang. April 1904. Heft

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
sechsten Bande
der
Deutschen Monatsschrift.

	Seite
Amilius, Th.	456
Bartels, Adolf, in Weimar	499
Barth, Paul, in Leipzig	336
Bartning, L., in Berlin	726
Bäumer, Gertrud, in Halensee	596
Baumgarten, Br., in Magdeburg	856
Beck, Karl, in New-York	418
Behrens-Litzmann, A., in Delft	641
Bley, Fritz, in Berlin	114
Blomberg, Hermann von, in Weimar	725, 735
Blüthgen, Victor, in Berlin	571
Böckel, Fritz, in Jena	368
Bremen, W. von, in Berlin	576
Broicher, Charlotte, in Berlin	399, 544
Busse, Carl, in Friedrichshagen b. Berlin	135, 301, 457, 615, 783, 946
Cornelius, Peter	801
Dibelius, Wilhelm, in Posen	559
Donath, Bruno, in Charlottenburg	358
Erdner, Fritz	57
Finsch, O., in Braunschweig	160
Francke, Ernst, in Berlin	584, 670
Fritz, G., in Charlottenburg	858
Frobenius, H., in Charlottenburg	421
Frost, Laura, in Königsberg	910
Gaudy, Alice Freiin v., in Dresden-Blasewitz	558, 606, 783
Gebhardt, Bruno, in Berlin	436
Geffcken, Heinrich, in Köln	690
Golther, Wolfgang, in Rostock	177
Guenther, H., in Mitau	871
Gurlitt, Cornelius, in Dresden	258
Gurlitt, Ludwig, in Berlin-Steglitz	640, 678
Händler, Otto	21
Helmolt, Hans F., in Leipzig	320
Hötzsch, Otto, in Berlin	465, 958
Keller, Hermann, in Berlin	389
Knodt, Karl Ernst, in Oberklingen	689
Kolonisator	293, 793
Krauß, Rudolf, in Stuttgart	88, 222, 818
Langewiesche, Wilhelm, in Planegg	221, 257, 272
Leitgeb, Otto von, in Görz	161
Liebert, E. von, in Charlottenburg	258
Liliencron, Detlev von, in Alt-Rahlstedt	388
Lohmeyer, Julius †	176, 242, 614
Luther, P., in Charlottenburg	156
Manz, Gustav, in Berlin	310
Massow, Wilhelm von, in Berlin	127, 285, 449, 607, 777, 937
Matthias, Adolf, in Berlin	40
Mayr, Gustav von, in München	206
Medicus, Fr., in Halle	844
Moebeck, Hermann W. L., in Graudenz	410
Münchhausen, B. von, in Windischleuba	118, 770
Mutheſius, Hermann, in Nikolassee	72
Nieſe, Charlotte, in Altona-Ottensen	1
Nippold, Friedrich, in Jena	430
Oertzen, Elisabeth von, in Dorow	705
Philippi, Fritz, in *	855
Polenz, Wilhelm von †	498, 535, 570
Prigbuer, Fr. von, in Berlin	143, 624
Ratzel, Friedrich †	232, 347
Ratzlaff, F., in Waldenburg	514
Rein, Wilhelm, in Jena	659
Rohne, H., in Berlin	52
Schemann, Ludwig, in Freiburg i. Br.	599
Schiemann, Theodor, in Berlin	120, 278, 442, 600, 771, 930
Schönaich-Carolath, Prinz E. von, in Haseldorf	293, 357
Schubring, Paul, in Berlin	315, 748
Schwatlo, H., in Konstantinopel	713, 851
Seeberg, Reinhold, in Berlin	22
Siebert, Otto, in Fermersleben	635
Silvanus, L., in *	885
Spies, Heinrich, in Berlin	273
Stangen, Eugen	712
Steinhausen, Georg, in Kassel	757, 872
Stengel, Karl Freiherr von, in München	736
Sydow, E.	915
Titze, Heinrich, in Göttingen	894
Trüper, Johannes, in Jena	99, 243
Villinger, Hermine, in Karlsruhe i. B.	481
Weinhold, E.	480
Wiener, Oskar, in Prag-Bubentsch	39, 71
Wilbrandt, Robert, in Berlin	265
Wildenstein, H.	936
Wislicenus, Georg, in Schmargendorf	472
Worms, Carl, in Mitau	321
Zepelin, v., in Eberswalde	48

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 16 1904
CAMBRIDGE, MASS.

BEGRÜNDET VON

JULIUS LOHMEYER

Bd. VI.

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III Jahrgang. April 1904. Heft

Jahrgang 1903/4. Aprilheft.

Inhalt des Aprilheftes:

	Seite
Friedrich List: Leitspruch	1
Charlotte Niese: Der goldne Schmetterling. Novelle	1
Otto Händler: In memoriam. Gedicht	21
Prof. D. Dr. Reinhold Seeberg in Berlin: Papst Leo XIII.	22
Oskar Wiener: Das alte Lied	39
Geh. Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias in Berlin: Zeit- und Streitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens. II. Die Pflege der Eigenart in unseren höheren Schulen	40
Generalleutnant z. D. H. Rohne in Berlin: Maschinengewehre und ihre Anwendung im Feldkriege	52
Fritz Erdner: Vom Baume des Lebens. Gedicht	57
Generalmajor a. D. v. Zepelin in Eberswalde: Korea und der russisch-japanische Konflikt	58
Oskar Wiener: Grillen. Gedicht	71
Regierungsrat Dr. Hermann Muthesius in Berlin: Kultur und Kunst	72
Archivrat Dr. Rudolf Krauss in Stuttgart: Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart I.	88
Direktor Joh. Trüper in Jena: Zur Psychopathologie des jugendlichen Verbrechertums I. Verbrechen gegen Leib und Seele	99
B. v. Münchhausen: Weisser Flieder. Gedicht	113
Fritz Bley in Berlin: Ein Denkmal für Friedrich List	114
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	120
W. v. Massow: Monatsschau über innere Politik	127
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte VII. (Hugo Salus, Novellen des Lyrikers. — S. Hoechstetter, Der Pfeifer. — Ernst Zahn, Schattenhalb. — Hermann Hesse, Peter Camenzind.)	135
Fr. v. Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau.	143
Pfarrer Dr. Paul Luther in Berlin: Religiöse Literatur I.	156
Bücherschau (R. Semon: Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Beschr. v. Dr. O. Finsch.)	160

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte liegen bei Prospekte der Verlagsbuchhandlungen B. G. Teubner in Leipzig über Philippson, Mittelmeergebiet, Georg Reimer in Berlin über Schiemann, Geschichte Russlands. I. und Greiner und Pfeifer in Stuttgart über Wandbilder.

Die Geschichte lehrt, wie jederzeit die materielle und geistige Wohlfahrt der Menschen im gleichen Verhältnis mit der Ausdehnung ihrer politischen Einigung und ihrer kommerziellen Verbindung gewachsen ist. Friedrich List.

HARVARD COLLEGE
APR 16 1904
CAMBRIDGE, MASS.

Der goldne Schmetterling.

Von

Charlotte Niese.

Daß der alte Friedrichsen sterben und Meike Hankens fünftausend Mark vermachen mußte, war eine wunderliche Geschichte. Denn der alte Friedrichsen war nicht im entferntesten mit Meike verwandt; und einmal, als er ein wenig angetrunken war und ihr einen Kuß geben wollte, schlug sie ihn ins Gesicht. Bekommt man dafür fünftausend Mark? Die hübschen Laden- und Fabrikmädchen, die grade so gut am Lilienplatz wohnten, und alle meistens sehr viel jünger waren, als Meike, betrachteten ihre Hände und taten vielleicht einen Blick in das Innere ihrer Herzen. Auch sie hatten hier und dort einen Kuß erhalten, einen Schlag ausgeteilt; oder auch nicht, je nachdem; aber eine Belohnung war niemals gekommen, weder für einen freiwillig gespendeten, noch für einen verweigerten Kuß. Fünftausend Mark! Die jungen Mädchen steckten die Köpfe zusammen. Dafür war Meike auch sechs- oder achtundreißig Jahre alt, und gewissermaßen eine alte Jungfer. Wer so alt wurde, der konnte Geld vertragen.

Meike Hankens wurde eine begehrenswerte Partie. Der Krämer an der Ecke, der schon zweimal verlobt gewesen war, nahm seinen teuersten Briefbogen aus der Lade — den, der zwanzig Pfennig kostete und auf dem sich zwei Tauben schnäbelten. Auf diesem Bogen schrieb er einen wohlgesetzten Heiratsantrag und ließ ihn Meike durch seinen Laufjungen zustellen. Und der Mützenmacher von der Nachbarstraße, der das gute Geschäft hatte und der seine verstorbene Frau so lieb gehabt hatte, daß sie schon acht Monate auf dem Kirchhof lag, ehe er an eine neue

Heirat dachte: auch er begab sich ans Briefschreiben und wurde gerührt bei dem Gedanken, daß er nun bald wieder mit einer Frau spazieren gehen könnte.

Meike Hankens erhielt den letzten Brief durch die Post, den andern durch den Laufjungen, der ihr seinen Inhalt schon mitgeteilt hatte, ehe sie das Schreiben öffnete. Sie las beide Heiratsanträge und lächelte ein wenig. So ein bischen Geld hatte doch sein Angenehmes. Die Leute, die sich sonst nicht um einen bekümmert hatten, wurden plötzlich liebenswürdig.

Aber sie legte beide Schreiben sorgfältig zusammen, und wollte sie heute noch nicht beantworten. Besinnen war das beste beim Menschen, und sie mußte an ihre Tante Rike Meier denken, die einen Heiratsantrag von einem wohlgestellten Mann erhalten und ohne weiteres angenommen hatte. Die Hochzeit war angesetzt, alles in Ordnung. Aber eine Woche vor der Trauung kam der Bräutigam zu seiner Auserkorenen und sagte:

„Rike, weißt was? Ich möcht mir noch ein büschen über das Heiraten besinnen."

Andre Mädchen würden bei diesen Worten tief beleidigt gewesen sein, Rike aber sagte gleichmütig:

„Besinn dir man recht, mein guten Meier! Mich soll allens einerlei sein!" Darauf besannen sich Meier und seine Braut noch zehn Jahre, dann heirateten sie, und Tante Rike pflegte zu sagen, das Besinnen hätte sie nicht gereut. Es war also eine nützliche Beschäftigung; Meikes beide Freier konnten gleichfalls warten und sie selbst dachte ein wenig über ihr Geld nach. Fünf graue Scheine waren ihr gestern von Herrn Friedrichsens Testamentsexekutor überreicht worden: oha! — daß ganz gewöhnliches Papier soviel wert sein konnte! Vorsichtig hatte Meike ihren Schatz in ein Taschentuch gewickelt, es in beiden Händen nach Haus getragen, in die Kommodenlade unter ihr Konfirmationshemd gelegt, und die ganze Nacht vor ihrem Bett gesessen. Wenn man so viel Geld in der Kommode hat, kann man natürlich nicht zur Ruhe gehen: das ist unschicklich und auch gefährlich. Wenn der Einbrecher kommt, muß man bei der Hand sein, und wenn er ein Licht brennen sieht, geht er wieder weg. Solche Nacht ist aber lang; besonders, wenn man das Wachen nicht gewohnt ist. Meike lag sonst immer um zehn Uhr im Bett und schlief bis sechs Uhr Morgens. Fest, süß und traumlos. Wer den ganzen Tag die Arbeit hat, der schläft vernünftig. Aber fünftausend Mark in der Kommode, die halten wach, dann steigen

die Gedanken in einem auf und nieder; sie kommen und gehen, man weiß nicht, woher und wohin.

Meike hatte sonst wenig Zeit zum Denken; in dieser Nacht wurde es wunderbar still um sie. Bei dem Lilienwirt hinten am Platz verstummte das Singen, und die Leute verschwanden von der Straße. Von der Straße, auf der Meike schon als kleines Mädchen gelaufen war, und das war lange her. Damals lebten ihre Eltern noch: ihr Vater, der Kirchendiener, der sich zur Geistlichkeit rechnete, und ihre Mutter, die so hübsch schreiben und lesen konnte und ihrer Tochter beides beibrachte. War sie doch eine Lehrerstochter und ihr größter Wunsch im Leben der, einen Sohn zu haben, der auch Lehrer werden könnte. Aber der Sohn kam niemals; Meike blieb allein, ihr Vater starb früh und ihre Mutter wurde blind. Nachdem Meike konfirmiert war, lernte sie fein waschen und bügeln und bekam bald die Kundschaft der ersten Wäscherin der Stadt. Es war kein leichtes Leben; Arbeit von Morgen bis Abend; sogar manchmal Sonntags; aber die blinde Mutter hatte nie zu hungern brauchen und war immer fröhlich gewesen. Nun war sie seit zwei Jahren tot; grade an dem Tage gestorben, wo Meike früh Morgens zum Arzt lief, und wo ihr im dunklen Hausflur der alte Friedrichsen begegnete und einen Kuß von ihr haben wollte. — Zornig stieß sie ihn zurück, und vielleicht hörte er später, weshalb sie zum Arzt gelaufen war, schämte sich und vermachte ihr das Legat.

Meikes Kopf fiel ihr auf die Brust. Da krähte der Hahn vom Lilienwirt herüber, und sie fuhr in die Höhe. Wer fünftausend Mark in der Kommode hatte, der durfte nicht schlafen.

Heute nun konnte Meike das Versäumte nachholen. Ihre Scheine lagen auf der Bank und sie erhielt dreidreiviertel Prozent Zinsen. Dreidreiviertel, eine komische Rechnerei; beinahe hätte sie gesagt, sie wäre mit drei zufrieden und damit könnte sie auskommen. Aber vor den Herren auf der Bank hatte sie Scheu. Sie sahen gleichgültig aus und hatten lederne Gesichter. Nur einer, ein ganz junger, war freundlich gewesen, hatte ihr ein Buch gegeben und ihr bedeutet, wie die Sache zusammenhing. Er hatte große dunkle Augen, und wie Meike wieder in ihr Stübchen ging, mußte sie an einen Mann denken, der sie einmal, ach Gott, wie lange war das her! zum Tanz führte. Sonst durfte sie nicht ausgehen, das litt ihre Mutter nicht; aber dieser Mann war etwas bei der Marine, etwas ganz großartiges, und er ging auch nur zu einem großartigen Ball. Es war wundervoll gewesen; zu schön, als daß es jemals wiederkam. Der Herr von der Marine kam jedenfalls

nicht wieder; und ein Tanz gleichfalls nicht. Aber die Erinnerung blieb: die Erinnerung an etwas traumhaft Schönes und an die großen dunklen Augen des Mannes. — Jahre lang hatte Meike an diese Augen gedacht, nun waren sie fast vergessen; aber als der junge Herr von der Bank sie gütig mit dunklen Augen betrachtete, wurde sie gerührt.

Es war schade, daß der Krämer verschwommene blaue Augen hatte, die beinahe zum Kopf herausfielen und daß Meike nicht wußte, wie es mit den Augen des Mützenmachers bestellt war. Darauf hin hatte sie ihn noch nie angesehen, aber gelegentlich wollte sie es tun. Heute nicht, denn heute wollte sie sich einen guten Tag machen; nicht an fremden Damenblusen und an Herrenoberhemden herumbügeln, sondern sich ausruhen. Sie hatte es ja dazu, und ein bischen Freiheit konnte nicht schaden.

So also heizte Meike heute Nachmittag nicht ihren Bügelofen, wie sonst alle Tage, sondern zog ihr bestes schwarzes Kleid an und wanderte nach dem Lilienhof, dem alten Gasthaus, das gleichfalls am Lilienplatz lag, und das sich noch einen Hühnerhof und einen Garten aus früherer Zeit bewahrt hatte. Dort saßen die Bürger und tranken Nachmittags ihr Bier und horchten auch wohl auf die Musik. Denn seitdem der Gasthof von alten Leuten auf junge übergegangen war, stand manchmal ein Brettchen an der Tür mit der Aufschrift: Heute Konzert, Eintritt frei.

Schon lange hatte Meike Lust gehabt, einmal in dies billige Konzert zu gehen; aber die Zeit fehlte. Heute nun saß sie früh am Nachmittag hinter einem der Gartentische und häkelte. Es war ein Antimakassar, den sie schon lange in Arbeit hatte, und von dem sie nicht wußte, ob sie ihn verwenden würde. Jetzt allerdings — ihr fiel der Krämer ein. Er hatte eine beste Stube mit einem sehr schönen Sofa darin. Das hatte er ihr auch in seinem Briefe geschrieben. Und daß der Mützenmacher sogar Plüschmöbel hatte, wußte sie längst. Wenn sie nun mit ihren fünftausend Mark in seinen Hausstand eintrat — Meike ließ die Arbeit sinken, und sah sich um. Eigentlich war der Garten des Lilienhofes nicht so übel. Die Bäume hatten noch Blätter, was einige Großstadtbäume sich ganz abgewöhnten; in der Mitte des Gartenplatzes lag ein altes Brunnenbecken mit einer Figur darin. Die Einfassung des Beckens und die Nymphe selbst waren aus grauem, sehr schmutzigem Stein, und das Wasser war dem Brunnen auf irgend eine Weise abhanden gekommen. Das Ganze machte indessen einen behaglichen Eindruck, und die Sperlinge, die sich mit einigen Hühnern im Becken tummelten, flogen gelegentlich auf die abgeblätterten Arme der Figur und wetzten sich ihre frechen Schnäbel.

Langsam trank Meike ihren Kaffee. Wie nett war es hier und dabei so leer. Nur ein paar Besucher saßen unter den Bäumen, tranken Kaffee wie sie und häkelten, wenn sie, wie sie selbst, weiblichen Geschlechtes waren. Es waren meistens einfach gekleidete Leute, und Meike dachte darüber nach, ob sie auch wohl fünftausend Mark auf der Bank hätten. Fünftausend Mark zu dreidreiviertel Prozent, das gab fast zweihundert Mark Zinsen im Jahr, wie ihr der nette junge Herr gesagt hatte, und zweihundert Mark — horch — was zitterte da denn durch den Garten? War das Musik?

Meike hatte weiter häkeln wollen, nun lehnte sie sich zurück und blickte über sich in die grünen Blätter. Die Sonne flimmerte hindurch und warf zitternde Lichter auf den alten verträumten Garten, auf die altmodischen Bänke und Stühle, auf den Brunnen und seine Figur. Und plötzlich war das Becken mit goldigem Wasser angefüllt, das in Regenbogenfarben aufsprühte; die graue Steingestalt rührte ihre Glieder, stieg von ihrem Postament und schwebte durch die Baumreihen. Sie hatte ein schönes Gesicht und dunkle, verträumte Augen — viel dunkler und tiefer, als Meike sie jemals gesehen hatte. Hinter ihr her glitt eine gebückte Gestalt mit freundlichen Zügen. Das war Meikes Mutter, und neben ihr wanderte ihr Vater, der ehrenfeste Kirchendiener mit der ehrenfesten Haltung. Und Meike selbst war ein kleines Kind geworden, das die Hände zusammenschlug und hinter einem Schmetterling herlief. Er hatte große goldne Flügel und schwebte über roten Blumen. —

„Das war wirklich hübsche Musik!" sagte eine freundliche Stimme neben Meike. Sie fuhr auf. An ihrem Tisch hatte ein Mann Platz genommen. Er war nicht mehr ganz jung, und ihm lief eine rote Narbe über die Stirn.

„Gut gespielt, Fräulein, nicht wahr?" wiederholte er.

Aber Meike warf den Kopf in den Nacken und stand auf. Von fremden Männern ließ sie sich nicht ansprechen. Außerdem war sie noch halb im Traum und ihre Gedanken konnten sich nicht beruhigen. Gab es wirklich Menschen, die das Zaubern verstanden?

Mit ungewissen Schritten ging sie durch den Garten, dorthin, wo die Töne geklungen hatten.

Hier stand ein junger Mann mit einer Geige in der Hand und sah aus dunklen Augen auf die wenigen Menschen, denen er vorgespielt hatte. Die Männer lasen schon wieder die Zeitung und die Frauen häkelten. Der kleine Kellner lief mit Bier und die Kaffeetassen klirrten.

Meike faßte den Geiger an die Hand. „Ich gebe Ihnen Bier aus!“ sagte sie hastig. „Und ich bedanke mich auch vielmals, vielmals!“ wiederholte sie und warf einen fast scheuen Blick auf das kleine braune Instrument, das der junge Mann noch im Arme hielt, und das zaubern konnte.

Auf diese Art machte Meike also eine Bekanntschaft. Hätte sie nicht fünftausend Mark geerbt, würde sie kaum so kühn gewesen sein; nun saß sie schon zwei Stunden lang an einem Tisch mit Ignaz Braun, traktierte ihn mit Bier und Butterbrot, hörte zu, wenn er spielte, und ließ sich von ihm berichten.

Ignaz kam irgendwoher aus Böhmen oder Mähren, war zweiundzwanzig Jahre alt und verdiente mühsam sein Brot. Das Musikergeschäft war ein schlechtes und die Konkurrenz groß. Aber er mochte doch nichts andres tun, als mit der Geige in der Welt umherziehen und spielen.

„Die Leut hören nit zu, aber ich höre zu!“ sagte er lachend und zeigte seine weißen Zähne.

Er war ein guter, lustiger Junge und auch nicht unbescheiden. Als Meike für ihn bezahlen wollte, griff er in seine Tasche, steckte aber doch die Nickel wieder ein, und Meike entdeckte, daß er eine verschabte Weste und ausgefranste Manschetten trug. Er war natürlich arm. Auch sie kannte die Armut; du liebe Zeit, wenn sie nicht grade jetzt fünftausend Mark geerbt hätte, dann würde sie Ignaz Braun niemals gehört haben. Und Meike bestellte für ihn eine Flasche Wein.

Es war ein herrlicher Abend. Allmählich hatte sich der Garten mit Gästen gefüllt; am Himmel glänzten die Sterne auf und die Brunnenfigur sah mit einem geheimnisvollen Lächeln in die silberne Mondscheibe, die hinter dem Blätterdach auftauchte. Hin und wieder spielte der Geiger einen Tanz oder ein Lied. Leise und schmeichelnd glitten die Töne durch die Nacht. Die Menschen wurden still, und vielleicht vergaß einer oder der andre für einen Augenblick sein Glas Bier.

Meike hatte alles vergessen. Sie saß regungslos, sah in die dunklen Augen des Spielers und lauschte. Als sie zu später Stunde heimging, brachte der Geiger sie nach Haus. Er war so glücklich, daß Meike ihn bewunderte, daß sie ihn hören mochte, daß sie ihn strahlend betrachtete. Wenn das Fräulein es erlaubte, dann wollte er sie morgen abholen. In einen andern Garten, auf der andern Seite der Stadt. Dort sollte er auch spielen; und er spielte noch einmal so gut, wenn das schöne Fräulein ihn ansähe.

Das schöne Fräulein — Meike wiederholte die Worte, als sie nachher allein war. Im Zimmer war es dumpfig und heiß; sie riß das Fenster

auf und lehnte sich weit hinaus. Der Lilienplatz war einsam geworden. Nur der Nachtwächter wandelte gemächlich über ihn dahin, und vom Lilienhof kam ein bedächtiger Schritt. Ein Mann wars, der jetzt an Meikes Fenster vorüberschritt und das Gesicht ihr zuwandte. Hell schien der Mond auf seine Züge, und wie er den Hut zog, auf eine große, rote Narbe.

„Gute Nacht, Fräulein!" sagte er halblaut. „Es war wirklich ein schöner Abend!" Meike schloß das Fenster und trat zurück. Das war ja wieder der Unverschämte von vorhin, von dem sie sich schon einmal abgewandt hatte. Es gab doch immer häßliche Menschen. Gottlob aber auch andre, mit weichen Gesichtszügen und träumerischen Augen. Und sie selbst begann zu träumen, so daß sie sogar vergaß, daß sie fünftausend Mark geerbt hatte.

Andern Tages dachte sie wieder daran, und noch ernsthafter eine Woche später, als sie sich mit Ignaz Braun verlobte. Sie machte den Antrag, und er war so beglückt, daß die Sache sehr schnell zum Abschluß kam.

Der junge Mann konnte sich kaum denken, daß dieses hübsche und stattliche Mädchen seine Braut sein sollte; ihm wars mäßig genug in der Welt ergangen, und bis dahin hatte sich niemand um ihn bekümmert. Aber in alles Gute und Glückliche findet sich Jedermann leicht. Ignaz Braun ward aus einem verwunderten jungen Mann ein sehr verliebter Bräutigam, und nachdem er zwei Stunden lang mit Meike in dem schönen Garten am andern Ende der Stadt spazieren gegangen, inzwischen heißblütige Tänze gespielt und Wein getrunken hatte, flehte er Meike an, sich in kürzester Zeit mit ihm trauen zu lassen.

Aber so eilig hatte Meike es nun doch nicht. In ihrem Innern stieg allerdings eine heiße Sehnsucht auf, und es war ihr wieder, wie vor acht Tagen, als sie einen goldnen Falter vor sich herschweben sah, aber schließlich hatte sie doch auch noch andre Gedanken im Kopfe, als die der Verliebtheit.

„So schnell geht das nicht, mein Junge", sagte sie, den Bräutigam leise von sich drängend. „Erstmal mußt du doch ein wenig weiter sein, ehe wir heiraten können."

„Weiter?" Ignaz öffnete seine schönen dunklen Augen zu einem fragenden Blick. „Weiter komme ich niemals."

„Weshalb nicht?"

Das Paar, das eng aneinander geschmiegt in den dämmrigen Wegen des Gartens wandelte, blieb stehen, während Ignaz leise auflachte.

„Ich kann ja nichts, Geliebte. Ein paar Tänze, ein paar Lieder vermag ich zu spielen; und immer dieselben. Mehr aber hab ich nit gelernt!“

Er lachte noch einmal, küßte seine Braut und flüsterte allerhand törichte Worte; wie man es tut, wenn man jung ist, und verliebt, und der Himmel voller Sterne. Wenn es so dumm erscheint, an ernsthafte Dinge, an Geld und Gut, an Weiterkommen und ähnliche Schreckniſſe zu denken. Meike lachte über das Ungestüm ihres jugendlichen Liebhabers, und sie schämte sich, an langweilige Dinge zu denken. Dennoch aber mußten ihr die fünftausend Mark zu dreidreiviertel Prozent Zinsen einfallen.

Allerdings nicht lange. Als sie später allein nach Haus ging — der Ignaz hatte noch zuletzt einige Nummern zu spielen, und er durfte sie nicht begleiten, — da hatte sie ihm versprochen, ihn bald zu heiraten, und mit ihm in die Welt zu gehen, heraus aus dieser Stadt und ihrer Enge in den goldigen Süden.

Unwillkürlich blieb das Mädchen stehen, und blickte zu den dunklen stillen Häusern ihrer Stadt empor. Würde sie wirklich glücklich sein, wenn sie hier nicht mehr wandern durfte?

„Heute ist der Abend wirklich wieder schön!“ sagte eine behagliche Stimme neben ihr.

Wie Meike sich zu den Sprecher wandte, sah sie den Mann, der sie schon einmal angesprochen hatte. Ärgerlich drehte sie sich um und begann eilig zu gehen; der Mann aber hielt gleichen Schritt mit ihr.

„Fräulein, Sie erlauben doch, daß ich ein bischen mit Ihnen gehe?“ fuhr er fort. „Es ist schon dunkel, und manchmal kann etwas passieren, was nicht angenehm ist. Junge Fräuleins“, —

„Ich bin nicht mehr jung“, unterbrach Meike den Sprecher. „Das Alleingehen tut mir nichts.“

Ihre Stimme klang unfreundlich; der Mann aber ging ruhig mit ihr weiter.

„Nehmen Sie es nur nicht übel, Fräulein; wir haben wirklich denselben Weg. Ich wohne auch am Lilienplatz, Nummer eins B, zweite Etage. Es ist eine nette Wohnung, und ich kann in Ihr Fenster sehen. Ich tue es nicht, Fräulein, aber vielleicht darf ich ein bißchen mit entlang gehen.“ Meike antwortete nicht. Sie ärgerte sich, und am liebsten wäre sie grob geworden; aber grade jetzt kamen ihr zwei betrunkene Männer entgegen. Sie schwankten allerdings an der andern Straßenseite vorüber, dennoch war es angenehm, einen Begleiter zu haben.

Dieser selbst sagte eine Zeitlang nichts. Dann begann er von neuem zu sprechen.

„Wie der junge Mann schön spielt; nicht wahr? Ich meine den mit der Violine und den schwarzen Augen. Zuerst habe ich ihn im Lilienhof gehört, denselben Abend, wie Sie dort waren, Fräulein, und wie ich erfuhr, daß er im Rosengarten spielte, bin ich schon ein paarmal hingegangen. Ich höre nämlich so schrecklich gern Musik. Wenn ich dann still sitze und an gar nichts denke, dann meine ich immer, daß ich ganz Jemand anders bin, als Fritz Sperling. Das ist nämlich mein Name. Und dann wünsche ich mir Geld, viel Geld, daß ich so einen armen Kerl, wie den Violinspieler, etwas lernen lassen könnte. Die Leute sagen, daß er noch nicht genug gelernt hat. Die Lieder und Tänze sind nicht genug; er müßte mehr lernen." Meike blieb stehen.

„Ich bin zu Haus", sagte sie unfreundlich. Ohne Gruß war sie an ihrem Beschützer vorüber und in ihre Haustür geschlüpft.

Noch am andern Morgen ärgerte sie sich über diesen Mann. Seine rote Narbe ärgerte sie, obgleich sie sie in der Dunkelheit nicht gesehen hatte, und es verdroß sie, daß sie nicht noch abweisender gegen ihn gewesen war.

Ein andres Mal wollte sie ihn noch ganz anders abfahren lassen.

Als sie aber an diesem Nachmittag wieder mit Ignaz in den dichten Laubgängen des Rosengartens wandelte und alle Freuden des Brautstandes kostete, da wurde sie auf einmal ernsthaft und die Verliebtheit fiel von ihr ab.

„Ignaz, mußt du nicht noch etwas lernen?"

„Ei freilich!" Er lachte. „Viel muß ich lernen. Auch hier gibts einen berühmten Lehrer, bei dem ich Stunden nehmen könnte; aber ich habe kein Geld nit!"

Er sprach von andern Dingen. Von seiner Heimat, seinen armen Eltern, die nichts für ihn tun konnten, und dann von seiner Geige. Er liebte sie, sie brachte ihm Verdienst, und nun hatte sie ihm Meike gegeben. Mit beiden Armen umfaßte er sie, um sie an sich zu ziehen; sie aber schob ihn zurück. „Du mußt mehr lernen," sagte sie ernsthaft, „und ich will dir wohl das Geld geben!"

Meike schämte sich, daß sie so bald wieder auf die Bank ging und sich hundert Mark holte. Eigentlich hatte sie immer nur Geld zu den fünftausend legen und niemals etwas wegnehmen wollen. Aber der Ignaz hatte einen so schlechten Anzug, und wenn er sich bei dem berühmten Professor als Schüler melden wollte, dann mußte er doch mindestens

anständig auftreten. Zuerst hatte ihr Schatz keine Lust zum weitern Lernen gehabt. Die Gartenmusik war leicht, und die Spaziergänge mit Meike in den Lauben gefielen ihm noch besser. Ihm war die Liebe zu Kopf gestiegen wie schwerer Wein; am liebsten hätte er sich jeden Tag von neuem an ihr berauscht. Aber Meike war vernünftiger. Sie liebte ihren Ignaz, wie sie noch niemals jemanden geliebt hatte; aber sie wollte nicht, daß ein Mensch wie Fritz Sperling ihn einen armen Kerl nannte, der nichts konnte wie Tänze spielen. Also mußte Ignaz tun, was Meike von ihm verlangte, und da er ein fügsamer, guter Mensch war, der, sobald man ihm nur Liebe zeigte, alles tat, was er sollte, so war er bereit, sich in einen neuen Anzug zu werfen und dem Professor etwas vorzugeigen.

Und nun kam er ganz aufgeregt zu seiner Braut.

„Er sagt, es kann noch etwas aus mir werden, Meike. Nur fleißig muß ich sein, sehr fleißig." Unwillkürlich reckte er sich in die Höhe und sein sorgloses Gesicht nahm einen fremden Ausdruck an. „Meike, wenn ich nur so kann, wie ich möchte!"

Seine Braut faßte ihn am Arm. „Gib dir Mühe!" sagte sie mit ungewohnter Schärfe.

* * *

Der Sommer war vergangen und sogar der Winter dachte an seine Abreise. Meike bügelte fleißig. Sie trug einen alten Mantel, und ihr Hut war auch noch gut genug gewesen. Der Krämer von der Ecke erklärte, sie sei geizig geworden, und er freute sich, nie daran gedacht zu haben, sie zu heiraten. Denn daß Meike ihm einen Korb gegeben hatte, leugnete er natürlich. Der Mützenmacher hatte sich am ersten Weihnachtstag wieder verheiratet und ging vorzugsweise mit seiner jungen Frau am Arm über den Lilienplatz, um Meike, der er gelegentlich begegnete, gönnerhaft zuzunicken und dabei ziemlich laut zu sagen, daß sie doch alt geworden wäre.

Im übrigen hatte der Lilienplatz dasselbe Ansehen wie sonst. Ein wenig verfallen, langweilig und verwahrlost, und der Lilienhof sollte vorm Bankerott stehen. Trotz der Gartenkonzerte vom vorigen Sommer und der Brunnenfigur, die noch immer in das leere Becken blickte und dabei geheimnisvoll lächelte.

Meike ging manchmal in den Lilienhof. Sie hatte mit der Frau des Wirts eine Art Freundschaft geschlossen, und wenn sie sie besuchte und in der nach hinten gelegenen Gaststube saß, dann sah sie in den winterlichen Garten und dachte an die Zeit, da seine alten Bäume

Blätter gehabt hatten, da Ignaz mit ihr an einem Tisch gesessen und sie auf sein Spiel gelauscht hatte. Er war jetzt in Berlin und schrieb jede Woche. Treue, zärtliche, kurze Briefe. Von seiner Arbeit, seinen Stunden, seinem Streben. Der Professor hier hatte ihn eine Weile unterrichtet und ihm dann eine Stelle in einem Theaterorchester verschafft. Nun verdiente er fast so viel, daß er leben konnte; aber er mußte lernen, immer mehr lernen. Ein Feuereifer war über ihn gekommen, ein Ehrgeiz, es andern nachzumachen, vielleicht gleich zu tun, und von seiner Kunst sprach er wie von etwas heiligem. Meike wurde gerührt, wenn sie die etwas unbeholfenen Buchstaben ihres Schatzes las. Denn ihr Schatz, ihr eigenster blieb er, und wenn er noch etwas mehr verdiente, dann wollte sie seine Bitten erhören und ihn heiraten. Noch aber ging es nicht; er selbst sah es ein. Noch bügelte Meike für ihre Arbeitgeberin und hatte sogar noch etwas mehr Kundschaft hinzugenommen. Weil sie sich ärgerte, ganze tausend Mark von ihren fünftausend verbraucht zu haben, und weil sie das Geld doch für ihre Aussteuer haben wollte.

Aussteuer — es war ein lustiges Wort. Was wohl Herr Sperling dazu gesagt hätte? Der Mann mit der großen roten Narbe, der noch immer Meike gegenüber am Lilienplatz wohnte, und den sie manchmal mit seinen gemächlichen Schritten an den Häusern entlang gehen sah. Sie wußte jetzt einiges von ihm. Er war Buchhalter in einer kleinen Zichorienfabrik, und er war noch niemals verheiratet gewesen. Obgleich er wahrlich nicht mehr zu den Jüngsten gehörte und auch nicht zu den Hübschen. Diese große rote Narbe hatte er von einem Kampfe mit Einbrechern bekommen, die ihm mit dem Stemmeisen ins Gesicht geschlagen hatten. Die kleinen Büglerinnen bei der Wäscherin Frau Korn erzählten sich die Geschichte abends, wenn sie im Dunkeln nach Haus gingen und sich recht graulich machen wollten. Von ihnen wußte Meike sie, und auch, daß Herr Sperling nicht nötig gehabt hätte, sich mit den Einbrechern einzulassen. Denn diese waren im benachbarten, und nicht einmal in Herrn Sperlings Haus gewesen, und dem reichen Manne, der dort wohnte, war eine kleine Schröpfung wohl zu gönnen. So schwatzten die jungen Mädchen, erzählten dann von ihren Liebesgeschichten und dachten nicht mehr an Herrn Sperling. Grade wie Meike ihn vergaß und ihn eine lange Zeit aus den Augen verlor. Weil sie in ihren eignen Gedanken aufging und nicht mehr darauf achtete, wie die Monate dahingingen und die Jahre gleichfalls.

Eines Tages sah sie dann Herrn Sperlings Gesicht wieder. Auf der Bank, wohin sie ihr Kassenbuch wieder bringen mußte, weil sie sich

ihre letzten hundert Mark holte. Es war kaum zu glauben, aber es war doch so. Ignaz war von Berlin nach Wien und dann nach Paris gegangen; er lernte noch immer, und Meikes Geld war ein Tropfen auf heißem Stein. In seinen seltnen Briefen schrieb er es mit grausamer Offenherzigkeit und Meike schämte sich, ihm nicht mehr geben zu können.

Aber sie vermochte es wirklich nicht. Von Frau Korn, ihrer Arbeitgeberin, hatte sie schon einen Vorschuß auf ihre Arbeit erhalten; nun mußte sie ihre eigne Miete bezahlen und damit gingen die letzten Mark ihrer Erbschaft dahin.

Nachdenklich sah sie dem kleinen Buch nach, das der Herr an der Kasse so gleichmütig in Empfang nahm und auf einen großen Haufen ähnlicher Bücher warf. Der hübsche junge Mann mit den dunklen Augen stand nicht mehr hinter dem Pult; es waren ja drei Jahre vergangen, seitdem Meike ihre fünftausend Mark hierher trug, und der junge Herr war vielleicht auch in Paris und lernte immer mehr, immer mehr. — Drei Jahre waren eine lange Zeit, und doch kam es Meike vor, als sei es erst vor einigen Tagen gewesen, daß sie die grauen Scheine, ängstlich in ein Taschentuch verpackt, hierher trug. Nun ging sie leer heim. Eine leere Tasche; und ihr Herz — war es auch leer?

Meike setzte sich auf eine der Bänke, die im Warteraum vor der Kasse standen. Seit dem frühen Morgen hatte sie gebügelt und in der letzten Zeit war ihr Kopf oft so schwer.

„Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wasser holen, Fräulein?" fragte Jemand neben ihr.

Meike blickte auf. Da saß an ihrer Seite Herr Fritz Sperling, der Mann mit der roten Narbe. Sie leuchtete vielleicht grade so feurig, wie vor drei Jahren, aber das Mädchen sah nur in ein paar freundliche Augen und dann auf ein kleines rotes Buch, das Herrn Sperling aus der Rocktasche blickte.

Er mußte den Blick merken, denn er griff nach dem Buch, um es etwas mehr zu versenken.

„Man spart ja ein wenig," sagte er halb entschuldigend. „Man muß doch an sein Alter denken, und dann daran, daß man mal ein kleines Vergnügen haben will, eine Reise oder dergleichen. Das Reisen ist nicht mehr so sehr teuer, besonders, wenn man mit Vernunft reist. Und —"

„Ich habe eben mein letztes Geld von der Kasse geholt, und damit muß ich Schulden bezahlen!" entgegnete Meike heiser. Sie wußte nicht, was der Mann neben ihr gesagt hatte; aber einmal, einmal mußte sie

sich aussprechen. Drei Jahre hatte sie geschwiegen und keinem Menschen ein Wort gesagt; sie hatte sich nur gefreut und gesehnt, und gearbeitet und sich von neuem gefreut und gesehnt, — bis ihr heute etwas in der Kehle saß, etwas, das sie herausschreien mußte. Herr Sperling kam ihr grade recht; sie kannte ihn kaum, und mochte ihn noch weniger. Ihm konnte sie sagen, daß sie die Menschen haßte und die Welt und sich selbst.

„Du lieber Gott, Fräulein, das ist ja unangenehm. Aber das Geld ist rund, und manchmal will es nicht bei einem bleiben. Und wenn man jung ist, wie Sie —."

„Vierzig Jahre!" warf sie ihm ins Gesicht. Herr Sperling lachte behaglich.

„Das ist in meinen Augen noch kein Alter, Fräulein. Da bin ich Ihnen mit fünf Jahren über. Mit vierzig Jahren lag ich im Hospital und die Ärzte sagten, ich würde nicht wieder gesund. Weil ich doch solchen Bums auf den Kopf gekriegt hatte, daß ich viele Wochen ohne Besinnung lag. Und alles für nichts und wieder nichts!"

„Für nichts?" fragte Meike.

Beide hatten miteinander das Bankgebäude verlassen und gingen über die Straße. Sie lag im Nachmittagssonnenschein und war heiß und staubig. Meike blieb einen Augenblick stehen und sah sich um. War der Sommer wirklich wieder gekommen mit seinen warmen Tagen und stillen, sanften Nächten? Sie hatte nichts davon bemerkt.

„Für nichts und wieder nichts," wiederholte Herr Sperling lachend. „Wenigstens nenne ich das so, wenn man sich beinahe totschlagen läßt, und der, für den man es tut, sich kaum bedankt. Ich hätte ja auch meine Hände davon lassen, in mein Bett kriechen und die Decke mir über die Ohren ziehen sollen, als ich die Diebe im Nachbarhaus hörte. Wenn ichs noch einmal erleben sollte, werde ich es auch tun. So etwas erlebt man aber nicht zum zweitenmal, und so kommt man nicht in die Verlegenheit. Sie nehmen doch ein wenig Kuchen zum Kaffee, nicht wahr, Fräulein?"

Das Mädchen fuhr aus seiner Versunkenheit auf. Da saß sie mit Herrn Sperling im Garten des Lilienhofes und der Kellner hatte grade Kaffee gebracht. Durch das Blätterdach der Bäume schien die Sonne, und ihre Strahlen glitten über die Brunnenfigur mit dem geheimnisvollen Gesicht.

„Ich habe mir erlaubt, Sie hierher zu führen, Fräulein," sagte Herr Sperling entschuldigend. „Sie sahen ein wenig angegriffen aus, was wohl von der Hitze kommt, hier aber ist es ganz angenehm, und

ich freue mich, daß der Lilienhof noch steht. Wenn er auch ein wenig altmodisch ist. Aber ich bin auch altmodisch, und meine Geschichte wahrscheinlich auch. Erzählen will ich sie Ihnen aber doch. — Damals als sie passierte, wohnte ich in einer Gartenstraße dicht neben dem Bankier Fresenhagen. Kennen Sie ihn? Er ist ein reicher Mann und hat ein sehr schönes Haus. Wenn ich damals aus meiner Mansarde sah, dann hatte ich die Aussicht auf das Dach seines Pferdestalls und darüber in seinen Garten. Im Sommer blühten die schönsten Blumen darin und zwei kleine Kinder liefen in seinen Wegen umher. Es waren ein Junge und ein Mädchen, und sie gehörten Herrn Fresenhagen. Ich war sehr befreundet mit ihnen, das heißt von meiner Seite, sie kannten mich nicht, aber ich hatte sie lieb, und das war für mich genug." Herr Sperling rührte bedächtig in seinem Kaffee. Neben ihm, auf einer Stuhllehne, hockten etliche Spatzen und zwitscherten ihn begehrlich an.

Der Sprecher warf ihnen eine Handvoll Kuchenkrumen hin, und berichtete dann weiter.

„Die Kinder hatten es mir angetan. Der kleine Junge mit seinem dicken Kopf und seinen trotzigen Augen und das Mädchen, das so zierlich trippelte und so hellauf lachte. Die beiden Kinderchen paßten wirklich gut in diesen Blumengarten, und als ich in einer dämmrigen Morgenstunde Geräusch hörte, schnell aufstand und dann sah, wie zwei Männer über das Dach des Pferdestalls kletterten, sich auf den Balkon des Herrenhauses schwangen und die ins Innere führende Glastür zu öffnen versuchten, da nahm ich mir kaum die Zeit, in meine Kleider zu fahren und kletterte hinter ihnen her. Weil ich wußte, daß die zwei Kleinen in dem Balkonzimmer schliefen, und ich fürchtete, ihnen könnte ein Leids geschehen."

Herr Sperling warf seinen Namensvettern von neuem eine Handvoll Krumen hin und sah dann in Meikes gespannt auf ihn gerichtete Augen. Er lachte ein wenig.

„So also kam es, daß ich mich noch auf dem Balkon mit den Einbrechern herumbalgte. Sie waren zwei gegen mich, und sie hatten Stemmeisen und eine ganze Niederlage von Waffen bei sich, und der eine hieß der Bullerich, weil er so viel Kräfte hatte, wie ein zorniger Bulle. Da konnte ich also von Glück sagen, daß diese zwei Kerls mich nicht zu Grus und Mus verarbeiteten, daß der Junge im Zimmer den Lärm hörte und aufschrie, und daß ein verschlafener Bedienter aus dem obern Fenster sah und nach der Polizei pfiff. Im Haus war am Abend vorher eine Gesellschaft gewesen; die Herrschaft war totmüde, und die

Dienerschaft hatte sich einige kleine Extrabowlen geleistet. Deshalb eben wollten sich die Herren Einbrecher einen guten Tag machen."

„Sie haben also das ganze Haus gerettet!" rief Meike.

Er lächelte vor sich hin.

„Was heißt gerettet? Als ich nachher im Hospital wieder etwas zu mir kam, hat mich Herr Fresenhagen besucht. Ein feiner Herr, Fräulein; so vornehm, daß er nur leise sprechen, und mit Mühe lächeln kann. Er war gegen Einbruch versichert und sein Geld lag auf der Bank. Was ihm die Diebe stahlen, wurde ihm alles ersetzt."

„Aber seine Kinder?" rief Meike. Sie mußte unwillkürlich zuhören.

Herr Sperling nahm einen Schluck Kaffee. „Kinder pflegt man nicht zu stehlen, Fräulein, und wenn sie schreien und einen Schlag auf den Mund kriegen, dann erholen sie sich bald wieder. So sagte Herr Fresenhagen und lächelte so stark, wie er lächeln konnte. Meine Kurkosten wollte er bezahlen, das aber konnte ich selbst tun, und von dem silbernen Becher, den er mir schickte, habe ich im Hospital eine Verlosung machen lassen. Ein armes krankes Mädchen hat ihn gewonnen, und sich so darüber gefreut, daß sie beinahe wieder gesund wurde. Nur beinahe: denn nachher ist sie doch gestorben. Den Becher haben sie ihr dann mit in den Sarg geben müssen, und auf diese Weise ist er doch zu etwas gut gewesen. Ich aber habe die Narbe zum Andenken behalten. Sie ist nicht hübsch, und schmerzt bei Wetterveränderung; das ist alles, was ich von ihr habe."

„Und wie geht es den kleinen Kindern?" fragte Meike.

Herr Sperling lächelte. „Denen gehts gut. Sie sind groß geworden, und ich fürchte, wenn sie erwachsen sind, werden sie auch nur noch mühsam lächeln, vorläufig lachen sie noch laut —."

Jetzt stellte sich ein Leierkastenmann an den Tisch, wo die Zwei saßen. Die Orgel war alt, und konnte nur „Lang lang ists her" und „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" spielen. Aber es war dem Mädchen, als flatterte wieder ein Wesen mit großen Schwingen über sie dahin. Es war grau und gespenstisch, und verschwand in der Ferne.

„Alles für nichts und wieder nichts!" mußte sie denken.

Herr Sperling schenkte dem Orgelspieler etwas; da spielte er noch einmal „Lang lang ists her" und ging dann weiter.

„Hier ist ehemals bessre Musik gewesen", sagte Meikes Begleiter nach einer Weile.

„Denken Sie noch an die Zeit vor drei Jahren? Wie der junge Mann mit der Geige hier spielte und Sie hier am Tische saßen? Es

waren süße kleine Lieder, und Sie Fräulein, machten so nachdenkliche, liebe Augen. Ich hätte gern länger mit Ihnen gesprochen, aber Sie gingen nachher mit dem Geiger davon. Später habe ich den jungen Mann einmal wieder gesehen. In der Schweiz, in Luzern, auf der Terrasse vor einem großen Hotel, wo auch einfache Leute Nachmittags hingehen, einen schwarzen Kaffee trinken und Musik hören können. Da also stand der junge Herr und spielte wundervoll, und die Damen bewarfen ihn mit Rosen."

Herr Sperling schwieg, und Meike war der Atem vergangen. Luzern — sie wußte nicht, daß Ignaz in der Schweiz gewesen war —, was wußte sie überhaupt von ihm? Im letzten Jahr hatte er ihr nur geschrieben, wenn er Geld haben wollte, und seitdem sie ihm antworten mußte, daß sie nichts mehr hätte, waren seine Briefe ausgeblieben.

Etwas weiter hin unter den Bäumen spielte der Leiermann seine alten Lieder, und Meike mußte die Lippen zusammenpressen, um nicht laut zu schreien. Dann sah sie plötzlich die rote Narbe in Herrn Sperlings Gesicht, und sie beneidete ihn darum. Denn seine Wunde, die er für nichts und wieder nichts erhalten hatte, war vernarbt und schmerzte nur gelegentlich, während sie fühlte, daß ihr Herz mitten durchgeschnitten war und niemals wieder heil werden konnte.

Als Herr Sperling sie an diesem Tage nach Haus gebracht hatte, fand sie auf ihrem Tisch einen Brief von Ignaz Braun. Der erste seit vielen Monaten. Der Geiger ging nach Amerika und sagte ihr Lebewohl. In kühlen Worten dankte er ihr für ihre Freundschaft und versprach ihr, einmal wieder zu schreiben. Von Liebe kein Wort. Er hatte längst vergessen, daß Meike ihn und daß er sie geliebt hatte. Er war ein Künstler geworden und ging jetzt seinen eignen Weg.

Die ganze Nacht saß Meike vor ihrem Bett, sah in die grauen Schatten der Nacht und hörte endlich die Hähne krähen. Grade so, wie in der Nacht, da sie ihr Geld im Hause gehabt hatte. Nun war ihr Schatz zerronnen und die Liebe gleichfalls.

„Für nichts und wieder nichts."

Sie sah sich um. Wer hatte das gesagt? Aber es war still um sie, und nur der Holzwurm tickte in der Wand. Wie er tun soll, wenn jemand im Hause sterben will.

Meike erhob sich, strich die Haare aus der Stirn und öffnete ihr Fenster. Da kam die kühle Morgenluft ins Zimmer und über den Himmel huschte ein rosiges Licht. Einen Augenblick atmete das Mädchen die frische Luft ein; dann ging sie an die Kommode, dieselbe, in der sie

ihre Erbschaft verwahrt hatte, und nahm ein Briefbündel heraus. Als der Türmer von der Hauptkirche nachher auf die schlafende Stadt sah, bemerkte er, daß aus einem Schornstein bereits ein dünner Rauch stieg, und er wunderte sich, daß dort schon so früh Kaffee gekocht wurde. Dann aber zerflatterte der Rauch vor der aufgehenden Sonne, und des Türmers Gedanken zerflatterten gleichfalls.

Jahre waren dahingegangen. Meike Hankens hieß schon lange Frau Sperling, und die Nachbarn vom Lilienplatz, die schon gesagt hatten, sie würde natürlich eine alte Jungfer werden, behaupteten jetzt, sie hätten es ja immer gesagt, Meike würde noch sehr gut heiraten. Denn Herr Sperling war allmählich wohlhabend geworden und wohnte nicht mehr am Lilienplatz im dritten Stockwerk, sondern in einem Häuschen vor der Stadt, das mitten im Garten lag.

In diesem Garten stand der Wagen mit Meikes kleinem Jungen, über den Fritz Sperling sich so freute, daß er's kaum aussprechen konnte.

Auch Meike war zufrieden mit ihrem Jungen, ihrem Haus und Garten; wenigstens sagte sie es. Wenn sie aber allein war und Zeit hatte zum Nachdenken, dann fühlte sie oft, daß ihr Herz weh tat. Es nützte nichts, daß sie anfing zu lesen und zu lernen, daß sie ins Theater ging, und sich freute, wenn die Liebenden sich kriegten, und weinte, wenn sie sterben mußten. Es nützte nichts, daß ihr Mann ihr Kleider schenkte, und dann sogar ein goldnes Armband, daß sie vor dem Krämer, der sie hatte heiraten wollen und dann verleugnet, daß sie vor ihm mit ihrer Wohlhabenheit prunkte, und daß der Mützenmacher, wenn er ihr begegnete, ganz besonders tief den Hut zog; es war immer eine Unrast, eine Unzufriedenheit in ihr, der sie nicht Herr werden konnte.

Fritz Sperling war gut gegen sie, aber sie ärgerte sich über ihn. Wenn er ihr sagte, daß er glücklich sei, dann wunderte sie sich. Wie konnte man glücklich sein, nur weil man keine Sorgen hatte, und ein Haus mit Garten? Gab es nicht ein besseres Glück, das auch sie einst in der Hand gehalten hatte, aber nicht hatte festhalten können? Denn allmählich kam es über sie, als wäre sie Schuld, daß Ignaz Braun von ihr gegangen war. Wenn sie ihn gleich geheiratet hätte und mit ihm in die Welt gegangen wäre, dann hätte ja alles anders kommen müssen; jetzt trug sie die Schuld. Und sie quälte sich, bis sie schlaflos wurde und verdrießlich gegen ihren Mann, daß sie keine Freude hatte an ihrem Kind, und daß der Hausarzt endlich sagte, sie müßte eine Badereise machen.

Ehemals hatte Meike nicht gewußt, was eine Badereise war; nun ging sie jeden Morgen durch einen großen Garten, sah viele Menschen

und trank Brunnen. Fritz Sperling und ihr Junge waren daheim geblieben; sie war allein wie ehemals, und wohnte in zwei Stuben wie ehemals, da sie noch für Geld arbeitete. Und wenn sie Nachmittags in dem großen Garten saß, eine Arbeit in den Händen hielt und in der Ferne Musik hörte, dann konnte es vorkommen, daß sie Fritz Sperling und ihren Jungen vergaß, und daß sie glaubte, eben fünftausend Mark geerbt zu haben. Fünftausend Mark und dazu ein weiches, sehnsüchtiges Herz.

Eines Morgens, als Meike zum Brunnen ging, waren überall an den Säulen der Kolonnaden Anzeigen angeschlagen, daß Herr Ignaz Bronski ein Konzert geben würde. Die Menschen standen vor den Zetteln und waren ganz aufgeregt. Herr Bronski war ein großer Künstler; ein Geiger von Gottes Gnaden. Ehemals hatte er Braun geheißen und war armer Leute Kind; seitdem er berühmt geworden war, hatte er seinen Namen verändert und seine Eltern vielleicht vergessen. So hörte Meike die Menschen sprechen, und wie sie erregt waren, so wurde auch sie es. Sie sollte ihn wieder sehen; ihn, den sie doch immer geliebt hatte, nach dem sie sich sehnte! Die Nächte vorm Konzert lag Meike schlaflos; die Zeit kroch, sie zählte die Stunden und Minuten, bis zu dem Augenblick, wo der kleine Rokokosaal im Kurhaus in Kerzenlicht flammte, sie in der ersten Reihe vorm Podium saß und allen Goldschmuck angelegt hatte, der ihr gehörte.

Und dann stand ein Mann auf dem Podium mit einer Geige in der Hand, verbeugte sich nach allen Seiten, und begann mit dem Bogen über die Saiten zu streichen. Grade wie damals im alten Liliengarten, wo die Sonne durch die Blätter der Bäume schien und die alte Brunnenfigur geheimnisvoll lächelte. Und siehe da: auch heute stieg sie von ihrem Postament, schritt auf Meike zu, setzte sich neben sie und fuhr ihr über die Augen. Ganz leise nur, aber Meike empfand es dennoch und sah verwundert den Geiger an. Hatte er immer so eckige, häßliche Bewegungen gehabt, eine so kahle Stirn und so scharfe Züge? Und was war das mit seiner Musik? Waren das die Lieder, die ihr Herz weich gemacht hatten, daß es noch jetzt, in Erinnerung daran, zitterte? Meike verstand nicht, was der Mann spielte; noch immer stand die alte Brunnenfigur vom Lilienhof neben ihr, und ihre Hand glitt wieder über ihre Augen. Da sah sie ein freundliches gutes Gesicht neben ihr und hörte eine milde, geduldige Stimme. Was schadete die rote Narbe, die über das Gesicht ging — haben wir nicht alle unsre Narben, und bekommen wir sie nicht manchmal für nichts und wieder nichts?

Die Menschen jubelten dem Spieler zu, der sein Spiel vollendet hatte und sich nach allen Seiten verbeugte. Seine Augen blickten müde und seine Lippen zitterten; aber wenn die Leute klatschten, mußte er sich immer von neuem verbeugen.

Das Konzert war noch nicht aus; Meike aber stand auf und ging heimwärts. Durch den stillen Garten und mit ganz stillen Gedanken. Traumlos schlief sie die Nacht hindurch, und wie sie am andern Morgen durch eine der alten Baumreihen ging, blickte sie ruhig dem Geiger entgegen, der von der andern Seite her auf sie zu kam. Bei Tageslicht hatte er noch fahlere Gesichtszüge, und als er plötzlich vor Meike stand und sie mit einem erschreckten Blick ansah, redete sie ihn freundlich an.

„Ja, ich bin es, Herr Braun. Meike Hankens habe ich geheißen, und es hat eine Zeit gegeben, wo Sie mir großes Leid zugefügt haben. Aber nun habe ich Mann und Kind, und wünsche Ihnen alles Gute."

Ihr Ton klang frisch, ihre Augen blickten klar, der Geiger blieb wie angewurzelt stehen. Dann begann er sich zu entschuldigen. Mit stotternden, unverständlichen Sätzen, die Meike bald unterbrach.

„Lassen Sie nur, Herr Braun. Wir zwei hätten doch nicht für einander gepaßt. Erstens war ich zu alt für Sie, und dann haben Sie sich ja auch sehr verändert. So sehr, daß ich es nicht hätte ertragen können. Sie spielen ja nicht mehr hübsch."

Er sah sie fassungslos an.

„Ich hoffe, ein Künstler geworden zu sein."

„Das ist schon möglich; aber so schön wie früher spielen Sie doch nicht mehr."

„Weil Sie nichts von meiner Kunst verstehen!" sagte er hitzig.

Unwillkürlich mußte sie lächeln.

„Sie haben sicherlich Recht, Herr Braun; deshalb ist es ja auch gut, daß wir auseinandergekommen sind!"

Sie senkte den Kopf zum Gruß und ging weiter. Er aber lief hinter ihr her.

„Sie müssen mich öfters hören, Meike; dann werden auch Sie empfinden, daß ich ein Künstler geworden bin. Sie haben vielleicht dazu geholfen", setzte er mit einem Anflug von Großmut hinzu. „Ich erinnere mich, ich bin Ihnen verpflichtet —."

„Durchaus nicht!" unterbrach ihn Meike. „Ich habe Ihnen mein Erbteil von Herrn Friedrichsen gegeben; aber der war eigentlich ein alter schrecklicher Mann, und sein Geld würde mir doch keinen Segen gebracht haben. Da konnte ichs eben so gut für Sie ausgeben, wie für etwas andres."

„Sie sind nicht liebenswürdig!“ sagte Ignaz mit einem Versuch zu scherzen. „Meine Musik gefällt Ihnen nicht, und ich auch nicht —.“

Nein, er gefiel ihr nicht. Wenn Meike ehrlich sein wollte, mußte sie es zugeben. Aber er tat ihr auch leid.

„Es muß schwer sein, sich immer wieder vor der Menge zu verbeugen, und immer wieder zu kommen, wenn man sich ausruhen möchte!“ sagte sie bedauernd.

Er warf den Kopf in den Nacken. „Ohne Beifall kann ein Künstler nicht leben, und auch nicht ohne Ruhm! Es ist mein Beruf, nach beidem zu trachten.“

Seine Stimme war kalt geworden, und Meike sah ihn mitleidig an.

„Wenn Sie in unsre Stadt kommen sollten, dann besuchen Sie uns doch, Herr Braun. Mein Mann wird sich freuen. Er spricht noch manchmal von Ihnen und wie Sie so schön im Lilienhof gespielt haben.“

„Davon weiß ich nichts mehr!“ entgegnete Bronski trotzig.

„Das haben Sie vergessen?“ Ihr fehlten die Worte, und der Geiger begann zu lachen.

„Liebe Meike, wenn man vorwärts gehen will, darf man nicht hinter sich blicken.“

Er ging aber doch noch ein Weilchen mit ihr und berichtete von seinen Reisen und seinen Erfolgen. Meike hätte ihm so gern von ihrem Mann erzählt und ihrem Jungen, aber sie kam nicht dazu. Sie mußte mit Herrn Bronski in Gedanken durch die ganze Welt reisen und davon hören, wie andre Künstler ihn beneideten. Er sprach nur von sich, immer nur von sich. — —

Herr Fritz Sperling war in seinem Garten und ließ seinen Jungen die ersten Buchstaben auf die Schiefertafel schreiben, da stand Meike plötzlich neben ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Erschreckt fuhr er auf.

„Weshalb hast du deine Kur unterbrochen?“

Sie lachte ihn an. „Ich glaube, Fritz, ich habe genug von der Kur gehabt, und sie wird mir hoffentlich gut bekommen.“

Ehe sie weiter sprach, zog sie ihren Knaben zu sich, der eine dicke Beule auf der Stirn hatte.

„Was ist mit dir geschehen?“

„Er ist gestern einem Schmetterling nachgelaufen“, berichtete Fritz Sperling. „Aber er hat ihn nicht gefangen, sondern ist nur arg dabei gefallen!“

„Er hatte goldne Flügel!“ verteidigte sich der Kleine.

„Es war ein Kohlfalter!“ ergänzte sein Vater lächelnd. Dann faßte er Meike um. „Nun sage aber, was dich so schnell heimführte!“

Und sie berichtete, daß sie sich gesund gefühlt und Heimweh gehabt hätte nach Mann und Kind, und daß die Badekur nichts für sie wäre.

Denn daß ihr goldner Schmetterling auch nur ein Kohlfalter gewesen war, konnte sie doch nicht sagen.

* * *

Am Lilienplatz erzählen sich die Leute noch manchmal von Meike Hankens, und wie sie in späten Jahren noch zu Glück gekommen ist, wie sie sagen, und wie es mit der Erbschaft von Herrn Friedrichsen begann. Und im Lilienhof steht noch heute die alte Brunnenfigur mit ihrem geheimnisvollen Lächeln. Vielleicht flattern auch noch Schmetterlinge um sie herum, und gelegentlich blickt ein Menschenkind ihnen nach und hält sie für goldne. So etwas kann immer noch wieder vorkommen. Meike Hankens aber hofft leise, daß ihr Sohn nicht so blind sein wird. Doch niemand kann dies im voraus sagen.

In memoriam.

Meine Mutter war alt und ihr Haar eisgrau,
Das hatten versilbert die Sorgen:
So stehen verklärt im gefrornen Tau
Die Bäume am Wintermorgen.

Doch wenn sie vor mir in dem Armstuhl saß
Mit dem Lächeln, dem sonnigen, lieben,
Da kam's, daß ich Winter und Tod vergaß,
Denn ihr Herz, das war warm geblieben.

Nun ist ihr Stübchen so still, so leer,
Und mich fröstelt im Sonnenscheine:
Ich habe ja keine Mutter mehr,
Nur ein Grab — dahin wandr' ich und weine.

Otto Händler.

Papst Leo XIII.

Von

Reinhold Seeberg.

Am 20. Juli 1903 ist Papst Leo XIII. gestorben. Vieler Augen richteten sich damals nach Rom. Und in der Tat, welcher Gebildete müßte nicht aufmerken, wenn 200 Millionen Katholiken ihres geistigen Oberhauptes beraubt werden? Einer der mächtigsten Herrscher seiner Zeit und eine der hervorragendsten Gestalten des öffentlichen Lebens im 19. Jahrhundert ist von der Weltbühne abgetreten. Das Ereignis liegt mittlerweile weit genug hinter uns, um das Bild des Papstes mit ruhigem Interesse zu betrachten.[1])

Am 2. März 1810 wurde Joachim Vincenz Raffael Ludwig Pecci in Carpineto, einem romantisch gelegenen Städtchen im Volskergebirge, geboren, als der vierte Sohn des Obersten Domenico Ludovico Pecci. Er stammte aus einer frommen Familie; Jesuiten übten früh schon auf seine Erziehung Einfluß aus. Im Jahre 1818 gaben ihn die Eltern in das Jesuitenkollegium nach Viterbo. 1824 kam er in das berühmte jesuitische Collegium Romanum nach Rom. 1832 trat er in die Academia dei Nobili ecclesiastici. Zu diesem Zwecke mußte der alte Adel der Familie nachgewiesen werden. Im Jahre 1837 trat er in den päpstlichen Verwaltungsdienst ein. Am Schluß dieses Jahres empfing er die Priesterweihe. Die Lehrjahre waren zu Ende und die Wanderjahre gingen an.

Seine Lehrer haben bald erkannt, daß sie es mit einem glänzend begabten Zögling zu tun hatten. Für alle Zweige des Gymnasial- und Universitätsstudiums hatte er Verständnis und lebhaftes Interesse. An

---

[1]) An größeren biographischen Beiträgen zum Leben des Papstes vergleiche man Boyer-d'Agen, Die Jugend Papst Leos XIII., deutsch von Schneider, Regensburg 1897. Weinand, Leo XIII. nach O'Reilly, Köln 1892. L. K. Götz, Leo XIII., Gotha 1899.

Anerkennung und Belohnungen fehlte es nicht. Mit zähem Fleiß ging er seinen Studien nach. Er war von zarter Körperkonstitution. Mehr als einmal überarbeitete er sich bei seinen Studien, sodaß das Krankenlager ihn der erwünschten Ehren und Erfolge bei akademischen Disputationen, die in Aussicht genommen waren, beraubte. Der eiserne Fleiß, den der Jüngling stets zeigte, bewies die Echtheit seiner Begabung, denn der Fleiß ist die Probe für die wirkliche Kraft des geistigen Lebens. Mit dem Fleiß verband sich ein strenger, ernster Sinn. Weitgehende persönliche Bedürfnisse hat er nie gehabt. Ein Brief aus jüngeren Jahren charakterisiert sein Wesen: „Das Studium bedarf einer gewissen Einseitigkeit. Diese mag mit einer gewissen Abwechslung und fröhlichen Zerstreuung verbunden werden können, für mich muß sie gleichförmig und selbst melancholisch sein." — Es ist begreiflich, daß schon früh das Auge einflußreicher Gönner auf den Knaben und Jüngling gelenkt wurde, und daß seine Karriere sich bald nach Abschluß seiner Studien zu einer glänzenden gestaltete.

Es fehlte Pecci nie an der Erkenntnis seiner Fähigkeiten und an zielbewußten Zukunftsplänen. Er hatte schon in jungen Jahren ein feines Auge für die wirkliche Welt und die Chancen, die sie ihm eröffnete. Das öffentliche Leben und die Politik fesselten bald seine Aufmerksamkeit, und gerne plauderte er in den Briefen an die Familie davon. Die Politik und auch der politische Klatsch ist der Hauptgegenstand der Briefe des Jünglings an seine Familie. Der junge Pecci wußte den Wert vornehmer Gönner wohl zu schätzen, und eine große Laufbahn, zur Verherrlichung seiner Familie, erfüllte bald seine Phantasie. Mit der hervorragenden Begabung verband sich ein hervorragender Ehrgeiz. Er konnte etwas werden und er wollte es auch.

Die Wissenschaft, die er lernte, hemmte ihn nicht in solchen Plänen. Es war die jesuitische Wissenschaft. Pecci hat fraglos sehr viel gelernt und sich ein vielseitiges Wissen angeeignet. Aber die Wissenschaft, die man ihn lehrte, brachte keine Probleme mit sich und führte daher nicht zu inneren Stürmen. Es war eine fertige Wissenschaft. Die Kirchenlehre war ihr Mittelpunkt; Geschichte und Naturwissenschaften waren an diesem Mittelpunkt abgepaßt. In klaren, faßlichen Sätzen legte man ihre Resultate dar. Diese stimmten natürlich immer mit der kirchlichen Lehre, von der aus man sie behandelte, und klare Vernunftbeweise sicherten diese Folgerungen, wie die Kirchenlehre selbst.

Der Meister aller Wissenschaft war Thomas von Aquino. Wohl war das Mittelalter über ihn hinausgeschritten. Die übervernünftige Vernünftigkeit des Christentums, die er pries, war erschüttert, und der

Kirchenlehre waren ernste Beweise entgegengestellt worden. Aber seit der Reformation hatte man sich in der katholischen Kirche immer mehr auf Thomas zurückgezogen. Thomas garantierte die ganze Kirchenlehre samt allen kirchlichen Institutionen, und er lehrte sie als richtig der Welt und ihrer Wissenschaft gegenüber behaupten.

Diese Wissenschaft hat Pecci in sich aufgenommen. Sie gab ein Weltbild, in dem alles miteinander stimmte, und sie lieferte Beweise ohne Zahl für dieses Weltbild und ebenso reichliche Beweise gegen alles, was ihm zuwiderlief. Man darf die Kraft, die eine solche Wissenschaft in sich birgt, nicht verkennen. Sie gibt dem Geiste eine imponierende Sicherheit, sie gewährt die Fähigkeit, sich in allen Verhältnissen schnell zurechtzufinden, und sie hält für alle Fragen die Antworten bereit. Sie ist die Technik der Weltbeurteilung und Weltbeherrschung. Es fehlt ihr nur an etwas: an wirklich geschauten und erlebten Problemen und an dem Ringen nach wirklicher Erkenntnis. Diese Wissenschaft hat Dogmen, aber sie hat nicht die Wahrheit. Die Wahrheit, die sie anpreist, ist bloße Technik, denn sie kennt nicht das freie Streben nach der Wahrheit. Aber gerade darum gewährt sie eine gewaltige Sicherheit, sie kennt nicht Zweifel und innere Kämpfe, sie ist fertig und sie macht fertig.

Diese Wissenschaft hat den jungen Pecci innerlich nicht zu erschüttern vermocht, aber sie hat ihm ein Arsenal von Formeln geliefert, die ihm fast zwei Menschenalter über gedient haben. Das eigentlich religiöse Element tritt in den Jugendbriefen Peccis merkwürdig zurück. Es wäre übereilt, daraus den Schluß zu ziehen, daß es ihm an Frömmigkeit gefehlt habe. Die Anleitung zur Frömmigkeit, die er erhielt, war ebenso jesuitisch, wie die Unterweisung in der Wissenschaft. Er ward angeleitet, den kirchlichen Glauben anzunehmen, und die geistlichen Exerzitien der Jesuiten übten auch an ihm ihre suggestive Kraft aus. Wie jener Glaube als fertiger von außen her angenommen wurde, so wurden auch die Seelenstimmungen, in die man ihn hineinexerzierte, als fertige angenommen. Es ist die ungeheure Gefahr dieser Frömmigkeit, daß sie die Seele erfüllt mit Vorstellungen und Stimmungen, ohne doch die Seele selbst lebendig zu machen. Die Seele hat viel Neues, aber sie wird nichts Neues. Die Seele wird Gott unterworfen, aber sie selbst unterwirft sich ihm nicht. Sie gewinnt alles, aber verliert sich selbst. Vielleicht wird die Widernatürlichkeit dieser Frömmigkeit von dem Romanen nicht in dem Maße empfunden, als von dem Germanen mit seiner kräftigeren Innerlichkeit und seinem stärkeren Freiheitsgefühl. Und dann will immer im Auge behalten werden, daß in der Religion die

inneren Wirkungen reicher und tiefer ausfallen, als die auf sie verwandten Mittel erraten lassen.

Uns fehlt die Möglichkeit, über das Innenleben des jungen Pecci zu einem sicheren Resultate zu gelangen. Nur so viel ist für uns von Bedeutung, daß er, wenn die Quellen nicht täuschen, keine hervorragend innerliche und religiöse Natur gewesen ist. Weder die Wissenschaft, die er erlernte, noch die Frömmigkeit, die er überkam, haben ihn in innere Konflikte zu stürzen vermocht. Der Zauber so mancher Jugendgeschichte mit ihrer Sehnsucht und ihren Frühlingsstürmen, mit ihren Irrungen und Wirrungen fehlt im Bilde dieses Jesuitenzöglings. Er ist bald befriedigt worden von dem, was man ihm bot; er war früh reif und früh fertig. Die Narben des Kampfes sucht man vergebens, und die Entwicklungsringe des Wachstums sind an seinem inneren Menschen nicht wahrzunehmen. Unendlich fleißig und immer fertig, zufrieden mit der überlieferten Weltanschauung und stets bereit ihr zu dienen, so war er und so blieb er.

Er war einer von jenen Frühfertigen, denen man sicher voraussagen kann, daß sie im Leben Hervorragendes leisten werden, bei denen aber erst die Erfahrung darüber entscheidet, ob sie zu den wirklich großen Naturen zu rechnen sind.

Nachdem Pecci während des Jahres 1837 in Rom in den Zweigen des Verwaltungsdienstes beschäftigt worden war, wurde ihm schon 1838 die Stelle als apostolischer Delegat in Benevent übertragen. Seine große Tüchtigkeit als Verwaltungsbeamter zeigte sich sofort. 1841 wurde er Delegat in Perugia. Durch Anlegung neuer Straßen, Förderung der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels bewies er seine großen praktischen Talente. Zur diplomatischen Schulung diente ihm dann der Posten als Nuntius in Brüssel, der ihm 1843 übertragen wurde. Von hier aus hat er auch Deutschland und England zu besuchen Gelegenheit gehabt. Das waren die Wanderjahre. Die Periode der Meisterjahre folgt auf sie.

Im Jahre 1846 erfolgte seine Ernennung zum Bischof von Perugia, mit dem Range eines Erzbischofs. Zweiunddreißig Jahre über hat er diesen Posten innegehabt. 1853 empfing er von Pius IX. den Kardinalspurpur. Dadurch war er zum häufigen Aufenthalt in Rom genötigt. 1877 siedelte er ganz dorthin über und am 20. Februar 1878 wurde er zum Papst gewählt.

Wir blicken zunächst auf die Zeit seines Episkopates.

Es war keine geringe Aufgabe, die des Bischofs von Perugia wartete. Durch ganz Italien ging ein dumpfes Gären. Die Kritik der Aufklärung

und die napoleonische Zeit waren doch nicht, wie es eine Weile über hatte scheinen können, spurlos vorübergegangen. Die sich immer schlimmer offenbarende Mißwirtschaft im Kirchenstaat bot der Unzufriedenheit reichlich Nahrung. Gegen die monströse Idee der weltlichen Herrschaft des Pontifex maximus in Rom sträubte sich das moderne Bewußtsein. Schon in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts hatte man vom Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes geredet. Weitverbreitete geheime Gesellschaften steigerten die Erregung. Das nationale Bewußtsein erwachte. Der Gedanke an die Einheit Italiens gewann immer greifbarere Gestalt. Der Traum von dem einen, von einem König geleiteten Italien fand begeisterte Propheten. Gegen ihn hatte die Strenge nichts ausgerichtet. Pius IX. war ihm weit entgegengekommen. Dann war er zurückgewichen, in der Erkenntnis, daß er vor einen Abgrund geführt sei. Die Unzufriedenheit war dadurch nur gesteigert worden. Die kraftlose dumpfe Reaktion, die dann folgte, offenbarte die ganze innere Ohnmacht des Papst-Königs. Und nun folgte den Träumen die Tat. 1860 besetzte Savoyen die Romagna, Umbrien und die Marken. Nur Rom und die Campagna blieben unter französischem Schutz dem Papste, bis 1870 Frankreich seine Truppen zurückziehen mußte. In den von Savoyen annektierten Gebieten wurden alsbald die Klöster aufgehoben, die Zivilehe eingeführt, die allgemeine Wehrpflicht auch auf die Geistlichkeit ausgedehnt, das staatliche Placet für kirchliche Ernennungen eingeführt, der staatliche Anspruch auf die Aufsicht aller Lehranstalten geltend gemacht.

Perugia war ein Zentrum der Neuerer. Der Episkopat Peccis war ausgefüllt zunächst von Kämpfen wider sie, dann, nach der Annexion, von diplomatischen Verhandlungen mit dem Staat, um zu halten, was noch zu halten war. Pecci, als dem geistig hervorragendsten Bischof der annektierten Provinzen, fiel die Führerrolle in diesen Wirren zu. Er hat sich dieser Rolle mit bewunderungswürdigem Geschick unterzogen. Wer begreift, was dieser Zusammenbruch der weltlichen Herrschaft des Papstes, was das Eingreifen der staatlichen Gewalt in das bisher rein geistlich geleitete Gemeinwesen, für das innerste Leben eines durch und durch päpstlich gesinnten Mannes, wie Pecci es war, zu bedeuten hatte, der wird mit Staunen die kaltblütige Klarheit und Entschlossenheit anerkennen, die der merkwürdige Mann in diesen Zeiten bewahrt hat.

Er hatte seine Aufgabe von Anfang an mit sicherem Ernst begriffen, denn er war ein geborener Organisator und Verwaltungsmann. Seine Weltanschauung stand ihm absolut fest, innere Zweifel und Konflikte gab es für ihn nicht. Aber er war nicht der Mann dazu, sich in ohn-

mächtigen Klagen und Drohungen zu erschöpfen. Seine Natur drängte ihn zu energischer Tat. Aber die Weltklugheit, die er reichlich besaß, lehrte ihn, auch dem Unabwendbaren nachzugeben und auch im Zusammenbruch zu retten, was sich noch retten ließ.

Er hatte von Anfang an sich die Ordnung des Finanzwesens angelegen sein lassen. Er hatte strenge Regeln für den Wandel und die Wirksamkeit der Priester erlassen. Er hatte, auch vor persönlichen Opfern nicht zurückscheuend, sich die Hebung des Unterrichts der Geistlichkeit angelegen sein lassen. Durch die Schulen die Frömmigkeit und die Ergebenheit an das Papsttum zu stärken, war ihm eine wichtige Aufgabe gewesen. Wo Not und Elend sich regten, da veranlaßte er die kirchliche Liebestätigkeit zum Eingreifen, persönlich mit gutem Beispiel vorangehend. Nichts war ihm zu klein und unwichtig erschienen, überall hatte er eingegriffen, Alles zu regeln versucht mit genauer Detailkenntnis.

Und als dann die neuen Verhältnisse eintraten, zog er sich nicht resigniert zurück, sondern gab sich erst recht Mühe, innerlich wiederzuerwerben, was äußerlich verloren war. Auch hier erkennt er die Bedeutung der Schule. Er rät zu Privatschulen, er fordert von der Geistlichkeit, daß sie jede Gelegenheit ausnutze, die sich für die religiöse Unterweisung der Jugend darbietet. Keinen Augenblick dachte er daran, sich darein zu schicken, was er für Unrecht hielt. Jede Aussöhnung mit dem neuen Königreich wies er schroff zurück. Allen neuen staatlichen Anordnungen setzte er energische und würdige Proteste entgegen. Er wird nicht müde, seinem Haß gegen die „liberalen Katholiken" und gegen die „patriotischen Priester" Ausdruck zu geben, und das Bild des „wahren Katholiken" seiner Herde einzuschärfen. Klaren Blickes erkannte er auch die Bedeutung der Presse in der Gegenwart und veranlaßte das Erscheinen neuer, streng katholisch gerichteter Zeitschriften und Zeitungen. Er tat, was er tun konnte, um den inneren Widerstand seiner Gemeinden zu stärken, aber er sah viel zu klar, um sie zu aussichtslosem, äußeren Widerstande anzustacheln. Von seinem Standpunkt wich er nicht um eines Haares Breite ab, denn er gehörte zu denen, die zu klug sind, um zu lügen. Aber er war auch den staatlichen Behörden gegenüber persönlich konziliant und vergaß bei aller Bestimmtheit nie die Würde seines Amtes.

So kann man von dieser Periode seines Wirkens nur urteilen, daß er sich — wenn man sich auf seinen Standpunkt stellt — als der rechte Mann in einer überaus schwierigen Lage bewährt hat. Freilich bewegte er sich in den engen Schranken der mittelalterlichen Weltanschauung. Er sah nur die Macht der katholischen Kirche, er erblickte alles Heil nur

in der gehorsamen Unterwerfung unter sie mit dem Papst an der Spitze. Alle Verbesserungen, die er vornahm, alle humanen Einrichtungen, die er einführte, waren eigentlich nur Mittel, um jenen Zweck zu fördern. Den Geist der Neuzeit hat er nie verstanden, für das patriotische Sehnen und Streben seiner Landsleute empfand er nie die geringste Sympathie. Sein Wesen war fester in sich geschlossen, als das des temperamentvollen Papstes Pius IX. Daher blieben ihm alle liberalen Anwandlungen fern, und er konnte doch wieder nach außen hin als der „liberalere" von beiden erscheinen.

Nicht immer hat das Kardinalskollegium es so gut verstanden, den rechten Mann zu finden, wie bei der Papstwahl 1878. Pecci ist von der Partei der „Gemäßigten" auf den Schild erhoben worden, und als „Gemäßigter" wurde er gewählt. Das bedeutet nichts anderes — so sehr ferner Stehende es anders verstanden —, als daß man in ihm den Diplomaten zu finden hoffte, dessen nach dem Urteil der Einsichtigeren die Kirche bedurfte. Man hat sich darin nicht getäuscht. Seinen Wählern hat der neue Papst keine Schande bereitet. Er nannte sich Leo XIII. in Erinnerung an Leo XII., den ersten Papst, den er mit Bewußtsein erlebt hatte.

Es war ein unsagbar kompliziertes Erbe, das Pius IX. seinem Nachfolger hinterließ. Es faßte Besitztitel in sich, deren Wert zum Teil sehr zweifelhaft, zum Teil geradezu aussichtslos erscheinen mußte. Zwei neue Dogmen hatte Pius geschaffen: die unbefleckte Empfängnis der Maria und die Unfehlbarkeit des Papstes. Aber an das Infallibilitätsdogma schloß sich noch immer geheimer Widerspruch und schlimme Unlust, zumal in Deutschland. Dann hatte Pius die rabiate Kriegserklärung an die ganze protestantische Kultur hinterlassen, wie sie im Syllabus von 1864 zusammengefaßt ist. Weiter bestand sein Erbe in dem hoffnungslosen Protest gegen das Königreich Italien, bezw. in dem Anspruch auf die Wiederherstellung des Kirchenstaates und in der Rolle des „Gefangenen im Vatikan". Endlich kam die Zerrüttung des Verhältnisses zu fast allen mächtigeren Staaten der Welt in Betracht.

Das war die Erbschaft, die Leo XIII. antrat. Höchste und in das Ungemessene gesteigerte Machtansprüche und faktische Ohnmacht, die Lethargie des „non possumus". Indessen kein Papst kann sich weigern, die Erbschaft seines Vorgängers anzutreten, aber er tritt sie nicht an als die Erbschaft eines Mannes, sondern in der Unterwerfung unter ein Prinzip.

Wäre Leo der „liberale" Mann gewesen, für den man ihn hielt, so wäre seine Lage verzweifelt gewesen. Er hätte mit sich oder mit

dem römischen Prinzip brechen müssen. Aber diese Annahme schwebte vollständig in der Luft. Woher sollten dem Schüler der Jesuiten, dem langjährigen Kämpfer für die alte Ordnung liberale Anwandlungen kommen? Leo hat als geborener Diplomat eine urbanere Sprache geführt als Pius, und er hat seine Endziele zu Zeiten in den Hintergrund schieben können, aufgegeben hat er sie nie. Darüber hat er die Welt keinen Augenblick im Zweifel gelassen. Nicht er ist daran schuld, wenn sich die Fabel vom „liberalen Papst" an seinen Namen heften durfte.

In zahlreichen schriftlichen und mündlichen Darlegungen hat der Papst seine Anschauungen von der Kirche und ihrem Verhältnis zur Welt dargelegt. Die Grundgedanken sind klar und einfach. Gott hat der Kirche die Wahrheit gegeben. Nur in der katholischen Kirche ist Gottes Wahrheit vorhanden, der Papst verkündet und offenbart die Wahrheit, daher muß alle Welt ihm gehorchen. Die römische Kirche ist der sichere Hafen, zu dem alle Menschen hingeführt werden sollen. Das gilt auch von den orientalischen Christen und von den Protestanten.

Wie weit Leo von allen liberalen Anwandlungen entfernt war, zeigt am deutlichsten seine Beurteilung des Protestantismus. Es ist die seit der Reformation in der katholischen Kirche landläufige. Die Reformation war Revolution auf religiösem wie politischem Gebiete. Aufruhr und Rebellion gingen in ihrem Gefolge. Aus dieser Häresie sind die philosophischen, wie politischen Irrlehren der neueren Zeit hervorgegangen, die schließlich zu Sozialismus, Kommunismus und Nihilismus geführt haben. Die „lutherische Rebellion" hat, wie der Papst in der bekannten Canisius-Encyklika dargelegt hat, einen Zusammenbruch aller Sitten zur Folge gehabt. „Der Protestantismus zeitigte den äußersten Verfall der Sitten".

Weil aber die katholische Kirche allein die Wahrheit hat, hat sie allein sittliche Kräfte. Die Lüge führt zur Unsittlichkeit und zum Zusammenbruch. Das beweise die Entwicklung des Protestantismus. Hilfe gegen den Umsturz kann nur Rom gewähren, wie Leo gerne hervorhebt.

Aber diese Hilfe kann die Kirche nur dann leisten, wenn sie frei ist. Zur Freiheit der Kirche gehört aber auch der Kirchenstaat. Gottes Vorsehung habe ein bestimmtes Gebiet dem Papste angewiesen. Der Papst muß souveräner Fürst sein, damit er die von Christo ihm gegebene Gewalt frei ausüben kann. Es widerspricht dem Willen Christi, daß die Kirche einer menschlichen Macht untergeben sei. So ist es Auflehnung gegen Gottes Ordnung, wenn dem Papst seine weltliche Macht genommen ist. Es ist Pflicht aller Katholiken, nach ihrer Restituierung zu streben.

Dies ist der Schlüssel zu Leos Politik, und es ist ein Hauptpunkt in seiner Theologie, den er immer wieder den Gläubigen an das Herz zu legen nicht unterläßt. In der Anerkennung seiner persönlichen Souveränität seitens Italiens erblickte er nur Hohn. Die ihm ausgesetzte Dotation von 3¼ Mill. Lire jährlich wies er beharrlich zurück. Der Petrospfennig bot den Ersatz dafür. Die Armut des heiligen Vaters wob um sein Leben einen idealen Zug; freilich er selbst betrachtete diese Armut keineswegs als idealen Zustand!

Staat und Kirche sollen in einem Verhältnis der Harmonie zu einander stehen. Die Trennung beider Gebiete widerstrebt Leos Anschauungen, so vorteilhaft sie sich — etwa in Amerika — für die Kirche erweisen konnte. Der Christ ist verpflichtet, den Staatsgesetzen zu gehorchen und das Gemeinwohl zu fördern. Freilich hört diese Verpflichtung auf, wenn diese Staatsgesetze gegen das göttliche oder das natürliche Recht offenbar verstoßen. Das heißt — konkret betrachtet — nichts anderes, als daß die staatlichen Gesetze ihre Schranke finden an den Gesetzen der Kirche. Hieraus folgt aber, daß bei prinzipiellen Konflikten zwischen Staat und Kirche die Kirche immer Recht hat. In alledem ist nichts anderes zu erblicken, als eine Wiederholung der bekannten mittelalterlichen Anschauungen von Kirche und Staat. Daß Leo gelegentlich die Konzession macht, die Kirche könne zeitweilig staatliche Einrichtungen dulden, die an sich weniger gut sind, aber zur Zeit als zweckmäßig sich empfehlen, verändert an seiner Grundanschauung nichts. Und ebenso wenig hat es, prinzipiell betrachtet, zu bedeuten, daß die Konsequenzen, die einst Innocenz III. und Bonifaz VIII. aus dieser Anschauung gezogen hatten, nicht ausgesprochen wurden. Daß die Könige ihre Gewalt vom Papst empfangen und daß sie sie nach seinem Wink zu führen haben, das wurde so nicht gesagt.

Auf das wirkliche Leben übertragen, ergibt sich aus diesen Grundsätzen folgendes Bild. Die Christen haben am Papst ihren absoluten Souverän. Dieser schreibt ihnen die Regeln des Glaubens und der Sittlichkeit vor. Zugleich befiehlt er ihnen die Unterwerfung unter den weltlichen Herrscher. Aber die Macht und das Recht dieses und somit die Pflicht des Gehorsams der Untertanen haben ihre Schranke an den Vorschriften des obersten Souveräns, denn er vertritt das göttliche Recht, und dies stimmt immer überein mit dem natürlichen, dem Menschen angeborenen Vernunftrecht. Erwägt man nun, wie eng die Beziehungen zwischen der Wohlfahrt der äußeren Kirche und der staatlichen Ordnung vielfach sind, oder wie leicht eine politische Frage unter kirchliche und weltliche

Gesichtspunkte gerückt werden kann, so ist es deutlich, daß schließlich doch das ganze Leben bei dieser Anschauung der päpstlichen Autorität unterstellt wird. Es ist lehrreich, sich etwa zu erinnern des Druckes, den 1887 der Papst auf das Zentrum ausübte, um das Septennat im deutschen Reichstag durchbringen zu helfen, oder der politischen Beeinflussung der Katholiken Frankreichs durch den Papst zur Anerkennung der Republik.

Das ist in einigen Strichen das Bild der Anschauungen Leos von Kirche und Staat. Der evangelische Beurteiler darf dabei nicht vergessen, daß eine lange Gewöhnung ihm das Verständnis für diese Dinge erschwert — er sieht nur die groben Umrisse und erschrickt vor ihnen —, und daß andererseits die entgegengesetzte Gewöhnung und der intime Zusammenhang des täglichen Lebens den Katholiken die letzten Ziele und Motive oft nicht sehen läßt, faßt das System doch auch den ganzen Schatz überlieferter Gnaden und Gnadenmittel, sittlicher und religiöser Ideale in sich. So kann das ganze System immer wieder durch eine leichte Wendung unter ganz andere Gesichtspunkte gerückt werden. Es ist ein urchristlicher Gedanke, daß Gott als Herr über die Welt herrscht, daß er alles in ihr hinlenkt zum Ziel des Reiches Gottes. Deshalb ist das Christentum die geistige Macht zur Verklärung und Erhöhung der Welt. Es soll das Leben der ganzen Welt leiten und regieren. Aber was ist nun das Christentum anderes — so argumentiert der Katholik — als die römische Kirche mit dem Papst an der Spitze? Was anderes kann daher die Herrschaft und der Sieg des Christentums sein, als die Herrschaft der sichtbaren Kirche von Rom über die Völker, ihre Gesetze und ihre Oberhäupter? Aber gerade diese Gleichsetzung von Christentum und römischem Kirchenrecht, von dem Reiche Gottes und der Papstgewalt enthüllt den Irrtum des römischen Systems. Das Walten des göttlichen Geistes wird mit einer massiven Rechtsordnung vertauscht, das innere zarte Erleben der Macht Gottes in der Seele wird gleichgesetzt der äußeren Unterwerfung unter die Satzungen Roms. Es ist immer derselbe Irrtum: das Christentum ist die römische Kirche; Christus herrscht, wenn der Papst herrscht; christlich wird man, wenn man katholisch wird; die Durchsetzung des „göttlichen Rechtes" Roms ist der Sieg Gottes über die Welt!

Anders hat auch Leo nicht gedacht. Es ist klar, in einem prinzipiellen Gegensatz stand der Papst nicht zu seinem Vorgänger. Nach Seite des Prinzips konnte er seine Erbschaft mit gutem Gewissen antreten. Das gilt genau ebenso für das Ideal der Religion, das Leo vorschwebte. Maria die „Gottesmutter" stand im Mittelpunkt dieser Religion, und aller Aberglaube des Mittelalters wurde von ihr umfangen.

Und doch war der Gegensatz zwischen Leo und Pius ein großer. Die diplomatische Meisterschaft und der praktische Sinn Leos wiesen ihm neue Bahnen innerhalb der alten Richtung. Er hatte politische Ideen und besaß die Weltkunde und den Takt zu ihrer Verwirklichung. Ein Doppeltes kommt dabei in Betracht: die zeitgemäße — moderne — Anwendung seines Prinzips und seine konkrete Durchführung den Staaten gegenüber.

Leo war kein moderner Mensch, aber er kannte die moderne Welt. Er wußte genau, daß die Kirche innerhalb dieser nur dadurch Erfolge erreichen könne, wenn sie zeitgemäß und praktisch zu handeln versteht.

Die moderne Welt hat die alten Autoritäten des Lebens vielfach bei Seite geschoben, aber sie hat einen ungeheuren Respekt vor der Autorität der Wissenschaft. Leo hat das erkannt. Er wußte genau, welche Macht die Kritik der Wissenschaft ausübt. Er war sich auch darüber völlig im klaren, daß man dieser Macht nur durch wirkliche Arbeit begegnen könne. Deshalb lag ihm die Hebung der katholischen Wissenschaft besonders am Herzen. Ebenbürtige Kräfte sollten im Geisteskampf für die Kirche eintreten gegen ihre wissenschaftlichen Gegner. Alle Mittel der Wissenschaft sollten zu diesem Zweck in Anwendung kommen. Der Papst gab das vatikanische Archiv der wissenschaftlichen Forschung frei (1883). Der Dank der Wissenschaft für diese Tat hat ihm nicht gefehlt. Der Papst verlangte etwa von dem Darsteller des vatikanischen Konzils nichts anderes, als daß er den geschichtlichen Verlauf so darstellen sollte, wie er wirklich gewesen sei. Und er gab bedingungslos die Erlaubnis zur lang ersehnten Publikation der Akten des Konzils von Trient. Nichts sollte verborgen bleiben vor der geschichtlichen Wahrheit.

Aber wie wenig Leo den Sinn der neueren Wissenschaft verstand, ergab sich deutlich aus der von ihm auch als Papst mit größter Energie vorgenommenen Verherrlichung des heil. Thomas. Seine Lehre wird so geradezu zur Kirchenlehre erhoben. Die Kirche hat sie stets anerkannt; die Philosophie und Theologie des Thomas würden allein imstande sein, die Offenbarung zu verteidigen, sie würden zu allem förderlich sein, selbst zur Vertiefung der naturwissenschaftlichen Studien! Was anderes heißt das, als daß die Entwicklung der Wissenschaft stille stehen soll, als daß das Mittelalter das letzte Wort haben soll in der Erkenntnis der Menschheit? Wie ernst das gemeint war, zeigt am besten die Verurteilung des katholischen Philosophen Rosmini, des Mannes, an dessen Philosophie die Zeitgenossen in Italien die Hoffnung einer Aussöhnung zwischen moderner Wissenschaft und Christentum geknüpft hatten (1887). Und wie

wenig Leo gewillt war, wirklich die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit anzuerkennen, lehrt die Feststellung der strengsten Inspirationslehre, wie sie Tridentinum und Vaticanum vorschreiben. Selbst ein so unwidersprechliches Resultat der kritischen Forschung, wie die Unechtheit des Zusatzes zu 1. Joh. 5, 7 (wo zu dem dreifachen Zeugnis von Geist, Wasser und Blut das Zeugnis von Vater, Sohn und Geist später hinzugefügt wurde) ist von Leo verworfen worden. Aber indem der Papst in richtiger Empfindung der Bedeutung der Wissenschaft für das moderne Leben die wissenschaftlichen Studien dringend empfahl, hat er doch gewissermaßen mit beigetragen zu der in katholischen Kreisen Frankreichs und Deutschlands erstrebten „Renaissance" der katholischen Wissenschaft. Daß die Aufgabe, die er stellte, mit den von ihm vorgeschriebenen Mitteln nicht zu lösen war, mußte gerade an dieser Bewegung klar werden.

Die moderne Zeit ist ein Zeitalter der Öffentlichkeit. Das zeigt sich an dem unermeßlichen Einfluß, den die Presse ausübt. Auch in dieser Hinsicht hat Leo einen sichern Blick bewährt. Mit Eifer und Verständnis hat er, wie schon als Bischof, so auch als Papst, die Aufgaben der katholischen Presse betont. Er stellt ihr die Aufgabe, sich zur Ebenbürtigkeit mit der weltlichen Presse zu erheben, durch Wahrhaftigkeit und Eleganz der Darstellung. Und mehr noch: die katholische Presse soll die weltliche Presse in diesen Stücken übertreffen, wie auch in der Reichhaltigkeit und Nützlichkeit des von ihr Gebotenen, in dem Vermeiden einseitigen und ungestümen Parteiwesens. Aber auch hier ist die Marschroute eine gebundene. Wir sehen es an der katholischen Presse, wie sie die päpstlichen Wünsche versteht und in die Wirklichkeit umsetzt. Es ist die Meisterschaft, in der Vielseitigkeit ganz einseitig zu sein und durch die scheinbare Objektivität die Parteiinteressen zu decken.

Im Hinblick auf das soziale Leben hat Leo besonders zwei Forderungen erhoben. Die katholische Jugend ist gründlich vorzubereiten auf die Kämpfe des öffentlichen Lebens. Sie ist in die feste Kirchenlehre einzuführen und dadurch innerlich sicher zu machen gegen alle Zweifel und Widersprüche, aber auch gegen alle Ideen und Ideale des modernen Lebens. Die Sorge hierfür steht der Kirche und den Eltern zu. Die katholische Privatschule ist deshalb ein Lieblingsgedanke des Papstes.

Bei der immer mehr sich steigernden Bedeutung der sozialen Frage, speziell der Arbeiterfrage im modernen Leben, ist es begreiflich, daß auch die Kirche ihre Aufmerksamkeit den Problemen, die in jener Frage stecken, zuwendet. Das hat auch die evangelische Kirche erkannt. Das der katholischen Kirche einzuschärfen, ist Leo nicht müde geworden. Er verstand

die Zeit, wenn er sich bemühte, die Stellung eines „Arbeiterpapstes" einzunehmen. Es war ein kühner Gedanke, das Papsttum mit den demokratischen Instinkten der Massen zu verknüpfen. Der Wind, mit dem die sozialistische Propaganda segelt, sollte die Segel der Kirche blähen; die Kirche sollte dem Staat den Rang ablaufen in der Befriedigung der Bedürfnisse der breiten Volksmasse. Aber der Papst hat meisterhaft gewußt, alle Einseitigkeit zu vermeiden. Er empfahl die Kirche auch den Fürsten als die einzige Macht, die imstande sei, der drohenden Revolution einen Damm entgegenzusetzen. Das war seit den Tagen der Restauration ein fester Bestandteil der päpstlichen Politik. Aber nicht minder hat er in der großen Enzyklika von 1891 sich der Interessen der Arbeiter angenommen. Die Menschenwürde des Arbeiters ist zu achten, er darf nicht zum Sklaven herabgewürdigt werden. Der Arbeiterschutz soll sich richten auf eine verständige Begrenzung der Arbeitszeit, auf die Einhaltung der Sonntagsruhe, auf die Ermöglichung eines wirklichen Familienlebens. Christliche Arbeitervereinigungen sind zu erstreben. So und nur so können die Gefahren der Zeit überwunden werden, und kann dem Arbeiter ein menschenwürdiges und vernunftgemäßes Dasein gesichert werden. Aber nur die Kirche kann diese große Aufgabe wirklich durchführen, denn sie hat die Macht, auf die Herzen einzuwirken und ihnen die innere Kraft zur Lösung aller Probleme der Zeit zu geben. Daß diese Anregungen des Papstes nicht ungehört verklungen sind, ist bekannt.

Das ist die eine Seite in dem Wirken des Papstes. Alles kam ihm darauf an, die Macht der Kirche im modernen Leben praktisch geltend zu machen. Alle Mittel, die hierfür zur Verfügung standen, hat er mit scharfem Blick erkannt und mit der ihm eigenen Energie geltend gemacht. Er hat dem Leben der Kirche damit einen wirklichen Aufschwung gegeben und er hat es mit allen Mitteln erstrebt, die Notwendigkeit ihrer Existenz in der modernen Welt darzutun. Das ist vielleicht der größte Zug in dem Bilde des Papstes. Er verstand das Leben und er hatte den Willen, dieses wirkliche Leben mit allen Mitteln zu beeinflussen. Die Schranken, die ihm dabei gezogen waren, sind nicht minder deutlich erkennbar. Der ganze mittelalterliche Hierarchismus, die mittelalterliche Weltanschauung, das mittelalterliche Christentum mit all seinem Aberglauben und all seiner Intoleranz blieb Ausgangspunkt und Ziel seiner Bemühungen. Ja gerade dies Verständnis des Christentums sollte der modernen Welt das Heil bringen. Die unbedingte Unterwerfung unter die römische Kirche sollte versüßt und empfohlen werden durch die Früchte, die sie den Menschen von heute bringen würde. Es liegt etwas Berauschendes

in diesen Anerbietungen des Papstes. Man begreift es, wenn die Politiker ihnen lauschten. Freilich, man denkt sich die Sache doch mitunter zu leicht. Man meint das Ziel nehmen, aber die Mittel zu ihm verwerfen zu können. Aber das ist ein wunderlicher Irrtum. Was der Papst anbietet, das kann er nur geben als der unfehlbare Herr der Kirche. Man kann die Früchte des römischen Systems nicht pflücken, wenn man das System selbst nicht will; man kann die Konsolidierung der Autorität durch den Papst nicht wünschen, wenn man seine Autorität selbst nicht anerkennt. Und jetzt verstehen wir, wie gefährlich für den protestantischen Staat diese Anerbietungen des Papstes sind! Die Hand bietet erwünschte Gaben, aber sie tut es durch ihren Zusammenhang mit dem Körper hinter ihr. Man kann nicht die Hand ergreifen und den Körper zurückstoßen!

Wie Leo in der Fähigkeit, das wirkliche Leben zu verstehen und zu bestimmen, seinem Vorgänger überlegen war, so vor allem auch in dem diplomatischen Geschick. Er hat es meisterhaft verstanden, die Verwicklungen zu lösen, die sich zu fast allen Staaten unter dem Pontifikat seines Vorgängers ergeben hatten. Er war unbeugsam in seinen Endzielen, und er hat über sie keinen Zweifel bestehen lassen. Aber er besaß die Gabe des Entgegenkommens und des Zugreifens auch dort, wo nur Teile seiner Wünsche verwirklicht wurden. Er wußte mit dem Kleinen und Einzelnen zu rechnen und jeden Erfolg, der sich bot, auszunützen. Aber freilich, auch hier gab es für ihn eine Schranke. Es war nicht nur die Idee des Papsttums selbst, denn kein Papst kann die Geschichte von zwei Jahrtausenden abstreifen. Es war vielmehr der Gedanke der weltlichen Herrschaft des Papstes. Hätte der Papst sich von diesem Gedanken losreißen können, wieviel erfolgreicher hätte seine Politik auch dort ausfallen müssen, wo er so nur Mißerfolge erntete! Aber hier war er gebunden. Die Vergangenheit und seine persönliche Vergangenheit erlaubten ihm nicht, den Gedanken zu erfassen, daß das Papsttum ohne Kirchenstaat in unserer Zeit eine weit mächtigere Gewalt repräsentiert, als sie mit der kläglichen Mißwirtschaft im Kirchenstaat möglich gewesen war. Der Anspruch, Herr der Welt zu sein, wird schlecht gefördert durch die dargetane Unfähigkeit, ein kleines Ländchen zu regieren und durch den starren Gegensatz zu den tiefsten Trieben in der Volksseele!

Wir richten nun unser Augenmerk auf Leos Stellung zu Deutschland, Frankreich und Italien.

Das Erbe des Kulturkampfes fiel in Deutschland dem Papste zu. Er zeigte seine Wahl Kaiser Wilhelm I. an und sprach es dabei aus,

daß er von der Hochherzigkeit des Kaisers die Wiederherstellung der Ruhe und des Friedens des Gewissens seiner katholischen Untertanen erwarte. Jetzt waren freundliche Beziehungen wieder angeknüpft. Sie haben durch mancherlei Wechselfälle zur Revision der Maigesetze und zum Abschluß derselben geführt (1887). Es ist dabei ohne Konzessionen nicht abgegangen, aber daß der Friedensschluß Leos mit Deutschland die Macht und den Einfluß der katholischen Kirche erhöht hat, daran kann, angesichts der jüngsten Vergangenheit, wohl kein Zweifel obwalten.

Leo hat eine besondere Vorliebe für Frankreich gehabt. Mit französischer Hilfe waren einst unter Pius IX. eine Zeit lang die Rechte des Kirchenstaates dem päpstlichen Stuhl erhalten geblieben. Und als dann der Dreibund Österreich und Deutschland mit Italien verband, war es klar, daß von Deutschland und Österreich kein Schritt wider das verbündete Königreich Italien zu gunsten der Restituierung des Kirchenstaates zu erwarten war. Da entstand der Zweibund zwischen Rußland und Frankreich. Was man wünscht, glaubt man. So wird es begreiflich, daß der Papst der radikal demokratischen und antikirchlichen französischen Republik seine Gunst zuwandte. Leo, der in Italien den Katholiken alle politische Beteiligung verbot, gebot den französischen Katholiken die Aussöhnung mit der Republik. Daß die legitimistisch-konservativen Elemente hiermit im höchsten Grade unzufrieden waren, ist begreiflich. Diese Kreise stellten aber gerade die einflußreichsten und mächtigsten Anhänger der katholischen Kirche. Die päpstliche Politik zertrümmerte nicht nur die Kraft der Konservativen, sondern auch die Einheit und Freudigkeit der kirchlich denkenden Kreise Frankreichs. Aber der Papst ist bei seiner Forderung geblieben, könne doch, wie er sagte, die katholische Kirche jede Staatsform ertragen. — Doch alle guten Worte an die ungezogene älteste Tochter der Kirche haben nichts gefruchtet. Umsonst war die Anerkennung des Protektorats Frankreichs über die Katholiken des Orients, die Einleitung des Beatifikationsprozesses der Jungfrau von Orleans. Die nationale Eitelkeit ließ sich diese Schmeichelei gern gefallen und kam doch den Wünschen des Papstes in nichts entgegen. Die Erfolglosigkeit seiner französischen Politik hat der Papst noch erleben müssen an dem brutalen Vorgehen der Regierung gegen die geistlichen Kongregationen in Frankreich. Und auch davon, daß der Papst irgend welche erheblichen Erfolge in Rußland erlangt hätte, ist nichts bekannt geworden.

In stetiger erbitterter Feindschaft hat Leo zu Italien gestanden. Die Klagen über seine Mittellosigkeit und Gefangenschaft, die Wünsche auf die Rückgabe des Kirchenstaates reißen nie ab in Leos Reden. Es

handelt sich um das Ideal seines Lebens, das zugleich der Schlüssel zu seiner Politik war. Die kleinsten Anlässe werden zu diesem Zweck ausgebeutet. Jede Beteiligung am politischen Leben Italiens wird den Katholiken verboten, hätte sie doch eine Anerkennung des Königreichs Italien in sich enthalten. Die kleinliche Politik der Nadelstiche und der ohnmächtigen Klagen, der Feindseligkeit und der leeren Drohungen, wie sie Pius IX. geübt, wird hier fortgesetzt. Der Mann, der die Realität der Macht so genau kannte, verzichtet auf jede Ausbeutung der wirklichen Verhältnisse. Er stärkte durch dieses Verhalten nur den Gegner und er opferte die Möglichkeit realer Erfolge in der Politik einem leeren Schemen auf. Die ganz unpolitische Devise „Alles oder nichts" wird von einem Herrscher befolgt, der es oft erlebt hatte, daß etwas mehr ist als nichts.

Man mag über die Kurzsichtigkeit der Politik Leos auf diesem Gebiete die Achseln zucken und darauf verweisen, wie sehr sie der Popularität und Autorität des Papstes geschadet hat. Aber man darf nicht vergessen, daß gerade in ihr ein Stück wirklichen Idealismus bei dem klugen Realpolitiker hervorbricht. Es ist ein sympathischer Zug in dem Bilde eines Mannes, der einem leicht als zu klug erscheinen kann. Das Erbe der Vergangenheit band ihn innerlich, und der Glaube an das Bild der Kirche, das ihm überliefert worden, war stärker in seiner Seele als die Politik und Taktik. Der große Realpolitiker ist schließlich über die Schleppe seiner Ideale gestolpert.

Das Pontifikat Leos gehört der Geschichte an. Aber die zeitliche Nähe erschwert das Urteil häufig nicht minder, als oft die räumliche Nähe es nicht zu einer Anschauung des Ganzen kommen läßt. Je kräftiger eine Persönlichkeit in die Geschichte ihrer Zeit eingegriffen hat, desto später erst kann das Urteil über Recht oder Unrecht, Wert oder Unwert ihrer Ideale abgegeben werden.

Aber so viel wird man schon jetzt mit Sicherheit behaupten dürfen: Zu den großen genialen Führern der Geschichte, die neue Bahnen eröffnen und die Welt in sie hineinzwingen, hat der verstorbene Papst nicht gehört. Dazu fehlte ihm beides: sowohl die neuen Ideen, als jene unwiderstehliche Willensmacht der Größten in der Weltgeschichte. Leo hatte einen festen Gedankenkomplex überkommen und er hat an ihm festgehalten. Er hat seinen Zusammenhang verstanden und seine Brauchbarkeit für seine Zeit treffend taxiert. Er hat die Welt und die Menschen gekannt und er hat sie richtig zu behandeln gewußt. Klug und klar, zäh und fleißig, zielbewußt und energisch ist der Papst gewesen, wie nur wenige unter seinen Zeitgenossen. Alle Kräfte einer reichen Begabung in den Dienst

seiner Sache zu stellen, war er von Jugend auf gewöhnt. Für sich hat er nichts gewollt. Schlicht und einfach ging sein Leben dahin, Arbeit und Mühe war sein Inhalt.

Täuschen wir uns aber nicht, so fehlt dieser Persönlichkeit eines, nämlich das persönliche Element. Immer korrekt, eifrig und tätig und doch nie eigenartig und urwüchsig; an sorgfältig gepflegten Talenten reich, aber ohne jeden Funken von Genialität. Groß im Können, aber klein im „höchsten Glück der Erdenkinder" der Persönlichkeit — so pflegen die Jesuitenzöglinge zu sein. Sehe ich recht, so passen diese Züge in ihrer Weise auch auf Leo XIII. Man kann sich das etwa veranschaulichen an der Sprache des Papstes. Er hat fraglos ein sehr großes Formtalent besessen, und als lateinischer Dichter ist er wirklich hervorragend gewesen. Aber die Poesie des Papstes läßt einen eigentlich doch kalt. Die Form ist schön und der Inhalt ist schicklich, ja kann sich zum Erhabnen steigern, aber das Herz wird einem nicht warm davon. Es geht dem Leser seiner Verse nicht anders, als es dem Beschauer des Lebens des Papstes geht. Man erkennt willig die hervorragende Begabung, die Tüchtigkeit und Energie des Mannes an, aber es strömt kein begeisternder Hauch von seiner Gestalt aus. Wer für die Ziele des Papstes begeistert ist, wird diesen Mangel aus der eignen Begeisterung ergänzen können. Wer diesen Zielen fernsteht, dem werden sie durch die Person des Papstes nicht verklärt werden. Alles können diese klugen Verstandesmenschen erreichen, zweierlei fehlt ihnen immer: die Unwiderstehlichkeit des Lebens und die Werbekraft der Innerlichkeit. Die Glut des Fanatismus, die verbrennt und versengt, die haben sie. Aber die Flamme der Begeisterung, in der die Herzen schmelzen, die lodert nicht in ihnen.

Für uns Protestanten ist Leo XIII. interessant als der mächtigste Repräsentant des Katholizismus unserer Tage. Alle Kräfte und alle Gefahren desselben stellen sich in dem Papste dar. Er hat das mittelalterliche Christentum mit all seinem Aberglauben konserviert. Er hat die Kräfte Roms gesammelt und hat mit kluger Hand diese Kräfte mit den brennendsten Interessen des Tages zu verknüpfen gewußt. Er ist ein Todfeind der Protestanten gewesen. Der „Friedenspapst" hat in seiner Politik auch Palmzweige gehabt, für die evangelische Kirche besaß er nur Dornen und Disteln. Die Kluft zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche ist daher während seines Pontifikats nur breiter geworden. Dieses Faktum ist weder abzuleugnen, noch auch zu beklagen, denn die Klarheit der Gegensätze ist immer ein Gewinn. Aber derselbe Papst, der für das evangelische Christentum nichts übrig hatte,

hat es verstanden, den Katholizismus auch in den protestantischen Ländern zu einem Machtfaktor zu gestalten, mit dem die Politiker rechnen müssen. In jede geöffnete Tür wußte er den Fuß zu stemmen und an jedem Faden mitzuspinnen.

Das ist die Lage, in der wir uns heute befinden. Innerlich ist die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten breiter geworden als je früher. Äußerlich sind Katholiken und Protestanten aneinander gebunden durch politische Bedürfnisse. Das ist eines der größten Probleme unserer Politik. Diese Lage ist das Produkt einer geschichtlichen Entwicklung, aber niemand hat diese so sicher und zielbewußt zu leiten verstanden, als Leo XIII.

Das alte Lied.

Das ist ein wunderbar altes Lied,
Das Lied vom verliebten Kinde:
Die Mädchen singen's am Brunnenrand
Und die Burschen unter der Linde.

Ein Mädel singt:
Mein wildes Herz,
Das duldet nicht Zügel noch Zäume;
Wie kommt es, daß ich Nacht um Nacht
Von einem Knaben träume? —

Ein Knabe singt:
Wie kommt es nur,
Daß ich nicht Ruhe finde?
Ein rosenfarbiges Schürzenband,
Das flattert lustig im Winde. —

Im Zweiklang:
Das hat die liebe Liebe getan
Und die ist jetzt rar und teuer;
Oh du, mein heiliger Florian,
Schütt' uns kein Wasser ins Feuer!

— Die Alten, die vor den Türen stehn,
Die lauschen dem lieblichen Liede.
Ob sie die zärtlichen Worte verstehn? —
Das Leben macht mürrisch und müde.

Oskar Wiener.

Zeit- und Streitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens.

Von

Adolf Matthias.

II. Die Pflege der Eigenart in unseren höheren Schulen.

Unter den Zeitfragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichts ist kaum eine andere Frage von solcher Bedeutung wie die Frage, in welchem Maße die Eigenart in unseren höheren Schulen gepflegt werden kann. Nachdem in der Zeit der Blüteperiode unserer deutschen Dichtung und ihrer Nachblüte in den Tagen der Romantik die einzelne Persönlichkeit zur vollen Geltung gekommen war und aus dieser Zeit heraus alle die kräftigen und ausgeprägten Charaktere erwachsen waren, die in der großen Zeit der siebenziger Jahre die Führung in Regierung, Heer und Volksvertretung übernahmen, kam eine Zeit des Epigonentums, die sich charakterisierte durch eine gewisse Abmattung des Persönlichen; es schien, als ob unser Volk sich ausgegeben habe an Kraft hervortretender Persönlichkeiten, als ob an die Stelle zielbewußter Eigenart zielloſe und unklare Verflachung treten und als ob der große mehr oder weniger gebildete Haufe immer mehr der Herrschaft auf politischem und auf anderen wichtigen Gebieten sich bemächtigen wolle. Überall machte sich ein Hervordrängen des Mittelmäßigen stark bemerkbar. Auch die Schule wurde von diesem Zuge der Zeit bedenklich berührt. Besonders in Mitleidenschaft wurde das Gymnasium gezogen, das bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus sich eine bestimmte Eigenart bewahrt hatte, die, wenn sie auch an manchen Stellen etwas Barockes an sich trug, doch kräftige Wirkungen auf die Jugendbildung auszuüben geeignet war. Allmählich büßte diese Schule ihre Sonderart ein, weil sie mit dem Berechtigungsmonopol belastet war, d. h. mit der Aufgabe, für alle erdenklichen Berufsarten die Jugend ausrüsten zu müssen. Weil ihr diese Pflicht auferlegt war, stellte jeder Beruf seine Forderungen, und weil alle forderten, drangen alle möglichen Bildungselemente in diese Schule ein, so daß sie schließlich dastand als ein buntscheckiges Wesen,

das man in trivialer Wendung als ein „Mädchen für alles“ bezeichnen durfte. Und den realen Bildungsanstalten erging es nicht besser. Wiederholt wurden kräftige Ansätze gemacht, diese Schulen vom Latein zu entlasten und den neueren Sprachen die Stellung zu verschaffen, die im alten gesunden Gymnasium die alten Sprachen eingenommen hatten. Aber immer wieder wurde Latein eingefügt oder angehängt, um der Monopolanstalt näher zu rücken und Berechtigungen herauszuschlagen. So büßten auch diese Schulen ihre Eigenart ein, und manche Stadt, die mutig dran ging, rein reale Anstalten zu begründen, mußte schließlich vor der Berechtigungsmacht die Segel streichen und reale Eigenart drangeben, um ein sogenanntes Gymnasium mit genügender Berechtigung zu gewinnen. Etwas anderes kam hinzu, um diesen Prozeß zu beschleunigen. Das zum Überdruß in allen Tonarten widerhallende Schlagwort, daß Wissen eine Macht sei, hatte auch in den besten und klügsten Köpfen Verwirrung angerichtet und hier die Meinung erzeugt, eine richtige Schule sei diejenige, die alle alles lehre und möglichst viel Wissen in den Köpfen anzusammeln verstehe. Man bedachte nicht genug, daß Wissen allein nicht das Ziel und die Bestimmung des Menschen sei und nur Wissensvermittlung allein nicht der Zweck der Schule, sondern daß das Ziel der Schule höher gefaßt werden müsse: nämlich durch willensstarke und zielbewußte geistige Betätigung innerhalb eines bestimmt begrenzten einheitlichen Wissensgebietes des jungen Menschen Arbeitskraft so zu stärken, daß diese vor keinem Wissensgebiete und vor keiner Lebensaufgabe mehr zurückschreckt, vielmehr mutig zugreift, wo und wann den Mann auch nur das Schicksal zu diesen oder jenen Pflichten des Lebens zur Stelle ruft. Gerade in einer Zeit, die mit immer neuen Zerstreuungen auf jung und alt ihre bedenklichen Wirkungen ausübte, wurde man in ernsten Kreisen immer mehr der Weisheit eingedenk, daß wer täglich auch in der Schule sich von vielerlei Wissensneuigkeiten nährt, schließlich fremd im eigenen Reiche der Gedanken wird, und wer immer in Wissenszerstreuungen lebt, fremd in seinem eigenen Herzen wird. Und so erinnerte man sich denn wieder daran, daß wie der Mensch nicht um des Sabbats willen, sondern der Sabbat um des Menschen willen geschaffen sei, so auch die Jugend nicht um der Schulweisheit willen, sondern die Schule um des Menschen willen da sei, daß die Schule die Aufgabe habe, den jungen Menschen innerhalb seines kleinen, sorgsam begrenzten Reiches des Wissens und der Gedanken recht fest zu machen, damit er dermaleinst im großen Reiche der Welt die Fähigkeit besitze, einen festen und sicheren Standpunkt einzunehmen, von wo aus sein

Leben bewußten Ausgangspunkt und klares Ziel gewinne. Aus solchen Erwägungen heraus erklären sich die Reformrufe sach- und menschenkundiger Männer, die neben den Reformrufen derjenigen, die um der Berechtigungen willen auf dem Kampfplatz erschienen, in den letzten Jahrzehnten des jüngst vergangenen Jahrhunderts immer wieder und wieder ertönten und nicht ruhig wurden, bis Hand ans Werk gelegt wurde. Das geschah zuerst auf der Dezemberkonferenz des Jahres 1890, die berufen war, um die Schulmißstände zu beseitigen. Es wäre schon damals die Lösung gefunden, wenn man sich entschlossen hätte, den ganzen unheilvollen Berechtigungsbann, der auf dem Gymnasium lastete, von diesem zu nehmen und allen Schularten gleiches Recht und freien Raum zu geben zu ungehemmter Entwicklung ihrer Eigenart. Aber diejenigen, die damals in die Debatten diesen Gedanken hineinzuwerfen suchten, wurden von den würdigen Anhängern des Altgewohnten über die Achseln angesehen und außerhalb der Debatten scherzweise als junge Jakobiner und Amerikanisten hingestellt. So blieb es denn im großen und ganzen beim Alten, weil man den Stier beim Schwanz und nicht bei den Hörnern gegriffen hatte. Die Monopolschule aber — das reformierte Gymnasium — ging aus der Reformarbeit hervor als ein Wesen, an dem selbst diejenigen, die es errichtet hatten, keine rechte Freude hatten.

Erst das Jahr 1900 brachte das erlösende Wort; ausgesprochen wurde es im Allerhöchsten Erlaß vom 26. November: Hinweg mit dem hemmenden Berechtigungsmonopol! Grundsätzlich Gleichwertigkeit für alle Schulen! Diesen aber ungehemmte Entwicklung ihrer Eigenart unter der Flagge: „Multum, non multa!“

Dem erlösenden Wort ist nun die erlösende Tat nicht etwa auf dem Fuße gefolgt, der Erklärung von der Gleichwertigkeit hat nicht die volle Gleichberechtigung sich angeschlossen. Wie das Deutsche Reich nicht am 19. Januar fix und fertig dastand, nachdem am 18. die Proklamation des Kaiserreiches erfolgt war, sondern eine lange Zeit der Mühe und Arbeit folgte, in der wir noch heute, nach mehr als 30 Jahren, mitten inne stehen, so ist es auch der neuen deutschen Schule ergangen. Es hängen noch so viele kleine und große Schäden der Vergangenheit an ihr, die erst die Zeit und ein von Vorurteilen freieres Geschlecht gründlich wird beseitigen können. Denn das müssen wir uns klar machen, daß der Entwicklung der Eigenart unserer Schulen im großen Publikum, besonders dem der Eltern, in der Presse und unter den Lehrern selbst immer wieder die alten Feinde erstehen, die die Schädigung der Schulen im jüngstvergangenen Jahrhundert auf dem Gewissen haben.

Theodor Mommsen hat einmal sehr schön und zutreffend gesagt: „Unser ganzer Jugendunterricht ist ruiniert worden und wird noch stetig ruiniert durch das zuviel; wenn man die Gänse nudelt, statt sie zu füttern, werden sie krank. Vereinfachung sollte das erste und das letzte Wort jedes Pädagogen sein.“ Die „Nudelfreunde“ sind es, die der Eigenart am meisten schaden. Man beachte nur jenen Bildungsphilister, dessen Sohn Fritz das Gymnasium besucht, oder jene bildungswütige Mutter, deren Jakößchen ebendahin geht: wie sie sich in pädagogischen Verurteilungen ergehen, wenn der Junge nicht am Schlusse seiner Schullaufbahn fertig französisch parlieren und (hat er fakultatives Englisch genossen) fertig englisch sprechen kann. Und man achte nur darauf, wie die Presse vielfach den Resonanzboden dieser bildungswütigen Eltern bildet, indem sie dieselbe Melodie vom Nudeln der Gänse spielt. In der Schule selbst sind es aber die eigensinnigen Fachlehrer, die die Eigenart der einzelnen Schulen nicht zu rechter Entfaltung kommen lassen, die sich nicht klug zu bescheiden verstehen und den Stolz nicht kennen, den auch der Deuteragonist besitzen muß, um das dramatische Kunstwerk zur Vollendung kommen zu lassen. Gegen alle diese Schädiger der Eigenart hat der erwähnte Allerhöchste Erlaß das schöne Wort gerichtet: „Namentlich werden die Direktoren eingedenk der Mahnung: „Multum, non multa“ in verstärktem Maße darauf zu achten haben, daß nicht für alle Unterrichtsfächer gleich hohe Anforderungen gestellt, sondern die wichtigsten unter ihnen nach der Eigenart der verschiedenen Anstalten in den Vordergrund gerückt und vertieft werden.“ Eigenart zu pflegen wird also in Zukunft die schönste Aufgabe unserer höheren Schulen bilden, bei der sie nicht mehr gehindert sind durch das unheilvolle Berechtigungsmonopol. Was alles zu rechter Eigenart gehört, das werden tüchtige Schulen den anderen weniger tüchtigen als Muster vorzubilden haben. Die realen Anstalten werden z. B. auf Grund tüchtigen neusprachlichen Wissens und auf Grund unmittelbarer Anschauung des gegenwärtigen Lebens die historische Betrachtung der modernen Welt in ganz anderer, vertiefter Weise anstellen können als die Gymnasien. Das Gymnasium aber wird seine besondere Stärke aus dem Studium der klassischen Sprachen schöpfen und hier dem ewig jungen Alten seine Kräfte für die Beurteilung gegenwärtigen Lebens entnehmen. Und innerhalb ihrer eigenartigen Aufgaben werden, je nachdem tüchtige Lehrkräfte auf besonderem Gebiete ihre Gaben zu entfalten vermögen, die einzelnen Anstalten der jeweiligen Schularten wieder ihr besonders eigenartiges Gepräge ausgestalten können. Das alles sind Fragen, welche in Fachzeitschriften und in das interne Leben

der Schulen gehören und hier ihre gedeihliche Pflegestätte finden werden, falls enzyklopädischer Unverstand von Publikum und Presse nicht wieder störend eingreifen. Diesem Unverstand kann man kein passenderes Wort ins Stammbuch schreiben, als dasjenige, das Heinrich von Treitschke einmal gegen alle unselige Salon- und Dutzendbildung geschrieben hat: „Es gilt als ungebildet, wenn man nicht über alles mitreden kann. Es gibt nur wenige hervorragende Naturen unter den Männern, die den Mut der Unwissenheit haben, die, wenn die Unterhaltung vom Hundertsten aufs Tausendste überspringt, noch offen sagen: das weiß ich nicht. — Gerade ein junger Mann soll hier den Mut der Wahrheit haben." Wenn doch solcher Mut von allen Schulbehörden, Schulmännern und allen Examinationskollegien, nicht nur den philologischen, gebührend eingeschätzt würde: es würde weit besser um unsere ganze Bildung stehen; vor allem würde die Eigenart wieder die Stätte finden, die ihr gebührt. Examinatoren berücksichtigen gemeiniglich viel zu wenig, daß tüchtige Naturen, die nach Vertiefung streben, immer einer gewissen Einseitigkeit verfallen und daß diese Art der Einseitigkeit mehr ein Zeichen der Geistesstärke als der Schwäche ist. Wer allerdings nur abzufragen versteht, was er sich selber ad majorem gloriam sui generis angelernt hat, kann tiefere Naturen kaum würdigen und wird stets der schlimmste Feind gesunder Eigenart und wirklich gediegener Bildung sein.

Daß diese vielfach in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts den Schülern verloren ging, hatte auch noch seine anderen guten Gründe. Die große Zeit der siebenziger Jahre, welche die Einheit unseres Vaterlandes herbeiführte, hat bei all ihren ruhmeswerten Erfolgen doch auch manches Treffliche beseitigt, was nur in der Idylle kleinerer Verhältnisse recht gedeihen konnte. Aus der Schule sind seit jenen Tagen zweifellos die Originale mehr und mehr verschwunden: die Originale von großer Wirkung und auch die Originale der Wirkungslosigkeit. Die gelehrte Selbstlosigkeit und die gelehrte Weltvergessenheit stellte doch in jenen Zeiten eigenartiger Bildung manches Original in den Dienst der Schule und lieferte der deutschen Schule die Flügelmänner einseitiger, aber gediegener Bildung von gewaltiger Wirkung, welche die Jugend anzuspornen wußte zu rastloser Tätigkeit, so daß dieser das Wort Überbürdung gänzlich unbekannt war. Die Stätten, wo solche Originale sich zusammenfanden und wo Arbeit und Können Lehrern und Schülern aus tiefster Seele drang, stehen noch heute unvergessen da. Unvergessen allerdings sind auch die Originale der Wirkungslosigkeit, bei denen nichts weiter gelernt und getrieben wurde als das „auf der Nase herumtanzen" und sonstige

Allotria, die der Jugend Erholung von der Anstrengung im Dienste wirkungsvoller Originalität verschaffte. Jene Tage sind vorüber: ein anderes Geschlecht von Lehrern ist heraufgezogen. Die Männer dieses Geschlechts sind nicht eigenartiger, sondern gleichartiger und korrekter geworden, weil sie früh unter die Zucht amtlicher und pädagogischer Disziplin gestellt werden und, sofern sie Reserveoffizier sind, auch noch einen Stich ins militärisch Korrekte und Schneidige bekommen. Um das Maß der Korrektheit voll zu machen, stehen über diesem Geschlechte auch noch die zahlreichen Verfügungen, die sich mehren bei jeder Torheit, die irgendwo gemacht wird, stehen die Normallehrpläne und die Revisionen, die zum Schaden der Schule diese mehr auf das Normale hin prüfen und loben, als daß sie das Originale zu seinem Rechte kommen lassen und gebührend würdigen. Und als ob sich alles verschworen hätte, um jegliche Eigenart aus der Schule zu vertreiben, kommen noch die an sich ja begreiflichen und manchmal auch segensreich wirkenden Vereinigungen, Versammlungen und Tagungen hinzu, auf welchen die Standesinteressen der Lehrer in solcher Breite und in solchem Umfange zur Sprache kommen, daß es zu Zeiten den Anschein hat, als gebe es in der Lehrerwelt nichts Wichtigeres zu verhandeln als Gehalt, Zulage, Titel, Würden, Amtscharakter und Anziennitätsfragen. So wichtig diese Fragen sind und so bedauernswert es ist, daß sie nicht immer mit genügender Herzenswärme an den maßgebenden Stellen gewürdigt worden sind, so sollten sie doch nicht andere wichtige und wichtigere Fragen aufzehren. Es kann gerade für den Lehrerstand verhängnisvoll werden, wenn er sich standesgemäß zu sehr abschließt. Wer Tag ein Tag aus das Recht unwidersprochener Rede genießt und 30—50 Hörer vor sich hat, die sich im allgemeinen andächtigen Schweigens zu befleißigen haben, bei dem kann der eigene Sinn sich so entfalten, daß er zum Eigensinne wird. Dieser Sinn kann deshalb so gefährlich werden, weil sein Inhaber ihn mit Überzeugungstreue und Charakterstärke leichtlich verwechselt, während er doch nur ein wohlfeiles Surrogat dieser Tugenden ist. Und wenn nun dieser eigene Sinn sich noch in Versammlungen zusammenschließt und gegenseitig nährt, so entsteht leicht eine Exklusivität, bei welcher der einzelne nicht viel gewinnen kann für seine Aufgaben im Dienste der Jugenderziehung. Denn wer erziehen will, muß weltmännisch im besten Sinne sein, muß — um ein Fremdwort an die Stelle zu setzen — edelster Humanität sich befleißigen, die wenig gedeiht, wo Sondergeist in Blüte steht. Wenn dieser Geist nun obendrein noch sich mehr und mehr mit Beamtencharakter bekleidet, wenn aus dem Lehrer ein Lehrbeamter wird,

dann geht schließlich die Eigenart an ihm verloren, die sein Gelehrtenberuf und die Kunst der Pädagogik ihm aufprägen sollten. Irgend ein Witzbold hat einmal gesagt, ein Beamter sei ein Mann, der sich auszeichne durch den Fleiß seiner Untergebenen. Soll auch der Lehrer in diese Kategorie einrücken und ein Lehrbeamter werden, der sich auszeichnet durch den mit Amtsmitteln erzwungenen Fleiß seiner Schüler? Davor möge ein gütiges Schicksal die deutsche Schule bewahren. Und das wird geschehen, weil noch zuviel gesunder Sinn im Lehrerstande wohnt, dem wir eine starke Beimischung von gesundem Berufsstolz wünschen möchten, damit wir eine urkräftige Originalität und Eigenart wieder bekommen, die nicht eine Reaktion zur abgetanen Originalität vergangener Tage bedeutet, sondern eine Reformation aus dem lebendigen Geiste der Gegenwart.

Ein gelehrter Freund des höheren Lehrerstandes hat diesem vor kurzem gewünscht, es möge zu seiner Hebung in jedem Lehrerkollegium einer oder der andere Gelehrte neben den Lehrern im engeren Sinne sich befinden. Dieser Wunsch mag gut gemeint sein; seine Erfüllung würde dem Stande mehr schaden als nützen; eine Scheidung in Künstler und Handlanger würde eintreten, die höchst bedenklich sein würde. Ein jeder Lehrer muß vielmehr dahin streben, den Gelehrten und Lehrer je nach seiner Richtung und Neigung zu einem eigenartigen organischen Ganzen zu verschmelzen und ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu sein und zu bleiben. Möge man doch in den Lehrern unserer höheren Schulen ja keine Dilettanten groß ziehen, deren „Wesen es ist, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kraft haben!“ Um diese Kraft wach zu halten, im wissenschaftlichen Sinne zu pflegen und zu heben, tut unsere Schulverwaltung mehr als je, und sie würde noch weit mehr tun, wenn wir ein reicherer Staat wären als wir sind. Wo finden wir in der Vergangenheit alle die Ferien- und Fortbildungskurse für die verschiedenen Zweige der Schulwissenschaften, wo die Reisestipendien und die sich immerfort mehrenden Summen für wissenschaftliche Bestrebungen in unserem höheren Lehrerstande? Es ist doch zu hoffen, daß von all diesen Einrichtungen ein reiches Maß von eigenartiger Wirkung hineinfließt in den höheren Lehrerstand, daß durch alle diese Bestrebungen die Gefahren der Verflachung, welche in der durch Gehalt, Anziennität, Amtscharakter und Titel erzeugten Gleichheit liegen, ausgeglichen und die Mannigfaltigkeit der Eigenart und der charakteristischen Männer im Lehrerstande mit derjenigen Kraft erfüllt werden, ohne welche erfreuliche erzieherische Wirkungen nicht denkbar sind, und daß schließlich die Einsam-

keit der Studierstube, die für kräftige Geister eine rechte Nahrungsquelle, für schwache Geister eine Qual ist, uns wieder eigenartige Männer schafft, welche die Gemeinsamkeit der Versammlungen zu bilden nicht gerade geeignet ist.

Es wird aber noch etwas anderes hinzukommen müssen, was gesunder Eigenart der Schulen gut tut: die Achtung der Schulaufsichtsbehörden vor jeder eigenartigen Tüchtigkeit der einzelnen Schulen und der einzelnen Lehrer. Die Lehrpläne und Lehraufgaben müssen ja als allgemeinverbindliche Norm da sein; sie sind notwendig, um nicht planloser Willkür Tür und Tor zu öffnen. Aber wo sie Keime in sich tragen zu freier Handhabung und wo tüchtige Männer im gemeinsamen Zielbewußtsein diese Keime pflegen und zur Entfaltung bringen, da sollen diejenigen, die zu beaufsichtigen haben, bedenken, daß rechte Beaufsichtigung in Belebung und Ermutigung besteht, da soll man der Tüchtigkeit freien Lauf lassen in Beherzigung des schönen Wortes:

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Geschieht das und ist der nötige Mut an allen Stellen vorhanden, so darf man mit Sicherheit hoffen, daß in der neuen Schule diejenige Originalität und die persönlichen Eigenschaften immer mehr zum vollen Ausdruck kommen, welche die Obliegenheiten des dürren Amtes übersteigen und deshalb auf die Jugend zum Segen ihrer Eigenart reiche Wirkungen ausüben.

Und nun die Jugend selbst? Was wird man für sie tun können, um eigenartiges Leben, persönliches Interesse und charakteristisches Arbeiten und Leben auch in ihr zu fördern? Hüten wir uns bei der Antwort auf diese Frage vor der schönen Phrase, die als gefährliches Schlagwort heute die Köpfe zu verirren geeignet ist, vor der Phrase von „der Pflege der Individualität durch die Schule". Die Schule von heute kann gar nicht die Individualität in so ausgiebigem Maße berücksichtigen, wie jenes Schlagwort es wünscht und voraussetzt, und sie soll es in gewissem Sinne auch gar nicht, weil sie es nicht darf.

So lange wir in Preußen nicht so reich sind, daß wir nicht in allen höheren Schulen ganz kleine Klassen haben, so lange werden wir uns bescheiden und auf die volle Pflege der Individualität verzichten müssen, so weh uns das tut und so traurig es ist. In den höheren Schulen unserer kleineren Städte — und es ist ein Glück für unser Vaterland, daß wir an solchen Schulen keinen Mangel haben — wächst ja viel Eigenartigkeit unter sorgsamer Pflege persönlichen Lebens heran. Aber in den großen Schulen der großen und mittleren Städte ist es sehr schwer, rechte Fühlung zu behalten mit den einzelnen Schülern; nur mit

besonderer Beobachtungsgabe und Herzenswärme für die Jugend ausgestatteten Lehrern gelingt das hier. Im übrigen sind diese Erziehungskasernements keine geeigneten Stätten zur Pflege rechter und echter Eigenart. Die Not der Zeit hat diese Erziehungsanstalten zu Vermittlungsanstalten von Kenntnissen gemacht, zu Drillstätten, in denen eine große Menge völlig zusammenhangloser Wesen aus den verschiedensten Kreisen in mehr oder weniger militärischer oder bureaukratischer Ordnung zur Erlangung eines vorgeschriebenen Maßes gleichartiger Kenntnisse unterwiesen werden. Da der nötige unmittelbare persönliche Einfluß des Lehrers auf den Schüler fehlt, so hat man hier übermäßigen Gebrauch von allerlei Erziehungssurrogaten uud Erziehungsstützen gemacht, um zum Lernen mit künstlichen Mitteln anzutreiben, wo natürliche Mittel angebrachter wären. So ist das Prinzip der Erweckung des Ehrgeizes über Gebühr in die Schulen eingedrungen, des Ehrgeizes, von dem ein altrömischer Menschenkenner so fein gesagt hat, daß er viele Menschen veranlasse, falsch zu werden, etwas anderes in der Brust verschlossen, etwas anderes auf der Zunge bereit zu halten, die Dinge nicht nach ihrem Wesen, sondern nach dem Vorteile zu schätzen und mehr nach dem Äußeren als nach dem Innern gut zu sein. Die Gehilfen dieses Ehrgeizes sind dann die vielen Privat- und Hauslehrer und die Erziehungsfräuleins, die in großen Städten fast zum Mobiliar gehören. Und dann wundern wir uns noch, daß in den späteren Berufsprüfungen so viel mit fremden Kühen gepflügt wird und verbotene Hilfe mehr gesucht wird als eigene Kraft und selbständiges Schaffen. Es wäre ein Segen für unsere Schulen, wenn sie kleiner werden könnten, um die Eigenart auch der Schüler an rechter Stelle im Dienste der Wahrheit zu pflegen.

An richtiger Stelle; denn an allen Stellen ist die Pflege der Eigenart nicht angebracht. Wollte man die Unart, die ja auch zur Eigenart gehört, mitpflegen, wolte man auf alle die Schwachheiten Rücksichten nehmen, welche die Schüler aus dem schwachen Elternhause mitbringen, so würde die Schule nicht mehr im Dienste guter Art bleiben, sondern der Zügellosigkeit dienen. Gegen falsche Eigenart also hat die Schule mit allen guten Mitteln den Kampf aufzunehmen und mit strengster Konsequenz zum guten Ziele durchzuführen. Wo es sich um die Erwerbung der nötigen Grundlagen für die Erreichung der Schulziele, um das Legen der Fundamente handelt, da ist Eigenart, die etwa als Gleichgültigkeit oder Faulheit sich äußert, nicht am Platze und ebensowenig ists am Platze, wenn hier die Gedanken ihre eigenen Wege gehen wollen und sich der Geist zerstreut und unaufmerksam zeigt. Ein Haus

würde nicht fest stehen, bei dem man im Fundamente schon allerhand Schnörkel und eigenartigen Schmuck anbringen wollte; nur festgefügte und lückenlose Quadern gestalten den Unterbau so, daß er das trägt, was nach oben eigenartig sich gestalten soll. So sollen das Fundament eigenartiger Bildung die Pflichten bilden, die jeder erfüllen muß; so lange zu diesen erzogen wird, ist der junge Mensch nicht dazu da, um sich glücklich in seiner Eigenart zu fühlen, sondern um seine Aufgaben gehorsam zu erfüllen, und die Jugend ist wahrhaft gesegnet, die dadurch zum Bewußtsein gelangt, wo ihre Pflicht ist. Jede Vernachlässigung der Pflichten, welche auf den unteren und mittleren Stufen der Erziehung begangen werden, rächen sich bitter an denjenigen Stellen, wo man Raum und Freiheit geben sollte für den Flügelschlag eigenartigempfindender Geister. Also Vorsicht mit Pflege der Eigenart, wo sie nicht hingehört; Freiheit aber, wo sie angebracht ist und wo sie so vielfach vorenthalten wird.

In den oberen Klassen unserer Schulen herrscht in dieser Beziehung vielleicht zu viel Gebundenheit. Wie dieses Zuviel zu beseitigen ist, das ist des Nachdenkens der Edlen wert. In dieser Richtung bewegt sich vielleicht dermaleinst, wenn vorsichtige Versuche an tüchtigen Erziehungsstätten vorangegangen sind, eine zukünftige Fortführung derjenigen Schulreform, die mit dem Jahre 1900 ihren Werdegang angetreten hat. Einen interessanten Versuch macht man in dieser Beziehung augenblicklich in Schweden. Dort können an den Gymnasien in den beiden letzten Jahrgängen, die etwa unserer Unter- und Oberprima entsprechen, die Schüler unter den Lehrfächern nach eigenem Ermessen eine bestimmte Auswahl treffen, in dem sie bis zu sechs Stunden (d. h. ein großes oder zwei kleinere Fächer) fortwählen dürfen, an denen sie nicht teilzunehmen wünschen. Nur die Religion und die Muttersprache ist obligatorisch und obligatorisch ists natürlich auch, daß die Schüler bis zu der Stufe, wo diese Freiheit beginnt, in jedem Fache ihre pflichtmäßigen Kenntnisse mit Ernst und Strenge sich angeeignet haben. Man will mit dieser Einrichtung der Vielernerei entgegentreten, unnützer Überbürdung vorbeugen und eigenartiger Entfaltung Freiheit gewähren. Daß man dieses bei uns nachmache, soll nicht gesagt sein; denn alles reine Nachahmen eignet sich vielfach den Fehler seines Vorbildes leichter an als die Vorzüge. Tüchtige Schulen mit mutigen Lehrern und strebsamen Schülern werden schon selbst eigene Wege finden. Darin hindere man sie nicht, so lange sie nicht arge Sünden begehen gegen die geheiligten Lehrpläne. Vor allem aber schütze man sie bei ihrer Pflege der Eigenart vor aufdringlichen offiziellen Einwirkungen. Ich habe ein Gymnasium gekannt in der Mitte der 90er Jahre, an welchem

eine Anzahl tüchtiger Schüler, die noch nicht von des Überbürdungsgedankens Bläſſe angekränkelt waren, ihren liebenswürdigen Lehrer des fakultativen Engliſch, der Italieniſch konnte, baten, er möge in einem Kränzchen die Elemente dieſer Sprache mit ihnen betreiben. Es geſchah, ohne daß man dieſes mutige Lernen gleich an die große amtliche Glocke hängte, damit nicht etwa eine überbürdungsängſtliche maßgebende Stelle mit Befremden Einhalt gebot. Und die Sache ging gut; denn alle die Teilnehmer beſtanden ihre Reifeprüfung in rühmlicher Weiſe. An derſelben Schule taten ſich körperkräftige Jünglinge zu einem Turnverein zuſammen und leiſteten ohne viel äußeren Prunk und gleißenden Sport recht Tüchtiges. Alles das entwickelte ſich aus ſich ſelbſt ohne amtliches Zutun und gab den einzelnen Gruppen ihr eigenartiges Gepräge. Von den jungen italieniſchen Gelehrten iſt keiner ein Stubenhocker geworden; manche haben ſ. B. auch „prächtig auf der Menſur geſtanden“. Und von den Turnern hat keiner zum Feinde wiſſenſchaftlichen Strebens ſich entwickelt; faſt alle ſind charakteriſtiſche Perſönlichkeiten geworden, die ſich und ihrem Berufe Ehre machen und ſich ihrer Eigenart freuen. So wird es manche Schulen geben, die ihre gute Eigenart in ihrer Weiſe pflegen, ohne daß alles gleich zur vollamtlichen Kenntnis der Behörde gelangt. Deshalb braucht dieſe ſich auch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob etwa etwas Nachteiliges ihr bekannt geworden ſei.

Es iſt dringend zu wünſchen, daß ſolch eigenartiges Leben an recht vielen Stellen ſich betätige, mag das nun geſchehen in kleinen wiſſenſchaftlichen Kreiſen oder aber in Turn-, Schwimm- und Ruder-Vereinen. Beſonderen Wert haben ohne Zweifel die letztgenannten Beſtrebungen, dieſe friſchen harmloſen Kinder der Freilichtpädagogik, die frei ſind von allem politiſchen, konfeſſionellem und ſchulweiſem Beigeſchmack. Das weiß doch jeder Schulmann, der mit offenem Auge durch die Welt gewandert iſt, daß mancher Schüler ſeine Eigenart erſt zeigt, wenn er nicht mehr hinter Büchern ſitzt, daß er auf Wanderungen, auf dem Turn- und Spielplatze und auf dem Waſſer ganz anders ſich gibt als in den vier Wänden der Schulſtube, wo er Angſt vor der Schwiegermutter Weisheit hat, deren zartes Seelchen ſo leicht zu beleidigen iſt.

Wenn wir alſo auch mit einem Klageliede anhoben über die Schwierigkeiten, welche in vielen unſerer Schulen der Eigenart ſich entgegenſtellen, wir können doch mit freundlicheren Klängen ſchließen; denn es gibt doch noch Stätten, wo ſie gepflegt und beobachtet werden kann. Und wenn dieſe Beobachtung keine polizeimäßige iſt, ſondern den Charakter des Wohlwollens und der Herzlichkeit und unter Umſtänden der Freundſchaft an ſich trägt und ſich gelegentlich mit dem Hauſe in

Beziehung setzt, um in zweifelhaften Fällen Gewißheit zu erhalten, so kann doch mancherlei für die Erziehung zur Eigenart geschehen. Wir wollen uns doch nicht darüber täuschen, daß es unserer allgemeinen Bildung an rechter Echtheit fehlt, daß bei aller scheinbaren Ausbreitung der Bildung die innerliche Bildung vielfach etwas Rohes und Unverdautes an sich trägt. Dies kann nur anders werden, wenn die Jugend ihren Aufgaben mit mehr Enthusiasmus und mit mehr Freude sich hingibt; das kann nur geschehen, wenn der einzelnen Persönlichkeit, wenn der Eigenart in den Jahren, wo diese recht zur Entfaltung kommt, in ihrem besten Streben möglichst viel Spielraum gelassen wird.

Goethe hat einmal Eckermann gegenüber sich recht beachtenswert über diese Freiheit in der Erziehung geäußert: „Die jungen Engländer haben die Kourage, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und keine Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu gute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und eine weit glücklich-freiere Entwicklung genießen als bei uns Deutschen." Soweit Goethe!

Das Bewußtsein des deutschen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, haben wir ja seit den großen Tagen 1866 und 1870 auch bekommen; Goethe würde unsere Jugend heute, was unser Nationalbewußtsein anbelangt, günstiger beurteilen können und vielleicht den jungen Engländern gleichstellen. Genießen wir aber auch in demselben Maße wie England das Glück der persönlichen Freiheit, das eine Frucht individueller Erziehung ist? Haben wir in Schule und Leben die Kourage, das zu sein, wozu die Natur uns gemacht hat? Das ist eine ernste Frage, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Auch die Schule hat bei dieser Lösung mitzuwirken; sie wird es erfolgreich tun können, wenn ihr eine günstige Entwicklung unseres Staates die Mittel und die Möglichkeit gibt, in kleinen Klassen der Persönlichkeit und der Eigenart der Schule ihre Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen zu lassen, und wenn dieser Schule Lehrer zuwachsen, welche alles, was sie vermögen, durch ihre Persönlichkeit und durch ihre Eigenart schaffen, deren segensreicher Einfluß in stillen Wirkungen auf unsere Jugend übergeht.

Maschinengewehre und ihre Verwendung im Feldkriege.

Von

H. Rohne.

Mit dem geringstmöglichen Aufwand von Munition, Zeit, Menschenkraft und vom engsten Raume aus die größtmögliche Zahl von Treffern zu erhalten, das kann als die der modernen Waffentechnik gestellte Aufgabe bezeichnet werden, deren Lösung in den Maschinengewehren am vollkommensten gelöst erscheint. Das Maschinengewehr ist eine Waffe, die zwischen dem Gewehr und dem Geschütz steht; von jenem hat es den Lauf und die Patrone, von diesem das Schießgestell. Ballistisch, d. h. in der Gestalt der Geschoßbahn, steht es dem Gewehr völlig gleich; dagegen ist seine Treffgenauigkeit erheblich größer, weil durch die Lagerung in einem Schießgestell alle aus der Unruhe und Aufregung entspringenden Fehler des Zielens beseitigt sind. Die wichtigste Eigenschaft des Maschinengewehrs liegt aber in der großen Feuergeschwindigkeit, die bis auf 600 Schuß in einer Minute gebracht werden kann. Erreicht ist dies dadurch, daß der Druck der Pulvergase unmittelbar nach dem Schuß selbsttätig den Verschluß öffnet, wobei Federn gespannt werden, die das Einführen einer neuen Patrone in den Lauf besorgen, den Verschluß selbsttätig wieder schließen und abfeuern. Die Patronen befinden sich zu 250 Stück aufgereiht in den Schlaufen eines Gurtes, der nach seiner Einführung in den Mechanismus nach jedem Schuß um eine Patrone weiter geschoben wird. Damit man auch nach dem Verschießen von 250 Patronen das Feuer ohne Unterbrechung fortzusetzen imstande ist, können zwei Gurte durch Haken und Ösen zu einem verbunden werden. Die große Feuergeschwindigkeit hat natürlich eine starke Erhitzung des Gewehrlaufes zur Folge. Deshalb ist dieser von einem weiten Mantel umgeben und der Zwischenraum mit Kühlwasser ausgefüllt, das sich bei langer Dauer des Feuers bis zum Sieden erhitzt. Auf die technischen Einzelheiten der Einrichtungen näher einzugehen, hat keinen Zweck, um so weniger, als dieselben ohne zahlreiche Zeichnungen doch unverständlich bleiben würden. Der Gedanke, den

Pulvergasen die Arbeit des Öffnens des Verschlusses zu übertragen, ist zuerst vor mehr als dreißig Jahren von dem bekannten, um die Fortschritte der Handfeuerwaffen hoch verdienten, großherzoglich hessischen Hauptmann v. Ploennies ausgesprochen, aber erst in jüngster Zeit von dem Amerikaner Hiram Maxim verwirklicht und weiter geführt.

Die oben hervorgehobene große Präzision der Maschinengewehre hat zur Folge, daß ihre Trefffähigkeit bei bekannter Zielentfernung eine außerordentlich hohe ist, daß sie aber sehr schnell abnimmt, sobald bei der Schätzung der Entfernung ein verhältnismäßig kleiner Fehler gemacht wird. Kann man die Entfernung nicht mit Instrumenten messen — und darauf ist im Feldkriege keineswegs sicher zu rechnen —, so bleibt nur übrig, das Gelände in größerer Tiefe unter Feuer zu nehmen, was durch eine Auf- und Abwärtsbewegung des Laufes in der Schußebene leicht möglich ist. Ebenso muß man das Feuer nach der Seite durch „Streuen" verteilen. Man kann das Schießverfahren am besten vergleichen mit der Handhabung eines Spritzenschlauches, dessen Wasserstrahl sich über eine große Fläche ergießen soll. Nicht mit Unrecht wurden die von den Franzosen im Feldzuge 1870/71 geführten Mitrailleusen — canon à balles —, die Vorläufer der heutigen Maschinengewehre, vom Volksmunde mit dem Namen „Kugelspritzen" belegt.

Daß die Maschinengewehre überall dort, wo ihre Feuerstellung fest bestimmt ist, wie z. B. im Festungskriege zur Grabenbestreichung oder auf Schiffen im Nahkampf, eine große Rolle zu spielen berufen sind, unterliegt keinem Zweifel. Im Feldkriege ist das nicht in dem Maße der Fall; ganz abgesehen davon, daß es schwieriger ist, sie gerade an dem Punkt, wo man ihrer bedarf, rechtzeitig aufzustellen, ist es hier nicht immer möglich, sie mit großer Sorgfalt zu behandeln. Es hat daher auch langer und ausgedehnter Versuche bedurft, bis man die Gewißheit hatte, daß das immerhin komplizierte Material die erforderliche Widerstandsfähigkeit besitzt. Deutschland war einer der ersten Staaten, die diese neue Waffe in die Feldarmee einstellte.

Die deutsche Armee zählt jetzt 18 Maschinengewehrabteilungen zu je sechs Gewehren. Die Gewehre sind in fahrbaren Laffeten gelagert, die verbunden mit ihren Protzen vierrädrige Fahrzeuge bilden, die mit vier Pferden bespannt sind. Zur Bedienung eines Gewehrs gehören ein berittener Führer und vier Schützen, die bei schnelleren Bewegungen auf dem Fahrzeuge fortgeschafft werden. Beim Gebrauch werden die Gewehre mit ihren schlittenförmigen Gestellen von der Laffete herunter genommen und in die Feuerstellung getragen oder geschleift. Ausnahmsweise, wenn

große Eile geboten ist, kann sogar von der Lafette aus gefeuert werden. Je nach den Gefechtsverhältnissen und dem Gelände kann vom Gewehr eine verschiedene Feuerhöhe (Anschlagshöhe) gegeben werden, wobei der zielende und abfeuernde Schütze steht, kniet, sitzt oder liegt. Je geringer die Feuerhöhe, um so kleiner wird das dem Feinde gebotene Ziel.

Der Einnahme einer Feuerstellung muß stets eine sorgfältige Erkundung vorausgehen, die sich auf das zu beschießende Ziel, das Gelände in der Stellung, auf die Zugänge in diese und auf Sicherung gegen Überraschung erstreckt. Die einzelnen Maschinengewehre werden in der Regel mit einem Zwischenraum von zwanzig Schritt aufgestellt, der aber bei Mangel an Raum auch kleiner gewählt werden kann. Während der Erkundung empfiehlt es sich, die Zielentfernung mit dem bei jeder Abteilung vorhandenen Entfernungsmesser zu ermitteln.

Der Abteilungsführer (ein Hauptmann) wählt die Feuerstellung im allgemeinen aus, bestimmt das zu bezeichnende Ziel und ordnet die Eröffnung des Feuers an. Man unterscheidet zwei Feuerarten: das „Reihenfeuer", bei welchem nach Abgabe von etwa 25 Schüssen eine Pause zur Beobachtung der Wirkung und gegebenenfalls zur Änderung der Visierstellung eintritt, und das „Dauerfeuer", wobei das Schießen nur unterbrochen wird, wenn die Verhältnisse es erfordern. Es ist also dasjenige Schießen, von dem man sich eigentlich die Wirkung verspricht.

Eine gute Vorstellung von der von einer Maschinengewehr-Abteilung zu erwartenden Wirkung erhält man, wenn man sie in Vergleich stellt mit derjenigen, die eine in gleicher Frontbreite entwickelte Schützenlinie verspricht. Eine Maschinengewehrabteilung nimmt eine Front von etwa 100 Metern ein; innerhalb dieses Raumes können höchstens 100 Schützen entwickelt werden. Unter der Annahme, daß jeder Schütze in der Minute sechs gezielte Schuß abfeuert — eine Annahme, die schon recht hoch gegriffen ist — geben diese Schützen gerade soviel Schüsse ab, wie ein Maschinengewehr. Da sich nun sechs Maschinengewehre in dem gleichen Frontraum befinden, so kann man sagen, daß die Feuerwirkung einer Maschinengewehr-Abteilung mindestens sechsmal so hoch ist, als wenn man dort Schützen entwickelt hätte. Dabei ist noch angenommen, daß die Schützen eine ebenso hohe Trefffähigkeit besäßen, wie die Maschinengewehre, was im feindlichen Feuer jedenfalls nicht der Fall ist. Überdies ist das Ziel, das ein Maschinengewehr bietet — 5 Mann — außerordentlich klein; es wird leicht Deckung und Masken im Gelände finden; daher werden die Verluste, die die Maschinengewehr-Abteilungen erleiden, verhältnismäßig gering ausfallen.

Aus der Fähigkeit der Maschinengewehre, von engem Raum aus und in kürzester Zeit eine hohe Feuerwirkung hervorzubringen, lassen sich die Grundsätze für ihre Verwendung im Gefecht ableiten. Man wird sie überall dort einsetzen, wo eine besonders kräftige Feuerwirkung notwendig ist. Der Hauptwert der neuen Waffe liegt unzweifelhaft darin, daß sie das Feuergefecht der Kavallerie wirksam unterstützt, ja vielleicht ersetzt.

In den Kriegen der Zukunft wird die Kavallerie bei ihrer aufklärenden Tätigkeit vor der Front der Armee sehr oft in die Lage kommen, wichtige Punkte — Brücken, Straßenengen, Örtlichkeiten — festzuhalten, bis die eigene Infanterie herangekommen ist, oder sie der feindlichen Kavallerie entreißen zu müssen, ehe diese durch ihre Infanterie unterstützt wird. Beides kann nur durch das Feuergefecht abgesessener Reiter geschehen. Da aber die Pferde der abgesessenen Leute gehalten werden müssen, da ferner ein Teil der Kavallerie zur Deckung der Handpferde gegen Überraschung aufgesessen bleiben muß und endlich auch die Aufklärung fortgesetzt werden muß, so ist klar, daß die Kavallerie das Feuergefecht mit nur verhältnismäßig schwachen Kräften führen kann, und daß ihr in solchen Lagen die Maschinengewehre von außerordentlichem Nutzen sein können. Ein einziges Maschinengewehr hat eine größere Feuerwirkung als die Schützen einer ganzen Eskadron, und eine Maschinengewehr-Abteilung leistet hier soviel, wie eine halbe Kavallerie-Division.

Auch beim Vorgehen gegen Kavallerie können die Maschinengewehr-Abteilungen mitwirken, wenn sie so zeitig in eine Stellung gelangen, daß sie von dort aus zunächst die Entwicklung und dann den Angriff unterstützen können. Aber darauf ist bei dem schnellen und überraschenden Verlaufe des Kavalleriegefechts nur ausnahmsweise zu rechnen. Oft wird man sie daher in einer rückwärtigen Stellung zurücklassen, aus der sie imstande sind, die Kavallerie bei einem unglücklichen Ausgange des Gefechts aufzunehmen.

Eine besondere Bedeutung gewinnen die Maschinengewehre im Gebirgskriege, wo es oft an Raum zur Entwicklung langer Schützenlinien fehlt. Stellt man hier die Gewehre mit verkleinerten Zwischenräumen auf, so daß von einem engen Raum eine kräftige Feuerwirkung ausgehen kann, so kann man wichtige Punkte mit verhältnismäßig geringen Kräften vollständig sperren. Es ist daher sehr begreiflich, daß die neue Waffe gerade in der Schweiz so schnell Eingang gefunden hat. Ganz abgesehen von dem Gebirgscharakter verfügt die Schweiz nur über eine sehr schwache Kavallerie, und es mußte ihr daher jedes Mittel, das die Kavallerie für ihre wichtigste Aufgabe — unausgesetzte Aufklärung — verfügbar macht, hoch willkommen sein.

In der großen Schlacht liegt die Schwierigkeit der Verwendung der Maschinengewehre besonders darin, sie in dem richtigen Zeitpunkte dort, wo die Entscheidung fällt, zur Stelle zu haben. Nur die höhere Führung (Generalkommando) hat den nötigen Überblick über die Ereignisse, der zu einer zweckmäßigen Verwendung befähigt; sie wird sich daher ihre Verwendung vorbehalten und sie daher wenigstens beim Angriff der Reserve zuteilen. Der Verteidiger kennt die Stützpunkte, an deren Behauptung ihm besonders liegen muß, schon vorher; daher werden die Maschinengewehre bei der Verteidigung eine größere Rolle spielen als beim Angriff, wo ein öfterer Stellungswechsel erforderlich wird, der doch schwieriger auszuführen ist als mit einer Schützenlinie.

In den Gefechten der Kolonialtruppen haben Maschinengewehre schon mehrfach gute Dienste geleistet, indem sie die Artillerie, auf deren Mitwirkung man bei der geringen Wegbarkeit verzichten mußte, ersetzten. Hier, wo es sich um Kämpfe sehr kleiner Streitkräfte handelt, wird man sie wohl meist in kleineren Einheiten — zu zwei Gewehren — verwenden.

Wie schon erwähnt, setzt sich eine deutsche Maschinengewehr-Abteilung aus sechs Gewehren, die zu je zwei eine „Sektion" bilden, zusammen. Zu den sechs Gewehren treten noch drei Munitions- und ein Vorratswagen.

In der Schweiz werden die Maschinengewehre und ein Teil ihrer Munition auf Tragetieren verladen; der größere Teil der Patronen wird in Munitionswagen fortgeschafft. Jedes Gewehr verfügt nahezu über 12000 Patronen. Je vier Gewehre bilden dort eine „Mitrailleurkompagnie". England teilt die Maschinengewehre einzeln den Bataillonen usw. zu, was in Deutschland grundsätzlich ausgeschlossen ist.

Der nächste größere Krieg erst wird zeigen, ob die auf die Maschinengewehre gesetzten Hoffnungen berechtigt sind, ob sie der Infanterie in den großen Entscheidungskämpfen eine wirksame Unterstützung gewähren können, oder ob ihre Rolle, wie viele Offiziere glauben, sich auf die Unterstützung der Kavallerie und den Gebirgskrieg beschränkt.

Vom Baume des Lebens.

Am ſtillen Strand der Ewigkeit,
Tief im granitnen Felſengrunde
Die ſaugenden Wurzeln,
Wölbt die Krone
Mit den überhangenden Zweigen
Weitausladend der Baum der Menſchheit,
Früchteſchwer.

Säuſelt vom Strom her
Leis nur ein Lufthauch,
Sinken geräuſchlos
Von den tiefhinlaſtenden Äſten
Frücht' um Früchte,
Ungezählt,
Nieder zur Flut.
Kaum dem Schoße
Des Blütenkelches
Entwunden die einen,
Oder von heimlichem Wurm zernagt,
Mit krankem Reifefrührot täuſchend,
Fäulnisergriffen, verkümmert, die andern,
Und in der leichtgekräuſelten Fläche
Ziehen ſie fallend
Engumſchriebene
Flüchtige Kreiſe.

So auch herber Geſundheit voll,
Vom Sturme geſchüttelt aus brauſender Krone,
Rauſcht hernieder
In Todeskühle,
jäh um den Tag der Ernte betrogen,
Die hoffnungsgrüne ſchwellende Frucht
Allzufrüh.

Aber löſet aus windumſpieltem,
Schwankendem Wipfel
Sich die ſchwerſte
Sonnengereifte
Herrliche Goldfrucht,
Wandert ein Zittern
Von Zweigen zu Zweigen,
Tieferhangende
Blätter und Früchte
Reißet ſie mit ſich,
Und in den ſchaumaufblitzenden Wogen
Läßt ſie lange
Weithinrollende,
Spätnachſchwingende
Spuren zurück.

Weiße Genien
Gleiten auf glänzenden
Nachen vorüber,
Sammeln die Früchte
Mit ſchimmernden Netzen,
Tragen ſie alle,
Alle zum andern
Fernewinkenden
Unbekannten
Ufer des Stromes,
Pflanzen in ew'ge, wiedergebärende,
Lebenerhöhende Gärten ſie ein.

Manchmal ein leichter Odem des Winds
Führt einen ſchweren, brünſtigen Dufthauch
Über den Fluß her,
Manchmal ein bunter
Schwebender Falter
Wiegt ſich herüber,
Ein ſeliger Sendling,
Und in die Blüten
Am Baume der Menſchheit
Senkt er veredelnd
Göttlichen Samens
Goldigen Fruchtſtaub
Spielend hinab.

Reifet, Früchte, am Baume der Menſchheit
Goldner und goldner
Aus ewigem Samen
Von tauſend zu tauſend
Sonnigen Herbſten,
Reifet veredelt dem Göttlichen zu!

Fritz Erdner.

Korea und der russisch-japanische Konflikt.

Von

Generalmajor v. Zepelin.

Es sind nur wenige Jahrzehnte vergangen, seit das ferne asiatische Land, von dessen Existenz auch in unserm Vaterlande viele, sonst in der Geschichte und der Länderkunde wohlerfahrene Deutsche kaum etwas näheres wußten, auf der Bühne zunächst ostasiatischer Politik erschien. Nicht mit Unrecht hatte Korea die Namen des „Verbotenen Landes", des „Einsiedler-Reiches", der „Erhabenen Morgenruhe" oder gar „des stillen Friedens" geführt — letztere Bezeichnung freilich wie „lucus a non lucendo". Denn die lieben Nachbarn — China und Japan — sorgten dafür, daß der Frieden im Lande niemals „zu still" wurde.

Die Russen aber, als sie durch die Tatkraft des kühnen Seeoffiziers Newelskij und des klugen Staatsmannes Grafen Murawiew-Amurskij zu Nachbarn Koreas an der Possjetbai wurden, gaben dieser Halbinsel auch wohl den bezeichnenden, eine gewisse Sehnsucht in sich schließenden Namen des „ostasiatischen Italiens".

Aber auch dann noch versäumte man, in scheinbarer Verkennung der strategischen und politischen Bedeutung dieses in einsamem Traume einem Dornröschen gleich abseits der Heerstraße der großen Politik liegenden Landes nähere Beziehungen mit ihm anzuknüpfen oder Rechte in ihm geltend zu machen. Bezeichnend hierfür ist es, daß noch in den neunziger Jahren des nun vergangenen Jahrhunderts ein geistvoller russischer Schriftsteller bei der Erwähnung der Ausbreitung des Zarenreiches bis an die Grenzen Koreas schreiben konnte:

> „So blieb auch dann noch Korea für uns ein unbekanntes Reich, dem wir gewissermaßen kein Interesse schuldig sein zu müssen glaubten. Ja wir rührten im Laufe der ersten fünfundzwanzig Jahre unserer Nachbarschaft mit dem ostasiatischen Italien kaum einen Finger, um zu zeigen, daß an seinen Grenzen eine mächtige Nation Fuß gefaßt hätte, deren Freundschaft Korea nützlich, deren Feindschaft ihm aber gefährlich sein könnte, und mit welcher Handels- und andere Beziehungen anzuknüpfen ihm nur große Vorteile bringen würde ...

Wir schliefen buchstäblich an der Grenze Koreas während eines ganzen Vierteljahrhunderts. Dies zu gestehen mag unserm nationalen Selbstgefühl schmerzlich sein; die betrübende Tatsache ist aber nicht zu leugnen!"

Legt man sich nun die Frage vor, wie es hatte möglich sein können, daß die in ihrer Politik doch so energische und weitblickende russische Diplomatie diesen Vorwurf sich zuziehen konnte, so liegt der Grund wohl in der großen Vorsicht, mit der Rußland, während des Vorschreitens seiner Herrschaft in Mittelasien und dem bei der Annäherung an Persien, Afghanistan und der Berührung der gegenseitigen Interessensphären am Pamir drohenden Konflikt mit England, jeden Zusammenstoß mit China zu vermeiden suchte. Man überschätzte Chinas militärische Kraft, mit dem das Zarenreich auf Tausende von Kilometern einer Grenze benachbart war, die vor Erbauung der sibirischen Bahn, die Verstärkungen heranzuziehen gestattete, nur von wenigen Bataillonen und Kasaken geschützt war. Daher die Abneigung gegen die, später gegen den Willen der Petersburger Kreise dennoch durchgeführte, Besitznahme des Mündungslandes des Amur und des Ussuri-Landes, daher das Zurückweichen in der Kuldschafrage im Jahre 1881.

Man rechnete auch bei einem Kampfe mit China auf die Bundesgenossenschaft Japans als des traditionellen Gegners der chinesischen Macht, der seit Jahrhunderten auch Interessengegensätze diesem Reiche gegenüber in Korea zu schützen oder doch zu vertreten hatte.

Es wurden freilich auch damals schon Stimmen in Rußland laut, welche Japan für den gefährlicheren Gegner Rußlands hielten und welche die Ansicht äußerten, Rußland werde bei seinen etwaigen Bestrebungen in Korea auf einen energischen Widerstand von seiten Japans stoßen. Doch kamen diese Stimmen damals in den leitenden Kreisen des Zarenreiches nicht zur Geltung. In der öffentlichen Meinung herrschte noch immer die Meinung vor, daß Rußland und Japan durch gemeinsame Interessen China gegenüber verbunden seien; ja, man war wohl sogar so optimistisch, sich der Hoffnung hinzugeben, mit Hilfe von Japan Chinas Einfluß aus Korea zu verdrängen, Rußland an dessen Stelle zu setzen und dafür den Japanern das China gehörende Formosa zu verschaffen, das bekanntlich dem südlichsten Teile japanischen Gebietes, den Riu-Kiu-Inseln, benachbart ist. Koreas Wert für Rußland lag zu jener Zeit wesentlich in der Hoffnung, in den Besitz zweier so gut wie eisfreier Häfen, Port Schestakow und Port Lazarew, an der Broughton-Bai zu gelangen, da Wladiwostok einen nicht unbeträchtlichen Teil des Jahres durch Eis gesperrt ist.

Chinas Einfluß in Korea war aber im Laufe der Zeit mehr und mehr gesunken. Korea hatte zwar jahrhundertelang eine nominelle Oberhoheit Chinas anerkannt, die sich aber wesentlich nur auf die Absendung von Geschenken beschränkt hatte. Japan dagegen hatte seit alten Zeiten auf der Halbinsel in sehr realer Weise seinen Einfluß geltend gemacht, an den noch heute im Munde der Koreaner lebende Erzählungen von den grausamen Maßregeln erinnern, mit denen es die Kriegszüge zu beschließen pflegte. Das „Ohrengrab" in Kioto nennt ein russischer Schriftsteller den Hügel, den die Japaner zur Erinnerung an einen ihrer siegreichen Züge während des 16. Jahrhunderts errichtet haben und der als eigenartige Trophäen die Ohren und Nasen in sich bergen soll, die man 214 752 getöteten Chinesen und Japanern abgeschnitten haben soll. Kein Wunder, wenn die Koreaner, welche nicht einmal das trennende Meer vor den Einfällen ihrer Feinde schützte, sich am Yalu durch eine tatsächlich wüste, über 50 Kilometer breite „neutrale" Zone von ihren nördlichen Nachbarn abzuschließen suchten und auch das Landen fremder Schiffe verboten. Doch mag dies, mag anderes der Grund ihrer freiwilligen Isolierung gewesen sein, Japan gelang es, diese durch die erlangte Öffnung der Vertragshäfen zu brechen.

Nun führte Chinas Rivalität gegen den trotz der Niedermetzelung seiner Gesandtschaft im Jahre 1882 immermehr steigenden Einfluß Japans 1894 zum Kriege und zu der niederschmetternden Niederlage Chinas. Diese ungeahnten Erfolge Japans aber, wie die mehr als klägliche militärische Ohnmacht Chinas riefen in der russischen Politik einen völligen Wandel hervor. Die Strömung in dieser Politik, welche schon früher Japan als den wirklich gefährlichen Rivalen Rußlands im Osten bezeichnete, erhielt die Oberhand; man dachte nicht mehr daran, im Einverständnis mit Japan in den Besitz Koreas zu gelangen. Man trat vielmehr als rettender Engel Chinas auf, rief Japan ein Halt zu, den andern Nationen aber das bekannte „Ruki protsch!", die Hände fort — nahm sich die Halbinsel Kwantun und ließ sich die Konzession der zu ihren Häfen führenden ostchinesischen Eisenbahn verleihen.

Von dieser Zeit ab war der Kampf mit dem um seine Erfolge gebrachten Japan unvermeidlich geworden, um so mehr, als der alte Gegner der asiatischen Expansions-Politik Rußlands, England, dies ehrgeizige Reich im Widerstande bestärkte.

Die Interessen Rußlands in Korea sind aber heute ungleich andere geworden, als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da es nur „eisfreie Häfen" am Japanischen Meere erstrebte. Heute unterbricht

Korea die Verbindung zwischen dem Stützpunkte russischer Macht im Japanischen Meere, Wladiwostok, und dem am Chinesisch-Koreanischen Meere, Port Arthur, während andererseits Japan befürchten mußte, durch den tatsächlichen Besitzer der Mandschurei um seine Erfolge in Korea, wo es mehr oder weniger als unumschränkter Protektor auftrat, gebracht zu werden. Rußland aber wollte keinen fremden Einfluß in Korea dulden. Schon 1894 sprach dies in einer kleinen, aber viele vortreffliche Urteile über ostasiatische Verhältnisse enthaltenden Schrift: „Naschi Sadatschi na Tichom Okeanje" (Unsere Aufgaben im Stillen Ozean), die dem heutigen, um Rußlands Seeschiffahrt hoch verdienten „Chef der Hauptverwaltung der Seehandelsschiffahrt und Handelshäfen", dem Großfürsten Alexander Michailowitsch gewidmet war, ein russischer Seeoffizier mit folgenden Worten aus:

> „Koreas bedürfen wir nicht; doch ist die Unabhängigkeit dieses Königreichs für uns unabweislich als Grundlage unserer Lebens-Interessen im „Fernen Osten". Unsere Hauptaufgabe besteht heute darin, Korea vor fremden Einmischungen zu schützen und es unter den politischen Einfluß Rußlands zu bringen. Wir können in diesem Lande keine andere politische Vorherrschaft dulden . . . Die Schutzherrschaft über Korea ist das Endziel der russischen Diplomatie im Fernen Osten."

Freilich war der Zusatz, mit welchem der russische seemännische Politiker diese Auffassung zu begründen suchte, ein wenig paradox. Es heißt da, daß Korea, bedrängt von zwei Seiten durch seine uralten Feinde, China und Japan, und „außergewöhnlichen Appetit" bei den Engländern, Deutschen (?) und Amerikanern erregend, seine Existenz nicht bewahren könne — ohne die energische Unterstützung Rußlands.

Daß Koreas Häfen mit denen, die Rußland in Ostasien bereits sein eigen nennt, der natürliche, erwünschte Zugang seiner kontinentalen Ländermassen nach dem von ihm so sehnsüchtig erstrebten, nicht geschlossenen Weltmeere sind, erscheint ebenso wahr, als daß Japan das sich seinem Inselreich entgegenstreckende Halbinsel-Land Korea als seinen Vasallenstaat ansah, das ihm die Brücke bot, auf dem es seine Erzeugnisse und seinen Überfluß an lebendiger Kraft auf den Kontinent hinüberführen konnte. Erst mit dem Besitze Koreas war es völlig Herr der Koreastraße, jener wichtigen Meeresstraße, durch welche das russische Küstengebiet mit dem Pachtgebiet Kwantum, die Flottenstationen in Wladiwostok und Port Arthur miteinander in Verbindung treten.

Eigenartig berührt, daß bei allen politischen Kombinationen, bei allen strategischen Erörterungen fast niemals des Einspruches des Landes selbst als wohlberechtigten Faktors gedacht wird, das doch als autonomer

Staat in allen sich um Korea drehenden Fragen seitens der Diplomaten bisher ängstlich behütet wurde. Formell greift man in scheinbar selbstlosester Weise zu den Waffen, um die Autorität des Monarchen auf dem sehr wackeligen Throne in Söul zu stützen und zu schützen, tatsächlich aber handelt man, als wenn es keinen Herrscher von Korea gäbe. Augenblicklich ist der unglückliche Kaiser völlig in der Hand der Japaner, welche die so oft proklamierte Neutralität Koreas wenig achteten. Aber auch im koreanischen Volke scheint sich keine Hand zu erheben, die in den schwer zugänglichen Bergen ihrer Heimat die Fahne des Widerstandes erhebt, die nationale Unabhängigkeit zu verteidigen. Und doch hat Korea mit dem Gewirr von Inseln an seinen Küsten etwa 218 200 Quadratkilometer an Oberfläche, auf der 12 Millionen Menschen leben sollen, und doch nennt es sich seit dem 12. Oktober 1897 sogar ein Kaiserreich. Freilich hat der doch sonst in allen genealogischen und staatsrechtlichen Fragen so peinlich sorgfältige „Gothaer" anscheinend den „Kaiser" noch nicht anerkannt, da er ihm nur den Königstitel gibt. Aber sei es nun ein König oder ein Kaiser, im staatsrechtlichen Sinne ein selbständiger Monarch ist er doch, wenn auch nur mit bezug auf — seine steuerpflichtigen Untertanen und seinen Harem in Söul. Er ist sogar ein „Reformator" geworden, freilich nur gezwungen durch die Japaner, die durch ihre Gesandtschaft als Herren im Lande schalteten und walteten und durch Verletzung der Anschauungen des Volkes oppositionelle Gegenströmungen hervorriefen, die in der klugen Königin einen Rückhalt besaßen. Daher wurde diese auch auf Anstiften der Japaner in wahrhaft bestialischer Weise im Oktober 1895 in ihrem Palaste ermordet. Im ganzen Lande herrschte damals die größte Verwirrung; der König, der fürchtete, daß auch ihm das Schicksal seiner Gattin bereitet werden könnte, floh im Februar 1896 aus seinem Palast in die russische Gesandtschaft. Durch die im Mai 1896 und im April 1898 zwischen Japan und Rußland getroffenen Übereinkommen wurde ein Modus vivendi zwischen den beiden Rivalen geschaffen. Die russischen Instruktoren, welche eine Art reguläres Militär errichtet hatten, wurden freilich durch Japaner ersetzt, deren Truppen auch als Schutzwache für die Eisenbahn, in den Vertragshäfen usw. in Korea eintrafen. Wirtschaftlich aber geriet Korea immer mehr in die Hand Japans. Dasselbe hatte 1876 zuerst von allen Staaten mit dem bis dahin den Fremden verschlossenen Lande einen Handelsvertrag geschlossen, durch den ihm außer Fusan, in welchem schon eine japanische Faktorei bestand, je ein Hafen an der West- und Ostküste geöffnet wurde. Seit dieser Zeit gelang es, eine Reihe von Häfen dem Verkehr zu erschließen; heute sind

es deren zwölf, unter denen Gensan oder Wönsan, Tschemulpho mit Söul, Mokpho, Masanpho, Phjöngjang, Kjöngheung, Sjöngtschin.

An allen diesen Plätzen herrscht der japanische Handel vor. So waren z. B. in den Jahren 1896—1897 in Fusan von etwa 146 Firmen 132 japanische, in Gensan von 64 Firmen 52 japanische, und nur in Tschemulpho war das Verhältnis der Beteiligung der anderen Staaten weniger ungünstig (neben 26 japanischen Firmen bestanden dort 16 chinesische, 2 deutsche, 2 amerikanische und je eine englische und französische). Dem Japaner stehen im Verkehr mit den Koreanern die Vorteile der Rassenverwandtschaft zur Seite und die der räumlichen Nachbarschaft. Denn, obwohl es den Fremden gestattet ist, in den Vertragshäfen innerhalb der ihnen zugewiesenen Settlements Grundbesitz zu erwerben und Handel aller Art zu treiben, so ist es ihnen doch verboten, außerhalb dieser Bezirke unbewegliches Eigentum zu besitzen. Sie sind daher darauf angewiesen, sich für den Ankauf und Verkauf der von ihnen in den Vertragshäfen aus- und eingeführten Waren der oft sehr zweifelhaften eingeborenen Zwischenhändler zu bedienen. Diese Bestimmungen können natürlich am leichtesten die der gelben Rasse angehörenden Japaner umgehen.

Kein Wunder, daß aus den erwähnten Ursachen Japan den Löwenanteil am koreanischen Handel davontrug. Bezeichnend aber ist, daß, während im Handelsverkehr Japan in erster Linie stand und ihm dann England, hierauf China, die Vereinigten Staaten, Rußland, Deutschland, Belgien, Frankreich und Österreich folgte, mit bezug auf den Ursprung der Waren England mit 54 Prozent an der Spitze stand, ihm mit rund 24 Prozent Japan, dann China mit 13 Prozent, Deutschland mit 6 Prozent, die Vereinigten Staaten mit 2 Prozent, Rußland und Frankreich mit je 1 Prozent folgten. Diese Daten beziehen sich auf die Jahre 1890 und 1891. Es ist anzunehmen, daß die von Japan in den Jahren 1894 und 1895 gewonnene militärisch-politische Stellung auch diese Verhältnisse zugunsten Japans verändert hat.

Unumwunden gestehen zuverlässige russische Schriftsteller dies Vorherrschen Japans im Handelsverkehr mit Korea ein. So berichtete unlängst die „St. Petersburger Zeitung", daß, was die Einfuhr nach Korea beträfe, die Baumwollenwaren mit einem Werte von 6300000 Dollar fast die Hälfte des Wertes der Gesamteinfuhr ausmache. In diesem Zweige hätten die japanischen Fabrikate in den letzten Jahren die englischen immer mehr und mehr verdrängt. Noch im Jahre 1901 stand die Einfuhr dieser Waren aus beiden Ländern nahezu einander gleich; im vergangenen Jahre hatte Japan England bereits überflügelt. Wollwaren

werden in erheblichen Mengen eingeführt. Bei der Metalleinfuhr hat der Nickelbedarf der koreanischen Münze eine auffallende Steigerung gezeigt. Auch die Einfuhr von Roheisen ist erheblich gewachsen, desgleichen die an Metallwaren, die hauptsächlich aus Japan kommen und für den Hausbedarf der Koreaner bestimmt sind. Die Einfuhr an Maschinen hat sich seit dem Jahre 1897 auf das siebzehnfache gesteigert, hauptsächlich wohl durch den Bedarf der Bergwerksunternehmungen. Unter sonstigen Einfuhrartikeln sind zu nennen: Seidenwaren, Eisenmaterialien, Zucker, Salz, Tabak, Petroleum, Streichhölzer, Säcke, Farben, Kleider und Modewaren, Watte.

Der Wert des Handels von und nach Japan übertrifft daher die Beziehungen anderer Länder ganz bedeutend. Er belief sich 1901 auf 33 Millionen Mark, während nur für 13 Millionen mit China und nur für 550000 Mark mit dem russischen Ostasien gehandelt wurde.

Was den Schiffsverkehr anlangt, so hat Japan ein erdrückendes Übergewicht über alle anderen Nationen. Es waren nach der Zusammenstellung des russischen Finanzministeriums im Jahre 1898 von 3366 Schiffen mit zusammen 659970 Tonnen nicht weniger als 2117 mit 602145 Tonnen japanische, unter denen 758 Dampfschiffe. Koreanische Schiffe nahmen nur 721 mit 90093 Tonnen am Schiffsverkehr Teil; dann folgten 34 russische mit 29773 Tonnen, 27 deutsche mit 23526 Tonnen, während die Vereinigten Staaten in diesem Jahre überhaupt nicht und England nur mit einem einzigen Dampfschiff beteiligt war. Im Jahre 1893 betrug der Anteil Japans am Schiffsverkehr mit Korea nur 956 Schiffe mit 304224 Tons.

Die Ausfuhr japanischer Waren nach Korea ist von 1895 bis 1900 von 3800000 auf 10000000 Dollars gestiegen, der Wert der Einfuhr koreanischer Waren nach Japan von 3000000 auf 8800000 Dollars, wobei die Edelmetalle nicht eingerechnet sind. Japan sendet nach Korea Baumwolle und Baumwollenwaren, Zigaretten, Reisbranntwein, Streichhölzer, Eisen- und Eisenwaren, Porzellan, Salz, Strohseile und Strohmatten. Umgekehrt schickt Korea nach Japan Lebensmittel, darunter besonders Reis, Bohnen, Getreide und Salzfleich, ferner Goldwaren, Häute und Dünger.

Daß die Japaner auch auf den anderen Gebieten des staatlichen und des Verkehrslebens Koreas das Heft in der Hand haben, sei nur nebenbei erwähnt. So macht z. B. Fusan einen ganz japanischen Eindruck; die Koreaner bilden dort eigentlich nur die dienende Klasse und das Gros der Arbeiterbevölkerung.

Von Eisenbahnen bestehen bekanntlich in Korea nur die 40 km lange und eingleisige Strecke Tschemulpho-Söul, welche die Hauptstadt mit dem in letzter Zeit vielgenannten Hafenplatz, dem Schauplatz des Kampfes und ruhmvollen Unterganges des „Warjag" und „Korejetz", verbindet, und die im Bau befindliche Linie Fusan-Söul, welche eine Länge von 460 km haben wird, an deren Fertigstellung augenblicklich seitens der Japaner mit großem Eifer gearbeitet wird. Im Betriebe dürften sich zur Zeit jedoch nur geringe Strecken im Süden und Norden befinden. Beide Linien sind im Besitze japanischer Gesellschaften, welche von ihrer Regierung subventioniert werden; auch der Betrieb ist ausschließlich in Händen von Japanern.

Dasselbe gilt vom Postverkehr. Bis zum Jahre 1896 gab es in Korea eigentlich an den größeren Verkehrslinien nur Poststationen zur Benutzung der Regierung und ihrer Beamten und Kuriere. Erst in jenem Jahre hat man eine modernen Verhältnissen nachgeahmte Posteinrichtung und ein Telegraphennetz geschaffen. Im Jahre 1900 schloß sich Korea dem Weltpostverein an. Gleichzeitig aber schloß es mit Japan einen Vertrag, nach welchem der ganze Postverkehr von und nach dem Auslande in den koreanischen Häfen durch Vermittlung der japanischen Post geführt wird und unter Zugrundelegung des japanischen Tarifes. Auch Telegraphenlinien, wie die von Fusan zur Insel Tshuschima und nach Nagasaki sind von den Japanern geschaffen und in ihrem Betrieb.

Vor allem befindet sich aber fast der gesamte regelmäßige Passagier-, Fracht- und Post-Dampfer-Verkehr in Händen der Japaner, der Dampfschiffahrtsgesellschaften Nipon-Jusen-Kajscha und Osaka-Schosen-Kajscha. Es sind dies Gesellschaften, welche eine der ersten Stellen im Weltverkehr einnehmen, die aber auch von der japanischen Regierung mit bedeutenden Summen unterstützt werden. Man behauptet, daß diese jährlich nicht weniger als gegen 16 Millionen Mark an Subventionen für Dampferlinien ausgibt. Die Ausgestaltung der Dampfschiffahrt Japans in den letzten 32 Jahren hat auf diese Weise einen derartigen Aufschwung genommen, daß dies an und für sich arme Land heute 910 Dampfschiffe mit einem Gesamtdeplacement von 580000 Tonnen besitzt. Wenn auch unter diesen Schiffen manche von zweifelhaftem Werte, aus altem Bestande europäischer Handelsflotten angekaufte sein mögen, so verfügt andererseits die japanische Transportflotte über nicht weniger als 14 Dampfer, von denen jeder über 5000 Tonnen Gehalt hat. Alle Schiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaften stehen im Kriegsfalle dem Staat zur Verfügung, einige als Hilfskreuzer, die anderen als Transportschiffe für Truppen und Kriegsmaterial aller Art.

Wir glauben, durch die vorstehenden Andeutungen über die mannigfachen Beziehungen Japans zu Korea und über den Einfluß, den es auf dessen Staats-, Volks- und Handelsleben ausübt, ein Bild von seiner vorherrschenden Stellung im „Asiatischen Italien" gegeben zu haben.

Freilich ist diese Schilderung hiermit noch lange nicht erschöpft. So nehmen z. B. die Japaner einen sehr großen Anteil — gesetzlich und ungesetzlich — an der in ihren Erträgen schwer kontrollierbaren und statistisch festzustellenden Fischerei. Man behauptet, daß die Koreaner selbst eigentlich nur an der nordöstlichen Küste in größerem Maßstabe die Fischerei betreiben, daß diese sonst ausschließlich von Japanern betrieben wird. Der Hauptmittelpunkt der Fischerei ist das ganz in Händen der Japaner befindliche Fusan. Allein der Walfischfang soll jährlich in der letzten Zeit zwischen 150 bis 200 Wale ergeben haben. —

Die Beziehungen der Russen zu den Koreanern sind wesentlich anderer Natur. Das aufstrebende Japan, das seit den ältesten Zeiten der Geschichte mit Korea in den engsten Beziehungen stand, das seinen Überschuß an Menschen und seine Erzeugnisse unschwer der ihm so nahe benachbarten Halbinsel zusenden kann, befindet sich nach dieser Richtung hin in einer ungleich günstigeren Lage als das Zarenreich, das Tausende von Kilometer von dem „Fernen Osten" trennen. Vor der Erbauung der sibirischen Bahn war die Einwanderung von Ansiedlern zudem auf das äußerste erschwert, so daß noch heute in den Städten, aber auch in den ländlichen Ansiedelungen die chinesische und japanische Bevölkerung der russischen der Zahl nach überlegen ist. Der Handel und die Industrie ist zudem in den russischen Besitzungen — vielleicht Port Arthur ausgenommen — noch wenig entwickelt und zum recht bedeutenden Teil in den Händen von Nichtrussen; das gleiche gilt von der Dampfschiffahrt, die schwer die Konkurrenz der Japaner, Engländer, Deutschen und Amerikaner ertragen kann. Aus allen diesen Gründen ist trotz der Nachbarschaft mit Korea der Einfluß des russischen Handels gering. Es ist ja bekannt, daß die „Freiwillige Flotte", welche noch im Jahre 1900 eine so große Rolle im Verkehr mit Ostasien spielte, ihre Fahrten immer mehr beschränkt hat und in Zukunft andere Aufgaben zugewiesen erhalten wird.

Von russischen Dampfschiffahrtsgesellschaften stellte seit dem Jahre 1888 der Reeder Schewelew eine regelmäßige Verbindung zwischen Korea und dem Küstengebiet her. Er hatte mit der russischen Regierung einen Kontrakt auf 15 Jahre abgeschlossen. Im Jahre 1900 übertrug er seine Verpflichtungen auf die Dampfschiffahrtsgesellschaft der ostchinesischen

Eisenbahn, welche bis zum Ausbruche des Krieges eine regelmäßige Verbindung zwischen Wladiwostok und Port Arthur unterhielt.

Was den Handel auf dem Landwege anlangt, so ist dieser nicht von Bedeutung, da er sich wesentlich auf das nicht eben reiche nordöstliche, an das Ussuri-Gebiet grenzende Korea, die Provinzen Nord- und Süd-Ham-gjöng, beschränkt. Da die Grenze nicht zollamtlich bewacht ist, ist es außerordentlich schwierig, genau seinen Umfang zu bestimmen. Die Ausfuhr aus Korea besteht wesentlich aus Hornvieh zur Ernährung der russischen Truppen aus Reis und Gemüse aller Art, sowie Hafer, die Einfuhr von Rußland nach Korea aus Geweben, Watte, Anilinfarben, Petroleum, Kerzen, Streichhölzern usw. Im Durchschnitt der Jahre 1894 bis 1896 betrug die Ausfuhr aus Rußland nach Korea 203 000 Rubel, aus Korea nach Rußland in demselben Durchschnitt gegen 180 000 Rubel. Von den Waren, die aus dem Küstengebiet nach Korea gingen, war aber der weit überwiegende Teil englischen Ursprungs, gegen die wirklich russische Erzeugnisse ganz zurücktraten.

Auch der seitens der koreanischen Regierung nicht erlaubte Handel durch die nicht geöffneten Häfen Nord-Koreas, welcher auf koreanischen Segelschiffen nach Wladiwostok, der Possjet-Bai und verschiedenen Punkten des Busens Peters des Großen (Saliw Petra Welikawo) und zurück betrieben wird, ist nicht bedeutend. Gegenstände der Ausfuhr aus Korea sind Hafer, Gemüse und andere Erzeugnisse der Landwirtschaft. Für die Lieferung von Hafer, Kohl und Kartoffeln an die russischen Truppen sind die Koreaner die einzigen ernsten Lieferanten.

Eine ganz eigenartige Verbindung wurde zwischen dem russischen Küstengebiet und der Bevölkerung Koreas dadurch hergestellt, daß eine größere Anzahl Koreaner, gegen den Willen der eigenen und durchaus nicht zur Freude der russischen Regierung, den Tumen-ulla, den Grenzfluß zwischen dem Küstengebiet, unweit der Possjet-Bai überschritten und sich auf russischem Gebiet ansiedelten.

Als im Jahre 1858 Rußland seine Grenzen bis an diesen Fluß herausgeschoben hatte, erhielten die Behörden der koreanischen Grenzprovinz Ham-gjöng-do seitens ihrer Regierung die strengsten Befehle, jede Verbindung der Bevölkerung mit den neuen Grenznachbarn zu verhindern. Man ließ alle sich auf dem Flusse vorfindenden Übergangsmittel vernichten, stellte an ihm Posten auf, die auf jeden zu schießen hatten, der, ungehorsam dem Befehle, die Grenze zu überschreiten wagen sollte. Doch die Verhältnisse waren stärker, als alle noch so grausamen Maßregeln des Herrschers des „Einsiedler-Reiches". Die Hungersnot und

die Bedrückungen habgieriger Beamten, unter denen die Bevölkerung Nordkoreas litt, ließen die Koreaner alle ihnen drohenden Gefahren vergessen. In dunklen Winternächten gelang es vielen, die Wachsamkeit der Posten zu täuschen und über den gefrorenen Fluß auf russisches Gebiet zu gelangen. Weil sie fleißige und friedliche Ackerbauer waren, auch ihre Ackergeräte mit sich führten, gestattete man ihnen zuerst, sich anzusiedeln; ein Teil der im Laufe der Jahre so Ausgewanderten wurde auch im Amurlande, so z. B. in der Umgegend von Blagowjeschtschensk untergebracht. Da aber den russischen Behörden die Mittel fehlten, die Unkosten der Ansiedelung vieler Tausenden zu bestreiten, man auch wohl vorzog, russische Kolonisten im Lande unterzubringen und die gelbe Rasse in ihm nicht noch mehr anwachsen zu lassen, so wurde bestimmt, eine weitere Einwanderung nicht mehr zuzulassen. Dies geschah im Jahre 1870, nachdem im Herbste des Vorjahres infolge einer in Nordkorea herrschenden durch Überschwemmungen verursachten Hungersnot mehrere Tausende auf das russische Gebiet geflüchtet waren, zu deren Ernährung die russischen Behörden keine Mittel besaßen. Doch waren die strengsten Maßregeln nicht imstande, die Einwanderung aufzuhalten. Die Koreaner baten die russischen Grenzposten, sie zu töten, aber nur nicht wieder in ihr Land zurückzusenden. Es blieb daher der russischen Regierung nur übrig, die koreanische Regierung zu ersuchen, ihre Untertanen vor dem Überschreiten der Grenze in strengster Weise abzuhalten. Und hierdurch scheint diese unwillkommene Einwanderung tatsächlich nachgelassen zu haben. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zählte man aber doch allein in den drei südlichen Bezirken des Küstengebiets (Süd-Ussuri, dem Bezirk des Ussuri-Kasakenheeres und Chabarowsk), sowie den drei größeren Städten nicht weniger als 23000 Koreaner, d. h. mehr als den sechsten Teil der dort lebenden russischen Bevölkerung.

Dem Bild Koreas in seinen Beziehungen zu seinen sich augenblicklich mit den Waffen gegenüberstehenden Nachbarn wollen wir noch einige Worte über die strategische Bedeutung der Halbinsel hinzufügen. Die Bedeutung seiner geographischen Lage haben wir oben bereits erwähnt. Die Japaner sollen nach bisher freilich noch nicht verbürgten Nachrichten an verschiedenen Punkten der West-, der Süd- und der Ostküste Koreas gelandet sein, um durch diese Halbinsel im Nordosten gegen Wladiwostok, im Nordwesten gegen den die Grenze mit der Mandschurei bildenden Jalufluß vorzugehen. Nach andern Mitteilungen sollen sie mit ihren Hauptkräften eine Landung auf der Halbinsel Liau-tung oder im Innern, nordöstlich des Golfes von Liau-tung, im Mündungsgebiet des Liau-ho planen.

Um die Schwierigkeiten, die einer Bewegung der japanischen Armee, welche von Fusan aus oder auch von Tschemulpo in nördlicher Richtung zum Jalu vorgeht, zu beurteilen, sei darauf hingewiesen, daß Korea ein Bergland ist, das nur wenige, und eigentlich nur für zweirädrige Karren, wie die russischen sogenannten Dwukolken es sind, fahrbare Straßen enthält. Meist sind es Saumwege oder Wege, auf denen Waren oder Bagage der Truppen nur von Trägern oder Tragtieren fortgeschafft werden kann. Wie dies die Kolonne im Marsche verlängern und das Vorschreiten verlangsamen muß, dürfte auch dem Laien einleuchten.

Russische, auf genauen Rekognoszierungen beruhende Berichte sagen, daß eigentlich nur von Söul aus einige, für Karren fahrbare Straßen nach Nordwesten über Kimtschön, Pyöng-Yang, Antjiu, Työng-tjiu auf Witschu am Jalu (auch Yalu- oder Amnok-kang) zur mandschurischen, und nach Nordosten über Hong-pyöng, Wönsan (Gensan), Ham Heung, Kiltjiu (Kildschu) zur russischen Grenze führen, von denen die erstere von einer Telegraphenlinie begleitet wird. Für Kriegsfahrzeuge, wenn auch nur kleinerer Art, benutzbare Querverbindungen sollen nicht vorhanden sein.

Von Söul nach Süden führen zwei ähnlich brauchbare Straßen, die eine im Westen über Kong-tjiu, Tschöng-tjiu-pu nach Sun-työn, die andere im Osten über Tschung-tjiu und Tapku-pu auf Fusan. Brücken sind auf diesen Strecken nicht vorhanden, wenigstens keine, die zu allen Zeiten des Jahres den Übergang mit Fahrzeugen sichern. Für gewöhnlich hat man nämlich keine ständigen Brücken; man trägt sie sogar bei Eintritt der Regenperiode ab, also gerade zu einer Zeit, wo man ihrer besonders bedarf, und lagert ihre Teile am Ufer. Diese bestehen freilich aus ganz ungenügendem Material: dünne Stangen als Böcke, über die man Haufen Reiser und Stroh legt, welche wiederum mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt werden. Meist wird daher der Verkehr über die Flüsse, welche auf weiten Strecken den Charakter von Gebirgswässern tragen, durch Prahme vermittelt. Zu den Brücken-, bezw. Fährstellen führen aber nur selten für Pferde und Menschen brauchbare Rampen hinab, sodaß man oft genötigt ist, die abgespannten Karren oder die Tragtiere zu entladen und sie wie die Lasten an Tauen hinunter- und hinaufzuschaffen, um sie am andern Ufer zusammenzustellen und zu beladen. Was solche Hemmnisse für den Marsch, namentlich der Artillerie und der Trains bedeuten, braucht nicht erörtert werden.

Der Zustand der koreanischen Dörfer und Städte ist ein solcher, daß man aus hygienischen Rücksichten Anstand nehmen muß, europäische Truppen in ihnen unterzubringen. Diese werden also in ganz anderem

Maße, als auf einem europäischen Kriegsschauplatz, auch in der kalten Jahreszeit auf das Bivakieren in ihren Zelten angewiesen sein und größtenteils von mitgeführter Verpflegung leben müssen.

Die verschneiten Pfade, der sehr rauhe Winter und die vielen Niederschläge in der warmen Jahreszeit erschweren ferner die Bewegungen der Truppen. Alle diese Verhältnisse lassen nicht darauf schließen, daß die japanischen Truppen, sollten sie wirklich von Korea aus gegen die Mandschurei vordringen, sehr schnell am Jalu eintreffen werden. Macht doch schon vorher die Überführung und Landung an den Küstenplätzen ungewöhnliche Schwierigkeiten. Legt man die Bewegungen der japanischen Truppen auf koreanischem Boden im Feldzuge 1894 und 1895 den Berechnungen zu Grunde, die allerdings zuweilen unter Berührung mit den minderwertigen chinesischen Truppen, aber in günstigerer Jahreszeit stattfanden, so ergeben sich für den Marsch von gemischten Brigaden von Söul nach Assan, bezw. von Söul nach Pyöng-Yang und nach dem Jalu nur Marschlängen von 13 Werst, $10^1/_4$ Werst, 11 Werst und sogar nur $9^1/_2$ Werst innerhalb 24 Stunden (1 Werst = 1,066 Klmtr.). Wenn man die Ruhetage in Söul und in Pyöng-Yang, die für die Japaner notwendig wurden, weil sie die durch die angestrengten Gebirgsmärsche erschöpften Truppen ruhen lassen mußten, auch um die Ausrüstung, die Bekleidung usw. in Ordnung zu bringen, so stellen sich die Marschleistungen noch geringer. So hätte dann die 9. Infanterie-Brigade vom 18. August bis zum 7. November im ganzen nur 425 Werst von Söul bis An-dun-san zurückgelegt; das würde auf vierundzwanzig Stunden etwa — $5^1/_2$ Werst ausmachen, d. h. noch nicht den dritten Teil der geringsten Marschleistungen unter normalen Verhältnissen im Feldzuge 1870/71. —

Die Frage liegt nahe, wie unser Vaterland zu dem blutigen Konflikt im „Fernen Osten" steht, sie liegt um so mehr nahe, als alle Welt das Gefühl hat, wie leicht aus dem Kampf zwischen Rußland und Japan sich ein Weltkrieg entwickeln könnte. Zündstoff liegt so viel in der Luft, daß man die Funken wohl behüten muß, die dort an den Küsten des Japanischen und Chinesischen Meeres aufwirbeln.

Der nationale Egoismus nun, der uns Deutschen bei der Neigung zu philantropischen und kosmopolitischen Schwärmereien leider zu sehr mangelt, schreibt unserem Vaterlande gebieterisch vor, aus der strengsten Neutralität nicht herauszutreten.

Fürst Bismarck war es, der einst uns Deutschen zurief, daß wir uns für Polen, für Dänen, für Franzosen, Bulgaren und andere Völker begeistert hätten, ohne Rücksicht, ob diese Nationen unserem Vaterlande

feindlich, daß wir aber leider so oft es an Begeisterung für das eigene Vaterland fehlen lassen. Darum meinen wir, es wäre gänzlich falsch, der in gewissen Kreisen und Parteien unseres Volkes, sofort als der Telegraph den ersten Angriff auf Port Arthur meldete, auftauchenden „Japan-Schwärmerei" nachzugeben. Wir wollen gar nicht daran erinnern, daß Rußland in Asien kulturelle Fortschritte großartigsten Stils nicht nur angebahnt, sondern auch durchgeführt hat — man denke nur an Mittelasien, wo in den Gebieten, das heute das von Rußland erbaute Dampfroß durchquert, noch vor wenigen Jahrzehnten der Nicht-Muselmann nur als Sklave geduldet war. Sondern es ist allein der Gesichtspunkt unseres eigenen realpolitischen Vorteils, wenn wir verlangen, daß unsere Regierung eine Politik treibe einer ehrlichen und offenen Neutralität, aber mit der Hand am Schwerte, und daß die öffentliche Meinung Deutschlands ihr darin zur Seite steht.

Grillen.

Holztauben gurren leise,
Der reife Mohn nickt schwer;
Eine schlichte Weise
Kommt vom Flusse her.
Ist vom Abendwinde
Sacht heran geweht
Bis zu meiner Linde,
Wo die Moosbank steht:

Für die, so Wunder glauben,
Gibt's keinen trüben Tag;
In ihren Kinderseelen
Jauchzt heller Lerchenschlag.
Der Schildspruch wahrer Liebe
Ist fromm und gut zu sein;
Ein Schildspruch für die Wiege,
Wie für den Todtenschrein.

„Für die, die Wunder glauben,
Gibt's keinen trüben Tag!" —
Vor diesen frommen Worten
Ich auf den Knien lag.
Doch hinter dem Gezweige,
Da zirpt ein Grillchen schrill,
Das mir mit seiner Geige
Die Weihe stören will.

Schweig doch, kleine Geige,
Schweige still und neige
Dich dem frommen Sang,
Der vom fernen Flusse,
Zog, mit zartem Kusse
Mir das Herz bezwang. —
Aber diese Grillen
Haben ihren Willen.

Oskar Wiener.

Kultur und Kunst.

Betrachtungen über das deutsche Kunstgewerbe.

Von

Hermann Muthesius.

Um die Mitte der neunziger Jahre wandte sich die deutsche Geistesrichtung mit Eifer der Kunst zu. Noch wenige Jahre vorher hätte dies niemand für möglich gehalten, obgleich der Rembrandt-Deutsche es schon eine geraume Zeit vorher prophezeit und Konrad Lange bald darauf in seinem Buche über die künstlerische Erziehung des Deutschen ein klares Programm der Richtung entwickelt hatte. Das, was beide im Auge hatten, kam schneller, als alle Welt erwartete, eine junge Saat der Kunst sproß plötzlich allerorten auf. Ganz besonders stand eines Tages die Aufgabe der Reform des Kunstgewerbes und dessen, was man damals „dekorative Kunst" nannte, als Ziel der Bewegung vor aller Augen. Und nun folgten jene Jahre eifrigster, freudigster Arbeit an dem Aufbau einer neuen Kunst; eine junge Generation von Künstlern, die sofort kampfbereit in die Arena sprang, gab sich ihr mit Eifer hin. Eine neue Auffassung des tektonischen Gestaltens wurde geboren, ein neues Ornament entwickelt, ein neuer Innenraum geschaffen. Das alles geschah in wenigen Jahren.

Macht man sich das klar, so wird man zugeben, daß eine Arbeit geleistet worden ist, deren Größe zu den Leistungen ganzer vorhergehender Jahrzehnte in erfreulichem Gegensatze steht. Allerdings ist es in der Geschichte der Kunst eine häufige Erscheinung, daß Stilentwicklungen rasch vor sich gehen. Das treibende Leben in der Kunst erfolgt in Rucken, die nach langen Stockungen einzutreten pflegen. Man denke an das rasche, fast plötzliche Erstehen der Gotik auf dem Boden der langen romanischen Entwicklung, dann an die schnelle Ausbildung des Rokoko aus dem französischen Wohnungsstil Ludwig XIV., den darauf folgenden raschen Wechsel vom Rokoko zum Louis XVI. und die gleichzeitig in England stattfindende rapide Entwicklung der maßgebenden Möbelstile Chippendales und Sheratons. Die Geistesarbeit der Zeitalter wendet sich verschiedenen

Gebieten zu verschiedenen Zeiten zu, sie scheint, wie der Einzelmensch, nur immer eine einzige Tätigkeit auf einmal ausüben zu können.

So wird die Geschichte wahrscheinlich die fünf oder sechs Jahre am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts als eine ebensolche Zeit der plötzlichen Stilentwicklung ansehen, wie die genannten früheren; als eine Zeit, in der sich die Geistesarbeit wieder einmal auf die künstlerische Weiterbildung des tektonischen Rüstzeugs konzentrierte.

Was in den fünf bis sechs Jahren geleistet worden war, das zeigte zuerst in umfassender Weise die Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt 1901. Auf ihr wurde der Welt die neu geborene Kunst vorgeführt, und die Vorführung war, was den künstlerischen Eindruck des Gebotenen anbetrifft, so erfolgreich, daß nur wenige die Ausstellung verließen, ohne der neuen Kunst einen kleinen Winkel ihres Herzens geöffnet zu haben. In Deutschland muß der Sieg des neuen Kunstgewerbes direkt mit dieser Ausstellung in Verbindung gebracht werden.

* * *

Der theoretische Sieg war errungen. Wie steht es mit dem praktischen? Man wird ja von tiefgehend umwälzenden Ideen keinen sofortigen großen Allgemeinsieg erwarten können. Im Gegenteil, der Lauf der Welt zeigt, daß sie in der Breite langsam reifen und sich zunächst an kleine Kreise wenden. So wird das, was man als Endergebnis der Bewegung doch voraussetzen muß, die Umgestaltung unserer Wohnung und häuslichen Umgebung, zunächst nur bei einer Gemeinde von bescheidenem Umfange gesucht werden können. Geht sie dort vor sich? Bis zu einem gewissen Grade, ja. Es gibt ja bereits eine Anzahl von Leuten, die sich neu einrichten lassen, die die Künstler, die diese neue Einrichtungskunst geschaffen haben, beschäftigen. Immerhin ist ihre Zahl im Verhältnis zur Menge derer, die die Mittel dazu hätten, verschwindend gering.

Alle aber, die sich neu einrichten lassen, und das ist das typische an der heutigen deutschen Lage, müssen dazu jene Künstler heranrufen. Es handelt sich also um eine Künstlerkunst ähnlich der Malerei. Wie man Gemälde oder Skulpturen erwirbt, so erwirbt man fertige Räume. Diese Einrichtungen sind nicht diejenigen erlebten Ausgestaltungen unserer persönlichen Umgebung, die sie sein sollten, sie sind fremde Eindringlinge, an die sich der Bewohner anzupassen hat, statt daß sie sich an ihn anpaßten. Und wie hat er sich anzupassen! Diese Künstlerkunst macht ein höchst individuelles Gesicht, sie trägt das Charakteristische des Künstlers,

den der Hausherr engagiert hat, auf hundert Schritte erkennbar aufgeprägt. Jeder, der halbwegs Bescheid weiß, weiß sofort, ob es sich um einen Raum von Peter Behrens, von Olbrich, von Pankok oder von van de Velde handelt. Wäre es nicht eigentlich nötig, daß die Bewohner in den verschiedenen Räumen verschiedene Mienen aufsetzten, hier eine feierliche, dort eine lustige, im dritten Falle eine philosophische, eine resignierte, oder sich gar in den verschiedenen Räumen der Einrichtung entsprechend verschieden kleideten?

Man wird einwenden, daß sich ja jeder von selbst denjenigen Künstler aussuchen wird, dessen Kunst seiner eigenen persönlichen Auffassung entspricht. Im allgemeinen geschieht das auch. Allein damit und mit der Heranziehung der Künstlerkunst überhaupt kann das weite Gebiet der Wohnungsausstattung noch nicht als gelöst betrachtet werden.

Einmal kann schon nicht davon die Rede sein, daß eine hochgradig individuell gefärbte Kunst in allen Fällen die richtige Umgebung für uns ist. Wenig Menschen werden ihr ganzes Leben in derjenigen Feiertagsstimmung verbringen wollen, die diese Räume anschlagen. Man kann nicht ewig Feste feiern. Die meisten müssen oder wollen arbeiten, und das kann man sozusagen nur im Werktagskittel. „Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln", sagte Goethe zu Eckermann, „hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgerät für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." Anders ist es für den Festraum. Hier verlangen wir mit Recht Stimmung, und jeder Antrieb dazu durch eine künstlerische Umgebung kann nur mit Dank hingenommen werden. Hier mögen wir uns auch wohl gern in die besondere Nüanzierung der Stimmung hineinführen lassen, die uns die ausgesprochene Individualität eines Künstlers bietet. Hier ist also die Künstlerkunst des heutigen deutschen Kunstgewerbes am Platze. Im gewöhnlichen Wohnzimmer oder gar im Arbeitszimmer kann nur eine gewisse geräuschlose Bescheidenheit das Gepräge sein, das der Raum zu tragen hat. Es ist eigentlich unerklärlich, daß jemand, der seine eigenen Gedanken spinnen will, sich fortwährend von dem Liniengewirr angrinsen, von dem „sprechenden Ausdruck" anreden lassen kann, den viele der künstlerischen Möbel und Wände, mit denen uns bisher unsere modernen Künstler versorgten, als ihre auffallendste Eigentümlichkeit tragen. Man muß da erst seine Empfindungsnerven töten, gewissermaßen seine tektonischen Ohren mit Watte verstopfen, ehe man zur Sammlung kommen kann.

Sodann aber, und das ist der wichtigere Punkt, ist die große künstlerische Zeitfrage, die Überführung unserer Umgebung aus dem heutigen Chaos zu gesunderen Zuständen doch nicht damit gelöst, daß jeder sich bis in die kleinste Ecke seines Hauses von den Künstlern abhängig macht. Hat man eine breitere Wirkung im Sinne, so muß die Bewegung so volkstümlich werden, daß jeder, wenigstens jeder Gebildete, in der Lage ist, selbständig mitzufühlen, das Wesen der neuen Ideen nachzuempfinden, ja sich bis zu einem gewissen Grade selbständig in den neuen Gedanken zu betätigen. Fragt man, wie weit dies heute in Deutschland der Fall sei, so wird man zu einem sehr entmutigenden Ergebnis kommen. Hier ist beinahe noch nichts geschehen. Eine bessere Geschmacksausbildung des Publikums ist noch kaum begonnen. Wer von der älteren Generation Kunstinteresse hat, irrt noch immer in der rein theoretischen, zur Zeit des „Idealismus" üblichen Weise bei den Griechen und Römern, bei Rafael und Murillo umher, ohne auch nur daran zu denken, daß es etwas ähnliches wie Selbstbetätigung in der Gestaltung der häuslichen Umgebung gibt. Die jüngere Welt schwärmt für moderne Kunst. Aber auch hier ist der Schritt zur Praxis noch kaum getan, abgesehen davon, daß viele unter moderner Kunst etwas rein äußerliches verstehen. Im allgemeinen ist der deutsche Kunststandpunkt auch heute noch und zwar heute auch in den Kleinkünsten der der letzten Jahrzehnte: Künstlerkunst und rein theoretisches Kunstschwärmen auf der einen Seite, der alte völlige Ungeschmack in praktischer Hinsicht auf der anderen.

* * *

In dieser Beziehung ist es bezeichnend zu beobachten, wie die deutsche Wohnung auch heute noch das völlig chaotische Durcheinander ist, das sie vor zehn Jahren war. Eine neue, reinigende und veredelnde Auffassung ist noch nicht eingedrungen, zum Teil wird das Bedürfnis nach ihr noch gar nicht empfunden. Man fühlt sich in dem Tohuwabohu gerade wohl.

Freilich muß man zugestehen, daß es in Deutschland selbst dem Manne mit persönlichem Geschmack noch schwer wird, sich das Rüstzeug für eine selbständige bessere Ausstattung zusammenzubringen. Wir haben noch immer nicht die reiche Auswahl an gediegenen, künstlerische Anforderungen erfüllenden Stoffen, die England hat, wir haben noch immer nicht das einfache anständige Bürgermöbel, das wir brauchen. Unsere Färbereien arbeiten noch in kulturlosen Farben, obgleich Deutschland das Land ist, das die ganze Welt mit Farbstoffen versorgt. Wer ein-

faches, gediegenes Hausgerät haben will, muß dafür Künstlerpreise zahlen, denn es muß besonders für ihn angefertigt werden; wer gute Farben haben will, muß sich den Rohstoff selbst färben lassen, und er kann von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, das Gewünschte zu erhalten.

Hier wäre ein Gebiet, wo die stets nach Neueroberungen auslugende Industrie einspringen könnte. Warum bringt sie keine künstlerisch guten Sachen als Massenartikel hervor? Warum ist heute das Einfache teuer und das Überladene billig? Warum ist kein einfacher und billiger Stuhl zu haben? Warum diese Schmutzfarben oder diese schreienden farbigen Kontraste an den Stoffen?

Legt man diese Fragen dem Fabrikanten vor, so folgt die feststehende Antwort: das Publikum verlangt es so. Der Fabrikant muß es wissen, denn die Reisenden erzählen ihm ja genügend von ihren Erfahrungen mit der Kundschaft. Allerdings besteht diese Kundschaft des Fabrikanten zunächst aus Händlern, aber diese berichten gewiß auch ihrerseits nur ihre Erfahrungen mit dem Publikum.

Diese für unser Kunstniveau traurigen Erfahrungen mit dem Publikum haben ja den Anschein der Richtigkeit. Zum Teil sind sie jedoch unzweifelhaft unzutreffend oder mindestens verzerrt wiedergegeben. Haben unsere Durchschnittsgeschäfte etwa schon das Bestreben bekundet, dem Publikum künstlerisch Gutes besonders zu empfehlen? Man beobachte einmal den beredten Verkäufer hinter seinem Ladentisch. Er empfiehlt den größten Schund als besonders schön, als das Neuste, als das Modernste und damit beste. Sein Ehrgeiz liegt gewiß nicht auf dem Gebiete des guten Geschmackes, selbst wenn er solchen hätte. Das Neuste will er haben, und er verlangt bei jedem Besuche des Fabrikreisenden wieder etwas Neueres, damit er dem Publikum nach vier Wochen bereits wieder das Allerneuste bieten kann. Dieser geschwätzige, geschniegelte Mann hinter dem Ladentische ist es, der den Volksgeschmack bestimmt, nicht das Publikum. Das Publikum benimmt sich dabei nur unglaublich thöricht und läßt sich von diesem diktatorischen Vermittler zwischen Hersteller und Verkäufer in der unerhörtesten Weise behandeln. Wer hätte nicht schon sein mitleidiges Lächeln bemerkt, wenn jemand nach etwas fragt, was vor einem Vierteljahr das Neuste und Schönste war, heute aber seiner Meinung nach überholt ist? Und hat nicht schon jeder einmal erfahren, mit welcher Überlegenheit ein solcher Ladenjüngling selbst einem geschmacklich selbständigen Käufer gegenüber seine Ästhetik zu diktieren unternimmt? Der Mann ist eben gewohnt, sein Publikum im Bereich des sogenannten Geschmackes unangezweifelt zu beherrschen.

Zum guten Teil hängt es mit diesen Verhältnissen zusammen, daß die Industrie von der neuen Kunstbewegung bisher noch so wenig Nutzen zu ziehen vermocht hat. Es liegt vorwiegend an ihrer Vermittlung an das kaufende Publikum. Das blinde Vertrauen und die Duldsamkeit der Fabrikanten dieser Vermittlung gegenüber sind der wahre Grund für die Rückständigkeit. Warum hat sich der englische Export an Stoffen und Möbeln in den letzten zwanzig Jahren so ungeheuer entwickelt? Weil hier die Industrie den Blick hatte, zu erkennen, daß sie sich die künstlerische Strömung zunutze machen müsse, weil sie mit Beharrlichkeit Künstler ersten Ranges heranzog, weil sie in vielen Teilen ihrer Produktion sich ganz auf die künstlerischen Muster einrichtete. Der Erfolg lag hier gewiß nicht darin, daß alle vier Wochen eine Neuheit produziert wurde, sondern im Gegenteil in dem ständigen Festhalten an wirklich guten Entwürfen. Von den Morrisschen Tapeten gehen die von Morris in den sechziger Jahren gezeichneten Muster heute noch ebenso, ja besser als vor zwanzig Jahren, und alle Entwürfe, die Walter Crane und C. F. A. Voysey für die Tapeten- und Stoffindustrie geliefert haben, haben bisher nicht nur den heimischen Markt behauptet, sondern sind im Export über den ganzen Erdball gegangen. Die künstlerischen Farben des Hauses Liberty sind seit mehr denn zehn Jahren ungefähr dieselben geblieben, sie haben in dieser fortdauernden Güte ihr Absatzgebiet in der ganzen gebildeten Welt gefunden. Das ist doch ein Zeichen für die Dauerhaftigkeit des Guten! In ähnlich standhafter Weise müßte sich die deutsche Industrie das künstlerisch Allerbeste der neuen Bewegung zunutze machen. Sie würde dann mit der Zeit schon den neuerungssüchtigen Vermittler überwinden und ihre eignen Wege zum Publikum finden. Vor allem aber würde sie sich nicht nur in Deutschland, sondern in dem Weltexport ein Absatzgebiet eröffnen.

* * *

Aber, so fragt man, ist denn nicht gerade die deutsche Industrie eifrig der neuen Richtung gefolgt? Hat sie sie nicht geradezu zur Volkstümlichkeit erhoben? Haben wir nicht in Deutschland jetzt unseren Jugendstil? Also ist doch die Popularisierung der neuen Kunst durch die Industrie in weitem Maße erreicht?

Ja, wir haben heute in Deutschland den Jugendstil und er ist allerdings eine Folge der neuen Kunstbewegung. Aber leider eine solche, wie sie uns unsere Feinde nicht schlimmer hätten wünschen können. Hier hat sich unsere Industrie wieder einmal gründlich geirrt. Sie faßte nach dem Körper und griff den Schatten, sie wollte das Naß und erhielt den

Schaum. Der Jugendstil ist eine Kunst, die nicht von Künstlern, sondern von kleinen Musterzeichnern aus der Taufe gehoben wurde, von Leuten, die aus der Froschperspektive auf das Gebahren der Großen hinauf schauten und eben sich merken konnten, wie diese sich räusperten und spuckten. Das ahmten sie flugs nach, und wir hatten den Jugendstil. Der Ladeninhaber konnte jetzt seinen Kunden das Aller-Allerneuste, den Sezessions- und Jugendstil vorsetzen, und er tat es in besonders freudiger Erregung. Und das Publikum kaufte weiter, kaufte Vasen im Jugendstil, Nippsachen, Möbel, ja ganze Jugendstil-Zimmereinrichtungen, gerade so wie es vorher die nachgeahmten Rokokosachen gekauft hatte, oder das, was man etwa an sogenanntem English style in Deutschland zurechtgebraut hatte. Im Rokokostil hatte man noch bündige Vorbilder gehabt. Es war ja zwar schwer gewesen, sich in seine leichte Grazie zu versetzen, aber wozu wäre der gelenkige Musterzeichner nicht imstande! Im Englischen war man schon freier, weil man von dem Vorbild nur eine sehr nebelhafte Vorstellung hatte. „Dünn und möglichst verrückt" genügte hier als Devise. Im Jugendstil war man ganz frei, hier sah man ja in dem, was die Großen machten, lediglich die blanke Willkür. Die „neuen Formen" schossen nur so hervor. Das Ornament war natürlich die Hauptsache, es ist für den Musterzeichner stets die Hauptsache, ja unter seiner Regie hat sich der ganze kunstgewerbliche Gedanke der letzten drei Jahrzehnte im Äußerlich-Ornamentalen erschöpft. Es ist dahin gekommen, daß der eigentliche Sinn des Kunstgewerbes, das Bilden, durch den falschen Sinn des Dekorierens vollständig überwuchert ist. Dekorierte man nun früher im Ornament der historischen Stile, so dekoriert man jetzt eben in diesem sogenannten neuen Ornament, das ist der ganze Unterschied. Und dieses Ornament ist danach. Überall sieht man diese Blümchen gereiht oder in verrenkten Stellungen die Flächen überdecken, wenn man nicht die kläglichen Windungen der van de Velde-Schnörkel zu betrachten gezwungen wird, die — bei van de Velde mit Verve hingesetzt und eine Bewegung ausdrückend — hier in der traurigsten Weise mißverstanden und ganz sinn- und gedankenlos hingequält sind. Die Devise „möglichst verrückt" ist dabei von früher beibehalten.

Der industrielle Jugendstil ist die peinlichste Verhöhnung, die dem guten Gedanken der neuen Bewegung dargebracht werden konnte. Er gibt überdies nicht nur den Rückständigen und Mißvergnügten Gelegenheit, ihre Verurteilung fälschlich auf die ganze Bewegung auszudehnen, sondern er schafft auch bei den vielen Lauen und Fernerstehenden den Eindruck, als ob nun das Endergebnis der neuen Bewegung gezogen wäre, ja er

spielt sich selbst als Ergebnis auf. So bringt er in der breitesten Breite die ganze Bewegung in Mißkredit.

* * *

Wie konnte der Jugendstil entstehen? Wie war es möglich, daß eine so hoffnungsreich angetretene Bewegung in dieses seichte Fahrwasser geraten konnte und auf der Sandbank einer Afterkunst scheiterte? Einmal muß man sagen, daß der Originalkunst, der Kunst der Großen, selbst ein Teil der Schuld zugeschoben werden muß. Sie wurde mit einem Krankheitskeime geboren, und dieser rief dann innerhalb weniger Jahre die verheerende Seuche des Jugendstils hervor. Dieser Krankheitskeim war der übertrieben betonte Formenstandpunkt. Die kontinentale neue Kunst ging von neuen Formen aus. Man war der alten Formen müde, man haßte es, aus den Schubladen der alten Kunst weiter historische Formen herauszuziehen, wie es die Generationen vorher getan hatten. Man wollte neue Formen, solche, die mit den alten nichts mehr zu tun hätten. Jedenfalls handelte es sich vorwiegend und in erster Linie um Formen. Man vergaß über den Formen anfangs selbst ein wenig das Bilden, erst später gelangte man auf diesen springenden Punkt des ganzen Problems. Was Wunder aber, wenn gleich das ganze Heer der kleinen Geister auf diesen Formenstandpunkt anbiß und ihn — natürlich in der oberflächlichsten Weise — ausbeutete!

Dann aber, und das ist die wichtigere Seite der Sache, lagen die Bedingungen für das Inskrautschießen des Jugendstils doch auch entschieden in unserer Zeit und der Gesinnung unseres Publikums begründet. Und hier gilt es etwas länger zu verweilen, denn hier treffen wir den eigentlichen Krebsschaden unserer deutschen künstlerischen Zustände an.

Die Kunst eines Volkes ist eine Äußerung seines Charakters. Sie wechselt dabei mit den zeitlichen Stimmungen der Volksseele und mit der Färbung, die der Zeitgeist dem Volkscharakter gibt. Auch Schicksale des Volkes prägen sich in seiner Kunst aus; man denke an den Glanz der Kunst der französischen Ludwige, an die deutsche Kunst nach den Befreiungskriegen, die sich aus der Kärglichkeit des wirklichen Lebens in die Luftgefilde des griechischen Idealismus rettete.

Die letzten Jahrzehnte haben nun Deutschland größere Veränderungen in seiner äußeren und inneren Lage gebracht, als irgend eine andere Zeit seiner Geschichte. Aus der unscheinbaren Kleinheit, die ihm noch um die Mitte des Jahrhunderts eigen war, trat es nach seiner Einigung als neue Erscheinung auf die Weltbühne. Ein ungeahnter Aufschwung

in wirtschaftlicher Beziehung folgte, der den Nationalwohlstand binnen kurzem vervielfachte. Handel und Industrie begannen zu blühen, ein neuer reicher Stand mit frisch erworbenem Geld drängte sich an die Oberfläche. Selbstverständlich verlangte er bald nach seiner Kunst, denn diese sollte ihm die Fassung seines jetzt das Bequeme ermöglichenden Lebens sein. Diese Kunst mußte reich, anspruchsvoll, strotzend sein, denn es ist ein natürlicher Wunsch des Neulings, die vermeintlichen Vorteile der ungewohnten Verhältnisse mit Behagen auszukosten. Dieser traditionslose Reichtum rief zunächst die Reproduktionen der früheren aristokratischen Stile in der Innendekoration und im Mobiliar ins Leben, er führte auch zu den prunkenden Großstadtfassaden, vor allem aber zu den überdekorierten Räumen in jeder Form und in jedem Stil, die für die letzten beiden Jahrzehnte bezeichnend sind. Er wurde der Grund für den in Deutschland einziehenden Protzengeschmack.

Dieser Protzengeschmack hat seine verheerenden Wirkungen geäußert; zunächst auf unsere heutige Gastfreundschaft, in verschiedenem Maße auf die verschiedenen Stände, aber sicherlich doch auf alle. Er hat weiter aber auch in unserm Wohnungswesen die Aufrechterhaltung des äußeren Scheines in allen Einzelheiten als das wesentliche erscheinen lassen. Macht man sich diese Verhältnisse, die jedem hinreichend bekannt sind, im einzelnen klar, so begreift man die Stellung, die unser heutiges Publikum der neuen kunstgewerblichen Bewegung gegenüber eingenommen hat. Ging diese im Grunde ihres Wesens auf eine Veredlung aus, die doch stets eine Verinnerlichung, ein Abstreifen der formalistischen Unwesentlichkeiten bedeutet, so herrschte hier gerade das geschilderte Streben nach dem Äußerlichen und Repräsentativen vor. War hier die Einfachheit und Echtheit das Ziel, so war es dort das Pomphafte und Renommistische, bei dem es mit dem Echten nicht allzu genau genommen wurde, ja das sich auf wirtschaftliche Verhältnisse übertrug, in denen die Unechtheit, der Schein geradezu zur Bedingung werden mußte. Ein totales Mißverstehen dessen, was die neue Bewegung wollte, mußte die Folge sein. Und sie ist es gewesen. Natürlich hielt man darauf, in jeder Beziehung das Neuste zu haben und so mußte man auch das Neuste in der Wohnungsausstattung haben, sich „modern" einrichten. Das Resultat war der Jugendstil: die Anpassung der Industrie an die Gesinnung des Publikums. Nun haben wir die alte Gesinnung in neuem Gewande, eine neue Mode, die sich für den modernen Stil ausgibt, einen neuen Maskenscherz, eine neue Unwahrheit. Das war aber auf dem Kulturboden, auf dem wir in Deutschland heute stehen,

nicht anders zu erwarten, es mußte so kommen. So lange sich unsere Gesinnung nicht veredelt, kann sich unsere Kunst nicht veredeln, eine veräußerlichte Kultur kann keine verinnerlichte Kunst haben.

* * *

Und doch, wenn die Anzeichen nicht trügen, ist eine Besserung der Verhältnisse schon unterwegs. An verschiedenen Ecken regt sich der Mißmut, viele empfinden das heutige Scheinwesen als Druck und Zwang, ja der eine oder der andere hat sich schon für seine eigene Person davon freigemacht. Es hat den Anschein, daß eine Sehnsucht nach Schlichtheit und Natürlichkeit die Herzen mancher erfüllt, die nur noch nicht den Mut haben, aus dem Maskenaufzuge unserer Scheinkultur herauszutreten. Und es sind nicht die schlechtesten, die dieses Empfinden teilen. Gerade die selbständig Denkenden, die geistig Hochstehenden, die Charaktere werden sich auf eigene Füße stellen wollen, der Herde der gedankenlos Mitmachenden zu entfliehen trachten. Ja, eine kleine Gemeinde ist bereits im Begriff, sich abzusondern und ihr eigenes persönliches Leben zu führen. Es ist klar, daß hier zunächst nur die geistig Führenden in Betracht kommen können, wie denn die Kultur stets nur von Wenigen gemacht worden ist. Die Leute mit vorwiegend intellektuellen Interessen, die geistig Produzierenden, die Künstler, Gelehrten, Denker, sie bilden heute schon den Keim einer solchen Gemeinde, die es darauf ankäme durch Werbung zu verstärken und so die zerstreuten Fleckchen Kulturerde zu einem geschlossenen reinen Kulturboden zu vereinigen, auf dem eine neue edlere und echtere Kultur in größerm Umfang ersprießen könnte.

Diese Gemeinde würde dann unter anderm ganz von selbst darauf halten, daß die Gastlichkeit wieder die frühere einfache und natürliche Form annähme. Wären aber erst unsere Verkehrsformen und unsere Geselligkeit geändert, so fiele eine wesentliche Bedingung für die heutige vielfach anfechtbare Art unseres Wohnens weg. Unsere städtische Etage ist hauptsächlich auf das Gesellschaftsgeben eingerichtet: eine Reihe von Prunkräumen für Abendgäste und ein im höchsten Maße zusammengequetschter Rest für das Schlafen, Kochen, Baden, das Aufbewahren von Speisen und Sachen. Da vorn geht die Scheinkultur vor sich, die Hausbetriebsräume sind obskur und werden nicht gezeigt. Wie anders würde eine lediglich nach den Bedürfnissen des angenehmen und behaglichen Wohnens angelegte Wohnung aussehen! Behaglich wohnen heißt gesund und bequem wohnen. Deshalb wäre das Gewicht auf die Wohn-, Schlaf- und Betriebsräume des Hauses und sehr wenig oder gar keins

auf die Repräsentationsräume zu legen. Küche, Spülküche, Vorratskammern, Bad, Ankleidezimmer wären reichlich zu bemessen. Das beste Zimmer der Wohnung hätte das Kinderzimmer, das zweitbeste das Schlafzimmer zu sein.

Freilich, wenn man die verfügbaren Quadratmeter in dieser Weise aufteilen wollte, wo blieben denn dann die Räume, in denen man eine Tischgesellschaft von 24 Personen geben könnte? Diese Frage berührt eben gerade den wunden Punkt unserer Verhältnisse. Wer nur 200 Quadratmeter Bodenfläche sein eigen nennt, sollte gar nicht auf den Gedanken verfallen, eine solche Tischgesellschaft zu geben, er überlasse sie dem fürstlichen Haushalte.

Aber die Sache hängt noch an einem andern Ende: die Verpflichtungen sind dann mit einem Male abgemacht. Und so macht jeder seine Verpflichtungen in möglichst zusammengequetschter Form ab, froh, daß er sie damit los ist. Das ist aber ungefähr das Gegenteil von dem, was man bisher unter Gastfreundschaft verstand. Der alte holde Klang des Wortes nimmt angesichts einer solchen Gesinnung fast etwas Ironisches an; man sollte das nicht Gastfreundschaft, sondern Gastfeindschaft nennen.

Mit der Überwindung der heute herrschenden Gastereien wäre eine andere Frage schon halb gelöst, die sich bei zunehmendem Wohlstande immer mehr in den Vordergrund schiebt: die Frage, ob nicht der Zeitpunkt gekommen ist, der Großstadt zu entfliehen und hinaus aufs Land zu ziehen. Die wirtschaftlichen Vorbedingungen für diesen Schritt sind jetzt bei vielen vorhanden, die trotzdem nicht daran denken, ihre städtischen Etagen zu verlassen, weil ihre Geselligkeitsverpflichtungen dies nicht zulassen. Sie leben dafür eine Art Hotelleben in Räumen, die ihnen im nächsten Vierteljahr gekündigt werden können, in denen sie durch An-, Über- und Unterwohner belästigt werden und diese wieder belästigen, und in denen sie von der Natur durch eine Falltür abgesperrt sind. Die Freiheit, die draußen waltet, kennen sie nicht. Ja, viele dieser Etagenbewohner sind noch so von Vorurteilen beherrscht, daß sie den Begriff Vorort lediglich mit Billigwohnen verbinden und die Etagenwohnung für das Vornehmere halten.

Und doch hängt mit der Verbesserung unseres Wohnens unsere ganze Kulturfrage aufs innigste zusammen. Es kann in Deutschland ja nicht davon die Rede sein, das Einzelhaus ganz allgemein einführen zu wollen. Das haben wir schon dadurch unmöglich gemacht, daß wir die Bodenspekulation ein Nationalvermögen haben schlucken lassen, für

das jetzt jeder Grundstückserwerber bluten muß. Aber unsere Wohnverhältnisse müssen in der einen oder der andern Form stationärer werden. Jedenfalls aber sollte der, der es kann, dem ganz zwecklosen und im Grunde doch so stumpfsinnigen Trubel der großstädtischen Straßen entfliehen und sich und seine Familie draußen der Natur zurückgeben. Und sei es auch nur der Kinder wegen, die eigentlich in der großstädtischen Etage völlig am unrechten Platze sind und dort sozusagen in der Gefangenschaft aufgezogen werden. Dafür gelangen sie allerdings in der Großstadt, sobald sie das Kindheitsalter verlassen, sofort an das babylonische Treiben heran, das ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete enorm beschleunigt! Eine ungeeignetere Erziehung der Jugend als mitten in der Großstadt läßt sich kaum ausfindig machen, und wem die gesunde Weiterentwicklung unseres Volkes am Herzen liegt, der muß die Forderung erheben: wenigstens mit der heranwachsenden Jugend heraus aus dieser Umgebung in natürlichere Verhältnisse!

Draußen gedeiht aber nicht nur die Kindheit besser, auch der Mensch fühlt sich unabhängiger und wohler. Das Wohnen im eignen Hause schafft ein Gefühl der Freiheit und erlaubt jenes Seßhaftwerden, das für eine ruhige Entwicklung des einzelnen wie unserer gesamten Kultur so wichtig ist. Das Haus bringt dann auch von selbst die Notwendigkeit des näheren Bekümmerns um das Zweckmäßige, Behagliche und Schöne des Wohnens mit sich, und damit ist einer der wichtigsten Triebe für eine echtere Art der künstlerischen Betätigung geweckt. Der Bewohner tritt den Räumen, die ihn umgeben, ganz anders gegenüber, sie sind sein eigen, und er hat die Möglichkeit, sie so zu gestalten, wie sie ihm selbst entsprechen. Er sorgt in derselben Weise für seine Wohnung, wie er für seinen Anzug sorgt. Damit erst ist sie entwicklungsfähig geworden, damit erst beginnt die Kultur der Wohnung. Wie wir in unserem Anzug das Angemessene erstreben, wie wir das roh Auffällige vermeiden, wie wir es ablehnen würden, ein Maskeradenkostüm zu tragen, so wird sich die Wohnung im Einzelhause allmählich veredeln und aus dem jetzigen Durcheinander zu einer anständigen Verfassung kommen. Allerdings noch nicht sofort, denn die Erfahrung lehrt, daß immer zunächst die alten Zustände in neue Verhältnisse mit herübergenommen werden und sich dort erst allmählich verändern. So ist in Deutschland neuerdings auch der Wohnungszustand der Etage in die Villa übertragen worden, sodaß unmittelbar nichts gebessert ist. Aber die Hoffnung, daß Besserung eintreten wird, ist jedenfalls in erster Linie im Einzelhause und nicht in der Etage gegeben.

Bei verbesserten Wohnungsverhältnissen wird sich das Streben in der Gestaltung unserer häuslichen Umgebung dann von selbst auf eine einfache schlichte Würde richten, wie sie dem Bürger geziemt. Gediegenes Gerät innerhalb einfacher Wände, und nichts Überflüssiges, sei es an Ornament, „Nippsachen" oder Möbelstücken, das ist die beste Richtschnur, um zu einer erträglichen Einrichtung zu gelangen. Würde man aus der heutigen, von Unwesentlichem geradezu starrenden Wohnung zunächst einmal jedes nicht unbedingt notwendige Stück und Stückchen herauswerfen, so würde man einen erstaunlichen Erfolg zum bessern bemerken. Natürlich ist damit noch nicht alles getan. Der wichtigste Schritt ist das Erstreben einer gewissen Einheitlichkeit in Form und Farbe. Ganz besonders in der Farbe, denn diese wirkt eindringlicher als die Form; außerdem läßt sich hier mit billigen Mitteln oft auch da eine erträgliche, ja, gute Wirkung erreichen, wo man mit vorhandenem Mobiliar zu rechnen hat. Zunächst halte man auf eine ruhige Behandlung der Wand. Ein aufdringliches Tapetenmuster hat gar keinen Sinn, die Wand ist im Zimmer nicht Selbstzweck, sondern neutraler Hintergrund, auf dem Möbel stehen, Bilder hängen sollen usw. Aber sie hat farbig doch als Grundton des Ganzen eine maßgebende Bedeutung. Bringt man sie in Übereinstimmung mit der Farbe des Fußbodens oder dem Teppichbelag, so hat man unendlich viel gewonnen; man hat jetzt ein harmonisches Gehäuse für die weitere Ausstattung, die sich, bei einiger weiteren Aufmerksamkeit in der Farbenzusammenstellung, jetzt leicht einfügt. Es wird sich dabei vorwiegend darum handeln, allen im Zimmer auftretenden Stoff in derselben Farbe zu wählen, d. h. also Fenstervorhänge, Möbelbezüge, etwaige kleine Teppiche, Kissen usw. Das ist deshalb leicht, weil hier bei etwa Nichtpassendem der Färber in der Regel mit Leichtigkeit nachhelfen kann. Aber auch sonst sind ja die Ausgaben für Stoff noch immer weit geringer, als für etwa neu zu beschaffende Möbel.

Was das letztere anbetrifft, so liegen ja hier die Verhältnisse schwieriger, so lange es sich darum handelt, vorhandenes Material benutzen zu müssen. Namentlich sind die Möbel, die in Deutschland in den letzten fünfzig Jahren hergestellt sind, eigentlich von einer solchen Mißbildung, daß es schwer wird, sie in anständiger Umgebung zu dulden. Immerhin kann auch hier noch ein erträglicher Eindruck geschaffen werden, so lange nur das Holz und die Farbe einheitlich sind.

Das Problem der Wohnungskultur liegt im übrigen, das braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, bei der heraufkommenden Generation, die sich ihr eigenes Mobiliar anzuschaffen in der Lage ist.

Wenn hier eine Gesinnung Platz griffe, die nur das Einfache und Gediegene wählte, das Protzige vermiede und jeden Anschein des Täuschenden abwiese, wieviel wäre dann schon gewonnen! Wir würden ein schlichtes Hausgerät von edlem Anstand und echter Vornehmheit, und zwar von bürgerlicher Vornehmheit haben, nicht der gewollten talmi-aristokratischen Vornehmheit von heute. Ein Hausgerät von jener Unaffektiertheit und Wahrheitsliebe, wie es unsere Groß- und Urgroßväter hatten. Die geräuschvolle, aufgeblasene Art unserer heutigen Wohnungsausfüllung würde verschwinden, das billige Surrogatornament, das heute alles überzieht, ordinär erscheinen. An die Stelle des heutigen Aufgemachten, Großspurigen würde der sachliche Gesichtspunkt treten, der sich ja auch in unserem heutigen Anzuge eine solche herrschende Stellung erobert hat.

* * *

Wie in unserem Anzug, so soll auch in unserer Wohnung die Gediegenheit und saubere Knappheit angestrebt und die Vornehmheit mehr in einer feinen Zurückhaltung als im Auffälligen gesucht werden. Ist doch die Wohnung nur das weitere Kleid, das uns umgibt. Bedenkt man nun aber, welche grundverschiedene Gesinnung sich in unserem heutigen Verhältnis zu beiden zu erkennen gibt, so tritt das Unharmonische unserer heutigen Kultur auch hier wieder recht auffallend zutage. In unserer Kleidung haben wir ziemlich geklärte Begriffe über den praktischen Zweck, über Anstand und Würde, in unserer Wohnung nicht die mindesten. Dort herrscht Einheit und — wenigstens im Männeranzug — Tradition, hier Buntheit und Zielloſigkeit, dort treffen wir den Sinn für Gediegenheit an, hier eine völlige Blindheit gegenüber dem Plundrigen und Unsoliden des heutigen Mobiliars. Und noch mehr: dort sind wir zu Opfern bereit, hier ist es nicht der Fall. Man bedenke nur, wie unsere Damen darauf halten, daß die Einzelheiten ihres Anzuges zusammen passen, wie leicht sie eine erkleckliche Summe für einen Mantel, einen Pelzschmuck ausgeben, um ihren Anzug einheitlich zu gestalten! Aber in der Wohnung wird Rotes, Grünes und Gelbes nebeneinander gestellt, als gäbe es hier keine Geschmacksgrundsätze, und die Anlegung von 500 Mark zur geschmacklichen Verbesserung eines Zimmers erscheint selbst dem Reichen unerhört! Nippsachen und nutzloses Kleingerät, die kauft man. Würde man die für überflüssige Kleinigkeiten aufgewendeten Summen am Jahresschluß zusammenzählen, so würde man sehen, daß eine Summe herauskommt, mit der sich eine durchgreifende Maßregel, sei es in der Wand- oder Bodenbehandlung, sei es in der Durchführung eines einheitlichen Farbenplanes hätte er-

zielen lassen. Aber das Schlimme ist: es fehlt für diese Dinge an Verständnis. Das Interesse an unserer persönlichen Umgebung erhebt sich augenblicklich noch nicht über unseren Anzug hinaus. Unsere Anschauungen über das Wohnen sind aber auch ein Gradmesser unserer äußeren Kultur —, und vielleicht ein wichtigerer und echterer, als unsre Anschauungen über die Kleidung.

* * *

Der Stand des allgemeinen Geschmacks wird sich immer in der derzeitigen kunstgewerblichen Lage zu erkennen geben, die sich ihrerseits wieder im Wohnungsinhalt der Zeitgenossen abspiegelt. Geschmacksdrückend haben im Verlaufe des 19. Jahrhunderts viele Umstände gewirkt, das Ersterben der handwerklichen Tradition, die mißverstandene Art der Fabrikation, die sozialen Veränderungen, welche einen neuen Stand ohne Geschmack an die Oberfläche warfen, nicht zuletzt auch die wirtschaftliche Beschränkung, die in Deutschland in der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrschte. Nichts aber hat so erschütternd und verhängnisvoll eingewirkt, als das Parvenütum der letzten dreißig Jahre. Die Protuberanzen, die jetzt plötzlich hervortraten, ließen sogar die äußerste Beschränktheit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts im Lichte einer glücklichen Zeit erscheinen, an die man jetzt in der Not des Zuvielen wieder anknüpfen zu können sich glücklich schätzte. Und in der Tat, man hatte damals noch Geschmack, vor allem, weil der Sinn noch nicht auf das protzige Talmitum gelenkt war, auf dem sich das Trachten der heutigen Zeit bewegt.

Geschmack ist Sache des ästhetischen Taktes, der ästhetische Takt das Produkt einer künstlerischen Kultur. Eine künstlerische Kultur ist nur auf dem Boden einer allgemeinen Kultur denkbar, die Basis dieser aber die Gesinnung und der Charakter des Volkes. Und so wird sich unsere heutige künstlerische Lage nicht ändern, wenn sich nicht auch unsere Gesinnung und unser Charakter ändert. Des Streben nach Äußerlichkeiten kann nur eine veräußerlichte Kunst, die Sucht zu imponieren nur einen Renommierstil, ein Scheinwesen nur eine Scheinkunst im Gefolge haben. Unsere allgemeine Kulturlage ist der Grund, weshalb die neue Bewegung im Kunstgewerbe bisher einen verbessernden Einfluß auf die deutsche Wohnung noch nicht gehabt hat. Sie ist der Grund, weshalb der Jugendstil für die neue Kunst gehalten wurde und die allgemeine Verbreitung fand, die er heute hat. Sie ist der Grund, daß die eigentlichen Ideen der neuen Kunstauffassung das deutsche Publikum überhaupt noch nicht berührt haben, daß das Streben nach dem Echten, Einfachen, Sach-

lichen, das ihr eigen ist, noch kein Verständnis findet, ja daß ihr Sinn direkt ins Gegenteil verkehrt worden ist.

Von diesem Standpunkt aus kann man dem Kunstenthusiasmus, der seit einigen Jahren in breiteren Schichten hervorgebrochen ist, nur zweifelnd gegenüberstehen. Wenn es sich um die Kunst von der Marke Jugendstil handeln soll, dann ist die völlige Kunstlosigkeit vorzuziehen, dann kann der Kunstfreund sich nur schleunigst zum Kunstfeind umwandeln. Denn die neue Errungenschaft des sogenannten Kunstinteresses befördert dann lediglich die Unkultur. Es wäre besser, dieses Kunstinteresse abzustreifen und sich dem Streben nach der blanken Nützlichkeit hinzugeben, dann bliebe man wenigstens auf gesundem Boden. Ein mißleitetes Kunstinteresse ist fürchterlich. Gerade mit dem Begriff moderne Kunst ist neuerdings ein solcher Mißbrauch getrieben worden, daß man wünschen möchte, das Wort Kunst dränge weniger an unsere Ohren. Vielleicht würde, wenn weniger von Kunst geredet würde, unbewußt mehr wirklicher Kunstsinn betätigt. Denn ein Trieb nach Kunst ist jedem natürlichen Menschen an sich eigen. Ein harmonisches Menschentum ist auch künstlerisch. Eine künstliche Kunst aber führt in die Irre.

Verbessern wir daher die natürlichen Unterlagen für eine echte Kunst: bauen wir zunächst eine echte Kultur auf, dann ist der Weg zu einer echten Kunst leicht. Er führt nicht über die Luftschlösser von konstruierter Modernität und modern sein wollender Tageslaunen, sondern liegt gerade für die tektonischen Künste auf dem gesunden Boden eines unverdorbenen Sachlichkeitssinnes und vor allem einer geraden und lauteren Gesinnung.

Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Rudolf Krauß.

I.

Unwiderstehlicher Hang zu provinzieller Selbständigkeit und ohnmächtiges Ringen, über die zentrifugalen Tendenzen Herr zu werden, haben der gesamten deutschen Geschichte das Gepräge aufgedrückt. Schließlich hat gerade aus dem Zusammenbruch des alten Reiches zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Einheitsbewegung verdoppelte Kraft gezogen, und nach zwei Menschenalter langen heißen Kämpfen wehte wieder Ein schirmendes Banner über der fester als je zuvor verbundenen Nation. Es konnte unter denen, welche sich über die künftige geistige Entwicklung im neuen Reich ernsthafte Gedanken machten und dabei den Lebensbedingungen deutschen Wesens bis zu den Quellen nachgingen, von vornherein nicht der leiseste Zweifel herrschen, daß eine Zentralisation oder Nivellierung der Kultur nicht zu wünschen oder zu erstreben sei, daß die eigentümlichen geistigen Schätze der einzelnen Stämme nicht vermindert, vielmehr sorgsam behütet und bewahrt werden müssen, daß neben der Hauptsonne der neuen Reichshauptstadt die übrigen Großstädte und Residenzen möglichst hellstrahlende und selbstleuchtende Nebensonnen bleiben sollen. Das alles hat auch ein Bismarck, soweit die auf ihm lastenden politischen Sorgen dazu Zeit ließen, erkannt und gewürdigt. Aber andererseits mußte es die nächste Folge der politischen Einigung sein, daß ganz von selbst auch auf den übrigen Gebieten, auf denen sich das Leben einer Nation äußert, ein unwiderstehlicher Drang nach Zusammenfassung der Kräfte auf Einen Punkt um sich griff. Man hat uns Deutschen lange genug vorgehalten, daß wir ein Volk von Dichtern und Träumern seien, die das Glück nicht bei der Stirnlocke zu fassen wissen: jetzt müssen wir uns gar nicht selten den entgegengesetzten Vorwurf gefallen lassen, daß wir den Besitz materieller Güter übertrieben werten. Es ist nur naturgemäß, daß eine Kraft, die aus einer Richtung in eine andere geworfen wird, sich in ihrer neuen Sphäre mit besonderer

Energie betätigt. Man darf die Herstellung des Gleichgewichts getrost der Zeit überlassen; ja, es ist eher zu befürchten, daß wir, wenn sich die Hochflut gelegt hat, wieder in den uns angeborenen, tatenscheuen Idealismus zurückfallen, als daß wir im Materialismus erstarren. Ähnlich verhält es sich mit der Zentralisation. Auch in der geistigen Vorherrschaft Berlins haben wir wohl mehr eine vorübergehende Erscheinung zu erblicken, die gewissermaßen der Freudentaumel über die endlich erstrittene politische Einheit hervorgerufen hat, als eine bleibende, wie sie der Natur und Vergangenheit unseres Volkes durchaus nicht entspräche. Es versteht sich, daß dem lebenden und strebenden Geschlechte der von der Zeit zu erwartende Rückbildungsprozeß zu lange währt, und daß es diesen darum aus eigener Macht zu beschleunigen sucht. Der Angriff auf die Zentralisation ist so alt wie diese selbst, wenn auch das „Los von Berlin!" noch nie so laut und ungestüm wie heute ertönt ist. Es hat seit 1870 in den verschiedensten Teilen des Reiches Männer gegeben, die geräuschlos, darum freilich allzuwenig beachtet, mehr durch ihre Werke als durch prinzipielle Erörterungen gegen die herrschende Strömung angekämpft haben. Doch hat es auch an solchen nie ganz gefehlt. So begegnet man in dem Buche „Rembrandt als Erzieher", das vor einem Dutzend Jahren ein schon heute nicht mehr recht verständliches Aufsehen gemacht hat, derartigen Ideen. Gegenwärtig zieht die Bewegung unter dem Schlagworte Heimatkunst immer weitere Kreise, ohne daß sie vermutlich ihr Ziel schon so rasch erreichen wird. Aber auffaugen und verflachen lassen sich deshalb die Edelkulturen der deutschen Einzelstämme doch nicht, selbst wenn sie noch weiter zurückgedrängt werden sollten. Vielleicht kann ihnen eine längere Zeit der Ruhe und Sammlung nur frommen, so daß sie, wenn einmal ihre Stunde geschlagen hat, um so gestärkter und erfrischter auf dem Plane erscheinen, desto nachdrücklicher sich wieder Geltung verschaffen.

Wird nicht aber etwa auch von gegnerischer Seite die sogenannte Vorherrschaft Berlins mehr aufgebauscht, als sich von einem unparteiischen Standpunkt aus rechtfertigen läßt? Empfangen denn wirklich die deutschen Städte von Berlin die Gesetze des Geschmacks und der Mode in allen Dingen, ähnlich wie die französische Provinz von Paris? Kaum von den kleineren läßt es sich behaupten, geschweige denn von den größeren, wie Hamburg, Dresden, München. Am entschiedensten gibt Berlin auf dem Gebiete des Bühnenwesens den Ton an, und auf diesen Punkt richtet sich denn auch die Hauptgewalt des Ansturmes. Es handelt sich allerdings um nichts geringfügiges. Drama und Theater stehen im

Vordergrunde des allgemeinen Interesses und können zweifellos unter allen Künsten zur Erziehung und Bildung des Volkes im Guten und Bösen am meisten beitragen. An sich ist das Vorhandensein eines Mittelpunktes dabei als beträchtlicher Gewinn zu betrachten, der nur von Kirchturmästhetikern unterschätzt werden kann. Es bedeutet doch wahrlich für den deutschen Bühnenschriftsteller etwas großes, daß es nunmehr ein Zentrum gibt, von dem sich seine Schöpfungen über ganz Deutschland verbreiten können. Einem Lessing, einem Schiller ist es nicht so gut geworden. Daß Berlin seine Bühnenhegemonie nicht durchweg auf edle und vornehme Weise ausübt, daß Spekulationsgeist und Klikenwesen mancherlei Unlauterkeiten zeitigen, sind sattsam bekannte und bis zum Überdruß erörterte Tatsachen. Für die ganze naturalistische Richtung der modernen Kunst darf man indessen nicht Berlin verantwortlich machen. Diese hängt vielmehr aufs engste mit dem Übergewicht der materiellen Tendenzen im neuen Deutschen Reiche zusammen und ist mehr als ein allgemein deutsches Erzeugnis anzusehen. Man darf doch auch nicht vergessen, daß eine Stadt von dem rasenden Wachstum Berlins sich unmöglich aus sich selbst erneuen kann. Nur durch starken Zuzug aus den Provinzen hat Berlin seine riesige Ausdehnung erhalten, seinen gewaltigen geistigen Aufschwung nehmen können. Zu den tonangebenden literarischen Kreisen stellen die verschiedensten deutschen Landschaften ihre Kontingente. Und in der naturalistischen Kunst, die von Berlin aus ihre Herrschaft über Deutschland ausübt, steckt genug des Stammheitlichen; man braucht nur an die ostpreußischen oder schlesischen Milieuschilderungen eines Sudermann, Halbe, Hauptmann zu denken. Im Grunde genommen ist also das Berlinertum nur das Ergebnis einer Entwicklung, für die das Deutschtum in seiner Mehrheit verantwortlich gemacht werden muß.

Unter den Ländern, welche sich von der Mitwirkung an dieser deutschen Durchschnittskultur bis jetzt mehr oder weniger ausgeschlossen haben, steht Württemberg obenan. Was zum echten Schwabentum gehört, sträubt sich gegen die Zentralisation des Geisteslebens, freilich weniger aktiv, indem es tatkräftig den vorderhand noch wenig aussichtsreichen Kampf aufnimmt, als vielmehr passiv, Gewehr bei Fuß, sich mit stillem, aber unbeugsamem Eigensinn in den schwäbischen Winkel verkriechend. Dieser Prozeß läßt sich auf ganz natürliche Weise erklären. Der Sinn der Schwaben ist noch entschiedener als der anderer deutscher Stämme von je auf das Ideale gerichtet gewesen, und das Schwabentum hat seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im Reiche des Idealen zur deutschen Gesamtkultur so großes beigesteuert, daß seine Luft um so

geringer sein mußte, die Wendung zum entschiedenen Realismus mitzumachen, daß es zugleich aber auch um so wehr- und fassungsloser der neuen Fügung der Dinge gegenüberstand.

Vielleicht wäre eine Zurückhaltung vom Ganzen und Absperrung gegen das Ganze in solchem Umfang nicht möglich gewesen, wenn nicht dem Schwabenvölklein seine ganze Geschichte die Sonderstellung zur tief eingewurzelten Gewohnheit gemacht hätte. Kein deutsches Territorium — nicht einmal Bayern — hat in gleichem Grade eine eigentümliche historische Entwicklung durchgemacht und darum im gleichen Grade eine eigenartige Kultur erzeugt als Württemberg, das die schwäbischen Stammesüberlieferungen am treuesten fortgepflanzt hat und deshalb heutzutage als hauptsächlicher, ja als einziger Vertreter echten Schwabentums anerkannt ist.

Unter den deutschen Stämmen, die in der Epoche der Völkerwanderung politisch sich hervortaten, war der schwäbisch-alamannische einer der kraftvollsten, und es schien eine Zeit lang, als ob er zur Oberherrschaft über Deutschland berufen sei, bis sich ihm schließlich doch die Franken in der Kunst der Staatenbildung überlegen zeigten und die Führung an sich rissen. Aber die Kraft der Alamannen blieb ungebrochen, und sie zählten im Reichsganzen, sich einen ziemlich hohen Grad von Selbständigkeit wahrend, als wichtiger Faktor mit. Ja zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser, unter denen das alte Reich seine glänzendsten Tage gesehen hat, um diesen Glanz freilich teuer zu bezahlen, rückte der schwäbische Stamm in die maßgebende Stelle vor: die Staufer waren ja schwäbischen Geblüts, und das schwäbische Herzogtum bildete den Ausgangs- uud Kernpunkt ihrer Macht. Doch mit dem Sturze dieses Herrschergeschlechts brach auch das politische Elend unaufhaltsam über das Schwabenland herein. Das Herzogtum ward nicht erneuert, und das Land zersplitterte sich allmählich in eine Unmenge politischer Miniaturgebilde, die alle die Reichsunmittelbarkeit erstrebten und erreichten: geistliche und weltliche Korporationen, Fürstentümer und Republiken in buntem Neben- und Durcheinander. Der südliche Teil Alamanniens, die Schweiz, und der westliche, der Elsaß, entfremdeten sich dauernd dem Reiche. Die übrig gebliebenen Teile vereinigten sich wenigstens zu loseren politischen Formen: vorübergehend zum mächtigen Schwäbischen Bund, dessen frühzeitigen Zusammenbruch die Reformation herbeiführte, bleibend zum Schwäbischen Kreis, der es jedoch über eine ziemlich äußerliche Organisation niemals hinausbrachte. Weit wichtigere Folgen für die Erhaltung des Schwabentums hatte es, daß in seinen Grenzen allmählich wieder ein größerer Staat von zäher Lebenskraft heranwuchs.

Aus den Ruinen pflegt neues Leben zu erblühen. Durch den Untergang der Staufer kam das Haus der Württemberger empor. Nicht in kühnem Adlerflug, wie jenes großartig veranlagte Geschlecht, strebte dieses nach dem höchsten, vielmehr in langsamer, unverdrossener Arbeit näherten sich die württembergischen Grafen, seit 1495 Herzöge, einem bescheidener gesteckten Ziele. Seit der Reformation waren sie als die mächtigsten und einflußreichsten Herren im herrenreichen Schwaben anerkannt. Und aus dem streng protestantischen Gepräge des Landes heraus entwickelte sich die altschwäbische Kultur zu einer neuen Abart, der altwürttembergischen.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollzog sich eine neue Umwandlung: der altwürttembergische Staat wurde zum neuwürttembergischen. Mußte das Land, plötzlich um mehr als das doppelte vergrößert, durch die ihm zugewiesenen Bestandteile nicht seinen bisherigen Charakter verlieren? Der Kern der altwürttembergischen Kultur war zu hart und zu fest, als daß er sich durch solche Angliederungen hätte im wesentlichen verändern lassen. Und dann waren es ja in der überwiegenden Mehrzahl Schwaben, die sich den schwäbischen Stammesbrüdern zugesellten: nicht einander innerlich widerstrebende Elemente wurden künstlich gemischt, vielmehr zusammengehörige, einst gewaltsam auseinander gerissene Teile wieder vereinigt. Wie beträchtliche Stücke der ursprünglichen Stammesanlagen auch durch die historische Entwicklung von Jahrhunderten verloren gegangen sein mochten, so mußte doch immer noch ein Rest übrig bleiben, und in der Tat, wenn wir die Eigenschaften, welche in den Geschichtsquellen den alten Sueven und Alamannen zuerkannt werden, mit denen vergleichen, welche uns an den heutigen Schwaben auffallen, so wird dadurch eine gewisse Kontinuität des schwäbischen Stammescharakters entschieden erwiesen. Dazu kommt, daß auch vor jener politischen Verschmelzung neben feindlichen Beziehungen noch weit mehr friedliche zwischen Altwürttemberg und den übrigen schwäbischen Herrschaftsgebieten stattgefunden hatten, Berührungen im Handel und Wandel, ein Austausch materieller und geistiger Güter, wie er bei solcher Enge des Raumes gar nicht ausbleiben konnte. Auch politische Bündnisse, Einungen, Verträge waren nicht selten abgeschlossen worden, und manche Reichsstadt hatte freiwillig sich unter württembergische Schutzherrschaft begeben. Endlich hatte die Zugehörigkeit zum Schwäbischen Kreise ein gemeinsames, wenn auch nicht eben starkes Band um die nunmehr in Neuwürttemberg vereinigten schwäbischen Gebiete geschlungen.

Dem schärferen Beobachter kann es natürlich nicht entgehen, daß sich die neuwürttembergische Kultur differenzieren läßt, wie ja auch der

im Lande gesprochene Dialekt deutlich erkennbare Abstufungen aufweist. Der Altwürttemberger unterscheidet sich noch mannigfach von dem auf seine Vergangenheit stolzen Reichsstädter, vom katholischen Oberschwaben, der Jahrhunderte lang der österreichischen Herrschaft untertan gewesen ist, von dem beweglicheren Bewohner der schwäbisch-fränkischen Grenzbezirke. Die Enklaven im altwürttembergischen Gebiete, wie die Reichsstadt Eßlingen, tragen am wenigsten den Stempel eigenartigen Charakters; mit der zunehmenden räumlichen Entfernung vom altwürttembergischen Mittelpunkt wechseln die abweichenden Merkmale; die konfessionellen Unterschiede fallen ebenfalls nicht wenig ins Gewicht. Aber die zusammenfassenden Kennzeichen für das gesamte jetzt unter württembergischem Regiment vereinigte Schwabentum sind doch stark genug, um es in fremden Augen als eine nicht bloß politisch, sondern auch geistig zusammengehörige Einheit erscheinen zu lassen. Und zwar ist die Entwicklung der altwürttembergischen Kultur durch die Einordnung der neuen Landesteile nicht aus ihrer Bahn gedrängt worden, wenn sie sich auch mancherlei Modifikationen gefallen lassen mußte.

Vor einen neuen Wendepunkt sah sich das schwäbische Geistesleben gestellt, als Württemberg vor nahezu einem Menschenalter politisch im Deutschen Reiche aufging. Es erhob sich nun die Frage, ob die Schwaben gesonnen seien, ihre besonderen Vorzüge zu Gunsten des Ganzen in die Wagschale zu legen, wobei sie allerdings einen Teil ihrer Eigenart preisgeben mußten, oder ob sie selbstgenügsam in ihrer Absperrung verharren wollten. Sie haben sich für diese Möglichkeit entschieden, gleichermaßen zu ihrem eigenen Schaden wie zu dem der Gesamtheit. Während sie auf eine mitbestimmende Beeinflussung der Fortentwicklung der deutschen Kultur verzichteten, sind sie doch auch nicht fähig gewesen, selbständig die allgemeine Bildung im Lande auf ein höheres Niveau zu heben, sie sind vielmehr im wesentlichen auf dem Standpunkt einer vergangenen Epoche stehen geblieben.

Es versteht sich von selbst, daß die politischen Schranken zwischen dem deutschen Norden und Süden nicht fallen konnten, ohne daß sich zugleich auch der gegenseitige Verkehr steigerte, ohne daß die Angehörigen der verschiedenen deutschen Stämme einander genauer kennen und besser würdigen lernten. Dank der stetig zunehmenden Erleichterung und Verbilligung der Verkehrsmittel vermehrt sich die Zahl der Schwaben, welche sich wenigstens vorübergehend im Norden aufhalten, unablässig, wie auch umgekehrt. Die wichtigsten Berührungspunkte bilden die Universitäten mit ihrem starken Austausch von Lehrkräften und Lernenden. Es ist fast

die Regel, daß der besser situierte württembergische Student ein oder einige Semester dem Besuche einer norddeutschen Hochschule, meist Berlins oder Leipzigs, widmet. Andererseits füllt sich jeden Sommer das in dieser Jahreszeit an Naturreizen so reiche schwäbische Universitätsstädtchen Tübingen mit Gästen aus allen Gauen des deutschen Vaterlands. Auch die häufigen Versetzungen von Offizieren aus dem Norden nach dem Süden und umgekehrt tragen zur Vermischung der Stämme bei und könnten es noch mehr, wenn sich dieser Stand in gesellschaftlicher Hinsicht gegen andere weniger abschließen würde. Die gewaltige Ausdehnung von Handel und Industrie hat ebenfalls Nord- und Süddeutsche einander näher gebracht. Indessen überwiegt diesen beweglicheren Schichten der Bevölkerung gegenüber immer noch weit die seßhafte Masse des Bürgertums, die sich wechselseitig unbekannt und darum in Vorurteilen befangen bleibt, die ihre Kenntnisse anderer Stämme und Provinzen lediglich gedruckter Weisheit verdankt. Wie viel Halbes, Schiefes, Falsches läuft da mit unter! Welche einseitigen, von beschränkter Voreingenommenheit eingegebenen Meinungen über Norddeutschland und zumal über Berlin werden in einem Teil der schwäbischen Presse verlautbar! Oder was berichten auf der andern Seite gewöhnlich die norddeutschen Zeitungen von den Ereignissen im schwäbischen Winkel ihren gläubigen Lesern? Die sogenannten brennenden Tagesfragen aus dem Bereiche der Politik, des Theaters, des Hofklatsches. Man bleibt dabei meist an der Oberfläche kleben, bringt selten in die tieferen Zusammenhänge der Dinge ein, gibt sich wenig mit der Deutung des Volkslebens in seiner Gesamtheit ab. Dann und wann fühlen sich ja auch auswärtige Schriftsteller berufen, in Feuilletons ihre Eindrücke über Land und Leute, die sie auf einer im Fluge durch Württemberg unternommenen Reise gesammelt haben, wiederzugeben. Auch auf diese Weise werden meist oberflächliche, von Zufälligkeiten abhängige, wenn nicht gar auf Pikanterien angelegte Momentbilder erzielt, wie sie schon vor reichlich hundert Jahren der alte Nicolai entworfen hat. Die Berufung auf Einheimische, die ausgehorcht worden sind, steigert die Zuverlässigkeit solcher Berichte keineswegs, da die Gewährsmänner oft genug mißverstanden werden oder gerade einseitige Anschauungen vertreten, manchmal aber wohl auch in echt schwäbischer Schalkheit lästige Frager absichtlich hinters Licht führen. Wer also über die Schwaben und schwäbische Eigenart ein Wort mitsprechen will, der muß sich schon längere Zeit im Lande aufgehalten und die Zustände mit offenen Augen und unbefangenem Sinn beobachtet haben.

Dem Fremden springt wohl an den Schwaben in erster Linie der politische Partikularismus in die Augen, der die Ereignisse des Jahres 1870/71 überdauert hat. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich in Württemberg eine von Jahr zu Jahr höher emporwachsende Scheidewand zwischen Preußenhassern und Preußenfreunden, Großdeutschen und Kleindeutschen, Partikularisten und Reichstreuen gebildet, eine Scheidewand, die heute noch keineswegs gefallen ist. Die dadurch entstandenen Gegensätze beherrschen nicht nur das öffentliche Leben, sondern sind sogar in das private eingedrungen, erweisen sich stärker als die Unterschiede zwischen liberal und konservativ, freihändlerisch und schutzzöllnerisch und haben ein zwar durch Notwehr entschuldigtes, aber darum nicht weniger naturwidriges Bündnis der gemäßigt Liberalen mit Agrariern, Pietisten und sonstigen Extremen scheinbar für die Ewigkeit besiegelt. Ferner kann man aber auch die Wahrnehmung machen, daß in gewissen Punkten selbst solche Schwaben, deren Reichsanhänglichkeit über den leisesten Verdacht erhaben ist, partikularistischen Vorstellungen zugänglich sind. Ohne Frage muß diese Furcht von einer „Verpreußung", wie sie doch im Grunde genommen kaum irgend jemand anstrebt, den Eindruck einer unberechtigten, in einzelnen Erscheinungsformen sogar lächerlichen Nervosität machen. Immerhin wird man den württembergischen Partikularismus besser begreifen und wohl auch milder beurteilen, wenn man sich die Entwicklung der inneren Landesgeschichte vergegenwärtigt.

Seitdem die württembergische Verfassung von Eberhard im Barte, dem ersten Herzog, in ihren Grundzügen festgelegt und im Laufe des 16. Jahrhunderts unter den Herzögen Ulrich und Christoph durch feierliche Verträge gesichert und erweitert worden war, bildete sie das mit Stolz und Eifersucht bewachte Kleinod des einheimischen Bürgerstandes. Man rühmte sich, daß nirgends sonst in Deutschland das Volk dasselbe Maß konstitutioneller Rechte genieße, und verstieg sich bis zu Vergleichen mit der englischen Musterverfassung. Und in der Tat, während in den meisten übrigen deutschen Staaten die Stände zu einer nichtigen Form herabsanken, gewannen sie hier, gemeinhin als Landschaft bezeichnet, außerordentliche Lebenskraft, ja teilten sich geradezu mit den Fürsten in das Regiment. Und in Württemberg allein konnte die Landschaft nicht bloß, wie anderwärts, als eine Vertretung einzelner bevorzugter Klassen, vielmehr als eine solche des gesamten Volkes gelten. Der in den Verband der Reichsritterschaft eingetretene Adel war als politischer Stand aus dem Herzogtum so gut wie ganz ausgeschieden: Geistlichkeit und Beamtentum nahmen somit im Staate die erste Stelle ein. Aber es war

ein Unglück, daß in der württembergischen Verfassung nicht sowohl die beiderseitigen Rechte und Pflichten fest umgrenzt waren, als daß vielmehr neben die Fürstenmacht fast nach republikanischer Art die selbständige der Landschaft trat, die sich gelegentlich sogar eigene auswärtige Politik im Gegensatze zu der des Staatsoberhaupts zu treiben vermaß. Reibungen zwischen beiden Faktoren, von denen jeder seine Macht auf Kosten des andern zu vergrößern bestrebt war, konnten natürlich nicht ausbleiben. Zumal im Zeitalter des emporkommenden Absolutismus hatte die Landschaft fortgesetzte Bedrückungen und Übergriffe von oben abzuwehren. Das ganze 18. Jahrhundert war von den heftigsten Kämpfen zwischen den Ständen und der Herzogsgewalt ausgefüllt. Nachdem unter Eberhard Ludwig der unselige Einfluß einer Mätresse, unter Karl Alexander das Treiben des berüchtigten jüdischen Finanzkünstlers Süß Oppenheimer genug des Unglücks über das Land heraufbeschworen hatte, wurde die Widerstandsfähigkeit der Landschaft durch das verfassungswidrige Regiment des glänzend begabten, aber in seiner ersten Periode zügellosen und verschwendungssüchtigen und zeitlebens eigenwilligen Karl Eugen zum äußersten angespornt. Unbeugsame Vertreter des Rechts erwarben sich die Märtyrerkrone: der ehrwürdige Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser schmachtete 5 Jahre als ein Opfer fürstlicher Willkür auf dem Hohentwiel, der wackere Tübinger Oberamtmann Johann Ludwig Huber, auch als Dichter geachtet, mußte seinen Widerspruch gegen des Herzogs ungesetzliche Steuerpläne mit Kerkerhaft auf dem Hohenasperg büßen.

Je mehr die einheimische Verfassung gegen Angriffe verteidigt werden mußte, je mehr die besten Männer für sie stritten und litten, desto fester wuchs sie dem gesamten Württembergervolk ans Herz. Man kann sich darum seinen Schmerz und seine Entrüstung vorstellen, als die von Napoleon neu geschaffenen Zustände Ende 1805 zur einseitigen Aufhebung der Konstitution durch einen Staatsstreich des Kurfürsten Friedrich, des Verbündeten des Franzosenkaisers, führten. Nachdem aber die Neuorganisation des vergrößerten Staates auf absolutistischem Wege durchgesetzt war, schickte sich Friedrich, nunmehr Württembergs erster König, an, seinem Lande eine neue Verfassung anzubieten. Sofort erneuten sich die alten Kämpfe. Die Enkel jener Freiheitshelden des Karl Eugenschen Zeitalters, darunter ein Ludwig Uhland, erschienen auf dem Platze und schrieben mit höchst ehrenwertem und menschlich sympathischem, aber staatsmännisch nicht eben weisem Doktrinarismus das „alte, gute Recht" auf ihr Banner, während in Wahrheit die ehemalige ganz auf alt-

württembergische Verhältnisse zugeschnittene Verfassung dem modernen Staatsbedürfnisse sich durchaus nicht mehr anpassen ließ.

Im Jahre 1819 einigte man sich endlich auf ein neues Staatsgrundgesetz, das zwar nicht alle Wünsche befriedigte, aber doch freisinnig genug war und sich lebensfähig erwies. Die Liberalen behüteten es mit nicht minder eifersüchtiger Wachsamkeit wie einst das alte. Und zwar galt es jetzt nicht mehr bloß, im Innern der Regierung gegenüber die Volksrechte zu wahren, sondern auch die Verfassung gegen Eingriffe des Frankfurter Bundestags zu schützen, dem sie ein Greuel war. Die absolutistischen Zustände, die in den deutschen Großstaaten nach den Befreiungskriegen herrschten, ließen eine engere Verbindung mit ihnen in den Augen des freisinnigen württembergischen Bürgertums als unmöglich erscheinen, weil es dadurch die einheimische Konstitution für gefährdet gehalten hätte. Hinter diesen innerpolitischen Rücksichten verschwanden die großen nationalen Gesichtspunkte bis zum Jahre 1848 fast völlig. Selbst ein so urdeutscher Mann, wie Ludwig Uhland, konnte unter solchen Umständen zum einseitigen Partikularisten und späterhin — im Grunde nicht viel anderes — zum sentimentalen Großdeutschen werden. Was aber noch viel charakteristischer ist für die Allgewalt des liberalen Gedankens in Württemberg: nicht einmal Paul Pfizer, der schwäbische Herold und Prophet des neuen preußisch-deutschen Reiches, vermochte sich diesem Banne ganz zu entziehen. Der edle Mann, der nichts in seinem Leben leicht genommen hat, mußte in seiner Brust zwischen nationaler Überzeugung und konstitutionellen Bedenken Kämpfe ausfechten, die ihm nach seinem eigenen Ausspruch fast das Leben gekostet haben. Deshalb kam er wieder und wieder in seinen staatsrechtlichen Schriften auf die unselige Triasidee zurück, von ihm freilich nur als Notbehelf und Übergangsstufe aufgefaßt, bis Preußen in konstitutionelle Bahnen eingelenkt und so zur Erfüllung seiner nationalen Sendung reif geworden sei. Schließlich warf er entschlossen die kleineren Rücksichten von sich und bekannte sich freimütig zu dem Satze, daß die äußere Einheit noch über der bürgerlichen Freiheit stehe. Es währte lange genug, bis sich seine staatsmännischen Gedanken im Lande durchsetzten, und erst unter dem Drucke der französischen Kriegsgefahr, unter dem begeisternden Einfluß der gemeinsam vollbrachten glänzenden Waffentaten verstummte auch in Württemberg der Widerspruch gegen die preußische Vorherrschaft.

Bald genug erhob der schwäbische Partikularismus von neuem sein Haupt, ein Partikularismus, der, öffentlich durch die Demokratie vertreten, tatsächlich weit über die Grenzen jener politischen Partei hinaus

Anhänger besitzt. Nach wie vor ist die Preußenfurcht zum guten Teil dadurch bedingt, daß man sich in Württemberg eines besonders hohen Maßes politischer Freiheit erfreut und dieses durch noch engere Verbindung mit dem Reiche einzubüßen fürchtet. Daß in Württemberg die Zügel der Verwaltung nicht so straff angezogen sind wie in Preußen, die Polizei nicht so rücksichtslos in das Privatleben eingreift, die Justiz minder scharf gehandhabt wird, läßt sich nicht leugnen, und nicht ohne berechtigten Stolz rühmt der Schwabe, daß in seinem Lande Übereifer der Staatsanwaltschaft und Ungeschicklichkeiten der Zensur nicht oder doch nur äußerst selten vorkommen.

Indessen werden diese tatsächlichen Annehmlichkeiten des öffentlichen Lebens im Lande selbst doch vielfach zu hoch gewertet, und man vergißt darüber, daß auch anderwärts eigentümliche Vorzüge bestehen. Der schwäbische Politiker hängt sich zu sehr an die Vergangenheit, und daran krankt die gesamte schwäbische Kultur. Mit zähem Eigensinn hält man an Einrichtungen fest, die vielleicht vor Menschenaltern einmal die besten gewesen sind, und wähnt, sie seien es noch immer, während sie in Wirklichkeit längst überflügelt und veraltet sind. Vielfach fehlt es im Lande an entschlußfroher Initiative, und öffentliche Fragen pflegen mit einer Breite und Umständlichkeit erörtert, beraten, überlegt zu werden, durch die man die Entscheidung leicht ungebührlich verschleppt, wenn nicht gar bis zu den griechischen Kalenden vertagt. Zum Teil mag es davon herrühren, daß das bedächtige Alter, an Ämtern und Würden fester als anderswo klebend, das entscheidende Wort führt, daß man die emporstrebende Jugend nur ungern aufkommen läßt. Es kann geschehen, daß ein Geschlecht, das sich lange Zeit jugendkräftig für Neuerungen verkämpft hat, bis es einmal in die maßgebenden Stellungen eingerückt ist, zu müde und bequem geworden ist, um diese Neuerungen nun auch wirklich durchzuführen.

(Schluß folgt.)

Zur Psychopathologie des jugendlichen Verbrechertums.

Von

J. Trüper.

I. Verbrechen gegen Leib und Leben.

Die Frage nach den psychologischen Ursachen der Gesetzübertretungen Jugendlicher ist keine ganz unbedeutende. Im Jahre 1901 wurden im deutschen Reiche verurteilt: 49675 im Alter von 12—18 Jahren, und die Zahl dieser jugendlichen Gesetzesübertreter ist seit langem stetig gewachsen. Auch ist die Zahl der jugendlichen Sünder noch weit größer, weil längst nicht alle Fälle vor den Strafrichter kommen und manche jugendliche Verirrung erst viel später als Verbrechen in die Erscheinung tritt. Außerdem gibt es göttliche wie menschliche Gebote der Sitte, des Anstandes, der Ehre, der Menschlichkeit, die die Buchstaben des Strafgesetzbuches nicht schützen.

Auch wie diese jugendlichen Übeltäter in der Voruntersuchung, vor Gericht und bei Vollstreckung des Urteils, also durch die Strafe, behandelt und vielleicht für ihr weiteres Leben beeinflußt werden, ist eine Frage von außerordentlicher Tragweite.

Diese 50000 jugendlichen Missetäter sind zudem keine absterbenden Greise, sondern werdende Menschen, die dem Vaterlande später noch eine Nachkommenschaft bieten, auf die sie ihre Anschauungen, Gefühle und Wallungen bewußt und unbewußt vererben. Es handelt sich somit um die sittliche und indirekt auch um die geistige und körperliche Gesunderhaltung eines großen Teiles unseres Volkes; abgesehen davon, was dieses Heer von Gesetzesübertretern und ihr Nachwuchs dem deutschen Volke an materiellen wie ideellen Opfern kostet. Jene zählen alljährlich nach Millionen und sind weit größer, als man ahnt.

Dazu kommt noch ein Umstand, der außerordentlich folgenschwer ist: Die Rückfälligkeit der jugendlichen Verbrecher.

Kein geringerer als der bekannte englische Gefängnisgeistliche William Douglas Morrison bemerkt angesichts der Tatsachen, daß in England 79% der vom Strafrichter Verurteilten rückfällig werden — und bei uns wird es auch wohl kaum viel anders sein —: „Was bedeutet dieses riesige Verhältnis der Gewohnheitsmissetäter innerhalb der Verbrecherbevölkerung? Es bedeutet, daß gegenüber der Mehrheit der letzteren das Strafgesetz und die Strafbehandlung sich als gänzlich unwirksam erwiesen haben. Das höchste,

vielleicht das einzige Ziel jedes richtigen Strafwesens ist, den Verurteilten von der Wiederholung der Straftat abzuhalten; wird dieser Hauptzweck, wie die Tatsachen lehren, in den meisten Fällen verfehlt, so ist es auch an der Zeit, daß die Grundlagen des heutigen Strafwesens abgeändert und umgestaltet werden. Solange das jetzige System mit seiner Unwirksamkeit fortbesteht, bleibt das Gemeinwesen von dem mit dem Vorhandensein einer vielköpfigen Menge von Gewohnheitsverbrechern verbundenen Verlusten, Beunruhigungen und Gefahren bedroht. . . Die Kosten, die der eingesperrte Gewohnheitsverbrecher dem Staate verursacht, betragen etwa ein Zehntel dessen, was der freiumhergehende verschlingt."[1])

Hier nun nach den tieferen, inneren Ursachen dieser erschreckenden Erscheinungen forschen und zugleich auf Mittel ihrer Verhütung sinnen, was kann es bedeutsameres für den Kinderpsychologen wie für den Menschenfreund geben?

Ich möchte nun dartun, daß eine der Hauptursachen aller dieser Erscheinungen liegt in dem mangelhaften Verständnis des Unfertigen und des Pathologischen im Kindes- und Jugendalter, ja in dem mangelhaften Verständnis des werdenden Seelenlebens aller Kinder und Jugendlichen überhaupt, wie in den verfehlten Maßnahmen infolge mangelhaften Verständnisses.

Es darf uns ein solcher Mangel trotz der ungeheuren Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis auf allen Gebieten kaum wundern. Im deutschen Reiche gab es im Jahre 1901 22866071 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren und meines Wissens nicht einen einzigen Lehrstuhl an allen Universitäten, der den Auftrag hat, sich in erster Linie mit dem Werden des Personlebens dieser 23 Millionen, also mit Kinderseelenforschung zu befassen. Die genetische Psychologie wie die genetische Psychiatrie, oder die Psychologie und Psychiatrie der Kindheit und Jugend, bleibt ganz oder doch zum wesentlichen Teile der freiwilligen Arbeit überlassen, wie sie sich zur Zeit in unserem Verein für Kinderforschung und verwandte Bestrebungen organisiert hat. Und von allen deutschen Universitäten hat auch nur eine einzige, Jena, einen selbständigen Lehrstuhl für die Erziehungswissenschaft mit einer Seminarübungsschule, die für die Lehrer im Hinblick auf die Entwicklung der Jugend dieselbe Bedeutung hat, wie die Universitätskliniken für die Ärzte im Hinblick auf die Heilung von Krankheit.

Zwar wenn es sich bei Gesetzesübertretern um ausgesprochene psychische Störungen handelt, dann wird selbstverständlich, wenn leider auch erst vor den Schranken des öffentlichen Gerichts, der Psychiater als Sachverständiger hinzugezogen, und wenn es sich um geistige Minderwertigkeit handelt, die man als ausgesprochene Geistesschwäche, als Idiotie, Blödsinn oder Schwachsinn bezeichnen muß, so erkennt sie in den meisten Fällen ja auch schon der Strafrichter ohne das Gutachten Sachverständiger. Wesentlich anders ist es aber, wenn das Psycho-

[1]) W. D. Morrisson, Jugendliche Übeltäter. Autorisierte deutsche Ausgabe von Leopold Katscher. Leipzig 1899. S. VII f.

pathische einen geringeren Grad zeigt und dem oberflächlichen Beobachter nicht in die Augen springt, wenn man bloß von einer Herabminderung der seelischen Betätigungen aus psychopathischen Ursachen, von den Übergängen von geistiger Zurechnungsfähigkeit zur Unzurechnungsfähigkeit reden kann. Und bei Kindern und Jugendlichen trifft das fast immer zu, oder glaubt jemand, daß man über Nacht mit dem 12. Lebensjahre die Schwelle von der Unzurechnungsfähigkeit zur Zurechnungsfähigkeit urplötzlich überschreitet?

Von einer graduellen und darum auch von einer verminderten Zurechnungsfähigkeit wie von bloßen psychopathischen Minderwertigkeiten als Ursache von Gesetzesverletzungen will die Rechtspflege bis jetzt aber wenig wissen. Und doch würde schon das einfache Dasein einer offiziellen genetischen Psychiatrie diese Begriffe der Rechtspflege diktieren. Bis jetzt ist ein Angeklagter für den Strafrichter schlechthin zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig, urteilsfähig oder schwachsinnig, gesund oder verrückt. Die Übergänge gibt es für ihn nicht, eben weil die Gesetzgebung sie nicht kennt. Aber auch maßgebende Juristen lehnen z. B. den Begriff „verminderte Zurechnungsfähigkeit" noch rundweg ab.

Wenn in manchen Fällen bei jugendlichen Vergehen auch Freisprechung oder Zubilligung mildernder Umstände oder Überweisung zur Fürsorge- oder Zwangserziehung erfolgt, so bedeutet das für unser Problem doch herzlich wenig. Für den Menschenfreund fragt es sich: ob, wenn rechtzeitig das Minderwertige oder Psychopathische in einem werdenden Menschen erkannt wird, die Gesetzesübertretungen und die Schäden, die dadurch im Volkskörper erwachsen, nicht hätten *verhütet* werden können; ob es denn gerade immer erst zu Gerichtsverhandlungen kommen muß, ehe man Schutzmaßregeln für notwendig hält; ob man den Brunnen immer erst zudecken darf, wenn das Kind bereits ertrunken ist?

Es dürfte sich darum verlohnen, nicht bloß den Nachweis des Psychopathischen als mitwirkende Ursache von Gesetzesbruch zu führen, sondern zugleich auch an einigen der breitesten Öffentlichkeit bekannt gewordenen typischen Fällen die Bedeutung dieser Fragen noch näher zu erläutern und insbesondere klar zu machen, welche Tragweite das rechtzeitige Erkennen von psychopathischen Minderwertigkeiten und deren Wertung in der gesamten Jugendfürsorge für Gesellschaft und Individuum hat.

Ich wähle dafür zunächst vier Fälle, wo es sich um ein *Verbrechen gegen das Leben* handelt. Ich wähle diese Fälle nicht trotzdem, sondern weil die Gesetzesbrecher schon dem Jugendalter entrückt waren, um zugleich zeigen zu können, daß die Jugendsünden wie die Sünden gegen die Jugend oft erst später zu den entsetzlichsten Handlungen führen.

1. Drei Raubgesellen verübten am hellen Vormittage in offenen Laden an belebter Straße bei uns in Jena einen Raubmord. Der eine dieser Raubmörder, namens *Goldschmidt*, wurde auf seine Zurechnungsfähigkeit hin untersucht, und es ergab sich, daß er, der aus trunksüchtiger Familie stammte, schon als Knabe sich als geborener psychopathischer Verbrecher gefährlichster Art ent-

puppte. Man ließ ihn dennoch frei umherziehen. Die Gesellschaft hat den nötigen Schutz gegen ihn erst erhalten, nachdem die Trödlerfrau ihm zum Opfer gefallen war.

2. Ich erinnere sodann an den Fall des stud. jur. Fischer-Eisenach, des Brautmörders. Fischer war erblich belastet, als Kind hydrocephal, in der Schule ein Sonderling, ward geistig und ethisch noch abnormer durch ungesunde Lektüre, z. B. durch Schriften des pathologischen Friedrich Nietsche, die die Lieblingsspeise des Tertianers bildeten. Dann folgten alkoholische und sexuelle Verderbnisse, die ebenfalls die Psyche pathologisch schädigen, usw. Der Brautmord war nur das Endglied in der psychopathischen Herabminderung.

Hätte, das Pathologische rechtzeitig erkannt und pädagogisch gewertet, die Entwicklung nicht eine andere Richtung nehmen können, ja müssen? Helmholtz war z. B. auch als Kind hydrocephal.

3. Als dritten Fall nenne ich Hüssener, den jungen Fähnrich, der in der Nacht vor dem Ostersonntag v. J. den einjährig-freiwilligen Kanonier Hartmann hinterrücks mit dem geschliffenen Marinedolche niederstach, als jener glaubte, dieser wolle auf dem Wege zur Wache entfliehen, wohin er ihn bringen wollte, weil er ihn in betrunkenem Zustande nicht vorschriftsmäßig grüßte, ja, „plump vertraulich" sich benahm, d. h. den Hüssener „bier"gemütlich in den Arm nehmen wollte.

Nicht bloß die ganze Stadt, wo die Tat geschah, sondern auch die gesamte Presse von der sozialdemokratischen Linken bis zur ultrakonservativen Rechten, der ganze Reichstag, ja das ganze deutsche Volk sind über den Vorfall und dessen gerichtliche Verhandlung in Aufregung geraten und konnten monatelang nicht darüber zur Ruhe kommen. Bis in konservative Kreise hinein wurde das ganze System der militärischen Erziehung angeklagt und verdammt; sie trage die Schuld, daß derartige Anschauungen und überspannte Ehrbegriffe sich in den Köpfen unserer Burschen entwickeln und festsetzen. Die Richter wurden der Parteilichkeit beschuldigt, und gegen den Fähnrich entlud sich eine Überfülle von Haß und Abscheu.

Die Sache ist jetzt zwar abgetan. Aber gerade an einem Falle, der so sehr die Öffentlichkeit erregt hat, sollte gezeigt werden, was die Öffentlichkeit hätte daraus lernen sollen, aber nicht gelernt hat, eben weil man obige Frage von keiner Seite stellte. Der Fall ist so lehrreich und so typisch, daß es sich wohl verlohnt, ihn psychologisch genauer zu betrachten, als es bisher geschehen ist.

Nach den Gerichtsverhandlungen und den Mitteilungen der Presse stoßen wir bei Hüssener zunächst auf eine auffallende Urteilsschwäche, einen gewissen Grad von Schwachsinn. Denn aus Pflichtgefühl oder wegen jenes Benehmens des Hartmann jene Tat zu begehen und nach begangener Tat über Achselklappen und andere eitle Dinge sprechen, Zigaretten rauchen und sie andern anbieten, und so über das Geschehene urteilen, wie Hüssener es getan, das bringt doch nur ein geistig Geschwächter fertig. Er spricht in einem Briefe an Hartmanns Eltern

von einer „harten, harten Soldatenpflicht“, der er sich unterziehen mußte und kommt sich als musterhaftes Opfer von Soldatentugenden und als großer Held vor, der in der Kollision der Pflichten untergeht. Wie kann eine derartige Verkennung der Wirklichkeit, eine solche vollständige Verwechselung von Recht und Unrecht entstehen? Zu Unrecht schuldigte man die Offizierserziehung an. Mag in den Köpfen der Fähnriche und Unterleutnants das im Alkoholrausche und im Jugendtraum sich bildende exaltierte, aller Ethik widersprechende, an Größenwahn grenzende Standesehrgefühl epidemisch wirken, bei einem Menschen mit gesundem Urteil setzt es sich doch nicht dermaßen als fixe Idee fest, daß er auf Urlaub nach Begrüßtwerden späht und es mit Strafen und Dolchstichen zu erzwingen sucht. Die Vernunft unterlag eben dem gleichfalls pathologischen Gefühl und dem daraus hervorgehenden blinden Tatendrange. Bei debilen Jugendlichen ist ja so oft gerade das ethische Urteil geschwächt. Ein gedächtnismäßiges Wortwissen, eine Fähigkeit im verbalen Ausdruck, ein oft von der Eitelkeit dressiertes korrektes Auftreten, wie auch Hüssener es zur Schau trug, verdecken dem oberflächlichen Beobachter diese pathologische Minderwertigkeit. Aber eine genauere Beobachtung lehrt, daß neben der Abnormität des Gefühlslebens auch die sittlichen Begriffe, also gerade die edelsten und zartesten geistigen Gebilde, außerordentlich zurückgeblieben und nicht selten obendrein entartet sind, auch beim Überlegen und Handeln oft gar nicht als Leitmotiv in Wirksamkeit treten. „Ich habe,“ so schreibt Hüssener an seine Mutter, „den Trost und das Bewußtsein, meine Ehre unverletzt erhalten zu haben.“ Dieser ohne Frage aus voller Überzeugung geschriebene Satz Hüsseners ist typisch.

Neben der Urteilsschwäche zeigte sich bei Hüssener Ideenflucht. Gottvertrauen, das Sprossen seines blonden Schnurrbärtchens, die Hoffnung, bald wieder für seinen Kaiser ins Feld ziehen zu können, sein blühendes Aussehen usw., das sind unmittelbare Gedankenfolgen in einem durch die Presse gegangenen Brief an die Mutter. Und dabei spricht er mit großer Kälte von seiner Tat und mit demselben Atemzuge ruft er die Liebe Gottes an und hofft auf die Gnade Jesu Christi. Da fehlt jede Gedankenzucht, jeder logische Zusammenhang und obendrein jedem Gedanken die reale äußere wie innere Grundlage.

Aus diesem Briefe wie aus dem an Hartmanns Eltern leuchtet wie aus seinem ganzen Auftreten zugleich neben der Exaltiertheit des Gefühlslebens doch eine große Gefühlsarmut, wie überhaupt eine abnorme gesteigerte Gemütsschwankung hervor, und diese in Verbindung mit der oberflächlichen religiösen Schwärmerei, die ich keineswegs für Heuchelei halte, und mit seiner Exaltiertheit kennzeichnet einen andern krankhaften Zustand, den der ethisch-degenerativen Minderwertigkeit.

Die Gerichtsverhandlungen haben nach den Zeitungsberichten nicht festgestellt, ob bezw. inwieweit erbliche Belastung vorlag. Aber die Geschichte seines Schullebens verrät dem Kenner schon eine gewisse kindliche Nervosität mit seelischen Herabminderungen. Die öffentliche Schule mußte er zeitweise aufgeben, und mit

wieviel außergewöhnlichem Aufwande hat er es schließlich bis zum Sekundaner gebracht! Nur günstige Vermögensverhältnisse und ähnliche Umstände konnten anscheinend ihn zum Fähnrich befördern, und als solcher wurde er auch nur versuchsweise geduldet. Schon als zwölfjähriger Knabe warf er auf ein Mädchen, das hinter der Mauer seines elterlichen Grundstücks stand, einen Stock und zerstörte so das Auge des Mädchens. Und etwa ein Jahr vor der denkwürdigen Osternacht, bei der silbernen Hochzeit seiner Eltern hatte er nach dem Genuß „schwerer Weine" mit dem Hotelier des Krupp'schen Hotels Streit angefangen, weil er sich von ihm beleidigt glaubte. Als Hüssener von demselben wegen ungebührlichen Benehmens zurechtgewiesen war, ging er hinaus und schnallte seine Dolchkoppel um. Er betrat dann wieder das Zimmer, sich an den Hotelier wendend mit den dreisten Worten: „Bremer, kommen Sie einmal her." Hätte dieser seine Ruhe nicht vollkommen gewahrt, wer weiß, ob nicht damals schon Bremer das Schicksal Hartmanns zu teil wurde. Die darauffolgenden Vorgänge in Hüsseners Wohnung beweisen genug. Denn von seinem verstorbenen Vater alsdann nach Hause geschickt, hat er in einem Anfall sinnloser Wut dermaßen im Hause getobt und das Mobiliar zerschlagen, daß die allein zu Hause verbliebenen Dienstmädchen durch die Fenster flüchten mußten. Er hatte sogar nach der Pistole gegriffen, wenngleich er sie auch nur gegen die Wand abgefeuert haben will. Diese doch wohl noch frische Erinnerung an seine eigene Haltung hielt den Fähnrich aber nicht ab, sich moralisch zu entrüsten, als Hartmann in augenscheinlich stark angeheiterter Stimmung eine Wirtschaft betreten wollte. In einer dünkelhaften Wichtigtuerei verhaftete er den Soldaten und schwindelte nun in wenigen Minuten in einem unangenehmen Gemisch von Unreife, Jähzorn und Instruktionswut die Situation jäh zu einer dramatischen Höhe hinauf, die mit dem Tode eines jungen Menschen endete.

Das alles sind entschieden keine Zeichen von Charaktergesundheit. Gewiß können bei einem Nervengesunden auch schwere Vergehen vorkommen, aber sie sind wesentlich anderer Art und entspringen andern Impulsen und andern Überlegungen.

Die verbrecherischen Eigenschaften haben sich auch je länger je mehr entwickelt. Und Hüssener litt also wahrscheinlich schon von klein auf an psychopathischen Herabminderungen, die mindestens eine Mitursache, wenn nicht die treibende Ursache seiner Handlungen waren.

Aber alle diese psychopathischen Herabminderungen hätten nicht zu solchen Taten geführt, wenn man sie zeitig genug gewertet hätte. Ich bin sogar der Überzeugung, daß Hüssener dann noch ein durchaus brauchbarer Offizier hätte werden können, ja daß die Möglichkeit auch jetzt noch nicht ausgeschlossen wäre, wenn das Gericht ihn anstatt auf Festung hinreichend lange in eine Heilanstalt geschickt hätte.

Im Hinblick auf die Gesellschaft klagte angesichts des milden Urteils der „Hamburger Korrespondent": „Der ganze erzieherische Wert des strafrechtlichen

Einschreitens gegen die Essener Bluttat ist jetzt vernichtet, und die Rechtsprechung der Marine befindet sich in schroffem Gegensatz zu dem Rechtsbewußtsein der weitesten Kreise des deutschen Volkes. Fänden die Reichstagswahlen morgen statt, so möchte es wohl sein, daß die Sozialdemokratie noch eine halbe Million Stimmen mehr erhalten würde."

Das ist jedoch nur die eine Seite. Die andere ist die, daß nach 1 Jahr und 6 Monaten Hüssener wieder auf die Gesellschaft losgelassen wird, die ein Anrecht auf Schutz gegen ihn haben sollte. Die Strafe ist eben bloß Strafe und an sich noch kein Besserungsmittel. Im Hinblick auf die Gesellschaft wie auf das Individuum sollte aber das Endziel die Besserung sein, und diesem Ziel sollte man die Mittel anpassen.

4. Als vierten typischen Fall nenne ich den Fall Dippold. Dieser Fall hat gleich dem Hüssenerschen nicht bloß die Welt in Erstaunen und Erregung versetzt, sondern auch noch eine Preß- und Broschürenliteratur gezeitigt, die neben viel Beachtenswertem für unsere Volkserziehung doch auch allerlei sehr bedenkliche Forderungen aufstellte.

Der Fall selbst ist hinreichend bekannt. Ich will nur die psychopathischen Herabminderungen dieses rätselhaften Charakters feststellen.

Die Schule hat keine Defekte an ihm entdeckt. Er hat sie glatt bis zur Universität absolviert. Mutmaßlich galt er als begabt. Er hat in kurzer Zeit erfaßt, wozu andere Jahre brauchen. Der Kreisirrenanstaltsdirektor erklärte ihn darum für forensisch zurechnungsfähig; er sei für seine Handlung voll und ganz verantwortlich. Hätte es ihm somit nicht an Geld gefehlt, so wäre er gar bald Dr. jur. geworden und hätte als Publizist, was er werden wollte, Tausende unseres Volkes miterzogen, ihnen auch seinen Geistesstempel mit aufgedrückt, die große Zahl dekadenter Schriftsteller oder „Dichter" vermehrt.

Und doch hatte selbst die Intelligenz auffallende Schäden. So teuflisch raffiniert und durchtrieben er war, an einer bestimmten Stelle versagte sein Urteil vollständig und wurde obendrein von andern seelischen Faktoren krankhaft irregeleitet.

Der Irrenarzt stellte fest, daß er Wahrheit und Unwahrheit stets zu vermischen pflege; seine ganze Rede sei hohle Schwätzerei und Phrase, d. h. also, er vermochte gleich dem Schwachsinnigen ihren Inhalt nicht zu beurteilen, zeigte mithin eine ähnliche Debilität wie Hüssener. Er sei von größter Selbstüberhebung und von größtem Größenwahn, d. h. sein Urteil über seinen eigenen Personwert versagte.

Seine Phantasie war hoch entwickelt und sein Gedächtnis gut. Daher einerseits die guten Schul-Leistungen und guten Empfehlungen. Aber hohle Phrase, Größenwahn und die Gabe zu lügen, zeugen andererseits von einer ungezügelten, abnormen, pathologischen Phantasie.

Das sind Intelligenzdefekte bedenklichster Art, und sie machten ihn unfähig, sein eignes Wollen und Handeln richtig zu bestimmen. Auf dem Gebiete des

Ethischen, der Werturteile, sind also auch Verstand und Vernunft pathologisch. Er ist gleich Hüssener schwachbefähigt, debil in ethischer Hinsicht.

Dazu war Dippold leicht reizbar bis zum Jähzorn, impulsiv, leidenschaftlich, und dabei roh, herzlos, schamlos, grausam und wollüstig im höchsten Grade, und wiederum eitel bis zum Größenwahn, egoistisch, herrschsüchtig, antisozial, alles weit über das Normale hinausgehend ins ausgesprochen Pathologische, und endlich pervers in seinen Sexualgefühlen. Und dies entartete Gefühlsleben bestimmte seine Phantasie wie sein Wollen und Handeln, ohne die zuverlässige Kontrolle des Verstandes. Auf den Vater seiner Braut hat er zudem den Eindruck gemacht, als ob er geistesabwesend und „nicht recht bei Troste" sei. Und als er den Dr. Severin zu dem toten Zögling hatte kommen lassen, schimpfte er erst in unverschämtester Weise auf die Familie desselben, erzählte dann seine Lebensgeschichte, und erst nach zwei Stunden sagte er jenem, warum er ihn habe rufen lassen! Kann so ein Gesunder handeln?

War Dippold darum zurechnungsfähig oder nicht? gesund oder krank? oder vermindert zurechnungsfähig, weil psychopathisch minderwertig?*)

Doch das folgenschwerste des Falles Dippold ist aber noch ein anderes. Hundert berufene und unberufene Federn setzten sich in Bewegung, um hier an der Hand des Falles Dippold die Notwendigkeit der ärztlichen Aufsicht über die Erzieher darzutun — trotzdem der Neurologe Prof. Vogt auf Grund seiner ärztlichen Kontrolle den Dippold für einen „idealen" Erzieher erklärte und dem gesunden Jungen Schlafpulver verschrieb! —, und um dort die Frage nach der Berechtigung der körperlichen Züchtigung und der Unterweisung in der Sexualität zu beantworten.

Hierbei behandelte man obendrein Dippold als Typus eines Erziehers! Und man ging dabei so weit, zu behaupten: „Der Fall Dippold ist geradezu typisch für die immermehr überhand nehmende Grausamkeit der modernen Menschheit." Und dann wird alles, was seit je die Menschheit an pathologisch grausamen Wollüstlingen gezeitigt hat, aufgezählt, um zu beweisen, daß die Jugend von Erziehern gezüchtigt wird aus Wollust! Dippold, so behauptet derselbe Autor, wurde wahrscheinlich in der Jugend geprügelt und infolgedessen ein so perverser Wollüstling, während andere wiederum aus dem Fall Dippold die Lehre ziehen, daß weit mehr in der Erziehung geprügelt werden müsse, die Prügelstrafe auch in den Gefängnissen wieder einzuführen sei, damit keine Dippolds heranwachsen! Jener dagegen zieht die Folgerung: „Wir müssen dahin kommen, daß die körperliche Züchtigung aus unserm Erziehungsleben völlig ver-

*) Das „Recht, Rundschau für den deutschen Juristenstand", bringt einen Artikel: „Die kriminalistische Bedeutung des Falles Dippold", worin der Verfasser der Einführung einer „verminderten Zurechnungsfähigkeit", doch ohne Annahme einer „verminderten Schuld" nicht abgeneigt ist. Allenfalls könne man in solchem Falle an mehr „edukatorische Strafvollzüge" denken. Wenigstens ein kleines Zugeständnis!

schwindet und daß auch dem Kinde bereits eine entsprechende Aufklärung über das Geschlechtsleben geboten wird," auch natürlich über das perverse. Selbstverständlich ist die „freie Liebe" und die Prostitution für diese modernste „Pädagogik" etwas Gutes, Empfehlenswertes. Sie war es ja doch auch im Mittelalter und ist es noch im Morgenlande. Nein, umgekehrt ist es, diese „modernen" Schriftsteller und Buchhändler, die für Millionen von Mark die Jugend über Sexualität schamlos aufklären, die erbärmliche, im Sumpfe sich behaglich fühlende Schundliteratur züchtet uns die Arenbergs und Dippolds und die „geheimen Jugendsünden", auch der Kinder. Sie gehören als Begünstiger der Dippolds mit auf die Anklagebank!

Ich bedauere, hier so abschweifen zu müssen, aber ich möchte nicht gerne, daß meine Wünsche von den Sadisten und Masochisten verunreinigt werden. Ich erstrebe eine gesunde Erziehung, dem gesunden Instinkt entsprechend, auch als Norm für die Abnormen, nicht aber eine pathologische Erziehung für die Gesunden. Der Großstadtsumpf ist kein gangbarer Weg für uns. Wohl aber zwingt er uns, mit psychiatrischem Blicke das Abnorme zu betrachten und zu überlegen, wie man seiner Entfaltung vorbeugen könne. Weil an einem Laternenpfahl sich schon einmal jemand erhängt hat, soll man doch die Laternenpfähle nicht beseitigen und die Stadt verfinstern lassen. Allenfalls verbiete man — das Erhängen! Die Frage der körperlichen Züchtigung und der sexuellen Belehrung ist auch für mich diskutabel, aber nicht im Anschluß an den Fall Dippold. Dippold war kein Erzieher. Dippold war selber ein Objekt der Heilerziehung! Der Fall Dippold mit seinen Opfern lehrt uns nur, wie ein psychopathisches Seelenleben scheußliche Verbrechen im Gefolge und wie die Unkenntnis solcher Zustände strafwürdige Pflichtvergessenheit zeitigen kann, die auch die Verteidigungsrede eines Staatsanwaltes nicht reinwäscht.

5. In dem Augenblick, wo dieser Aufsatz bereits in den Druck gehen sollte, erfolgte die Freisprechung des Prinzen Prosper Arenberg vor dem Kriegsgericht. Sie hat wieder einen Sturm gegen die Autorität der Regierung und gegen die Militärjustiz wie im Falle Hüssener hervorgerufen. Selbst für Blätter, wie die „Tägliche Rundschau", der man wahrlich keine Gegnerschaft gegen Regierung und Militär vorwerfen kann, bleibt hinter der Affäre „zu viel Unbehagliches — ja geradezu Unheimliches zurück". Auch für uns ist das der Fall, und zwar noch in einer andern Richtung, als die Tagespresse den Fall ausbeutet. Auch wir können darum nicht umhin, ihn als ebenbürtiges, ja überlegenes Seitenstück zu Fischer, Hüssener und vor allem zu Dippold zu betrachten und auch an diesem Beispiel abermals die eingangs erwähnte Rückständigkeit unserer Zeit in der Psychologie der jugendlichen Entwickelung zu zeigen.

Wer war Prinz Prosper Arenberg?

Die Zeugen bekundeten vor Gericht, ein Vetter des Angeklagten von väterlicher Seite sei geisteskrank. Die Mutter des Angeklagten sei hochgradig nervös. Von jenem her kann er zwar nicht direkt erblich belastet sein, aber die Tatsache

deutet doch an, daß auch in der väterlichen Familie Psychopathien zu Hause sind, daß der Prinz also mütterlicher- wie väterlicherseits das Minderwertige als Erbteil empfangen hat. Mit dieser erblichen Belastung stimmt überein, daß der Prinz schon als Knabe sich als Psychopath offenbarte und an Verfolgungswahn litt; er sei schon von 7 Jahren mit einem geladenen Revolver umhergegangen — nebenbei bemerkt zugleich ein Zeichen von einer ganz unverantwortlichen Erziehung, die das ermöglichte.

Der hervorstechenste Zug der Entartung war, wie bei Dippold, die Grausamkeit. Schon als achtjähriger Knabe habe der Prinz öfter Fische gefangen, den Tieren die Augen ausgestochen, den Bauch aufgeschlitzt und sie dann fortgeworfen. Auch habe er in Fallen Katzen gefangen und ihnen die Pfoten abgeschnitten, damit sie, wenn er die Hunde auf sie hetzte, sich nicht wehren konnten. Die Herzogin hatte dem Prinzen einen Seidenspitz geschenkt, er hetzte einen bösartigen Hund auf das Tierchen, und während beide miteinander kämpften, biß der jugendliche Prinz, der bald darauf bei den Kürassieren eintrat, dem Seidenspitz den Schwanz ab. Als junger Offizier habe der Angeklagte einen ausgegrabenen Dachs an den Hinterläufen aufgehängt und das Tier zwei Tage lang mit dem Kopf nach unten hängen lassen. Der Prinz kam oft frühmorgens betrunken nach Hause; er stach dann mit dem Degen nach seinem Hunde und das Tier biß nach dem Herrn. Dann streichelte er das Tier und wusch ihm das Blut ab. In Afrika ließ er störrigen Kamelen Feuer unter dem Schwanz anzünden, und wenn nun die Tiere wie von der Tarantel gestochen aufsprangen, freute sich der Prinz kindisch darüber. Wenn ein Ochse geschlachtet wurde, kam der Prinz schnell hinzu und freute sich über die Todeszuckungen des Tieres. Eingeborene und seine Hunde habe er in Afrika in der entsetzlichsten Weise gemißhandelt.

Gegen Mitmenschen war der Prinz nicht viel anders. Er war mitunter sehr grob und gebrauchte manchmal Ausdrücke, wie sie ein gebildeter Mensch nicht benutzt, sagt der Stallmeister des Vaters. Gegen seine Lehrer betrug er sich ungeberdig. Er prügelte sie, sodaß die meisten bald ihre Stellung aufgaben. Auf einem Ritt in Südafrika schoß er plötzlich den mitgenommenen Feldgeistlichen mit dem Revolver unmittelbar an der Nase vorbei. Es ist darum wohl kaum anzunehmen, daß er den Bastard Cain im Verfolgungswahn getötet hat, sondern im Alkoholrausche aus purer Grausamkeit, wie die Behandlung des Halbtoten ja auch jeder Beschreibung spottet.

Der Prinz war dazu Alkoholist, vielleicht schon als Kind dazu erzogen. Dazu kamen Verderbnisse des Gehirns mit Nikotin. Er habe in Afrika den schwersten einheimischen Tabak geraucht, der jedem Europäer eine Zerrüttung seiner Nerven einträgt.

Die Buhle des Alkoholismus fehlte ebenfalls nicht, und sie stellte sich ohne Frage weit mehr infolge des Alkoholmißbrauchs als infolge der Grausamkeit ein, obgleich seine sexuellen Exzesse ja schon an und für sich auch eine Grausamkeit

waren. Die Aussagen über diesen Punkt sind vor verschlossenen Türen gemacht, aber soviel ist in die Öffentlichkeit durchgesickert, daß sie unbeschreiblich gewesen sind. Und ob nicht die schöne Yokbeth, die Frau des Cain, wenn nicht die Triebfeder, so doch eine Triebfeder mit gewesen ist für die grausame Ermordung des Cain, bleibt wohl dahingestellt. Jedenfalls steht er auch in dieser Beziehung dem Dippold nicht nach.

Wie alle Alkoholiker war er in seinem Verhalten schwankend. Gleich grausam gegen die Afrikaner wie gegen seine Hunde, war er gegen die weißen Untergebenen oft seelensgut, bald aber auch jähzornig. Von seinem Kammerdiener ließ er sich, wenn er nicht aus dem Bette zu bringen war, mit dem Stiefelknecht bedrohen, mit Wasser begießen und die Bettdecke fortreißen. Wenn er aufwachte, warf er mit Stiefeln und anderen Sachen nach seiner Umgebung.

Genau so pendelte er hin und her zwischen großer Furchtsamkeit und Tollkühnheit. Ein Arzt beobachtete auf der Reise nach Afrika, daß sich bei geringsten Aufregungen Zuckungen im Gesicht zeigten und er sehr oft feige war. Bei einem kleinen Sturm sei er mit Schwimmgürtel und im Hemde auf dem Verdeck unter den unbesorgten Mitreisenden umhergelaufen und habe geschrieen, das Schiff gehe unter. Er habe eine entsetzliche Furcht vor der Malaria gezeigt und sich alle Augenblicke vom Arzte untersuchen lassen. In Afrika sprang er nachts auf, lief aus dem Zimmer mit der Behauptung, die Schwarzen kämen und wollten ihn überfallen, und er vermutete auch am Tage hinter jedem Busch einen Schwarzen, der ihn ermorden wolle. Andererseits packte er eine giftige Schlange beim Schwanze in der Art, wie es die eingeborenen Zauberer tun, um sie zu töten, obgleich diese Tollkühnheit ihm das Leben kosten konnte.

Für ethische und ästhetische Dinge fehlte ihm auch sonst jedes Werturteil und jedes Schamgefühl, wenigstens trat es nicht in Aktion. Er erzählte ungeniert über seine Mordtat, sein Geschlechtsleben und seine Familie. Mit einem Ehebrecher und Giftmörder schwatzte er im Gefängnis, wie dumme Jungen zusammen schwätzen. Wie Hüssener war er der Ansicht, daß ihm das größte Unrecht geschehen sei durch seine Verurteilung, und er behauptet, daß er dem Deutschen Reiche einen Gefallen erwies, als er den Verräter Cain tötete.

So schwankt das ganze Charakterbild des Prinzen, der bald ein Wüterich ist, dessen Wut sich im Zuchthaus zu Tobsuchtsanfällen gesteigert haben soll, und bald ein unmündiges, gutmütiges Kind, das durch korrekte Umgangsformen, die selbst manchem Hochgestellten als Zeichen von Bildung gelten, über seine Minderwertigkeit hinweg zu täuschen verstand.

In Summa zeigt das ganze Bild des Prinzen, daß die juristischen Begriffe: „zurechnungsfähig" und „unzurechnungsfähig" durchaus nicht auf ihn passen. Er war weder voll zurechnungsfähig noch voll unzurechnungsfähig, er war weder schwachsinnig, noch ausgesprochen geisteskrank. Auch bei ihm sehen wir wieder, wie auch der Sachverständige Geh. Rat Prof. Dr. Leppman urteilt, daß sein ganzer Ideenkreis trotz angelernten Wissens und angeeigneter gesellschaftlicher

Formen auf dem Standpunkte eines Unmündigen stehen geblieben ist. Er blieb auch als Mann jungen- und flegelhaft.

Von unserm Standpunkte aus ist es auch ganz unverständlich, wie man einen solchen Burschen Offizier werden lassen kann. Wenn er dazu geeignet war, dann sind 80 Prozent der Rekruten mit Volksschulbildung ohne weiteres weit fähiger zum Offiziersberuf. Aber noch unverständlicher ist es, wie man ihn im Offizierskorps, wo die einzelnen doch viel enger miteinander verkehren als in jedem andern Berufe, halten konnte und noch mehr, wie man ihn als Beschützer und Vorkämpfer christlicher Kultur nach Afrika schicken konnte. Vollends unverständlich aber ist es, wie die Justiz einen so gefährlichen Verbrecher einfach glattweg freisprechen mußte. Die Verurteilung sollte auch in einem solchen Falle, wenn auch unter Berücksichtigung der verminderten Zurechnungsfähigkeit, unbedingt erfolgen, und zwar müßte sie im Interesse der Individuen wie der Gesellschaft dahin lauten, daß der Verbrecher solange in eine Heilanstalt, die zugleich Zwangsanstalt ist, untergebracht werden muß, bis ein Sachverständigengericht das Gutachten abgibt: er kann ohne Bedenken wieder mit der Gesellschaft in Berührung kommen, falls er nicht noch Strafe abzubüßen hat. Unmöglich geht es, daß wir die große Mehrzahl unserer Verbrecher laufen lassen oder in das Irrenhaus schicken. Gegen die psychopathischen Verbrecher — und das sind wahrscheinlich die Mehrheit — müssen wir doppelt geschützt werden. Es sind und bleiben die rückfälligsten.

In all den bisher genannten Fällen wie bei mindestens 80 Prozent aller jugendlichen Gesetzesverletzungen, zumal bei solchen ähnlicher Art, ist es nun eins, was alle verbrecherischen und vielfach angeborenen Keime zur Entfaltung brachte, und zwar dadurch, daß es neue psychopathische Herabminderungen erzeugte. Und dies eine ist der Alkohol, wozu sich denn bald als Folgeerscheinung, bald auch, wie bei Dippold, und wohl auch bei Arenberg, als primäre Ursache, die sexuellen Ausschreitungen hinzugesellen.

Ja, an den wissenschaftlich genau festgestellten Folgen der Alkoholwirkungen auch an Gesunden können wir die ganze Skala von pathologischen Herabminderungen studieren, welche überdies noch aus zahlreichen andern Ursachen zum Gesetzesbruch durch Jugendliche führen, die bei Fischer, Hüssener, Arenberg und Dippold direkt wirkten, während sie bei Goldschmidt bereits ein väterliches Erbteil mit konstitutioneller Entartung bildeten.

Der Alkohol verschafft uns zunächst jene viel besungenen euphorischen Gefühle; aber nur dadurch, daß er vorübergehend beschleunigend auf die Herztätigkeit und die gesamte Muskelfunktion wirkt, aber zugleich andauernd die Funktion der Gehirnzellen lähmt und die Bewußtseinsvorgänge schwächt und hemmt. U. a. werden nach dem Genuß von Alkohol die Sinnesorgane abgestumpft, und es wird die Auffassung und das Behalten erschwert. Das Denken wird verlangsamt und die Denkleistungen werden quantitativ herab-

gemindert und qualitativ verschlechtert. Die willkürliche Perzeption, die willkürliche Assoziation und die willkürliche Reproduktion werden gelähmt, und damit wird die Überlegung gehemmt. Infolgedessen nimmt die Fehlerhaftigkeit der seelischen Arbeitsleistung zu und die Zuverlässigkeit ab. Die Verknüpfung der Vorstellungen erfolgt nach Alkoholgenuß zudem mehr mechanisch nach rein äußeren Zufälligkeiten und dem Klange der Worte und weniger nach innerem, logischen Zusammenhange der Sachen und Tatsachen; darum nimmt die Geschwätzigkeit zu und die Denkfähigkeit ab.

Der Gefühlszustand bleibt mehr von Zufälligkeiten abhängig. Die feineren Gebilde des Gemütslebens werden allmählich zerstört. Namentlich schwindet das sittliche Taktgefühl, die Freude an allem Edlen und Hohen; dagegen wächst in der Regel das Interesse für das Gemeine und Verwerfliche. Die sittlichen Begriffe werden konfuser. Recht und Unrecht wird schwerer unterschieden. Die Wahl des Guten wird erschwert. Die Grundsätze für ein sittliches Handeln werden schwankender. Das ernste Wollen erschlafft. Der Mensch demoralisiert.

Dagegen wird der Bewegungsdrang gesteigert, während die Wahl der Bewegungen nach Zweckmäßigkeit große Einbuße erleidet. Die durch Alkoholgenuß ergänzte Neigung zum unüberlegten und zwecklosen, impulsiven und gewalttätigen Handeln macht so den veranlagten Alkoholisten verbrechensfähig, den Gelegenheitstrinker gelegentlich, den Gewohnheitstrinker chronisch, die Kinder der Alkoholisten erblich. Und das alles ist um so stärker der Fall, je pathologischer, je abnormer der Betreffende veranlagt oder je entwickelter sein Nervensystem, je jünger er ist.

Das sind feststehende, durch die Kraepelinsche Schule insbesondere experimentell erwiesene Tatsachen. Der Trinker selbst hat aber stets das gegenteilige, oft bis an Größenwahn grenzende Gefühl. Und so erklären sich die oft rätselhaften Vorgänge in dem Gehirne mancher jugendlichen Fähnriche und Studenten, ja die meisten Gesetzesübertretungen Jugendlicher schlechthin.

Die genannten Gesetzesbrecher litten neben den vielleicht angeborenen nervösen Schwächen außerdem an diesen alkoholistischen Herabminderungen ihres Seelenlebens. Zudem waren dieselben bereits chronisch geworden. Ihr Vorleben beweist das.

Fischer gehörte in Jena zu der großen Zahl chronischer Alkoholisten unter den Studenten.

Hüffener soll als Schüler — was ja leider allgemein eher Regel als Ausnahme ist — schon Trinker und Raucher gewesen sein. Wegen Exzesse mußte der Vater ihn aus der Obersekunda abmelden; er wäre sonst fortgeschickt worden. Bei der pathologischen Konstitution brauchte er natürlich nicht Trinker im landläufigen Sinne zu sein. Neuropathen sind oft außergewöhnlich intolerant gegen den Alkohol, auch wenn sie ihn sehr lieben. Ja, es ist geradezu beachtenswert, daß er auf der silbernen Hochzeit nicht für betrunken gehalten wurde.

Auch hörten wir nicht, daß er einer Begleitung vom Hotel nach Hause bedurfte. Jeder Sachkenner wird jenes Benehmen aber nur als Folge von Alkoholwirkungen bei Neuropathen erklären.

Und bei Dippold erhält man auf die Frage, wie der begabte Sohn einfacher, braver Bauersleute so pervers entarten konnte, auch bald die Antwort. Es mag ja sein, was die Tagespresse behauptete, daß die sexuelle Verderbnis ursprünglich ausgegangen ist von dem flüchtig gewordenen Pater Senktos, der 10 Jahre hindurch im Knabenseminar zu Münnerstadt sein Unwesen getrieben haben soll. Aber die hohe Schule seiner Laster begann, wie ja der Student singt, „Des morgens bei dem Branntewein, des mittags bei dem Bier, usw.", in Würzburg in der Kneipe und im Verkehr mit der Kellnerin und dann in den Kneipen Berlins, wo er das Vermögen des Vaters seiner Braut mit Dirnen verpraßte.

Bei dem Prinzen haben wir es zwar von Haus aus mit einem psychopathisch Degenerierten zu tun. Aber auch hier zeigt es sich wieder, daß alle die erwähnten Eigenschaften durchaus nicht zur Entwicklung zu kommen *brauchten*. Daß ein Prinz eine solche Erziehung haben konnte, wie er sie nach den Zeugenaussagen gehabt haben muß, ist schlechterdings nicht begreiflich. Eine gesunde, schlichte Arbeiterfamilie würde niemals ein Kind erzieherisch so verwahrlosen lassen, wie es mit dem Prinzen geschehen ist.

Abstinenz in Alkohol und Nikotin sollte die Jugend darum von vornherein und grundsätzlich üben, nicht erst, wenn sie aus dem Gefängnisse entlassen wird. Hier übe man *Fürsorge*, dann gibt es keine *Nachsorge*.

Arenberg, Hüssener, Fischer und Dippold waren also nicht unzurechnungsfähig schlechthin, nicht geistesgestört, wohl aber mit psychopathischen Minderwertigkeiten behaftet, und diesen Zustand steigerten die Trinksitten zum pathologischen Verbrechen.

Keineswegs soll aber damit für Milderung des Urteils plädiert oder besser gesagt: das einmütig angefochtene milde Urteil bei Hüssener, ja auch bei Dippold, wie die Freisprechung bei Arenberg gerechtfertigt werden. *Auch der Abnorme darf keinen Freibrief für das Verbrechertum erhalten*; im Gegenteil muß die Gesellschaft gegen ihn *doppelt* geschützt werden. Aber die milden Urteile, so begründet, hätten nicht den Sturm der Entrüstung im deutschen Volke hervorgerufen. Wir haben die Fälle auch nicht zergliedert, um die Urteile zu kritisieren, sondern nur, um die Notwendigkeit des Studiums des Pathologischen bei den Gesetzesverletzungen der Jugendlichen und um die Notwendigkeit einer größeren Vorsorge darzutun. Würde man z. B. auf Grund besserer und rechtzeitiger Einsicht dieselbe Sorgfalt auf die Gesundung und Kräftigung reizbar-schwacher Nerven einerseits und auf die Entfaltung des Ethos andrerseits legen, wie man auf die Aneignung des examinierbaren Scheinwissens allerlei Art verwendet, dann hätten vielleicht auch noch aus Fischer und Dippold leistungsfähige Juristen und aus

einem Hüssener ein relativ brauchbarer Seeoffizier werden können. Das Verbrechen würde Hüssener dann schwerlich begangen haben, und die Erbitterung von Millionen gegen Heer und Marine wie gegen die Rechtspflege hätte nicht Platz gegriffen. Der Fall des Prinzen Arenberg weist uns besonders nachdrücklich hin auf die folgenschwere Vernachlässigung der genetischen Psychologie und Psychopathologie, auf die große Unwissenheit in diesen Dingen, die die psychopathologische Frage erst aufwirft, nachdem der Prinz von Urteil zu Urteil, von Begnadigung zu Begnadigung geschleppt worden ist und nachdem Vorkommnisse im Gefängnis schließlich eine irrenärztliche Untersuchung veranlaßt haben.

Die sämtlichen von mir besprochenen Fälle aber zeigen, daß unser ganzer Staatskörper durch diese Vernachlässigung erschüttert wird. Verstände man so viel von dem Seelenleben des Kindes und des Jugendlichen in allen gebildeten und herrschenden Kreisen, wie von der Pferde- und Hundezucht oder wie von den Feinheiten der Ausscheidungen des Hefepilzes, durch welche man sich in Form von Wein und Bier degeneriert, so wäre ein Fall Arenberg unmöglich.

(Schluß folgt.)

Weißer Flieder.

Naß war der Tag, — die schwarzen Schnecken krochen —,
Doch als die Nacht schlich durch die Gärten her,
Da war der weiße Flieder aufgebrochen,
Und über alle Mauern hing er schwer.

Und über alle Mauern tropften leise
Von bleichen Trauben Perlen groß und klar
Und war ein Duften rings, durch das die Weise
Der Nachtigal wie Gold geflochten war.

Börries von Münchhausen.

Aus: Ritterliches Liederbuch. F. R. Lattmanns Verlag. Berlin—Goslar—Leipzig.

Ein Denkmal für Friedrich List.

Von

Fritz Bley.

Die Deutschen haben das Genie, wenn es auf Erden unter ihnen weilte, selten nur zu würdigen gewußt. Aber selten nur ist in dem klassischen Lande der Undankbarkeit gegen die lebenden Großen ein Mann so verkannt worden, wie der geistige Begründer des deutschen Zollvereins, des deutschen Eisenbahnnetzes, der Vorkämpfer für eine deutsche Flotte und deutsche Kolonialpolitik, Friedrich List.

David Strauß hatte recht, als er von ihm schrieb, daß „nicht Verhör und Untersuchungsfoltern, sondern der Jammer, ein ganzes Leben hindurch tauben Ohren gepredigt zu haben", seine Kraft gebrochen hat. Am 30. November 1846 machte er zu Kufstein in Tirol, wo er sich zufällig aufhielt, mit der Pistole seinem zerquälten Leben ein Ende; verschneit, verweht, fand man seine Leiche und bestattete sie auf dem Friedhof unter dem hohen Burgfelsen der alten Grenzstadt am Inn.

Inzwischen haben seine Gedanken die weite Welt erobert. Aus dem deutschen Zollverein ist das Deutsche Reich geworden, die deutsche Flotte fährt auf allen Meeren ihre Flagge. Wir haben deutsche Kolonien und Lists Gedanke des paritätischen Agrar-, Industrie- und Handelsstaates ringt sich nicht nur in Deutschland und Mitteleuropa durch, sondern beherrscht auch die Politik der großen Weltwirtschaftsreiche. Nirgends hat man sich in den letzten Monaten so sehr auf Lists Lehren berufen als in England, demselben England, dessen Minister Robert Peel im Juni 1845 an der Zweckmäßigkeit der Schutzzölle für Deutschland gezweifelt und List den Rat gegeben hat, in Deutschland für den Freihandel und für ein Bündnis mit England auf dieser Grundlage zu wirken. Das von Deutschland unter der Fahne Friedrich Lists so vielfach geschlagene England rückt unter derselben Fahne nun gegen Deutschland vor, und Joe Chamberlain, auf alle Fälle der entschlossenste aller modernen Staatsmänner, ist, ob ihm selbst bewußt oder nicht, ein

Bannerträger Listscher Gedanken. Die bedeutendsten Nationalökonomen der Gegenwart in Amerika wie in Europa haben willig und rückhaltslos dem stillen Schläfer zu Kufstein den vollen Kranz verdienter Anerkennung gewunden, in Deutschland allen voran W. Roscher, A. Wagner und Schmoller. Aber mit Recht mußte der Geschichtsschreiber des großen Toten, Karl Jentsch, auf die Schmach hinweisen, daß dasselbe Deutschland, das den Lebenden verkannt hat, dem es mehr als irgend einem anderen Vorkämpfer Bismarcks seine Einigung verdankt, auch dem Toten noch immer das Denkmal vorenthält, das allein seiner und des deutschen Volkes würdig wäre: eine vollständige Ausgabe seiner Schriften und eine auf Tatsachen fußende Biographie. Hoffentlich wird die von Dr. Hermann Losch in Stuttgart gegebene und von Jentsch weiter verfolgte Anregung dazu führen, daß diese Ehrenpflicht eingelöst wird. Inzwischen aber will man in Kufstein die Lebenden wenigstens durch ein schlichtes Denkmal an die großen Verdienste des Toten erinnern, der in der erhabenen Majestät der Alpen schlummert. Am 29. März werden eine Reihe von Männern, die sich zu Lists geistigem Vermächtnis mit besonderem Eifer bekennen, in Kufstein zusammentreten, um einen Denkmalsausschuß zu begründen, der an der versöhnenden Stätte des Todes alle vaterlandsliebenden Deutschen aus Österreich und dem Reiche durch ein einfaches Denkmal an Friedrich Lists Bedeutung erinnern will.

Lists ganzes Leben ist eine einzige Kette von Undank gewesen. Er wurde am 16. August 1778 als Sohn eines wohlhabenden Weißgerbers geboren und arbeitete sich vom Schreiber der Subalternbeamtenlaufbahn zum Lehrer für Staatswissenschaften an der Universität Tübingen in die Höhe. Durch seinen Reformeifer wurde er bald der württembergischen Regierung lästig. Er wandte sich daher nach Frankfurt a. M., wo er nun den Handelsverein ins Leben rief, der zum Vorkämpfer für die Aufhebung der Binnenzölle wurde. Diese Bewegung, die am 1. November 1834 zur Begründung des Zollvereins führte, wurde indessen auch ihrem Urheber mit Undank vergolten. Im Jahre 1820, von seiner Heimatsstadt Reutlingen in die württembergische Kammer gewählt, deckte er mit Feuereifer die Schäden der Bureaukratie auf und zog sich damit die Ausschließung aus der Kammer und seine Verurteilung wegen Beschimpfung der Staatsdiener zu einer zehnmonatigen Festungsstrafe zu, der er sich durch die Flucht entzog. Als er unvorsichtigerweise 1823 nach Stuttgart zurückkehrte, wurde er festgehalten, auf den Asperg geschickt und erst im Januar 1825 unter der Bedingung freigelassen, daß er nach Amerika auswandere. Dort wurde er durch Lafayette mit den leitenden Staatsmännern bekannt

und lenkte durch seine im Juli 1827 an den Präsidenten der Pennsylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen gerichteten Briefe gegen Adam Smith die Aufmerksamkeit der Volkswirte in der neuen wie in der alten Welt auf sich. In flammenden Worten setzten diese 12 Briefe der weltbürgerlichen Lehre des Adam Smith die Sätze von dem nationalen System der politischen Ökonomie, die Lehre der produktiven Kräfte und der Handelsbilanzen entgegen. Im Hintergrunde aller seiner Pläne aber lag, wie er wieder und immer wieder seinen Freunden in der Heimat schrieb, die Rückkehr nach Deutschland und die Hoffnung, die deutsche Kleinstädterei und Kleinstaaterei durch ein einheitliches Wirtschaftsleben auch politisch zu überwinden. Am 8. November 1830 wurde der Verbannte durch den Präsidenten Jackson zum Vertreter der Vereinigten Staaten in den Hansestädten ernannt und ihm so mit hohen Ehren die heißersehnte Rückkehr in die niemals vergessene Heimat ermöglicht. Da er aber in Hamburg, das sich ganz und gar als Brückenkopf des Auslandes fühlte, mit seinen Gedanken den heftigsten Widerstand fand, so vertauschte er seinen Posten mit dem unbesoldeten des amerikanischen Konsuls in Leipzig. Von hier ab war er weiter unermüdlich tätig als Vorkämpfer auf kolonialpolitischem Gebiete und Begründer des deutschen Eisenbahnsystems. Die Gründung der Dresden-Leipziger Eisenbahn war die erste Frucht dieser Tätigkeit, aber dem Vorkämpfer des Gedankens wurde die Mitwirkung in der Leitung der Eisenbahn versagt. Diese Behandlung trieb ihn wieder aus seinem Vaterlande hinaus. Er ging nach Brüssel und von dort mit Empfehlung des Königs Leopold nach Paris, wo er sich an der Preisaufgabe der Akademie über Freihandel und Schutzzölle mit lobender Anerkennung beteiligte. Aber die Sehnsucht zog ihn wieder nach Deutschland zurück. Von der Universität Jena 1840 wegen seiner Verdienste um die Sache des deutschen Handelsvereins und des deutschen Eisenbahnwesens zum Doktor ernannt, ließ er sich in Augsburg nieder, wo 1841 sein Buch „Das nationale System der politischen Ökonomie“ erschien. Aus den mustergültigen Grundsätzen dieses nationalen Systems leuchtete noch mehr wie aus seinen erwähnten philadelphier Briefen die Überzeugung heraus, daß Adam Smith's Wissenschaft der Tauschwerte abgelöst werden müsse durch die echte Volkswirtschaftslehre der Werte schaffenden Kräfte, die unendlich wichtiger seien als die Werte und der Reichtum selbst.

Im Gegensatze zu der Weltbürgerei wies er darauf hin, daß nur in der harten Schale des nationalen Gedankens die großen Güter der Menschheit sich bewahren lassen. Eine starke sprachgewaltige und politisch

geeinte Nationalität als Mittelglied zwischen den Individuen und der Menschheit bildete daher die Grundlage seines politischen und wirtschaftlichen Systems. In zwingender Notwendigkeit führte diese zu dem Gedanken des geschlossenen Wirtschaftsgebietes, oder, wie es List nannte, zu dem sich selbst genügenden Agrikultur-Manufakturstaate. Dies Wirtschaftsgebiet wünschte er indes soweit zu fassen, daß die Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark, Deutschland und Österreich unserer Handelspolitik angegliedert werden sollten, um Englands Monopol zu brechen. In Verfolgung dieses Gedankens empfahl er für die besiedelnde Kraft des deutschen Geburtenüberschusses mehr die unteren Donauländer als überseeische Gebiete, welch letztere er nur als Ursprungsländer tropischer Erzeugnisse letzten Endes ins Auge faßte. Als List dieses heute in den Gedanken des „Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins" erstrebte große System programmatisch verkündete, war Deutschland ein reiner Agrarstaat. Seine Wolle, sein Vieh, Getreide und Holz fanden in England willige Abnehmer, und die preußischen Konservativen, allen voran die Ostpreußen, waren damals die leidenschaftlichsten Vorkämpfer des Freihandels. Daher erklärte sich, daß List zu seiner Zeit sich gegen Zölle auf landwirtschaftliche Zölle aussprach. Ihm stand im Vordergrunde die Notwendigkeit, durch Einführung industrieller Zölle Deutschland zum Industriestaate zu erziehen. Aber nichts ist falscher, als die seitens einseitiger Wirtschaftspolitiker heute mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit verfochtene Anschauung, List sei als grundsätzlicher Vorkämpfer des Nur-Industriestaates aufzufassen. Dieser Nur-Industriestaat, der die eigene Heimat preisgibt und mit seinen Lebensbedingungen in der Ausfuhr nach fremden Ländern wurzelt, die ihrerseits doch unter der Fahne der Listschen Gedanken sich gegen diese Ausfuhr abschließen: das ist das genaue Gegenteil von Lists Systeme des geschlossenen Wirtschaftsgebietes. Bereits am 30. November 1896, als ich bei einer zu Kufstein stattfindenden Gedenkfeier am Grabe einen Kranz niederlegte, habe ich darauf hingewiesen, daß zu alle dem schweren Unrecht, das diesem kühnen Vorkämpfer zeitlebens und nach seinem Tode angetan ist, ein späteres Geschlecht auch noch das größte hinzufügen werde: das innerste Wesen und den eigentlichen Halt seines Systems zu verkennen. Nein, die von List vertretene „Konföderation der produktiven Stände" beruhte auf der Ebenbürtigkeit und beständigen Wechselwirkung von Ackerbau und Manufaktur. Denn deutlich hat er ausgeführt: „Agrarkultur-kraft und Manufakturkraft in ein und derselben Nation unter der nämlichen Gewalt vereinigt, leben in ewigem Frieden, können durch Kriege und fremde Handelsmaßregeln in ihrer Wechselwirkung nicht gestört

werden, garantieren folglich der Nation den unaufhörlichen Fortschritt in Wohlstand, Zivilisation und Macht". Daher forderte er die Pflanzung einer inneren Manufakturkraft, wodurch allmählich der Zuwachs der Bevölkerung in diese herübergezogen und größere Nachfrage nach Ackerbauprodukten erzeugt, folglich der Betrieb größerer Landwirtschaften veranlaßt und dies Gewerbe ermuntert wird, seinem Grund und Boden ein möglichst großes Surplusprodukt abzugewinnen. (Ausgabe von 1851, Seite 116, 164 ff.) Wenn er deshalb sagte, daß einer Nation, die nur Ackerbau treibt, ein Arm fehle, so trägt dieser Satz als Kehrseite den, daß auch der Nur-Industrie-Staat einarmig sei. Seine ganze wirtschaftspolitische Lehre beruht auf dem Tausch von einheimischen Agrarkulturprodukten und einheimischen Manufakturprodukten (a. a. O. S. 244). Er will keine Schutzzölle für die Landwirtschaft, weil nach damaliger Lage des Weltmarktes die Industrieschutzzölle auch der Landwirtschaft zugute kommen mußten. Aber, wie er stets für hohe Getreidepreise und hohe Bodenrente eintritt, so würde er von dem Augenblick an auch für landwirtschaftliche Schutzzölle eingetreten sein, in dem er erkannt hätte, daß unter veränderten Verhältnissen — wie sie inzwischen der überseeische landwirtschaftliche Wettbewerb geschaffen hat — auch die Landwirtschaft durch Zölle geschützt werden müsse. In Wirklichkeit wandte sich List deshalb gegen jene Lehre von J. B. Say, daß es weniger auf den Tauschwert der Ländereien ankomme, da diese, ob sie hoch oder niedrig stehen, der Produktion stets dieselben Dienste leisten. Und mit Wärme führte er aus, „daß es keinen sichereren Maßstab des nationalen Wohlstandes gibt, als das Steigen und Fallen der Tauschwerte von Grund und Boden und daß Fluktuationen und Kriege in denselben zu den verderblichsten aller Landplagen zu rechnen sind." (Ebenda Seite 144.)

Es hat lange genug gedauert, ehe Lists grundlegendes Werk die verdiente Anerkennung gefunden hat. Die professorale Kritik fiel gründlich vor diesem Werke durch. Brüggemann, der ihn in einem dickleibigen Buche zu widerlegen versuchte, beging sogar die Geschmacklosigkeit, ihn als einen oberflächlichen Plagiator von Adam Müller zu bezeichnen. Erst das jüngere Geschlecht, allen voran der damals fünfundzwanzigjährige Roscher, wurde ihm gerecht. Aber nachdem das Buch schnell die zweite Auflage erlebt hatte, wurde es lange Jahre vergessen, bis E. Dühring seine Bedeutung aufs neue dem deutschen Volke zum Bewußtsein brachte. List selbst aber war und blieb vom Undanke verfolgt. Wohl trug ihm seine unermüdliche Wirksamkeit für Schaffung einer Flotte und deutscher Zollvereinskonsulate, für Österreichs südöstliche Aufgaben und Preußens

Beruf zur See die Anerkennung der halben Welt ein. Wohl fand er in Ungarn gefeierte Aufnahme. Aber seine Unermüdlichkeit hatte seine Kraft zerrüttet, und diese Überarbeitung führte zu einer Bedrückung seines Gemütes und zu dem trostlosen Schlusse vom 30. November 1846. Heute aber, da seine Gedanken Gemeingut der deutschen Welt geworden sind und immer mehr werden, ziemt es, die Erinnerung und den Dank an ihren Träger in deutschen Herzen wachzurufen. Möchte sich denn bald an dem einsamen Grabe der Denkstein seiner Nation erheben und möchten vor allem diejenigen seiner Ideen, die über das Gewordene und schon Erreichte hinaus mit prophetischem Blicke in die Zukunft weisen, immer weitere Kreise unseres Volkes in ihren Bann ziehen! Denn seine Zukunft wird zu einem guten Teile davon abhängen, inwieweit jene Zukunftsahnungen Friedrich Lists Tat und Wirklichkeit werden.

„Im Hintergrund aller meiner Pläne liegt Deutschland und die Rückkehr nach Deutschland. Mitten in den Wildnissen der blauen Berge träumte mir von einem deutschen Eisenbahnsystem."

Brief Lists aus Nordamerika vom 5. Oktober 1828.

* * *

„In unseren Tagen schreiten Völker von starken Gliedmaßen und offenem Kopfe schnell voran in der Erkenntnis dessen, was zu ihrem Heil dient."

Aus: Friedrich List, Die politisch-ökonomische Nationaleinheit der Deutschen.

* * *

„Eine Prosperität ohne Garantie für ihre Fortdauer ist im Grunde bloßes Scheinleben."

„Nur aus der Einheit der materiellen Interessen erwächst die geistige und nur aus beiden die Nationalkraft."

„Wer großen Seehandel aufbringen und behaupten will, muß die Mittel besitzen, ihn zu verteidigen."

Aus: Friedrich List, Das nationale System der politischen Ökonomie.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

16. März 1904.

Es darf mit aller Bestimmtheit als ein günstiges Vorzeichen betrachtet werden, daß im Laufe des Monats, der seit unserer letzten politischen Betrachtung hingegangen ist, der Krieg in Ostasien lokalisiert blieb, und daß trotz der bestehenden Bündnisverträge, die für gewisse Eventualitäten England an Japan und Frankreich an Rußland binden, bisher keine einzige der nicht direkt beteiligten aber doch am Ausgang des Kampfes interessierten Mächte aus ihrer neutralen Haltung herausgetreten ist. Fast von gleicher Wichtigkeit erscheint uns die andere Tatsache, daß auch auf der Balkanhalbinsel der Friede gewahrt blieb und die Reformarbeit zur Durchführung der Mürzsteger Beschlüsse, wenn auch nicht ohne Störungen, weitergehen konnte.

Denn darüber darf man sich nicht täuschen, die Teilnahme einer der großen Mächte an dem ostasiatischen Kriege oder ein Krieg auf der Balkanhalbinsel wäre eine Kalamität, welche nicht nur die Kriegführenden, sondern alle Welt treffen würde.

Unter diesen Umständen wird es nützlich sein, recht scharf die Interessenfragen ins Auge zu fassen, die für uns in dem einen wie in dem andern Fall in Betracht kommen. Von Sympathien und Antipathien sehen wir dabei prinzipiell ab. Einmal wird in Fragen, die nicht das eigene Haus und Vaterland betreffen, das Gefühl die Einzelnen nie einheitlich zusammenführen, dann aber sind wir der Meinung, daß beides, Sympathie wie Antipathie, gezügelt werden soll durch ruhige Erwägung. Im Burenkriege ist unser politisches Urteil mit dem Gefühl durchgegangen, und das hat die Folge gehabt, daß wir ohne auch nur im geringsten den Buren helfen zu können, durch die Übertreibung des Gegensatzes zu England einen noch stärkeren Gegensatz der Engländer gegen uns hervorgerufen haben, der heute bereits zu einem politischen Faktor geworden ist, mit dem, als einer Realität, die englischen Staatsmänner zu rechnen genötigt sind. In Wirklichkeit aber lagen die Dinge so, daß, wenn es den Buren gelungen wäre, die Engländer aus Südafrika ins Meer zu werfen, auch unsere Stellung in Südwestafrika unhaltbar geworden wäre.

England, das trotz aller Rivalität durch hundertfältige Beziehungen genötigt ist, ein gutes Verhältnis zu Deutschland anzustreben, ist uns ein besserer Nachbar als eine südafrikanische Konföderation. Wir sind auch heute weit davon entfernt, die Art, wie dieser südafrikanische Krieg seinerzeit inszeniert wurde, zu billigen und halten es für eine politische Verirrung, die sich strafen wird, daß heute jener Dr. Jameson, der das Signal zum Kampfe gab, Ministerpräsident des Kaplandes werden durfte. Aber wir meinen, das sind englische Angelegenheiten, über die wir uns am wenigsten aufzuregen brauchen, und wir wissen, daß es eine der Lebensfragen Englands ist, seine Stellung am Kap zu behaupten. Wer sie ihm streitig macht, muß deshalb darauf gefaßt sein, einen Kampf auf Leben und Tod auf sich zu nehmen. Das war die Lage der Buren; sie sind unterlegen, und trotz mancher Härten, die das Vae victis! auch ihnen brachte, läßt sich doch nicht verkennen, daß die Absicht Englands auf Versöhnung geht, und daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich allmählich ein ähnliches Verhältnis der Rassen ausbilden wird, wie es in Canada zwischen Engländern und Franzosen besteht. Nur sind die Buren, weil sie nicht Träger einer Weltsprache sind, im Nachteil, und Doppelsprachigkeit wird die Konzession sein, die ihnen nicht erspart bleiben kann. Die Kenner südafrikanischer Verhältnisse behaupten aber, daß vor Ausbruch des Krieges die freiwillige Aufnahme des Englischen bereits die Regel war und sagten damals die völlige Anglisierung dieses afrikanischen Niederlandes voraus, als notwendige und natürliche Folge gegebener Verhältnisse. Heute muß diese Entwicklung sich langsamer vollziehen, weil sie nicht mehr den Charakter freiwilligen Übergangs trägt, und damit rechnen wohl auch die Engländer.

Wir dürfen daher wohl sagen, daß die leidenschaftliche Wendung zur Parteinahme gegen England ein Fehler war, dessen wir uns zwar nicht zu schämen brauchen, den man aber bedauern muß. Die ganze Frage lag außerhalb des deutschen Interessenkreises.

Prüfen wir auf Grund dieser Erfahrungen unsere Stellung im gegenwärtigen Kriege, so liegt zunächst auf der Hand, daß wir in der Mandschurei und in Korea, um welche der Kampf geht, keine anderen Interessen verfolgen als alle Mächte, welche am Handel dieser neu erschlossenen Gebiete Anteil haben. Die Mandschurei ist durch Rußland, speziell durch die mandschurische Eisenbahn, erschlossen worden, Korea vornehmlich durch Japan. An beiden Gebieten ist unser Handel weniger beteiligt als der anderer Mächte, speziell der Englands und der Ver. Staaten. Aber die Stellung, die das Deutsche Reich in der Welt einnimmt, verlangt, daß wir, wo neue Gebiete dem Weltverkehr geöffnet werden, mit gleichem Recht den übrigen zur Seite treten können. Wir werden daher, welches auch der schließliche Ausgang sei, erwarten dürfen, daß in den Text der Friedensverhandlungen — und auch das Ziel dieses Krieges ist der Friede — keine Bestimmungen aufgenommen werden, die uns nachteilig sind. Das ist das positive Ziel, das wir haben und an dem wir festhalten müssen und festhalten werden.

Auf wessen Seite Recht oder Unrecht liegt, wer moralisch und wer physisch der Angreifer war, darüber zu richten, ist gewiß nicht unsere Aufgabe. Die Rolle des Sittenrichters der Welt und des Verbündeten aller derjenigen zu spielen, denen wirkliches und vermeintliches Unrecht geschieht, das schließt einen Anspruch auf Unfehlbarkeit in sich, der sich nur als eine ungeheuerliche Anmaßung bezeichnen läßt. Es wäre die Wiederholung einer unwahren Prinzipienpolitik, deren klassischer Vertreter der Kaiser Nikolaus I. gewesen ist und die noch immer Unheil gestiftet hat. Im vorliegenden Fall wird kein billig denkender Mensch übersehen dürfen, daß beide Teile sich in wesentlichen Fragen ihrer historischen Mission, so wie sie ihnen vorschwebte, bedroht glaubten und daß ein Rückzug schließlich weder dem einen noch dem andern ohne Einbuße an politischer Ehre möglich war. Dann aber entscheidet der Krieg. So ist es von jeher gewesen — Schiedshöfe und Schiedsverträge, wie sie neuerdings aufgekommen sind, können stets nur über mindere Angelegenheiten das letzte Wort sagen, und der ewige Friede, von dem Frau Bertha Suttner und ihre männliche Gefolgschaft träumen, ist ein unmännlicher Gedanke, den eine tapfere Nation, die ihren Ehrenspiegel blank zu halten entschlossen ist, nicht mitträumt. Ein Anlaß, uns mit voller Entschiedenheit so auf eine Seite zu stellen, daß wir die natürliche Leidenschaftlichkeit und Parteilichkeit teilen, mit der sie politische Schachzüge und militärische Maßnahmen des Gegners beurteilt, liegt also für uns nicht vor. Das viel wiederholte Wort von der gelben Gefahr galt anderen Verhältnissen und hat durch den Boxeraufstand, die völkerrechtswidrige Bedrängung der Gesandtschaften, die Ermordung Kettlers, und die Grausamkeit der Chinesen nach der einen Seite seine Rechtfertigung gefunden; die andere, welche der Überflutung Europas durch die gelbe Rasse galt, darf heute als nicht mehr bestehend betrachtet werden. Eine Überflutung durch chinesische Elemente droht für Sibirien und wäre für diese Gebiete auch vorhanden gewesen, wenn es nicht zum Kriege kam. Sie begann mit der Besetzung des Amurgebiets durch Rußland und wurde akut mit dem Augenblick, da Rußland in der Mandschurei Fuß faßte. Der russische Handwerker, Arbeiter, Händler und Bauer weicht vor dem Chinesen zurück. Das ist einmal so und trägt einen elementaren Charakter und wird, wenn Rußland Mandschurei und Kwantun wieder ausschließlich beherrschen sollte, noch erheblich zunehmen. An eine Einwanderung von Chinesen nach Europa aber ist nicht zu denken. Es gibt keine europäische Regierung, die sie dulden würde und dulden könnte. Und ebensowenig ist an eine Militärisierung Chinas nach europäischem Muster und unter japanischer Leitung zu denken. Es wird sich immer nur um verhältnismäßig geringe Provinzialarmeen handeln können. Der Geist der Nation widerspricht dem Gedanken der Wehrpflicht, ihre besondere Art der kriegerischen Aggression. Auch Erhebungen gegen die Fremden sind nur da zu erwarten, wo die Instinkte der Nation eine Gefahr wittern. In fest umgrenzten Siedelungen, wie Kiautschou sie darstellt, wird es immer möglich sein, sich ihrer zu erwehren.

Wir meinen also, aus all diesen Gründen wäre eine Parteinahme Deutschlands gegen Japan und überhaupt ein Eingreifen in den gegenwärtigen Krieg nicht zu rechtfertigen. Wir haben vielmehr allen Grund, gute Beziehungen zu Japan weiter zu pflegen. Unser Handelsverkehr wächst, und Japan ist bemüht, sich europäischen Rechtsanschauungen anzupassen, was dann freilich, namentlich, wo vor den einheimischen Gerichten Recht gesucht werden muß, mehr der Theorie als der Praxis nach geschieht. Nach dieser Richtung hin wären Änderungen erwünscht, und die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit ist als ein Rückschritt in der Rechtssicherheit für Europäer zu betrachten.

Aber wir wollen nicht vergessen, wie jung das alles in Japan ist und auch wie jung die Gemeinschaft, die zwischen Japan und Europa besteht. Schon aus dieser Erwägung folgt, daß es in unserem Interesse zurücktreten muß, wo ältere Beziehungen dadurch gefährdet werden können.

Eine Parteinahme für Japan gegen Rußland, die übrigens in unserer öffentlichen Meinung fast ausschließlich im sozialdemokratischen Lager stattfindet, wäre daher eine Verirrung. Unser Interesse führt auf die russische Seite und ebenso die Geschichte unserer Politik. Eine langgestreckte Grenze, die russischerseits nur einmal in offener Feindseligkeit (im 7jährigen Kriege), von Preußen aus nur 1812 in der aufgezwungenen Gefolgschaft Napoleons überschritten wurde, führt uns zusammen. Bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts war das Bewußtsein der verwandtschaftlichen Bande, welche Hohenzollern und Romanows verbanden, außerordentlich lebendig, und wenn danach eine Periode der Mißverständnisse folgte, die uns 1887 hart an den Rand eines Krieges führte und 1889 diese Gefahr wiederum höchst lebendig machte, wenn die russisch-französische Allianz einen Charakter trug, der für Deutschland direkt bedrohlich war, wenn die Russifizierungs- und Konvertierungspolitik der russischen Regierung tief verstimmte, so ist ein russischer Angriff abgewehrt worden durch die kriegerische Bereitschaft Deutschlands, die Verstimmung aber nie zu einem Faktor der deutschen Politik gemacht worden. Und so glätteten sich allmählich die Wellen, und heute kann, namentlich nach den großen Verdiensten, welche unsere Politik sich durch energische Förderung aller Friedensbestrebungen auf dem Balkan um Rußland erworben hat, sogar von allerbesten nachbarlichen Beziehungen geredet werden. Deutschland weiß heute, daß Rußland keinesfalls eine aggressive Politik Frankreichs unterstützen wird, und Rußland weiß, daß es ein Phantom war, wenn Kaiser Alexander III. einen deutschen Angriffskrieg fürchten zu müssen glaubte. Der wirtschaftliche Verkehr beider Staaten ist so lebendig, daß jede Schädigung des einen den andern empfindlich trifft. Unser Handel nach Rußland hinein ist mehr als 15 mal größer als unser Import nach Japan (775,6 Millionen Mark gegen 49,8 Millionen), der russische Import zu uns mehr als 20 mal größer, als der der Japaner (372,1 Millionen Mark gegen 17,8), die Masse deutschen Kapitals, die in Rußland arbeitet, wohl weit größer, als die meisten wissen. Rußland ist zugleich wohl dasjenige Land der Welt, das heute am

meisten von deutscher Geistesarbeit, freilich mehr indirekt als direkt, aufnimmt. Was zwischen uns steht, ist die panslavistische und slavophile Agitation, das Hetzen der Polen und der Tschechen und das verstärkte Echo, das sie in der russischen Presse finden. Eine Gefahr für die deutsch-russischen Beziehungen würde erst eintreten, wenn diese Elemente ans Ruder kommen. Aber wir glauben nicht, daß die Zeit nahe ist, meinen vielmehr, daß eine korrekt durchgeführte freundlich neutrale Haltung, d. h. eine solche, die alles gewährt, was nicht direkt völkerrechtlich verboten ist, wesentlich dazu beitragen könnte, daß auch die öffentliche Meinung Rußlands sich wieder bekehrt zu den Gesinnungen, die bis 1870 die herrschenden waren.

Es war nötig, auf diese prinzipielle Frage so ausführlich einzugehen, weil es in der Tat wichtig ist, daß unsere öffentliche Meinung in diesen Dingen klar sieht. Wir stehen in einer ernsten Zeit, und jedermann sollte wissen, daß er mit an der Verantwortung trägt, welche die Gegenwart für die Gestaltung der Zukunft auf sich nimmt.

Die Entwicklung der politischen Beziehungen Englands und Frankreichs ist in der Richtung gegangen, die wir schon im Februar andeuten konnten. Die Scheu vor der Möglichkeit eines französisch-englischen Konflikts, sobald eine dieser Mächte im fernen Orient eingreift, hat dahin geführt, daß beide bemüht sind, dem Konflikt fernzubleiben. Dazu kommt, daß diesseits wie jenseits des Kanals die inneren Angelegenheiten die volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. In London wie in Paris beginnt die Stellung der regierenden Ministerien zu schwanken. Mr. Balfour krankt an den Folgen des Chamberlain'schen Gewaltstreiches, der das Ministerium auseinandersprengte und die Partei spaltete. Seither hat von Abstimmung zu Abstimmung die Parlamentsmajorität sich gemindert. Jetzt ist das Ministerium sogar einmal in der Minorität geblieben, aber da es eine Zufalls-Abstimmung war, die nicht dem tatsächlichen Verhältnis der Parteien entsprach, hat Balfour beschlossen, die Konsequenzen dieses Votums nicht zu ziehen und bis auf weiteres seine Stellung zu behaupten. Im europäischen Interesse ist das auch die erwünschte Entscheidung. Die auswärtige Politik eines liberalen Kabinetts ist ein nicht zu berechnender Faktor, während von Lord Lansdowne bekannt ist, daß er mit Ruhe und Besonnenheit vorgeht und daß man sich darauf verlassen kann, daß er übernommenen Verpflichtungen auch gewissenhaft nachkommt. Das hat er namentlich in der Venezuela-Angelegenheit bewiesen, als er gegen den Ansturm der öffentlichen Meinung Englands sich an dem mit uns geschlossenen Übereinkommen nicht irre machen ließ. Der Spruch des Haager Schiedsgerichts, der am 22. Februar das Vorzugsrecht der Blockade-Mächte auf 30 % der Zölle von la Guayra und Puerto Caballo anerkannte, kann als glänzende Rechtfertigung der Haltung gelten, welche die drei Mächte behauptet haben. Vielleicht führt gerade die Tatsache, daß die auswärtige Lage so überaus gefährlich ist, dahin, daß trotz allem das Kabinett sich noch behauptet.

Von dem Ministerium Combes läßt sich das nicht sagen. Es schöpft seine Lebenskraft aus der fortgesetzt sozialistischen Politik, die es im Innern verfolgt, und die das Land terrorisierende sozialistische Partei zeigt sich dadurch dankbar, daß sie die gefährdeten Minister im rechten Augenblick immer wieder „heraushaut". Man kann kaum einen andern Ausdruck brauchen, denn bisher prallen alle sachlichen Angriffe an der entschlossenen Harthörigkeit der sozialistisch-radikalen Majorität ab. Herr Pelletan ist trotz der geistigen Überlegenheit, mit der die Herren Etienne und Doumer ihm entgegentreten, auf diesem Wege erst kürzlich wieder gerettet worden. Eine Niederlage, die jedoch keinen Einfluß auf die Stellung des Kabinetts hatte, haben die regierenden Sozialisten und mit ihnen auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch die sich aufbäumende öffentliche Meinung Frankreichs in der Frage der Beziehungen zu Rußland erlitten. Man hat das Ministerium genötigt, sich zu Rußland zu bekennen und damit den so sorgsam vorbereiteten Übergang in das englische Lager für geraume Zeit unmöglich gemacht. Aber wir glauben mit der Annahme nicht zu irren, daß Herr Delcassé sich darauf vorbereitet, seine Abhängigkeit vom Ministerpräsidenten zu lockern, um eventuell seinen Posten auch dann behaupten zu können, wenn Herr Combes nun doch zu Fall kommen sollte. So laviert Frankreich heute zwischen England und Rußland, und wir wollen nicht verkennen, daß es mit großem Geschick geschieht. Jedenfalls sind die „politischen Unterseeboote", welche den Verkehr mit England aufrecht erhalten, dem Laienauge nicht sichtbar. Bisher hat Herr Pelletan, durch dessen Sturz man das Ministerium zu sprengen bemüht, sich jedoch nur vor der Budgetkommission zu rechtfertigen gehabt. Der Entscheidungskampf wird in der Kammer geschlagen werden.

Über die Haltung der Vereinigten Staaten ist es schwer zu einem abschließenden Urteil zu gelangen. Das liegt daran, daß die Politik durch die Notwendigkeiten bestimmt wird, welche die Wahlkampagne dem Präsidenten Roosevelt aufzwingt. Und da kann jeder Tag eine Überraschung bringen. Für den Augenblick neigt die Stimmung mehr zu Japan als zu Rußland. Aber man wird sich sagen, daß politische Erwägungen gegen die Dauer dieser Strömung sprechen. Von Rußland kann Amerika nie etwas zu fürchten haben und ebensowenig gibt es für Amerika etwas auf Rußlands Kosten zu gewinnen. Dagegen muß sich notwendig, wenn auch nicht in nächster Zukunft ein Konkurrenzverhältnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ausbilden, und namentlich wird Amerika ein Übergewicht nicht dulden wollen, welches unter Umständen dem Panamakanal gefährlich werden könnte. Überhaupt ist die Kombination England-Japan-Amerika nicht für lange Zeiträume denkbar. Sie stehen einander gegenseitig im Licht, und das muß früher oder später auch in ihren politischen Beziehungen zum Ausdruck kommen.

Was unsere Stellung in Südwestafrika betrifft, so stellt sich immer mehr heraus, daß die Unterdrückung der Hereros nicht leicht ist. Wir müssen neue Verstärkungen hinsenden und auch die Notwendigkeit, für bessere Kommunikationen

Sorge zu tragen, läßt sich nicht mehr übersehen. Auch scheint etwas Leben in unsere Kolonialpolitik zu kommen. Der Reichstag ist nicht mehr so störrig, wie er zu sein pflegte, wenn dieses Kapitel der Reichsinteressen ihm vorlag. Und so hoffen wir, daß die blutige Saat, die wir haben säen müssen, ersprießliche Früchte tragen wird. Nicht nur für Südwestafrika, sondern auch für Ostafrika und Kamerun. Es ist hohe Zeit, und gerade jetzt, da ein ernster Anlaß vorliegt, sollte man sie nützen.

Die endlich niedergeschlagene Obstruktionspartei in Ungarn gehörte zu der Gruppe, die allezeit gegen Deutschland gewühlt hat; die tschechischen Studenten in Prag und in Wien, die so pöbelhaft ihrem Haß gegen alles Deutsche freien Lauf gaben, sind eine andere Verzweigung dieser Gruppe. Wir dürfen wohl darauf rechnen, daß man ihnen eine Widerholung ihrer Exzesse recht gründlich verleiden wird. Aber ist es nicht charakteristisch, daß alle diese deutschfeindlichen Elemente zugleich diejenigen sind, welche die Fundamente des staatlichen Zusammenhanges der habsburgischen Monarchie untergraben?

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. März 1904.

Der Rückblick auf die letzten Wochen ist nicht erfreulich. Es ist mancherlei zu verzeichnen, wodurch die lebhaftesten Besorgnisse für den Gang unserer weiteren nationalen Entwicklung gerechtfertigt werden. Diesmal ist es wieder die ultramontane Gefahr, die unsere besondere Aufmerksamkeit fordert, und zwei Ereignisse sind es, an die dabei anzuknüpfen ist. Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes ist Tatsache geworden, und ferner haben die Verhandlungen in der bayerischen Kammer der Abgeordneten über die Reform des Landtagswahlrechts ein unheimliches Licht auf die Gefahr geworfen, die in dem zweitgrößten deutschen Bundesstaat von dem fast schon alle Schranken niederwerfenden Klerikalismus droht.

In dieser Zeitschrift — und zwar, wie es ihrem Geiste entspricht, nicht nur an dieser Stelle — ist verschiedentlich die zwiefache Bedrohung des nationalen Gedankens durch Ultramontanismus und Sozialdemokratie in ein helles Licht gerückt worden. Unter solchen Umständen liegt ja die Frage nahe, welcher von den beiden Gegnern der gefährlichere ist. Die Frage wird aber immer sehr verschieden beantwortet werden. Für den praktischen Politiker lautet vielmehr die nächste Frage besser und richtiger: kann überhaupt eine nationale Politik den Kampf nach zwei Fronten aufnehmen? Es ist deutlich zu erkennen, daß die Regierung diese Frage verneint. Einesteils aus verfassungsrechtlichen Gründen. Die Regierung muß mit den Mehrheitsbildungen rechnen, die nach den vom Volk selbst vorgenommenen Wahlen möglich sind. Sie kann wohl in einer Einzelfrage durch kraftvolle Initiative einen Druck ausüben, daß sie eine günstige Mehrheit gewinnt, aber sie kann nicht auf die Dauer gegen Parteien regieren, die ihr Übergewicht dem Willen der Wählerschaft verdanken. Sodann sprechen auch andre Erwägungen mit. Daß die Sozialdemokratie vom modernen Staat bekämpft werden muß, steht fest, denn diese Partei selbst betont ihre Unversöhnlichkeit gegenüber den Grundlagen jedes gegenwärtigen Staatswesens. Hier bleibt also keine Wahl. Es ist nun unleugbar unbequem, neben diesem unvermeidlichen Gegner noch einen zweiten zu haben. Darum erhält jeder Gesichtspunkt, der auf die Möglichkeit des Paktierens mit diesem Gegner hinweist, eine erhöhte Bedeutung. Der Gedanke des Paktierens mit dem Ultramontanismus

stützt sich auf Erwägungen, die einem verantwortlichen Staatsmann sehr beachtenswert erscheinen müssen. Der Ultramontanismus erscheint äußerlich organisiert unter einer sichtbaren Obergewalt, die vermöge historischen Rechtes als eine souveräne Gewalt neben den anerkannten Regierungen der modernen Staatenwelt besteht. Der leitende Staatsmann sieht sich also gezwungen, mit dieser souveränen und doch seit dem Aufhören des Kirchenstaats durch weltliche Mittel nicht mehr faßbaren Gewalt zu verhandeln wie mit jeder auswärtigen Macht. Wohlverstanden — er muß mit dieser kirchlichen Gewalt so verhandeln, und doch kann er sie nicht so behandeln; denn sie hat ihre Hand zugleich in der innern Politik und beeinflußt diese durch eine große Partei, die die Geschäfte des Ultramontanismus so zuverlässig besorgt, daß sie zu diesem Zwecke sogar den gelegentlichen Ungehorsam gegen das Oberhaupt ihrer Kirche nicht scheut. An den beiden Aufgaben, einerseits durch die nichtultramontanen bürgerlichen Parteien eine entschiedene Abwehr des Ultramontanismus zu ermöglichen und anderseits durch freundliche Beziehungen zur päpstlichen Kurie das Zentrum gefügiger zu machen, ist sogar ein Bismarck gescheitert. Vestigia terrent!

Man sieht, es sind gewichtige Gründe, die unsere Reichsleitung zu einer Politik treiben, die in nationalen Kreisen als ein zu weit gehendes Entgegenkommen gegen das Zentrum empfunden wird und daher lebhafte Beunruhigung erregt. In der Tat scheinen sich die Leiter der Reichspolitik der Hoffnung hinzugeben, daß es ihnen auf diesem Wege gelingen werde, die getrennt marschierenden bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie vereint schlagen zu lassen.

Diese Hoffnung stellt sozusagen den positiven Teil dieser Politik dar, aber gerade sie muß als trügerisch bezeichnet werden. Man vergißt in regierenden Kreisen sehr leicht, daß es unendlich lange dauert, bis in unserm deutschen Volke die Unzufriedenheit die Formen annimmt, die manchem andern temperamentvolleren oder an regere Beteiligung am politischen Leben gewöhnten Volke von vornherein geläufig sind. Es ist richtig, daß wir längere Aufregungen nicht lieben und daß unsere Staatsmänner gewöhnlich leichtes Spiel haben, wenn sie es verstehen, gegenüber einer anschwellenden Protestbewegung sich zunächst einmal in Geduld zurückzuziehen, bis die Bewegung wieder eingeschlafen ist. Es gehört nicht einmal viel Geduld dazu, um auf solche äußerliche Weise über Widerstände hinwegzukommen. Aber es ist doch nur ein Scheinerfolg, der dabei errungen wird. Hinter der politischen Gleichgültigkeit und Müdigkeit weiter Kreise bei uns verbirgt sich ein tiefgehender Pessimismus, der wie ein fressendes Geschwür an unserm Volkskörper zehrt und unser öffentliches Leben einem gefährlichen Siechtum entgegenführt. Sicherlich muß dieser Gefahr von innen heraus und von unten herauf entgegengearbeitet werden. Die „Deutsche Monatsschrift" hat im Sinne ihres verewigten Begründers stets in dieser Richtung gewirkt und wird auch ferner daran festhalten, die bequeme Neigung zu bekämpfen, die für alle Hindernisse unseres nationalen Vorwärtskommens die Regierung verantwortlich macht und selber die Hände in den Schoß legt. Das deutsche Volk

wird doch einmal lernen müssen, die Initiative für die Gestaltung seiner Geschicke als sein eigen anzusehen. Praktisch aber müssen wir ja noch mit der Tatsache rechnen, daß die Regierung die Initiative für alles zu übernehmen hat. Und darum müssen wir allerdings von unserer politischen Führung wünschen, daß sie nicht gerade diejenigen Kräfte lahmlegt, die am ersten — wenn nicht gar allein — imstande sind, unser Volk aus dem faulen, verdrossenen, stagnierenden Zustand herauszureißen, der unser nationales Leben zu ersticken droht.

Eine gewisse Zwangslage der Regierung, mit dem Zentrum zu gehen, ist anzuerkennen. Desto mehr aber müßte sie darauf bedacht sein, alles zu vermeiden, was dieses Zusammengehen als Prinzip erscheinen läßt und über das durch die parlamentarische Lage Gebotene hinausgeht. Hier setzt unsere Kritik ein. Was die Regierung tut, ist *mehr* als die bloße Folgerung aus dem durch den Willen der Nation bei den Wahlen geschaffenen Zustand. Es treten dabei prinzipielle Momente hervor, die weiter reichen, als die konstitutionellen Verpflichtungen und die nüchternen taktischen Berechnungen des praktischen Staatsmannes angezeigt erscheinen lassen.

Augenscheinlich werden die Wirkungen solcher Politik von der Regierung unterschätzt. Eine der Hauptwirkungen dürfte darin zu sehen sein, daß die feinen und wohldurchdachten Bestrebungen der Regierung außerhalb der eingeweihten Kreise gar nicht als solche geachtet und erkannt werden, sondern einfach als Symptome der Schwäche gelten. Vielleicht war es eine der besten Methoden der Bismarckschen Staatskunst, daß er während der notwendigen und auch von ihm geübten diplomatisch-taktischen Klein- und Feinarbeit es meisterhaft verstand, Phantasie und Empfinden größerer politisch interessierter Kreise durch großzügige Gedanken, Anregungen und Programme in der von ihm gewünschten Richtung zu beschäftigen. Daran fehlt es jetzt. Die öffentliche Meinung ist auf das wahrnehmbare Außenwerk unserer Politik gerichtet, und was sie da sieht, ist nicht geeignet, ihr Vertrauen einzuflößen. Nistet sich aber einmal die Vorstellung von einer schwachen Regierung im Volke ein, so fällt auch die Hoffnung der leitenden Männer, wenigstens im Kampfe gegen die Sozialdemokratie auf das Vertrauen aller staatstreuen Elemente rechnen zu können, in sich zusammen. Solange auch nur der Eindruck besteht, — es braucht gar nicht einmal wirklich so zu sein, — daß die Regierung sich von einer Partei führen und schieben läßt, wird niemals darauf zu rechnen sein, daß sich verschiedene Parteien so zusammenscharen, wie es jederzeit geschehen kann und wird, wenn die Regierung mit kraftvoller Initiative ihre Stellung über den Parteien wahrt.

Einigermaßen korrigiert werden könnte diese geschilderte Wirkung, wenn die Regierung sonst irgend welche Zeichen und Beweise gäbe, daß sie die ultramontane Gefahr richtig einschätzt und nur einer parlamentarischen Notwendigkeit folgt, wenn sie ihre Politik auf die tatsächliche Machtstellung des Zentrums einrichtet. Aber wiederum muß festgestellt werden, daß die nationalen Kreise in der Regel den entgegengesetzten Eindruck empfangen. In einzelnen Fällen aller-

dings mit Unrecht, wie wir seiner Zeit z. B. an dem Fall Spahn nachgewiesen haben. Aber es bleibt der bedauerliche Umstand bestehen, daß die Regierung geneigt ist, in jeder Warnung vor dem Andringen des Ultramontanismus nur das Werk protestantischer Eiferer zu sehen. In einer offiziösen Ausführung, die wir nicht ohne Grund auf eine persönliche Instruktion des Grafen Bülow zurückführen, hieß es jüngst: „Die Aufgaben der Zeit liegen nicht auf dem Felde der konfessionellen Polemik. Sie verlangen, daß beide Kirchen sich dort zusammenfinden, wo sie gemeinsam ihren positiven Glaubensinhalt gegen eine Weltanschauung zu verteidigen haben, die der protestantischen Dogmatik, dem Evangelium Luthers ebenso verneinend gegenübersteht, wie dem Katholizismus." Hiernach scheint es, als ob die Regierung sich den hochkonservativen Lieblingssatz von dem Kampf des „Glaubens" gegen den „Unglauben" zu eigen machen wolle. Damit würde sie alle diejenigen von ihrer Seite scheuchen, die unbeschadet ihres persönlichen Bekenntnisses in dieser Verquickung von Politik und Religion das größte Unglück unseres Volkes sehen, weil dadurch das natürliche Gegengewicht gegen jede Art von politischem Radikalismus geschwächt wird, und die vielmehr der Meinung sind, daß wir in der Politik überhaupt nicht „Glaubensinhalt" und „Dogmatik" zu verteidigen haben, sondern jeden in unseren Reihen willkommen heißen müssen, der der Staatsidee dienen will. Aber wenn wir von der anfechtbaren Fassung des soeben angeführten Gedankens absehen, so bleibt doch die Besorgnis der Regierung vor einem konfessionellen Kampf beachtenswert. Diese Besorgnis ist gerechtfertigt, nur scheint dabei nicht genug gewürdigt zu werden, daß die Warnungen vor dem Ultramontanismus gerade am dringendsten aus dem in beiden Konfessionen vertretenen Lager derjenigen kommen, denen der konfessionelle Friede ganz besonders am Herzen liegt. Im Bereich des Katholizismus sehnen sich tausende von treuen Söhnen ihrer Kirche danach, daß sie nicht länger mehr dem Bann überantwortet bleiben, der ihnen durch den politischen Mißbrauch ihrer teuren und ehrwürdigen Glaubensgemeinschaft auferlegt ist. Oder kann es gerade für einen gläubigen Katholiken etwas demütigenderes geben, als die Erfahrung, daß die Staatsgewalt, die allen vaterlandsfeindlichen Bestrebungen einen Riegel vorschieben und ihre Angehörigen davor schützen sollte, sich vor gewissen Bestrebungen dieser Art beugt, weil sie in dem gemeinschädlichen Treiben eine notwendige Betätigung des katholischen Glaubens zu sehen meint? Die Regierung selbst ist es, die den religiösen Katholizismus im Stich läßt und es ihm unmöglich macht, sich von der Tyrannei des Ultramontanismus zu emanzipieren. Und diese Verhätschelung des rein politischen Katholizismus und seiner weltlichen Parteiorganisation ist es ja auch, die im protestantischen Lager so verbitternd wirkt und den konfessionellen Eiferern einen größeren Einfluß als wünschenswert gestattet. Auch auf dieser Seite wirkt also die zentrumsfreundliche Politik dem konfessionellen Frieden gerade entgegen. Wird aber der konfessionelle Gegensatz eher verschärft als gemildert, so erscheint die Stellung der Regierung um so bedenklicher, je weniger sie über den Parteien

zu stehen scheint. Die Rechnung, durch freundliche Beziehungen zum Zentrum die Gegensätze innerhalb der bürgerlichen Parteien zu mildern, erweist sich alles in allem als grundfalsch. Gerade diese Politik bringt es mit sich, daß so viele tüchtige, nationalgesinnte Elemente verbittert und mißtrauisch abseits stehen.

So kommen wir zu der Frage, ob unter solchen Umständen nicht auch an anderen Punkten des Rechenexempels ein Fehler steckt, ob es nicht möglich wäre, statt der bisherigen Politik, wonach die Zustimmung des Zentrums meist durch Handelsgeschäfte erkauft wird, lieber einmal eine politische Aktion scheitern zu lassen und die volle Wucht der Verantwortung für die daraus entstehenden Schäden auf das Zentrum fallen zu lassen. In wirklich ernsten Fällen wird es das Zentrum ohnehin nicht soweit kommen lassen. Das haben wir ja bei dem Flottengesetz und dem Zolltarif gesehen. Einmal wird doch allen theoretischen und praktischen Erwägungen zum Trotz das jetzt beliebte Spiel ein Ende haben müssen. Die Schädigung der politischen Moral und des Parlamentarismus, die dadurch entsteht, daß eine große Partei der Regierung ihre Unterstützung nicht aus sachlichen Gründen, sondern nur gegen Zugeständnisse auf anderm Gebiet leiht, kann auf die Dauer nicht ertragen werden. Je länger mit dem Vorschieben des Riegels gezögert wird, desto schwieriger wird die Lage, und desto näher rückt auch die Gefahr, die wir vor allem vermieden sehen möchten, nämlich die eines konfessionellen Kampfs.

Es war bei der jetzigen Lage notwendig, bei diesen Erörterungen allgemeiner Natur länger zu verweilen, um einen festen Standpunkt zu gewinnen für die Beurteilung der einzelnen Vorgänge, die in dem hier zu besprechenden Zeitabschnitt von Bedeutung sind.

Der § 2 des Jesuitengesetzes ist also aufgehoben worden. Am 8. März hat der Bundesrat über den vom Reichstage beschlossenen Gesetzentwurf abgestimmt und mit einer außerordentlich knappen Mehrheit, die durch den Hinzutritt Badens und einiger Kleinstaaten zu den preußischen und bayerischen Stimmen hergestellt wurde, sich für die Zustimmung entschieden. Das Verfahren des Bundesrats in dieser Frage ist formell kaum anfechtbar und wohl auch verfassungsmäßig korrekt. Was die sachliche Stellungnahme der Bundesregierungen, die für die Aufhebung des § 2 eingetreten sind, anbelangt, so geht sie von der Ansicht aus, daß der § 2 des Jesuitengesetzes für die wesentliche Tendenz des Gesetzes bedeutungslos sei, da der Orden nach wie vor vom Deutschen Reiche ausgeschlossen bleibt, daß der Paragraph aber eine gehässig wirkende Ausnahmebestimmung enthalte, insofern er Reichsangehörige mit Ausweisung bedroht. Die in dem § 2 gleichfalls enthaltene Befugnis, ausländische Jesuiten auszuweisen, sei überflüssig, da Ausländer ohnehin jederzeit ausgewiesen werden können. Für so ganz bedeutungslos wurde der § 2 nun freilich von der andern Seite nicht gehalten. Es ist gerade das Charakteristische der Organisation des Jesuitenordens, daß er keiner Niederlassung in bestimmter Form bedarf, sondern der einzelne Jesuit vollkommene Freiheit hat, seine Tätigkeit den besonderen Verhältnissen anzu-

passen. Da der § 1, der die Tätigkeit des Ordens und die Errichtung von Niederlassungen zu diesem Zweck untersagt, durch keine Strafbestimmungen für Zuwiderhandlungen ergänzt wird, so bot der bisherige § 2, der eine Art von Damoklesschwert für den einzelnen Ordensangehörigen bedeutete, eine gewisse Handhabe, um eine Umgehung des § 1 zu erschweren. Aber wohlverstanden: zu „erschweren", nicht zu „verhindern", und darauf stützt sich nun wieder die Bundesratsmehrheit mit ihrer Ansicht, daß die im § 3 dem Bundesrat überlassenen Ausführungsbestimmungen die Beobachtung des § 1 ebensogut sichern können, wie der bisherige § 2. Wie man hieraus sieht, würde man sich über die Aufhebung dieses Paragraphen nicht besonders zu beunruhigen brauchen, wenn sie lediglich als eine vereinzelte Rechtsfrage aus dem Zusammenhang der Beziehungen zwischen Regierung und Zentrum herausgelöst werden könnte. Aber das Bedenkliche liegt darin, daß in einer Zeit, wo die Verhältnisse eine besonders behutsame, die konfessionellen Empfindlichkeiten schonende Behandlung erheischen, diese Maßregel als ein Glied in einer Kette von Zugeständnissen an das Zentrum erscheint. Die Leute sagen sich: wenn ein Teil des Jesuitengesetzes — und dieses Gesetz hat in der volkstümlichen Vorstellung nun einmal den Charakter eines nationalen Schutzgesetzes — zum Opfer gebracht wird, nur um die Zustimmung des Zentrums zur Reichsfinanzreform u. dergl. zu gewinnen, dann fällt auch bald § 1. Diese Vorstellung ist gewiß unrichtig. Aber es braucht hier nur noch darauf hingewiesen werden, daß der Jesuitenorden eine spezifische Kampforganisation gegen Andersgläubige ist und daß er den Frieden innerhalb der katholischen Gemeinden unter Umständen ebenso in Frage stellt, wie den Frieden zwischen den verschiedenen Konfessionen, und man wird danach ermessen können, was Befürchtungen solcher Art gerade für diejenigen bedeuten, die die konfessionellen Gegensätze nicht auf das politische Gebiet übertragen sehen möchten.

Wie um auf die Abbröckelung des Jesuitengesetzes vorzuarbeiten, hat das preußische Staatsministerium kurz vorher eine Revision der noch gültigen Verordnungen aus der Zeit des Kulturkampfes vorgenommen. Dabei ist, wenn auch unter starker Verklausulierung, das Verbot religiöser Schülerverbindungen aufgehoben worden, so daß unter gewissen Garantien auch die Wiederzulassung der sogenannten Marianischen Kongregationen ermöglicht ist. Ein Teil der konservativen Presse hat sich für diese Maßregel erklärt, da die Aufhebung der Beschränkung auch den evangelischen Bibelkränzchen auf den höheren Schulen zu gute kommt. Diese Begründung könnte man respektieren, wenn der Nutzen solcher Vereinigungen vom Standpunkt der religiösen Pädagogik zweifellos wäre. Die Mehrzahl auch der streng kirchlich gesinnten Pädagogen wird darüber anderer Ansicht sein und mindestens zugeben, daß dieses Mittel zur Verstärkung der religiösen Momente in der Erziehung ein zweischneidiges Schwert ist. Und wenn man die ernst religiös gesinnten Eltern fragen wollte, so würde die Antwort der Mehrzahl lauten: Wir wollen tüchtige Religionslehrer und eine sich auf alle Schüler erstreckende sittliche Beeinflussung im Unterricht, aber wir wünschen in

der Schule kein Konventikelwesen, das einzelne Schüler mit dem falschen Nimbus einer höheren Sittlichkeit und Religiosität umgibt und allerlei geistlichen Hochmut und Heuchelei großzieht.

Die Besorgnisse, die in nationalen Kreisen an die Zentrumsfreundlichkeit der Regierungspolitik geknüpft werden, haben auch im Abgeordnetenhause bei der Beratung des preußischen Kultusetats Ausdruck gefunden. Es war der Abg. Hackenberg, der in sehr maßvoller, aber auch sehr eindringlicher Rede vornehmlich diesen Standpunkt vertrat. Der Ministerpräsident Graf Bülow war selbst zugegen und verteidigte seine Politik, — wie immer geschickt, aber freilich in diesem Falle ohne überzeugende Wirkung.

Wenn in Preußen auf solche Weise manche Beunruhigungen geweckt sind, so sind die Zustände in Bayern wirklich gefahrdrohend geworden, nachdem das Zentrum dort im Landtage nahe daran war, durch eine geradezu zügellose Gewaltherrschaft die Regierung zu einer vollständigen Kapitulation zu zwingen. Die bayerische Regierung hatte im Landtage eine Vorlage zur Änderung des Wahlrechts eingebracht, aber ihre Vorschläge auffallenderweise mit einer Neueinteilung der Wahlkreise verbunden, die nicht notwendig Sache der Gesetzgebung war, sondern ebenso auf dem Verordnungswege hätte geregelt werden können. Dieses Verfahren erhielt eine besondere Beleuchtung durch die Wahrnehmung, daß die neue Wahlkreiseinteilung darauf angelegt war, dem Zentrum die unbedingte Mehrheit in der Abgeordnetenkammer zu sichern. Selbstverständlich regte sich hiergegen die liberale Opposition, die den klaren Nachweis führte, was mit der gesetzlichen Regelung der Wahlkreiseinteilung beabsichtigt sei. Die klerikale Presse antwortete nicht etwa mit einer Ableugnung oder einer sachlichen Verteidigung, sondern gab mit zynischer Offenheit in der sichern Erwartung ihres Sieges die Absicht der Knebelung ihrer politischen Gegner zu, denen sie ein höhnisches Vae victis! zurief. Angesichts des sich in besonders brutalen Formen äußernden Machtrausches des Zentrums hätte die bayerische Regierung, wenn sie wirklich über den Parteien stehen wollte, wohl stutzig werden können. Aber auch wenn sie sich in der Festhaltung ihres Entwurfs nicht beirren lassen wollte, hätte sie Formen finden können, um trotz des bösen Scheins ihre Unparteilichkeit gegenüber der heiklen Situation zu wahren. Da geschah, als die entscheidenden Verhandlungen in der Kammer beginnen sollten, das Unerwartete. Noch ehe die Parteien sich über ihre Stellungnahme ausgesprochen hatten, erklärte der Minister des Innern, Freiherr v. Feilitzsch, die Regierung werde, wenn der Gesetzentwurf zu Falle komme, die Wahlkreiseinteilung auf dem Verordnungswege ändern. Diese Erklärung, die sich in Wendungen bewegte, die man kurz zuvor fast gleichlautend in einem klerikalen Blatte gelesen hatte, wirkte natürlich wie ein Schlag ins Gesicht der Liberalen. Es war eine einfache Wiederholung des klerikalen Vae victis und bewies den Entschluß der Regierung, mit den Ultramontanen solidarisch vorzugehen. Charakteristisch war, daß sich das Zentrum auch mit der Sozialdemokratie verbrüdert hatte. Trotzdem fiel allerdings die

Wahlrechtsvorlage, weil die sogenannte „freie Vereinigung" — die Bauernbündler — sich um der agrarischen Interessen willen diesmal der liberalen Opposition gegen die Wahlkreiseinteilung anschloß und infolgedessen die nötige Zweidrittelmehrheit für das Gesetz nicht zustande kam. Das Ergebnis jedoch bleibt, daß der Beweis für die zentrumsfreundliche Schwenkung erbracht ist, die die bayerische Regierung seit dem Rücktritt des Grafen Crailsheim vollzogen hat.

Einzelne Symptome, die gleichfalls von dem wachsenden Einfluß des Zentrums, der Vertretung eines rein politischen Katholizismus, Zeugnis ablegen, können hier übergangen werden. Auch den parlamentarischen Arbeiten während der letzten Wochen brauchen wir diesmal nur wenige Worte zu widmen. Das ganze, hier schon oft besprochene Elend eines heruntergekommenen Parlamentarismus hat sich in diesen Etatsberatungen, die eigentlich keine sind, sondern nur ein endloses Gerede über das ganze Gebiet der Politik darstellen, wiederum geoffenbart. Der preußische Landtag wird mit dem Etat nicht rechtzeitig fertig, und der deutsche Reichstag geberdet sich, als hätte er mit dem Etat bis zum nächsten Herbst Zeit. Das wenige, was an bedeutungsvollen Momenten dabei zu Tage gekommen ist, wird sich besser in einem Rückblick nach Ostern besprechen lassen. Hier braucht nur einstweilen auf das Mißverhältnis zwischen dem Arbeitspensum und der auf die Debatten verwendeten Zeit einerseits und den wirklichen Ergebnissen der Arbeit andrerseits hingewiesen zu werden. Der Ausblick auf die sich daraus ergebenden Folgen für die weitere parlamentarische Tätigkeit ist fast noch schlimmer als der unerquickliche Rückblick auf die bisherigen Sitzungen.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VII.

Hugo Salus, Novellen des Lyrikers. — S. Hoechstetter, Der Pfeifer. — Ernst Zahn, Schattenhalb. — Hermann Hesse, Peter Camenzind.

Hugo Salus, der Lyriker, dem „das kampfgewohnte Prag zur Heimat“ ward, hat sein erstes Prosabuch herausgegeben. Das Buch ist, um es ohne Vorrede zu sagen, herzlich schlecht. Es wird hier nur erwähnt, weil es den Namen eines bekannten Dichters trägt und weil sich mancherlei Gedanken vor ihm aufdrängen.

Lyrik ist Wunder und Gnade. Eben deshalb kann sie allein ein Menschenleben nicht ausfüllen, so wenig etwa, wie der Sonntag die Woche füllt. Wer täglich zwölf Stunden auf das Wunder wartet, ist ein Tropf, der dem lieben Gott die Zeit stiehlt. Nur aus Werktagen heraus erblüht ein Feiertag mit rechter Heiligung. Und gerade, wer in der Lyrik die holdeste und feinste Kunst, die Sonntagskunst, sieht, wird ihr das stärkste werktägliche Gegengewicht wünschen müssen. Schon das „Nur-Dichter-Sein“ birgt schwere Gefahren; aber nur Lyriker zu sein, gleichsam als Lebensaufgabe Verse zu machen, das ist ein Unding.

Das notwendige Gegengewicht schafft ein fester bürgerlicher Beruf, schafft schließlich auch die wissenschaftliche oder schriftstellerische Betätigung. Es ist kein Zufall, daß so viele unserer besten Dichter beruflich gebunden waren; es hat ihnen auch wahrlich nichts geschadet, wohl aber viel genützt. Denn es wird dadurch immer eine natürliche Verbindung mit dem Volke unterhalten, die der stets schädlichen Isolierung der Kunst entgegenwirkt. Ich wüßte kein Beispiel, daß ein Poet durch sein Amt in der Entwicklung gehemmt oder gar vernichtet worden wäre, wohl aber eine Reihe von Beispielen, daß die Aufgabe des Berufes die Schöpfungen ungünstig beeinflußt und den schrecklichen Zwang zu produzieren heraufgeführt hat. Fehlt einem jungen Lyriker die berufliche Bindung, so wird er, wenn er sonst ein tüchtiger Mensch ist, über kurz oder lang den Kampf um Gebiete führen müssen, die seinem Arbeitswillen größeren Spielraum gewähren, die von der Stunde, der „Gnade“ unabhängiger sind, die deshalb mehr werktäglich und beruflich bebaut werden können. Ein nicht übles Wort charakterisiert da die drei Dichtungsgattungen folgendermaßen: Lyrik sei Gnade, Drama Kraft und Roman Sitzfleisch. Ich brauche nicht zu sagen, wie ungerecht

die erzählende Prosa hierbei behandelt ist. Aber so viel ist unbestreitbar, daß der Erzähler rufen und zwingen kann, wo der Lyriker in Demut warten muß. Der Volksmund unterscheidet auch genau: Dichter ist ihm nur derjenige, der Verse schreibt, und Dichter ist kein berufsanzeigender Titel, so viel Mühe sich Detlev von Liliencron gab, ihn einzuführen. Denn Dichter ist Sonntag; der Werktag heißt Schriftsteller. Und nur vor dem Lyriker hab' ich Respekt, der ein Amt hat, oder der sich schriftstellerisch irgend ein weiteres Betätigungsfeld erobert.

Mit freundlichen Gedanken nimmt man also das schmale Novellenbuch von Hugo Salus zur Hand. Ich war auch ganz darauf gefaßt, daß es schlecht sein würde. Dafür ist es der erzählende Erstling eines Versdichters. Und ein Lyriker, der sich um die Novelle müht, hat viel größere Schwierigkeiten zu überwinden, als jeder gewöhnliche Anfänger. Davon berichtet in der Einleitung auch Hugo Salus, und wenn man von der unleidlichen Form absieht, ist dies das Eigenste und Beste des Buches. Es ist durchaus kein Scherz, wenn ich sage, daß es einem Lyriker zuerst fast körperlich weh tut, wenn er einen Satz niederschreiben soll, wie er in jedem Roman auf jeder Seite steht. Es sträubt sich alles in ihm, die gewöhnliche dürre Umgangssprache zu benutzen; es sträubt sich alles in ihm, den Personen die üblichen Namen zu geben und etwa eine Frau Müller reden zu lassen; er windet sich unter der Notwendigkeit, so viel Zeitlichkeit und Alltäglichkeit mitzuschleppen. Denn er bewegt sich noch so ganz in seinen lyrischen Vorstellungskreisen, daß er die Gesetze der Lyrik fast unbewußt nun auch in der Novelle anwenden möchte und dadurch in einen argen Widerstreit kommt. Der Vers verlangt äußerste Kondensierung, Ausscheidung alles Zufälligen und Zeitlichen, er erhöht alles, und in seinem Rahmen hat auch jedes Wort einen höheren Wert und eine größere Bedeutung. In den ersten Prosaversuchen eines Lyrikers wird man deshalb stets eine viel zu große Höhe des Tones finden, eine Fülle von feierlichen und aparten Worten, eine peinliche Gefühlsverschwendung, eine Unmenge lyrischer Stimmungen, besonders solcher aus der Natur. Von dem unglücklichen „Gedicht in Prosa", das ein Widerspruch in sich selbst ist, über das Märchen fort zur Stimmungsskizze — das ist ungefähr in den meisten Fällen der Weg, den der Poet bei seinem Versuch, die Prosa zu erobern, geht. Dem Dialog weicht er gewöhnlich mit peinlicher Sorgfalt aus. Zu Helden wählt er Dichter und Künstler: er kreist noch immer um sich selbst und glaubt eine Erzählung ebenso aus dem Fühlen seines Herzens schaffen zu können wie ein Lied. So wirken diese ersten Versuche fast durchweg verlogen, süßlich, sentimental. Erst allmählich, selten vor seinem dreißigsten Jahre, begreift der junge Versdichter, daß jenes andere Gebiet, auf das er sich begeben hat, auch unter anderen Gesetzen steht, daß man aus reinem Gefühl heraus wohl ein herrliches Lied schaffen kann (weshalb es nicht gar so verwunderlich ist, daß Lyriker mit 16, 18 oder 20 Jahren Unsterbliches leisten), daß aber eine gute Novelle ungleich stärker aus Welterfahrung erwächst, und der Fall, daß ein Zwanzigjähriger sie oder gar einen guten Roman schafft, im ganzen ausgeschlossen

erscheint. Dann wird dem Strebenden auch offenbar werden, daß man als Erzähler nichts mehr zu vermeiden hat als Gefühlsverschwendung und nichts mehr zu suchen als eine bei aller Herzenswärme ruhige Nüchternheit.

Um es also noch einmal zu sagen: ein schlechtes und süßliches Prosabuch hätt ich dem Lyriker Hugo Salus gern verziehn. Es hätte doch immerhin ein Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten verraten. Was aber dieses so kokett „Novellen des Lyrikers“ genannte Bändchen (E. Fleischel u. Co., geb. 3 M.) unleidlich macht, was gegen ein Ringen um einen neuen Kunststil spricht, das ist die unerhörte Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die aus jeder Zeile hervorgeht. Wer so von der eignen Bedeutung und Unwiderstehlichkeit durchdrungen ist wie Hugo Salus, der ist für die Kunst verloren, wenn man nicht noch das Radikalmittel versucht, seinen Hochmut in Fetzen zu schießen. Schon die Gedichte des Pragers waren mehr oder minder nur schillernde Oberfläche. Niemals ein echtes Lied, ein Seufzer tief aus Herzensgrund — immer reizend hingeplauderte Sächelchen, geistreich liebenswürdige Verskauserien mit entzückenden Pointen, virtuose Formkunststücke, graziöse Spielereien, die besonders die Damenwelt enthusiasmirten, und denen man nicht gram wurde, weil die den Stoff schlackenlos verzehrende Form ästhetisches Vergnügen bereitete. Ich habe von vornherein Bedenken gegen diese sehr liebenswürdigen, aber auch nur liebenswürdigen Produkte gehabt, die gerade noch genug Wärme und Gefühlsinhalt hatten, um nicht leer und gemacht zu erscheinen. Später, von äußeren Erfolgen verführt, hat Hugo Salus sich dann ganz auf das Gedichtfeuilleton festgelegt. Er war als der graziöseste deutsche Dichter abgestempelt und er blieb graziös. Wie das Lächeln auf den Gesichtern alternder Balleteusen, fror auf seinem geistigen Antlitz die Liebenswürdigkeit und Grazie fest. Er wurde als Poet ein wenig Salonlöwe; das Leben ist ihm nicht mehr die selbstverständliche Nährmutter der Dichtung, sondern es ward ihm gleichsam literarischer Begriff, und all sein Sinnen und Denken ist Literatur. Von Anfang an hatte er schon nicht so gesungen, als reizend geplaudert. Nun verkünstelte sich seine Form mehr und mehr, fraß alles andere auf und machte ihn zum Virtuosen. Er kann in gebundener Sprache gewiß das Unmöglichste möglich machen, und über jedes Thema ein graziöses Gedicht schreiben. Blättert man sein letztes Versbuch durch, so findet man Terzinen und Sonette und Sizilianen; findet man Gedichte nach Bildern und Gedichte nach historischen Anekdoten; findet man Gedichte, die auf eine Pointe hin gedrechselt sind und Gedichte, die sich mit dem „Dichten“ oder mit der Literatur befassen. Alles fein gefeilt und gehämmert wie der schönste Goldschmuck, aber man mag das Ohr noch so dicht daranlegen, es bleiben tote Glitzerdinge, in denen kein Herz schlägt. Clemens Brentano, der in Deutschland zu wenig bekannt ist, hat den Grafen Platen einst einen „klassischen Futteralmacher“ und Rückert einen „Perlensticker“ genannt. Ein Futteralmacher und Perlensticker ist mehr als diese beiden Hugo Salus, dessen Dichtung nicht seelische Befreiung ist, sondern in der Hauptsache nur Betätigung eines virtuosen Formtriebes.

In der „Novelle des Lyrikers", die das Prosabuch einleitet, verrät er sich selbst. Er schreibt einen Satz nieder: „Hurtig schreitet die Frau ihrem Hause zu." Hurtig? Das Wort läßt ihn nicht los — es ist so lustig. „Ich will ein Gedicht schreiben bloß um des Wortes ‚hurtig' willen. Es müßte ein kleines rasches Gedicht sein, seine Worte müßten klappern wie die Pantoffelchen einer Kammerzofe, . . . vielleicht könnte der Name Lisette drin vorkommen, Lisette, die Nette, die Feine, die Kleine . . ."

Man sieht: hier wird die Kunst ganz Spielerei; das Gedicht wird zu einer geistreich-graziösen Zusammenstellung hübscher Worte. Ebenso macht Hugo Salus auf das Wort „Alabaster" ein Gedicht, weil es so wunderschön klingt. Und auf dieses Alabastergedicht ist er gewiß sehr stolz. Er merkt gar nicht, daß er von der Kunst längst in die bloße Kunstfertigkeit hinübergeglitten ist. Und er ist gewiß ehrlich überzeugt, daß man seine Gedichte, deren Kunstfertigkeit das Publikum entzückt, nur aus Mißgunst in der Literatur nicht für ganz voll nimmt. Denn, wie gesagt, scheint er zu eitel, um die Ursachen in den Versen, resp. in sich selbst zu suchen.

Gleich in der ersten Skizze führt er einen „Bewunderer" seiner Gedichte vor, der ihm einen Vortrag hält über ihre „herrliche Form", ihre „Innigkeit", ihren „Geist", und unter dem Dutzend Novellchen gibt es nur ganz wenige, in denen er sich sein Poetentum nicht selbst bezeugt. Das will aber noch wenig besagen gegen die Selbstgefälligkeit und Geziertheit des Tones, die zu dem Gehalt der Kleinigkeiten in gar keinem Verhältnis steht. Ich kritisiere das Einzelne nicht, weder das süßliche verzuckerte Märchen, noch die Gefühlsverschwendungen in Tränen und Handküssen, noch die psychologischen Unmöglichkeiten, die etwa den „Letzten Gruß" charakterisieren. Das ist nicht wichtig genug; das ganze Buch taugt ja nichts. Wichtig ist nur die eine Frage, ob Hugo Salus weiter so dabeibleiben will oder nicht. Talent — und niemand wird das seine ja anzweifeln — verpflichtet. Wird er sich auf diese Verpflichtung besinnen? Viele seiner Fehler und Eitelkeiten hat mehr oder minder jeder junge und erfolgreiche Poet zu bekämpfen, und ich weiß wohl, daß ich in gleicher Linie viel gesündigt habe. Eben deshalb möcht' ich ein so scharfes „Halt" rufen. Denn es gibt da nur eine Rettung: daß der Hochmut in Fetzen geschossen wird, daß der „glückliche" Dichter sich selbst als vor dem Abgrund stehend erkennt, daß er Gericht über sich hält, bis er an sich selbst und seinem Können verzweifelt. Aus dieser Verzweiflung erwächst dann die Demut, und mit der Selbstläuterung läutert und vertieft sich auch die Dichtung. Damit sei das Kapitel Hugo Salus, für welches das Novellenbüchlein nur das Sprungbrett war, geschlossen.

Auch das zweite Werk, das mir heute vorliegt, wird nicht nur um seiner selbst willen hier angezeigt. Es ist ein Roman von S. Hoechstetter: „Der Pfeifer" (F. Fontane u. Co., geb. 6 M.). Im Anhang werden die übrigen Bücher, die Fräulein Hoechstetter bisher hat erscheinen lassen, aufgeführt, und man erstaunt über die glänzenden Urteile, die von bekannten Literarhistorikern über sie

gefällt wurden. Richard Maria Werner, der Lemberger Professor und Hebbel-Herausgeber, bejubelt einen neuen Dichter, der „ein entzückendes Reich, strahlend in Schönheit" heraufbeschwört. Sein Kollege Max Lorenz bläst in den „Preußischen Jahrbüchern" einen ebensolchen Tusch. Die „Deutsche Rundschau" und die Münchner „Allgemeine" stoßen in dasselbe Horn — Grund genug, um neugierig zu werden. Es gibt ja kaum eine größere Freude, als einem neuen Dichter zu begegnen, der uns ja stets auch ein neues Reich erschließt.

Und so las ich denn, froher Hoffnung voll, den „Pfeifer". Das erste Viertel mit freundlicher Teilnahme, das zweite mit Kopfschütteln, das dritte mit Ärger und das vierte mit Achselzucken. Man kann ein richtiger deutscher Literaturprofessor und doch kritiklos sein. Denn mit dem neuen Dichter ist es nichts, und die Hoffnung war verfrüht.

Zuerst, am Anfang, solange sie die Jugend des Helden und das Kleinstadtmilieu schildert, streift Fräulein Hoechstetter die Poesie so nahe, daß man an ihr Herz und ihre Dichterbegabung glauben möchte. Manches ist reizvoll, vieles drollig und humoristisch, das Ganze lebendig gesehn. Stutzig macht nur eins: es ist alles ein wenig überlegen betrachtet, der Kopf drängt sich etwas vor, der Humor hat einen Stich ins Satirische. Die Dame ist so sehr verständig. Aber Summa Summarum ist der erste Teil eine hübsche Leistung.

Doch je weiter der Roman fortschreitet, um so mehr verbösert er sich auch. Der Pfeifer kommt aus der Kleinstadt in die Welt, und nun zwickt es die Schriftstellerin, an allen passenden und unpassenden Stellen ihre Weisheit auszukramen, ihren Verstand leuchten zu lassen, ihre Bildung zu verraten, ihre Meinungen zu sagen. Über Nürnberg, über echte und falsche Renaissance, über Tendenz, über Wahrheit und Wirklichkeit, über Autodidaktentum, über Deismus und Atheismus orakelt sie oft Seiten lang, schreibt viel Vernünftiges und viel Anfechtbares und lauter Überflüssiges. Es gibt Blaustrümpfe, die manchmal gleichsam von dem Rausch gepackt werden, alles, was sie aufgestapelt haben, vor den trunkenen Zuhörern auszubreiten. Etwas ähnliches scheint über Fräulein Hoechstetter gekommen zu sein. Es gibt kein noch so harmloses Wort, das in ihr nicht eine literarische oder historische oder kunstgeschichtliche Reminiszenz auslöste, die sie in Einschaltsätzen oder sonstwie zum besten gibt. Man braucht nur anzutippen, sofort meldet sich etwas. Friedrichsroda und Waltershausen? Ah! korrumpierte germanische Götternamen! Ein Wirtshaus? Man könnte an „das Wirtshaus im Spessart" denken! Wartburg? Hm, Roman von Novalis: Heinrich von Offterdingen! Es wird genügen, wenn ich die höchst unvollständige Liste derjenigen Autoren gebe, die in diesem „Roman" direkt oder durch eins ihrer Werke genannt sind. Da findet man: Sappho, Dante, Klopstock, Goethe, Schiller, Madame de Staël, George Sand, Rahel Varnhagen, Stendhal, Grillparzer, Scott, Novalis, Heine, Voltaire, David Strauß, Renan, Darwin, Haeckel, Uz, Hauff, Stirner, Nietzsche, Wagner, Maeterlinck, Lagerlöf, Hauptmann, Clara Viebig, Böhlau, Gabriele Reuter, Ibsen, Dostojewsky, D'Annunzio, Jakob Wassermann,

Turgenjeff, Gorki, Wilhelm Meyer-Förster, Elsbeth Meyer-Förster, Keller, Oskar Wilde, Oskar Blumenthal und die Verfasserin der „Berliner Range". Wie gesagt, auf Vollständigkeit macht diese Liste noch keinen Anspruch.

Preziös wie diese Bildungsprotzerei ist der ganze spätere Roman, dabei zerfahren und gequält. Selbst die Personen, die zuerst so hübsch auf festem Kleinstadtboden standen, schweben zuletzt in der Luft, und man glaubt an gar nichts mehr. Ich nehme an, daß sich der Pfeifer zu einem nach der Meinung seiner Schöpferin freien modernen Menschen auswächst, der die gleich freie und bedeutende Gefährtin findet. Aber wir minder „freien" Menschen werden doch über die preziösen Briefe, die sich das Liebespaar auf Seite 357/362 schreibt, herzlich lachen. Der „Kunstwart" hat über dasselbe Buch, das die Literaturprofessoren bejubelten, die Worte gesagt: „Fräulein Hoechstetter hat das edle Geschäft des genial sein wollens betrieben". Mich dünkt, er könnte recht gehabt haben. Und wenn man so will: derselbe Roman, der das Autodidaktentum direkt preist, beweist indirekt seine Gefahren und predigt dagegen.

Vielleicht bescheidet sich Fräulein Hoechstetter ein wenig und vergißt ihre Bildung und bleibt im nächsten Buch unter ganz normalen Kleinstadtmenschen. Wir wollen es ihr gern glauben, daß sie viel gelesen hat. Ich fürchte sogar, sie hat viel zu viel gelesen. —

Nach solchem Werke ist es dann doppelt erfrischend, ein Buch begrüßen zu können, das einen kräftigen Zusammenklang von Wollen und Können zeigt, das nicht mit unzulänglicher Kraft gewagte Experimente vorführt, sondern durch und durch solide und tüchtig ist. Ein Buch dieser Art ist Ernst Zahn's „Schattenhalb" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 5,50 M.). Die Widmung erklärt den kurioſen Titel: „Schattenhalb" ist die düstere und kühle Berglehne, die nur wenig von der Sonne getroffen wird. Und „wie des Bergtals felsumzäunte Alb — hat das Leben selbst sein ‚Schattenhalb'". Dort hausen Not, Mühe, Entsagen, und in drei Erzählungen tut der Dichter, dem selbst ein besseres Los fiel und der auf der „Sonnenseite" wohnen darf, einen Gang an die dunkle Lehne.

Dieser Ernst Zahn, der seit dem „Albin Indergand" sich viel Freunde gewonnen hat, weiß, was er will und was er kann. Seine Bücher, auch die vorliegenden drei Erzählungen, sind nicht eigentlich literarisch „interessant". Aber sie sind gut und tüchtig. Und unter den hunderten von Werken, die ich im Jahre zu lesen habe, sind zwar ungeheuer viel „interessante", aber recht wenig gute und solide. Da lernt man diese Eigenschaften schätzen und freut sich des wackren Erzählers. Er beherrscht sein Gebiet, er greift mit kräftigen Händen zu, er gestaltet, wo die „interessanten" Leute reflektieren, und läßt ein Gebilde erst, wenn es rund und fertig ist. Dabei hütet er sich doch, allzu glatt zu werden und in zu ausgefahrene Geleise zu biegen. Er gewinnt jedem Stoff neue Seiten ab, und ohne durch starke Originalität zu wirken, wahrt er seine Eigentümlichkeit und hält sich von allem Konventionellen fern — nicht nur stofflich, sondern auch sprachlich.

Daß er selbst „Sonnenseite" wohnt, verleugnet er auch in „Schattenhalb" nicht. Nach Not und Entsagen, Sorgen und Mühe scheint schließlich doch das goldne Licht, und der Hans kriegt die Grethe und die Grethe den Hans, wenns auch ein stilles Sich-Finden ist. Ernst Zahn liebt die tüchtigen, strebenden Menschen, die sich emporringen über alle Schroffen, und der Hauch solch eines mutigen Strebens trifft uns rein und kräftig aus seinem Buche. Mich dünkt, das ist etwas gutes, wofür man ihm noch besonders zu danken hat. Ganz von selbst führt er so manche Gestalt, wie ich schon vor dem „Albin Indergand" sagte, an die großen Menschenbilder Gottfried Kellers heran. Seine Erzählungen sind gesunde Kost und werden dankbare Leser finden.

Von dem feinsten und reinsten Buche will ich zuletzt reden: von Hermann Hesse's „Peter Camenzind" (S. Fischer, geb. 4 M.). Es sind schon Wochen her, daß ich es vornahm, mehr und mehr entfällt mir, was eigentlich darin erzählt ist, aber immer, wenn ich den Titel hören werde, wird eine luftige, schöne und ungetrübte Erinnerung in mir sein. So denkt man wohl an ein Gedicht zurück, dessen Worte nicht mehr ganz im Gedächtnis haften, das aber mit stiller Schönheit unser Herz berührt und uns deshalb doch Bleibendes gegeben hat. Ein freies Aufatmen der Seele — das lärmende Leben trägt uns bald weiter, neue Eindrücke bringt jeder Tag, doch mitten in allem andern kommt das Erinnern wieder und man lächelt dankbar. Sollte man es diesen Worten nicht anmerken, daß ich den „Peter Camenzind" lieb habe?

Auch dies ist das Buch eines Lyrikers. Aber es ist in allem ebenso gut, wie das Buch von Hugo Salus schlecht ist, und doch nicht nur deshalb, weil Hermann Hesse an sich, auch als Verspoet, so viel feiner und tiefer ist wie der Prager, sondern weil er ein reineres und demütigeres Herz hat. Das reine und tiefe Kinder- und Dichterherz ist es, das unsere Liebe zu Peter Camenzind blühen und wachsen läßt. Wie in jedem Kunstwerk siegt auch hier das schöne Menschentum.

Fahrten, Abenteuer, Meinungen und Schicksale Peter Camenzinds werden uns fast von der Wiege an geschildert. Ein stilles Leben, aus dem mit Absicht die lauten äußeren Episoden ausgeschaltet sind, während alles liebevoll dargestellt ist, was zu innerer Bereicherung führt. Kinder und Dichter wundern sich immer; irre ich nicht, so steht im „Jörn Uhl" darüber viel Schönes. Mit den verwunderten Augen geht auch Peter Camenzind vorwärts. Und das ist herrlich, wie er langsam reifer und tiefer wird. Die Episode mit dem buckligen Boppi, dessen Leben nur Leiden und Liebe war, sein Sterben im Spital — das ist ganz einzig schön, von einer Reinheit und Schlichtheit und menschlichen Größe, daß man gar nicht glauben will, ein so junger (etwa 26jähriger) Poet hätte das erzählen können. Mißtrauischen Leuten möchte deshalb wohl wie ein Husch der Gedanke kommen, wie viel von dieser treuen Einfalt gewollt und literarische Richtung sei, etwa wie bei Ludwig Tieck, mit dem Hermann Hesse sich früher einmal verglichen hat. Aber der Gedanke besteht nicht lange, denn das Herz, das hundertmal stärkere, weist ihn ab.

Es war schwer, für dieses Buch einen Schlußpunkt zu finden, und es klingt auch eigentlich nur mit schwachem Akkord aus. Gegen den Schluß wehrt man sich noch am meisten . . gegen die Perspektive, daß der „Peter" etwa gar Gastwirt werden könne. Denn man identifiziert ihn mehr oder minder ja doch mit seinem Schöpfer, der seinem Helden ja auch eins seiner schönsten Gedichte zu eigen schreibt. Dieses Gedicht möcht' ich von den vielen Schönheiten des Buches wohl herausgreifen, — und vorher, als Einleitung, auf die wundervolle Stelle verweisen (S. 19), wo Hesse von seiner Liebe zu den Wolken spricht. Er spricht in vielen Bildern von dem, was sie sind oder sein können. „Sie schweben zwischen Gottes Himmel und der armen Erde als schöne Gleichnisse aller Menschensehnsucht, beiden angehörig — Träume der Erde, in welchen sie ihre befleckte Seele an den reinen Himmel schmiegt." Und so findet er auch kein anderes Gleichnis für die verlorene, nie besessene Geliebte:

„Wie eine weiße Wolke
Am hohen Himmel steht,
So licht und schön und ferne
Bist du, Elisabeth.

Die Wolke geht und wandert,
Kaum hast du ihrer Acht,
Und doch durch deine Träume
Geht sie bei dunkler Nacht.

Geht und erglänzt so selig,
Daß fortan ohne Rast
Du nach der weißen Wolke
Ein süßes Heimweh hast."

Die Keuschheit, Schlichtheit und tiefe Innigkeit, die in diesem wunderschönen Liede lebt, durchleuchtet auch den „Peter Camenzind". Mit ihm und den „Gedichten" hat sich Hermann Hesse ein gutes Stück über den ganzen sonstigen literarischen Nachwuchs emporgehoben, und wenn das Prophezeien nicht gar ein so böses Geschäft wäre, so könnt' man ihm wohl eine helle Zukunft künden.

Mögen alle Sterne ihm auch weiter günstig sein!

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

f. von Pritzbuer.

Im Januarheft der „Deutschen Monatsschrift“ habe ich mich bemüht, an dieser Stelle dem Leser eine Vorstellung zu verschaffen von der gewaltigen Bewegung, welche zur Zeit einmal wieder unsere deutsche Industrie in ihren hauptsächlich maßgebenden Zweigen in Atem hält, und die entweder auf eine immer festere Zusammenballung der großen Unternehmungen einer Branche auf dem Wege der Fusion, d. h. der vollständigen Verschmelzung zweier oder mehrerer Gesellschaften, oder auf einen Zusammenschluß in der Form eines Syndikats abzielt. Während die Form der Fusion augenblicklich vornehmlich in der Elektrizitätsindustrie zur Anwendung gelangt, und hier dazu geführt hat, daß heute auf diesem Gebiet zwei große Interessengruppen, die Gruppe der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und die Gruppe Siemens & Halske-Schuckert, das Feld beherrschen, was in den letzten Wochen wieder besonders deutlich bei der, man darf fast sagen, die ganze Welt der Technik zur Zeit interessierenden Frage des Turbinenbaues zu Tage getreten ist, steht die Kohlen- und Eisenindustrie unter dem Zeichen der Syndikate, die hier ihre Herrschaft etabliert haben, und deren hier ausgebildete Formen vorbildlich für so manche andere Bestrebungen in dieser Richtung geworden sind. Das bisher wichtigste und für die gesamte Volkswirtschaft bedeutendste Syndikat war das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, das durch seine Neuorganisation im Herbst v. J. die fast absolute Herrscherin auf dem von ihm vertretenen Gebiet geworden ist, und nunmehr ohne Zweifel die Macht besitzt, um ihm widerstrebende Elemente zur Unterwerfung zu zwingen. Eine ihm auch in seinen Machtbefugnissen ähnliche Organisation ist auf dem Gebiete der Eisenindustrie nach fast einjährigen, häufig unterbrochenen, immer wieder aufgenommenen und recht wechselvollen Verhandlungen in der Nacht vom 29. Februar zum 1. März ins Leben getreten, der deutsche Stahlwerksverband, an dessen definitive Konstituierung weiteste Erwerbskreise außerordentlich große Hoffnungen knüpfen, deren auch nur teilweise Erfüllung so manche Schwierigkeit beseitigen müßte, unter denen heute das Eisengewerbe leidet.

Die breiten Erörterungen, welche die Tagespresse der Bildung des Stahlwerkverbandes gewidmet hat, und die Kommentare, mit denen der wechselnde Stand der Verhandlungen begleitet wurde, dürften auch bei denjenigen, welche gewohnheitsmäßig den sogenannten Handelsteil der großen Tageszeitungen bei

der täglichen Lektüre zu überschlagen pflegen, eine gewisse Kenntnis von den Zielen hinterlassen haben, denen der Verband zustrebt, und von den Aufgaben, welche er sich gesetzt hat. Es erscheint deshalb nicht notwendig, an dieser Stelle abermals auf die ganze Organisation des Verbandes, auf seine Mitglieder und die ihnen zugeteilten Beteiligungen und auf die Ursachen einzugehen, welche einige große Werke dem Verbande ferngehalten haben. Nur in aller Kürze sei darauf hingewiesen, daß nach den in Kraft getretenen Bestimmungen die Mitglieder des Verbandes nicht nur die Verpflichtung haben, ihre gesamte Produktion an Rohstahl, an Halbzeug, Eisenbahn-Oberbau-Material und T-, U- und Z Eisen von wenigstens 80 mm Höhe dem Verbande zu verkaufen, sondern daß der Verband auch zu gleicher Zeit als Einkaufsstelle für den Bezug von Rohstahl, Puddelluppen, gewalztem Halbzeug und anderen Stahlerzeugnissen dient. Freigegeben ist bisher dagegen den einzelnen Werken der Verkauf von Walzdraht, Grobblech, Feinblech, Stabeisen usw., welche jedes Werk entweder selbst oder durch bestehende oder noch zu gründende Verkaufsvereinigungen in diesen Artikeln verwerten kann. Natürlich ist aber auch in diesen Erzeugnissen die Gesamterzeugung festgelegt worden. Von der Gesamtproduktion an Rohstahl, die in Deutschland zur Zeit eine Höhe von 8 820 000 Tonnen umfaßt, sind in dem neuen Verband 7 ¾ Mill. Tonnen oder 83,5 % vertretenen, die sich durch den Beitritt der beiden größten ferngebliebenen Werke, der Aktiengesellschaft Phönix in Laar und der westfälischen Stahlwerke, auf 88,5 % erhöhen würden. Auch erwartet man mit Bestimmtheit, daß diejenigen Werke, mit denen bisher aus rein praktischen Gründen noch nicht unterhandelt wurde, sich ebenfalls zum Beitritt entschließen werden.

Welche Macht dieser Verband auf dem Gebiet der Eisenindustrie darstellt, bedarf nach den mitgeteilten Zahlen keiner weiteren Erläuterung. Aber diese große Macht ist doch nicht das eigentliche neue in dieser Verbandsbildung, die in dieser Hinsicht im Kohlensyndikat einen ebenbürtigen Genossen hat. Sondern das, was dieses Syndikat von allen derartigen Vereinigungen unterscheidet, ist, daß hier zum erstenmal nicht nur das inländische Geschäft syndiziert ist, sondern daß sich die Tätigkeit des Verbandes auch auf den Export erstreckt, ja daß gerade die Mißstände und Klagen, welche die Ausfuhrpolitik der bisher in den übrigen großen Verbänden der Eisenindustrie zusammengeschlossenen Werke hervorgerufen hatte, der Hauptanlaß zur Gründung des Stahlwerksverbandes gewesen sind. Seit dem Rückgang der Konjunktur im Jahre 1900 haben diese Klagen nicht aufgehört; sie haben unaufhörlich im Vordergrund der Diskussion gestanden, und selbst diejenigen, welche dankbar anerkannten, in wie hervorragender Weise die gesteigerte Ausfuhrtätigkeit der Eisenindustrie uns während der letzten Jahre über die durch den Rückgang des Inlandskonsums hervorgerufenen Schwierigkeiten hinweggeholfen hat, die darüber klar waren, wie es auf diese Weise möglich gewesen ist, die großen Werke im Betriebe zu erhalten, die angesammelten Vorräte abzusetzen und Arbeiterentlassungen zu vermeiden, haben sich doch auf die Dauer dem Eindruck der Beschwerden nicht entziehen können, die namentlich auch bei den Ver-

handlungen der Kartellenquete über das Roheisensyndikat und den Halbzeugverband in sehr drastischer Weise laut geworden sind. Speziell wurden weitere Kreise auf die hier herrschenden angeblichen Mißstände aufmerksam, als der Leiter einer unserer größten Aktienbanken, der zugleich als besonderer Kenner des amerikanischen Wirtschaftslebens gilt, bei seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten es öffentlich aussprach, daß die schlechten Preise, welche die deutschen Werke bei ihrem Export nach der nordamerikanischen Union erzielten, nur durch die scharfe Konkurrenz zu erklären seien, welche sich die deutschen Gesellschaften gegenseitig im Ausland machten. Am heftigsten aber waren die Klagen der Verbraucher von Halbzeug, die ihren Bedarf im Inlande zu den hohen Preisen decken mußten, welche die Halbzeugproduzenten durch ihren fest geschlossenen Verband für den inländischen Markt durchsetzen konnten, während den ausländischen Abnehmern Halbzeug so billig geliefert wurde, daß die ausländische Konkurrenz in Fertigfabrikaten angeblich nicht nur auf dem Weltmarkt den deutschen Wettbewerb infolge ihrer billigen Produktionskosten, welche wieder aus der billigen Lieferung von deutschem Halbzeug resultierten, unterbieten konnten, sondern daß sich sogar auf dem Inlandsmarkt das konkurrierende Ausland fühlbar machen sollte. Aus diesen Mißständen rührten schwere Anklagen gegen die Kartelle her, da nur durch die Hochhaltung der Inlandspreise von seiten der Verbände die einzelnen Werke imstande waren, zu so verlustbringenden billigen Preisen zu exportieren.

Es wäre notwendig, den hier zur Verfügung stehenden Raum um das zehn- bis zwanzigfache zu überschreiten, wenn man diese Klagen im einzelnen begründen und in eingehender Weise widerlegen wollte. Es muß deshalb genügen, sich auf Äußerungen von Sachkennern zu berufen, die als Vertreter der so hart getadelten Preispolitik der Rohstoff- und Halbzeugverbände aufgetreten sind. So hat bei den Verhandlungen über das Roheisensyndikat ein Mann von der Bedeutung und der praktischen Erfahrung des Generalsekretärs Bueck darauf hingewiesen, daß derartige billige Auslandsverkäufe durch die Verhältnisse auf dem Weltmarkt bedingt seien. Kein einzelner Fabrikant, aber auch kein Syndikat verkaufe billiger nach dem Auslande, als sie durch den Weltmarktpreis zu verkaufen gezwungen seien. Bueck gab aber weiter unumwunden zu, daß nur der durch die Verbände hochgehaltene Inlandspreis die billigen Exportpreise ermögliche, er fragte aber, und wohl mit Recht, ob nicht noch eine viel größere Schädigung der inländischen Konsumenten eintreten würde, wenn diese Verkäufe nach dem Ausland infolge niedrigerer Inlandspreise nicht stattfinden könnten. Es werde doch nur derjenige Teil der Produktion im Ausland abgesetzt, der im Inland nicht untergebracht werden könnte. Wenn nun der Inlandskonsum abnimmt, wie das beispielsweise nach der Krisis von 1900 der Fall war, so würde ein großer Nachteil für die inländischen Verbraucher entstehen, wenn ein Export nicht stattfinden könnte, weil dann die Überproduktion im Inlande im Verhältnis der Abnahme des Inlandskonsums vermindert werden müßte. Eine derartige Verringerung der Produktion steigert aber die Produktionskosten, und es würden,

wenn ein Export unmöglich wäre, durch Einschränkung der Produktion die Produktionskosten so hoch werden, daß die Preise auch für den inländischen Markt erhöht werden müßten. Auf diese Weise aber würde sich das Übel nur verschlimmern, denn gerade der nach Ansicht der Verbraucher schon jetzt zu hohe Inlandspreis für Rohstoffe und Halbzeug würde dann noch weiter steigen, die herrschende Krisis aber sich durch weitere Einschränkung der Produktion, durch Entlassung von Arbeitern noch weiter verschlimmern, während man jetzt ohne Widerspruch zu finden behaupten kann, daß der schnelle Verlauf der hinter uns liegenden Depression im wesentlichen darauf zurückzuführen ist, daß wir in der Lage waren, einen großen Teil der zu stark gewachsenen Produktion in das Ausland zu versenden.

Auch Liefmann, der beste Kenner des Kartellproblems unter den deutschen Universitätslehrern, hat in seiner lesenswerten Schrift: Schutzzoll und Kartelle eine Lanze für die wegen ihrer billigen Ausfuhr angegriffenen Werke gebrochen. Er macht darauf aufmerksam, daß die Anschauung, daß ein Verkauf ohne Gewinn an das Ausland unter allen Umständen eine Schädigung des Nationalwohlstands bedeutet, höchstens dann zutreffend sei, wenn der erzielte Preis nicht einmal die Vergütung für die Kosten des Rohstoffs und des Fabriklohnes enthält. „Wenn aber ein Unternehmer, um sich Beschäftigung zu verschaffen, Arbeitskräfte und Betriebseinrichtungen auszunutzen, ohne Gewinn an das Ausland verkauft, so ist dies an sich einem Stilliegen vorzuziehen. Denn eine solche Fabrik gewährt den Arbeitern Beschäftigung, die ihren Lohn ausgeben und nicht der Armenpflege zur Last fallen, und sie gibt Rohstofflieferanten Aufträge, die wieder Arbeiter beschäftigen und an den Einkäufen jener verdienen." Liefmann erinnert an einen Ausspruch des Handelsministers Möller in der Zolltarifkommission bei der Beratung über den Roheisenzoll, der dahin lautet: man müsse bedenken, daß bei Lieferungen in das Ausland das Arbeitsquantum dem Inlande verbleibe und das Kartell nur seine eigenen Generalkosten ermäßige. In diesem Punkt handelten auch freihändlerische Länder, z. B. England, gleich; auch englische Firmen verkauften billiger an das Ausland. Größere Produktion ermäßigt aber die auf die Produkteneinheit fallende Quote der Generalunkosten. „Würden die Fabrikanten ihre aufgestapelten Warenvorräte nur zu den vorher kalkulierten Preisen verkaufen, so würden sich bei Fortsetzung des Betriebes die Vorräte zunächst immerfort vergrößern, was aus technischen Gründen unausführbar ist und endlich doch zu Betriebseinschränkungen und Arbeitsentlassungen führen müßte."

Und was die Frage anlangt, daß durch den billigen Export an Rohstoffen und Halbzeug die deutschen Weiterverarbeiter in ihrer Konkurrenzfähigkeit mit den ausländischen Werken auf dem Weltmarkt geschädigt werden, so macht auch hinsichtlich dieses Punktes Liefmann mit Recht darauf aufmerksam, daß diese Verkäufe doch stets in Konkurrenz mit anderen ausländischen Offerten erfolgten, und die deutschen Exporteure die Preise nur so weit unterbieten, als notwendig ist, um den Auftrag zu erhalten. Hätten die Deutschen also nicht verkauft, „so

hätten andere Staaten jenen ausländischen Weiterverarbeitern den Rohstoff nicht viel teurer geliefert. Aber auch wenn wir beim Export des Rohstoffs keine Konkurrenz zu bekämpfen hatten, werden wir doch den im Ausland herrschenden Preis nur eben so weit unterbieten, wie nötig ist, uns den Absatz zu sichern. Daraus ergibt sich die wichtige Schlußfolgerung: Die Konkurrenzfähigkeit unserer weiterverarbeitenden Industrie im Auslande würde auch nicht besser sein, wenn die Rohstoffindustrien gar nicht exportierten."

Es muß mit Liefmann daran festgehalten werden, daß eine Schmälerung der Konkurrenzfähigkeit der heimischen weiterverarbeitenden Industrie gegenüber der des Auslandes nicht durch den billigen Export, sondern durch die hohen Inlandspreise erfolgt, welche die Rohstoffproduzenten durch Syndikate und Kartelle zu erzielen vermögen. Sollte sich auf diese Weise eine dauernde Schädigung herausstellen, dann wäre es allerdings notwendig, gegen derartige Kartelle und ihre Preisfestsetzungen Maßregeln zu ergreifen.

Wie man aus dem vorstehend ausgeführten ersieht, fallen die über Exporttätigkeit der Kartelle geführten Klagen zum größten Teil in sich zusammen. Anders steht es aber mit dem anderen bereits erwähnten Fall, daß sich deutsche Werke unter einander im Ausland derartig unterbieten, daß sie nur die kläglichsten Preise erzielen. Und diesem Übelstande abzuhelfen und in diesem Punkt die Ausfuhr einheitlich zu organisieren, wird eine der Hauptaufgaben des neu gegründeten Stahlwerksverbandes sein. Und in dieser Aufgabe liegt eben das neue und ihm charakteristische, das ihn von allen übrigen Verbänden unterscheidet. Diese Aufgabe ist denn auch von ihm anscheinend mit Eifer in Angriff genommen worden, er hat sich zu diesem Zweck bereits mit dem anderen großen Syndikat auf dem Montanmarkt, dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat ins Einvernehmen gesetzt, und beide sind übereingekommen, Exportvergütungen nur nach einheitlichen Gesichtspunkten zu zahlen. Da es ferner dem Verband zweifellos gelingen wird, die in der letzten Aufschwungsperiode konstatierten Ausschreitungen, nämlich die übermäßigen Produktionsausdehnungen, wie sie namentlich in Rheinland und Westfalen vorgekommen sind, zu verhindern und die Produktion mit dem Konsum in Einklang zu halten, so ist allerdings die Gründung des Stahlwerksverbandes als ein sehr bedeutungsvoller Schritt auf dem Gebiet der Organisation der deutschen Volkswirtschaft zu begrüßen. Es ist nun einmal nicht zu bezweifeln, daß bei dem immer schärfer werdenden Kampfe um den Weltmarkt diejenige Industrie siegen wird, welche am besten organisiert ist. Die Fehler, welche in der hinter uns liegenden Zeit von den Kartellen gemacht wurden, sind von ihren Vertretern in den schon mehrfach erwähnten kontradiktorischen Verhandlungen voll anerkannt worden; sie dürften sich also nicht wiederholen. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die in großen Syndikaten geeinigte deutsche Industrie nicht jedem Gegner gewachsen sein sollte.

* * *

Vielleicht mit am größten waren die Hoffnungen, welche gerade die Börse und die ihr angehörigen Interessentengruppen auf die Konstituierung des Stahlwerksverbandes gesetzt hatten. Allerdings war der Verband nur eine Nummer in dem großen Programm, mit welchem die Börsenspekulation in das Jahr 1904 eingetreten war. Die starke Erholung, welche das deutsche Wirtschaftsleben nach den Stürmen der Jahre 1900 und 1901 erkennen ließ, und die desto deutlicher zutage trat, je weiter das Jahr 1903 vorrückte, hatte die Zuversicht genährt, daß das laufende Jahr eine Periode wirtschaftlichen Aufschwungs eröffnen werde, die ähnlich der Konjunktur der Jahre 1895—1900 der gesamten deutschen Volkswirtschaft reichen Segen in den Schoß werfen würde. Der Neuabschluß der Handelsverträge stand anscheinend vor der Tür, die Montanindustrie hatte sich zu gewaltigen Verbänden zusammengeschlossen und erschien stark genug, sowohl auf dem Inlandsmarkte jeden anstürmenden Gegner aus dem Felde zu schlagen, wie auf dem Auslandsmarkte die Konkurrenz der übrigen Industriemächte zu bestehen. Auch die bevorstehende Revision des verhaßten Börsengesetzes und des drückenden Börsensteuergesetzes war offiziell angekündigt worden. Kein Wunder, wenn bereits im letzten Vierteljahr 1903 wieder ein lebhafterer Verkehr in die zeitweise recht stillen Hallen in der Burgstraße einzog und eine allzu eifrige Spekulation bemüht war, die Hoffnungen, welche man auf die nächste Zukunft setzte, bereits jetzt in den Kursen der Industriepapiere zum Ausdruck zu bringen. Auch die an der Jahreswende heraufziehenden Wolken, welche auf ein nahendes Kriegsgewitter im fernen Osten hindeuteten, fanden keine oder nur eine äußerst geringe Beachtung, zumal auch die Auslandsbörsen, besonders Paris, den drohenden Symptomen keine Beachtung schenkten, auch nicht recht einzusehen war, welche tiefergehenden Störungen die deutsche Industrie und der deutsche Handel, als ganzes genommen, von einem Konflikte zwischen Japan und Rußland erleiden sollten. So wurde denn das noch in 1903 begonnene Spiel in Industriepapieren fortgesetzt, und wenn es zeitweise etwas weniger lebhaft an der Börse zuging, als im letzten Quartal des verflossenen Jahres, so trug hieran weniger die Furcht vor kriegerischen Verwicklungen als der Umstand die Schuld, daß, wie sich allerdings erst später mit voller Deutlichkeit herausstellte, bereits eine derartige Überspekulation vorhanden war, daß selbst waghalsige Börsianer es nicht mehr unternehmen konnten, zu den bestehenden Verpflichtungen neue einzugehen. Anscheinend aber war alles voll fröhlichster Zuversicht, zumal der Geldstand leicht blieb, und die führenden Banken neue große Geschäfte ausgearbeitet hatten, für deren Realisierung sie gutes Börsenwetter brauchten, es also in ihrem Interesse lag, die große Schaar der zünftigen und nichtzünftigen Spekulation bei guter Laune zu erhalten.

Welches schmähliche Ende diese Börsenkonstellation nahm, ist leider nur noch zu genau in aller Gedächtnis. Kaum war der erste Kanonenschuß vor Port Arthur gefallen, als die Kurse prozentweise fielen und sowohl die hiesige wie die französische und italienische Spekulation von einer Panik befallen wurden,

die niemand auch nur für möglich gehalten hatte, und die wahllos alles mit sich in den Abgrund riß. Die Zahlungseinstellungen häuften sich von Tag zu Tag, aus den verschiedensten Städten, aus Nord- und Süddeutschland liefen täglich neue Hiobsposten von zusammengebrochenen Bankfirmen ein, nachdem Berlin mit sehr bösen Beispielen vorangegangen war. Unter den insolventen Firmen befanden sich Häuser, die auf eine über zweihundertjährige Vergangenheit zurückblickten und wo sich nun der jetzige Inhaber als schlechter Hüter des ihm von den Vätern überkommenen Erbes erwies. Wie immer in solchen Zeiten, zeigte es sich, daß die verschiedenen Bankfirmen anvertrauten Depots nicht in Ordnung, sondern von den Geschäftsinhabern zur Deckung ihrer eigenen Verbindlichkeiten verwendet worden waren; mancher der nun Ertappten entzog sich durch einen freiwilligen Tod dem irdischen Richter, während auf der andern Seite so mancher kleine Privatkapitalist seine sauer erworbenen Ersparnisse schwinden sah. Voll Schrecken fragten viele, wie derartige Ereignisse möglich sein und ob wirklich die Pessimisten recht behalten sollten, welche seit geraumer Zeit an der Zuverlässigkeit unserer Bank- und Börsenkreise zweifelten. In Berlin war man genötigt, bei der Regulierung einer Anzahl kleinerer Firmen über den Monatsschluß hinwegzuhelfen. An den italienischen Börsen nahm die übliche Monatsliquidation mehrere Tage in Anspruch, und in Paris trat der französische Finanzminister Rouvier, allerdings eine finanztechnische Kapazität ersten Ranges, mit dem Syndikus der Maklerkammer in Verbindung, um mit ihm die Maßregel zu erörtern, welche zur Überwindung der kritischen Zustände am Pariser Platz notwendig erschienen.

Die Antworten, die auf die Frage nach der Ursache einer derartigen Katastrophe gegeben wurden, lauteten natürlich sehr verschieden, je nach dem Standpunkt und der geschäftlichen Position, welche derjenige inne hatte, welcher die Antwort gab. Die Bank- und Börsenkreise, welche die Affäre schließlich in erster Linie anging, waren einstimmig darin, daß die ganze Situation, welche sich an der Börse herausgebildet und welche zum Zusammenbruch der Spekulation geführt habe, eine Folge des Börsengesetzes sei, welches die Spekulation geschwächt und durch das Verbot des Terminhandels in Industriepapieren alle Engagements auf den Kassamarkt gedrängt habe, dessen Schwerfälligkeit, schon weil die Kontremine fehle und alle Welt à la hausse engagiert sei, bei jedem Zwischenfall, der größere Verkäufe veranlasse, einen unverhältnismäßig tiefen Fall des Kursniveaus herbeiführe, während auf dem Terminmarkt ein solcher Rückgang durch die Tätigkeit der Baissespekulation in relativ engen Grenzen gehalten werde. Diese Anschauung hatte sogar Anhänger in konservativen Kreisen gefunden; der bekannte Führer der freikonservativen Partei im preußischen Abgeordnetenhause, Freiherr von Zedlitz, trat sowohl publizistisch wie in verschiedenen Reden in der preußischen zweiten Kammer für eine radikale Reform des Börsengesetzes und für die Aufhebung des Terminhandelsverbots in den Anteilen von Bergwerks- und Industrieunternehmungen ein. Aber er vermochte nicht einmal die eigenen Parteigenossen

geschweige die Regierung von der Richtigkeit seiner Argumente zu überzeugen, und letztere beschränkte sich, als sie wenige Tage nach dem Zusammenbruch der Spekulation die Novelle zum Börsengesetz dem Reichstage vorlegte, auf den Vorschlag, diejenigen Bestimmungen zu ändern, welche gewissenlosen Spekulanten als Schutz für ihr dunkles Treiben gedient hatten, hielt aber im übrigen an den grundlegenden Bestimmungen des viel besprochenen Gesetzes vom 22. Juni 1896 fest.

Es soll hier in diesem Augenblick nicht in eine Untersuchung darüber eingetreten werden, ob es, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, richtiger gewesen wäre, wenn die Regierung zu einer weitergehenden Reform des Börsengesetzes die Hand geboten hätte. Aber das erscheint kaum zweifelhaft, daß der große Kurssturz, der in der zweiten Februarwoche die deutschen Börsen heimsuchte, auch erfolgt wäre, wenn das Börsengesetz nicht bestanden hätte und wenn der Krieg zwischen Japan und Rußland nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Die Krisis, die sich in diesen Kursstürzen offenbarte, trägt so deutlich alle Zeichen der Überspekulation in sich, daß es nicht nötig erscheint, nach anderen Ursachen zu forschen. Das zeigt sich einmal in der Tatsache, daß von dem Rückgang vorzugsweise Papiere betroffen wurden, welche in ihrem inneren Werte von dem Ausbruch des Krieges und dessen Folgen kaum oder gar nicht berührt wurden, das zeigt sich weiter in dem Charakter, den die vielfachen Zusammenbrüche trugen. Nicht russische oder japanische Renten litten in erster Linie unter dem Zusammenbruch, sondern die bestfundiertesten deutschen Bankaktien und Industriepapiere und die besonders von der Pariser Spekulation abhängige türkische und spanische Rente. Die beiden letztgenannten Papiere sind allerdings bereits seit geraumer Zeit ein ganz bevorzugtes Objekt der internationalen Spekulation: für erstere hat die sogenannte Unifikation der türkischen Serienanleihen die Phantasie der Spekulation angeregt, letztere sind von dem tiefen Stand, den sie während des spanisch-amerikanischen Krieges einnahmen, bald wieder zu einer recht ansehnlichen Höhe emporgehoben worden, da trotz der schlechten Finanzlage Spaniens und der noch heute fortdauernden Mißwirtschaft der regierenden Kliquen weite Kreise der Pariser Spekulation die Hoffnung auf eine wirtschaftliche Wiedergeburt dieses von Natur so reichen Landes und auf ein endliches Gelingen der vielfachen Projekte zur Wiederherstellung der spanischen Valuta nicht aufgeben wollen. Es waren enorme Engagements in den beiden genannten fremden Rentenpapieren sowohl hier wie in Paris angehäuft worden, während, wie gesagt, russische Werte, die allerdings naturgemäß in dem langen Zeitraum der Ungewißheit, die dem endlichen Ausbruch des Krieges vorausging, eine gewisse Einbuße erlitten hatten, sich relativ gut hielten. Speziell hat sich die große Schar der kleinen französischen Sparer, in deren Kreisen mehrere Milliarden russischer Fonds plaziert sind, kaum gerührt und sieht mit anscheinendem Gleichmut der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen, fest überzeugt, daß Rußland auch diesmal, wie während anderer schwerer Krisen die ihm obliegenden finanziellen Verpflichtungen treu erfüllen wird.

In welchen Summen Engagements aufgehäuft wurden, dafür sind der beste Beweis die Zahlungseinstellungen, die in Berlin erfolgten und die in so wenig erfreulicher Weise den Diskussionsstoff für die Tagespresse, aber auch für zahlreiche Kreise abgaben, welche sich gewöhnt haben, die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Zustände sine ira et studio zu betrachten. 27 Mill. Mark soll das Engagement, vornehmlich in Rentenwerten, und zwar in erster Linie in Türken, betragen haben, das jener waghalsige Spekulant aufgehäuft hatte, dessen Name tagelang in aller Munde war. Und diese Summe bildete nur einen, wenn auch den größten Teil der von ihm eingegangenen Verpflichtungen, da eine der bekanntesten Großbanken die bei ihr laufenden Summen, um eine raschere Abwicklung der fatalen Angelegenheit zu ermöglichen, vorweg übernommen hatte. Und immer wieder ist die Frage aufgetaucht, aber bisher nicht genügend beantwortet worden: wie war es möglich, daß ein als Spekulant bekannter Mann einen derartigen Kredit bei den großen führenden Aktienbanken finden konnte. Auch für diese unerfreuliche Erscheinung hat man den durch das Börsengesetz herbeigeführten Zustand der Berliner Börse verantwortlich machen wollen und hat wohl gesagt, die großen Institute brauchten bei der derzeitigen Verödung des Geschäfts eine solche, draufgängerische Mittelsperson, welche als Vermittlungsstelle diente und die von ihnen an den Markt gebrachten neuen Werte in weiteren Kreisen der zünftigen und nichtzünftigen Spekulation unterbrächte. Aber diese Erklärung ist keineswegs stichhaltig. Gewiß kann ein solcher Mann zu Zeiten den Banken innerhalb gewisser Grenzen wertvolle Dienste leisten, aber ihm deshalb eine derartige Stellung einzuräumen, wie sie ihm in dem hier in Rede stehenden Fall durch Gewährung der erwähnten Millionenkredite zugewiesen war, ist in keiner Weise angängig. Diese Erklärung ist aber auch deshalb nicht stichhaltig, weil die Verarmung der kleinen Spekulation und der Rückgang des mittleren Bankiersstandes allerdings durch das Börsengesetz gefördert, aber keineswegs durch dasselbe verursacht worden ist. Es vollzieht sich hier, auf dem eigensten Gebiet des Kapitals, derselbe Prozeß der Konzentration und der Aufsaugung der mittleren Betriebe, wie auf allen übrigen Gebieten des Wirtschaftslebens, ein Prozeß, der zur Zeit besonders grell auf dem Gebiet des Bankwesens hervortritt, weil das Entstehen der großen Aktienbanken zu den jetzt bestehenden Riesenunternehmungen erst während des letzten halben Menschenalters die jetzt angestaunten Dimensionen angenommen hat, weil gerade auf diesem Gebiet die letzte Konjunktur ganz erstaunliche Veränderungen mit sich gebracht hat, wie denn vielleicht die Wirkungen der letzten Aufschwungsperiode in bezug auf die ganze Struktur unserer Volkswirtschaft noch lange nicht hinreichend erkannt und noch durchaus ungenügend gewürdigt werden. Das Verschwinden des Mittel- und Kleinbetriebes bringt für jedes einzelne Gebiet der nationalen Wirtschaft eigentümliche Vorteile und Nachteile mit sich. Sein Verschwinden auf dem Gebiet des Bankwesens hat die Folge gehabt, daß der Börsenorganismus, dessen Räderwerk gerade durch die geschäftigen Hände der großen Masse im Gange gehalten wurde, durch das

fortgesetzte weitere Einschrumpfen der Kulisse nicht mehr in der alten Stärke und Regelmäßigkeit funktioniert, daß man aber noch immer in der alten Weise weiter arbeitet, und noch nicht dazu gekommen ist, den neuen Zuständen neue Formen anzupassen. Dieses Übergangsstadium hilft den großen Banken aber nicht über die Pflicht hinweg, die ihnen ihre jetzt erworbene Stellung, von der aus sie das ganze Börsengetriebe beherrschen, auferlegt. Gerade sie sind in erster Linie berufen, die Ausschreitungen der Spekulation, auch der nichtzünftigen, zu verhindern, welche sie heute durch allzu reichliche Gewährung von Krediten nur allzu sehr fördern. Daß das Börsengesetz, dessen Tendenz es war, die Kreditspekulation zu unterbinden, um die Outsiders vom Börsenspiel fernzuhalten, gerade in diesem Punkt vollständig versagt hat, ist mit in erster Linie die Schuld der großen Banken, welche von jeher in der Form des uneigentlichen Lombardgeschäftes ihren Kunden jeden gewünschten Kredit zur Spekulation in Kassapapieren zur Verfügung stellten. Wenn man nun weiß, wie stark grade die Spekulation in Kassawerten seitens des Publikums in den letzten Jahren gewesen ist, und wenn man sich erinnert, welche Erschütterungen hier eingetreten sind, sobald die großen Institute durch die Verhältnisse dazu gedrängt wurden, die bewilligten Kredite einzuschränken, so wird man in Betreff der geübten Liberalität nur einer Meinung sein können, auch abgesehen von den ethischen Folgen, welche das jetzt in fast allen Bevölkerungsschichten grassierende Börsenspiel für die Beteiligten, aber auch für die gesamte Volkswirtschaft haben muß. Es erscheint dringend notwendig, daß die großen Institute, die, wie von allen Kennern anerkannt werden muß, so viel zur industriellen Blüte Deutschlands beigetragen, welche in erster Linie durch ihre Arbeit dem deutschen überseeischen Handel die Wege geebnet haben, sich auch in Bezug auf die Börse und das Effektengeschäft zu höheren Gesichtspunkten emporraffen, daß sie das eigentliche Börsenspiel und die Agiotage von sich und ihren Kunden fernhalten und darauf verzichten, das Börsenspiel in der bisherigen Weise zu unterstützen, ja unter Umständen direkt zu ihm anzureizen. Eine solche durchaus zu verwerfende Anreizung ist aber beispielsweise darin zu sehen, wenn große Institute ihre Kunden daran gewöhnen, Effekten franko Provision unter dem Tageskurs zu kaufen, und durch Zirkular zu derartigen Operationen auffordern. Ebenso, ja vielleicht noch viel verwerflicher ist es, wenn eine große Bank, wie es leider fast allgemein die Regel geworden ist, ihren Kunden ihr Akzept zur Verfügung stellt und ihnen auf diese Weise billiges Geld, nicht zu berechtigten wirtschaftlichen Zwecken, sondern lediglich zum Zwecke der Börsenspekulation verschafft. Ein solches Verhalten kann kaum scharf genug verurteilt werden, und doch erklärt sich nach Ansicht vieler Sachverständigen die starke Steigerung der Akzeptkredite, die auch in den in den letzten Wochen publizierten Bankbilanzen wieder sichtbar wurde, zu einem guten Teil durch die Leichtigkeit, mit der man bei den großen Bankinstituten auf diese Weise Geld erhalten kann. Wohin diese Spekulantenzucht führt, haben die letzten Vorgänge an der Berliner Börse nur allzu deutlich be-

wiesen. Die zu übermäßiger Höhe angehäuften Engagements, auf welche der Zusammenbruch im Februar, wie nochmals wiederholt sei, fast ausschließlich und jedenfalls als auf ihre letzte Ursache zurückzuführen ist, wären ohne die viel zu weit gehende Kreditgewährung der großen Bankinstitute unmöglich gewesen. Auch der volkswirtschaftlich wichtige Gesichtspunkt, daß auf diese Weise dem zu berechtigten wirtschaftlichen Zwecken reichlich vorhandenen reellen Kapital durch fiktives in großem Umfang Konkurrenz gemacht wird, muß als nicht unwichtig in den Vordergrund geschoben werden.

Um die feinste Blüte der Kreditspekulation handelt es sich bei dem börsenmäßigen Terminhandel, dessen Wiedereinführung für den Verkehr in den Anteilen von Bergwerks- und Fabriksunternehmungen von weiten Kreisen der Spekulation als durchaus notwendig bezeichnet, dessen Zulassung indessen von seiten der Regierung vorläufig noch verweigert wird, und der auch in der dem Reichstage zugegangenen Börsengesetznovelle eine Stelle nicht gefunden hat. Es ist schwer, zu einem abschließenden Urteil in dieser Frage zu gelangen; ein exakter Nachweis über seine Vorteile und Nachteile, soweit er überhaupt möglich scheint, ist jedenfalls 1896 bei Beratung des Börsengesetzes nicht einmal versucht worden. Einigkeit besteht wohl darüber, daß der Terminhandel in den international gehandelten Papieren die Abwicklung der internationalen Zahlungsverbindlichkeiten erleichtert und die Börsen der verschiedenen Länder in ihren Zinssätzen und Geldverhältnissen einander nähert. Einen derartigen Ausgleich herbeizuführen, ist bekanntlich die volkswirtschaftlich sehr wichtige Aufgabe der Arbitrage, deren Verkehr in Deutschland aber durch die enorm hohen Steuersätze gelitten hat, weshalb die in Vorbereitung befindliche Steuergesetznovelle Erleichterungen auf diesem Gebiet vorsieht. Einigkeit besteht ferner darüber, daß der Terminhandel in fremden Valuten notwendig ist, weil es sonst unmöglich wäre, nach Ländern mit schwankender Valuta zu exportieren. Aber dieses Moment hat für den deutschen Exporteur an Bedeutung verloren, seitdem die beiden für ihn in dieser Hinsicht hauptsächlich in Betracht kommenden Länder, Rußland und Österreich-Ungarn, zur Goldwährung übergegangen sind. Dagegen gehen über den Wert des Terminhandels für Industriepapiere die Meinungen weit auseinander, und es sind keineswegs nur die Mitglieder der wirtschaftlich konservativen Parteien, sondern recht liberal gesinnte Volkswirte, welche die Notwendigkeit des Terminhandels auf diesem Gebiet nicht einzusehen vermögen. Bekannt ist, daß bereits vor der Börsenenquetekommission sich westdeutsche Fabrikanten und Grubenbesitzer dahin äußerten, daß die Industrie es mit Freuden begrüßen würde, wenn ihre Papiere nicht mehr per ultimo gehandelt würden, und daß im Sommer 1896 in den Tagen, als die Beratung des Börsengesetzes im Reichstag auf der Tagesordnung stand, der Verein für die bergbaulichen Interessen des Oberbergamtsbezirks Dortmund auf eine Anfrage der Regierung erklärte, daß ein Bedürfnis zum Terminhandel in Bergwerkspapieren nicht vorliege. Auch der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein äußerte sich dahin, daß er kein Interesse am Terminhandel in

Bergwerkspapieren habe. Die Vorwürfe, welche die Vertreter der Industrie gegen den Terminhandel richteten, gipfelten vornehmlich in zwei Punkten, einmal richte sich das Interesse der Spekulation bei den per ultimo gehandelten Effekten mehr auf die Kursschwankungen der Papiere als auf das Gedeihen der Werke, und ferner sei es mit Hilfe der dem Börsenhandel dienenden Einrichtungen möglich, sich in den Besitz einer großen Anzahl von Aktien zu setzen, und auf diese Weise Beschlüsse durchzusetzen, welche mehr dem Interesse der Spekulation als der guten Entwicklung des Unternehmens dienten. Von Seiten der Anhänger des Terminhandels wurde demgegenüber vornehmlich auf die breite Marktbildung, die stetige Preisgestaltung und damit zusammenhängend auf die Möglichkeit, jederzeit ohne größeres Risiko kaufen und verkaufen zu können, verwiesen. Ein exakter Beweis für diese Behauptungen wurde, wie bereits erwähnt, damals nicht versucht; im Sinne der Anhänger des Terminhandels hat ihn dann nach den Erfahrungen der letzten Jahre die sehr scharfsinnige und in ihrer Art ausgezeichnete Denkschrift des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes zu erbringen unternommen.

In dieser Denkschrift ist ein unendlich großes Material zusammengetragen worden; alle Mißstände, welche sich an der Börse speziell nach dem Umschwung der Konjunktur herausgestellt haben, sind durch Beibringung einer großen Fülle authentischen Materials, das sehr geschickt gruppiert ist, auf das grellste beleuchtet worden, ein Ton verhaltener Leidenschaft geht durch das ganze Werk, das bei den bevorstehenden Debatten über die Reform des Börsengesetzes viel zitiert werden wird, eine solche Beachtung auch verdient, und jedenfalls ein bemerkenswertes Zeugnis dafür ist, zu welchen Zuständen die übereifrige und häufig unüberlegte Gesetzesmacherei unserer Tage führt. Ob aber der Beweis gelungen ist, daß die jetzigen Verhältnisse an der Börse die Wiedereinführung des Terminhandels in den Anteilen von Bergwerks- und Industrieunternehmungen gebieterisch forderten, darüber kann man bei aller Anerkennung des Fleißes und des Scharfsinns, mit dem die Denkschrift verfaßt wurde, doch vielleicht zweifelhaft sein. Dazu sind doch die speziellen Verhältnisse, die in dem Jahre der größten Kursschwankungen, 1900, obwalteten, zu wenig ins Auge gefaßt, es fehlen ferner die Vergleichsziffern aus früheren kritischen Zeiten, und endlich wird, wie übrigens auch in ähnlichen derartigen Veröffentlichungen, die Tatsache unerwähnt gelassen, daß der Terminhandel in den sieben vor dem Erlaß des Börsengesetzes per ultimo gehandelten Montanpapieren zwar stark zurückgegangen, aber keineswegs völlig ausgeschaltet ist, daß er in gewissen, hier nicht näher zu erörternden Ersatzformen fortgesetzt wird und Interessenten sich aus jeder beliebigen Tageszeitung über die im sogenannten freien Verkehr festgestellten Kurse orientieren können. Die Novelle zum Börsengesetz läßt sicherlich mancherlei berechtigte Wünsche des deutschen Bankgewerbes unerfüllt, aber sie beseitigt diejenigen Bestimmungen, die, wie auch die Begründung der Novelle anerkennt, geradezu demoralisierend gewirkt haben, die ganze Be-

völkerungsschichten zur Untreue in geschäftlichen Dingen erzogen und sie entwöhnten, für die Folgen ihrer Handlungen einzustehen. Es wird für die Folge doch recht schwierig sein, in der bisher beliebten Weise zu operieren, d. h. die aus Börsengeschäften resultierenden Gewinne einzustreichen, aber bei Verlusten den Differenz- bezw. den Registereinwand zu erheben. Die Gefahr, welche in dieser Hinsicht jedem Bankier fast täglich drohte und die es ihm schließlich unmöglich machte, bei der herrschenden dreißigjährigen Verjährungsfrist den Stand seines Geschäftes zu übersehen, ist durch die neuen Bestimmungen, wenn auch nicht vollständig, so doch so gut wie vollständig beseitigt worden. Ob aber die Börse als solche wieder die alte Kraft erlangen wird, und ob sie sie erlangen würde, wenn beispielsweise dem Wunsch auf Aufhebung des Terminhandelsverbots stattgegeben würde, das erscheint nach den Lücken, welche die Entwickelung der letzten Jahre in die Reihen der kleinen Spekulation gerissen hat, und im Hinblick auf das Übergewicht, das die großen Aktienbanken erlangt haben, recht zweifelhaft. Heute ist jedes große Bankinstitut eine Börse für sich, ein großer Teil der bei der Bank einlaufenden Kauf- und Verkaufsaufträge hebt sich gegenseitig auf, und nur der überschießende Rest wird an der Fondsbörse zur Erledigung gebracht. Ob der Prozeß der Kapitalskonzentration schon auf seinem Höhepunkt angelangt ist, ob er demnächst bereits Rückbildungen erfahren, oder ob er noch weitere Fortschritte machen wird, das wird zu einem guten Teil davon abhängen, ob es den großen Instituten gelingt, dauernd Männer zu finden, welche ein derartiges Riesengeschäft übersehen können, und welche sich bewußt sind, daß die Macht, die ihnen anvertraut ist, nicht nur im privatwirtschaftlichen Interesse verwendet werden darf, sondern daß eine Stellung, wie sie die großen Banken bereits heute im wirtschaftlichen Leben einnehmen, Pflichten gegen die Allgemeinheit mit sich bringt, deren Erfüllung eine unerläßliche Vorbedingung für eine weitere Ausdehnung der Einflußsphäre der Banken ist. Das sogen. gemischte Banksystem, das heute in Deutschland seine höchste Blüte erreicht hat, darf in seinen bisherigen Leistungen als ganzes genommen als segensreich in seinen Wirkungen angesehen werden. Es sind aber sehr wohl Fälle denkbar, welche es den berufenen Instanzen nahelegen könnten, eventuell eine andere Ordnung unseres Bank- und Kreditsystems auf gesetzlichem Wege zu erzwingen. Eine solche Entwicklung zu verhindern, liegt, wie gesagt, in der Hand der Männer, welche zur Leitung der großen Effektenbanken berufen sind, und fast keine Aufgabe sollte heute den Bankverwaltungen wichtiger erscheinen, als die Herausbildung von Einrichtungen, welche eine Garantie für einen zweckmäßigen Ersatz der ausscheidenden Beamten und Direktoren großer Unternehmungen gewährleisten und Männer heranbilden, welche das Bankgeschäft großen Stils pflegen und sowohl sich wie die ihnen unterstellten Unternehmungen vom Börsenspiel und anderen unwirtschaftlichen und tadelswerten Transaktionen fernhalten.

Religiöse Literatur.

Von

P. Luther.

I.

Naumann, Briefe über Religion. Buchverlag der Hilfe, Schöneberg, Mk. 1,20. — Bousset, Das Wesen der Religion dargestellt in ihrer Geschichte. Halle a. S., Verlag Gebauer-Schwetschke, Mk. 4,—. — Kalthoff, Das Christusproblem, Grundzüge einer Sozialtheologie, geb. Mk. 3,—. — Religiöse Weltanschauung. Leipzig, Eugen Diederichs, Mk. 3,—. — P. W. Schmidt, Die Geschichte Jesu I u. II. Leipzig u. Tübingen, J. C. B. Mohr, Mk. 8,— u. 7,—. — Bousset, Was wissen wir von Jesus? Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Mk. 3,—. — Adolf Harnack, Reden und Aufsätze. 2 Bde. Gießen, Rickersche Verlagsbuchhandlung, Mk. 10,—. — Frommel, Freude und Friede. Ausgewählte Predigten. 7. Band des Frommel-Gedenkwerks. Mittlersche Hofbuchhandlung, Mk. 4,—. — Kirmß, Predigten II. Berlin, Georg Reimer, Mk. 5,—. — Kirmß, Die christlichen Hauptfeste. Aus „Moderne Predigtbibliothek." Leipzig, Richard Wöpke, geh. Mk. 1,20. — Naumann, Gotteshilfe. Gesammelte Andachten, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, geb. Mk. 6,—. — Dörries, Predigten II. ebenda, geb. Mk. 6,—.

Unsere Zeit steht unter dem Zeichen tiefgehendster Gärung auf allen Lebensgebieten. Tapferen Seelen wird das nicht Schrecken einflößen, vielmehr ihnen die große Freudigkeit geben, die jeder Stunde gut zu sein versteht, weil sie jeder Zeit heilige Aufgaben erfaßt und sie als Weckruf des Ewig-Lebendigen bis ins Innerste dringen läßt. Frohe Stimmung, die sich des quellenden Lebens freut, wird solcher Seele immer aufs neue geschenkt, wenn sie in stillen Stunden überschaut, wieviel Großes und Schönes an Gedanken und Taten auch auf religiösem Gebiete wächst. Ja, staunend wird sie erkennen, daß es nirgend fast so große Regsamkeit jetzt gibt als dort, wo die Menschen, wieder wach geworden für die Gegenwart und den Gott, der machtvoll in ihr schafft, fragen und suchen nach echter, kernhafter Religion, die des persönlichsten Lebens nie versiegende Quelle zu sein vermag. Was ist Religion? Ist Religion identisch mit dem Kultus einer bestimmten Religionsgemeinschaft, mit ihren Lehren und Sitten? Ist insonderheit das Christentum restlos aufgegangen in seiner äußeren Darstellung, wie wir sie in den einzelnen christlichen Kirchen vor uns haben? Oder ist vielmehr Religion etwas Zeitloses, Ewiges, das die Menschen in Formen ge-

preßt, die uns Kindern einer neuen Zeit nicht mehr sympathisch, ja hie und da unverständlich geworden sind? Wer Ohren hat zu hören, der hört diese Fragen in unendlichen Variationen immer wieder an sein Ohr klingen. Es ist äußerst erfreulich, daß unsere Theologen auf diese Fragen Antwort zu geben suchen, daß wir wenigstens auf dem Wege sind, jedes Menschen sehnsüchtiges Suchen liebevoll zu ergründen und zu begreifen, statt es in pfäffischem Hochmut mit dem Siegel des Unglaubens zu kennzeichnen.

Männer wie Bousset und Naumann verstehen aus ihrer eigenen Entwicklung heraus die Notlage, in der sich manches religiöse Gemüt befindet. Naumann hat in reger politischer Tätigkeit, im Verkehr mit den verschiedensten Schichten unsres Volkes immer wieder das eine entdeckt: unser Volk hat Religion, aber es lebt nicht mehr in den religiösen Formen und Gedanken früherer Geschlechter. Die Formen, in denen früher Religion gewachsen war, entsprachen der Menschheit, die unter einfachsten wirtschaftlichen Verhältnissen, in steter Berührung mit der Natur schlicht und bescheiden leben konnte. Die Menschen heute, die in der völlig andern Welt, wie sie Naturwissenschaft, Technik, moderne Großstadtentwicklung geschaffen haben, groß geworden sind, sie verstehen begreiflicherweise die alten religiösen Ausdrucksweisen nicht mehr, sie können sich nicht mehr in der religiösen Mystik, in all der stillen Geborgenheit der Einzelseele, die mit ihrem Gott eins war, zurechtfinden, vor allem die ethischen Maßstäbe der alten Tage sind ihnen unbrauchbar geworden in der unendlichen Verworrenheit neuer wirtschaftlicher Ordnungen und sozialer Gruppierungen. Naumann will keine definitiven Antworten geben, er will nur mit der ihm eigenen großen Ehrlichkeit auf die große Spannung hinweisen, in der sich das vulgäre Christentum und unser Zeitbedürfnis befinden. Damit wird freilich sein Buch, das in jeder Zeile den tiefreligiösen Menschen verrät, ganz von selbst zu einem lebhaften Appell an uns alle, mitzutun in der großen Arbeit, unsrer Gegenwart neue religiöse Ausdrucksweisen zu schaffen, die der alten religiösen Kraft nicht ermangeln, aber doch zugleich den neuen Gott umspannen, der sich in allem Lebendigen heute offenbart. Denn daß Gott, der Meister aller Geister kein Gott des Stillstands ist, der seine Gaben an das Menschengeschlecht auf eine längstentschwundene kleine Zeitperiode beschränkt habe, das ist einer der obersten Gedanken modernen Lebens. Lessings genialer Gedanke, daß die Erziehung des Menschengeschlechts durch immer stärkeres Aufleuchten des Göttlichen in ihm sich vollziehe, bricht sich jetzt endlich Bahn. Männer wie Bousset in seinem mit wundervoller Klarheit und Prägnanz geschriebenen Buche zeigen uns immer deutlicher, wie die Religion ein Ewig-Menschliches ist, das sich von den Naturvölkern bis zur Höhe protestantischen Christentums in immer reineren Formen entwickelt hat. Offenbarung ist uns jetzt das langsame Aufsteigen der Menschheit von verworrenen, ins Naturleben verschlungenen Kulten zu der freien Geistesreligion der Wahrheit und Liebe, zu der Persönlichkeitsreligion, wie sie heute von allen starken Christen erstrebt wird. „Die gesamte große Geschichte des menschlichen religiösen Lebens gilt uns als ein großes Werk Gottes, ein un-

Bücherschau.

Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken von **Richard Semon.** Zweite, verbesserte Auflage. Mit 86 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1903 (565 S. Lex.), geb. Mk. 16,50.

Von diesem Werke ließ sich im voraus ein außergewöhnlicher Erfolg versprechen, etwa in der Weise, wie ihn A. R. Wallace mit seinem „Malayischen Archipel ꝛc." errang. Und diese Voraussage ist voll erfüllt worden. Denn abgesehen von einer englischen Übersetzung (London, Macmillan u. Ko. 1869), liegt eine zweite deutsche Ausgabe vor, insofern „verbessert", weil ihr die inzwischen weiter vorgeschrittenen Untersuchungen des wissenschaftlichen Materials zugute gekommen sind, sowie andere wichtige Mitteilungen neueren Datums. Indem wir den Verfasser zu diesem wohlverdienten Erfolge aufrichtig beglückwünschen, freut es uns ganz besonders, daß, trotz der Überfülle gerade in Reiseliteratur auch in dieser noch volle Lesefreudigkeit herrscht. Freilich handelt es sich hier um eine hervorragende Erscheinung, die bereits lebhafteste Anerkennung fand und in erhöhtem Maße für die neue Ausgabe finden wird. Ein Hinweis auf sie ist mir Bedürfnis, weil ich gewisse der vom Verfasser geschilderten Gebiete in Australien, Neu-Guinea usw. durch zum Teil längeren Aufenthalt kennen lernte und deshalb zu eigenem Urteil eine gewisse Berechtigung habe.

Ich kann dasselbe kurz darin zusammenfassen: ein vortreffliches, ebenso unterhaltendes als belehrendes Buch, von dem man sich nicht trennen kann, wenn man es einmal zur Hand genommen hat! — Ja, so sind diese Schwarzen in Australien, so gestaltet sich das Leben „im Busche", auf den einsamen Farmen der gastfreien Squatter, im Zelte der kühnen, stets unternehmungsfreudigen Goldgräber und Prospektors, so grünt und blüht, lebt und webt es im Urwald, Busch wie in den Fluten! In der Tat unübertreffliche, lebenswahre Schilderungen, die durch scharfsinnige Aufklärungen einen besonderen Reiz gewinnen, nicht zum wenigsten in der Wiedergabe persönlicher Erlebnisse, wofür der Verfasser eine seltene Meisterschaft besitzt.

Wenn der Schwerpunkt des Werkes Australien betrifft, so ist dies für uns als ein besonderer Gewinn zu bezeichnen. Denn bekanntlich ist kein Erdteil von deutschen Reisenden so stiefmütterlich behandelt als dieser mit seiner wunderbaren, ganz eigenartigen Tierwelt, das älteste Stück Erde. Im Anschluß und gleichsam als Fortsetzung, weiß der Verfasser ungemein anschaulich über seinen Aufenthalt in Britisch Neu-Guinea zu berichten, das er von Jule-Imel bis Ostkap kennen lernte. Unsere Pfade begegnen sich hier öfters. Auch hier, wie überall, werden praktische Fragen herangezogen. Und da mag allen Kolonialfreunden die englische Erziehungsmethode der Eingeborenen besonders empfohlen sein, wie sie von dem besten Kenner der Papuas, dem verständnisvollen Sir William Mac Gregor, natürlich ohne Prügel und Arbeiterwerbungs-Unwesen, zielbewußt in die Wege geleitet wurde. Niederländisch-Indien, mit Java und den Molukken, sind anziehende Kapitel gewidmet. Den Schluß der denkwürdigen Wanderungen des Verfassers bildet ein Ausflug nach Dardjiling, dessen Schilderung gewiß in jedem Leser den Wunsch erwecken wird, jenen unvergleichlichen Luftkurort des Himalaya selbst kennen zu lernen.

Treffliche Illustrationen tragen zum besseren Verständnis des köstlichen Buches nicht wenig bei, das als eine Quelle anregender Unterhaltung und Belehrung angelegentlichst empfohlen sein mag. Seine Lektüre wird jedem Leser genußvolle Stunden bereiten.

Dr. O. Finsch-Leiden.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig

Die Fugger in Rom 1495—1523

Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit

von

Aloys Schulte

Zwei Bände. 1904. Preis 13 M.; in einem Halbfranzband 15.40 M.

Zur Genesis des modernen Kapitalismus

Forschungen zur Entstehung der großen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg.

Von

Jacob Strieder

1904. Preis 5 M.

Kant

Sechzehn Vorlesungen gehalten an der Berliner Universität

von

Georg Simmel

1904. Preis 3 M., gebunden 3.80 M.

Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt

von

K. Rathgen

XVI, 785 Seiten mit einer Karte. 1891. Preis 18 M.

Radierungen und Momentaufnahmen

von

Ernst Zitelmann

1904. Preis 2.20 M., gebunden 3 M.

Kultur und Presse

von

Emil Löbl

1903. Preis 5.60 M.

Die religiöse Bewegung ist überall in leisem Steigen. So Gewaltiges Empirie, Logik und Technik als treue Verbündete geleistet haben, ihr Messiastum neigt sich dem Ende zu. Sie haben gegenüber den letzten, größten persönlichsten Fragen unseres Geistes leere Hände behalten.

Jetzt kommt Gott aus der Verbannung zurück und füllt mit seinem Reichtum die leeren Hände. Wer Augen für ihn hat, sieht ihn wieder durch Hörsäle und Studienstuben, Kunsthallen und Redaktionen und mitten durch das ringende, kämpfende Leben des Tages schreiten.

Die Augen für ihn zu öffnen, den zaghaften Regungen zu ihm hin mehr Mut und gutes Gewissen zu schenken, ist der Zweck

des demnächst zur Ausgabe gelangenden Buches

Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott!

Von

Karl König.

Geheftet M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. Mai 1904. Heft

Jahrgang 1903/4. Maiheft.

Inhalt des Maiheftes:

	Seite
Julius Lohmeyer †: Leitsprüche. Zu seinem Todestage am 24. Mai	161
Otto von Leitgeb: Kein Ausweg. Novelle	161
Julius Lohmeyer †: Deutsche Pfingsten. Gedicht	176
Prof. Dr. W. Golther in Rostock: Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Aus ihrem Briefwechsel	177
Prof. Dr. Gustav von Mayr, Unterstaatssekretär z. D., in München: Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein	206
Wilhelm Langewiesche: Kinderaugen, Blumen, Sterne. Gedicht	221
Archivrat Dr. Rudolf Krauss in Stuttgart: Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart II.	222
Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig: Naturauffassung und Naturverständnis I.	232
Julius Lohmeyer †: Goethe an der Jahrhundertwende. Gedicht	242
Direktor Joh. Trüper in Jena: Zur Psychopathologie des jugendlichen Verbrechertums II.	243
Geh. Hofrat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt in Dresden: Die Tradition im protestantischen Kirchenbau	253
Wilhelm Langewiesche: Vom Wandern. Gedicht	257
Generalleutnant z. D. v. Liebert in Charlottenburg: Unternehmungen über See	258
Dr. Robert Wilbrandt in Berlin: Die Bedeutung des ersten Heimarbeiterschutzkongresses	265
Wilhelm Langewiesche: Abendlicht. Gedicht	272
Privatdozent Dr. Heinrich Spiess in Berlin: Aus neuen Shakespeare-Übersetzungen Otto Gildemeisters	273
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	278
W. v. Massow: Monatsschau über innere Politik	285
Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath: Am Südmeer. Gedicht	292
Kolonisator: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke III: Die Eingeborenen- und Arbeiterfrage in den Kolonien	293
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte VIII. (Clara Viebig, Das schlafende Heer. — Gabriele Reuter, Gunhild Kersten. — Paul Ernst, Der schmale Weg zum Glück. — Wilhelm Speck, Zwei Seelen)	301
Dr. Gustav Manz: Aus dem Berliner Theaterleben VI	310
Dr. Paul Schubring: Neue Kunstblätter	315
Bücherschau	320

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte liegen bei: Anzeigen der Firmen **Georg Reimer** in Berlin über Schiemann „Deutschland und die große Politik" und **Alexander Duncker** in Berlin über Richard Wagner und Mathilde Wesendonk.

Du sollst der Zeit nicht aus dem Wege gehn;
Du hast dich tapfer mit ihr abzufinden;
Auf ihrem Plan den Feind mit zu bestehn,
Zu Gottes Ehre mit zu überwinden.

* * *

Des Edlen Leben sei dem Sommertage gleich:
Der Morgen sonnenfroh, der Mittag tatenreich,
Der Abend feierstill, von mildem Glanz umlacht,
Ein stilles, tiefes Schaun in Gottes Sternenpracht.

* * *

Es braust dahin durch aller Welten Kreise
Nie endend seiner Schöpfung Hochgesang,
Ein Jubelhymnus ihm zu Dank und Preise;
Und auch mein Lied ist kein verlorner Klang.

Aus Julius Lohmeyers „Auf Pfaden des Glücks".
Zu seinem ersten Todestage am 24. Mai.

Kein Ausweg.

Novelle
von
Otto von Leitgeb.

Nachdem er kaum eine Stunde am Whisttische gesessen, hatte Graf Baxleben mit einer Entschuldigung den Klub verlassen und war nun unterwegs, nach Hause. Anfangs war er mit seinen langen Schritten eilig gegangen, ohne auf den schlechten Weg zu achten, von einer Straßenecke zur andern, um die Entfernung abzukürzen; auch mitten durch die Fahrbahn, manchmal in eine Lache tretend, daß das Wasser über seine Galoschen hinaufspritzte. Dann mäßigte er sein Tempo. Wozu eigentlich? — Ja, eigentlich hatte er keine Eile. Er war seiner Sache sicher und kam früh genug. Nun ging er beinahe bedächtig, die breiten Schultern etwas hochgezogen, den Kopf gesenkt, die Hände in den Taschen seines Überrockes, den Regenschirm unterm Arme festgeklemmt. Und er dachte...

Verfluchte, bohrende, schamlose Gedanken, die seit einer Stunde hinter seiner Stirne getobt, während er ruhig gespielt hatte. Ha! Wenn sie eine Ahnung gehabt hätten, woran er dachte, was alle seine Nerven in fieberhafter Erregung spannte, als ob sie zerreißen sollten! Wie dem Jäger, der lauernd dasteht, ein seltenes Wild zu erlegen, die Büchse in der Faust,

Aug und Ohr, Herzschlag und Hand bereit ... Bereit, — wozu? — Um zu töten ... Was will der Blitz von Erinnerung, der plötzlich vor ihm aufzuckt? Jetzt, zu dieser Stunde, die Erinnerung an die hoheitsvolle Schönheit, an die hehre Majestät und den Frieden des Hochgebirges; an manchen Jagdtag voll des Reizes der Gefahr, der Anspannung, des Aufwandes an Mut und Kraft des Männerherzens, der Manneshand. Und die köstliche Befriedigung und Genugtuung, die sie gegeben ... O, auch jetzt! Etwas ähnliches. Zuerst hatte er nur leise Spuren entdeckt, dann geduldig die Fährte verfolgt. Er hatte ihnen aufgelauert, war ihnen nachgepürscht. Nicht gerade so wie der Jäger dem Wilde, bis er es zum Schusse bringt? — Nein, nicht gerade so. Sein Stolz wand sich. Es war viel Verstellung, viel Mißtrauen, manches Falsche, manche notwendige Lüge unvermeidlich gewesen. Auch manche Hilfe, die er sonst angeekelt zurückgestoßen hätte, empört, daß man sie ihm angeboten. Ach, es war nicht wie ein sonnengleißender Pfad hoch oben in der stolzen Wildnis der Berge, dem Himmel und der Freiheit näher, wo die Gemsen pfeifen und die Adler kreisen ... Nur wie auf einem Schmugglersteige war er jetzt geschlichen, durch Röhricht und Sumpf, in fahler Dämmerung ...

Gleichviel! Es ist nichts mehr zu ändern. Das Spiel ist damit dennoch gewonnen. Oder — verloren? —

Und auch hier um zu töten?

Ja, ja! Zu töten!

Das Wort hatte einen sonderbaren, verführenden Reiz an sich, wie ein wohlschmeckendes Gift. In einer Art gieriger Lust kostete er daran. Seine großen, nervigen Hände ballten sich in den Rocktaschen als packte er etwas mit eiserner Faust an, als würgte er etwas.

Nur, daß er zuerst sich selbst tödlich treffen mußte, seinen Stolz, sein Selbstgefühl, seine Sicherheit.

Sollte er nicht dennoch umkehren, diese Stunde verrinnen lassen, alles aus seinem Gedächtnisse streichen, die angeknüpften Fäden zerreißen, und vergessen was er wußte? War es menschenmöglich?

Wirklich wußte? Was wußte er? — Also nicht eher zu töten, als bis er jede Phase, jeden Zug, jeden Schritt der Wahrheit kannte. Mit der Wollust des Schmerzes verlangte ihn danach: wissen, was geschehen, wie es um die beiden stand, — wissen, und wenn es das Herz in Fetzen reißt —

Langsam ging er weiter.

Nun trennte ihn bloß noch der kleine Platz von der Schwelle seines Hauses. drüben in dem Vorgärtchen mit dem vergoldeten Gitter, dessen nasse Stäbe im Laternenlichte blinkten.

Er sah auf, blieb sogar einen Moment stehen. Alle Fenster des einzigen Stockwerkes waren erleuchtet. Einige Vorhänge waren herabgelassen; dort drang rosiges, warmes Licht hervor.

Der Graf querte den Platz, klinkte die Gittertür auf, drückte an der Klingel. Im Vestibül brannte bloß die dunkelrote Ampel an der Balkendecke; es war beinahe dunkel darin.

Baxleben schritt gegen den Kleiderrechen. Thomas nahm ihm den Rock und die Galoschen ab.

„Ein Gast?" fragte er den alten Diener.

„Herr Baron von Halstadt", entgegnete der.

Die Frage war überflüssig gewesen. Er hatte Hut und Rock sofort erkannt, die am Kleiderrechen hingen.

„Speist er hier?"

„Zu Befehl, Herr Graf!"

„Ist Nelly schon zu Bett?"

„Ich glaube nicht, Herr Graf!"

Nun doch etwas unschlüssig, schritt Baxleben über den dicken Teppich der Treppe hinauf.

Und jetzt? Wie dachte er es sich ....?

Wollte er bloß konstatieren, daß Halstadt hier war? Wollte er sofort ein Verhör mit ihnen anstellen? Ihnen sagen, was er wußte? In Halstadts Gegenwart mit seiner Frau abrechnen? Einen Skandal hervorrufen, den Freund aus dem Hause weisen? Was? — Oder erst morgen?

Die Vorstellungen trieben durch seinen Kopf.

Aber auf einmal kam etwas wie Zittern der Raserei in sein Blut; es sprang wie Feuer in seine scharfen grauen Augen. Nein, er brauchte sie nicht zu beschleichen. Er wollte es nicht! Er richtete seine hohe Gestalt stramm aufrecht. Und absichtlich trat er rasch und fest auf. Wirklich etwas wie die Leidenschaft des Jägers rollte in seinen Adern. Jene Türe! Der Salon seiner Frau —

Baxleben drückte die Klinke mit einem Rucke nieder, er schlug beinahe darauf. Dann öffnete er den Türflügel weit, mit ausgestrecktem Arme.

Ihr Schicksal hatte es so gewollt.

Dort, in einem tiefen Fauteuil saß Halstadt. Er lag beinahe darin, die Beine ausgestreckt, die weißen Hände lässig an den Armlehnen hangend,

den Kopf weit hintenüber. Und hinter ihm, über sein Gesicht hingebeugt, stand Florentine. Sie küßten sich. —

Als die Gräfin das Geräusch der Türe hörte, richtete sie sich blitzschnell auf, und der Blick, den sie hinwarf, machte ihr fast das Blut stocken. Ihre Glieder erstarrten; krampfhaft faßte ihre Linke in Halstadts wolliges Haar. Sie begegnete einem furchtbaren Ausdrucke in den blitzenden Augen ihres Mannes. Das Gefühl, daß im gleichen Moment etwas Entsetzliches geschehen müsse, raubte ihr alle Besinnung. Erwartungsvoll stand sie wie angewurzelt. Und als Halstadt sich mit einem Rucke halb in die Höhe schnellte, sank ihr Arm auf seine Schulter. Sie duckte den Kopf. Es sah aus, als wollte sie einem Streiche ausweichen, als wollte sich das Weib an dem Manne schützen, — oder vielleicht ihn schützen ....

Baxleben sagte mit scharfer, lauter Stimme: „Ich will nicht stören!"

Dann schloß er die Türe wieder, leise, fast behutsam, wandte sich rasch um und ging nach seinem Zimmer.

Nun war es geschehen!

Und jetzt?

Er kannte Halstadts Art. Darin war ein zäher Eigenwillen, schlagfertige Gewandtheit, witzige Logik. Nie war Halstadt um die Verteidigung eigener Ansichten verlegen. Er liebte es, zu debattieren, er wurde auch paradox. Niemals aber gab er sich für besiegt und gewöhnlich ließ er doch das Gefühl in einem zurück, als habe er wenigstens teilweise trotz allem recht behalten. Es hätte Baxleben nicht im geringsten gewundert, wenn er nun zunächst gekommen wäre und eine Auseinandersetzung versucht hätte! Er traute es ihm zu . . .

So ist es denn wirklich wahr!

Und wirklich Halstadt —

Worin liegt nun eigentlich der rasende Schmerz, die tödliche Kränkung, das Unerträgliche? Bloß darin, daß man sich belogen, hintergangen, um einen andern zurückgesetzt fühlt, oder beraubt? — Nein, beraubt wohl nicht. Er wußte zu gut, daß Florentine längst nicht mehr sein war; es war ein Scheinleben der Gemeinschaft. Nun hatte sie ihm auch den Freund genommen —

Wenn es ein Fremder, ein Gleichgültiger gewesen wäre, nur nicht Halstadt, mit dem ihn trotz des Unterschiedes der Jahre wirkliche Freundschaft verbunden! Um tiefer zu graben sagte ihm sein Schmerz, daß er den Jüngern herzlich geliebt, daß er glänzende Eigenschaften an ihm kannte, daß er ihn in manchem fast bewunderte; daß Halstadt auch so

viel menschlich Gutes, Gewinnendes an sich hatte; daß er beinahe wie ein älterer Bruder zu ihm gestanden ... Ach, dies alles, alles, alles! Verraten, zerbrochen, vernichtet! Das Vertrauen in den Schmutz getreten —

Vertrauen!

Verdammte Gedanken! Ist es nicht selbstschuldige Blindheit, so zu vertrauen? Ist es in irgend einem Falle verzeihlich zu vertrauen, daß ein schönes junges Weib einem warmherzigen Manne nicht den Kopf verdrehen werde? Er hatte sie beisammen gelassen so viel sie wollten. Ja, manchmal in dem trotzigen Selbstbekenntnisse, daß nichts daran gelegen ... Aber eigentlich doch nur, weil es eben Halstadt war, dem er so vertraute ...

Sieh, nun jagten ein paar Erinnerungen vorbei, Erinnerungen, ganz aus der Ferne, aus weit entrückter Zeit. Nein, dies Vertrauen sollte man nicht haben, nie, nicht beim besten Freunde, nicht beim eigenen Bruder! Denn man soll niemanden in Versuchung führen ... Es hat eine Zeit gegeben, wo er selbst — Halt, nicht so weit! Aber er erinnerte sich mit einem male, im Fluge, als ballten sich alle Dinge zusammen und rollten über sein Herz hinweg. Er erinnerte sich mancher Geschichten. Wie man sie so erfährt, erlebt, vielleicht auch mit ansieht. Männererfahrungen. Alle haben sie. Zum Beispiel, zum Beispiel ...

Unablässig lief er im Zimmer auf und ab. Auch das abgedroschene Wort fiel ihm ein, vom Tiger im Käfig —

Zum Beispiel ... ja, es kommen merkwürdige Dinge vor, Situationen, die man nicht beurteilen kann. Man soll sie eben einfach verurteilen. Gewiß, ohne weiter nachzudenken, sonst findet man nicht heraus, es ist ein Labyrinth —

Da erinnerte er sich jetzt, — wie kam das? Es gehörte doch nicht hierher, es war ein verfehltes, ungeschicktes Mittel. Aber wahrhaftig, es war ihm bekannt, daß einmal, in einem ähnlichen Falle, der Schuldige vor die Entscheidung gestellt wurde. Und zwar höchst einfach. Freilich war es äußerst peinlich, es war eine Erschütterung fürs ganze Leben, so, mit wenigen Worten zu einer Entscheidung verhalten zu werden. Jener Mann hatte den Schuldigen einfach gefragt: war er bereit sein Wort zu verpfänden, daß er dem andern die Ehre nicht geraubt hatte? Und ohne zu zaudern hatte der Schuldige sein Ehrenwort gegeben.

Ja, Barleben wußte sich deutlich zu entsinnen. Dabei hatte jemand, mit dem er so genau bekannt war wie sonst mit niemandem im Leben, die Ansicht verteidigt, es sei die erste und höchste Pflicht des Schuldigen gewesen, sich selbst zu opfern, um die Frau zu retten; er mußte es tun

— selbst um den Preis der eigenen Ehre. So hatte jemand geurteilt ... Aber eben! Das war ja ein verfehltes, lächerliches Mittel gewesen. Hier hatte es nichts zu bedeuten. Es war ihm bloß so eingefallen, — weil seine Gedanken so durcheinanderjagten ...

Um seinen festgeschlossenen Mund grub sich ein krampfendes Lächeln. Derlei bedurfte er nicht, es war lächerlich! Es bedurfte keiner Erklärungen, keiner Verhöre. Aufmerksam, wie ein Jäger, hatte er seit geraumer Zeit alle Zeichen verfolgt und eben jetzt, in dieser Stunde, sein Ziel erreicht. Nun war alles andere überflüssig.

* * *

An der Tür klopfte es; Halstadt trat herein.

Sein Gesicht war bleich, aber ruhig. Und die Spur einer stürmischen Erregung, die er darin gewaltsam zurückdrängte, hätte Baxledens von Leidenschaft getrübter Blick jedenfalls nicht entdecken können.

Für einen kurzen Moment, mit einem aufflammenden Blitzen, das die Lohe in beider Herzen verriet, lagen ihre Blicke ineinander. Beinahe schon wie bei kampfbereiten Gegnern.

Aber Halstadt sagte nur: „Ich bin wegen eines einzigen Anliegens hier, — auf die Gefahr hin, dein höchstes Erstaunen zu erregen. Vielleicht, ja, ist es eine Illusion ... Aber ich glaube, daß von jeder Bitterkeit eines Menschenherzens ein kleiner Teil, ein ganz kleiner Teil, gesühnt werden kann. Ich möchte, daß du mich verstehst. Für diesen kleinen Teil soll man einen Ausweg suchen, — er läßt sich vielleicht finden ..."

Kurz und gezwungen lachte Baxleden auf.

„Ich bitte dich, mich zu verschonen! Die Lage bedarf keiner weiteren Auseinandersetzungen. Den Ausweg, den man zu nehmen pflegt, kennen wir beide —"

„Derjenige, an den du nun denkst, ist keiner", sagte Halstadt, beinahe gelassen. „Oder es genügt bloß für einen Teil, wenn es, wie in einem Theaterstücke schließlich pathetisch heißt: Die Ehre ist gerettet. — Ich habe dir eine maßlose Kränkung angetan. Ich möchte einen kleinen Teil meiner Schuld begleichen und bin gekommen — dich um Verzeihung zu bitten!"

„Was soll dies?" rief Baxleden.

Ein kleines rotes Blutwölkchen stieg in Halstadts Wangen auf.

„Keinenfalls soll es geschehen, um den Konsequenzen auszuweichen, die du verlangen wirst", entgegnete er rasch. „Du wirst auch keinen Augenblick zweifeln, daß ich mich der Verantwortung nicht entziehen will ..."

„Nun, — und dann?“ stieß Baxleben hervor.

Halstadt fuhr fort: „Wir standen so zu einander, daß es außer den Forderungen von Prinzipien, von Standesanschauungen und Ehrbegriffen doch noch etwas Besonderes zwischen uns gegeben hat. Unsere Freundschaft.“ —

„Sprich das Wort nicht aus!“ brauste Baxleben auf.

„Ich muß es tun!“ sagte Halstadt. „Und eben weil es Freundschaft ist, an der ich mich vergangen ... Alle die Gefühle, die in dir verwundet und empört sind, mögen schreien nach Genugtuung. Ein ganz kleiner Teil wird dennoch übrig bleiben, der in dir keine Ruhe findet und in mir nicht, wenn ich nicht den Mut gefunden hätte, dich um Verzeihung zu bitten. Nimm es als den letzten Rest, der bloß jener Freundschaft gehörte. Dann kann ich gehen —“

Baxleben wandte sich heftig ab und rief: „Ja, du, du! An den ich meine Freundschaft verworfen, der mein Vertrauen mit Füßen getreten. Und du wagst es? Zittert in dein Herz hinab nicht schon der bloße Ton, wie wir ihn da angeschlagen? Du sollst dich keinen Moment selber täuschen. Nicht als ob sich ein junger Mensch im Verkehre mit einer verführerischen Frau einen Augenblick vergessen hätte. Jedes unserer Worte hat tief hinab gelangt, in einen Abgrund. — Ich möchte dich fühlen lassen, daß ich um keinen Schwur der Welt an den unschuldigen Leichtsinn glauben würde. Und du verrätst mir mit jedem Worte, daß ich — nicht daran zu glauben brauche. Nur lügen zu müssen soll dir erspart bleiben. So höre denn: ich bin nicht wie „aus allen Himmeln gefallen“. Ich weiß seit geraumer Zeit, was vor sich geht.“ —

„Und du schwiegst?“ unterbrach Halstadt.

„Ich wollte Gewißheit haben“, sagte Baxleben. Jäh und heftig setzte er hinzu: „Gut, du bist hergekommen. Es soll nicht umsonst sein. Ich verlange die Wahrheit von dir selbst!“

Halstadt entgegnete: „Verlangst du mein wörtliches Geständnis, daß ich zu der Frau, welche die Deine ist, eine Neigung faßte, die ich endlich nicht mehr zu verbergen vermochte?“

„Ich verlange zu wissen wie ich das Opfer eures Verrates werden konnte“, beharrte Baxleben, „— wie du imstande warst, die Freundschaft zu zertrümmern, die du eben erst gepriesen hast —“

„Du hast uns zu viel Gelegenheit gelassen, uns kennen zu lernen“, antwortete Halstadt zögernd. „Erinnerst du dich, wie du diesen Herbst so lange auf deiner Jagd im Gebirge geblieben —“

Baxleben stieß mit der Hand von sich.

„Nein, schweig! Es ist wahnwitzig zu reden", rief er, und es begann wie eine Verwirrung über seine Sinne zu kommen in der Ohnmacht von Zorn und Schmerz.

„Ich danke dir und schweige denn", sagte Halstadt.

Aber Baxleben wiederholte hartnäckig: „Die Wahrheit wollte ich hören, aus deinem eigenen Munde —!"

„Ich habe dir die Wahrheit gesagt."

„Gesagt?!" rief Baxleben. „Sag mir, ob ich Florentine verloren habe —"

Durch eine kleine Pause zitterte seine Erregung auf dem angehaltenen Atem.

Als suchte er das richtige Wort, antwortete Halstadt: „Sei gerecht, auch gegen dich selbst, Baxleben ... Hattet ihr einander nicht schon viel früher verloren, seit langer Zeit?"

„Zweideutiges Gerede!" sagte Baxleben bitter, wegwerfend. „Du ehrst dich selber schlecht damit. Aber gut, wenn du willst, daß ich die Worte nicht weiter schminke! Gerade heraus! Ich will wissen, ob ich Florentine an dich verloren habe!"

Über Halstadts Züge flog ein finsterer Schatten. Es zuckte hindurch, als sammelte sich seine Seele in einem einzigen Punkte, kalt, beinahe hart und entschlossen zu einer Entscheidung.

„Nein!" sagte er kurz.

Allein vor Baxledens taumelnden Gedanken lohte es auf wie ein Feuerbrand, der alle seine Sinne blendete. Und es zuckte ein Einfall hindurch. Es war etwas, das alle Klarheit verwirrte und die letzte Fassung zerfaserte. Auch war es nicht das Richtige. Nein, er fühlte, daß es nicht das Richtige war. Und doch lag eine unwiderstehliche Versuchung darin. Es war ein Zwangsmittel und er wollte die Wahrheit wissen ...

Dicht an Halstadt herantretend, blickte er ihm starr in die Augen — „Gibst du mir dein Ehrenwort?"

Ein Funke blitzte und verglomm in Halstadts Augen. Jener harte, entschlossene Zug grub sich tiefer in seine Stirne. Vielleicht hatte er nicht erwartet, daß sie so weit würden fortgerissen werden —

„Mein Ehrenwort!" entgegnete er.

Baxleben ließ die halberhobene Rechte sinken. Es schnürte ihn in der Kehle, als wollten die Worte nicht hindurch. Aber er schleuderte sie heraus.

„Ich wußte es! — Und du bist ein wortbrüchiger Geselle, Halstadt... Es gibt einen Namen dafür: Schuft!"

Ein Riß ging Halstadt durch Blut und Nerven. Er wendete sich ab, wie um das Zimmer zu verlassen.

„Dann sind wir zu Ende —", sagte er.

Aber, mit der Klinke in der Hand, zögerte er noch. Er kehrte den Blick nach dem verlorenen Freunde und sagte langsam: „Erinnere dich dennoch, daß ich gekommen war, deine Verzeihung zu erbitten —"

* * *

Die Gräfin ließ sich durch den Diener bei ihrem Manne entschuldigen. Sie könne wegen einer heftigen Migräne nicht zu Tische kommen. — An den zwei leergebliebenen Stühlen schritt der steifnackige alte Thomas beim Servieren vorüber, als dächte er nicht einen Augenblick über die unbenützt gebliebenen Gedecke nach. Baxleden aß in Gesellschaft seines Töchterchens. Auch Nellys Fräulein war da, und die Nähe eines Fremden tat ihm beinahe wohl. Es war wie ein ausruhender Zwang für seine aufgepeitschten Gefühle. Als das Fräulein nachher Nelly gleich wieder fortnehmen wollte, hielt er sie doch noch ein Weilchen zurück. Er überwand sich, mit dem Kinde zu scherzen, zu lachen. Dabei fühlte er die klaffende Wunde in der Brust. Endlich, weil eine ungewohnte Weichheit über ihn kommen wollte, schickte er Nelly schlafen. Aber sie bekam heute ein paar Küsse mehr auf ihr rotes, trotziges Mäulchen ...

Mit raschen Schritten auf und ab gehend, maß er bis tief in die Nacht sein Zimmer und qualmte dazu aus seiner Jagdpfeife. Ein Heer von Gedanken zog herauf, schloß ihn ein und gab den Weg nicht mehr frei. Und dann wälzte er sich schlaflos im Bette, und immer noch nicht kam er damit zu Ende, immer noch nicht ...

Er dachte, dachte und dachte — —

Nur konnte er nichts überlegen. Seine Gedanken grübelten, hier ein Stückchen, dort eines; ziellos, abgerissen. Sie flatterten umher wie ein hungriges Insekt, bald da, bald dort versuchend, ob es Nahrung fände; gebückt, gewunden, ohne festen Weg irrten sie. Und alles, was stolz und aufrecht, was kraftvoll und gerade, und auch was leidenschaftlich, hochfahrend, selbstgerecht oder eitel sein mochte, und doch eben diese Mannesseele so geformt hatte wie sie war, — das alles krümmte und wand sich förmlich, verwundet, aufgestachelt, ruhelos.

Dennoch! Es hätte einen Ausweg geben können. Einen einzigen...

Wie, wenn Halstadt anders zu ihm gesprochen hätte? Wenn in seinen Worten etwas vom heiligen Ernste einer notwendigen Schicksalswende gelegen gewesen, etwas von der großen erschütternden Ehrlichkeit, die über alles hinweg zum Glauben und Achten zwingt ... Wie hätte es lauten können? Vielleicht so: — Ich kenne euer stummes Elend genau, denn ich habe es lange mitangesehen. Warum wollt ihr die eherne Kette durchs ganze Leben weiterschleppen? Sieh, ich liebe die Frau, die dir gleichgültig ist, und wenn du willst, ist uns allen geholfen. Ich wollte dich auch nicht hintergehen, mein Gewissen ist rein; die Last, die du trägst, soll nicht um den Verrat beschwert werden. Ich meine es ehrlich, es sollte dir nicht verborgen bleiben. Trennt eure Wege und laß, daß wir beide uns vereinen. Ihr habt euch getäuscht, so kann es Menschenlos wollen. Uns beide aber treibt wahre Liebe zu einander ...

Großer Gott! Warum hat Halstadt nicht so gesprochen? Warum nicht ein einziges dieser Worte gefunden? Und sie, — sie — auch sie hätte dann den Mut gehabt, statt sich zu verbergen, vor ihm zu fliehen. —

Jämmerliches Hirngespinst! Weil das alles eben Lüge gewesen wäre, — eine alte, alte Lüge, — weil sie sich nicht erst heute gefunden hatten. Ach, hinweg, hinweg! Und dann, — es ist wahr. Sie hatte er längst verloren, vielleicht niemals mit dem ganzen Herzen besessen. Aber der Freund war sein gewesen. Wer von ihnen hat die größere Sünde begangen? Halstadt, der seine Ehre angetastet, oder sie, die ihm den Freund geraubt? Nein! Auch jener Ausweg war versperrt, verschüttet. Es ist Nacht ringsum. Er kann nichts sehen, nichts erkennen. Dazu bedarf es klares Licht, eine starke Leuchte. Die Wahrheit. Und das war sein stärkstes, gierigstes Verlangen. Die Wahrheit. Vielleicht hing alles nur davon ab, alle Marter dieser Gedanken, alle Empörung des Herzens, das wie in einem Netze gefangen ohnmächtig rang. Alles hängt doch nur an der Wahrheit. Er brauchte sie, er mußte sie erlangen, — auch um zu wissen, ob dies wirklich die Stunde gewesen, in der die Larve von ihrem Scheinleben herabfiel. Er mußte die Wahrheit erfahren! ... Und Verzeihung! — Gab es denn einen Zweifel? Wozu sonst dieses Wort? Was will Verzeihung sagen? Es ist, wie wenn ein Gläubiger die Schuld bezahlt nennt, die er dem Schuldner geschenkt hat. In Wahrheit ist sie nicht beglichen. Das Leben aber schenkt keine Schuld. Wir zahlen mit dem Golde, woraus man Glück prägt; oder mit Ehre, — oder mit Blut ... Was meinte Halstadt mit seinem schrullenhaften, spekulierenden Gedanken? Noch mit der Türe in der Hand war er dagestanden. „Erinnere dich, daß ich deine Verzeihung suchte." — Alles

war tiefe Verwirrung. Wie sollte er aus dem Labyrinthe wieder den Weg finden, hätte er verziehen?! Alles Spiegelfechterei, ein Wust von Empfindung. Nein! Geradeaus, geradeaus! Hier lag ein Knoten. Man muß ihn entzweihauen, mit harter Faust ... Oder? Oder? ... Wäre es denn menschenmöglich zu denken, daß es dennoch keine Lüge, daß es die Wahrheit gewesen, jenes Ehrenwort, das er zurückgestoßen, mit einer untilgbaren Beleidigung erwidert hatte? — Nie und nimmer! Es war ein Notbehelf, ein abgedrungenes Opfer, eben weil ... Genug, genug! — Es gibt keinen Ausweg, es gibt keinen — —

* * *

Bis in die Nachmittagsstunden des nächsten Tages hatten sich die unausweichlichen Vorbereitungen hingezogen. Es waren tödliche Ehrenkränkungen, die Sühne forderten. So waren auch die Bemühungen der Freunde, denen Baxleben und Halstadt sich anvertraut hatten, erfolglos geblieben.

In dem traulichen, großen Herrenzimmer seiner Wohnung hatte Halstadt eben noch ein letztes Gespräch mit seinem Vetter Solano gehabt. Übrigens war so viel Kommen und Gehen gewesen im Laufe dieses Tages, so viel Gerede, das Halstadt überflüssig erschien, daß er eigentlich schon herzlich müde war. Freilich meinte es auch Solano gut und ehrlich. Bloß daß man keinem Menschen auf Erden den tiefsten Grund des Innern begreiflich machen kann. In diesem Falle, wie in tausend andern ... Nun, Solano verstand dies als Offizier am besten. Ja, Halstadt war ihnen sehr dankbar, daß sie gezeigt hatten, wie hoch sie die Freundschaft zwischen ihm und Baxleben veranschlagt, und daß, wie Solano sagte, die anderen Herren dasselbe taten, und daß sie darum eben bemüht gewesen, einen Ausgleich herbeizuführen, der ja übrigens, wie er dachte, beiderseits unmöglich geworden. Es nützt nichts, vor Konflikten, wie dieser geworden, muß alles zurück. Was die Freundschaft betrifft, hatte er ja, wie gesagt, gleich gestern, in der unseligen Stunde, Baxlebens Vergebung gesucht. —

Solano klopfte wieder einmal mit dem Säbel, den er zwischen den Beinen hielt, unruhig auf den Teppich und sagte:

„Entschuldige, Harry! Dies habe ich so wenig begriffen, wie manches andere. Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?“

Und Halstadt erwiderte: „Gedacht? Gar nichts. Es war ein Impuls meiner Empfindung; ich habe gar nichts überlegt. Oder ja, etwas doch, aber das läßt sich wohl nicht weiter erklären. Ich kenne

Baxleden genau. Er ist ritterlich vom Scheitel bis zur Sohle, voller Leidenschaft und doch gerecht, jäh und gewalttätig sogar in seiner kraftstrotzenden Natur, und in vielem doch wieder zugänglich für ein natürliches Gefühl. Ich wußte, wie tief gerade um unserer Freundschaft willen der Streich ihn treffen sollte. Im Augenblick empfand ich auch, daß wir vor die letzte Entscheidung gestellt sein müßten. Und dennoch! Aber das kann ich eben niemandem so recht erklären, in Worten. Ich fühlte, es kam mir vor, als sei ich ihm etwas schuldig, darüber hinaus. Wie soll ich mich verständlich machen? Mir schwebte etwas vor, als ob es möglich wäre, daß ich vor unserer tief verwundeten Freundschaft eine Art Abbitte leisten müsse, ehe die Abrechnung kam, womit er Genugtuung sucht —"

„Nein!" gestand Solano kopfschüttelnd. „Ich verstehe in der Tat nicht." — Und er unterdrückte wieder den unzufriedenen, ungeduldigen Ausdruck, der über sein Gesicht flog. Er war eine einfache, derbe Natur. Vetter Halstadts ganzes Wesen war ihm im Grunde fremd. Das ganze geistreiche Treiben, die Haarspaltereien um Dinge, an denen herumzudenken überflüssig war. Freilich nannte man Halstadt genial und witzig. Jedenfalls war er oft ein sonderbarer Phantast und im übrigen ein lieber Kerl. —

„Nun also, — basta!" sagte Halstadt. „Das ist vorüber! — Übrigens habe ich auch an alles Tatsächliche gedacht —"

„Was meinst du?"

„Nun, zum Beispiel, — daß ihr die richtigen Bedingungen ausgemacht —"

„Es sind die schwersten", warf Solano fast vorwurfsvoll ein.

„Und daß wir lieber so, als wie mit Bratspießen aufeinander losgehen", fuhr Halstadt fort.

„Ihr seid beide als vorzügliche Fechter bekannt", meinte Solano.

„Und fast gleich gute Schützen", sagte Halstadt. „Nein, möglicherweise, — ja, ich denke, Baxleden ist doch weitaus besser. Ein berühmter Jäger. Er hat eine erstaunliche Hand. Du erinnerst dich, daß er das bewunderte Kunststück produziert, eine Kerze mit einer Pistolenkugel auszulöschen. Das kann ich nicht. — Er besitzt prachtvolle Scheibenpistolen, Kuchenreuter —"

„Ich wollte sagen, Harry!" lenkte Solano ihn ab. „Es wäre vernünftig, wenn du ein bißchen an die Luft gingest, Bewegung machtest. Du warst meines Wissens den ganzen Tag im Haus —"

„Ja, ja, ich komme dann mit dir, wenn du gehst", sagte Halstadt. „Heute sind mir doch verschiedene Gedanken durch den Kopf geflogen —

Siehst du, gestern Abend, als ich zu Baxleben ins Zimmer trat .... Ich habe niemals im Leben solche Augen eines Menschen gesehen. Beinahe, als ob er über mich herfallen wollte. Natürlich hätte ich dann den Kürzern gezogen. Er, mit seiner Riesenkraft!"

„Lieber Harry!" unterbrach Solano wieder. „Es ist wohl nicht nötig, daß ich dir die gewöhnlichen guten Lehren hersage, gewisse Verhaltungsmaßregeln und so weiter?"

„Ach nein!" erwiderte Halstadt. „Übrigens — man kann allerdings nicht voraus wissen, wie man sich anstellen wird. Aber erklärlicher wäre es, wenn ich in die Luft schösse —"

„Unsinn!" sagte Solano barsch. „Wenn es einmal so weit ist, mein Lieber, gilt's für jeden, sich seiner Haut zu wehren —"

„Wenn's noch darauf ankommt", fuhr Halstadt nachdenklich fort, „daß man einfach miteinander ringt, Brust an Brust, Arm gegen Arm. Das andere ist schließlich nur wie ein Glücksspiel. Wie oft geht es ganz unsinnig aus! Nicht wahr? Ich habe unwillkürlich daran denken müssen, wie oft es der Gekränkte ist, der der Geschlagene wird. Oder gar, daß er es ist, der fallen muß, und nicht der andere, der Schuldner ... Was ist das dann für eine Ironie!" Eine plötzliche Erregung durchbrach hier seine festgehaltene Ruhe und er sagte fast heftig bewegt: „Nein, das einzige darf ich mir nicht vorstellen! Es ist ein grauenvoller Gedanke, — wenn ich es wäre, durch dessen Hand Baxleben —"

„Hm, — zum Teufel noch einmal!" rief Solano und sprang auf. „Ich sehe, nun haben wir gerade lange genug diskuriert! Laß uns abbrechen. Wie du schon bist, vermöchtest du das kaum, wenn wir noch beisammen blieben. Ich gehe also. — Vielleicht komme ich abends noch auf einen Sprung. Nur bitte ich mir aus, es gibt dann keine Konversationen mehr."

„Nein, nein!" entgegnete Halstadt. „Nimm's nicht übel. Es war so, — ein momentaner Eindruck. Willst du dir noch eine Zigarre anzünden? — Wart doch! Valentin soll dir die Treppe hinableuchten. Sie sparen immer, hier im Hause, und drehen die Lampen spät auf." —

Solano ging. Er war erregt und unmutig, drehte an seinem Schnurrbarte und ließ seinen Säbel über die Stufen rasseln, daß es im ganzen Stiegenhause hallte.

* * *

Eine kleine Wiese, ganz rückwärts in dem verwilderten Garten, der zu einem unbewohnten alten Hause gehörte, weit draußen in der Bann-

meile der Großstadt. Ein Morgen voll kühler Sonnenstimmung und so tiefe Ruhe, daß eine magere schwarze Katze, die unter den entlaubten Bäumen herumschlich, förmlich entsetzt aufhorchte und entrann, als plötzlich in dieser Einsamkeit nahende Schritte von Menschen ertönten, die durch die gefallenen, haufenweise daliegenden Blätter wateten.

Solano und die übrigen Herren machten, um der Form zu genügen, noch den letzten Versöhnungsversuch. Er beschränkte sich auf die allernötigsten, flüchtigen Worte.

Nun war die festgesetzte Entfernung abgeschritten. Die Sekundanten wiesen den beiden Gegnern ihre Plätze an. Einer der Herren begann, die Uhr in der Hand, mit lauter Stimme zu zählen. Der Schall der sinnlosen Zahlworte schien das einzige Geräusch, das es unter dem Himmel gab.

Dann auf einmal, unmittelbar nacheinander, krachten die Schüsse, zu unruhig und hastig abgegeben.

Baxleben hatte gefehlt; Halstadt in die Luft geschossen. Eine kurze Pause.

Nun aber war in ihnen beiden klares, kaltes Bewußtsein erwacht, um was es ging. Sie beide waren in die nötige Ruhe und richtige Spannung gekommen. Jetzt galt es, ihr Bestes einzusetzen. Man sah es ihnen beiden an, daß keiner dem andern auch nur um einen Hauch von Sammlung oder Aufmerksamkeit Vorsprung zu schenken gewillt war. Leicht geneigt, unbeweglich, wie gegossen, standen die Körper. In den Armen zuckte nicht die kleinste Muskelfiber mehr. Die Hände lagen so ruhig fassend an den Waffen, wie der Tod selbst sie nicht regungsloser zu krümmen vermochte. Und mit kalter, haarscharfer Stetigkeit zogen die Augen gleichsam das Ziel an den Mund der geschwärzten Pistolenläufe heran, von wo es nicht mehr entrinnen sollte. Es waren zwei Künstler von seltener Meisterschaft, die einander messen wollten.

Gleichzeitig mit dem Kommando, im selben Augenblicke fielen beide Schüsse.

Halstadt stürzte vornüber zusammen.

Baxleben stutzte. Dann machte er einige hastige Schritte, fast als ob er dem Gefallenen zu Hilfe eilen wollte. Aber mit einem Rucke hielt er sich doch wieder zurück. Nein, — nein, nein!

Dennoch schwirrte es durch sein Herz: War jener dort nicht sein Freund? — Nun war allem andern genügt; — gab es sonst noch etwas zu schlichten?

Der Gedanke durchzuckte ihn: Vielleicht, daß er nun die Wahrheit gestand, die wirkliche Wahrheit! — Es war übermenschliche Qual,

unerträgliche Folter, ärger als Wahnsinn und Tod, die Wahrheit nicht zu wissen ...

Auf einmal lief er, stürzte er beinahe auf Halstadt zu. Solano und der Arzt hatten den Liegenden aufgerichtet und behutsam auf den Rücken gebettet. Baxleden schob sie beiseite. Er neigte sich zu dem Verwundeten hinab. Aber da er sich nicht genug zu bücken vermochte, kniete er auf den Boden und ergriff Halstadts Rechte. Unwillkürlich drückte er ein wenig die schlaffe Hand in seinen Fingern und neigte sich ganz nahe an Halstadts Ohr.

„Sag es mir jetzt, Harry! Ich beschwöre dich bei Gott, hab' Erbarmen und sag mir jetzt die wirkliche Wahrheit ... Ich muß, ich muß, ich muß sie ja kennen ..."

Seine Augen brannten, als hielte er sie über glühendes Eisen und sein Blick heftete sich durchdringend an das bleiche Gesicht. Da rollte plötzlich ein Schauer durch sein Blut ...

Er vergaß, was er gewollt. Er umschloß die kalte Hand mit seinen beiden, unbewußt heftig, und doch als sollte es etwas Zartes sein.

Seine Stimme schwankte.

„Ich verzeihe dir, Harry!" sagte er rasch und dringend. „Ich verzeihe dir." —

Und immer mit dem hangenden Blicke, der so tief suchte, daß es beinahe ein physischer Schmerz wurde —

„Hörst du, Harry? Ich verzeihe dir! — Hörst Du mich?"

Der Arzt trat dicht an seine Seite, und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Er hört Sie nicht mehr —".

Deutſche Pfingſten.

Es kam der Herr in ſanftem Weh'n
Und kam in Sturm und Regen,
Nun triefen dampfend Tal und Höh'n
Von reichem Pfingſtenſegen.
Es fuhr bis in der Hölle Grund
Sein heil'ger Flammenodem
Und fegte von der Erde Rund
Der Dünſte gift'gen Brodem.

Auf's neue hat der Herr der Welt
Das Paradies erſchloſſen
Und ſegnend über Wald und Feld
Den Gnadenſtrom ergoſſen;
Drum hallen durch das blüh'nde Land
So hell die Pfingſtenglocken,
Weit durch die Welt, die auferſtand
In jubelndem Frohlocken.

Doch muß ihr Friedensklang verweh'n
Vor neuer Stürme Zeichen;
Oft rauſcht's des Nachts wie Schild-
gedröhn,
Mein Volk, durch deine Eichen.
Es zieht ein Brauſen durch die Welt
Wie nah'ndes Völkerſtürmen
Und um dein Haus, das Gott beſtellt,
Sein Heiligtum zu ſchirmen.

Drum rüſte dich, denn allerwärts
Droh'n dir Verrat und Tücke,
Du Rieſe mit dem Kinderherz
Und freiem Siegfriedblicke;
Du ſollſt durch dieſer Zeiten Fluß
Zu fernen Zukunftstagen,
Wie einſt den Herrn Chriſtophorus,
Der Menſchheit Kleinod tragen.

Dir grollt der Weſt, dir bricht der Oſt
In's Land mit jähem Wüten;
Vom Norden pfeift ein grimmer Froſt
In deines Gartens Blüten.
Du aber ſtehſt, nur deines Gotts
Geheiß in Buſens Kammer —,
So ſtrecke dich im Rieſentrotz
Und ſchwing' des Blitzes Hammer!

Denn ſänkſt auch du, vom Feind gefällt,
Dann ſchied vom Grund der Erde
Das Hoffen, daß einſt dieſer Welt
Ein Tag der Pfingſten werde,
Da ihre Völker, frei vom Wahn,
Aus ihrer Tempel Hallen
Ein Brudervolk zum Kanaan
Der ew'gen Liebe wallen.

Aus: Geſammelte Dichtungen von Julius Lohmeyer. Verlag von W. Vobach & Co., Berlin-Leipzig.

Richard Wagner und Mathilde Wesendonk.

Von

Wolfgang Golther.

Im Auftrag der Erben von Frau Mathilde Wesendonk, die am 31. August 1902 starb, im Einvernehmen mit dem Hause Wahnfried habe ich die zahlreichen Briefe und Tagebuchblätter des Meisters, die sich im Nachlaß von Frau Wesendonk vorfanden, zur Herausgabe bearbeitet. Das Buch wird nächstens im Verlage von Alexander Duncker in Berlin erscheinen.

Mit diesen Briefen und Tagebuchblättern eröffnet sich eine der reichsten und reinsten Quellen zur Kenntnis der Lebensgeschichte Richard Wagners. Lange Jahre stand niemand seinem Herzen so nahe wie Mathilde Wesendonk, der der Meister rückhaltlos alles anvertraute, was seine Seele bewegte. Wir blicken tief hinein in die todesernsten Stimmungen der Tristanzeit und erleben dann die Klärung und Erhebung zu den Meistersingern, wir erfahren von allerlei philosophischen und dichterischen Plänen, namentlich auch sehr viel Wichtiges von der Vorgeschichte des Parzival und vom Pariser Tannhäuser, wir begleiten den Lebensweg Richard Wagners vom Züricher Asyl nach Venedig, Luzern, Paris, Biebrich, Wien-Penzing, München und Tribschen. Eine Fülle neuer Tatsachen wird bekannt und, was man bisher schon wußte, erscheint oft in ganz neuem helleren Lichte. An Reichtum des Inhalts stehen diese Urkunden hinter dem Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt nicht zurück, im Ausdruck unmittelbarster, oft leidenschaftlicher, tief ergreifender Augenblicksstimmung übertreffen sie weitaus alle bisher veröffentlichten biographischen Quellen. Wahrhaft künstlerische Bildkraft waltet in diesen ganz einzigartigen Denkmälern.

Ich hebe im folgenden einiges heraus, um eine Vorstellung vom reichen Inhalt der Briefsammlung zu geben. Die volle Bedeutung dieser Auszüge erschließt sich freilich erst recht bei Kenntnis des ganzen Zusammenhanges. Der erste Züricher Brief ist für das ganze Verhältnis überhaupt wichtig, das hoch erhaben über jedem Vorwurf steht. Wagner schreibt in einem anderen Brief:

„Kinder, daß wir Drei sind, ist doch etwas wunderbar Großes! Es ist unvergleichlich, mein und Euer größter Triumph! Wir stehen unbegreiflich hoch über der Menschheit, unbegreiflich hoch! Das Edelste mußte einmal Wahrheit werden: und das Wahre ist so unbegreiflich, weil es so ganz für sich ist. Genießen wir dieß hohe Glück: es hat keinen Nutzen, und ist zu nichts da — nur genossen kann es werden, und nur von denen, die selbst es sich sind.“ —

Aus dem Tagebuch hebe ich einige Stellen aus, die in den Stimmungszauber der Tristandichtung einführen. In den Luzerner Briefen tritt der erste Parzivalentwurf deutlicher hervor. Der Pariser Brief vom 29. Okt. 1859 enthält treffende Bemerkungen über das künstlerische Schaffen, die Briefe vom 3. März und 23. Mai 1860 scharfe und klare Urteile über die Pariser Umgebung, mit der Wagner zu tun hatte. Endlich stehen die Briefe übers Tristanvorspiel und Vorspiel zum 3. Aufzug der Meistersinger wie Anfang und Ende der in den Briefen vorherrschenden Stimmungen da. Aus tiefem Leiden und Schmerz wendet sich der Meister dem Leben gleichsam mit dem Lächeln des Genesenden wieder zu.

Brief aus Zürich.

[Sommer 1858]
Dinstag früh.

Gewiß erwartest Du nicht, daß ich Deinen wunderschönen, herrlichen Brief unbeantwortet lasse? Oder sollte ich für das edelste Wort das schöne Recht der Erwiderung mir versagen müssen? Wie aber könnte ich Dir erwidern, als Deiner würdig? —

Die ungeheuren Kämpfe, die wir bestanden, wie könnten sie enden, als mit dem Siege über jedes Wünschen und Begehren?

Wußten wir nicht in den wärmsten Augenblicken der Annäherung, daß dieß unser Ziel sei? —

Gewiß! Nur weil es so unerhört und schwierig, war es eben nur nach den härtesten Kämpfen zu erreichen. Haben wir nun aber nicht alle Kämpfe ausgekämpft? Oder welche könnten uns noch bevorstehen? — Wahrlich, ich fühle es tief: sie sind zu Ende! —

Als ich vor einem Monate Deinem Manne meinen Entschluß kund gab, den persönlichen Umgang mit Euch abzubrechen, hatte ich Dir — entsagt. Doch war ich hierin noch nicht ganz rein. Ich fühlte eben nur, daß nur eine vollständige Trennung, oder — eine vollständige Vereinigung unsre Liebe vor den schrecklichen Berührungen sichern konnte, denen wir sie in den letzten Zeiten ausgesetzt gesehen hatten. Somit stand dem Gefühle von der Nothwendigkeit unserer Trennung die — wenn auch nicht gewollte — aber gedachte Möglichkeit einer Vereinigung gegenüber. Hierin lag noch eine krampfhafte Spannung, die wir Beide nicht ertragen konnten. Ich trat zu Dir, und klar und bestimmt stand es vor uns, daß jene andre Möglichkeit einen Frevel enthalte, der selbst nicht gedacht werden durfte.

Hierdurch erhielt aber die Nothwendigkeit unsrer Entsagung von selbst einen andren Charakter: der Krampf wich einer mild versöhnenden

Lösung. Der letzte Egoismus schwand aus meinem Herzen, und mein Entschluß, Euch wieder zu besuchen, war jetzt der Sieg der reinsten Menschlichkeit über die letzte Regung eigensüchtigen Sehnens. Ich wollte nur noch versöhnen, lindern, trösten — erheitern, und somit auch mir das einzige Glück zuführen, das mir noch bereitet sein kann. —

So tief und schrecklich, wie in den vergangenen letzten Monaten, habe ich nie zuvor in meinem Leben empfunden. Alle früheren Eindrücke waren inhaltlos gegen diese letzten. Erschütterungen, wie ich sie bei jener Katastrophe erlitt, mußten mir tiefe Spuren eingraben; und konnte etwas noch den großen Ernst meiner Stimmung steigern, so war es der Zustand meiner Frau.[1]) Während zwei Monaten sah ich jeden Tag der Möglichkeit der Nachricht von ihrem plötzlichen Tode entgegen; denn diese Möglichkeit hatte mir der Arzt andeuten müssen. Alles um mich athmete Todesduft; all mein Vorwärts- und Rückwärtsblicken traf auf Todesvorstellungen, und das Leben — als solches — verlor für mich seinen letzten Reiz. Zur äußersten Schonung gegen die Unglückliche angehalten, mußte ich dennoch den Entschluß zur Zerstörung unsres soeben erst gegründeten letzten häuslichen Herdes fassen, und, zu ihrer größten Bestürzung, ihr diesen endlich mittheilen. —

Mit welchem Gefühle glaubst Du wohl, daß ich in dieser schönen Sommerzeit dieses reizende, so ganz und einzig meinen Wünschen und einstigen Bestrebungen entsprechende Asyl mir überblickte, wenn ich am Morgen das liebe Gärtchen durchwanderte, dem gedeihenden Blumenflor zusah und die Grasemücke belauschte, die sich im Rosenbäumchen ihr Nest gebaut hatte? Und was dieses Losreißen vom letzten Anker für mich hieß, das sage Dir selbst, die Du meinen Sinn so innig kennst, wie keines!

Floh ich schon einst vor der Welt, wähnst Du, ich könnte nun wieder in sie zurückkehren? Jetzt, wo Alles bis zum äußersten zart und empfindlich in mir geworden ist durch die immer längere Entwöhnung von aller Berührung mit ihr? Noch meine letzte Begegnung mit dem Großherzog von Weimar[2]) zeigte mir deutlicher als je, daß ich nur noch in der allerbestimmtesten Unabhängigkeit gedeihen kann, so daß ich jede Möglichkeit irgend einer einzugehenden Verpflichtung, selbst gegen diesen wirklich nicht unliebenswürdigen Fürsten, innerlichst von mir abweisen mußte. Ich kann — kann der Welt mich nicht wieder zuwenden; in einer großen Stadt dauernd mich niederlassen, ist mir undenkbar; und — soll

[1]) Glasenapp, Das Leben Richard Wagners, dritte Ausgabe, Leipzig 1899, II, 2, 178f.

[2]) Glasenapp II, 2, 180.

ich dagegen wieder an die Gründung eines neuen Asyles, eines neuen Herdes denken, nachdem ich diesen, kaum genossen, hinter mir zertrümmern mußte, den Freundschaft und edelste Liebe in diesem reizenden Paradiese mir gründeten? O nein! — Von hier fortgehen, ist gleichbedeutend für mich mit — untergehen!

Ich kann nun, mit diesen Wunden im Herzen, mir keine Heimath wieder zu gründen versuchen! —

Mein Kind, ich kann mir nur noch ein Heil denken, und dieß kann nur aus der innersten Tiefe des Herzens, nicht aber aus irgend einer äußeren Veranstaltung kommen. Es heißt: Ruhe! Ruhe der Sehnsucht! Stillung jedem Begehren! Edle, würdige Ueberwindung! Leben für Andre, für Andre — zum Troste für uns selbst! —

Du kennst jetzt die ganze ernste, entscheidende Stimmung meiner Seele; sie bezieht sich auf meine ganze Lebens-Anschauung, auf alle Zukunft, auf Alles was mir nahe steht, — und so auch auf Dich, die Du mir das Theuerste bist! Laß mich nun noch auf den Trümmern dieser Welt des Sehnens — Dich beglücken! —

Sieh', nie in meinem Leben, in irgend einem Verhältnisse war ich je aufdringlich, sondern stets von fast übertriebener Empfindlichkeit. Nun will ich denn Dir zum erstenmale aufdringlich erscheinen und bitte Dich, über mich recht innerlich ruhig zu sein. Ich werde Euch nicht oft besuchen, denn Ihr sollt mich fortan nur noch sehen, wenn ich sicher bin, Euch ein heit'res ruhiges Gesicht zu zeigen. — Sonst suchte ich wohl im Leiden und Sehnen Dein Haus auf: dorthin, von wo ich mir Trost holen wollte, brachte ich Unruhe und Leiden. Das soll nicht mehr sein. Siehst Du mich daher längere Zeit nicht mehr, so — bete für mich im Stillen! — Denn dann, wisse, daß ich leide! Komme ich aber dann, so sei sicher, daß ich Euch eine holde Gabe meines Wesens ins Haus bringe, eine Gabe, wie es vielleicht nur mir verliehen ist zu spenden, mir, der so viel und willig litt. —

Wahrscheinlich, ja — gewiß, tritt nun auch nächstens, ich vermuthe schon Anfang Winters, die Zeit ein, wo ich für länger mich ganz von Zürich entferne; meine nun bald erwartete Amnestie wird mir Deutschland wieder erschließen, wohin ich periodisch zurückkehre, um das Einzige mir zu ersetzen, was ich hier mir nicht bereiten konnte. Dann werde ich Euch oft lange nicht mehr sehen. Aber dann wieder in das nun mir so traut gewordene Asyl zurückkehren, um mich auszuruhen von Plage und unvermeidlichem Aerger, reine Luft zu athmen, und neue Lust zum alten Werke zu fassen, für das mich nun einmal die Natur auserwählt hat,

— dieß wird dann immer, wenn Ihr es mir vergönnt, der sanfte Lichtblick sein, der dort mich aufrecht erhält, der süße Trost, der hier mir winkt.

Und — hättest Du dann mir keine höchste Lebens-Wohlthat erwiesen? Ich dankte Dir nicht das Einzige, das auf dieser Erde mir noch dankenswerth erscheinen kann? Und ich sollte nicht zu lohnen suchen, was Du mit so unsäglichen Opfern und Leiden mir errungen? —

Mein Kind, die letzten Monate haben mir an den Schläfen das Haar merklich gebleicht; es ist eine Stimme in mir, die mit Sehnsucht mir nach Ruhe ruft, — nach der Ruhe, die ich vor langen Jahren schon meinen fliegenden Holländer sich ersehnen ließ. Es war die Sehnsucht nach — „der Heimath" —, nicht nach üppigem Liebesgenuß! Ein treues, herrliches Weib nur konnte ihm diese Heimath erringen. Laß' uns diesem schönen Tode weihen, der all' unser Sehnen und Begehren birgt und stillt! Laß uns selig dahinsterben, mit ruhig verklärtem Blick und dem heiligen Lächeln schöner Ueberwindung! Und — keiner soll dann verlieren, wenn wir — — siegen!

Leb' wohl, mein lieber heiliger Engel!

* * *

Aus dem Venezianer Tagebuch.

5. September. Wunderbar schön der Canal zur Nacht. Helle Sterne, letztes Mondviertel. Eine Gondel gleitet vorbei. Aus der Ferne rufen Gondoliere singend sich an. Dieß ist außerordentlich schön und erhaben. Die Stanzen des Tasso sollen dazu nicht mehr rezitirt werden; die Melodien sind aber jedenfalls uralt, so alt als Venedig, und gewiß älter als die Stanzen des Tasso, die man ihnen seinerzeit jedenfalls nur angepaßt hat. Somit hat sich in der Melodie das ewig ächte erhalten, während die Stanzen wie ein vorübergehendes Phänomen in ihr aufgenommen und endlich verschlungen worden sind. Diese tief melancholischen Melodien, mit tönender, mächtiger Stimme gesungen, von der Ferne über das Wasser hergetragen, in noch weiterer Ferne verhallend, haben mich erhaben bewegt. Herrlich! —

29. September. Nun kommt der abnehmende Mond erst spät. Als er in seiner Fülle war, hat er mir schöne Tröstungen bereitet durch angenehme Empfindungen, deren ich bedurfte! Ich fuhr nach Sonnenuntergang auf der Gondel ihm regelmäßig dem Lido zu entgegen. Der Kampf zwischen Tag und Nacht war stets ein wundervolles Schauspiel am reinen Himmel. Rechts, mitten im dunkelrosigen Äther blinkte traulich hell der Abendstern; der Mond, in voller Pracht, warf sein funkelndes

Netz nach mir im Meere aus. Nun wandt' ich ihm zur Heimkehr den Rücken. Dem Blicke, der dahin schweifte, wo Du weilest, von wo Du nach dem Monde sahest, trat, dicht über dem verwandten Siebengestirn,[*]) ernst und hell, mit wachsendem Lichtschweife, der Komet entgegen. Mir hatte er nichts Schreckendes, wie mir überhaupt nichts mehr Furcht einflößt, weil ich so gar kein Hoffen, gar keine Zukunft mehr habe; ich mußte sogar recht ernst über die Scheu der Leute vor dem Erscheinen solchen Gestirnes lächeln, und wählte es mit einem gewissen übermüthigen Trotze zu meinem Gestirn. Ich sah in ihm nur das Ungewöhnliche, Leuchtende, Wunderbare. Bin ich so ein Komet? Brachte ich Unglück? — War das meine Schuld? — Ich konnte ihn nicht mehr aus den Augen verlieren. Schweigend und ruhig langte ich an der lustig erleuchteten, ewig heiter durchwogten Piazzetta an. Dann geht es den ernsten melancholischen Kanal hinab: links und rechts herrliche Paläste: Alles lautlos: nur das sanfte Gleiten der Gondel, das Plätschern des Ruderschlages. Breite Mondesschatten. An dem stummen Palaste wird ausgestiegen. Weite Räume und Hallen, von mir allein noch bewohnt. Die Lampe brennt; ich nehme das Buch zur Hand, lese wenig, sinne viel. Alles still. — Da Musik auf dem Canal: eine buntbeleuchtete Gondel mit Sängern und Musikern: mehr und immer mehr Kähne mit Zuhörern schließen sich an: die ganze Breite des Canals schwimmt das Geschwader, kaum bewegt, sanft gleitend, dahin. Schöne Stimmen, passable Instrumente, tragen Lieder vor. Alles ist Ohr. — Da endlich biegt es, kaum merklich, um die Ecke und verschwindet noch unmerklicher. Lange noch höre ich, von der Nachtstille veredelt und verklärt, die Töne, die als Kunst mich nicht wohl fesseln könnten, hier aber zur Natur geworden. Alles verstummt endlich: der letzte Klang löst sich wie in das Mondlicht auf, das, wie die sichtbar gebliebene Klangwelt, sanft fortleuchtet. —

Nun hat der Mond abgenommen. —

Ich bin nicht ganz wohl seit einigen Tagen: die Spazierfahrt am Abend mußte ich einstellen. Mir ist nichts verblieben, als die Einsamkeit, und mein zukunftsloses Dasein! —

Auf dem Tisch vor mir liegt ein kleines Bild. Es ist das Porträt meines Vaters, das ich Dir nicht mehr zeigen konnte, als es ankam. Es zeigt ein edles, weiches, leidend sinnendes Gesicht, das mich unendlich rührt. Mir ist es sehr werth geworden. — Wer zu mir tritt, vermuthet zunächst gewiß das Bild einer geliebten Frau zu treffen. Nein! Von

[*]) Wagners selbstgewähltes Familienwappen; Glasenap III, 1, 169 und 444.

der habe ich kein Bild. Aber ihre Seele trage ich in meinem Herzen. Da schaut hinein, wer's kann! — Gute Nacht! —

9. October. Nun habe ich begonnen. — Womit?

Ich hatte von unsren Liedern[4]) nur die ganz flüchtigen Bleistiftskizzen, oft noch ganz unausgeführt, und so undeutlich, daß ich fürchten mußte, sie einmal ganz zu vergessen. Da habe ich mich denn zuerst darüber hergemacht, sie mir wieder vorzuspielen, und alles daran mir recht wieder in's Gedächtniß zu rufen; dann habe ich sie sorgfältig aufgeschrieben. Nun brauchst Du mir die Deinigen nicht wieder zu schicken: ich hab' sie selbst. —

Das war denn meine erste Arbeit. Somit sind die Schwingen geprüft. —

12. Oktober. Ich kehre nun zum „Tristan" zurück, um an ihm die tiefe Kunst des tönenden Schweigens für mich zu Dir sprechen zu lassen. Für jetzt erquickt mich die große Einsamkeit und Zurückgezogenheit, in der ich lebe: in ihr sammle ich meine schmerzlich zerstückten Lebenskräfte. Bereits genieße ich seit einiger Zeit die fast nie so gekannte Wohlthat eines ruhigen, tiefen Schlafes in der Nacht: könnte ich ihn Allen geben! Ich werde dieß genießen, bis mein wunderbares Werk gediehen und vollendet ist. Erst dann will ich mich einmal umsehen, welch Gesicht mir die Welt zeigt. Der Großherzog von Baden hat soviel ausgewirkt, daß ich zur persönlichen Aufführung eines neuen Werkes für einige Zeit Deutschland besuchen darf. Vielleicht benutze ich dieß dann für den Tristan. Bis dahin bleibe ich mit ihm in meiner hiesigen, lebendig gewordenen Traumwelt allein.

* * *

Briefe aus Luzern.

Luzern 10. April 59.

Der dritte Akt (des Tristan) ist begonnen. Mir ist dabei recht deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blüthenzeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur immer in meinen Vorrath zurückzugreifen habe, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen. Auch ist mir, als ob dieser scheinbar leidenvollste Akt mich nicht so stark angreifen werde, als es zu denken wäre. Sehr griff mich noch der zweite Akt an. Das höchste Lebensfeuer loderte in ihm mit so unsäglicher Gluth hell auf, daß es mich fast unmittelbar

[4]) Gemeint sind die „fünf Gedichte", von denen zwei „Studien zu Tristan und Isolde" heißen.

brannte und zehrte. Je mehr es sich gegen den Schluß des Aktes hin dämpfte, und die sanfte Helle der Todesverklärung aus der Gluth brach, wurde ich ruhiger. Diesen Teil will ich auch vorspielen, wenn Sie kommen. — Ich hoffe nun Gutes für das Ende! —

Luzern 30. Mai 59.

Ich bin jetzt mit der Ausarbeitung der ersten Hälfte meines Actes beschäftigt. Über die leidenden Stellen komme ich immer nur mit großem Zeitaufwand hinweg; ich kann da im guten Fall in einem Zuge nur sehr wenig fertig bringen. Die frischen, lebhaften, feurigen Partien gehen dann ungleich rascher von Statten: so lebe ich auch bei der technischen Ausführung „leidvoll und freudvoll" Alles mit durch, und hänge ganz vom Gegenstande ab. Dieser letzte Act ist nun ein wahres Wechselfieber: — tiefstes, unerhörtestes Leiden und Schmachten, und dann unmittelbar unerhörtester Jubel und Jauchzen. Weiß Gott, so ernst hat's noch Keiner mit der Sache genommen, und Semper hat Recht. Das hat mich auch allerneuestens wieder gegen den Parzival gestimmt. Es ging mir kürzlich nämlich wieder auf, daß dieß wieder eine grundböse Arbeit werden müsse. Genau betrachtet ist Anfortas der Mittelpunkt und Hauptgegenstand. Das ist denn nun aber keine üble Geschichte das. Denken Sie um des Himmels willen, was da los ist! Mir wurde das plötzlich schrecklich klar: es ist mein Tristan des dritten Aktes mit einer undenklichen Steigerung. Die Speerwunde, und wohl noch eine andre — im Herzen, kennt der Arme in seinen fürchterlichen Schmerzen keine andre Sehnsucht, als die zu sterben; dieß höchste Labsal zu gewinnen, verlangt es ihn immer wieder nach dem Anblick des Grals, ob der ihm wenigstens die Wunden schlösse, denn Alles Andre ist ja unvermögend, nichts — nichts vermag zu helfen: — aber der Gral gibt ihm nur das Eine wieder, eben daß er nicht sterben kann; gerade sein Anblick vermehrt aber nur seine Qualen, indem er ihnen noch Unsterblichkeit gibt. Der Gral ist nun, nach meiner Auffassung, die Trinkschale des Abendmahles, in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Heilands am Kreuze auffing. Welche furchtbare Bedeutung gewinnt nun hier das Verhältniß des Anfortas zu diesem Wunderkelch; er, mit derselben Wunde behaftet, die ihm der Speer eines Nebenbuhlers in einem leidenschaftlichen Liebesabenteuer geschlagen, — er muß zu seiner einzigen Labung sich nach dem Segen des Blutes sehnen, das einst aus der gleichen Speerwunde des Heilands floß, als dieser, Weltentsagend, Welterlösend, Weltleidend

am Kreuze schmachtete! Blut um Blut, Wunde um Wunde — aber hier und dort, welche Kluft zwischen diesem Blute, dieser Wunde! Ganz hingerissen, ganz Anbetung, ganz Entzückung bei der wundervollen Nähe der Schale, die im sanften wonnigen Glanze sich röthet, gießt sich neues Leben durch ihn aus — und der Tod kann ihm nicht nahen! Er lebt, lebt von neuem, und furchtbarer als je brennt die unselige Wunde ihm auf, seine Wunde! Die Andacht wird ihm selbst zur Qual! Wo ist Ende, wo Erlösung? Leiden der Menschheit in alle Ewigkeit fort! — Wollte er im Wahnsinn der Verzweiflung sich gänzlich vom Gral abwenden, sein Auge vor ihm schließen? Er möchte es, um sterben zu können. Aber — er selbst, er ward zum Hüter des Grales bestellt; und nicht eine blinde äußere Macht bestellte ihn dazu, — nein! weil er so würdig war, weil Keiner wie er tief und innig das Wunder des Grales erkannt, wie noch jetzt seine ganze Seele endlich immer wieder nach dem Anblicke drängt, der ihn in Anbetung vernichtet, himmlisches Heil mit ewiger Verdammniß gewährt! —

Und so etwas soll ich noch ausführen? und gar noch Musik dazu machen? — Bedanke mich schönstens! Das kann machen wer Lust hat; ich werde mir's bestens vom Halse halten! —

Es mag das jemand machen, der es so à la Wolfram ausführt; das thut dann wenig und klingt am Ende doch nach etwas, sogar recht hübsch. Aber ich nehme solche Dinge viel zu ernst. Sehen Sie doch, wie leicht sich's dagegen schon Meister Wolfram gemacht! Daß er von dem eigentlichen Inhalte rein gar nichts verstanden, macht nichts aus. Er hängt Begebniß an Begebniß, Abenteuer an Abenteuer, gibt mit dem Gralsmotiv curiose und seltsame Vorgänge und Bilder, tappt herum und läßt dem ernst gewordenen die Frage, was er denn eigentlich wollte? Worauf er antworten muß, ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht mehr wie der Pfaffe sein Christenthum, das er ja auch am Meßaltar aufspielt, ohne zu wissen, um was es sich dabei handelt. — Es ist nicht anders. Wolfram ist eine durchaus unreife Erscheinung, woran allerdings wohl großentheils sein barbarisches, gänzlich confuses, zwischen dem alten Christentum und der neueren Staatenwirthschaft schwebendes Zeitalter schuld. In dieser Zeit konnte nichts fertig werden; Tiefe des Dichters geht sogleich in wesenloser Phantasterei unter. Ich stimme fast jetzt Friedrich dem Großen bei, der bei der Überreichung des Wolfram dem Herausgeber antwortete, er solle ihn mit solchem Zeuge verschont lassen! — Wirklich, man muß nur einen solchen Stoff aus den ächten Zügen der Sage sich selbst so innig belebt haben, wie ich dieß jetzt mit

dieser Gralssage that, und dann einmal schnell übersehen, wie so ein Dichter, wie Wolfram, sich dasselbe darstellte — was ich jetzt mit Durchblätterung Ihres Buches[5]) that — um sogleich von der Unfähigkeit des Dichters schroff abgestoßen zu werden. (Schon mit dem Gottfried v. Straßburg ging mir's in Bezug auf Tristan so.) Nehmen Sie nur das Eine, daß dieser oberflächliche „Tiefsinnige" unter allen Deutungen, welche in den Sagen der Gral erhielt, grade die nichtssagendste sich auswählt. Daß dieses Wunder ein kostbarer Stein sein sollte, kommt allerdings in den ersten Quellen, die man verfolgen kann, nämlich in den arabischen der spanischen Mauren, vor. Leider bemerkt man nämlich, daß alle unsre christlichen Sagen einen auswärtigen, heidnischen Ursprung haben. Unsre verwundert zuschauenden Christen erfuhren nämlich, daß die Mauren in der Kaaba zu Mekka (aus der vormohamedanischen Religion stammend) einen wunderbaren Stein (Sonnenstein — oder Meteorstein — allerdings vom Himmel gefallen) verehrten. Die Sagen von seiner Mirakelkraft faßten bald aber die Christen auf ihre Weise auf, und brachten das Heiligthum mit dem christlichen Mythus in Berührung, was andererseits dadurch erleichtert ward, daß eine alte Sage in Süd-Frankreich bestand, dorthin habe sich einst Josef von Arimathia mit der heiligen Abendmahlsschale geflüchtet, was ganz mit dem Reliquienenthusiasmus der ersten christlichen Zeit stimmt. Nun erst kam Sinn und Verstand hinein, und wirklich bewundere ich mit völligem Entzücken diesen schönen Zug christlicher Mythenbildung, der das tiefsinnigste Symbol erfand, das je noch als Inhalt des sinnlich-geistigen Kernes einer Religion erfunden werden konnte. Wen schauert es nicht von den rührendsten und erhabensten Gefühlen, davon zu hören, daß jene Trinkschale, aus der der Heiland seinen Jüngern den letzten Abschied zutrank, und in der endlich das unvertilgbare Blut des Erlösers selbst aufgefangen und aufbewahrt ward, vorhanden sei, und wem es beschieden, dem Reinen, der könne es selbst schauen und anbeten. Wie, unvergleichlich! Und dann die doppelte Bedeutung des einen Gefäßes als Kelch auch beim heiligen Abendmahl —, offenbar dem schönsten Sacramente des christlichen Cultus! Daher denn auch die Sage, daß der Gral (Sang Réal) (daraus San(ct) Gral) die fromme Ritterschaft einzig ernähre, und zu den Mahlzeiten er Speise und Trank gewähre. — Und dieß alles nun so sinnlos unverstanden von unsrem Dichter, der eben nur für den Gegenstand die schlechten französischen Ritterromane

[5]) San Marte, Parzival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach 1836; 2. Aufl. 1858.

seiner Zeit hernahm, und ihnen nachschwatzte wie ein Staar! Schließen Sie hieraus auf Alles übrige! Schön sind nur einzelne Schilderungen, in denen überhaupt die mittelalterlichen Dichter stark sind: da herrscht schön empfundene Anschaulichkeit. Aber ihr Ganzes bleibt immer wüst und dumm. Was müßte ich nun mit dem Parzival Alles anfangen! Denn mit dem weiß Wolfram nun auch gar nichts: seine Verzweiflung an Gott ist albern und unmotivirt, noch ungenügender seine Bekehrung. Das mit der „Frage" ist so ganz abgeschmackt und völlig bedeutungslos. Hier müßte ich also rein Alles erfinden. Und noch dazu hat's mit dem Parzival eine Schwierigkeit mehr. Er ist unerläßlich nöthig als der ersehnte Erlöser des Anfortas: soll Anfortas aber in das wahre, ihm gebührende Licht gestellt werden, so wird er von so ungeheuer tragischem Interesse, daß es fast mehr als schwer wird, ein zweites Hauptinteresse gegen ihn aufkommen zu lassen, und doch müßte dieses Hauptinteresse sich dem Parzival zuwenden, wenn er nicht als kalt lassender Deus ex machina eben nur schließlich hinzutreten sollte. Somit ist Parzivals Entwickelung, seine erhabenste Läuterung, wenn auch prädestinirt durch sein ganzes sinniges, tief mitleidsvolles Naturell, wieder in den Vordergrund zu stellen. Und dazu kann ich mir keinen breiten Plan wählen, wie er dem Wolfram zu Gebote stand: ich muß Alles in drei Hauptsituationen von drastischem Gehalt so zusammendrängen, daß doch der tiefe und verzweigte Inhalt klar und deutlich hervortritt: denn so zu wirken und darzustellen, das ist nun einmal meine Kunst. Und — solch eine Arbeit sollte ich mir noch vornehmen? Gott soll mich bewahren! Heute nehme ich Abschied von diesem unsinnigen Vorhaben; das mag Geibel machen und Liszt mag's componiren! — Wenn meine alte Freundin Brünnhilde in den Scheiterhaufen sprengt, stürz' ich mich mit hinein, und hoffe auf ein seliges Ende! Dabei bleib' es! Amen!

Nun, da hätte ich mich einmal schön vergralt! Nehmen Sie's für eine Vorlesung, zu der Sie nicht nöthig hatten in's Züricher Rathhaus zu gehen!

* * *

Briefe aus Paris.

Paris, 29. Oct. 59.

Einer Eigenschaft, die ich mir in meiner Kunst erworben, werde ich mir jetzt immer deutlicher bewußt, da sie auch für das Leben mich bestimmt. In meiner Natur liegt es ursprünglich, schnell und stark in den Extremen der Stimmung zu wechseln: die höchsten Spannungen können

fast kaum auch anders, als nah sich berühren; darin liegt oft sogar die Rettung des Lebens. Im Grunde hat auch die wahre Kunst keine andren Vorwürfe, als diese höchste Stimmungen in ihrem äußersten Verhalten zu einander zeigen: das, worauf es hier einzig ankommen kann, die wichtige Entscheidung, gewinnt sich ja nur aus diesen äußersten Gegensätzen. Für die Kunst entsteht aus der materiellen Verwendung dieser Extremitäten leicht aber eine verderbliche Manier, die bis zum Haschen nach äußerlichen Effecten sich verderben kann. Hierin sah ich namentlich die neuere französische Schule, mit Victor Hugo an der Spitze, befangen. Ich erkenne nun, daß das besondere Gewebe meiner Musik (natürlich immer im genauesten Zusammenhang mit der dichterischen Anlage), was meine Freunde jetzt als so neu und bedeutend betrachten, seine Fügung namentlich dem äußerst empfindlichen Gefühle verdankt, welches mich auf Vermittelung und innige Verbindung aller Momente des Ueberganges der äußersten Stimmungen ineinander hinweist. Meine feinste und tiefste Kunst möchte ich jetzt die Kunst des Ueberganges nennen, denn mein ganzes Kunstgewebe besteht aus solchen Uebergängen: das Schroffe und Jähe ist mir zuwider geworden; es ist oft unumgänglich und nöthig, aber auch dann darf es nicht eintreten, ohne daß die Stimmung auf den plötzlichen Uebergang so bestimmt vorbereitet war, daß sie diesen von selbst forderte. Mein größtes Meisterstück in der Kunst des feinsten allmählichsten Ueberganges ist gewiß die große Scene des zweiten Actes von Tristan und Isolde. Der Anfang dieser Scene bietet das überströmendste Leben in seinen allerheftigsten Affecten, — der Schluß das weihevollste, innigste Todesverlangen. Das sind die Pfeiler: nun sehen Sie einmal, Kind, wie ich diese Pfeiler verbunden habe, wie sich das vom einen zum andern hinüberleitet! Das ist denn nun auch das Geheimniß meiner musikalischen Form, von der ich kühn behaupte, daß sie in solcher Uebereinstimmung und jedes Détail umfassenden klaren Ausdehnung noch nie auch nur geahnt worden ist. Wenn Sie wüßten, wie hier jenes leitende Gefühl mir musikalische Erfindungen — für Rhythmus, harmonische und melodische Entwickelung eingegeben hat, auf die ich früher nie verfallen konnte, so würden Sie recht inne werden, wie auch in den speziellsten Zweigen der Kunst sich nichts Wahres erfinden läßt, wenn es nicht aus solchen großen Hauptmotiven kommt. — Das ist nun die Kunst! Aber diese Kunst hängt sehr mit dem Leben bei mir zusammen. Meinem Character werden extreme Stimmungen in starkem Conflict wohl immer eigen bleiben müssen: aber es ist mir peinlich, ihre Wirkungen auf Andre ermessen zu müssen. Verstanden zu werden, ist so unerläßlich wichtig.

Wie nun in der Kunst die äußersten, großen Lebensstimmungen zum Verständniß gebracht werden sollen, die eigentlich dem allgemeinen Menschenleben (außer in seltenen Kriegs- und Revolutionsepochen) unbekannt bleiben, so ist dieß Verständniß eben nur durch die bestimmteste und zwingendste Motivirung der Uebergänge zu erreichen, und mein ganzes Kunstwerk besteht eben darin, durch diese Motivirung die nöthige, willige Gefühlsstimmung hervorzubringen. Mir ist nun nichts schrecklicher gewesen, als wenn hier in der Aufführung meiner Opern Sprünge vorgenommen wurden, wie z. B. im Tannhäuser, wo ich zuerst mit steigendem Gefühl von dieser schönen, überzeugenden Nothwendigkeit des Ueberganges verfuhr, und zwischen dem Ausbruch des Entsetzens nach Tannhäusers grauenhaftem Bekenntniß und der Andacht, mit welcher endlich Elisabeths Fürbitte gehört wird, einen (auch musikalisch) sehr bedeutungsvoll motivierten Uebergang ausführte, auf den ich von je stolz war, und der seine überzeugende Wirkung nie verfehlte. Sie denken leicht, wie mir zu Muthe war, wenn ich erfuhr, daß man hierin (wie in Berlin) Längen sah, und einen wesentlichsten Theil meines Kunstwerkes geradesweges herausstrich? —

So geht mir's in der Kunst. Und wie im Leben? Waren Sie nicht oft Zeuge, wie man mein Wort anmaaßend, lästig, nicht enden wollend fand, wenn ich, von ganz gleichem Triebe geleitet, nichts andres wollte, als aus der Aufregung, oder nach einer ungewöhnlichen Aeußerung, zu einem versöhnenden bewußten Verständniß überleiten? —

Entsinnen Sie sich noch des letzten Abends mit Semper? Ich hatte plötzlich meine Ruhe verlassen und meinen Gegner durch einen stark accentuirten Angriff verletzt. Kaum war mir das Wort entflogen, als ich sogleich innerlich abgekühlt war, und nur noch die — eben von mir gefühlte — Nothwendigkeit begriff, zu versöhnen, und dem Gespräch wieder die schickliche Fassung zu geben. Zugleich aber leitete mich das bestimmte Gefühl davon, daß dieß nicht durch ein plötzliches Verstummen, sondern nur durch ein allmähliches, bewußtes Ueberleiten verständlich geschehen konnte; ich entsinne mich, selbst als ich noch stark und meiner Meinung angemessen sprach, das Gespräch bereits nur noch mit einem gewissen künstlerischen Bewußtsein geführt zu haben, das, wenn man mich meiner Absicht nach gewähren lassen haben würde, ganz bestimmt zu einem intellectuell wie moralisch versöhnenden Schlusse geführt und als Verständigung und Beschwichtigung zugleich geendet haben würde. Ich gebe nun zu, daß ich hier zu viel verlange, weil, wenn der eigentliche Affect einmal angeregt ist, jeder nur noch Recht behalten, und lieber beleidigt gelten, als zur Verständigung gebracht sein will. Ich habe mir denn

auch bei dieser, wie bei vielen andren Gelegenheiten nur den Vorwurf und die Abweisung der Selbstgefälligkeit im Sprechen zugezogen. Selbst Sie wurden, glaube ich, an jenem Abend einen Augenblick irre, und fürchteten, mein fortgesetztes, anfänglich noch starkes Sprechen, rühre von noch andauernder Aufregung her: und doch entsinne ich mich auch, daß ich Ihnen, sehr ruhig, erwiderte: „lassen Sie mich nur wieder zurückleiten, das kann doch nicht so schnell gehen!" —

Glauben Sie wohl, daß solche Erfahrungen etwas sehr schmerzliches für mich haben? — Wahrlich, ich bin menschenfreundlich, und es ist kein scheuer, egoistischer Trieb, der mich immer mehr aus jeder Gesellschaft forttreibt. Es ist nicht verletzte Eitelkeit, wenn ich gegen die Vorwürfe zu anhaltenden Sprechens empfindlich bin, sondern das traurige Gefühl — was kannst Du den Menschen sein, was können sie Dir sein, wenn es sich in Eurem Verkehr nicht darum handelt, Verständniß zu erzielen, sondern eben nur seine Meinung unverändert zu behalten? Ueber Gegenstände, die mir fremd sind, von denen ich weder Erfahrung, noch ein sichres Gefühl habe, verbreite ich mich gewiß nie anders, als um (mich) belehren zu lassen: aber wenn ich fühle: daß ich über einen mir vertrauten Gegenstand etwas Vernünftiges und Zusammenhängendes mitzutheilen habe, mir die Entwickelung meiner Ansicht im Zusammenhang durchreißen zu lassen, nur um dem Anderen den Anschein zu lassen, als ob auch er mit der entgegengesetzten Meinung Recht haben könnte, das macht doch wirklich jedes Wort unnütz, das irgend in Gesellschaft überhaupt gesprochen werden könnte. Ich lehne jetzt jede eigentliche Gesellschaft ab, und — fühle mich wirklich wohler dabei.

Aber da rede ich auch heute vielleicht wieder zu viel, und bringe zu viel in Zusammenhang, was auseinander bleiben könnte? — Verstehen Sie mich, wenn auch diesmal gegen Sie mein Gefühl mich zum „Uebergang" — zur Ueberleitung drängt, wenn ich die schroffen Enden meiner Stimmungen zu vermitteln suche, und nicht plötzlich schweigen will, um Ihnen plötzlich einmal zu sagen, daß ich ruhig und heiter sei? Würde Ihnen dies natürlich vorkommen können? Nein! Folgen Sie auch heute den Weg, den ich Ihre Theilnahme führen möchte, um bei einem beruhigteren Gefühle über mich anzukommen! Es kann meinem Herzen nichts schmerzlicher sein, als eine quälende Theilnahme zu erwecken: ist mir es entflohen, so gönnen Sie mir die schöne Freiheit, allmählich und sanft zu beruhigen. Es ist bei mir Alles so sehr im Zusammenhang verkettet: das hat seine üblen Nachteile, denn es macht, daß gemeine und (unter Umständen) leicht zu hebende Bedrängnisse oft einen übermäßigen

Einfluß auf mich ausüben können; doch hat es auch wieder den Vortheil, daß ich aus demselben Zusammenhange die Mittel zur Beruhigung gewinne; wie Alles nach meiner letzten Lebensaufgabe, meiner Kunst, hinströmt, fließt aus dieser endlich auch der klare Quell zurück, der meine dorrenden Lebenspfade erfrischt. Ich durfte heute, durch den herzlichen Wunsch, beruhigend und vermittelnd auf Ihre theilnehmende Empfindung zu wirken, mich der höchsten künstlerischen Eigenschaft mir bewußt machen, die ich in meinen neuen Werken immer ersprießlicher entwickelt finde, und durfte so, wie von dem Heiligthume meiner Kunst aus zu Ihnen sprechen, ohne den mindesten Zwang, ohne den mindesten freundlichen Trug selbst, ganz wahr und unverstellt. —

So klärt sich mir denn auch meine ganze Lage allmählich nach einem bestimmten Ausgange hin ab, der ja einer Seite der Welt zugekehrt ist, von wo Freundschaft und edler Wille beruhigend auf mich wirken können. Es wird sich Alles einrichten lassen, und bin ich erst wieder ganz zur Ruhe, ist mir völlige Zuflucht zu meiner Kunst, zu meinem Schaffen wieder ermöglicht, so verliert bald Alles wieder seine störende Macht auf mein Gemüth: ich blicke dann ruhig nach Außen, und, wenn ich am Wenigsten nach dort mich bemühe, kommt mir am Ehesten wohl auch von daher, was ich willkommen zu heißen habe. — Und so — Geduld! —

Aus meinen Büchern griff ich unsren lieben Schiller heraus. Ich las gestern die Jungfrau, und war so musikalisch gestimmt, daß ich namentlich das Stillschweigen Johanna's, als sie öffentlich angeklagt wird, vortrefflich mit Tönen ausfüllen konnte: ihre Schuld, — die wunderbare. — Heute hat mich eine Rede des Posa (am Schluß des zweiten Actes) über die Unschuld und Tugend wirklich in Erstaunen gesetzt wegen der unglaublichen Schönheit der poetischen Diction. Wie leid thut es mir, einer Aufforderung, die mir kürzlich vom Comité der Schillerfeier in Berlin zuging (einen Gesang dazu zu schreiben) nicht entsprechen zu können. Beklagen Sie mich, aber freuen Sie sich auch, wenn ich Ihnen sage, daß ich diesen Brief heute unter zahllosen Unterbrechungen der Arbeiter, unter Hämmern und Pochen der Tapezierer, des Instrumentenmachers, der Holzscheiter u. s. w. zu Stande gebracht habe. Bald hätte ich vielleicht Muße gehabt, einen Schillergesang zu Stande zu bringen: doch ist die Frist zu kurz, und noch hat die Muse keinen Raum in meinem Häuschen. —

Leben Sie wohl! Seien Sie mir gut und vertrauen Sie! Es wird noch eine Zeit lang Alles zu ertragen sein! Tausend Grüße und herzliche Wünsche! R. W.

Paris, 19. Dez. 59.

Bestes Geburtstagskind!

Komme ich recht? Ist heut' grade der 23.? Wohl stimmt vielleicht der Tag, aber das Geschenk? Was sollte ich dem Kinde schenken? Ich bin jetzt so arm! Meine Gabenquelle ist so ganz versiecht. Wie das sein mag, guter Einfälle sich erfreuen, sie zu Papier bringen, mitzutheilen, — es ist mir, als ob ich das schon lange nicht mehr wüßte! — Nur so als letzter Abschluß meines letzten(?) Werkes konnte mir noch etwas einfallen, und dies ist auch wahrlich kein schlechter Gedanke gewesen. Hören Sie, wie es damit ging. —

Sie wissen, Hans wollte vorigen Winter das Vorspiel zu Tristan aufführen, und bat mich, einen Schluß dazu zu machen. Mir wäre damals nichts eingefallen: es schien mir so unmöglich, daß ich es gradeswegs abwies. Seitdem habe ich denn nun den dritten Akt geschrieben und den vollen Schluß des Ganzen gefunden: diesen Schluß als dämmernde Ahnung der Erlösung im Voraus zu zeigen, fiel mir nun ein, als ich ein Programm zu einem Konzert in Paris entwarf, das mich besonders deshalb reizte, weil ich mir darin das Tristan-Vorspiel zu Gehör bringen wollte. Das ist denn nun ganz vortrefflich gelungen, und diesen geheimnisvoll beruhigenden Schluß schicke ich Ihnen heute zum Geburtstag als Bestes, was ich geben kann. Ich habe das Stück Ihnen so aufgeschrieben, wie ich es mir ungefähr auf dem Klaviere vorspiele: einige böse Griffe kommen darin vor, und ich denke mir, Sie werden sich einen römischen Baumgartner suchen müssen, der Ihnen die Sache vorspielt, falls Sie es nicht lieber selbst mit ihm à quatre mains spielen, wobei Sie sich die rechte Hand für Ihre beiden Hände zurecht legen müssen. Nun sehen Sie, was Sie mit dem schwierigen Geschenke anfangen! — Besser werden Sie verstehen, was ich als Erläuterung des ganzen Vorspieles[9]) für mein Pariser Publikum aufgesetzt habe: das steht auf der andren Seite des kaligraphischen Specimen's. Epheu und Rebe werden Sie aber in der Musik wieder erkennen, namentlich, wenn Sie's vom Orchester hören, wo Saiten- und Blasinstrumente mit einander abwechseln. Es wird sich recht schön machen. Ich denke, Mitte Januar höre ich's: dann will ich's für Sie mithören.

Und nun viele tausend herzliche Wünsche und Grüße aus meinem kalten Paris, wo wir vor Schnee, Eis und Frost bald umkommen! Wie

---

[9]) Vgl. R. Wagner, nachgelassene Schriften und Dichtungen, 2. Aufl. 1902 S. 163.

ist's bei Ihnen? Bewährt sich Rom? Lassen Sie bald hören! Ich bedarf der Nachricht von Ihnen! —

Leben Sie wohl! Seien Sie gesegnet und innig verehrt! —

Ihr

R. W.

Paris, 8. März 60.

Den heutigen Tag will ich mir denn einmal zum Festtag machen. Ich will Ihnen schreiben, Freundin! Mit gutem Bedacht und freundlicher Überlegung ließ ich oft die Feder wieder sinken, die ich wiederholt in dieser Zeit zum Briefe an Sie ansetzte. Mein Bedürfnis ist groß, und ich will sehen, daß ich seine Erfüllung mir verdiene; ich will sehen, wie ich Ihnen manches Freundliche berichte.

Zuerst will ich Ihnen beschreiben, was statt einer Pendule — auf meinem Kamine steht. Das ist ein wunderliches Ding. Auf einem mit rotem Sammet überzogenen Gestell ist ein silberner Schild ausgebreitet, der rings den Rand entlang mit Devisen aus meinen Dichtungen angefüllt ist, von Rienzi bis zu Tristan und Isolde. Auf diesem Schild liegt in einem silbernen Kranz, dessen einer Zweig Lorbeer, der andere Eiche, ein mächtiges silbernes Notenblatt, halb zusammengerollt: auf diesem Notenblatt sind Hauptthemen aus meinen Opern in Notenschrift ausgeführt. Eine schöne silberne Feder liegt in den Zweigen des Kranzes über dem Notenblatt; die Zweige sind mit einer goldenen Schleife zusammengebunden, darauf geschrieben steht:

„Des rechten Mannes Herz muß überströmen in der Sonnenhöhe großer Männer". — und dann: „Dem hohen Meister gewidmet in aufrichtiger Verehrung von Richard Weiland". —

Dieser Richard Weiland[7]) ist ein schlichter Dresdener Bürger, den ich nie gekannt, der mich aber einmal Vormittags in Zürich — im Asyl — besuchte und mir die drollige Kritik der Prager Aufführung des Tannhäuser lieferte, mit dem einfachen Bericht, daß dort die Ouvertüre, die unter meiner Leitung in Dresden nur 12 Minuten dauerte, 20 Minuten lang war. — Die Sendung, mit einem höchst bescheidenen Schreiben, fand ich eines Abends vor, als ich müde gehetzt von der Besorgung meiner Chöre nach Hause kam. — Ich habe nun den Taktstock[8]) und dieses Silberwerk. —

[7]) Vgl. Glasenapp II, 2, 236 f.

[8]) Der Taktstock, nach Sempers Zeichnung ausgeführt, war ein Geschenk von Frau Wesendonk.

Hier haben mir meine Konzerte einige sehr ergebene und gescheidte Menschen zugeführt.

Gaspérini, ein zarter, sehr gebildeter und begabter Arzt, der aber wohl bald gänzlich nur noch literarische und poetische Arbeiten treiben wird, ein Mensch von feinem, schönem Äußeren und großer Herzenswärme, nur vielleicht ohne eigentliche Energie, — gehörte mir schon vor meiner Ankunft, und ist jetzt der eifrigste, ausdauerndste Verfechter meiner Sache. Er hat sich hierzu den „Courier du Dimanche“ eröffnet. —

Einen vortrefflichen Kopf und ungemein gebildeten, von jedem Vorurteil frei gewordenen, klaren und feinen Geist, habe ich mit Villot gewonnen. Dieser Mann, der bereits kürzlich einen Sohn verheiratete, ist Conservateur des Musées du Louvre, und hat als solcher die ganze Direktion der Kunstschätze unter sich. In einem Riesenwerke, das ihn 15 Jahre des ausdauernden Fleißes kostete, hat er eine Geschichte der Sammlungen des Louvre geschrieben. —

Denken Sie sich nun aber, daß dieser Mann — schon lange ehe ich ihn kennen lernte — alle meine Partituren besitzt, dieselben genau studiert hat, und glücklich war, durch meine Vermittelung jetzt schon eine Partitur des Tristan von Härtels zu bekommen. Dieser Mann hat mich sehr überrascht durch die Schärfe seines Urteils, namentlich auch über die Fähigkeiten seiner eigenen Nation, der er für den Ausdruck vollkommen angehört, während er durch seinen Geist weit über sie hervorragt. Sein Kopf ist sehr schön und fein. Sein Anerbieten, mich die Schätze des Louvre unter seiner Anleitung genau kennen zu lehren, habe ich noch nicht benützt, und werde es auch wohl lange, lange noch nicht benützen können.

Nun nenne ich Ihnen unter Manchen noch den Romancier Champfleury,*) dessen im ersten Eindruck hingeworfene Brochüre ich Ihnen geschickt habe.

Er hat ein sehr sinniges, freundlich wehmütiges Auge. Sein Freund, der Dichter Baudelaire hat mir ein paar wunderbare Briefe geschrieben, will mir aber noch nicht vorgestellt sein, bis er einige Dichtungen fertig hat, mit denen er mir zu huldigen gedenkt. —

Von Franck-Marie erzählte ich Ihnen: er hat bedeutend über mich geschrieben, ist mir persönlich aber noch fremd geblieben.

---

*) Champfleury, Richard Wagner, Paris 1860.

Dann ist noch ein junger Maler, Gustave Doré, der hier bereits großen Ruf hat: er hat eine Zeichnung gemacht, die für die Illustration bestimmt ist, und mich auffaßt, wie ich in einer Alpengegend ein Geisterorchester dirigiere. Ferner gibt es noch viele Musiker und Komponisten, die sich enthusiastisch für mich erklärt haben, unter ihnen Gounod, ein weicher, guter, rein aber nicht tief begabter Mann, Louis Lacombe, Léon Kreutzer, Stephan Heller. Bedeutend als sehr tiefer Musiker ist Sensale, der mir künftig meine Partituren spielen wird.

Ein Herr Perrin, bedeutend als Maler, ehemaliger Direktor der Opéra comique, und wahrscheinlich zukünftiger der großen Oper, ist mir sehr ergeben, und hat in der Revue Européenne schön über mich geschrieben.

Berlioz ist dem Neid verfallen; meine Anstrengungen, mich ihm als Freund erhalten zu können, sind durch die ihm unerträglich glänzende Aufnahme meiner Musik erfolglos geworden. Er findet sich in Wahrheit durch mein Erscheinen in Paris, am Vorabende einer Aufführung seiner Trojaner, empfindlich gekreuzt; auch hat ihm sein Unstern ein böses Weib gegeben, das sich bestechen läßt, um ihren sehr leidenden und schwachen Mann zu bestimmen. Sein Benehmen gegen mich war ein stetes Schwanken zwischen freundschaftlicher Neigung und Abprall von dem Beneideten. Sehr spät, und zwar so, daß er darin den Eindruck einer abermaligen Anhörung meiner Musik nicht aufzunehmen hatte, veröffentlichte er seinen Bericht, den Sie wohl gelesen haben werden. Ich mußte es für gut halten, auf seine zweideutige, ja boshafte Berührung der „Zukunftsmusik-Frage" zu antworten. Sie finden diese Antwort im Journal des Débats vom 22. Febr.[19])

Besser hat sich Rossini benommen. Man hatte ihm einen Witz über meine Melodienlosigkeit untergeschoben, der mit Begierde bis in deutsche Blätter verbreitet wurde. Nun hat er eigens eine Ablehnung diktiert, worin er erklärt, nichts von mir zu kennen als den Tannhäuser-Marsch, der ihm das größte Vergnügen gemacht habe, und daß er außerdem, nach allem, was er von mir wisse, große Achtung vor mir habe. Dieser Ernst des alten Epikuräers hat mich überrascht. —

Schließlich sei noch eine Eroberung gemeldet, die ich an einem Marschall gemacht habe, nämlich Magnan, der alle meine 3 Konzerte besuchte, und die größte Theilnahme bezeigte. Da es mir — unglücklicherweise — daran liegen muß, in gewissen Kreisen solch einen Mann gut unterrichtet von mir zu wissen, besuchte ich ihn, und war wirklich ver-

[19]) Richard Wagner, Gesammelte Schriften 7, 113.

wundert über seine Ausdrücke. Er hatte sich tüchtig herumstreiten müssen, und konnte nicht begreifen, wie man in meiner Musik etwas Andres hören könnte, als eben Musik, wie sie Gluck und Beethoven geschrieben, nur mit dem besondern Stempel des Genie's „eines Wagner". —

Ich kann heute noch keines meiner Konzertprogramme wieder auftreiben. Doch sollen Sie noch Eines haben. Sie werden dann sehen, daß sie nicht zu intim ausgefallen sind. Ihr Bedenken gab den Ausschlag. Auch die Worte zu Tristan enthalten nichts als eine Notiz über das Sujet. —

Über die Konzerte will ich Ihnen noch einiges nachtragen. Die Streichinstrumente waren vortrefflich, 32 Violinen, 12 Bratschen, 12 Violoncello, 8 Contrabässe: eine ungemein sonore Masse, deren Anhörung Ihnen große Freude gemacht haben würde. Nur waren die Proben noch unzureichend, und das rechte Piano konnte ich noch nicht erzwingen. Die Blasinstrumente waren nur teilweise gut; alle hatten keine Energie, namentlich die Hautbois blieb immer pastoral und erhob sich nie zur Passion. Die Hörner waren miserabel und haben mich manchen Seufzer gekostet; die unglücklichen Bläser entschuldigten ihr häufiges schlechtes Eintreten mit der beängstigenden Wirkung, die mein Wink auf sie machte. Posaunen und Trompeten hatten keinen Glanz. Alles glich aber endlich der wirklich große Enthusiasmus aus, den das ganze Orchester, vom ersten bis zum letzten Musiker, für mich faßte, und der sich fortwährend, auch in den Aufführungen, so offen bekundete, daß Berlioz darüber in bedenkliches Staunen geraten sein soll.

Die drei Abende wurden so zu wirklichen Festen, und was die Enthusiasmus-Bezeigungen betrifft, so waren die Züricher Feste nur Schatten dagegen. Das Publikum war von vornherein gefesselt. Zur Ouvertüre vom „fliegenden Holländer" hatte ich einen neuen Schluß gemacht, der mir sehr gefällt und auch auf die Zuhörer Eindruck machte. Kindisches Freudejauchzen brach aber sogleich nach der zierlichen Melodie des Tannhäuser-Marsches aus, und so oft diese Melodie wiederkehrte, wiederholte sich dieselbe Explosion. Diese freimüthige Kindlichkeit machte mir wirklich gute Laune, denn ich habe so unmittelbar sich kundgebende Freudenausbrüche noch gar nicht gehört. Der Pilgerchor wurde das erste Mal sehr zaghaft und wirkungslos gesungen; später ging es besser. Die Tannhäuserouvertüre, die mit großer Virtuosität gespielt wurde, brachte mir stets viele Hervorrufe ein. Das Vorspiel zu Tristan wurde erst im dritten Concerte mir zu Danke gespielt: mich hat es an diesem Abende sehr gefreut. Auch das Publikum schien davon schön ergriffen zu sein,

denn als — nach dem Applaus — ein Opponent zu ziſchen wagte, brach ein ſolcher Sturm aus, und zwar ſo intenſiv, anhaltend und immer von neuem wieder anſetzend, daß ich Aermſter auf meinem Platze wirklich in Verlegenheit gerieth, und durch Handbewegungen um Gotteswillen bitten mußte, endlich aufzuhören, ich wäre vollkommen zufrieden; aber das machte wieder neue Hitze, und der Sturm ging wieder von Neuem los. Kurz, ich habe ſo etwas noch nicht erlebt. —

Die ſämtlichen Stücke aus Lohengrin brachten von vornherein eine ungemeine Wirkung hervor; Orcheſter und Publikum trug mich nach jedem faſt auf den Händen, und ich kann nicht anders ſagen, als — es waren Feſtabende. —

Und nun frägt das Kind wohl verwundert, warum ich denn mit ſo ſchönen Erlebniſſen nicht zufrieden ſei, und ſo traurig vor mich hinblicke? — Ja, das hat eine eigene Bewandniß; und ich kann nur ſagen, Feſte-feiern iſt leicht! — Und — ich habe keine Feſte nötig. Solche Abende bleiben etwas außer mir: es ſind Berauſchungen, nichts anderes, und ſie hinterlaſſen die Wirkungen jedes Rauſches; — doch, wäre ich nur anders gemacht, ſo ginge es. Am Ende habe ich's doch weit gebracht; ich könnte in Ruhe jetzt genießen; behaglich abwarten, was da kommt, und was, wie man mich verſichert, unausbleiblich iſt, Ruhm, Ehre, und was weiß (ich) noch? Welch ein Thor wäre ich denn? Denken Sie ſich, daß ich am erſten Conzertabend zerſtreut war, weil der gewiſſe Receveur général[11]) noch nicht von Marſeille angekommen war. Und was war's mit dieſem Manne? — Das war der reiche Mann, von dem mir Gaspérini verſichert, daß er ſich lebhaft für mein Vorhaben, meine Opern in Frankreich aufführen zu laſſen, intereſſire, und leicht zu beſtimmen ſein würde, mich zu dieſem Zweck energiſch zu unterſtützen. Ich hatte nur die Möglichkeit einer erſten Aufführung des Triſtan mit deutſchen Sängern im Mai in Paris im Auge: dies das einzige Ziel, auf das ich zuſteuerte, an das ich Alles ſetzte, und namentlich auch die raſende Anſtrengung dieſer 3 Conzerte. Mein reicher Mann ſollte von Marſeille kommen; der Erfolg meiner Muſik ſollte ihn beſtimmen, ſich zu der nöthigen Garantieleiſtung für das im Auge gehabte Opernunternehmen bereit zu erklären. Endlich zum dritten Conzert kommt der Mann an; aber er hat dieſen Abend ein großes Diner bei Mirès; doch — auf eine Stunde kommt er in's Conzert, und — iſt ein prachtvoller Franzoſe, der ſich ungemein freut, ſpäter ein deutſches Opernunternehmen für bedenklich hält, u. ſ. w. —

[1]) Brief an Otto Weſendonk vom 12. Febr. 1860.

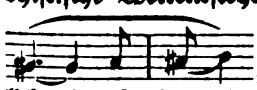
Da war denn ich einmal wieder recht kindisch gewesen! Und ich weiß es eigentlich immer im Voraus, und doch hofft man — und wagt man: — weil eben ein Ziel, ein mir so nöthig dünkendes Ziel da ist. Und ich bin nur da, mein Leben hat einzig nur noch Sinn, um in dieses Ziel zu blicken und Alles zu überblicken, was zwischen mir und diesem Ziele liegt. Nur in diesem Hinblick kann ich ja nur noch leben; wie kann ich leben, wenn ich die Augen von dem Ziele ablenke, und es in die Kluft versenken soll, die mich vom Ziele trennt!

Ja wohl sollten das Andere für mich thun, und mich in der Luft halten; aber wer kann dies von irgend Jemand mit Recht verlangen? Lebt nicht Jeder mit einem Ziel im Auge, nur daß es eben nicht das Ziel des Exzentrischen ist? So kommt es denn nun, Kind, daß der dumme Meister einmal tief und lange einzig in die Kluft blicken muß: — ach! Wie's ihm dann zu Muthe ist! Keine Höllengegend des Dante hat scheußlichere Klüfte! — Genug der Andeutung. — Und das Ziel?? — bleibt dennoch das Einzige, was mich noch belebt! — Aber wie es erreichen? —

Ja, Freundin, so ist's! Alles einmal wieder Nacht um mich! Hätte ich keine Ziele mehr, so wär's leicht anders. Jetzt habe ich mich eben nur mit unsäglicher Mühe und Qual wieder aus der Kluft herauszuwinden, in die ich mit fast absichtlicher Blindheit zuletzt einmal wieder stürzen mußte. Noch sehe ich die Höhe nicht, von der aus ich nur wieder den Blick auf mein Ziel richten könnte. — Als ich zuletzt die unerläßliche Nothwendigkeit ersah, zunächst Alles und Alles an eine erste Aufführung des Tristan zu setzen, sagte ich mir auch; jetzt giebt es, mit diesem Ziel im Auge, keine Erniedrigung mehr für dich! Alles und Jedes, was Du thust, um zu Macht und Mitteln zu gelangen, kann nichts Schmähliches für Dich enthalten, und Jedem, der Dich nicht begreifen könnte, wenn er Dich in ungewohnten Wegen schreiten sähe, könntest Du zurufen: „Was weißt Du von meinem Ziele?" — Denn, begreifen kann mich nur, wer dieses begreift. —

Jeder Tag gebiert mir nun neue Pläne; bald schwebt diese, bald jene Möglichkeit mir vor. Ich bin so unlösbar an dieses Werk gebannt, daß ich — in vollstem Ernste — willig mein Leben zum Opfer bringen kann, und schwören will, keinen Tag länger leben zu wollen, so bald ich mein Werk aufgeführt habe. So ist es wohl nahe liegend, daß mich jetzt auch der Gedanke beschäftigt, statt aller Mühen und Erniedrigungen, die ich auszustehen hätte, um durch „Pariser" Erfolge zu den mir nöthigen Mitteln zu gelangen, die einfachste Qual über mich zu nehmen, nach

Dresden zu gehen, mich verhören, aburtheilen und — meinetwegen — begnadigen zu lassen, um dann nur wieder ungeschoren das beste deutsche Theater an Ort und Stelle mir aussuchen zu können, dort den Tristan aufzuführen, und so den Zauber zu lösen, der mich jetzt beherrscht. Ich habe nichts anderes, was mich irgend einer Mühe werth dünken könnte! Es scheint mir doch fast das Vernünftigste zu sein, und es kommt mir wie eine unverzeihliche Selbstliebe vor, irgend eine Qual oder Schmach von mir abzuweisen, die zur Erlösung meines Werkes führen könnte. Was bin *ich* denn — ohne mein Werk? — Und dazu nun dies Andere! Ich *glaube nicht* an meine Oper im *Französischen*. Alles was ich dafür thue, ist gegen die innere Stimme, die ich nur mit Leichtsinn und Gewalt betäuben kann. Ich glaube weder an einen französischen Tannhäuser, noch an einen französischen Lohengrin, geschweige denn an einen französischen *Tristan*. Alle meine Schritte hierfür bleiben auch ungesegnet: ein Dämon, — wohl *mein* Dämon — ist mir in Allem zuwider. Nur durch einen Despoten-Befehl könnten alle die persönlichen Hindernisse zurückgeschlagen werden, die sich meinem Aufkommen in der Pariser Oper entgegensetzen. Um diesen nur zu erwirken habe ich keinen wahren Eifer. Vor Allem, was liegt mir an meinen alten, mir fast gleichgültig gewordenen Werken? Ich ertappe mich immer auf der vollsten Interesselosigkeit gegen sie. Und nun die französischen Uebersetzungen! Ich muß sie für rein unmöglich halten. Die wenigen Verse, die mir zu meinem Conzert übersetzt wurden, kosteten unsägliche Mühe, und waren unausstehlich. Noch ist, trotz ewiger Bemühungen darum, kein Act meiner Opern übersetzt, und was etwa vorliegt, ist mir widerwärtig. In der Sprache liegt denn auch mit der Hauptgrund davon, daß mir eigentlich hier Alles fremd bleibt. Die Qual einer französischen Conversation ist für mich ungemein ermüdend, oft breche ich mitten in einer Auseinandersetzung ab, wie ein Verzweifelnder, der sich sagt: „es ist ja doch nicht möglich, und alles ist vergebens!" Da fühle ich mich denn jämmerlich heimathlos. Und frage ich mich: wo gehörst Du denn hin? Da weiß ich wieder kein Land, keine Stadt, kein Dorf zu nennen. Alles ist mir fremd, und sehnsüchtig blicke ich oft nach dem Land Nirwana. Doch Nirwana wird mir schnell wieder Tristan; Sie kennen die Buddhistische Weltentstehungstheorie. Ein Hauch trübt die Himmelsklarheit:



; das schwillt an, verdichtet sich, und in undurchdringlicher Massenhaftigkeit steht endlich die ganze Welt wieder vor mir. Das ist das alte Loos, so lange ich noch solch unerlöste Geister um mich habe! —

Etwas Heimisches habe ich noch um mich, was ich nun auch bald verlieren werde: Bülow. Der arme Junge hetzt sich hier schrecklich ab, und ich habe wenig von ihm: er kann mich nicht häufig besuchen. Aber es ist mir schon lieb, ihn hier zu wissen. Ach Gott, es thut mir so wohl, wenn ich natürlich reden kann, und das kann ich jetzt nur mit ihm. Er ist und bleibt mir ganz ergeben, und es ist oft rührend, wenn ich dahinter komme, welche heimliche Mühe er sich immer für mich giebt. Er ist dann sehr traurig, wenn ich ihm sage: das hülfe doch Alles nichts! Ich will ihm aber, ehe er fort geht, eine Freude machen, und ihm sagen, Sie ließen ihn durch mich grüßen. —

Jetzt muß ich sehen, daß man mit mir etwas Geschäfte macht, um die fürchterliche Verheerung, welche die Kosten meiner Conzerte mir hinterlassen haben, mühsam etwas zu verwischen suchen. Man schlägt mir vor, dasselbe Conzert dreimal in Brüssel aufzuführen, unter Bedingungen, die mir einen kleinen Gewinn sichern. Ich werde es wohl thun müssen. Machen Sie sich darauf gefaßt, von dort aus von mir zu hören. Auch von London spricht man mir. Es ist wohl traurig; aber, Sie wissen, ich kann einmal noch nicht sterben. —

Und nun wird's wohl gut sein, Freundin, wenn ich zum Schluß komme: es kommt, ich sehe wohl, nichts Freundliches mehr heraus, und eigentlich habe ich schon sehr über die Schnur gehauen. Nun ist's mir etwas leichter geworden, seit ich nun Ihnen wenigstens einmal wieder schreiben konnte: Dank Ihnen, daß Sie mir das gewähren konnten! Und viele schöne Grüße an Otto und die Kinder; lassen Sie mich hören, wie es Alles geht! Mit treuer Liebe

Ihr

R. W.

---

28. Mai 60. Paris.

Im Bett erbrach ich heut' früh Ihren letzten römischen Brief, und schaute, was er enthielt. Maurice kam wieder, um mir das Bad anzukündigen: er fand mich in Thränen gebadet, und zog sich schweigend zurück. —

Mein Kind, die Götter ehrten mich gestern mit dem schönsten Tage dieses Jahres. Nie war es noch vollkommen heiter und klar geworden. Zum ersten Mal grüßte mich gestern bei meinem frühen Morgenspaziergang ein ganz reiner Himmel und dazu ein erquickender Ostwind: alles grün und leuchtend. Ohne den mindesten Grund zum Erfreutsein über meine individuelle Lage, von heut' zu morgen in der schwankendsten Ungewißheit

hinlebend, gezwungen wie ein Belagerter gegen fortgesetzte Angriffe gegen meine Ruhe täglich mich zu vertheidigen, — war mir doch wohl und heiter. Die Götter liebten mich: das machte mich lächeln. Nichts begegnete mir, nichts trat mir grüßend entgegen, als der Himmel und der schöne Wind, die mir so lange ausgewichen. Das war aber genug, und schöne Bilder reihten sich vor meiner Seele. Gewiß mußte es heut' überall schön sein, und — empfinge ich auch keine Grüße, mancher würde wohl an mich denken und sich sagen: die Götter lieben ihn doch! Wie so kindisch ich noch bin, wie gern ich mir schmeicheln lasse: der Himmel und die Lüfte, die Sonne und das Maiengrün nahmen Ihnen diesmal die Sorge ab, das bange Sinnen mir von der Stirn zu scheuchen. Danken Sie ihnen ein wenig! —

Was ich sonst nur im erhabenen Affecte kannte, ward mir diesmal zu still klarem Triebe: mich durch eine, Andren zugewandte edle Regung zu erfreuen. Zu Haus fand ich die neueste Nummer des Journal des Débats: darin ein Artikel von Berlioz über Fidelio. Ich hatte seit meinen Conzerten Berlioz nicht wieder gesehen: er hatte sich seitdem zu immer größeren Feindseligkeiten und hämisch versteckten Ausfällen verleiten lassen: ich mußte den Unglücklichen um so mehr aufgeben, da alle Versuche im anderen Sinne von ihm eigentlich nur als Beleidigungen empfunden werden mußten. Nun war ich durch diesen Artikel über Fidelio sehr erfreut, und aller Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines gänzlichen Mißverständnisses seiner Seits trotzend, schrieb ich ihm etwa Folgendes: „Soeben las ich Ihren Aufsatz über Fidelio. Seien Sie tausendmal dafür bedankt! Es ist für mich eine ganz besondere Freude, die reinen und edlen Accente des Ausdruckes einer Seele, einer Intelligenz zu vernehmen, welche die innigen Geheimnisse der Schöpfung eines andren Heros der Kunst vollkommen versteht und sich aneignet. Es giebt Augenblicke, wo mich das Innewerden eines solchen Actes der Würdigung fast mehr entzücken kann, als das gewürdigte Werk selbst, wohl weil hierdurch es sich deutlich bezeugt, daß eine ununterbrochene Kette große Geister zusammenfaßt, welche einzig durch dieses Band davor geschützt sind, jemals in das Unbegriffensein zu verfallen."[12])

Wie soll mich's freuen, wenn er das gut aufnimmt. Als ich nochmals den Artikel durchlas, bemerkte ich zwar, wie unendlich viel Berlioz selbst in dieser Würdigung Beethovens noch von mir entfernt steht; seiner-

[12]) Bayreuther Blätter 1900 S. 3/4, wo Wagner in einem Brief an Liszt dasselbe und zwar in französischer Fassung mittheilt.

seits noch viel zu viel Beachtung der äußerlichen Momente des Kunstwerkes, und demzufolge noch eine mir ganz unbegreifliche Aufmerksamkeit auf die Beifallsbezeugungen, womit dieses Kunstwerk aufgenommen wird. Immerhin aber sah ich, wie einsam selbst auf dieser Stufe Berlioz noch steht, und wie thörig er ist, sich der einzigen Erquickung in solcher Stellung durch rückhaltloses Erfassen des Verwandten zu berauben. Aber der Neid —: mein Gott!!

— Ich sann nun viel ruhig und hell vor mich hin. Auch an Liszt dachte ich. Von dem kenne ich doch nun keinen Zug, der mir ihn nicht eigentlich liebenswürdig darstellte: die Schatten seiner Natur liegen nicht in seinem Charakter, sondern hier und da einzig in seinem Intellect; er wird von dieser Seite her leicht beeinflußt, und verliert sich in Schwäche. Seit lange habe ich ihm nicht mehr geschrieben: selbst mein großes Leid über den Verlust seines Sohnes, ist ihm nur durch Andere bezeugt worden. Ich kann einem so lieben Menschen nur intim schreiben: Geschäfte habe ich nicht mit ihm. Nun aber gewiß zu sein, unsre Innigkeiten immer vor Zwei[13]) eröffnet zu sehen, das ist doch nicht zu ertragen; es wird ja da Alles auf einmal Gaukelei und Absicht. So ist's hier aber: Liszt ist ein gänzlich geheimnisloser Mensch geworden, und nicht seine innige Einheit, sondern seine offenbar gemißbrauchte Schwäche haben ihn in eine unschöne Abhängigkeit gebracht. Ich habe ihm — oder, leider!, vielmehr den Beiden — endlich traurig, aber bestimmt erklärt, ich könne ihm (oder ihnen!) nicht mehr schreiben. Der Arme opfert nun schweigend Alles, und leidet Alles: er glaubt nicht anders zu können. Aber er liebt mich immerfort, wie er mir immer ein edler, höchst theurer Mensch bleibt. Nun denken Sie sich, wie rührend sich dann und wann ein Gruß zu uns stiehlt: wir finden Mittel, im Vertrauen uns dann und wann die Hand zu drücken, wie ein durch die Welt getrenntes Liebespaar. So kam denn auch gestern der feurigste Glückwunsch zu meinem Geburtstage durch den Telegraphen an. Wie lächle ich da, und freue mich! —

So verging der Tag: ich verblieb in ungetrübter Laune, und genoß fast zum erstenmal geistig das Glück und das Wohlgefühl des körperlich ganz Gesunden, der sich keines Grundes zu seinem Behagen bewußt ist, eben weil es aus einer harmonischen Übereinstimmung seiner Lebenskräfte hervorgeht. Und Ihnen habe ich sogar nicht nöthig zu sagen, aus welchem Quelle dieses Gefühl mir quillt: das eben giebt mir diese

[13]) Vgl. Glasenapp II, 2, 230. Bayreuther Blätter 1900, 85 ff.

Gesundheit. Aber das ist etwas wunderbar Köstliches, und noch fühle ich, daß nur selten ein schöner Tag mir diese ungestörte Harmonie noch geben kann. Aber am Abend leuchtete der Jupiter wundervoll strahlend auf mich zu: er steht jetzt in seinem vollsten Glanze. Der soll ja der Stern des Fünfzigers sein (nach meines Schwagers launiger Deutung): noch habe ich drei Jahre bis dahin. Ich werde sie durchleben: wird mir der Jupiter dann treu und unwandelbar leuchten? O, es werden noch sternenlose Nächte kommen, ich kenne sie alle, die Bängen und Peinen, durch die ich zu steuern habe: und eine gräßlichste Nacht steht vor mir. Werde ich dann den Stern wieder gewahren: wird Jupiter mir leuchten, wenn ich den Leitstern am nöthigsten habe? Das frug ich: und der wundervolle Abend antwortete mir mild und weich, und kühlte mir das Auge. —

Ein paar junge Deutsche, die ich mir ganz nach Zufall ausgesucht, kamen Abends. Sie ließen mir vor dem Fortgehen keine Ruhe: ich mußte ihnen noch das Vorspiel zu Tristan spielen, auf welches das junge Volk nun einmal ganz versessen ist, besonders, wenn dann der neue Schluß kommt. Den Schluß mußte ich noch ein paar Mal spielen: dann schickte ich sie fort und legte mich nieder. Nun erwache ich heut', und Ihr Brief wird mir an's Bett gebracht. Nun aber, Kind, nun kann ich nicht mehr beschreiben — und deshalb kein Wort über Eure Porträts! — Ihr werdet das meinige erhalten, so bald ich weiß, wann ich es nach Zürich dirigiren soll. Es ist das beste meiner Porträts. Besonders ist mir es dadurch merkwürdig, daß es unter sehr ungünstigen Umständen so gut gelungen ist, und namentlich so einen ruhigen unbefangenen Ausdruck der Physiognomie erhalten hat. Ich war sehr verdrießlich, und von den Brüsseler Musikern geplagt, ihnen mit meiner Photographie ein Andenken zu hinterlassen. Es regnete (Otto weiß, daß es in Brüssel immer regnete) und ich wollte nicht in das Atelier gehen. Endlich, spät am Tage, werde ich doch noch geholt, hatte keinen Parapluie, sollte Abends noch dirigiren, mußte fünf Treppen steigen, und äußerte dem Künstler meine volle Entrüstung, unter solchen Umständen etwas Erträgliches zu Stande bringen zu wollen. Die Zuversicht, mit der mir der — (allerdings ausgezeichnete) Künstler begegnete, machte mich wirklich guter Laune, und mit der Erklärung: „nun das wäre wirklich die Möglichkeit, wenn Sie etwas zu Stande brächten", nahm ich ganz verwundert meine Stellung, und dachte mir, „nun für die Brüsseler wird's am Ende wohl auch noch gut genug ausfallen!" Jetzt entsinne ich mich übrigens, doch noch inne geworden zu sein, wie ganz unglaublich schnell

die Gehirnfunctionen mit den sie leitenden Stimmungen von Statten gehen, und das Fernste schnell mit dem Nächsten sich verbinden kann. Man hatte mich zuvor in Paris photographirt, und der Unmensch von Künstler hatte es für geeignet gehalten, mir, ohne daß ich dessen inne werden konnte, eine recht affectirte Stellung, mit nach der Seite hin verdrehtem Auge, zu geben: mir ist das daraus entstandene Porträt höchst zuwider, und ich erklärte, ich sähe darauf wie ein sentimentaler Marat aus. Dieses unglückliche Conterfei wurde für die Illustration benutzt, und — noch gräßlich verzerrt — macht es seitdem durch derlei illustrirte Blätter (jetzt auch in England) die Runde. Mein Widerwille dagegen bestimmte mich nun, bei der Brüsseler Operation, unwillkürlich für einen anderen, anständigeren Ausdruck zu sorgen, damit ich, recht unaffectirt, ein ruhiges, vernünftiges Ansehen gewinne: die Ironie dieses ganzen Vorganges gab mir denn mit Blitzesschnelle auch die rechte Stimmung: Alles verschwand mir, und ich sah ruhig über die Welt hinweg, als ginge sie mich nicht das Mindeste an: nur der Wunsch war vielleicht da, den Jupiter zu sehen. Vielleicht kommt es Ihnen vor, als hätte er mir wirklich ein wenig geschimmert.

Nun habe ich Ihnen meinen Geburtstag erzählt, und Alles, was damit zusammenhängt, erklärt. Sie haben gestern in der Fontäne geschöpft, und auch mir einen Heilsbecher geleert: oh, mein Kind! was Schönes haben Sie mir damit gewünscht! Glauben Sie, nichts Lieberes könnten mir die Götter erfüllen, als von Ihnen mir den Willkommen an jener Quelle trinken zu lassen, um durch sie die schönen Geheimnisse Rom's kennen zu lernen, denen ich schon ein so großes Glück zu danken habe, da sie Ihnen so lieb und wohlthätig geworden sind. Nun! hoffen wir denn auf den Jupiter! —

* * *

Brief aus Biebrich a. Rh.

22. Mai 1862.

Liebe Freundin!

Heut' ist mein Geburtstag. Man hat mir Blumen ins Haus geschickt. Ich war krank, und bin erst gestern wieder in den Park gekommen. An Sie durfte ich jetzt wenig denken, da ich Ihnen in nichts mehr helfen und nur stille Wünsche noch für Ihr Wohlergehen hegen darf.

So saß ich einsam.

Plötzlich kam mir ein Einfall zur Orchestereinleitung des dritten Aktes der „Meistersinger". In diesem Akte wird den ergreifendsten

Kulminationspunkt der Moment abgeben, wo Sachs vor dem versammelten Volke sich erhebt, und von diesem durch einen erhabenen Ausbruch seiner Begeisterung empfangen wird. Das Volk singt da feierlich und hell die acht ersten Verse von Sachsens Gedicht auf Luther. Die Musik dazu war fertig. Jetzt zur Einleitung des dritten Aktes, wo, wenn der Vorhang aufgeht, Sachs in tiefem Sinnen dasitzt, lasse ich die Baßinstrumente eine leise, weiche, tief melancholische Passage spielen, die den Charakter größter Resignation trägt: da tritt, von Hörnern und sonoren Blasinstrumenten die feierlich freudige helle Melodie des „Wacht auf! Es nahet gen den Tag: ich hör' singen im grünen Haag ein' wonnigliche Nachtigall" wie ein Evangelium hinzu und wird wachsend von dem Orchester durchgeführt.

Es ist mir nun klar geworden, daß diese Arbeit mein vollendetstes Meisterwerk wird und — daß ich sie vollenden werde. Mir aber wollte ich ein Geburtstagsgeschenk machen, ich thu' es, indem ich Ihnen diese Nachricht sende.

Bewahren Sie sich, pflegen Sie sich, und — müssen Sie an mich denken — so stellen Sie sich vor, Sie sehen mich immer in der Stimmung dieser Geburtstags-Morgenstunde: dies wird Ihnen tröstlich sein und auch Sie werden gedeihen! Gewiß!

Schönsten Gruß von Ihrem

Richard Wagner.

„Dies aber ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut."

* * *

„Wo der Staatsmann verzweifelt, der Politiker die Hände sinken läßt, der Sozialist mit fruchtlosen Systemen sich plagt, ja selbst der Philosoph nur noch deuten, nicht aber vorauskünden kann, — weil alles, was uns bevorsteht, nur in unwillkürlichen Erscheinungen sich zeigen kann, deren sinnliche Kundgebung niemand sich vorzuführen vermag, — da ist es der Künstler, der mit klarem Auge Gestalten ersehen kann, wie sie der Sehnsucht sich zeigen, die nach dem einzig Wahren — dem Menschen — verlangt."

Richard Wagner.

Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein.

Von

Georg von Mayr.

Die Frage der mitteleuropäischen Zollunion ist meines Wissens zuletzt im Jahre 1890 einer eingehenden internationalen Besprechung unterzogen worden, und zwar auf dem im September des genannten Jahres in Wien abgehaltenen internationalen land- und forstwirtschaftlichen Kongreß. Die Verhandlungen der Sektion für Volkswirtschaft waren in erster Linie der „Zoll- und Verkehrsfrage in bezug auf Land- und Forstwirtschaft" gewidmet, und als Ergebnis der Verhandlungen ergab sich dabei eine weitaus überwiegende Strömung zu gunsten einer mitteleuropäischen Zollunion. Es ist heute, da nicht mehr von der mitteleuropäischen Zollunion, sondern mit reduziertem Programm von dem mitteleuropäischen Wirtschaftsverein die Rede ist, wohl am Platz, die Situation sich zu vergegenwärtigen, wie sie im Jahre 1890 bestand und auf die Stimmung des land- und forstwirtschaftlichen Kongresses ihren Einfluß äußerte. Der nordamerikanische Angriff auf das europäische Wirtschaftsleben durch die Mac Kinley-Bill war kurz vorher erfolgt, handelspolitisch bedrohlich erschien auf der anderen Seite auch die Lage in Rußland, und überhaupt mit dem Herannahen des handelspolitischen Kometenjahres 1902 die Idylle der bisherigen durch Meistbegünstigungsverkettung gesicherten Lage der einzelnen europäischen Volkswirtschaften gefährdet. Da lag der Gedanke nahe, dem alten Mitteleuropa handelspolitische Kraft durch Bündelung seiner einzelnen Volkswirtschaften zu einer großen Zollvereinigung dieser Wirtschaften zu verleihen, mit der Aussicht eventueller energischer Wehr gegen Brutalisierung vor allem seitens der Vereinigten Staaten und Rußlands. Wie man es mit England halten sollte, darüber war man sich weniger klar. Der englische Imperialismus spielte damals noch keine maßgebende Rolle; man konnte daher, wenn man recht weitherzig und geographisch gar nicht ängstlich sein wollte, England wohl auch mitsamt dem ganzen europäischen Kontinent — nur Rußland ausgenommen — noch zu Mitteleuropa

rechnen. In diesem Sinne war man im Jahr 1890 in Wien für die mitteleuropäische Zollunion, allerdings mit erheblichen Konzessionen an die relative Zollselbständigkeit der einzelnen nationalen Wirtschaften; man hatte nicht einen „Zollverein" im strengen Sinne des Wortes im Auge, mit einer gemeinschaftlich zu bewachenden Grenze, einer gemeinsamen Zollbehörde, einem Gebiet ohne Zwischenzolllinien. Es sollten vielmehr, wie gleich der erste Referent Graf Zedwitz hervorhob, Ausgleichszölle innerhalb der einzelnen Staaten der Liga mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen in den einzelnen Ländern fortbestehen. Im weiteren Verlauf der Diskussion kamen sowohl Einzelbedenken gegen die Durchführung der Zolleinigung zur Sprache, insbesondere mit Rücksicht auf die Frachttarifpolitik und die Valutaverhältnisse der einzelnen Länder, als auch grundsätzliche gegen den Gedanken der Zollunion selbst gerichtete Einwendungen. Solche machte namentlich der Franzose Sagnier geltend, der auf dem Hintergrunde politischer Feindschaft gegen das Deutsche Reich für Pflege intimer Beziehungen Frankreichs gerade zu den Vereinigten Staaten sich aussprach und dabei mit einer wohl nicht so ganz vom Herzen kommenden äußerlichen Selbstbefriedigung auf den Artikel 11 des Frankfurter Friedensvertrags verwies. Er meinte nämlich, dieser Artikel lasse Frankreich an der Frage der Zollunion ganz „desinteressiert" erscheinen. Denn komme es zu einer solchen Union, so müßten Frankreich kraft des Vertrags mit Deutschland alle den Unionsgliedern eingeräumten Vorteile doch zugestanden werden; scheide aber etwa der Artikel 11 aus, so werde sich dann Frankreich mit Amerika verständigen. (Ich darf hierzu vielleicht anfügen, daß ich meinerseits Anlaß nahm, meine entschiedenen Zweifel an der Richtigkeit der von Sagnier gegebenen Auslegung sofort zum Ausdruck zu bringen; man könne vielleicht sagen, Frankreich habe, wenn Deutschland der Union beitritt, auch ein Recht auf Beitritt, dagegen sei es keineswegs zweifellos, daß Frankreich auch bei Nichtbeitritt zur Union alle aus derselben erwachsenden Rechte ohne gleichzeitige Übernahme der erwachsenden Verpflichtungen beanspruchen könne.[1])

Wie oben erwähnt, überwog auf dem Kongreß gegenüber den verschiedenartigen größeren und kleineren Bedenken doch die der mitteleuropäischen Zollliga günstige Strömung. In sachlicher Hinsicht gelangte demgemäß folgender Beschluß zur Annahme:

[1]) Näher habe ich diese Frage besprochen in meinem Aufsatz in der (Münchner) Allgemeinen Zeitung Nr. 301 vom 30. Oktober 1890 Morgenblatt: „Die Zollbündnisfrage und der Artikel XI des Frankfurter Friedens."

1. Der Kongreß erklärt im Interesse der mitteleuropäischen Land- und Forstwirtschaft, sowie der mitteleuropäischen land- und forstwirtschaftlichen Industrien die Schaffung einer mitteleuropäischen Zollliga, innerhalb welcher eventuell mit Rücksicht auf die Interessen einzelner Produktionszweige, sowie mit Rücksicht auf den Schutz besonderer staatlicher Verbrauchssteuern Differentialzölle zuzulassen wären, für notwendig.

2. Der Kongreß erklärt es als eine Forderung der Gerechtigkeit, daß a) zwischen den dieser Zollliga angehörenden Staaten bezüglich ihrer Frachttarifpolitik solche bindende Abmachungen getroffen werden, welche eine wirtschaftliche Schädigung eines der Zollliga angehörenden Staates durch die Eisenbahn- oder Schiffahrtstarife eines anderen Verbandsstaates unmöglich machen; b) die Valutaverhältnisse der dieser Liga angehörenden Staaten auf einheitlicher Basis geregelt werden.

In formeller Hinsicht, d. h. zum Zweck der Schaffung eines dauernden Trägers der Zollunionsbestrebungen, wurde weiter beschlossen, daß eine vom Kongreß erwählte, aus 28 Mitgliedern bestehende internationale Kommission[2]) einen Aufruf zur Bildung eines internationalen, die Anbahnung einer Zollunion bezweckenden, Vereines verfassen und an geeignete Personen, Vereine und Korporationen versenden solle. Nach Ablauf einer entsprechenden Frist solle alsdann der Zusammentritt der dem Verein Beigetretenen in Wien veranlaßt werden. Die internationale Kommission machte sich schon am nächsten Tage an die Arbeit, fand jedoch alsbald die Last für ihre Schultern zu schwer und befürwortete ihre definitive Konstituierung bis nach Eingang weiterer Zustimmungen und danach ermöglichter weiterer Kooptierungen. Ein ständiges Bureau mit dem Sitz in Wien sollte diese endgültige Konstituierung vorbereiten. Es ist aber nicht dazu gekommen. Warum? Das findet seine Erklärung weniger in den unleugbar den Geburtsakt dieser internationalen Kommission begleitenden Schwierigkeiten als vielmehr in der Veränderung der Sachlage, welche alsbald nach dem Wiener land- und forstwirtschaftlichen Kongreß durch die Einleitung der Handelsvertragsverhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn herbeigeführt wurde.

Im Dezember 1890 konnte Graf Kálnoky die zu Handelsvertrags-Verhandlungen in Wien versammelten deutschen, österreichischen und un-

[2]) Aus Deutschland gehörten ihr an: Baron Cetto (München), v. Langsdorff (Dresden), Unterstaatssekretär z. D. v. Mayr (München), Generalsekretär Dr. Müller (Berlin), Baron Ow (Stuttgart), v. Samson-Himmelstjerna. (Wer eine knappe Übersicht der Kongreßverhandlungen gewinnen will, findet eine solche in meinen Berichten an die (Münchner) Allgemeine Zeitung vom 5. bis 8. September 1890.)

garischen Delegierten begrüßen. Vier Jahrzehnte vorher hatte Fürst Schwarzenberg (am 4. Januar 1852) die Mitglieder der damaligen deutsch-österreichischen Zollkonferenzen — unter denen jedoch die Vertreter Preußens, Thüringens, Mecklenburgs und Holsteins fehlten — begrüßen und dabei u. a. auch von dem seiner Verwirklichung zuzuführenden „großartigen Gedanken eines mitteleuropäischen Zollbündnisses" sprechen können. Als Vorstufe eines solchen Bündnisses können die Vorschläge jener Wiener Zollkonferenz angesehen werden, da diese gleich zwei Etappen der handelspolitischen Annäherung zunächst von Deutschland und Österreich bewältigen wollten. Mit dem 1. Januar 1854 sollte ein Handels- und Zollvertrag zwischen beiden Ländern in Wirksamkeit treten, und diesem sollte ein weiter vereinbarter, mit dem 1. Januar 1859 in Wirksamkeit zu setzender Zolleinigungsvertrag folgen. Verwirklicht wurde keiner dieser Vertragsentwürfe, sondern auf Grund direkter Verhandlungen zwischen Österreich und Preußen der Handelsvertrag mit Zollkartell vom 19. Februar 1853, durch den zwischen dem Zollverein und Österreich ein System ausschließlicher gegenseitiger Zollbegünstigungen zur Durchführung gebracht wurde[8]). Dieser Februarvertrag war kein gewöhnlicher Zoll- und Handelsvertrag, er war vielmehr ein eigentliches Zollbündnis oder doch der Keim eines solchen. Es bestanden zwar keine gleichen Außenzölle, aber beide Kontrahenten hatten sich differentielle Begünstigungen zugesichert und zugleich bestimmt, daß der eine Kontrahent seinen Begünstigungssatz entsprechend erhöhen dürfe, falls der andre Kontrahent für den fraglichen Artikel seinen Außenzoll herabsetze.

Als gegen Ende des Jahres 1890 deutscherseits die Verhandlungen und zwar zunächst nur mit Österreich-Ungarn eingeleitet wurden, da konnte der Uneingeweihte mit dem Gedanken sich befreunden, daß das Vertragswerk den festen Kern eines nach außen zunächst fester abgeschlossenen, den Beitritt aber auch anderer Staaten, insbesondere zunächst des verbündeten Italiens, offen haltenden Zollbündnisses im Sinne etwa der Grundideen des Februarvertrags schaffen werde. Es kam aber anders. Deutschland übernahm, ähnlich wie dies seinerzeit Napoleon III. getan hatte, die Führerschaft zur Herstellung eines jeglicher zentralen Bündnisorganisation entbehrenden Systems von nebeneinander bestehenden ein-

[8]) Ich darf hierzu auf meinen Aufsatz in der (Münchner) Allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember 1890 Morgenblatt Bezug nehmen: „Deutsch-österreichische Zollkonferenzen sonst und jetzt", sowie weiter auf die Aufsätze in derselben Zeitung vom 22. Dezember 1891: „Das Wesen des neuen Zollverbandes" und vom 9. August 1893 Morgenblatt: „Mitteleuropäische Handelspolitik".

zelnen mit Tarifvereinbarungen und der einfachen Meistbegünstigung ausgestatteten Verträgen je zu zweien, für deren materiellen Inhalt allerdings mehrfach auch die Rücksichtnahme auf einen dritten Angehörigen dieses internationalen Konventionalsystems maßgebend gewesen ist. Die Triebfeder dieses Konventionalsystems war die Assekuranz gegen befürchtete Abschließung des Auslands gegen die nationale Ausfuhr durch Prohibitiv- und Kampfzölle. So lange Rußland noch nicht zu diesem Konventionalsystem gehörte, mochte man immerhin noch hoffen können, daß das neue System der vertragsmäßigen freien Vereinigung zum Zweck der wechselseitigen Versicherung gegen Prohibitiv- und Kampfzölle im Laufe der Zeit durch eine festere Bündnisorganisation würde ersetzt werden. Dazu konnte es namentlich dann kommen, wenn das in den ersten Jahren auf mitteleuropäische Staaten beschränkte neue Konventionalsystem jenseits oder diesseits des Ozeans auf große handelspolitische Schwierigkeiten stoßen würde. Eine zeitlang gewann es, vornehmlich was Deutschlands Stellung anlangt, einen solchen Anschein insbesondere gegenüber Rußland. Mit der Aufnahme Rußlands in das neue Konventionalsystem aber war jede Möglichkeit, dasselbe zu irgend welcher Art mitteleuropäischer Zollunion zu entwickeln, selbstverständlich beseitigt. Zugleich hat diese Erweiterung des oben bewährten Assekuranzverhältnisses auf die Beziehungen zu Rußland eine wesentliche Erhöhung der Versicherungsprämien, insbesondere zum Schaden der deutschen Landwirtschaft zur Folge gehabt.

Den Nutzen der Versicherung, um die es sich hier handelt, wird niemand bestreiten. Vergessen aber darf man auf der andern Seite auch nicht die wirtschaftliche Last, die gewissen heimischen Produktionszweigen durch die auf ihnen lastenden Versicherungsprämien auferlegt ist. Daß überhaupt dieses freie System von selbständigen Handelsverträgen je nur zu zweien endgültig nicht befriedigt, zeigt sich darin, daß alle Beteiligten zwar eine gnadenfristweise zugestandene einstweilige Fortdauer des bisherigen Verhältnisses ertragen, für eine Neuordnung der Vertragsverhältnisse aber in der Hauptsache in neuen Zolltarifen und sonstigen zollgesetzlichen Bestimmungen eine neue Grundlage geschaffen haben. Für die mitteleuropäischen Staaten und insbesondere für Deutschland aber kommt weiter noch in Betracht, daß gerade im letzten Jahrzehnt Verstärkungen wirtschaftspolitischer Machtanhäufung und Absonderungsneigung bei den drei größten Wirtschaftsgebieten der Welt eingetreten sind, von denen zwei durch feste Geschlossenheit sich auszeichnen, während das dritte einer solchen, wenn auch unter gewaltigen politischen Kämpfen sich zuzuwenden im Begriffe scheint. Daß auch ein sehr entschiedener Anhänger und Förderer unseres

heute noch in Kraft befindlichen Handelsvertragssystems gerade gegenüber der wirtschaftlichen Machtkonzentration und der auf dieser sich aufbauenden Handelspolitik von Rußland und den Vereinigten Staaten nicht ohne Sorge war und dem Gedanken eines festeren mitteleuropäischen Zusammenschlusses grundsätzlich sympathisch gegenüberstand, darf ich einer gelegentlichen Bemerkung entnehmen, die der Reichskanzler Graf Caprivi bei der einzigen Unterredung, die ich (im März 1893) mit ihm hatte, gerade hierüber einfließen ließ. Seitdem hat der Imperialismus eine noch vor wenigen Jahren ungeahnte Einflußnahme auf die Ideenwelt im britischen Reich gewonnen. Der Kampf mag eine zeitlang hin- und herwogen; darüber, daß die Zeit der atomistischen Freihandelspolitik des Mutterlands vorbei ist und irgendwelche organische Gesamtgestaltung des Wirtschaftsgebiets von Großbritannien sich entwickeln wird, kann meines Erachtens ein ernstlicher Zweifel nicht bestehen.

So wären also nach der tatsächlichen neuzeitlichen Entwicklung die Momente, welche für einen Zusammenschluß der mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiete zu einem nach Raum, mehr aber noch nach Menschenzahl den drei „Weltreichen" ebenbürtigen, kraftvollen, einheitlichen Wirtschaftsgebiete sprechen, gegenüber der Sachlage, wie sie vor einem Jahrzehnt war, nicht abgeschwächt, sondern verstärkt! Wir hätten also — so wird vielleicht der Leser folgern — den Wunsch nach Ausgestaltung einer mitteleuropäischen Zollunion neu zu bekunden; würde es sich jedoch darum handeln, die mitteleuropäischen Staaten gewissermaßen mittelst des Genossenschaftsprinzips ins Gleichgewicht, hoffentlich sogar ins Übergewicht gegenüber den einzelnen Großbetrieben der drei Weltreiche zu bringen?

Als Ideal einer fernen Zukunft mag eine solche Auffassung ihre Berechtigung haben, das Leitmotiv der praktischen Politik aber kann sie nach der gesamten dermaligen Sachlage nicht bilden. Nur in Kürze sei auf die Hindernisse einer Zollvereinigung der mitteleuropäischen Staaten hingewiesen.

Vor allem fehlt es an dem unentbehrlichen Kitt gemeinsamen politischen Gesamtempfindens, ohne den eine durchgreifende Vereinigung bisher getrennter nationalwirtschaftlicher Gebiete zu einem neuen volkswirtschaftlichen Gesamtgebiete nicht erreichbar ist. Groß sind die politischen Gegensätze zwischen einzelnen der in Frage kommenden europäischen Großmächte, und weiterhin wird die Gleichstimmung des politischen Gesamtempfindens auch durch die Ungleichartigkeit der politischen Machtstellung der europäischen Volkswirtschaften, durch das Nebeneinander von Großstaaten, Mittelstaaten und Kleinstaaten gestört. Gewiß ist, daß eine

volkswirtschaftliche Vereinigung höheren Grades, die durch die Zollvereinigung bisher getrennter nationaler Volkswirtschaften bewirkt wird, der neuen Gesamtheit im Rahmen der Weltwirtschaft ein größeres Maß von Macht und Aussicht auf wirtschaftliche Erfolge verleiht, als die Einzelnen vorher besaßen. Aber unbeschadet des Plus, das im ganzen an Wirtschaftskraft sich ergibt, können und müssen im einzelnen gewisse Minoritäten auch ihnen, wenigstens für den Anfang, unerwünschte Schiebungen in der Produktionsgestaltung über sich ergehen lassen. Über diese unvermeidlichen Störungserscheinungen hilft nicht bloß ideell das nationalpolitische Gesamtempfinden hinweg, es bietet sich vielmehr auch die Möglichkeit, durch anderweitige Akte der nationalen Gesetzgebung und Verwaltung den Opfern angemessener Neugestaltung entsprechende Schadloshaltung zuzuwenden. Darum wird beispielsweise in einer geschlossenen nationalen Volkswirtschaft die möglichste Intensiwierung des inneren Verkehrs durch Bahn- und Kanalbau das richtige Programm der Wirtschaftspolitik sein, unbeschadet der Fürsorge, die für allgemein oder lokal bedrohte Produktionszweige durch die äußere Zoll- und Handelspolitik, beziehungsweise durch die inneren Maßnahmen der Produktionsförderung zu entfalten sein wird. Bei einer Zollkonföderation politisch selbständiger Gemeinwesen fehlt dieser gemeinsame politische Kitt; sie werden sich darum überhaupt schwer zusammenfinden, namentlich dann, wenn unüberbrückbare Gegensätze der allgemeinen politischen Auffassung vorliegen, und sollten sie sich zusammengefunden haben, so werden sie voraussichtlich leicht wieder auseinandergehen.

Gerade das Zusammenfinden selbst aber stellt sich, ich möchte sagen, diplomatisch besonders schwierig dar. Für den leitenden Staatsmann eines Gemeinwesens, der die Initiative zur Schaffung einer mitteleuropäischen Zollunion ergreifen wollte, würden recht ernstliche Gefahren erwachsen. Wer immer es versuchen wollte, die Abgrenzung „Mitteleuropas" vorzunehmen und den Zusammenschluß der darin einbezogenen Länder in Vorschlag zu bringen, müßte befürchten, daß nicht bloß die die Gegnerschaft der Nicht-Mitteleuropäer alsbald gewaltig sich aufbäumt, sondern daß auch von den Mitteleuropäern selbst der eine oder andere sich recht störrig benehmen und mit entsprechender Denunziation des mitteleuropäischen Störenfriedes in das Lager der Nicht-Mitteleuropäer abschwenken würde, um von diesen im weltwirtschaftlichen Ringen Extravorteile für sich zu erzielen. Es stellt sich hiernach, wie oben bemerkt, diplomatisch oder geschäftlich die ernstliche Inangriffnahme der Anbahnung einer mitteleuropäischen Zollvereinigung als überaus schwierig dar.

Weiter kommt dazu, daß durch die Entwicklung des Handelsvertragssystems, wie solche im letzten halben Jahrhundert sich gestaltet und insbesondere in den heute noch geltenden Handelsverträgen Ausdruck gefunden hat, eine starke Angewöhnung an das Prinzip der freien Assekuranzvereinbarungen sich eingelebt hat. Nicht gemeinsame positive Aktion hat man dabei im Sinn, sondern nur wechselseitige negative Sicherung gegen schädliche Eingriffe ins Wirtschaftsleben. Für organische Daueinrichtungen, die einen stärkeren Verzicht auf nationale Autonomie in Wirtschaftsfragen bedingen würden, ist gerade die moderne Richtung unserer Politik, die sich gerne von Fall zu Fall freie Hand vorbehält, wenig disponiert. Sehen wir ja doch an den Schwierigkeiten, welche die Durchführung einer gründlichen Finanzreform im Deutschen Reich findet, wie sogar innerhalb eines nationalen Gemeinwesens der Sinn für gründliche organische Abhilfe wenig entwickelt ist, und wie selbst so offenbar nützliche Ordnungsmaßnahmen, wie die sog. Lex Stengel sie vorschlägt, mit dem Schlagwort, das seien „Automaten", abgewiesen werden wollen. Auf der anderen Seite freilich hat der bemerkenswerte Vorgang der internationalen Zuckerkonvention gezeigt, daß dann, wenn die Besonderheit des Falls einen Verzicht auf einseitige nationale Wirtschaftspolitik zur gebieterischen Notwendigkeit macht, auch positiv in die freie Selbstbestimmung der einzelnen Staaten tief eingreifende internationale Normen geschaffen werden können. Als internationaler Präzedenzfall ist diese Konvention von außerordentlicher Wichtigkeit. Aber es war eben ein ganz speziell abgegrenztes Feld internationaler Normen und darum Verständigung erzielbar — ob mit Dauererfolg, das wird noch abzuwarten sein. Eine Zollvereinigung aber wäre gerade der Gegensatz einer speziellen Vereinbarung über ein einzelnes Interesse, weil sie die Schaffung einer allgemeinen Interessengemeinschaft auf dem gesamten volkswirtschaftlichen Gebiete erheischen würde.

Bei dieser Sachlage ist für die nächste Zeit — und nur mit dieser hat die praktische Politik im wesentlichen sich zu beschäftigen —, sei es ohne, sei es mit vorhergegangenem Zollkriegszustand, die Wiedererrichtung eines dem bisherigen Handelsvertragssystem ähnlichen Zustands zu erwarten. Die neuen Handelsverträge aber werden keine einfache Kopie der bisherigen sein und sollen dies nicht sein. Bei den Erwägungen darüber, was im Rahmen der Handelsvertragsvereinbarungen selbst oder neben diesen durch besondere Verständigung der beteiligten Gemeinwesen erzielt werden kann, treten nach der heutigen Sachlage jene Fragen mit besonderer Wichtigkeit in den Vordergrund, die für die verschiedenen

mitteleuropäischen Gemeinwesen, insbesondere auch für das Deutsche Reich, als bedeutungsvoll und insbesondere der Gesamtheit dieser mitteleuropäischen Gemeinwesen als mehr oder minder gemeinsam bedeutungsvoll sich darstellen. Muß man auch darauf verzichten, sich zu einem einheitlichen und mächtigen wirtschaftlichen Organismus zusammenzuschließen, so bleibt doch immerhin noch ein reiches Feld gemeinsamer Interessenbetätigung[4]) — mit Fernhaltung aller rein politischen Tendenzen und ohne aggressives Verhalten gegen die Nicht-Mitteleuropäer. Die Probleme dieser gemeinsamen Interessenbetätigung richtig abzuzweigen und die Wege ihrer Lösung zutreffend zu bestimmen, erscheint als die aktuelle Aufgabe einer zielbewußten mitteleuropäischen Wirtschaftspolitik. In dieser Richtung vorzuarbeiten und mitzuarbeiten, ist die Aufgabe des vor kurzem, dank der Initiative des in dieser Richtung eifrig tätigen Professors Julius Wolf in Breslau, neu begründeten „Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins".

Naturgemäß zerfällt das Gesamtprogramm dieses Vereins in einen negativen und in einen positiven Teil.

Der Verein erstrebt keine Zollunion der mitteleuropäischen Staaten. Er hält den Plan einer solchen Union aus politischen und wirtschaftlichen Gründen nicht für durchführbar; jede Propaganda für die Idee einer mitteleuropäischen oder gar europäischen Zollunion liegt hiernach außerhalb seines Programms. Daß ein Mitglied des Vereins, und daß nicht bloß eines, sondern vielleicht recht viele Mitglieder an dem „Ideal" einer mitteleuropäischen Zollvereinigung größeren oder kleineren Stils festhalten, ist durch das Vereinsprogramm für die aktuellen Strebungen des Vereins wohl nicht ausgeschlossen. Insbesondere wird etwa sich anbahnenden Einzelvereinigungen gewisser größerer oder kleinerer Teile von Mitteleuropa auch von Vereinswegen gewiß nicht entgegengetreten werden, mag es sich dabei um Unionen beiderseits großer Volkswirtschaften oder um

---

[4]) Hierzu möchte ich nicht unterlassen, auf den trefflichen Aufsatz von Fr. Ratzel, „Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein" in den Grenzboten (Jahrg. 63, Nr. 5 vom 4. Februar 1904) zu verweisen, sowie auf die namentlich auch vom wissenschaftlich-nationalökonomischen Standpunkt bedeutsamen Ausführungen von W. E. Biermann im Aufsatz: „Ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverein" in der Beilage Nr. 16 zur Allg. Ztg. v. 21. Januar 1904. Von früheren Arbeiten seien insbesondere erwähnt: Sartorius Frhr. v. Waltershausen, Beiträge zur Beurteilung einer wirtschaftlichen Föderation von Mitteleuropa in Wolfs Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1902, Heft 7—11 und J. Wolf, Zollvereinigungen oder wirtschaftliche „Allianzen"; ebendas. Heft 11, sowie J. Wolf, Das Deutsche Reich und der Weltmarkt 1901.

den Zollanschluß einer kleineren, im heutigen Weltgetriebe eine schwierigere Stellung einnehmenden Volkswirtschaft an eine größere handeln.

Wenn in den Erläuterungen zu dem Programm des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins weiterhin davon die Rede ist, daß er auch wirtschaftspolitisch keinerlei Tendenz vertrete, so scheint mir diese knappe Fassung eines an sich ganz richtigen Gedankens immerhin dem Mißverständnisse ausgesetzt. Mit der Ablehnung des Gedankens der Zollunion geht die ausdrückliche Anerkennung des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechts der einzelnen Staaten Hand in Hand. Insoweit ist es zutreffend, daß der Verein auch wirtschaftspolitisch keinerlei Tendenz — besser würde es wohl heißen: keinerlei einseitige Tendenz — vertrete. Er ist in seinen Bestrebungen, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht auf irgend ein bestimmtes Maß von Schutzzoll geaicht, so wenig es ihm anderseits etwa beifallen wird, die in seinem gesamten Wirkungsgebiet überhaupt nur in schwachen Ansätzen vertretene Freihandelstendenz für sein Wirken maßgebend sein zu lassen. Der Verein enthält sich hiernach des Versuchs, eine Uniformität der wirtschaftspolitischen Auffassungen der mitteleuropäischen Länder herbeizuführen. Nichts destoweniger aber hat er doch recht wichtige wirtschaftspolitische Ziele. Das wird gleich nachher im einzelnen zur Sprache kommen; hier sei nur darauf hingewiesen, daß der Gedanke einer nützlichen Bündelung gleichartiger wirtschaftlicher Strebungen zur Verstärkung ihres Erfolgs ein eminent wirtschaftspolitischer ist, und daß im einzelnen die Strebungen des Vereins in der Richtung einer angemessenen Ausgestaltung der „Meistbegünstigung" auf eine recht wichtige Spezialfrage der Wirtschaftspolitik sich beziehen. Mit diesen Einschränkungen ist der Satz zu verstehen, daß der Verein wirtschaftspolitisch keinerlei Tendenz vertrete. Erläutert wird dies weiter durch die Ausführung, daß auch abgesehen von der Ablehnung der Unionsbestrebungen, die wirtschafts- und zollpolitische Selbständigkeit der in ihm vertretenen Staaten keinerlei Antastung erfahren und diesen Staaten unbenommen sein solle, ihre Interessen gegeneinander mit jedem durch die Verhältnisse gebotenen Nachdruck zu vertreten.

Den Rahmen des negativen Programms des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins schließt die entschiedene Absage an den Gedanken, irgendwie geartete politische Ziele verfolgen zu wollen. Über diesen Punkt ist das Programm klipp und klar und in seiner unbedingten Ablehnung aller solcher Ziele sachlich durchaus gerechtfertigt. Folgerichtig will sich der Verein auch keiner einzelnen Partei oder Parteigruppe verschreiben, vielmehr alle auf dem Boden positiver Arbeit stehenden politischen Parteien zur Mitarbeit heranziehen.

Die positive Seite des Vereinsprogramms zerfällt ihrerseits in zwei, dem Umfang nach allerdings sehr ungleiche Teile. Das Schwergewicht der Aktion, welche der Verein zu entfalten sich vorsetzt, liegt in einer sehr verschiedenartig sich gestaltenden Einwirkung auf die öffentliche Gewalt im Sinne der Förderung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der mitteleuropäischen Staaten. Außerdem aber ist weiter ins Auge gefaßt, in dieser Richtung auch durch unmittelbare eigene Vereinsbetätigung wirksam zu werden.

Wenden wir uns zunächst zum Hauptabschnitt des positiven Programms, also zur Einwirkung auf die öffentliche Gewalt, so können wir dabei auseinanderhalten das Programm der Einwirkung auf die Wirtschaftspolitik, die Wirtschaftstechnik und das Wirtschaftsrecht der mitteleuropäischen Staaten.

Ein wirtschaftspolitischer Grundgedanke ist es vor allem, daß überhaupt zielbewußte Förderung „gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen" der mitteleuropäischen Staaten erstrebt werden soll. Wirtschaftspolitisch ist weiter der Gedanke, dieses Grundstreben vor allem mittels handelspolitischer Allianzen seiner Verwirklichung entgegenzuführen. Gerade die Jetztzeit mit dem in weiterer Entwicklung begriffenen politischen Allianzsystem in Europa legt den Gedanken nahe, die Allianzidee auch auf das wirtschaftspolitische Gebiet zu übertragen und sie insbesondere da, wo sich deren Verwirklichung am meisten als Bedürfnis darstellt — nämlich in Mitteleuropa — zu befürworten. Die Allianz gewinnt eine besondere Bedeutung gegenüber den großen Weltreichen. Zutreffend ist es darum, wenn der Verein die mitteleuropäischen Staaten veranlassen will, die handelspolitische Position jedes einzelnen von ihnen bei Verhandlungen mit „dem ferneren Ausland" durch das Mittel handelspolitischer Allianzen, sei es ad hoc, sei es für längere Zeit, zu verstärken, in der Annahme, daß handelspolitisch alliierte Staaten dem Ausland bessere Bedingungen abzugewinnen vermögen, als handelspolitisch isolierte. Also keine Zollunion, aber handelspolitische Allianz! Die Bestimmung angemessener Grundzüge für solche Allianz-Vereinbarungen wird wohl eine der Hauptaufgaben der handelspolitischen Staatskunst der nächsten Zeit bilden, falls diese Allianzidee ihrer Verwirklichung entgegengeführt wird. Auch speziell für die fortdauernde Arbeitsbetätigung des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins wird die Erwägung und Erörterung solcher Allianz-Grundlagen eine Hauptaufgabe bilden. Nach einer bestimmten Richtung enthält in dieser Hinsicht schon das Vereinsprogramm selbst eine wichtige Andeutung, in der zugleich ein bedeutungsvolles wirtschaftspolitisches Prinzip zum

Ausdruck gelangt. Es handelt sich dabei um die „Meistbegünstigung". Die Meistbegünstigung als solche will der mitteleuropäische Wirtschaftsverein — so lautet das Programm — nicht in Frage stellen, aber er will ernsthaft prüfen, ob ihre Gewährung nicht an die Forderung zu knüpfen sei, daß gewisse Zollmaxima auch vom Ausland nicht überschritten werden, oder wenn das der Fall, dann auf anderem Gebiete Gegenleistungen gewährt werden (Reziprozitätsverträge), eine Forderung, die Aussicht auf Annahme nur dann hat, wenn eine Anzahl Staaten in ihr zusammenstehen.

Mit dieser Andeutung bekennt sich der Verein zu der wirtschaftlich sehr bedeutungsvollen Forderung einer Reform der traditionellen Meistbegünstigung. Abgelehnt wird damit insbesondere die noch aus der Ära dämmernder Freihandelsgestaltung stammende, ganz kritiklose Gewährung der Meistbegünstigung, welche die durchaus erwünschte Möglichkeit angemessener wechselseitiger Rücksichtnahme auf festumgrenzte Spezialinteressen gegebener einzelner Kontrahenten ausschließt. Ich stehe nicht an, unter den positiven Andeutungen des Vereinsprogramms diese Befürwortung einer Reform der Meistbegünstigung für die gewichtigste zu erklären. Es kann meines Erachtens dem Verein nur dringend empfohlen werden, diese wichtige Frage in aller Gründlichkeit zum Gegenstand seiner Arbeit zu machen und durch den Erfolg seiner Bemühungen dazu beizutragen, daß die öffentliche Meinung besser, als dies bisher der Fall ist, über das hier in Frage stehende Problem aufgeklärt wird. Mit der Ablehnung der kritiklosen Gewährung der Meistbegünstigung wächst allerdings die Gefahr handelspolitischer Unfreundlichkeit derjenigen, die nach bisheriger Übung opferlos reiche Gaben in ihren Schoß fallen sahen. Darum ist die Voraussetzung einer rationellen Umbildung der Meistbegünstigung eine angemessene vorherige Verständigung wirtschaftspolitisch Alliierter gerade über diesen Punkt, damit, wenn die Augenblicksentwicklung der handelspolitischen Sachlage irgendwo zu stärkerer Retorsion nötigt, diese auf Grund der Allianz mit richtigem Erfolg geltend gemacht werden kann. Im Kreise der Alliierten selbst aber bietet die Befreiung von der Notwendigkeit kritikloser Gewährung der Meistbegünstigung an jedermann die Möglichkeit einer sorgsamen zolltarifarischen Berücksichtigung je der einzelnen in der Allianz vereinigten Volkswirtschaften. Nur mittelst Reform der Meistbegünstigung vermag die nationale Volkswirtschaft, sei es für sich allein, sei es — was noch vorzuziehen sein wird — unter angemessener Allianzdeckung wirklich Herr im Hause zu bleiben, wenn man es überhaupt wagen darf, diesen durch sozialpolitische Kämpfe etwas zu Schaden gekommenen Ausdruck noch zu gebrauchen. Gerade dann, wenn

die mitteleuropäischen Staaten gegenüber dem ferneren Ausland viribus unitis aufzutreten in der Lage sind, werden sie durch die darin liegende Gewährleistung guter Rüstung für den Zollkrieg den Ausbruch eines solchen am sichersten hintanhalten. Nicht durch blasse Furcht vor dem Zollkrieg, die fast dieses Wort auch nur auszusprechen sich scheut, sondern dadurch, daß man auch mit dieser Möglichkeit rechnet, die nationale Handelspolitik danach einrichtet und solche durch handelspolitische Allianzen kräftigt, vermeidet man den Zollkrieg und führt, wenn er unvermeidlich geworden, ihn mit Aussicht auf guten Friedensschluß durch.[5])

In wirtschaftstechnischer Hinsicht kommen vor allem die Verbesserungen in Betracht, welche der Verein auf dem Gebiete der Zolltechnik anstrebt. In erster Linie steht dabei die Vereinfachung der Formalitäten, die gegenwärtig bei Ein- und Ausfuhr erfüllt werden müssen. Die Vereinfachung wird dadurch zu bewirken sein, daß die Erhebungen des einen Staates gleichzeitig dem anderen dienstbar gemacht werden. Den Staaten selbst können durch Vereinfachung des Grenzwachdienstes erhebliche Kosten erspart werden, wenn der Grenzwachdienst des einen Staates bis zu gewissem Grade auch für den anderen arbeiten kann. Weiter gehört hierher die Erleichterung und Verbilligung des Zahlungsverkehrs von Staat zu Staat durch internationale Giroeinrichtungen und Abrechnungsstellen. Auch die — gleichzeitig auch den Fragen des Zollrechts angehörige — Errichtung von Zollauskunftsstellen und von Zollschiedsgerichten dient der Verbesserung der Zolltechnik. Bei näherem Eintreten in die Prüfung der Einzelheiten der Zolltechnik in den verschiedenen, insbesondere auch den mitteleuropäischen Staaten selbst wird der Verein noch ein reiches Feld für weitere nützliche Kleinarbeit finden. Ich möchte hier nur beispielsweise auf die Ungleichmäßigkeiten hinweisen, die in der Anwendung des Grundsatzes der Nettoverzollung, bezw. Bruttoverzollung

---

[5]) Über diese Frage habe ich mich eingehender in meiner Schrift „Zolltarif-Entwurf und Wissenschaft", München und Berlin, R. Oldenbourg 1901, S. 32 ff., verbreitet. — Eine interessante Materialsammlung bieten die als Commercial No. 1 (1904) erschienenen und dem englischen Parlament vorgelegten „Reports on Tariff wars between certain european states". Freilich sind die handelspolitischen Auffassungen der Herren Diplomaten und namentlich auch deren gelegentliche Skizzen tarifgeschichtlicher Entwicklungen mit Vorsicht aufzunehmen. Gleich der erste Bericht des Botschafters in Paris hebt mit dem alten Märchen an, daß die französische Regierung im Jahre 1900 (!), dem Beispiel der Vereinigten Staaten und Deutschlands folgend, der Kammer einen schutzzöllnerischen Tarif vorgelegt habe. Das arme, bekanntlich von jeher so freihändlerische Frankreich, das von den Vereinigten Staaten und Deutschland erst zum Schutzzoll verführt worden ist!?

sich vorfinden, wobei insbesondere eine unangemessene Übertreibung des letzteren Grundsatzes zu tatsächlichem, aber verschleiertem höheren Schutzzoll führen kann.[9])

Auf dem Gebiete des Wirtschaftsrechts kommen insbesondere folgende Bestrebungen des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Betracht. Der Verein will durch Vereinheitlichung des Wirtschaftsrechts (Wechselrecht, Scheckrecht, Recht des Spedition-Kommission-Frachtgeschäftes) in den mitteleuropäischen Staaten und darüber hinaus die Manipulation des Exportgeschäftes vereinfachen, die Rechtssicherheit erhöhen, die Geschäftsspesen herabsetzen. Ähnlich will er durch einheitliche Regelung des Konkursrechts und durch Erwirkung der Vollstreckbarkeit für in dem einen Land gefällte Urteile in einer Anzahl anderer die Sicherheit der Erfüllung übernommener Verpflichtungen verstärken und die Verluste verringern, denen der Exportkaufmann meist in höherem Maße als der Inlandskaufmann ausgesetzt ist. Weiter gehört hierher in Hinsicht der formellen Rechtsordnung die oben bereits erwähnte Erstrebung von Zollschiedsgerichten.

Bei allen bisher erörterten Strebenszielen des Vereins handelt es sich in letzter Instanz um die Gewinnung einer Einflußnahme auf die öffentliche Gewalt, damit in Gesetz und völkerrechtlichem Vertrag, in Verordnung und fortlaufender Verwaltungsmaßnahme die fraglichen Ziele ihre Verwirklichung finden. Der Verein wird eine solche Einflußnahme vorzubereiten haben durch Materialsammlung jeglicher Art und kritische Verwertung des gesamten, namentlich auch des gehörig gesichteten Materials aller Art, ferner durch Erörterung der Probleme in Vereinsversammlungen und Vereinsschriften, um so allmählich im Bunde mit der öffentlichen Meinung die öffentliche Gewalt von der Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge zu überzeugen.

Außer dieser mehr ideellen Arbeitsbetätigung, die in der Einflußnahme auf die öffentliche Gewalt sich betätigen soll, beabsichtigt aber der mitteleuropäische Wirtschaftsverein auch unmittelbare materielle Leistungen im Sinne seiner Bestrebungen. Außer der Sicherung des Innenmarktes der in ihm vertretenen Staaten, ist — wie schon aus den wirtschaftsrechtlichen Projekten ersichtlich ist — die Förderung der Exportinteressen dieser Staaten eine der Hauptaufgaben des Wirtschaftsvereins. In dieser Richtung zieht er die Errichtung eines eigenen umfassenden Informations-

[9]) Man vgl. hierüber den Aufsatz von Dr. Potthoff im „Tag" vom 21. November 1903: „Die Bruttoverzollung der Schweiz und der europäische Wirtschaftsbund".

dienstes und die Vertretung von Rechtsansprüchen seiner Mitglieder in Betracht. Weiter will er den Volks- und Landwirten, Industriellen und Kaufleuten der verschiedenen Staaten die Möglichkeit regelmäßiger Aussprache über die mannigfachen gemeinsamen Interessen ihrer Berufe und ihrer Länder gewähren, auch hier die nationalen Vereine wirksam ergänzend und in steter Fühlung mit ihnen.

Mit dem vorbezeichneten, mannigfach gegliederten Programm erachtet übrigens der Wirtschaftsverein den Kreis seiner Aufgaben keineswegs endgültig abgeschlossen. In durchaus zutreffender Weise behält er sich weiter vor, die vielerlei anderen Aufgaben wahrzunehmen, die sich einem Verein mit dem vorbezeichneten Programm aus der stets wachsenden internationalen Verflechtung der Wirtschaften ergeben werden.

Wenn der freundliche Leser meinen vorstehenden Ausführungen gefolgt ist, wird er wohl den Eindruck gewonnen haben, daß das Programm des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins reichhaltig gestaltet ist und Gelegenheit zu fruchtbarer Arbeitsbetätigung des Vereins bietet. Und doch hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche meinten, man wisse nicht, was der Verein eigentlich wolle. Ein so mangelhaftes Verständnis einer durchaus klar gelagerten Sache wird nur erklärlich, wenn man die weitverbreitete Freude der Neuzeit am Extremen und insbesondere am einseitig kräftigen Schlagwort sich vergegenwärtigt. Mit solchen Mitteln arbeitet der mitteleuropäische Wirtschaftsverein nicht; er sucht auf einer mittleren Linie alle Kräfte zu vereinigen, die in den Dienst einer kraftvollen, nationalen, durch wirtschaftliche Allianzen gestärkten Volkswirtschaft gestellt werden können. Dabei verschmäht er auch, wie die obige Programmdarlegung zeigt, mancherlei wirtschaftspolitische Kleinarbeit in keiner Weise. Dafür haben natürlich die Männer der großen Schlagworte auch kein Verständnis! Der Verein wird es deshalb ertragen müssen, von den Extremen, namentlich der Freihandelspartei, nicht richtig verstanden zu werden. Das wird ihn aber an eigener tüchtiger Arbeit keineswegs hindern, ihn vielmehr erst recht dazu anspornen. Der Grundgedanke der wirtschaftlichen Annäherung in Mitteleuropa ist zuerst auf dem Boden der Verständigung zwischen Deutschland und seinem östlichen Nachbarn entsprungen; dort lag in der Vergangenheit ein Ansatz zu einer speziellen wirtschaftspolitischen Allianz. Aufgabe des Vereins ist es, soweit es sich um dessen große Ziele handelt, dafür zu wirken, daß an diesen Grundgedanken bei den neu befürworteten Allianzen angeknüpft und daß er vom Kern der Verständigung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ausgehend seine weitere Übertragung und den heutigen Verhältnissen entsprechende Anpassung an den größeren

Kreis der möglichst vollzählig einbezogenen mitteleuropäischen Staaten finde. Alles, was der Verein in dieser Richtung an Strebung und Arbeit entfaltet, dient einem bedeutsamen wirtschaftlichen Friedenswerke und zwar dem Werke nicht eines faulen, sondern auf Grund einer tüchtigen internationalen Rüstung erzielten, für alle Teile ehrenvollen Friedens. Und neben diesen großen, weltpolitisch bedeutsamen Zielen läuft dann weiter die ganze Fülle der oben dargelegten Kleinarbeit, welche das nationale und internationale Wirtschaftsleben kräftigen und fördern soll. Gelingt es dem Verein, sein Programm zur Durchführung zu bringen, so wird er auf die bevorstehende Neugestaltung der Weltwirtschaft einen auch für die deutsche Volkswirtschaft segensreichen Einfluß gewinnen können.

Kinderaugen, Blumen, Sterne.

Blumen, bunte Sommerblumen glänzten
Heute luftig auf der waldumkränzten
Kleinen Wiese, Blumen ohne Zahl,
Leuchtend in der Abendsonne Strahl.
Wie der volle Überfluß entzückte
Junge Herzen, die kein Herbst bedrückte.
Emsig regten sich die kleinen Hände
Und im Eifer, wer die meisten fände. —
Sagt' ich, daß es jetzt genug mir scheine,
Hieß es immer: „Vater, noch die eine!"
Bis uns heimwärts endlich von der lieben
Wiese graue Abendnebel trieben. —
Sorglich trugen meine kleinen Leute
Ihre reiche, bunte Blumenbeute.
Um die Wette wollten mit den dunkeln
Kinderaugen da die Blumen funkeln,
Und zuletzt aus hoher Himmelsferne
Fingen auch zu funkeln an die Sterne ...

Augen, Blumen, Sterne, bei den drei'n
Fällt ein altes Wort mir wieder ein:
Als aus seinem schönen Paradies
Einst der liebe Gott den Menschen wies,
Gab er Kinderaugen, Blumen, Sterne
Ihm als Trost mit in die dunkle Ferne.
Herz, aus deinem Paradies vertrieben
Ist auch dir der süße Trost geblieben,
Kinderaugen, Blumen, Sterne gleiten
Freundlich auch durch deine Dunkelheiten ...
Wieder flüsterte den liebsten Namen
Mir ins Ohr der Wald, durch den wir kamen,
Immer dunkler ward der Weg, allein
Durch die Seele ging ein Sternenschein ...
Tretend aus den stillen Waldestiefen,
Deren tausend Musikanten schliefen,
Haben laut wir in die Dämmerungen
„Weißt du wieviel Sternlein stehn?" gesungen.

Wir entnehmen diese Probe mit gütiger Erlaubnis einer demnächst erscheinenden Sammlung „Planegg. Ein Dank aus dem Walde. In Versen von Wilhelm Langewiesche." Sobald das mit Buchschmuck von Rudolf Schiestl ausgestattete, im Verlag von C. H. Beck in München erscheinende Werk vollständig vorliegt, kommen wir darauf zurück.

Schwäbisches Geistesleben in Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Rudolf Krauß.

(Schluß.)

Schon im Laufe des 16. Jahrhunderts ist die ganze altwürttembergische Bildung im engen Zusammenhang mit der altwürttembergischen Verfassung auf Jahrhunderte festgelegt worden. Die Geistlichkeit und das Beamtentum spielten im Herzogtum die erste Stelle, die anderwärts dem Adel zugefallen war. Und der Geringste aus dem Volke hatte sozusagen die Türklinke zu beiden Ständen, also auch zur einflußreichen Landschaft, jederzeit in der Hand. Trotz diesem demokratischen Grundsatz erhielt die Landschaft allmählich doch ein ziemlich oligarchisches Ansehen. Die wichtigsten Ämter erbten in einer verhältnismäßig kleinen Anzahl bedeutender Familien fort, und man warf den Machthabern nicht ohne Grund übertriebenen Kult „des Familienhimmels" vor, welcher Begriff im neuwürttembergischen Staat in den gleichbedeutenden des „Vetterleswesens" übergegangen ist. Jedenfalls aber blieb der Charakter der obersten Stände im Herzogtum ein durchaus bürgerlicher, und infolge davon drückten bürgerliche Ehrbarkeit, Einfachheit und Sittenstrenge dem Privatleben das Gepräge auf. Hand in Hand damit ging hoher Ernst und Innigkeit der religiösen Auffassung, wodurch dem Pietismus Vorschub geleistet wurde, einer religiösen Richtung, die in Württemberg eigentümliche Formen annahm. In einem rings von katholischen Nachbarn umgebenen Lande mußte der Protestantismus um so entschiedener auftreten, um so kräftiger auf alle Verhältnisse einwirken. Die Landeskirche gestaltete sich im Laufe des 16. Jahrhunderts zu einer straff und einheitlich organisierten Macht, die in der einseitigen Ausbildung der lutherischen Lehre freilich ihre Härten hatte. Und die Geistlichkeit machte sich das ganze Schul- und Bildungswesen untertan. Herzog Christoph verwandelte die reformierten Klöster in Erziehungsanstalten für künftige Geistliche, und großartige Stiftungen wurden für alle Zeiten zur kostenlosen Schulung von Theologen festgelegt. Die besten Familien des Landes sandten ihre Söhne in die Klosterschulen oder niederen Seminarien, die mit ihrem vierjährigen Kurs

zum Eintritt in das höhere Seminar, das weltberühmte Tübinger „Stift", vorbereiteten. Die begabten Köpfe des Landes wurden fast ausnahmslos dem geistlichen Berufe gewidmet. Gewiß wären viele talentvolle, aber unbemittelte Jünglinge ohne diese Einrichtungen dem gelehrten Studium entzogen worden, im Proletariate untergegangen. Gewiß war ein so hochgebildeter Pfarrerstand, wie er aus den württembergischen Seminarien hervorging, hochgebildet bis zum bescheidensten Landpastor herab, dazu geeignet, die gesamte Volksbildung auf eine höhere Stufe zu heben. Aber andererseits schädigte die einseitige Bevorzugung der Theologie die Tüchtigkeit des höheren Beamtenstandes. Und die Strenge der klösterlichen Zucht gab dem württembergischen Stiftler durch Generationen hindurch etwas unfreies, enges, gedrücktes, verstärkte den Hang zu schwerfälligem Wesen, zu Gleichgültigkeit gegen den äußeren Menschen, der dem Schwaben ohnehin schon eignete.

Einseitige Schulung des Geistes auf Kosten körperlicher Gewandtheit war die Signatur der altwürttembergischen Seminarerziehung, und zwar Schulung des Geistes nach einer ganz bestimmten Seite hin. Humanismus und Philosophie waren die beiden Axen, auf denen die theologische Bildung ruhte. Die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer wurden völlig vernachlässigt. Die Folge davon war eine ausgesprochene Vorliebe für das Abstrakte, und die Wertschätzung des Idealen mußte sich ins Ungemessene steigern.

Diese einseitige Geistesrichtung verdichtete und verengte sich mehr und mehr in dem Zeitraum vom Westfälischen Frieden bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Man verharrte in jener Sonderkultur, deren Grundlage das Bündnis der Theologie mit dem Humanismus und der Philosophie abgab, und lehnte die im übrigen Deutschland damals tonangebende französische Modebildung ebenso schroff ab wie die Aufklärung. Ja sogar, als im Reiche deutscher Poesie sich neues Leben zu regen begann, sperrte man die Fenster gegen das Eindringen des frischen Luftzuges sorgsam zu, und die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften ward im Tübinger Stift geraume Zeit als strafwürdige Ketzerei beurteilt und verurteilt.

Aber für immer konnten die Schwaben den Zusammenhang mit der deutschen Nation doch nicht verleugnen, und einmal mußte die chinesische Mauer der künstlichen Absperrung fallen. Viel hat dazu ohne Frage die im gewissen Gegensatz zur Tübinger Theologenuniversität stehende Karlsschule, Herzog Karl Eugens Lieblingsschöpfung, beigetragen, durch die Elemente der Aufklärung — spät genug — in die württembergische

Bildung eingeführt wurden. Und wie es wohl zu geschehen pflegt, daß natürliche Begabung lange Vorenthaltenes und Entbehrtes mit verdoppeltem Eifer ergreift, Versäumtes desto rascher und energischer nachholt, so konnte man jetzt auch das Schauspiel erleben, daß die Schwaben in kürzester Frist ihre Lehrmeister überflügelten und sich zu hervorragenden deutschen Kulturträgern umwandelten. Aus Altwürttemberg ist — um nur einige der größten zu nennen — Friedrich Schiller hervorgegangen, der nicht bloß der dramatischen Dichtkunst, sondern auch dem ethischen Empfinden der Nation auf lange Zeit hinaus den Stempel seines Feuergeistes aufgedrückt hat, Friedrich Hölderlin, dessen verzehrende Sehnsucht nach dem antiken Schönheitsideal gleichfalls ein Stück der deutschen Volksseele bedeutet, Hegel und Schelling, die beiden Philosophen, die auf Form und Gehalt der deutschen Wissenschaft so tiefgreifenden und nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. Der Fluch der Vergangenheit wirkte allerdings noch soweit nach, daß keiner dieser Männer in seiner schwäbischen Heimat Raum zur Entfaltung seiner Kräfte fand. Hölderlin ist erst als Lebendigtoter heimgekehrt, und die anderen haben, wie so viele bedeutende Schwaben vor und nach ihnen, in der Fremde ihr Grab gefunden.

Wenn es anfangs nur einzelne glänzend veranlagte Männer waren, die sich kühn über den geistigen Dunstkreis Altwürttembergs hinwegschwangen und der Nation die Fackel vorantrugen auf den Pfaden zum Licht, so durchdrang allmählich doch auch der Geist der neuen Zeit das ganze Land, und die schwäbische Durchschnittsbildung näherte sich mehr und mehr der allgemein deutschen und paßte sich dieser an, woraus sie gerade wieder die Fähigkeit schöpfte, auch ihrerseits auf die Gesamtkultur einzuwirken und sie zu befruchten. In den Perioden der Klassizität und der Romantik fand eine schöne Wechselwirkung und Ergänzung zwischen schwäbischem und deutschem Wesen statt, ohne daß jenes sich genötigt sah, auf seine Eigenart zu verzichten. Eigenartig war doch gewiß die Entfaltung, zu der die romantische Poesie in Württemberg durch den um Ludwig Uhland und Justinus Kerner geschaften Kreis gelangte. Obgleich diese Männer fest im württembergischen Boden wurzelten und zeitlebens im Lande wirkten, war ihre Bedeutung trotzdem eine durchaus nationale, und ihre Verbindungen verzweigten sich über ganz Deutschland. Ja, eine Zeit lang liefen durch die Vermittlung des Buchhändlerfürsten Cotta und des vielgewandten Gustav Schwab die Fäden der deutschen Literatur in Stuttgart zusammen. Und in derselben Epoche erhob in Tübingen, wo sich der Supranaturalismus so lange siegreich gegen den Rationalismus behauptet hatte, der theologische Kritizismus übermächtig

sein Haupt, jenen beiden Richtungen zugleich vernichtende Schläge versetzend, und wurde zum Ausgangspunkt für eine ganz Deutschland durchziehende Bewegung. Ferdinand Baur begründete die jüngere Tübinger Theologenschule, von der die historisch-kritische Methode auch auf das Urchristentum angewandt worden ist, und Baurs verwegener Schüler, Friedrich David Strauß, legte mit der Schärfe eines ungewöhnlich klaren Verstandes die Axt an die Wurzeln der christlichen Lehre. Noch in den vierziger Jahren verschaffte sich von Tübingen aus die Junghegelsche Richtung energische Geltung. Sie verfügte in den „Jahrbüchern der Gegenwart" über ein bedeutsames eigenes Organ, das von Namen wie Strauß, Albert Schwegler, Friedrich Vischer, Eduard Zeller getragen wurde. Zwar reichte der Einfluß der übrigen Tübinger Fakultäten damals nicht so weit, wie der der theologisch-philosophischen, aber doch machte sich auf allen Gebieten eine Anspannung der Kräfte fühlbar, die rühmliche Leistungen zu Tage förderte. Auch in den naturwissenschaftlichen Fächern, auf mehr praktischen Gebieten. Ist doch dem Heilbronner Robert Mayer eine der wichtigsten und folgenreichsten physikalischen Entdeckungen geglückt: das Gesetz von der Erhaltung der Energie, und aus Reutlingen, einer andern ehedem reichsfreien Stadt Schwabens, ist der genialste und weitsichtigste aller Nationalökonomen, Friedrich List, hervorgegangen.

Aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verringerte sich wieder der Anteil Schwabens an der allgemeinen deutschen Kultur, ja lockerte sich sogar der gegenseitige Zusammenhang in bedenklichem Maße. Die Gegnerschaft des schwäbischen Dichterkreises gegen Heine und die Jungdeutschen leitete in gewissem Sinn die abermalige Isolierung des Schwabentums ein. Es war mehr als eine literarische Fehde: zwei fundamental verschiedene Geistesrichtungen platzten da aufeinander. Wie sehr in diesem Streite die menschlichen Sympathien auf Seiten der Schwaben stehen mögen, die vollständige Ablehnung des Neuen sollte doch für sie verhängnisvoll werden. Die Jugend wandte sich nunmehr dauernd von den schwäbischen Dichtern ab, und damit war ihr Einfluß auf die Fortentwicklung der deutschen Literatur gebrochen. Man kann ja schon das Auftreten Jungdeutschlands als den Ausgangspunkt jener Wendung zum entschiedenen Realismus betrachten, die in den letzten Jahrzehnten für unsre schöne Literatur maßgebend geworden ist. Das Schwabentum hat sich daran nicht beteiligen wollen, vielleicht auch nicht beteiligen können: gleichviel. Bedauerlich bleibt es unter allen Umständen. Wer weiß, ob nicht die Schwaben gerade durch ihren idealen Schwung in die moderne Milieukunst ein adelndes Element zu bringen vermocht hätten? Jeden-

falls muß festgestellt werden, daß keiner von den Großen, die an dem sausenden Webstuhle der Berliner Literatur stehen, württembergischen Ursprungs ist, und von den Kleineren nur der einzige Cäsar Flaischlen. Dies wäre zu verschmerzen, wenn etwa im Lande selbst im bewußten Gegensatz zum verhaßten Naturalismus Vollwertiges geschaffen würde. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Gedichtet wird ja hier noch unendlich viel, und unter den zahlreichen Dichtern finden sich auch einzelne wirkliche Talente — Namen sollen nicht genannt werden. Trotzdem ist es doch nur ein armseliges Epigonentum, das sich im schwäbischen Winkel breit macht. Man fährt fort, Aufgüsse klassizistisch-romantischer Kunst in unendlicher Verdünnung zuzubereiten: Schillerisierende Dramen, Uhlandisierende Balladen, Lieder, wie sie vor zwei Menschenaltern empfindsame Seelen entzückt hätten, und dazu Gedichte im Dialekt von der unglaublichsten Trivialität. Nirgends ein Erfassen, geschweige denn ein Bewältigen der großen Aufgaben einer neuen Zeit! Die meisten schwäbischen Poeten blühen darum in schamhafter Verborgenheit. Einige werden ja wohl da und dort mit Achtung genannt; aber als ganzes zählt die schwäbische Poesie nicht mehr mit innerhalb der modernen Nationalliteratur. Stuttgart ist allerdings noch einer der Hauptplätze deutschen Buchhandels, und von hier aus gehen eine Anzahl bekannter Zeitschriften in die Welt. Aber keine von ihnen trägt einen spezifisch örtlichen Charakter, ihr Erscheinen in Stuttgart ist lediglich dem zufälligen Umstande zuzuschreiben, daß sich die betreffende Verlagsfirma am Orte befindet. Ganz anders verhält es sich mit einer „Jugend", einem „Simplizissimus", die ein entschieden bajuvarisches Antlitz zeigen und nur auf Münchener Boden gedeihen können. Verschiedene in den letzten Jahren unternommene Versuche, literarische Organe für schwäbisches Geistesleben und schwäbische Kunst zu schaffen, sind gleichermaßen an der Unzulänglichkeit der Darbietungen wie an der Teilnahmlosigkeit des einheimischen Publikums gescheitert. Gerade bei den obersten Gesellschaftsklassen fehlt vielfach der rechte Sinn für die Bedeutung der Stammeskultur, deren Leistungen augenblicklich allerdings nicht danach angetan sind, die Herzen zu erwärmen — ein verhängnisvoller Zirkel, aus dem nicht leicht herauszukommen ist.

Kaum besser als in der Literatur sieht es auf den übrigen Kunstgebieten aus. Man hat in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die günstige Gelegenheit verpaßt, eine führende Rolle in den bildenden Künsten zu übernehmen und diese Stellung freiwillig München eingeräumt. Zwar sind in den letzten Jahren krampfhafte Anstrengungen gemacht worden, Stuttgart in der Malerei und Skulptur, in der Architektur, im

Kunstgewerbe zu selbständiger Bedeutung zu verhelfen; aber es hat nicht den Anschein, als ob es so leicht gelingen sollte, das Versäumte nachzuholen.

Das württembergische Unterrichtswesen hat sich noch nicht vollständig aus der eisernen Umklammerung der Theologie losgelöst. Seit dem 16. Jahrhundert darf sich Württemberg trefflicher Volksschulen rühmen, denen ein äußerst günstiger Stand der elementaren Volksbildung zu danken ist. Indessen ist der Kampf der modernen Richtung gegen die geistliche Schulaufsicht noch nicht siegreich durchgefochten, und damit fehlt noch die Bürgschaft, daß auch in Zukunft der württembergische Volksunterricht mit den Forderungen der Zeit Schritt halten werde. Der Lehrplan der württembergischen Gymnasien hat sich in jüngster Zeit dem der norddeutschen stark genähert; auch die Realschulen tragen das Gepräge allgemein deutscher Tüchtigkeit; in seinen Realgymnasien dagegen besitzt das Land eigenartige Schöpfungen, die zwischen humanistischer und realistischer Richtung einen unparteiischen Ausgleich anstreben. Als ein Überbleibsel der Ära der Alleinherrschaft des Humanismus sind noch die niederen Landlateinschulen zu betrachten. Es mag für einzelne Honoratioren in Kleinstädten, die ihren Söhnen humanistische Bildung zugedacht haben, sehr erwünscht sein, diese bis zum 14. Lebensjahre im Elternhause behalten zu dürfen. Aber andrerseits werden durch das Vorhandensein einer so verführerischen Gelegenheit manche Eltern dazu bestimmt, ihre Kinder Latein lernen zu lassen, statt eines für deren künftige Lebensbahn nützlicheren Lehrstoffes. Vollends vom Übel ist, daß diese Landlateinschulen oft genug in der Hauptsache nur als Dressuranstalten zum sogenannten Landexamen dienen. Das Landexamen! Wie viel alt- und neuwürttembergische Erinnerungen knüpfen sich an diese Einrichtung, die in ihrer Tragikomik von den einheimischen Dichtern und Schriftstellern, vor allem von dem unvergeßlichen Hermann Kurz in der Novelle „Die beiden Tubus", aufbewahrt worden sind! Das Landexamen ist der schmale Pfad und die enge Pforte, durch die man zu den Herrlichkeiten der kostenlosen Seminarerziehung und des kostenlosen theologischen Studiums eingeht. Früher hatten sich die Knaben sogar vier- bis fünfmal jener strengen Prüfung zu unterziehen, ehe die Entscheidung über ihr Schicksal gefällt wurde. Bekanntlich hatte auch der ursprünglich zum Geistlichen bestimmte Schiller das Martyrium bereits wiederholt überstanden und sah seiner Aufnahme in das Seminar in nicht mehr allzu ferner Zeit entgegen, als es dem Herrscherwillen Karl Eugens gefiel, durch Einberufung in die Karlsschule seiner Lebensbahn eine ganz andere Richtung zu geben — schwerlich zum Schaden des Betroffenen oder der

deutschen Nation. Heutzutage muß zwar das Landexamen von den Aspiranten nur noch einmal zurückgelegt werden, aber es hat darum von seiner Wichtigkeit nur wenig eingebüßt. Was hängt da für Eltern und Söhne von der Entscheidung weniger Stunden, von den Launen des Zufalls ab, die ja bei jeder Prüfung walten! Oft genug sind die Eltern der Kandidaten nicht in der Lage, diese im Falle des Mißlingens auf eigene Kosten eine höhere Berufsart ergreifen zu lassen. Der Andrang ist außerordentlich; nur für einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz der Bewerber reicht die Zahl der vorhandenen Freistellen aus. Dem entsprechend haben sich auch die Anforderungen beim Landexamen gesteigert. Die Vorbereitungen darauf erheischen mehrjährige intensive Arbeit, einen Geistesdrill, der den Beteiligten zum mindesten ein paar der schönsten Jugendjahre verkümmert, gelegentlich aber auch noch größeres Unheil anrichtet. Noch immer sind die Lehrer nicht ganz ausgestorben, deren höchster Stolz es ist, möglichst viele der von ihnen gedrillten Examinanden „durchzubringen", und die den Gipfel ihres Ehrgeizes erreicht haben, wenn es ihnen gelungen ist, den „Primus" im Landexamen zu liefern.

Ohne Frage ist die Vorbereitung auf das Landexamen ungesunde Treibhauskultur und darum diese ganze Art der Konkurrenz verwerflich. Es erhebt sich aber alsbald das weitere Bedenken, ob nicht etwa die Seminareinrichtung selbst veraltet und unzeitgemäß sei. Allerdings hat sich im Laufe der Zeiten viel von der Strenge der ehedem fast mönchischen Erziehung gelockert. Aber doch ist vom alten Zopf noch genug übrig geblieben, was den modernen Anschauungen von der Freiheit der Jugendbildung und der Ungebundenheit der Wissenschaft widerspricht. Die größte Gefahr liegt jedoch zweifellos in der zwangsweisen Züchtung von Theologen. Die jungen Leute werden von ihren Eltern aus vorwiegend finanziellen Erwägungen zu diesem Berufe in einem Alter bestimmt, da sie sich ihrer innern Neigung noch nicht bewußt sein können. Schlimm für sie, wenn diese bei zunehmender Reife des eigenen Urteils mit der aufgenötigten Lebensbahn nicht zusammen stimmt. Denn wenn auch von jeher viele Stipendiaten sich von dem unerwünschten Berufe zu befreien gewußt haben, so ist ihnen dies doch nur unter schweren inneren und äußeren Kämpfen geglückt, und entfernt nicht alle sind einer verfehlten und unwahren Existenz entronnen. Die Mehrzahl findet sich vielmehr — zum Teil wiederum aus praktisch-finanziellen Gründen — mit ihrem Schicksal ab, so gut es eben gehen will, und einem Teil der Schüler jedes Jahrgangs eröffnet der Übertritt zur Philologie einen gern ergriffenen Ausweg.

Die Zweifel an der Trefflichkeit der württembergischen Seminareinrichtungen reichen ziemlich weit zurück. Schon auf dem ersten Landtage des Jahres 1833 wurde vom Abgeordneten der Stadt Ulm ein — in der Kommission begrabener — Antrag auf gründliche Reorganisation des gelehrten Schulwesens eingebracht, der jene ehrwürdigen Anstalten aufopfern wollte. Öffentliche Angriffe auf diese sind auch in der Folge nicht ausgeblieben, und größer noch ist die Anzahl derer, welche im stillen solchen reformatorischen Anschauungen huldigen. Die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten, die Scheu vor Neuerungen großen Stils werden voraussichtlich noch geraume Zeit das Übergewicht behalten. Es handelt sich allerdings um eine heikle Aufgabe, und schon die finanzrechtliche Auseinandersetzung wäre mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Natürlich müßten die großartigen Stiftungen ihrem bisherigen schönen Zwecke insofern erhalten bleiben, als sie auch künftig talentvollen und würdigen bedürftigen Jünglingen zu höhern Berufsarten zu verhelfen hätten. Aber die Beschränkung auf Theologie und Philologie müßte wegfallen, und die Form, in der die Stipendien zu verabreichen wären, dürfte nichts mehr mit Klosterüberlieferungen, Seminareinrichtungen oder irgend welcher Herdenkultur zu schaffen haben.

Übrigens ist das Landexamen nicht der einzige und vielleicht nicht einmal der längste unter den schwäbischen Examenszöpfen. Der Ästhetiker Vischer bezeichnet einmal die Tiere als „unsre niedrigen, armen, zurückgebliebenen Brüder, die leider das Examen zum Menschen nicht haben bestehen können". Der Vergleich ist hübsch, zeugt zugleich aber auch dafür, etwas wie Geläufiges die Examensvorstellung dem Württemberger ist. Derselbe berühmte Schwabe hat ja auch die mit der Prüfungswut verbundenen Vorurteile im Theologenstande durch das Dialektlustspiel „Nicht Ia" auf gutmütig liebenswürdige Weise ironisiert. Tatsächlich ist die übertriebene Wertung der Prüfungsergebnisse auch auf die übrigen Fakultäten, abgesehen von der medizinischen, übergegangen. Nicht ohne Grund ist es fast zur sprichwörtlichen Redensart im Lande geworden, daß man die in den Examina erworbenen Noten auf den Grabstein gesetzt erhalte. Schlechte Prüfungszeugnisse können in Württemberg zum Unglück für das ganze Leben werden, weil die davon betroffenen unter keinen Umständen zu den höhern Stellen im Staatsdienste oder Richterberufe Zutritt haben, auch wenn sie sich in der Praxis ihres Amts noch so tüchtig bewähren sollten. Dieses System erzeugt nicht nur für alle, welche darunter zu leiden haben, unerträgliche Härten, sondern birgt auch noch eine weitere Gefahr in sich. Die Weltklugen unter den Studenten ziehen die Sachlage in Rechnung, solange es noch an der Zeit ist. Nach der

verbummelten ersten Studienhälfte beginnt die Examensvorbereitung im großen Stil. Für die allseitige Ausbildung des Geistes, die doch ein Hauptzweck des Universitätsbesuches sein sollte, bleibt zwischen Lebensgenuß und Examensdrill nur noch ein sehr bescheidener Raum. So leistet die übertriebene Examenswertung einem Strebertum Vorschub, das zu einer Veredlung der gebildetsten Stände des Volkes unmöglich beitragen kann.

Der Einfluß der Tübinger Hochschule auf das geistige Leben im Lande ist gegenwärtig — im Gegensatze zu frühern Epochen der württembergischen Geschichte — nicht eben hoch zu veranschlagen. Nicht als ob es dort an tüchtigen Lehrkräften fehlte oder an günstiger Gelegenheit, sich auf die verschiedensten gelehrten Berufsarten gründlich vorzubereiten. Aber nirgends bemerkt man etwas bahnbrechendes, tonangebendes, führendes; nirgends entdeckt man den alles durchdringenden Sauerteig einer scharf ausgeprägten Geistesrichtung, wie zu den Blütezeiten des Kritizismus oder des Neuhegeltums. So kommt es, daß manche schwäbischen Studenten sich die stärksten wissenschaftlichen Anregungen von den großen auswärtigen Hochschulen holen.

Man würde in der Irre gehen, wenn man die unleugbare gegenwärtige Rückständigkeit der schwäbischen Kultur etwa mit einem allgemeinen Rückgang der geistigen Anlagen des schwäbischen Stammes oder des württembergischen Volkes erklären wollte. Gegen diese Annahme spricht schon die Tatsache, daß noch immer — weit über die Grenzen Deutschlands, ja Europas hinaus — Württemberger in allen nur denkbaren Berufsarten, in praktisch-technischen so gut wie in gelehrt-theoretischen, gesucht und geschätzt sind. Man hat vielmehr an ein gewisses Schlummern der Kräfte zu denken, an ein Unvermögen, sie richtig und nachdrücklich zu verwerten. Darauf eben gründet sich die Hoffnung auf dereinstige Wendung zum bessern. Denn ein Ausruhen der Kräfte ist nicht selten mit einem Zusammenfassen derselben zu neuen Taten gleichbedeutend. Gerade in der württembergischen Geistesgeschichte ist, wie wir gesehen haben, ein plötzlicher Umschlag, ein rascher Aufschwung nach langem Darniederliegen nichts unerhörtes. Wie ein solcher um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgt ist, kann ihn auch eine nähere oder fernere Zukunft wieder bringen. Das Gefühl, daß man zurückgeblieben ist, der Verdruß, daß man innerhalb der nationalen Entwicklung so wenig gilt, ist in denjenigen Kreisen, welche sich im Lande überhaupt um solche Dinge zu kümmern pflegen, ziemlich weit verbreitet. Es fehlt auch nicht an mancherlei Anstrengungen, die freilich bis jetzt noch keine greifbaren Ergebnisse geliefert haben, an Keimen, die freilich noch so zart sind, daß sie der erste Reif wieder vernichten kann. Ein energisches Eintreten und Eingreifen

der Schwaben in die allgemeine Geistesbewegung, ein fröhliches Mitkämpfen und Mitwerben um die Ehrenpreise wäre in erster Linie für sie selbst wünschenswert, dann aber auch für die gesamte Nation. Eine glückliche Entfaltung der Teile kommt ja mittelbar immer auch dem ganzen zu gut. In diesem Falle müßte, um es zu wiederholen, die nachdrückliche Betonung der idealen Momente, der prinzipiellen Forderungen, wie sie der Schwabe liebt, ein willkommenes Gegengewicht bilden gegen den übertriebenen Kult der materiellen Güter, wie er im heutigen Deutschland an der Tagesordnung ist. Namentlich in der Kunst, in der Literatur. Und wenn das von Württemberg ausgehende deutsche Schrifttum in Poesie und Prosa wieder allgemeinere Bedeutung erlangte, so könnte auch die schwäbische Sprache der deutschen Schriftsprache von ihrem körnigen Reichtum mancherlei zuführen, was, — jetzt als Provinzialismus verschrien, doch mit Unrecht, weil es seine Existenzberechtigung historisch nachweisen kann, — die Ausdrucksfähigkeit und volkstümliche Kraft unserer Sprache heben müßte. Und nicht einmal das wäre ein Unglück, wenn einzelne schwäbische Provinzialismen sich allgemeine Geltung verschaffen würden. Denn dieser Dialekt, wie unschön er klingen mag, verjüngt und erneut sich ohne Unterlaß aus dem frisch sprudelnden Quell des Volksidioms, das seine Laute der unmittelbaren Anschauung entlehnt. Und nicht bloß in bezug auf die Sprache, sondern auch sonst hat in Württemberg von jeher keine so tiefe Kluft zwischen der Bildung des Volkes und der der höheren Stände, wie in den meisten übrigen Teilen des Vaterlandes, bestanden. Kaum in irgend einer Landschaft haben die Dichter ihre Lieder in gleichem Grade für die weitesten Kreise angestimmt, wie in Württemberg ein Uhland, ein Justinus Kerner, ein Gustav Schwab und viele Kleinere, deren Namen jenseits der schwäbischen Grenzen nur den Literaturkennern geläufig sind. Gerade vermöge dieses engeren Zusammenhangs der verschiedenen Bildungsschichten vermöchte vielleicht das Schwabentum, wenn es sich einmal aus seiner müßiggängerischen Beschaulichkeit aufgerafft hat, ein volkstümliches Element in die deutsche Geistesentwicklung zu werfen, das für diese von unabsehbaren Folgen sein könnte. Um dem gegenwärtigen ärgerlichen Zustand ein Ende zu bereiten, um sich das Vertrauen der Nation zurückzugewinnen, gibt es für die Schwaben nur ein einziges, aber desto unfehlbareres Mittel: glänzende Leistungen, rühmliche Geistestaten. Sie werden dann gewiß die Erfahrung machen, daß man sowohl in Berlin als sonst im Reiche neidlos und vorurteilsfrei genug ist, das wahrhaft Große freudig hinzunehmen und anzuerkennen, von wo es immer kommt.

Naturauffassung und Naturverständnis.

Von

Friedrich Ratzel.

Natur ist uns alles, was wir durch unsere Sinne wahrnehmen, auch unser Körper gehört in die Natur, aber der Geist schwebt darüber. Man könnte statt Natur auch sagen: die sinnliche Welt oder die Welt der Wahrnehmungen. Doch liegt in dieser Welt wieder eine tiefe Kluft zwischen dem, was Menschenwerk ist, und was vom Menschen unberührt geblieben ist: reine Natur. Zwar ist der Mensch auch Natur, und sein Werk ist von und in der Natur. Aber er kommt doch nur fern von seinem Bereich zur Ahnung der Größe der Natur. Solange er mit sich selbst beschäftigt ist, bleibt er abgezogen. Erst in der Einsamkeit nimmt die Natur den Menschen in sich auf und verwandelt sein Selbstbewußtsein in ein Naturbewußtsein, indem sie das hervorzieht, was an ihm naturverwandt ist. Seine eigene Welt kommt ihm nun ganz fern vor. Und so eng ein stiller Waldwinkel ist, er scheint groß genug, um alles Treiben der Menschen nicht eindringen zu lassen, und wenn wir an das Alter seiner Felsen und Bäume denken, tut sich uns eine Perspektive auf, die weit hinter alle Menschengeschichte zurückreicht.

Was nun diese Welt außer uns ist, davon müssen wir überzeugt sein, daß wir es nur unvollkommen erfassen. Diese Welt ist schön und groß, aber es ist eben doch nur unsere Welt, das Luftbild einer Welt, die wahre hat Gott allein. Ich möchte nicht einmal mit Oersted die Außenwelt, die wir vom denkenden Wesen aus betrachten, mit einer in lichtbeschienenen Nebel gehüllten Landschaft vergleichen, denn matt und schattig braucht diese Vorstellung nicht zu sein, nur unvollständig ist sie. Unsere Gelehrsamkeit hindert uns glücklicherweise nicht, eine Welt zu sehen, über deren reichen Farben dieselben hellen Sonnenlichter spielen, in denen Homer seine bunten und scharf umrissenen Bilder leuchten sah. Aber was wir erblicken, ist nur ein Ausschnitt. Freilich, so wie man zum Adlerhorst nur fliegen, nicht klettern kann, so muß man sich auch dem Lichte entgegenschwingen können, wenn man die Welt im Lichte sehen will.

Ursprünglich steht der Mensch der Natur so nahe, daß er sich überall ganz eng von ihr umgeben fühlt. Sie drängt auf ihn ein, umflicht ihn, beraubt ihn seiner Freiheit, er wird ihr Sklave. Er sieht in diesem Zustand nur Einzelheiten, aber diese so scharf, als wären es Teile von ihm selbst. Auf dem Gipfel dieser Anschauung ist ihm die Erde Mutter, der Himmel Vater, jede Pflanze ist beseelt, jedes Tier will ihm wohl oder bedroht ihn. Mählich ringt er sich los, erhebt sich und ahnt, welche Kluft zwischen Menschenwille und -werk und dem Naturereignis ist. Langsam vergrößert sich die Entfernung, so daß der Mensch immer mehr von seiner Welt sieht, losgelöst von ihm selbst, ihm gegenübergestellt. In sich wird er freier, außer sich reicher. Das ist gleichsam eine zweite Schöpfung, die dem Ich ein Nicht-Ich, der Seele eine Außenwelt bildet. Ein langer Prozeß, aus dem wir nie ganz herauskommen werden, da wir doch immer Natur in Natur bleiben; aber er ist die Grundaktion in der Geschichte des Menschengeschlechts und jeder Teil davon bezeichnet einen Hauptabschnitt in der Geschichte. Das Losringen aus dem Naturzwang schuf nun zuerst einen Gegensatz zwischen Mensch und Natur, der auf ganz verschiedenen Wegen zum Ausdruck kam. Die Religion, nachdem sie die Natur vergöttert hatte, wollte sie als ein unreines und sündiges Wesen der Seele des Menschen entgegenstellen, was aber bei der Größe der Natur und der offenbaren Abhängigkeit der Menschen von derselben nicht auf die Dauer durchgeführt werden konnte. Denn wie sehr auch die Natur als Gegensatz zum Menschen und zu allem Menschlichen galt, so wenig war sie aus der Welt zu schaffen.

Die Betonung und Pflege dieses Gegensatzes wurde vielmehr für geraume Zeit die Aufgabe der Poesie, die die Flucht des Menschen in die Natur, von der Stadt aufs Land, in den Wald, in die Wüste besang. Ebenso schied die bildende Kunst streng Natur und Mensch. Die frühere christliche Kunst schloß die Natur aus der Nachbildung aus. In dem Goldgrund der Heiligenbilder war kein Raum für Landschaftliches, nicht einmal für den blauen Himmel und seine hohen Wolken. Auch dieser Gegensatz wurde überwunden, und die Welt als Werk Gottes wurde ebensogut Gegenstand der künstlerischen Darstellung, wie Gott in Menschengestalt selbst. Der Himmel erscheint nun im Hintergrund, Gott und die Engel in den Wolken, die Gottesmutter und das Christkind unter den Sternen, im Grünen, von Früchten und Tieren heiter umgeben. Ausläufer dieser Entwicklungen sind die sentimentale Naturschwärmerei schwacher Gemüter auf der einen, die Überschätzung der Werke des Menschen auf der anderen Seite. Die letztere gehört zwar im allgemeinen

dem 18. Jahrhundert mit seiner Vorliebe für wohlbebaute Ebenen und geschorene Gärten an, aber noch im 19. finden wir ihre Zeugnisse. „Der rohe Naturzustand einer noch so schönen Gegend bietet doch nie die Reize dar, die ein durch Menschenhand und Kunstfleiß veredeltes Feld besitzt," lesen wir in Eschweges Journal von Brasilien (1818). Beide Auffassungen, die utilitarische und die sentimentale, haben die Naturauffassung in gleichem Sinne schädlich beeinflußt. Der Mensch stellte seine armseligen Interessen in den Vordergrund. Die Natur wurde nur noch als ein Objekt der Kunst betrachtet; die Kunst verschönte, lenkte, beschnitt die Natur, wobei natürlich der Mensch immer wieder sich selbst begegnete, seine eigenen Züge wiedererkennen, sich selbst zum Überdruß abbilden mußte. Das war auf die Dauer nicht zu ertragen, denn wo noch ein bißchen Blick für die Natur übrig war, mußte sich doch die Erkenntnis durchringen, daß das Urbild größer und echter sein müsse als die Nachahmung. Geister wie Kopernikus, Kepler, Newton, Galilei waren erfüllt von der Größe der Natur und der Weisheit ihrer Gesetze, und die Landschaftsmalerei war in derselben Zeit unabhängig zu einer tieferen Erfassung des Sinnes und der Macht der Natur vorgedrungen. Unvermeidlich mußte die Einsicht sich verbreiten, daß etwas kühneres und meisterhafteres in den sorglosen, einfachen Linien der Natur als in den Verschönerungen der Kunst sei, wie Addison 1712 sagte. Und aus derselben Zeit stammt eine Bemerkung von Pope: In der liebenswürdigen Einfachheit der unverfälschten Natur ist etwas, das eine edlere Ruhe über den Geist ausbreitet als die verfeinerten Werke der Kunst. Den Schöpfern der englischen Gartenkunst im Anfang des 18. Jahrhunderts schwebten „natürliche Bilder" vor, und wenn sie auch nicht der Gefahr entgingen, statt die Natur selbst zur Geltung zu bringen, stylisierte Landschaftsbilder mit Tempeln, Schluchten, uralten Eichen u. dgl. nachzuahmen, so haben sie doch auf die Natur zurückgeführt.

Die empfindsame Richtung, in der die Sehnsucht nach der Natur unnatürliche Formen annahm, fügte mit Freundschaftsdenkmälern, Aschenurnen, Seufzerbrücken und Tränenquellen der einfachen Natur ebensovielen Schaden zu, wie die andere, ja sie wirkte noch schädlicher, da sie ihrem ganzen Wesen nach tiefer in die Literatur eindringen konnte und festere Wurzeln darin schlug. Wenn noch A. von Humboldt selbst die Ansichten der Natur „ein rein auf deutsche Gefühlsweise berechnetes Buch" nannte, so hat er wohl die Empfindsamkeit im Auge, von der in der Tat auch ihr Stil noch angekränkelt ist. Man darf trotz der großen Worte, die von der Natur gemacht wurden, nichts Großes in dieser Auffassung erwarten; sie ist

dafür viel zu egoistisch. Die Einfalt der Natur, die Stille der Natur und ähnliches, wovon Salomon Geßner soviel spricht, bedeuten viel weniger positive Eigenschaft, als vielmehr Gegensätze zur Kultur, besonders den beschränkten Gegensatz zum Leben in der Stadt. Hauptsächlich ist der Unterschied von der Verdorbenheit der Kulturmenschen damit gemeint. Der Umgang mit der Natur hat aber doch immer etwas Gesundendes, und daß tiefere Geister sich in die Natur zurückzogen, in die Einsamkeit vergruben, mit dem Unendlichen von Angesicht zu Angesicht verkehren wollten, brachte dem ganzen Naturverständnis den Vorteil unmittelbarer und ursprünglicher Anschauungen. Gerade die Richtung auf das Ursprüngliche ist vielleicht das früheste Anzeichen des neuen Verhältnisses zur Natur. Nachdem man anderthalb Jahrtausende die mythologischen Naturbilder der Alten verwendet hatte, ertrug das frische immer sich erneuernde Leben nicht mehr die langweilige Gewohnheit der Bewunderung des Sonnengottes am Himmel und der Nymphen im Hain. Viel zu lang hatte schon in der Poesie diese sonderbare Herrschaft des Menschen über die Natur gedauert, die nichts darin kannte, als was sie vermenschlicht hatte, und die nur in Symbolen sprach. Sie hatte zur poetischen Verarmung geführt. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts will man nur das Ursprüngliche. Es ertönt der Ruf: Heraus in das Licht der wirklichen Dinge. „Nur Urbilder haben Leben", hört man sagen und Autoren beteuern, daß ihre Schilderungen gesehene, nicht aus Büchern abgeschriebene seien.

Die große Naturauffassung.

Wie ein Zwillingsbaum wuchs die wissenschaftliche Naturauffassung erst langsam neben der religiösen empor, aus deren Wurzeln sie mühsam zum Lichte drang. Er war im Beginn der neueren Zeit klein, sein Wachstum erfuhr aber seit Kepler und Newton keinen Rückschlag mehr, und immer weiter wurden die Kreise, in die die Forschung eindrang. Dabei zeigte sich, daß unter den Hypothesen des Tages, wie sie auch wechselten, diese Richtung die Größe ruhig bewahrte. Welche Gegensätze konnten stärker sein als die Katastrophenlehre der Schöpfungsgeschichte und die Entwicklungslehre? Und doch haben beide in ihrer Weise große Naturauffassungen gezeitigt. Wurde durch das Teleskop und das Mikroskop die Welt im 17. Jahrhundert räumlich erweitert und vertieft, doch ist es wichtiger, daß mit ihrer Anwendung der Forschungsmut und Zuversicht auf die Erkenntnis sich kräftigten. Mit der Erkenntnisfreude flocht sich in den Strauß der Freuden des menschlichen Gemütes eine leuchtende Blume von kräftigem Duft neu hinein. Kepler führte das Streben der Menschen

nach Wissenschaft auf die innere Gewißheit zurück, daß sie einen Anteil an der göttlichen Vorsehung hätten, so wie sie einen Teil der göttlichen Schöpfung ausmachen, und Scheuchzer erklärte unmittelbar die Erkenntnis und Verehrung Gottes für den Endzweck der Naturwissenschaft. Wir begegnen Schilderungen des Weltalls, deren Kühnheit ganz neu ist, man möchte sagen, sie seien vom Fernblick durchs Teleskop begeistert. A. von Haller beschwört in seinem Fragment „Die Ewigkeit" den Geist Newtons, um ihm kosmische Fragen vorzulegen. Haller, den Kant (1743) „den erhabensten unter den deutschen Dichtern" nannte, hat die großen Auffassungen der Wissenschaft in die Poesie eingeführt. Sein

Unendlichkeit! wer misset dich?
Vor dir sind Welten, Tag und Menschen Augenblicke;
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke. —

war neu und groß. A. von Hallers Anteil an der Hebung des Geistes der Naturschilderung hat die Literaturgeschichte wohl noch nicht nach vollem Verdienst gewürdigt; er ist sicherlich größer und reiner als der Popes, der von demselben Geiste erfüllt war, als er vom Schöpfer sagte: „Der stets mit gleichem Auge Sieht eine Wasserblase springen, und eine ganze Welt vergehn." Hallers Vorzug liegt darin, daß er der Wissenschaft so viel näher stand als andere Dichter, die die Natur besangen, sie intimer kannte. Seine Vorstellung von ihrer Größe ist daher echter.

Wir haben gesehen, wie auch in der Poesie die Naturauffassung sich zum Großen und Ernsten durchrang. Dazu trug die religiöse Stimmung wesentlich bei. Die naturverherrlichenden Töne der Psalmen klingen in den Kirchenliedern wieder, wir finden sie bei den Pietisten und bei Friedrich von Spee. Die Mystik hat zur Vertiefung der Weltbetrachtung ins Kleinste und Unscheinbarste sicherlich wesentlich beigetragen. Auch Brockes stand unter ihrem Einfluß, als er den Vollgenuß der Natur für den wahren Gottesdienst erklärte, sogar in Thomsons „Jahreszeiten" hat das Naturgefühl einen Zug ins Pantheistische.

Was Theophrastus Paracelsus mit seinem tiefen naturpoetischen Schauen, und seiner innigen Freude an der Natur geopfert hatte, begann nun Allgemeingut zu werden. Gott war ihm in der Natur, und der Makrokosmos zog nicht bloß seine Sinne, sondern seine Seele an; aber Gott fand und erlebte er auch in seinem eigenen Innern, also keine Trennung zwischen Diesseits und Jenseits, sondern die Welt in Naturfreundschaft, Naturforschung und Verehrung eine Gotteswelt. Ungefähr so stand die Welt auch im Geiste eines Schelling und Hegel und aller

der Naturforscher, die sich nicht damit begnügten, zu analysieren und zu klassifizieren. Aber die Dichter und die Landschaftsmaler waren auch hier vorangegangen. Noch ehe die Naturforschung tief genug gedrungen war, um die Schöpfungsgedanken in der Natur zu lesen, lasen die Dichter jene Seiten im Buch der Natur voll Verständnis, die ihre Stimmungen und Gefühle ansprachen. Werther schließt seinen Bericht über die Gebirgsreise, von der er Heilung für sein krankes Herz hoffte: „Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans, weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft habe ich mich mit den Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt".

Der Einfluß der Poesie macht sich auch in den deutschen Reisebeschreibungen seit Haller und Kleist geltend. Er wirkte so wie Goethe es in den „Wanderjahren" beschrieben hat, wo Haller, Gesner und Kleist als die Lehrer einer frohen, herzlichen Betrachtung holder und erhabener Naturszenen gepriesen werden; Grethe sagt dort, wie sie und ihr Freund lernten, die sie umgebende Welt „bald von ihrer anmutigen, bald von ihrer erhabenen Seite zu betrachten." So war unter den großen deutschen Sibirienforschern Steller noch ein trockener Nützlichkeitsmensch, während Gmelin in seiner 1751 erschienenen Reise durch Sibirien von krystallenklaren Bächen spricht, die über große Kiesel laufen und annehmlich rauschen, und bei solchen Szenen sich sogar die schüchterne Bemerkung entschlüpfen läßt, ein Poet hätte sich daran begeistern können. Erst die Dichtung hat die Ausdrücke geschaffen, die die Bemerkungen über die Natur ihres grauen Bettlergewandes entkleidet und auch den Mut zu ihrer Anwendung verliehen. Goethes tiefer Naturſinn, Gegenständlichkeit und Maß, Schillers Schwung und Sinn für das Erhabene, Jean Pauls Farbenpracht und Lebensfülle sind alle in die Naturauffassung der Reisebeschreiber übergegangen; diese Heroen haben, indem sie große Kunstwerke schufen, zugleich den Sinn für die Natur unberechenbar weiten Kreisen erschlossen. Hierzu nur eine äußerliche Erinnerung: mit dem „Wilhelm Tell" erschienen 1804 zum ersten Mal Gletscher, Firn und Alpenseen auf der Bühne. Die Literatur verdankt ihnen die große und einheitliche Naturauffassung, die eine der wertvollsten Gaben des 18. Jahr-

hunderts an die Menschheit ist. Noch im Beginn desselben faßt man die Natur als ein buntes Allerlei auf, aus dem man poetische Vergleiche herausholt; später schritt man dazu fort, sie als eine Sammlung von schönen Bildern und erhabenen Szenen zu betrachten, aber am Ende erhoben sich Geister, wie Goethe, A. von Humboldt, Wordsworth zu einer Mensch und Natur in eins fassenden großen und zugleich ehrfurchtsvollen Auffassung, und in derselben Zeit erfuhr die Landschaftsmalerei eine Neubelebung. So wie Goethes Faust „im stillen Busch, in Luft und Wasser seine Brüder" erkennt, so war für Wordsworth in der Natur im ganzen und in jeder Naturerscheinung eine Seele, verwandt der seinen und seine Naturanschauung war eine ganz einheitliche. Der Mensch und die Welt nahe verwandt, eng verbunden, im tiefsten Grunde Eins. Aber diese Einheit allerdings ruht in geheimnisvoller Tiefe; wir ahnen nur, daß sie besteht. Wir können sie wissenschaftlich fordern, indem wir mit A. von Humboldt die Natur als „Einheit in der Vielheit" auffassen, vermögen aber keine Rechenschaft zu geben von dem, was als Einheit die Vielheit verknüpft. Nur dem Dichter ist hier die Rede vergönnt. Er mag mit Jean Paul träumen, der Mensch wohne hier auf einer Geisterinsel, nichts sei leblos und unbedeutend, „Stimmen ohne Gestalten, Gestalten welche schweigen, gehören vielleicht zusammen; alles zeigt über die Geisterinsel hinüber, in ein fremdes Meer hinaus," oder mit A. W. Schlegel das Thema „Alles Vergängliche ist ein Gleichnis" variieren: Die Natur schafft durchaus sinnbildlich, sie offenbart immer das Innere durch das Äußere; jedes Ding hat seine Physiognomie, und dieses gilt von den leblosesten Erzeugnissen, den geometrisch begrenzten Körpern an.

Kein Naturforscher hat das Imposant-Geheimnisvolle der Natur so tief erfaßt und ergreifend dargestellt wie Goethe, der naturkundigste aller Dichter. In jenen Aphorismen aus dem Jahre 1780, die in den Werken einfach „Die Natur" betitelt sind, sagt er: Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder; alles ist neu und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremd. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt

zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen ... Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich spreche nicht von ihr; nein, was wahr ist, und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Während so die Menschen lernten, die Natur denkend immer tiefer zu durchdringen und zugleich weiter zu umfassen, wandte sich auch der Naturgenuß von dem Vereinzelten und Kleinlichen der Zergliederer und der Empfindsamen den großen Zügen zu, und das zu Ende gehende 18. Jahrhundert hat zwei Quellen erhabenster Naturszenen erschlossen, den Blick in die Weite des Meeres und die Größe der Wüste, und eine dritte ganz neu entdeckt, die Fernsicht von hohen Gebirgsgipfeln. 1786 wurde der Montblanc zum ersten Mal bestiegen. Der Fall des Meeres ist sehr merkwürdig. Bisher schwiegen die Reisenden einfach vom Meer und schilderten nur die Unbequemlichkeit der Seefahrt. In der Italienischen Reise, wo Goethe schildert, wie ihn bei einem Nachtgang am Golf von Neapel „das Gefühl von der Unendlichkeit des Raumes" übernimmt, eröffnet sich zum erstenmal in der deutschen Literatur der Blick in die Erhabenheit der blauen Fernen. In Goethes Naturauffassung verblieb seitdem dem Meere eine große Stelle; Mahomets Gesang ist ein lyrischer Aufschwung zu kosmischer Erfassung des allverbreiteten Wassers, und auch aus dem Sonett: „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale, dem Ozean sich eilig zu verbinden", spricht dieselbe Tiefe. Wir sind überrascht, die Teilnamlosigkeit auch der englischen Dichter und Maler gegenüber dem Meere zu sehen, das selbst noch bei Wordsworth weit hinter Bergen, Seen und Flüssen zurücksteht. Man sollte glauben, alle, bis auf Byron, hätten tief im Binnenland gelebt! Dann aber bricht die Poesie des Meeres wie eine Sturmflut herein, und nicht das Bild der Unendlichkeit, sondern der ewigen Bewegung wird nun mit Vorliebe geschildert, in der die letzte Welle draußen verschlungen wird und in die Unendlichkeit sich verliert, und der nicht minder eindringlichen Stille: Alles Meer und Gestade ruhet in Stille, nur die Sonne allein am Himmel wandert (M. Greif.).

Die Erhabenheit der Wüste hat seit Hornemann kaum ein Wüstenreisender ungenannt und unbeschrieben gelassen. Die Weite des Horizontes, die Einförmigkeit des Bodens, die Sandwellen erinnern an das Meer, mit dessen großem und ödem Eindruck der der Wüste verglichen wird. A. von Humboldts Worte von der Steppe beim nächtlichen Wogen der Dünste: „sie erfüllt die Seele mit dem Gefühl der Unendlichkeit" erinnern

sogar stark an Goethes Worte vom Abendbild des Meeres in der Italienischen Reise. Direkt wird das Gefühl der Verlassenheit, das den Wüstenwanderer beschleicht, mit dem des Seefahrers in inselloſem Meere, und die Freude, die jener beim Anblick von Spuren des Menschen empfindet, mit dem Anblick des ersehnten Landes verglichen. Die tiefe Stille steigert noch die Erhabenheit der Wüstenbilder. Samuel Baker empfindet bei nächtlicher Wanderung in der Nubischen Wüste in der wilden und geheimnisvollen Einsamkeit etwas Übernatürliches.

A. von Humboldt hat auf die tiefere Anregung des Naturgefühls in Gegenden hingewiesen, wo die Natur kärglich ihre Gaben spendet; da schärft sie den Sinn des Menschen, daß er auf jeden Wechsel im bewegten Luftkreis wie in den Wolkenschichten lauscht, daß er in der Einsamkeit der starren Wüste wie in der des wellenschlagenden Ozeans jedem Wechsel der Erscheinungen bis zu seinen Vorboten nachspürt. Er führt als Beleg das 37. Kapitel des „Hiob" an. Doch möchte ich nicht an dieser Bemerkung vorübergehen, ohne die Ansicht auszusprechen, daß sie nur eine Seite der Frage beleuchtet. Die Anziehung des Erhabenen auf die Seele des Menschen ist stärker als die des Schönen, der Sinn für das Erhabene wacht früher auf als der für das Schöne; er ist in aller Mythologie und bewegt unter dem jüdischen und christlichen Gottesglauben einen mächtigen Unterstrom, der in Miltons und Klopstocks religiösen Epen leuchtend hervortritt. Nicht, wie man gewöhnlich sagt, der subjektive Charakter der Naturauffassung ist bezeichnend für die Hebräer, sondern die mit dem Monotheismus gegebene Zusammenfassung der ganzen Natur in der Hand Gottes, und damit die Gewinnung eines einzigen Gesichtspunktes für ihre Beurteilung. Die Natur verliert nun alles Unheilige, denn Gott ist in allen seinen Werken, und in der Größe Gottes wächst sie.

Als Goethe seinen Faust auf einem Alpengipfel sprechen ließ: „Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß Betret ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum" war der Sinn für Berg-Einsamkeit noch kaum ein Menschenalter alt. Die Menschen waren erst im Begriff, das Erhabene darin empfinden zu lernen. Als Wahlenberg 1807 auf den Gipfel des Sulitelma in den lappländischen Alpen stand, fand er die Aussicht „keineswegs angenehm". Natürlich war es eine sehr ausgedehnte Aussicht; aber alles über die nächsten Bergspitzen Hinausliegende sank in unbekannte Fernen hinab. „Das Gefühl der Erhabenheit verliert sich in eine Leere durch zu große Entfernung von der Welt und nimmt viel von der abenteuerlichen Wildheit und Kälte der Gebirgsspitzen an". Man kann nicht sagen, daß diese Empfindung nur in der

nordischen Natur begründet sei, die ja vor anderen wild und öde ist. Ein Stück davon ist in jedem Fernblick. Noch L. von Buch hatte einen ähnlichen Eindruck vom Pik von Teneriffa; er spricht von der unermeßlichen Aussicht, die mehr reizt als erfreut und erhebt, weil die Einbildungskraft rund umher vom grenzen- und gestaltenlosen Horizont unbefriedigt zurückgeschreckt wird. Und derjenige deutsche Naturschilderer dieser Zeit, der vielleicht am tiefsten empfand und am wahrsten darstellte, Lichtenstein, sagt beim Blick auf die Karru: „Des Menschen Gesichtsbogen ist zu klein, den Umfang des Ganzen zu erfassen, die Seele wird still vor dem Grauen der weiten Öde" und in den schroffen Zwartebergen empfindet er „ein stilles Grauen vor der furchtbaren Einsamkeit".

In „das reine Glück des Fernblicks", das eine folgende Generation, die das Grauen vor der Einsamkeit überwunden hatte, sich ganz zu eigen machte, drang belebend und vermannigfachend die wissenschaftliche Erwägung der Geschichte der Erdformen ein. Diese bewaffnete das Auge gleichsam mit einem anderen Fernrohr, das geschichtliches Werden und Wachsen unterschied. Wenn auf der kosmisch einfachen Kreislinie des Horizontes dasselbe Motiv des Berges überall erschienen war, eingerahmt in Weiß und Silber des ewigen Schnees und Eises, hatte schon immer die Ahnung eines großen Gesetzes die Seelen berührt. Aber nun trat die Entwicklung hinzu. Adalbert Stifters junger Held des „Nachsommer" erzählt, wie er zuerst auf hohe Berge stieg und von ihnen aus die Gegend betrachtete. Da stellten sich dem geübteren Auge die bildsamen Gestalten der Erde in viel eindringlicheren Merkmalen dar und faßten sich übersichtlicher in großen Teilen zusammen. Da öffnete sich dem Gemüte und der Seele der Reiz des Entstehens dieser Gebilde, ihrer Falten und ihrer Erhebungen, ihres Dahinstreichens und Abweichens von einer Richtung, ihres Zusammenstrebens gegen einen Hauptpunkt, ihrer Zerstreuung in die Fläche. Er vergleicht dieses Bild mit den Strahlen und Knoten einer gefrorenen Fensterscheibe; auch die Erdoberfläche müsse aus einem erstarrenden Stoffe entstanden sein, so strecke auch sie ihre Fächer und Palmen in großartigem Maßstabe aus. „Die Betrachtung der unter mir liegenden Erde hob mein Herz zu höherer Bewegung, und es erschien mir als ein würdiges Bestreben, dem Entstehen dieser Erdoberfläche nachzuspüren". (Schluß folgt.)

Goethe.

An der Jahrhundertwende.

Genius, blick' auf dein Volk,
Das einig und ſtark,
Tauſendjährigen Bannes ledig,
Machtvoll tritt
An des neuen Jahrhunderts Pforte.

Genius, blick' auf dein Volk,
Dem Mutter Natur
Aufgetan der Schätze Fülle,
Des Reichtums, der Erfindungen Macht,
Des Wiſſens Ehren
Täglich mehrt —
Ein Staunen den Völkern.

Genius, blick' auf dein Volk,
Das gegenwartstrunken
Bei vollem Becher
Beim Prunkmal des Lebens,
Umwölkten Blickes
Friedlos hadert —
Seines Weltamts vergeſſend.

Lichter Genius,
Deines Volkes verklärtes
Jugendabbild,
Liebling der Götter,
Der du von Daſeins-
Paradieſeswonnen durchbebt,
Hinſchritteſt über die Welt,
Göttergleich aufſtiegſt
Zu reineren Höhen —
Hoch, weit, —
Über der Menſchheit Gipfel
Atem der Ewigkeit logſt,
Unter der Sterne Reigen,
In ewiger Stille,
Und Zwieſprach hielteſt
Mit den Müttern der Tiefe.

Frommer Genius,
Der du, tief dich neigend,
Demut erſchauernd,
Allen himmliſchen Mächten
Dankaltäre errichtet —
Noch hallt dein Pſalter!
Zeig' du uns wieder
Über der Völker Streitgewühl,
Über dem Dunſt des Tages,
Dem Qualm der Schlote,
Der ewigen Sterne
Stillen Wandel.
Zünde du uns wieder
Die Fackel am reinen Altare,
Dem Volke der Denker;
Weit hinein ihm leuchtend
In des neuen Jahrhunderts
Dämmernde Hallen.
Daß ſich der hohen
Göttlichen Sendung
Wieder beſinne
Dein edles Volk:
Durch der Zeiten Flutſtrom,
Toſende Brandung —
Wie Chriſtophorus einſt
Das Heilandskind —
Rettend zu tragen:
Das Kleinod der Welt:
Wahrheit, Freiheit, Menſchlichkeit —
Zum Geſtad' der Vollendung.

Aus: Geſammelte Dichtungen von Julius Lohmeyer. Verlag von W. Vobach & Co. Berlin—Leipzig.

Zur Psychopathologie des jugendlichen Verbrechertums.

Von

J. Trüper.

II.

Eine andere Gruppe jugendlicher psychopathischer Missetäter sind die Eigentumsvergehen.

Im Jahre 1901 wurden 49675 unter 18 Jahren verurteilt, davon 34608 wegen Vergehen gegen das Eigentum. Die Eigentumsvergehen bilden darum das weiteste und allgemeinste Eingangstor für das Studium der Psychologie der jugendlichen Verirrungen.

Nichts reizt die Jugend mit ihrem gesunden Appetit, ihrem Tatendrange und ihrem Erwerbs- und Sammelsinn mehr, als in den Besitz fremden Eigentums zu gelangen, und die Art der Strafe reizt manchen derben, nach Tatendrang dürstenden Jungen obendrein noch zur Geringachtung der etwaigen Folgen. Jene Ziffer bezeichnet zudem nur einen Bruchteil dieser Art Vergehen, zahllose Fälle kommen überhaupt nicht vor den Strafrichter und andere endeten wegen Mangel an Einsicht mit Freisprechung.

Welchen Eindruck sollen auch die ganzen Verhandlungen von der Untersuchung bis zum Richterspruch auf einen verwilderten tatenfrohen Jungen machen, wenn sie zu einem Ergebnis wie dem folgenden führen?

„Der 14jährige Schulknabe Karl S. aus Nerkewitz hat dem Landwirt Emil Fl. dortselbst Geldbeträge im Gesamtbetrage von 1,80 Mk. ausgeführt; einmal stahl er 1,20 Mk., den Rest ließ er bei einem zweiten Besuche in seinen Taschen verschwinden. Dann ging das Bürschchen hin und verjubelte seine Beute auf der Neugönnaer Kirmes. Der Junge ist ohne weiteres geständig und kommt mit einem Verweis davon."

Oft lautet das Urteil auch entgegengesetzt, und wegen geringfügiger Entwendungen folgte früher nicht selten Gefängnisstrafe.

Wie selbst diese Strafe wirkt, davon erzählte mir der Lehrer einer Vorstadtschule folgendes Beispiel: Ein dreizehnjähriger Knabe, der wegen Diebstahl etliche Tage Gefängnis erhalten, hatte in der ersten Pause am ersten Tage nach seiner Entlassung auf dem Spielplatz seine ganze Klasse als andächtige Gemeinde um sich versammelt. Er hatte sich auf einen Hügel mitten unter sie gestellt und schilderte in lebhafter Weise den „Spaß", den er von der Anzeige bis zur Gefängnishaft gehabt habe.

Dieses Beispiel ist für sehr viele Fälle typisch. Die große Rückfälligkeit der gerichtlich Bestraften wird durch dasselbe begreiflich, vielleicht auch die große antimoralische Infektion unter den Jugendlichen.

Nicht selten werden unter der Jugend wahre Diebesbanden organisiert. Unlängst hatte sich unter der gymnasialen Jugend in M. nach Art studentischer Verbindungen ein Verein gebildet, der Außergewöhnliches leistete. Die Söhne hochgestellter Familien waren daran beteiligt.

In Fällen dieser Art haben wir es sicher nicht mit psychopathischen Burschen zu tun. Sie schalten darum für unsere weitere Betrachtung aus. Nur darauf will ich hinweisen, daß das Ethos dieser Helden doch auf einer sehr niederen Entwicklungsstufe geblieben ist, deren Ursachen nachzuforschen ebenfalls nicht uninteressant wäre. Die Eigentumsvergehen unter pathologischem Einflusse sehen anders aus.

Neben der psychopathischen Belastung oder der durch Alkoholismus und Sexualismus verursachten psychopathischen Herabminderung übt, und zwar wiederum auf jugendliche reizbar schwache, d. h. psychopathisch geschädigte Naturen, die Nachahmung, die Suggestion, sowohl die Autosuggestion als die Suggestion durch Beispiele anderer wie durch Lektüre, einen großen Einfluß aus, und wiederum in weit stärkerem Maße unter der Mitwirkung des Alkohols. Wie Gähnen und Veitstanz, so reizen auch jugendliche Vergehen zum Nachahmen, zumal wenn ein Stück jugendlichen Heldentums darin steckt, und niemandes Kritik dieses Heldentum zerstört.

Als Illustration diene folgendes drastische Beispiel, wie es sich leider zahlreich in verschiedenen Variationen wiederholt. Ich entnehme es einem Bericht der „Täglichen Rundschau“:

> Der Strafkammer eines Landgerichts wurde aus der Untersuchungshaft der zwölfjährige Schüler einer Gemeindeschule vorgeführt, ein Junge, der den Eindruck macht, daß er besonders geweckt sei. Alle an ihn gerichteten Fragen wurden ohne Zögern beantwortet. Er war beschuldigt, seine Eltern um ihre Ersparnisse bestohlen und ihnen dann die Wohnung über dem Kopf angesteckt zu haben, um seine Täterschaft zu verdecken und zugleich die Eltern ums Leben zu bringen. Vors.: Du bist der Stiefsohn des Messerschmieds A.? — Angekl.: Ja. — Vors.: Hast du noch mehr Geschwister? — Angekl.: Einen Bruder und eine Schwester. — Vors.: Dein Bruder ist wohl auch ein Taugenichts? Ist er nicht im Mecklenburgischen als Hütejunge untergebracht? — Angekl.: Jawohl. — Vors.: Wie heißt das fünfte Gebot? — Angekl.: Du sollst nicht töten. — Vors.: Und das siebente? — Angekl.: Du sollst nicht stehlen. — Vors.: Ist es dir zum Bewußtsein gekommen, daß du gegen diese Gebote verstoßen hast? — Angekl.: Ja. — Vors.: Hattest du dir die Taten, die du begehen wolltest, vorher überlegt? — Angekl.: Ja. — Vors.: Hat ein anderer einen Einfluß auf dich ausgeübt? — Angekl.: Nein, ich habe es mir allein ausgedacht. — Vors.: Wo wohnten deine Eltern? — Angekl.: E..... straße 11 im dritten Stock. — Vors.: Aus wievielen Zimmern bestand die Wohnung? — Angekl.: Aus einer Vorderstube, zwei Kammern und

einer Küche. — Vors.: Wo schliefen deine Eltern? — Angekl.: In der Vorderstube. — Vors.: Und du? — Angekl.: Ich in der einen Kammer und meine Schwester in der andern. — Vors.: An dem Abend des 20. Dezember v. J. schickte dich dein Vater wie gewöhnlich um acht Uhr zu Bett? — Angekl.: Ja. — Vors.: Hattest du schon lange vorher den schrecklichen Plan gefaßt, den du an diesem Abend ausführtest? — Angekl.: Ja, schon ziemlich lange. — Vors.: Wenn deine Schwester nicht zufällig außerhalb des Hauses gewesen wäre, so wäre sie auch ums Leben gekommen? — Angekl.: Wenn sie zu Hause gewesen wäre, so hätte ich es nicht gemacht. — Der Angeklagte sagt auf Befragen dann weiter aus: Er habe sich nach dem Zubettgehen leise seinen besten Anzug angezogen, dann wieder ins Bett gelegt und gewartet, bis die Eltern zur Ruhe gegangen waren. Um Mitternacht sei er leise wieder aufgestanden, in die Küche gegangen, in der die Eltern sich auszukleiden pflegten, und habe aus Mutters Kleidertasche ein Portemonnaie genommen mit 12 Mk. und aus Vaters Hosentasche den Schlüssel zu einem Tisch in derjenigen Kammer, in welcher sonst die Schwester schlief. Er wußte, daß der Vater in der Schublade des Tisches sein Geld bewahrte, öffnete diese und nahm Vaters Portemonnaie heraus, das 390 Mk. in Gold enthielt. Dann steckte er den Vorhang, der vor der Schlafstubentür der Eltern hing, an, ging schnell auf Strümpfen die Treppe hinunter, öffnete die Haustür mit dem Schlüssel, den er genommen hatte, und lief auf die Straße. — Vors.: Deine Eltern erwachten durch den Qualm, der ihr Zimmer anfüllte und hatten Mühe, den Brand, der bereits die Tür und eine Holzwand ergriffen hatte, zu löschen. Was machtest du nun weiter? — Angekl.: Ich ging langsam zum Stettiner Bahnhof, denn ich wollte zu meinem Bruder nach Mecklenburg reisen und mit ihm teilen. Der Bahnhof war geschlossen. Ich traf dort noch zwei Leute, einen Soldaten und einen andern Mann, die ebenfalls verreisen wollten. Sie redeten mich an, und als sie erfuhren, daß ich auch verreisen wollte und Geld hatte, forderten sie mich auf, sie nach einer Destillation zu begleiten. Hier trank ich zwei Glas Bier und zwei Kognaks und bezahlte auch für meine Begleiter. — Vors.: Du hast behauptet, daß dir dort hundert Mark abhanden gekommen seien. — Angekl.: Ja. — Vors.: Die Ermittlungen nach dieser Richtung haben kein Ergebnis gehabt. Wann gingst du nach dem Stettiner Bahnhof zurück? — Angekl.: Es war noch dunkel. Als der Bahnhof noch immer geschlossen war, setzte ich mich auf einen Koffer, der vor der Türe stand und schlief ein. — Vors.: Einem Schutzmann kamst du verdächtig vor, er weckte dich auf und nahm dich fest. Empfindest du nun gar keine Reue? — Angekl. schweigt und zeigt gar keine Spur von Gemütsbewegung. — Vors.: Ist es dir bewußt, daß du dich des Diebstahls, der Brandstiftung und des versuchten Mordes schuldig gemacht hast? — Angekl.: Ja.

In der Beweisaufnahme bekundeten über den Charakter des Jungen der Stiefvater und der Lehrer, daß der Bengel keine Lust zum Arbeiten hatte, so oft wie möglich sich herumtrieb, mit allerlei Gesindel zusammenhielt und immer der Anführer war, sobald es die Ausübung von Dummheiten galt. Sein Lehrer schilderte ihn außerdem als schwachbegabt. Der Vorsitzende bemühte sich wiederholt, aus dem Jungen herauszubekommen, wie er zu einem so ungeheuerlichen Plan gekommen sei. Der Angeklagte behauptete, daß er häufig hinter dem

Rücken seines Vaters die Zeitung gelesen und dort mehrfach Notizen gefunden hätte, nach denen Knaben ihre Eltern bestohlen hätten. — Der Staatsanwalt beantragt, um die menschliche Gesellschaft möglichst lange vor den bösen Trieben des Jungen zu schützen, zehn Jahre Gefängnis. Auf den Angeklagten machte das gar keinen Eindruck. Er sah dem Vorsitzenden, der sich bemühte, sein Gewissen zu wecken, mit großen Augen ins Gesicht und erklärte, daß er weiter nichts zu sagen habe. — Der Gerichtshof nahm an, daß der Angeklagte mit voller Einsicht gehandelt habe. Man müsse sich wundern, daß solcher Knirps einen solch schrecklichen Plan aushecken konnte, der furchtbare Folgen nach sich ziehen konnte. Es sei kein Anhalt dafür, daß ihm der Plan von dritter Seite eingeblasen worden sei, er habe ihn in der raffiniertesten Weise selbst zusammengebaut. Der Gerichtshof hielt aber eine vierjährige Gefängnisstrafe doch für eine angemessene Sühne.

Die Einsicht in das Strafbare der Handlung fehlte sicher nicht, wenigstens nicht, wie in so vielen Fällen, nach begangener Tat. Aber wie war es mit der eigensten Überzeugung von recht und unrecht bei begangener Tat? Welches waren die treibenden Seelenkräfte? und wo waren die hemmenden? und warum traten diese nicht in Wirksamkeit? Hätte der Richter diese Fragen beantwortet, dann wäre er nicht zu dem Ergebnis der „vollen Einsicht" gekommen. —

Hier in diesem Falle lag ohne Frage ein großes Stück Sittenverwilderung, Verwahrlosung, also etwas Nichtpsychopathisches, mit zu Grunde. Wollen wir das Pathologische des Eigentumsvergehens unverfälscht erkennen, so müssen wir dies ausschalten, und die Beispiele Kreisen entnehmen, wo Bildung und Gesittung herrscht.

Unlängst erhielt ich von einem höheren Beamten folgenden Brief:

„. . . Darf ich Sie um Ihren gütigen Rat bitten? Der Fall betrifft nun freilich nicht ein Kind, sondern einen Jüngling von 19 Jahren, der heuer das humanistische Gymnasium gut absolvierte, aber trotzdem ein so schwaches moralisches Gefühl, insbesondere ein so schwaches sittliches Willensleben hat, daß er sich zu strafbarer Entwendung fremden Geldes hinreißen ließ.

Gibt es Anstalten, wo ein Mensch von dem Alter unter pädagogischer Aufsicht und Leitung gehalten, aber doch auch seiner geistigen Vorbildung entsprechend und mit Rücksicht auf einen künftigen Lebensberuf beschäftigt wird, und wenn, wo befinden sich solche Anstalten?"

Ich habe den Fall nur oberflächlich kennen gelernt, wußte leider auch nicht eine solche Anstalt zu nennen. Ich erwähne ihn aber, weil er insofern typisch ist, als hier jede Spur von intellektuellem Schwachsinn, also von juristischer Unzurechnungsfähigkeit, ausgeschlossen ist und der Bursche schon die Schule hinter sich hatte und bereits Fahnenjunker war. Der Nervenarzt hat ihn aber aus triftigen Gründen doch vor dem Strafrichter geschützt, im Einverständnis mit den militärischen Vorgesetzten.

Ich lernte im Laufe der Jahre auf jene oder ähnliche Weise Dutzende von derartigen Fällen kennen, zum Teil sehr genau. Da drängt sich uns die Frage

auf: Wie kommen Knaben und Jünglinge, wie Mädchen — wenn auch seltener —, die nach juristischer Definition nicht unzurechnungsfähig und nach psychiatrischem Urteil nicht geistesschwach sind und die aus Familien stammen, wo gute Erziehung, Bildung und Wohlstand zu Hause ist, sodaß keine äußere Not sie zwingt, von der der wirtschaftliche Materialismus behauptet, daß sie alle Verbrechen gegen das Eigentum verschulde — wie kommen sie zu solchen Handlungen?

Wenn man genau nachforscht, so sind viele derselben erblich belastet, d. h. von ihren Vorfahren ist ihnen neben anderen Eigenschaften und Anlagen auch die zur Nervosität, zum Krank- und Schwachwerden des Nervensystems, vererbt, wobei die alkoholistischen und sexuellen Jugendsünden der Väter eine nicht geringe Rolle spielen.

Die Eltern berichten in gar manchen Fällen, das Kind sei von Geburt an schwächlich gewesen. Schon in der Wiege hatte sich bei den geringsten körperlichen Störungen ein krankhafter Zustand gezeigt, den man in der einen Gegend „Gichter", in der andern „Fraisen" nennt. Die Zähne, welche bei einem nervengesunden Kinde ohne Beschwerden durchbrechen, verursachten Geschrei, Unruhe, Schlaflosigkeit, Krämpfe. Später zeigte sich Rhachitis oder englische Krankheit. Noch später war es behaftet mit anhaltenden Kopfschmerzen oder eigenartigen Zuckungen, mit Schielen, es zeigte Angst vor Hunden, Katzen, Fröschen, vor Dunkelheit und Gespenstern, es hatte Angstanfälle bei Tag wie in der Nacht, wo es plötzlich heftig auffahrend im Schlaf auffuhr. Es zeigte sich bis in das Knabenalter noch Bettnässen u. dergl. Als die Schullast getragen werden mußte, verschlimmerte sich manches, namentlich die Kopfschmerzen und die Angstzustände. Es folgten auf Zeiten geistiger und körperlicher Stumpfheit Zeiten nervöser Übererztheit, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt". Dabei immer blasse Farbe und welke Muskeln und fehlende Körperkraft, trotzdem die Mutter alles mögliche versuchte, das Kind kräftig zu ernähren. Ein halbes Dutzend Eier am Tage, selbst Tropon und Ramogen wollten nicht nützen. So ein schlaffer Junge wird als Gymnastast selbstverständlich vom Turnen dispensiert und enthält keinen Ersatz! Traten Halsentzündungen oder andere Krankheiten auf, so litt dieses Kind viel stärker darunter als andere.

Oder es handelte sich um von Haus aus ganz gesunde Kinder, die aber durch Überforderung in der Schule und wohl auch in der Familie, wie durch Genußsucht und durch Trinkunsitten entarteten.

Die Intelligenz blieb in beiden Fällen leidlich intakt. Das Kind war seit je ja so leicht erregbar und interessiert. Es war im Grunde auch trotz alledem ein gutes Kind, aber die Lehrer klagten je länger je mehr, straften auch wohl wegen häufiger Unaufmerksamkeit und Schläfrigkeit und Trägheit und nachlässigem Arbeiten. Es hätte doch zeitweise bewiesen, daß es Erfreuliches leisten könne. Das Kind war schon seit je leicht übellaunisch, es wurde allmählich eigensinnig und auch wohl trotzig, warf sich auf den Boden, strampelte mit den Füßen usw. Später verwandelte sich das allmählich in eine Art Hinterlist und Verschlagenheit,

Nach und nach begann es sich aus allem herauszulügen. Die ursprüngliche Begabung führte Enttäuschungen herbei. Es blieb in einzelnen Fächern, besonders im Rechnen, in der Mathematik zurück, schließlich mußte es eine Klasse repetieren. Und dann — ja dann machte es eine große Dummheit, es entwendete Geld.

So oder meistens nur teilweise so oder in ähnlicher Weise verläuft die Lebensgeschichte so vieler jugendlicher Missetäter, und alle diese pathologischen Keime schießen wie Pilze aus der Erde empor zu strafbaren Handlungen, sobald noch die im ersten Artikel gekennzeichneten alkoholischen, Nikotin- und sexuellen wie pornographischen Einflüsse sich geltend machten.

In dem einen Falle macht hier das Kind Gütergemeinschaft mit der Portokasse des Vaters, im andern mit den Ersparnissen der Schwestern, ein dritter fand Geld bei den Großeltern, ein vierter in der Tasche des Mitschülers beim Baden usw. Der eine nahm bloß Geld, der andere auch noch beim Onkel, der Bahnhofsvorsteher ist, Fahrkarten erster Klasse, der dritte beliebige Gegenstände, usw.

Der eine entwendete nur einmal, der andere bekam Wohlgefühle nach dem Gelingen und wiederholte die Tat. Der dritte wird ernstlich ermahnt, es nie wieder zu tun. Es dauert nur wenige Tage, da ist die Familie aufs neue blamiert. Er wird nun auf das strengste bestraft, und er fleht und bittet um Verzeihung und gelobt, es nie, nie wieder zu tun, und schon nach einer Stunde geht er striemenbedeckt in ein Geschäft und macht unter falscher Angabe heimlich Einkäufe für sich. Aber sonderbarerweise, das eine dieser Kinder kaufte sich für das entwendete Geld gedruckte Gratulationskarten zu Verlobungen, das andere wollte durchaus einmal stolz erster Klasse auf den breiten Sitzen mit dem roten Plüsche fahren und das dritte warf alles, was es an fremdem Gute entwendete, direkt in den Abort oder verschenkte es wieder.

Wir fragen nun: sind diese Kinder, die wir nicht bloß in Volksschulen, sondern auch in der Sexta bis zur Prima der Gymnasien finden, zurechnungsfähig oder nicht, und wenn nicht, sind sie geisteskrank oder schwachsinnig oder in welche Schablone juristischer oder anderer dogmatischer Begriffe passen sie hinein? Verdienen sie, daß man sie öffentlich vor den Strafrichter stellt und so ihnen den Stempel des Bestraftseins für ihr ganzes Leben aufdrückt und sie jenen 50000 einreihe, und wenn es geschieht, was ist damit gewonnen? Werden sie dadurch gebessert, wird der Schaden dadurch wieder gut gemacht? Wird ihre Ehre und die der Familie wieder hergestellt? Ich antworte: Nein und abermals nein. Höchstens mag die Gesellschaft Befriedigung der Rache haben, ein Bedürfnis, das man früher sogar den Göttern zuschrieb.

Sind solche Kinder aus ärmeren Kreisen, so verfallen sie leider von selber dem Strafrichter. Sind sie aus wohlsituierten Kreisen, so deckt man gerne manches mit dem Mantel der Liebe, des Einflusses und des Geldes zu und in der Regel verfallen die Angehörigen dann auch auf den klugen Gedanken, daß es zweckmäßiger sei, den Nervenarzt oder den Erzieher zu Rate zu ziehen, als den Strafrichter. Und ganz auffallend ist es, daß selbst solche rückfällig gewordenen Ge-

setzesbrecher meistens nicht wieder rückfällig werden, wenn sie in eine andere Umgebung verpflanzt werden, wo sie mehr frische Luft umweht und ihnen mehr Sonnenschein auf die Haut wie ins Herz fällt, und wo vor allem die Überbürdung der Schule mit geisttötenden, rein verbalen Exerzitien einem geisterfrischenderen Unterrichte Platz macht. Denn alle jene Handlungen hatten als Ursache Nervosität und andere Dinge, welche psychopathische Herabminderungen schufen, die die relative Willensfreiheit beeinträchtigen, ja die zu einer Art von Trieb-, Zwangs- oder Reflexhandlungen drängten.

Suchen wir uns den psychologischen Vorgang näher zu erklären. Angenommen, mehrere Tertianer oder mehrere Brüder wissen, daß an einem bestimmten Orte Geld liegt. Die Vorstellung des Geldes kann ihnen allerlei andere Vorstellungen und Wünsche erwecken. Sie werden sich an dem Besitz von Geld erfreuen. Sie können für das Geld sich Näschereien, Obst, Bier, Zigarren kaufen. Sie können dafür eine Bootfahrt machen, oder auf der Eisenbahn stolz erste Klasse fahren; sie können es in die Sparkasse tun und ihr Besitztum so bereichern usw. Bei den nicht reizbar schwachen Knaben werden manche dieser Vorstellungen gar nicht auftreten, und die auftreten, werden nicht so lebhaft auftreten, weil gesunde Kinder auf Eindrücke nicht gesteigert reagieren.

Nun entsteht eine Zielvorstellung. Man möchte das Geld besitzen. Bei einem Kinde mit überreizten Nerven löst sofort oder ohne viel Überlegung diese Zielvorstellung eine Handlung aus. Man nimmt das Geld und befriedigt damit jene Wünsche.

Bei einem Kinde mit nicht überreizten Nerven wirken andere Vorstellungen dem entgegen, wie z. B. das Geld ist fremdes Gut, es ist verboten, dasselbe sich anzueignen; wenn man es nimmt, betrügt man damit Eltern und Lehrer; man verstößt gegen Gottes Gebot; würden die Eltern es nicht sehen, der Allwissende sieht es immer; auf die Sünde folgt Strafe und sei es auch nur die Qual des Gewissens; es ist eine Sünde, so etwas zu tun usw. Bei einem nervenfesten, aber zielbewußten Diebe tauchen andere Vorstellungen auf: es würde nicht entdeckt werden; der Eigentümer hat Geld genug, was schadet es, wenn man ihn ärmer macht; früher habe er schon wiederholt dergleichen getan und es sei ihm stets gelungen usw. Je nach dem Überwiegen der einen oder der andern Vorstellungsreihe wird nun die Handlung ausgeführt. Man nimmt das Geld, vernascht es, versteckt es, legt es in die Sparkasse usw., oder man läßt die Angelegenheit auf sich beruhen und widersteht der Versuchung.

Es ist klar, daß auch im Falle eines vollständig normalen Seelenlebens das Kind, dem die Grenze zwischen mein und dein, die Bedeutung eines Vergehens gegen das Strafgesetzbuch noch nicht so klar zum Bewußtsein gekommen ist, anders handeln wird als der Erwachsene. Bei dem Armen werden andere Vorstellungen auftreten als bei dem Reichen. Sind fremde Personen anwesend, so wird die Sache anders ausfallen, als wenn man sich unbeobachtet glaubt. Ist das Geld eingeschlossen, wird man anders handeln, als wenn es offen auf dem

Tisch liegt. Der Intelligente wird selbstverständlich auch anders handeln als der Schwachbefähigte, weil bei jenem viel mehr Überlegung Platz greifen, bei diesem viel weniger hemmende Vorstellungen auftreten würden, und wiederum nähert sich der Schwachsinnige dem Intelligenten, der nervös überreizt oder nervös abgestumpft ist.

Aber dieses Erwägen und Überlegen gibt oft nicht den Ausschlag; für unser Handeln ist ein anderes ausschlaggebender. Dieselbe Vorstellung führt z. B. bei Liebe oder bei Haß zu ganz entgegengesetzten Handlungen. Es kommt darauf an, von welchen Gefühlstönen unsere Vorstellungen begleitet werden und zwar, ob die Gefühlstöne Lust oder Unlust, Wohlgefühl oder Abscheu bedeuten, ob sie lebhaft oder schwach oder indifferent sind usw. Denn diese Gefühlstöne, die jede Vorstellung begleiten, sind bei ein und derselben Person für verschiedene Wahrnehmungen, wie für ein und dieselbe Vorstellung bei verschiedenen Individuen sowohl quantitativ als qualitativ verschieden. So erhalten die gleichen Vorstellungen bei verschiedenen Menschen einen durchaus verschiedenen Gefühlswert. Der eine bleibt darum indifferent, wo der andere freudig erregt wird und den dritten ein Unlustgefühl überkommt.

Nun werden im Kampfe der Vorstellungen die mit starken Gefühlstönen begleiteten im allgemeinen über die schwachbetonten, die von Lust begleiteten über die Unlust erweckenden beim Streben nach Ausführung der Handlung den Sieg davon tragen.

Hinzu kommt aber noch eins. Die Nerven fraglicher Individuen sind leicht erregbar, reflexartig führen die Reize von außen zu Handlungen; daher z. B. die motorische Unruhe der Nervösen. Das Gefühlsleben ist zudem abnorm. Die starken Gefühlstöne sind im Stadium der Erregung übermäßig gesteigert, im Stadium der Ermüdung sehr herabgemindert und im allgemeinen herabgemindert bei Vorstellungen abstrakter Art, also z. B. bei den ethischen Begriffen über Recht und Unrecht, können es wenigstens sein. Oder die Lustgefühle können dermaßen stark auftreten, daß sie mit unwiderstehlicher Macht, wie Hunger und Durst, zur Verwirklichung drängen. Jener Knabe hat im Eisenbahnwagen zweiter Klasse seinen Vater dringend gebeten, doch mal einmal mit ihm erster Klasse zu fahren, und die vernünftige Abweisung des Vaters steigerte nur noch den Gefühlston, bis er bei der Großmutter sich das Geld dafür entwendete. Hinzu kommt noch, daß die Gefühle nicht bloß Begleiterscheinungen der Vorstellungen, der Intelligenz sind, sondern auch alle unbewußten Vorgänge begleiten.

Solche Zustände können sich steigern bis zur direkten Zwangshandlung, die jede entgegengesetzte Vorstellung und jedes ernste Wollen einfach niederringt. „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich. — Ein anderes Gefühl ist in meinen Gliedern, das da widerstreitet einem Gesetze in meinem Gemüt und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz." So schildert der Apostel Paulus aus eigener schwerer Erfahrung mit treffenden Worten diesen Zustand. Und Tolstoi charakterisiert die sexuelle Jugendsünde bei einem solchen Individuum mit den drei Worten: „Ich fiel, betete und fiel".

Und jener Knabe, der nach der Züchtigung die Handlung vollzog, handelte entschieden in einem solchen blinden, zwangsartigen Drange. Nebenbei bemerkt, waren seine Gefühlstöne außerordentlich matt und nicht ohne die Schuld der Angehörigen unentwickelt geblieben. Und ein auch geistig geschwächtes gutherziges Mädchen, das in gewissen Zeiten beliebige Sachen entwendete und sie direkt in den Abort warf, bittet die Mutter: „Bleibe bei mir und laß mich nicht allein; denn dann kommt eine Angst über mich, daß ich Böses tun muß."

Nun frage ich: Kann unser landläufiges Strafsystem hier etwas ausrichten?

Man bestraft den Gesetzesbrecher, weil er eine sittlich rechtliche Schuld auf sich geladen hat, eben die Schuld des Gesetzesbruches. Zweck der Strafe ist die Vergeltung, die Wiederherstellung der gebrochenen Rechtsordnung durch eine dem Maße der Verschuldung adaequate Strafe. So sagt die klassische Strafrechtsschule. Die moderne Schule, die den Menschen als willensunfrei, im wesentlichen als das Produkt der umgebenden sozialen Verhältnisse darstellt, hält ebenfalls ein Strafrecht für notwendig. Rechtsgrund und Zweck verschieben sich aber. Rechtsgrund ist für sie nicht die Tatsache des Verbrechens, sondern die Person des Verbrechers. Er ist verantwortlich nicht, weil er schuldig ist, sondern weil seine antisoziale Gesinnung die Gesellschaft gefährdet. Zweck der Strafe ist daher der Schutz der Gesellschaft, die Sicherheit der Gesellschaft gegen antisoziale Existenzen. Die Strafe ist nicht Vergeltungsstrafe, sondern Sicherungsstrafe.

Über diesen Standpunkt ist man eigentlich auch ideell nicht hinausgekommen, und wenn der Zentrumsabgeordnete Dr. Schmitz im preußischen Abgeordnetenhause urplötzlich der Vorlage eines Zwangserziehungsgesetzes den Namen eines „Fürsorgegesetzes" aufgedrückt hat, so ist das eigentlich ein Unikum, wenn auch ein so erfreuliches, daß weitere Kreise zunächst den Namen und damit auch je länger je mehr von dem Inhalt desselben sich angeeignet haben.

Die psychopathologische Betrachtung des jugendlichen Verbrechertums zwingt uns zu dem Standpunkte überzugehen, daß wir neben oder vor der Strafe aus Vergeltung oder zum Zwecke des Schutzes der Gesellschaft die Verhütung der Gesetzesübertretungen und bei Gesetzesübertretungen die leibliche und seelische Besserung und Rettung ins Auge fassen. Damit stellen wir uns auf den Standpunkt, auf den schon einer vor 1900 Jahren hingewiesen hat, als er durch Wort und Tat ausrief: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch (nicht verstoßen und verfluchen, sondern Euch bessern und) erquicken".

Sind nun meine vorstehenden Darlegungen, und wenn auch nur im allgemeinen, stichhaltig, so ergeben sich daraus folgende, im Interesse der heranwachsenden Jugend zu erhebende Forderungen:

1. Es gibt abnorme Erscheinungen und Zustände im Seelenleben der Jugend, die nicht unter die Rechtsbegriffe „Unzurechnungsfähigkeit" und „Geistesschwäche" fallen, die aber doch pathologischer

Natur sind und bei manchen zu Gesetzesverletzungen führen, ja unbewußt drängen [1]).

2. Diese Zustände entwickeln sich allmählich aus kleinen Anfängen und können, rechtzeitig erkannt und zweckentsprechend in der Erziehung berücksichtigt, in den meisten Fällen gebessert werden. So können zugleich jugendliche Gesetzesübertretungen verhütet, und es kann die Zahl der Strafverurteilten wesentlich vermindert werden.

3. Es ist darum im öffentlichen Interesse dringend erwünscht, daß Lehrer, Schulärzte, Seelsorger und Strafrichter sich mehr als bisher dem Studium der Entwicklung der Kindesseele und ihren Eigenarten widmen, um der Entartung des jugendlichen Charakters rechtzeitig vorbeugen zu können. Namentlich ist es erwünscht, daß an den Universitäten in Verbindung mit pädagogischen Seminaren Vorlesungen über Psychologie und Psychiatrie des Jugendalters gehalten werden und daß in den Volksschullehrerseminarien die künftigen Lehrer Anleitung zum Beobachten des kindlichen Seelenlebens erhalten.

4. In allen Schulen ist mehr als bisher der Erziehung des Gefühls- und Willenslebens Rechnung zu tragen und der einseitigen intellektuellen Überlastung vorzubeugen.

5. Bevor jugendliche Individuen wegen Gesetzesverletzung öffentlich vor den Strafrichter gestellt werden, sollten sie zunächst einem „Jugendgericht", bestehend aus dem Lehrer des betreffenden Kindes, dem Leiter der betreffenden Schule, dem Schularzte, dem Geistlichen und dem Vormundschaftsrichter überwiesen werden. Erst auf Beschluß dieses Jugendgerichtes sollte ein öffentliches Verfahren eingeleitet werden [2]).

6. Statt oder neben der Strafe als Sühne oder der bloßen Einsperrung zum Schutze der Gesellschaft gegen die Übeltäter sollte in besonderen Anstalten, von besonders vorgebildeten Pädagogen unter medizinisch-psychiatrischem Beirate geleitet, eine für Leib und Seele sorgfältig erwogene Heilerziehung Platz greifen. Die Fürsorgegesetze und deren Handhabung tragen bisher diesen Anforderungen nicht genügend Rechnung.

---

[1]) Näheres darüber in: Trüper, Die Anfänge abnormer Erscheinungen im kindlichen Seelenleben. Altenburg, Oskar Bonde 1902. 32 S.

[2]) Die ganze bisherige Strafpraxis hat sich für die Jugendlichen als durchaus nutzlos erwiesen und kostet nur dem Staate unnütz viel Geld. Hier muß ein Übergang von der elterlichen und Schulzucht zur öffentlich strafrechtlichen geschaffen werden. Die Hinausschiebung der Altersgrenze für die Strafbarkeit ist ein unwirksames Mittel. Es wird nur die Ziffer der Verurteilten herabdrücken, aber die Sünden nicht mindern. Das Einzelne obiger Forderung bleibt vorläufig auch für mich diskutabel.

Die Tradition im proteſtantiſchen Kirchenbau.

Von

Cornelius Gurlitt.

Die Tradition iſt nach katholiſcher Auffaſſung die auf mündlicher Fortpflanzung beruhende, auf offenbarte Wahrheit zurückgehende göttliche Belehrung; alſo jene, die von Chriſtus auf die Apoſtel und durch die geweihten Biſchöfe auf unſere Tage übertragen wurde. Dieſer Anſicht gegenüber ſtellte der Proteſtantismus die heilige Schrift als einzige Quelle des Wortes Gottes hin und verwahrte ſich namentlich gegen die Anſicht, daß heute noch die Offenbarung in den Biſchöfen und deren Konzilen fortwirke, daß die Bibel nur ein Teil der Tradition ſei und von dieſer weiter erläutert werde.

Die Bibel gibt nun keine oder doch keine bündigen Aufſchlüſſe über den Kirchenbau, obgleich das alte Teſtament Beſchreibungen des jüdiſchen Tempels enthält, und obgleich Jeſus von Markus (6, 3) als „Zimmermann“ bezeichnet wird, alſo als τέκτων, und das heißt etwa Baugewerke in unſerem Sinne. Zahlreiche ſeiner Vergleiche ſind aus dem Bauweſen entnommen. Und doch iſt es unverkennbar ſein Beſtreben, ſeinen Anhängern zu lehren, daß man Gott nicht in einem Hauſe zu ſuchen habe, daß der Allmächtige und Allgegenwärtige nicht in von Menſchenhand gemachten Tempeln wohne; ſondern daß er dort zu finden ſei, wo zwei oder drei ſich in ſeinem Namen verſammeln oder im ſtillen Kämmerlein des Betenden.

Die einzige Überlieferung des Wortes Gottes, die der Proteſtantismus anerkennt, bietet alſo keine Aufklärung über den Bau der Kirche, was auch eine phantaſtiſche Wortauslegung und eine grübelnde Symbolik aus der Bibel herauszuleſen verſucht haben. Keiner evangeliſchen Kirche iſt die Geſtalt des Kirchengebäudes eine Sache der göttlichen Lehre, des gläubigen Gewiſſens.

Die Überlieferung, die hier herrſcht, hat ihren Grund in der Verehrung des alt Überkommenen, deſſen, was durch die Länge der Zeit Anſehen erlangte. Wie der gute Sohn ſich des guten Vaters freut, wie

es erhebend ist, auf seine Ahnen als auf ein Geschlecht tüchtiger Menschen blicken zu können, wie ein kluger Mann den Rat der Alten schätzt und die Erfahrungen der Vergangenheit nicht leichtfertig in den Wind schlägt, so wollen auch die evangelischen Kirchen mit gutem Recht an dem festhalten, was die Altvordern als Ausdruck kirchlichen Sinnes schufen. Nur zögernd werden sie von dem abweichen, was durch jahrhundertelangen Gebrauch im Dienste Gottes verehrungswürdig geworden ist. Sie halten sich mit vollem Recht für die Erben der ganzen christlichen Entwicklungsgeschichte. Und wenn das kirchliche Leben, die kirchliche Lehre und die aus ihr sich ergebenden baulichen Anordnungen nach ihrer Ansicht auch zeitweilig falsche Wege gingen, so haben sie doch am Schaffen auch solcher Zeiten Anteil, da auch diese mit ihnen einig waren im Dienst Gottes und im Glauben an Christus.

Daraus ergibt sich, daß im Wesen des Protestantismus nicht ein grundsätzliches Ablehnen des katholischen Kirchenbaues liegt; daß er zu einem falschen Bilde seiner Bestrebungen käme, wenn er Formen bloß deshalb vermeiden wollte, weil sie der katholischen Kirche eigentümlich und in einer Zeit entstanden sind, in der die christliche Kirche andere Wege wandelte, als die seinigen. Er wird ohne Scheu und mit Dank das annehmen können, was die katholische Kirche Großes und Schönes schuf. Aber nur dann, wenn dies seinem eigenen Wesen nicht widerspricht. Da sein Gottesdienst inhaltlich nicht abhängig ist von dem Raum, in dem er abgehalten wird, so wird er ohne Scheu sich auch in einem seinen Zwecken widersprechenden Raume ansiedeln können, indem er versucht, das Vorhandene so bequem als möglich für seine Zwecke zu benutzen oder umzugestalten. Evangelischer Gottesdienst kann im buddhistischen Tempel so wirkungsvoll wie am Opfertanzplatz der Neger gehalten werden — wieviel bequemer in einem Hause, das an sich schon von Christen erbaut wurde.

Man wird sich nicht zu scheuen haben, auch bei Neubauten solche Formen zu benutzen, die aus katholischer Zeit stammen, wenn sich evangelische Gedanken an diese knüpfen. Das ist in den vier Jahrhunderten des Bestehens der evangelischen Kirche ohne Schaden für diese geschehen. Gern wird man sich an die Gestaltungen anlehnen, die ein kunstvolles und glaubenseifriges Geschlecht für seine Kirchen schuf, selbst wenn dessen Bekenntnis in mancher Richtung ein anderes war, als das eigene. Ohne Not wird man brauchbare überlieferte Formen nicht aufgeben.

Aber diesen wohnt keine Heiligkeit inne. Der kluge Mann hat sich nicht blindlings ihnen unterzuordnen, sondern soll ihre Bedeutung für ihn, zwar mit Verehrung, doch auch mit sachlicher Klarheit prüfen. Sie

bieten ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, das er nur dann anwenden wird, wenn der Zweck nicht besser, vollkommener auf andere Weise erreicht wird. Seine Aufgabe ist, sich mit dem Zweck, hier mit dem Gedanken, dem Gottesdienste das denkbar geeignetste Haus zu schaffen, ganz zu erfüllen und nun das zu schaffen, was dem Zwecke entspricht, und diesen den Benutzern vor Augen zu führen. Zweckmäßigkeit ist die erste Forderung des Liturgen, und Darstellung des Zweckes die erste Forderung der Baukunst. Diese Darstellung erfolgt durch möglichst scharfe Herausgestaltung aus dem Zwecke; nicht nur durch Erfüllung der sachlichen Forderungen, sondern auch durch ein Mehr: durch die Erfindung der für diese bezeichnenden, für sie würdigen Form.

Die Sprache, die der Baumeister hat, beruht teils auf der Zweckerfüllung, teils auf der Gewöhnung. Wir erkennen einen Bau nach seinem Zwecke daraus, daß wir aus den Formen auf deren Grund zurückschließen und daraus, ob ähnliche Zwecke früher in ähnlicher Weise ausgestaltet wurden. Nur mit dem Unterschied, daß die Angewöhnung sehr leicht zur Abschwächung des eigentlichen Zweckgedankens führt, und daß dieser schließlich in Widerspruch zur gewohnten Form treten kann. Ist die formale Schönheit aber nicht mehr Ausdruck des kirchlichen Zweckes, so wird sie zur Heuchelei, zur Phrase. Es wird da Schönes künstlerisch gesagt, hinter dem nicht der Sinn der Worte steht. Das ist des erhabenen Zweckes der Kirchenbauten unwürdig. Und darum haben in solchem Falle alle wahrhaft künstlerischen Zeiten nicht gezögert, die überlieferte schöne Form fallen zu lassen und eine neue geeignetere an ihre Stelle zu setzen, auch wenn sie zunächst als ungewohnt, ja unschön erschien. Denn die schönste Form wird zur Lüge, wenn sie sich mit dem Zwecke des Baues nicht mehr deckt, an dem sie angewendet wird. Und je erhabener der Baugedanke ist, desto ängstlicher sollte die Lüge an ihm vermieden werden, und gäbe sie sich in scheinbar noch so schöner Form. Für den, der sie durchschaut, ist sie doch häßlich. Und mit der Zeit wird sie doch durchschaut!

Die evangelische Kirche hat nun in verschiedenen Zeiten ebenso wie die katholische die Formen ihres Kirchenbaues geändert, indem späteren Zeiten die ältere Form ungeeignet erschien. Die stilistische Entwicklung, die auch sie durchmachte, hat auch ihre Bauten erfaßt. Und man schuf im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Kirchen in ruhigem Weiterschreiten in der Fortentwicklung um. Von den Tagen Luthers bis in die Zeit der verstandesnüchternen Aufklärung geht die stilistische Bewegung genau in derselben Weise vor, wie in allen anderen Kunstgebieten. Erst als

Gegensatz zum Rationalismus entstand die romantische Strömung, und durch diese das für Katholiken und Protestanten fast gleich bedeutungsvolle Wort, daß zur Tradition zurückgekehrt werden müßte. Man erkannte die bestehende geschichtliche Tradition als eine wahre, beachtenswerte nicht mehr an und erklärte, die Tradition sei seit Jahrhunderten erloschen und müßte erst wieder in einer glaubensstärkeren Zeit gesucht werden.

Es war jedenfalls nicht sehr ehrenvoll für den Protestantismus und namentlich für die protestantische Kunst, daß man bei diesem Zurückgreifen auf das 15. Jahrhundert und darüber hinaus ging. In harten und wie wir jetzt erkennen, ungerechten Worten, unterstützten die Protestanten die katholische Ansicht, daß wahrhaft gläubiges Kunstwesen in ihren Zeiten nicht zu finden sei. Die allein maßgebende Tradition müsse hüben wie drüben die Anknüpfung an das Mittelalter sein; denn die Reformationszeit stelle den Bruch mit der kirchlichen Kunstüberlieferung dar. Wollte die katholische Kirche tatsächlich zu den Zuständen vor Luthers Auftreten zurückkehren, war bei ihr das Anknüpfen an die Gothik Ausfluß einer großen kirchenpolitischen Bewegung, so war das Mitgehen der protestantischen Kirchen ein Zugeständnis der eigenen künstlerischen Leistungsunfähigkeit, ein Selbstaufgeben gegenüber der älteren Gemeinschaft.

Nach der Tradition bauen, sollte daher im protestantischen Sinne heißen, nach der Tradition des Protestantismus bauen. Und das wieder heißt: In ernster Wahrheitsliebe so bauen, wie der protestantische Gottesdienst es fordert, und die Formen so wählen, wie sie sich aus den Forderungen des Gottesdienstes ergeben. Es ist ein falsches System, den Gottesdienst verschönern zu wollen, denn er ist und soll das Schönste sein, was in der Kirche ist und geschieht. Er ist Herr, nicht die Kunst. Der protestantische Gottesdienst gewinnt nicht dadurch, wenn er etwa im Parthenon abgehalten wird. Er gewinnt aber dadurch, daß sich ihm alles einordnet. Man muß sehen, daß an der Darstellung der Gläubigkeit der Gemeinde alles menschliche Können Anteil nimmt, daß alle Kunst zu der gleichen Absicht aus sich heraus vereint wird.

Diese Absicht ist das Entscheidende! Das Gebet des Gläubigen prüft man nicht nach den Gesetzen der Ästhetik, wie sie dem oder jenem als richtig erscheinen. Man fordert nicht die überkommene Form, wenn man diese auch achtet und dort anwendet, wo sie dem Gedanken des Betenden entspricht. So sollte man die Kunst überall auf ihre Absicht, nicht auf ihre Form hin prüfen, ehe man ihr die Kirche öffnet. Und dabei wird man finden, daß das Achte und Ernste nicht in der Beherrschung des Überlieferten liegt, und daß das Überlieferte uns um so weniger

nützen kann, je ferner die Anſchauungen derer, die es ſchufen, von den unſrigen abſtehen.

Man ſollte das, was die beſten Männer unſerer Gemeinſchaft gedacht und geſchaffen haben, prüfen, auch jene, die den mittelalterlichen Anregungen folgten. Und aus der Kenntnis deſſen, was ihre Erfahrungen und Taten lehren, ſollte man das Eigene zu geſtalten ſuchen, wie es unſeren Zwecken am bequemſten iſt und wie es am deutlichſten zu uns redet. Man ſollte aber vor allem von dieſen Männern, in würdigender Dankbarkeit gegen das Vergangene, die Kühnheit im Betonen des Eigenen lernen!

Vom Wandern.

Der Wald iſt weit und aller Wunder voll
Und will, daß ich ihn ganz gewinnen ſoll.
So hält kein Ziel mich, wenn ich in ihm wandre,
Denn hinter allen Zielen liegen andre,
Und ſtets bin ich am weiteſten gekommen,
Wenn ich von allen keins mir vorgenommen,
Und ſtets iſt das der beſte Weg geweſen,
Den ich von keiner Karte abgeleſen. —
Der rechte Weg? — Ein jeder führt nach Haus,
Geh ihn nur recht, ſo wird der rechte draus! —

Aus der Sammlung: „Planegg. Ein Dank aus dem Walde. In Verſen von Wilhelm Langewieſche.“ Verlag von C. H. Beck in München.

Unternehmungen über See.

Von

E. v. Liebert.

1. Eine deutsche Kolonialtruppe.

Seitdem die deutsche Politik etwas weitere Bahnen hat einschlagen müssen, seitdem sogenannte „Weltpolitik“ gemacht wird, hat sich die engbeschränkte, spießbürgerliche Auffassung der politischen Dinge in unserem Volke in erschreckender Weise offenbart. Trotzdem wir seit 33 Jahren zu einem großen Volke zusammengeschweißt sind, trotzdem wir mit unsern 60 Millionen Seelen eine Stellung in der Welt einnehmen müssen, können wir uns noch immer nicht daran gewöhnen, politische Fragen von einem großen weltmännischen Standpunkte anzusehen. Während Briten, Franzosen, Amerikaner bei jeder politischen Sache die Frage aufwerfen: Wie stellen wir uns als Nation dazu? fragt der Deutsche stets: 1. Was sagt meine Partei dazu? 2. Was wird es kosten? Infolgedessen erfolgt dort eine Antwort im großen nationalen Sinne, in Deutschland zumeist eine kleinliche, engherzige, und oft genug gibt es nur ein Kopfschütteln unter bedeutendem Hinweis auf den „armen Steuerzahler“. Bei dem allzu schwach entwickelten deutschen Nationalbewußtsein will es nicht gelingen, die elementare Forderung durchzusetzen, daß gewisse nationale Fragen (auswärtige Politik, Heer, Marine, Kolonien u. dergl.) keine Parteisache sein können, sondern dem Parteikampf völlig entrückt werden müssen. In gewissen Köpfen spukt noch heute die Idee aus der Konfliktzeit vor 40 Jahren, daß jede Bewilligung für die Armee und Marine die Volksfreiheit gefährde, in anderen spielen die Kolonien die Rolle eines Spielzeugs und Luxusgegenstands für die Reichsregierung, dessen Kosten unter allen Umständen zu beschneiden sind.

Unter diesen Verhältnissen ist selbstverständlich keine großzügige Kolonialpolitik möglich; jede, auch die bescheidenste Forderung mußte der Mehrheit des Reichstags abgerungen werden. Das Wort „Kolonialarmee“, das bei Gelegenheit der Entsendung des ostasiatischen Expeditionskorps als etwas gegebenes auftauchte, ward auf den Index gesetzt und ist seitdem nicht wieder gehört worden.

Und doch machte sich jetzt zum zweiten Male die Forderung geltend, daß anläßlich des Hereroaufstandes in Südwestafrika plötzlich und unmittelbar Truppen über See zu entsenden waren. Zu sofortiger Verfügung standen dazu nur Teile der Marine-Infanterie, soweit sie als Freiwillige dazu bereit waren. Im ganzen mußten drei Ressorts in Anspruch genommen werden, um etwa 2500 Mann nach der bedrohten Kolonie zu entsenden.

Das Reichsmarineamt formierte 2 Kompagnien Marine-Infanterie aus Freiwilligen; das Oberkommando der Schutztruppen hatte gerade einen Ersatztransport für die südwestafrikanische Schutztruppe bereit, der sofort abgehen konnte; das preußische Kriegsministerium forderte die Generalkommandos auf, weitere Freiwillige aus den verschiedenen Truppenteilen aufzubieten, um eine Verstärkung jener Schutztruppe vornehmen zu können.

Trotz dieses weitgehenden und energischen Eingreifens fehlte doch ein wesentlicher Faktor für die Kriegführung in Südwestafrika: geeignetes Pferdematerial. Dies muß erst in Argentinien beschafft werden und kommt voraussichtlich für den Rachekrieg gegen die mörderischen Herero zu spät, jedenfalls ist es nicht akklimatisiert.[1]) Man kommt also zu dem Schluß: Trotz seiner gewaltigen Rüstungen zu Lande und zu Wasser, trotz seiner so gründlichen und peinlich durchgeführten Militärorganisation hat dieser Kriegsfall das Deutsche Reich unvorbereitet gefunden; es mußte alles improvisiert werden.

Dieser zweite Fall sollte doch zu denken geben. Man sollte endlich die Tatsache anerkennen, daß wir schwerlich noch auf eine Kriegführung innerhalb Europas zu rechnen haben, weil die Staaten zu empfindlich geworden sind und zu viel auf dem Spiel steht, daß dagegen die großen politischen Entscheidungen in den außereuropäischen Ländern und vor allem zur See fallen werden. Auf diese neue Richtung der Dinge müssen wir unser militärisches System einstellen. Wir sind bereits hinter anderen großen Nationen zurückgeblieben, weil wir nicht genügend für Unternehmungen über See gerüstet sind und nur als Landmacht von anderen respektiert werden. Da aber der Begriff „Kolonialarmee" nicht genannt werden darf, und da bei uns alles nur ganz bescheiden und in kleinem Rahmen angefangen wird, so schaffe man wenigstens die Grundlage für die Formationen, deren man zum Eingreifen über See im Notfall bedarf! Die Organisation ist insofern schwierig, als einerseits mehrere Reichsressorts von derselben berührt werden, andererseits die einzelnen Kolonialgebiete ganz verschiedene Truppengattungen erfordern. Tsingtau und Südwestafrika werden durch europäische Truppen beschützt, und alle

[1]) Als zweite Staffel ist ein Transport von 800 masurischen Pferden abgegangen.

Waffengattungen sind dort vertreten. Ostafrika und Kamerun haben eingeborene Soldaten, aber Offiziere und Unteroffiziere müssen von der Heimat gestellt werden. Und doch ist eine einheitliche Formation geboten, die engsten Anschluß an das Reichsheer hat und andrerseits allen Ansprüchen der verschiedenen überseeischen Truppenverbände gerecht werden kann.

Um an vorhandenes und bewährtes anzuknüpfen, erscheint die geeignetste Behörde zur Bildung einer ganz bescheidenen Kolonialtruppe die Inspektion der Marineinfanterie in Kiel. Von den drei ihr unterstellten Bataillonen ist das III. dauernd in Tsingtau in Garnison. Die beiden anderen Bataillone wären zu verdoppeln und diese vier Bataillone Marine- oder Kolonialinfanterie (auf den Namen kommt es nicht an!) wären im besonderen für die Kriegführung in Ostasien und Südwestafrika auszubilden. Die Mannschaften müssen entweder gesetzmäßig zu dreijähriger Dienstzeit (wie die berittenen Waffen) verpflichtet oder nur als Freiwillige eingestellt werden. Jedenfalls müssen im Bedarfsfall die Truppenteile als solche, unter Zurücklassung von Ersatzkadres, sofort aufs Schiff gesetzt werden können. Daneben sind diese Bataillone mit erhöhtem Etat an Offizieren und Unteroffizieren anzusetzen, damit von hier aus auch der Ersatz an europäischem Personal für die Schutztruppen von Ostafrika und Kamerun gestellt werden kann. Unterricht in afrikanischen Sprachen würde für letztere wohl auch in Kiel und Wilhelmshaven einzurichten sein.

Des weiteren bedarf es der Neuerrichtung einer Eskadron Kolonialkavallerie zur Ausbildung berittener Mannschaften für Südwestafrika und zur Erprobung von überseeischem Pferdeschlag für koloniale Feldzüge; zweier Kolonial-Batterien mit leichten zerlegbaren Geschützen für Tsingtau und Südwestafrika; einer Maschinengewehr-Abteilung für die tropischen Kolonien.

Dies sind sehr geringe Forderungen, die aber den gegenwärtigen Notstand beseitigen und ebenso den laufenden Ersatz für alle vorhandenen Kolonialtruppen liefern wie eine stets zur Einschiffung bereite Truppe stellen würden.

Das bisherige Oberkommando der Schutztruppen wäre mit der Inspektion der Marine-Infanterie zu verschmelzen. Die Schutztruppen treten damit wieder unter das Reichsmarineamt, wie das vor 1895 bereits der Fall war. Alles ist streng militärisch gegliedert; rein militärische Angelegenheiten werden von der Militärbehörde geordnet (Ausbildung, Bekleidung, Bewaffnung, Beförderung usw.). Über die Verwendung der Truppe, wie der einzelnen innerhalb der Kolonie bestimmt der Gouverneur. Es entsteht so eine reinliche Trennung der Zivilverwaltung von den Truppenangelegenheiten. Alle Kolonien sind jetzt soweit entwickelt, daß sie unter Zivilverwaltung treten müssen. Wo, wie in Südwestafrika, kriegerische Unternehmungen

weiterhin geboten oder möglich sind, erhält der Kommandeur der betreffenden Schutztruppe besondere Befugnisse, steht aber nichtsdestoweniger unter der Landesverwaltung und unter dem Befehl des Gouverneurs.

Von mancher Seite wird dieser Dualismus beklagt werden; er wird aber in den Kauf zu nehmen sein, wenn dafür der Ersatz und die stetige Verbindung mit einer hohen Behörde in Deutschland gesichert und die Fürsorge für die einzelnen Persönlichkeiten ersichtlich ist. Der größere Rahmen der Kolonialtruppe wird den einzelnen kleinen Verbänden zu gute kommen, die Offiziere können in den heimatlichen Verbänden Dienst tun, wenn ihre durch Tropendienst erschöpfte Gesundheit dies erfordert, und später wieder in die Kolonie zurückkehren. Das heutige Ausscheiden aus der Armee und Wiederangestelltwerden wäre nicht erforderlich, sie bleiben dauernd in der Kolonialtruppe. —

2. Übersee-Truppen.

Vielleicht bringen die nackten Tatsachen selbst den deutschen Philister zum Nachdenken und zu der Einsicht, daß das Deutsche Reich von Jahr zu Jahr mehr an überseeischen Angelegenheiten beteiligt ist und genötigt wird, auch dort Macht zu entfalten. Der spanisch-amerikanische Krieg, der Chinafeldzug, der gegenwärtige russisch-japanische Krieg zeigen deutlich, daß die Kriegswirren immer mehr vom alten Europa abrücken und sich um fern liegende Objekte drehen. Trotz der besten Heeresorganisation, der größten Heeresstärke und vorzüglicher Ausbildung seiner Truppen vermag Deutschland seine großen Interessen über See nicht ausreichend zu vertreten, wenn es nicht neben einer starken Flotte auch über Truppen gebietet, die für eine solche Verwendung stets bereit stehen.

Die politischen Ereignisse vollziehen sich heutzutage mit überraschender Schnelligkeit, dem Wort folgt die Tat auf dem Fuße. Konflikte zwischen großen Nationen entstehen aus anscheinend geringfügigen Ursachen, weil genügend starker Zündstoff angesammelt ist, der durch den kleinsten Funken zum Auflodern gebracht wird. Große wirtschaftliche Fragen interessieren die Völker so lebhaft, daß sie für deren günstige Lösung zum sofortigen Losschlagen bereit sind.

Seitdem Rußland nicht nur während des jetzigen Krieges, sondern auf lange Dauer seine politische und militärische Aufmerksamkeit nach Ostasien zu richten hat, dürfte das Deutsche Reich in Europa keine kriegerischen Verwicklungen zu befürchten haben. Frankreich, ohne Bundesgenossen, auf sich allein angewiesen, ist für Deutschland nicht mehr gefährlich, seitdem seine Bevölkerungszahl wie 2 zu 3 zu der des deutschen

Reiches steht (38 zu 60 Mill.). Bekannt ist, daß die französische Rekrutierung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und daß die französischen Militärlazarette mit Tuberkulösen und anderen Schwächlingen gefüllt sind. Die französische Politik wird sicher unter den gegenwärtigen Umständen alles vermeiden, was Deutschland irgendwie herausfordern könnte, umsomehr als es mit Spannung die Dinge auf dem Kriegsschauplatze verfolgt und auch für die Sicherheit seiner Kolonien Besorgnisse hegt. Auch Großbritannien und die Vereinigten Staaten sind aufs lebhafteste mit ihren Interessen in Ostasien engagiert und werden sich hüten, irgendwelchen anderen Konflikt heraufzubeschwören.

Die deutsche Politik hat also gegenwärtig die Hände frei, wie ihr dies selten beschieden gewesen ist. Sie kann diese günstige Konstellation ausnützen, um Versäumnisse nachzuholen und auszugleichen, die die deutsche Volksseele bedrücken, ohne daß öffentlich allzu laut davon die Rede ist. Die anderen Großmächte haben im letzten Jahrzehnt jede Gelegenheit benutzt, um Land und Leute an sich zu reißen (Amerika die Antillen und Philippinen, Großbritannien Südafrika, Rußland die Mandschurei, Frankreich Madagaskar). Deutschland hat sich an dem Pachtvertrage von Kiautschou genügen lassen. Der Überschuß der deutschen Bevölkerung drängt nach außen, die von Jahr zu Jahr anwachsende Industrie fordert gebieterisch immer neue Absatzmärkte. Wir sind also ebenso sehr — und weit mehr als Frankreich — an der Aufteilung der Welt interessiert und können diese nicht wie bisher den übrigen Völkern allein überlassen. Wohin unsere Ziele gehen, eignet sich nicht zu öffentlicher Erörterung. Das deutsche Volk hat seine Forderungen gestellt, an der Diplomatie ist es, sie zu befriedigen.

Dazu bedarf es vor allen Dingen der Mittel. Eine starke Flotte ist das erste und notwendigste, es wird an ihr gebaut, aber in einem Tempo, das allen anderen Großmächten gestattet, uns voran zu bleiben oder uns zu überflügeln. Die öffentliche Meinung, die leider im deutschen Reichstage nicht zur Geltung kommt, fordert gebieterisch die beschleunigte Verstärkung der Kriegsflotte auf einen achtunggebietenden Fuß. Leider ist dies Ziel nach so langer Verschleppung nicht über Nacht zu erreichen, sondern erfordert noch viele Jahre.

Daneben aber muß unser nationales Wehrsystem für die neuen Verhältnisse eingestellt und ihnen angepaßt werden. Deutschland besitzt keine sibirische Eisenbahn, um seine Truppen an die äußerste Grenze der bewohnten Erde auf dem Landwege befördern zu können. Wir müssen mit der Verwendung großer geschlossener Truppenverbände über See rechnen und uns auf den Schiffstransport ganzer Armeekorps einrichten. Glücklicherweise fehlt es uns an Transportmitteln nicht; nächst Groß-

britannien verfügen wir über die größten, schnellsten und zahlreichsten Transportdampfer. Vortreffliche Hafeneinrichtungen und eine ausgezeichnete Organisation der großen Dampferlinien unterstützen jede Truppenverschiffung. Die bisherigen Proben im kleinen haben glänzend „geklappt".

Wie steht es aber mit der Truppe selbst? Bislang hat man sich mit dem Herausziehen von Freiwilligen begnügt, ein kläglicher Notbehelf, der für die Zeit des „ewigen Friedens" ausreicht, aber für eine militärische Großmacht doch nicht zum Normalzustand werden darf. Das Deutsche Reich darf nicht nur für den Landkrieg innerhalb Europas vorbereitet sein, es muß seine Ziele weiter stecken und muß auch mit kriegerischen Verwicklungen über See im großen Stil rechnen. Für diesen Fall ist das deutsche Heer nicht vorbereitet.

Selbstverständlich muß alles gewahrt und erhalten bleiben, was der nationalen Wehrmacht bisher die Stärke und das Siegesbewußtsein verschafft hat. Die deutsche Armee bleibt der wichtigste Machtfaktor für die deutsche Politik, sie findet überall Achtung, auch ohne daß sie das Schwert zieht. Neben der Ausrüstung und Ausbildung für den europäischen Landkrieg bedarf es aber heute noch der Rüstung für einen Überseekrieg. Es wird sich verlohnen, zunächst die örtlich an der See beteiligten Armeekorps, etwa das 10., 9., 2. und 17. mit den großen Einschiffungspunkten Bremerhaven, Hamburg-Altona, Stettin-Swinemünde, Danzig für diesen neuen Zweck in Bereitschaft zu setzen. Das wäre schon eine stattliche Macht und wenigstens ein Anfang. Denn in Deutschland muß bekanntlich alles erst gründlich ab ovo eingerichtet und einstudiert werden, wenn es gelingen soll; die öffentliche Meinung bedarf Zeit, um sich an den neuen Gedanken zu gewöhnen.

Für die Infanterie dieser vier Armeekorps würde Bereitlegung von Uniform- und Ausrüstungsstücken für heißere Gegenden genügen. Da hier keine Tradition mitspricht, so gelingt es vielleicht, alles Glänzende zu beseitigen, weiche Stoffe, bequem anliegende Tracht zu wählen, naturfarbenes Lederzeug statt des gewichsten und weiß angestrichenen, Patronengürtel statt der Taschen, Rucksack statt des Tornisters, den weichen Hut statt des Helmes einzuführen. Der Pferdebestand muß auf das äußerste Mindestmaß beschränkt werden, an Fahrzeugen sind nur zweispännige und besonders leichte mitzuführen.

An Reiterei wäre auf die Division nur eine Schwadron zu berechnen, die in obiger Weise auf den Überseekrieg vorbereitet werden müßte. Der Pferdetransport ist zu Schiff mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, und es bleibt immer fraglich, ob der betreffende Kriegsschauplatz überhaupt den Gebrauch von Pferden, im besonderen des deutschen

Pferdeschlags, gestattet. Vielfach wird auf einheimische Rassen, Ponys, Maultiere, Maskatesel u. dgl. gerechnet werden müssen.

Die sehr starke Ausstattung der deutschen Infanterie-Divisionen mit Feldbatterien (12) wird am meisten der Einschränkung für den Überseekrieg bedürfen. Abgesehen von den gewaltigen Transportschwierigkeiten durch Pferde, Geschütze, Fahrzeuge und die unumgänglich notwendigen Munitionskolonnen, ist zuerst die Frage zu beantworten, ob auf dem möglichen Kriegsschauplatze überhaupt deutsche Geschütze mit sechs Pferden bespannt sich bewegen können. In Südwestafrika ist man bereits mit gutem Erfolg zur Bespannung der Geschütze mit Ochsen übergegangen. Für alle Länder mit tropischem Klima oder mit unwegsambuschigem Gelände sind die Maximguns oder Maschinengewehre den Feldgeschützen vorzuziehen, weil sie zerlegbar sind und getragen werden können. Ihre Wirkung ist gegen Truppen äußerst mörderisch, gegen Deckungen dagegen ohne Bedeutung.

Ganz besonderer Sorgfalt bedarf die Einrichtung und notwendige Einschränkung des Trains. Die bei der China-Expedition gemachten Erfahrungen, Studien bei den britischen Truppen in Indien und das, was der gegenwärtige Feldzug in den Gebirgsländern von Korea und der Mandschurei uns lehren mag, werden ausreichendes Material unserer Heeresverwaltung liefern. Minimum an Gewicht der Fahrzeuge, große Beweglichkeit und möglichst geringe Anzahl an Wagen sind die ersten Erfordernisse. Wagen und Geschirre müssen darauf zugeschnitten sein, daß auch Maultiere und Esel als Zugtiere benutzt werden können. Dem deutschen Generalstabe fällt die neue Aufgabe zu, eine doppelte Mobilmachung der betreffenden Truppenteile für den europäischen und für den Überseekrieg vorzubereiten. Wir dürfen ihm das unbedingte Vertrauen schenken, daß er auch diesem gewachsen sein wird.

Obige Forderungen sind einfach und unschwer zu erfüllen. Es handelt sich nur um schnelles Ergreifen der Idee und rechtzeitige Durchführung der notwendigen Maßregeln. Das Beispiel von 1900 hat gezeigt, wie überraschend schnell jede, auch die friedfertigste Macht, in kriegerische Verwicklungen hineingerissen werden kann. Einen Feind wie China gibt es nur einmal auf der Welt. Eine neue Katastrophe darf das Deutsche Reich nicht wieder militärisch für den gegebenen Fall unvorbereitet finden. Die deutsche Heeresverwaltung muß sich mit der Organisation bezw. der Vorbereitung von Truppenverbänden für den Überseekrieg befassen. Vor allem muß bald ein Anfang damit gemacht werden. Denn: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“

Die Bedeutung des Heimarbeiterschutz-Kongresses.

Von

Robert Wilbrandt.

Wesen und Wirken der wirtschaftlichen Erscheinungen wirklich zu erkennen, dafür haben die großen Sozialisten und die großen national-historischen Forscher des 19. Jahrhunderts den Grund gelegt. Im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts wandte sich dann der Eifer der Jüngeren den einzelnen Stücken der Wirklichkeit zu. Nächst der Fabrik und dem Handwerk wurde auch all das zwischen diesen beiden liegende unklare Durcheinander erforscht. Dieses lange vernachlässigte Zwischenland, nicht abgrenzbar und in keine Formel zu fassen, reich an idyllischem und psychologischem Reiz, aber noch reicher an inneren Qualen, die in der Entwicklung vom kindlichen Handwerk zum ausgebildeten Fabrikkapitalismus liegen — dieses Zwischenland wurde nun doppelt emsig bearbeitet. 11 Großfolioseiten sind im Handwörterbuch der Staatswissenschaften gefüllt nur mit Angabe der Titel von Büchern und Aufsätzen, die über dieses Gebiet geschrieben worden sind. Hausindustrie, Heimarbeit, Verlagssystem sind die Überschriften, die man dem darin geschilderten Elend gegeben hat. Wollte man aber aufschreiben, was nach all der Literatur geschehen ist, um in diesem nun sattsam bekannten Tal tiefster proletarischer Not wirklich etwas zu ändern, so würde zu einer umfassenden Darstellung des Getanen ein kleiner Zettel genügen: geschehen ist so gut wie nichts.

Zwar hat die Gesetzgebung einige kleine Versuche gemacht; sie sind aber zum Unheil ausgeschlagen und haben das schlimmste Elend noch vermehrt. Zwar hat sich die Verwaltung verschiedener deutscher Staaten schon lange und immer wieder bemüht, zu helfen; aber seit die doktrinäre Wirtschafts-„Freiheit“ die letzten Reste der Reglements weggespült hat, die in den vergangenen Jahrhunderten da und dort dem Besitzlosen gegen den Kapitalisten Schutz geboten hatten, ist an die Struktur des Wirtschaftslebens hier eine bessernde Hand nicht mehr gelegt worden. Man hat in die Fabriken eingegriffen, nachdem in ihnen Generationen ausgesogen, Millionen von Menschen und nicht zuletzt von Kindern um Gesundheit und Lebensinhalt gebracht worden waren. Das ganze Gebiet aber, das Hausindustrie und Heimarbeit genannt wird, ist dadurch nur vergrößert worden. Grundsätzlich auch hier der Ausbeutung eine Schranke zu setzen und die Entwicklung zu gesunderen Formen zu fördern, dieser Gedanke ist in der heutigen

deutschen Sozialpolitik an den entscheidenden Stellen noch kaum bis zu „Erwägungen" vorgedrungen.

Zum Teil liegt das an der Schwierigkeit der Sache. Wenn neben jenem elf Seiten umfassenden Literaturverzeichnis kaum vier Zeilen sagen, was zu tun sei, und uns nur versichern, daß Arbeiterschutz und Organisation der Arbeiter auch hier immer noch das Wichtigste sei, und wenn dann noch dicke Bücher erschienen sind, um entweder die Theorie des Verlagssystems zu fördern oder aber uns die Fülle dessen vorzuführen, was das Ausland in dieser Sache bereits getan hat, was also geschehen *kann*, so war damit die praktische Frage, was bei uns in Deutschland geschehen *solle*, doch noch nicht einmal theoretisch gelöst worden.

Aber auch darin haben die letzten Jahre einen bedeutenden Fortschritt erreicht. Die langdauernde volle Uneinigkeit der Spezialisten ist einer bedeutenden Annäherung, ja fast einer Übereinstimmung gewichen. Jetzt gilt es, der Ware Heimarbeiterschutz die letzte Appretur zu geben, dann aber, und das ist das schwierigste, sie an den Mann zu bringen. Und das wird leider noch Jahre dauern.

Der *Heimarbeiterschutz-Kongreß*, der kürzlich tagte, wurde als der erste, aber nicht der letzte seiner Art eröffnet; die Arbeiterschaft, aus deren Kreisen er einberufen wurde, hat die Erfahrung, daß soziale Reformen langsam errungen werden müssen, so oft empfunden, daß sie ihr schon selbstverständlich ist. Es ist daher leider nicht anzunehmen, daß Bemühungen, diese Sache zu fördern, schon zu spät kommen sollten.

Vielmehr gilt es, die lähmende Hand abzuwehren, die sich dem Hoffenden auf die Schulter legt: der Zweifel, ob überhaupt etwas zu erreichen sei. Sofern es der Zweifel ist, ob es ausführbare Maßregeln gebe, die hier wirklich etwas nützen können, glaube ich, dem Leser versichern zu können, daß es durchführbare Maßnahmen gibt. Sofern aber der Zweifel sagt: diesen Maßregeln werden die herrschenden Klassen nicht zustimmen, und das Proletariat ist noch zu schwach, um sie durchzusetzen — so kann diesem Zweifel nur die Gewißheit entgegengesetzt werden: wenn wir uns nicht mühen, wird jedenfalls *nichts* zustande kommen.

Auf die Freundlichkeit der Entwicklungstendenz noch weiterhin zu warten, haben wir keinen Anlaß. Alle paar Jahre oder Jahrzehnte kommt ein Nationalökonom in die Zentren der Elendsindustrieen, sieht nach und findet, daß alles ebenso oder noch schlechter ist als früher. In der Sonneberger Spielwarenhausindustrie, welche schon fast ein dutzendmal beschrieben worden ist, ohne daß sich dadurch erhebliches an ihr gebessert hätte, wurde ich zuweilen von älteren Hausindustriellen verständnisvoll begrüßt, als wieder einmal einer, der nun auch kommt wie vor zwanzig Jahren Sax, dann Stillich, Rausch usw.

Vielleicht aber ist die Arbeit von all denen, die gesehen und gesprochen haben, doch nicht vergeblich gewesen. Allmählich sind sie die Augen von vielen geworden. Und seit auch die Arbeiterschaft, die gewerkschaftlich organisierte Fabrikarbeiterschaft, die dem gesamten Proletariat in der Heimarbeit erwachsende Hemmung

erkannt und die Sache der verelendeten Heimarbeiter zu der ihren gemacht hat, im Bunde mit den bürgerlichen Sozialpolitikern, deren jahrzehntelange Vorarbeit nun Früchte trägt, seitdem hat die bisher fast nur theoretisch verlaufene Bewegung von unten her Wucht und praktischen Nachdruck erhalten.

Keine grundlegenden Umwälzungen sind es, um die es sich hier handelt. Nicht die großen Konstruktionsfehler unserer Gesellschaft, sondern nur ein kleiner Konstruktionsfehler innerhalb des kapitalistischen Räderwerks bedarf der Verbesserung. Ein kleiner Konstruktionsfehler allerdings, durch den tausende und wieder tausende von Menschen zwischen den Rädern zermalmt werden, statt zweckmäßig an ihnen zu arbeiten. Ja, ein Konstruktionsfehler, der schließlich auch für die kapitalistischen Klassen im ganzen ungünstig ist: denn er hindert, daß die Möglichkeiten der Technik verwirklicht und somit der Nationalreichtum vergrößert werde. Der kleine Konstruktionsfehler hält einen Teil unserer Volkswirtschaft auf dem niedrigen Standpunkt armer Nationen, wie Rußland fest. Das Gegenteil von gesundem Amerikanismus; ein Zurückbleiben, ein Steckenbleiben im Sumpf. Noch Reste vom Anfangsstadium, vom Kapitalismus im kleinen, der keine energischere Art der Bereicherung kennt, als in endloser Arbeitszeit aus maschinegewordenen Menschen Profit und in wilder Konkurrenz eine ins Sinnlose getriebene Warenverbilligung herauszuschlagen. Gewissenlos wie ehedem, ist diese unwürdige Art heute auch töricht, seit die von der Technik unterworfene Naturkraft billiger arbeiten kann als selbst der zum Arbeitstier geknechtete Mensch. Längst ist nicht mehr niedriger Lohn und lange Arbeitszeit das beste Mittel, um gute und billige Waren auf den Markt zu bringen, sondern hochgelohnte intensive kurze Arbeit an modernen Maschinen.

Und dennoch arbeiten noch Hunderttausende, ja in Deutschland allein nach meiner Schätzung weit mehr als eine Million Menschen in hausindustrieller und infolgedessen meist technisch zurückgebliebener Wirtschaftsform. Nach meiner Schätzung; denn die Statistik läßt uns hier ganz im Stich. Trügerisch für alle Unvorsichtigen, die nicht genau alle Umstände verfolgen, welche den Ergebnissen der einzelnen Zählungen ihr Gepräge gegeben haben, ist die Statistik der Hausindustrie gegenüber ein doppelt zweifelhaftes Instrument. Die Fragestellung der Reichsstatistik, ob „zu Haus für fremde Rechnung" gearbeitet wird, konnte viele Kleinbetriebe nicht erfassen, die zweifellos zur Hausindustrie gehören. Die Frauen, deren Mithilfe oder Nebenerwerbsarbeit in der Heimarbeit eine außerordentlich große Rolle spielt, haben sich der Statistik gegenüber oft nicht als Heimarbeiterinnen bekannt; sei es aus Gleichgültigkeit, sei es aus Furcht vor Erhöhung der Einkommensteuer, sei es aus Scham über die nicht standesgemäße Erwerbsarbeit. Von den Kindern gibt die Statistik so lächerlich wenige an, daß selbst die noch unvollständigen Zahlen der speziellen Erhebungen über Kinderarbeit, die dem Kinderschutzgesetz vorangingen, erst einen ungefähren Eindruck von der tatsächlichen Masse der Kinderarbeit in der Hausindustrie geben konnten. Kurz, die Zahlen der Statistik geben uns zwar einen Anhalt, in welchen Landesteilen

und in welchen Industrien wir Heimarbeit zu suchen haben, aber über den tatsächlichen Umfang dieser Hausindustrien läßt die Statistik uns im Dunkeln.

Dafür hat aber die spezielle Hausindustrieliteratur uns entschädigt. Die vielen genauen Schilderungen der einzelnen Industriezweige, auf Grund eigenen Nachforschens der Berichterstatter an Ort und Stelle, haben uns auch einen Eindruck von der Masse der Heimarbeit verschafft. Entsprechende Umrechnungen und Schätzungen sind dazu getreten. Sie sind um so nötiger, als die letzte Statistik schon neun Jahre alt ist. So können wir denn nun, im Gegensatz zu den Zahlen der Statistik, mit Bestimmtheit sagen: das große und täglich wachsende Hauptgebiet der Hausindustrie ist heute die Konfektion, die Massenherstellung von allen möglichen Kleidungsgegenständen; sie beschäftigt in Deutschland hunderttausende von Menschen; die Masse der Arbeitskräfte in dieser Weltmarkts-Industrie ist vorwiegend weiblich. Kleinere Gebiete sind daneben die absterbende, aber immer noch nach vielen Zehntausenden zählende Hausweberei und andere ebenfalls zurückgehende sowie noch andere neu wachsende Teile der Textilhausindustrie, ferner Schuhmacherei, Tischlerei, bedeutende Reste in der Metallindustrie, eine sich ausbreitende Zigarrenheimarbeit, die bekannte Spielwarenhausindustrie um Sonneberg und im Erzgebirge, Korbmacherei und ähnliche kleinere Hausindustrien, die sich in unübersehbarer Menge und Mannigfaltigkeit überallhin ausdehnen, oft neu entstehend und wieder verschwindend, öfter aber sich fast unausrottbar einnistend.

Fast unausrottbar. Denn wo einmal eine Industrie in bestimmter Form Fuß gefaßt hat, hält es schwer, sie in gesündere Formen zu überführen. Besonders wenn örtliche Schwierigkeiten dem im Wege stehen: im Gebirge, dem älteren Hauptort der Hausindustrie, fehlt die Möglichkeit der Fabrik, so lange nicht die Bahn Kohlen bringt, und in den Großstädten, den jüngeren Zentren der Heimarbeit, sind es die steigenden, jetzt bereits ungeheuren Bodenpreise, die die Überführung vor allem der Konfektion in Fabrikbetrieb erschweren.

Daneben kommen all die Vorteile in Betracht, die dem Unternehmer diese Betriebsform lieb machen, aber als ebenso viele Nachteile auf dem Heimarbeiter lasten. Die völlige Vereinzelung der Arbeitskräfte, in all den Wohnungen und kleinen Werkstätten zerstreut, macht einen Zusammenschluß der Arbeiter zu organisierter Selbsthilfe fast unmöglich; keiner weiß, was der andre für Lohn bekommt; jeder wird gegen den andern ausgespielt; eine Verabredung, nicht unter einem bestimmten Satz zu arbeiten, kommt nicht zu stande; um nicht arbeitslos zu werden, unterbietet immer einer den andern; da Frau und Kinder zu Haus mithelfen können, da man die Arbeitszeit im eignen Heim beliebig ausdehnen kann, so ergreift man diese Hilfsmittel, und jeder muß sie ergreifen, damit er ebenso billig wie der andre liefern kann. Auf diese Weise gehen in der Hausindustrie ganz allgemein die Lohnsätze immer weiter herunter, während sie in den Fabriken allmählich gestiegen sind. Und während der Fabrikherr ein Kapital in seiner Fabrik festlegt, braucht der Unternehmer in der Hausindustrie sich durch nichts zu binden: er läßt arbeiten, wann es ihm gerade gewinnbringend

scheint, und sobald flaue Zeit eintritt, gibt er keine Aufträge mehr. Indes der Fabrikbesitzer auch in schlechter Zeit weiter arbeiten läßt, um das in der Fabrik angelegte Kapital zu verzinsen, kann der Unternehmer der Hausindustrie sich darauf beschränken, nur einen Teil des Jahres arbeiten zu lassen. So zum Beispiel die Konfektionäre der Berliner Damenkonfektion, die ihre Arbeiterinnen etwa sieben bis acht Monate im Jahr beschäftigen, in den übrigen vier bis fünf größtenteils entlassen, so daß der Jahresverdienst dieser Arbeiterinnen in der Reichshauptstadt zwischen 300 und 400 Mark beträgt. Diese in der nationalökonomischen Literatur längst bekannte Tatsache wurde mir aus dem Munde eines der größten Berliner Damenkonfektionäre bestätigt. Er fügte hinzu, die Arbeiterinnen seien meist Frauen, die nur nebenerwerbshalber arbeiten. Das ist nun nicht ganz richtig. In der eigentlichen Heimarbeit findet man allerdings meist Familienmütter, die wegen der Kinder und der Wirtschaft zu Hause zu arbeiten genötigt sind; in den Zwischenmeisterwerkstätten jedoch herrscht auch heute der Typus der Nähmamsell vor: gewesene Dienstmädchen, aus den Großgrundbesitzprovinzen in die Stadt gewandert, neben den Großstadtmädchen, die die freiere Näharbeit dem „dienenden Stande" von vornherein vorziehen. Teils Arbeiter-, Handwerker- und Beamtentöchter, die an der Familie einen Rückhalt haben, teils bedauernswerte Alleinstehende, die sehen müssen, wie sie ehrlich oder unehrlich die arbeitslosen Monate durchhungern, teils Witwen und verheiratete Frauen, die durch Arbeit in der Werkstatt mehr als zu Haus für sich und die Familie zu verdienen suchen. Aber jener Konfektionär hatte doch nicht Unrecht, die Nebenerwerbsarbeit zu betonen. Sie macht es mit erklärlich, daß die Löhne soweit gesunken, als es der Fall ist: wer nur nebenher verdient, ist auch mit einem Lohn zufrieden, von dem ein alleinstehender Mensch nicht leben kann. So wird denn heute beispielsweise in der Berliner Herrenkonfektion für die billigsten Herrenhosen an die Näherin gezahlt: für das gesamte Maschinennähen an einer Hose 10 Pfennig, für die gesamte Handarbeit (Annähen aller Knöpfe und kleinen Extrateile) ebenfalls 10 Pfennig. Zu jeder dieser Arbeiten braucht die Näherin eine Stunde. Sie verdient also in der Stunde 10 Pfennig. In zehn Stunden eine Mark. Bei täglich zehnstündiger Arbeit also in der Woche 6 Mark, im Jahr 300 Mark, wenn sie immer beschäftigt bleibt.

Ich darf nicht weiter in das Einzelne der verschiedenen Hausindustrien eingehen. Das hier Angegebene ist typisch für die gesamte Heimarbeit. Ausnahmen gibt es. Aber sie verschwinden in der grauen Masse des Elends.

Diese unaufhaltsam sinkenden Löhne fast aller Heimarbeit, das auf den Arbeiter gewälzte Risiko, das die Arbeitssaisons verkürzt, die Arbeitslosigkeit verlängert, das alles wird ergänzt durch die gänzliche Schutzlosigkeit dieser Arbeitskräfte und durch die somit gegebene Möglichkeit, in den immer kürzer zusammengedrängten Arbeitssaisons immer längere Arbeitszeiten aus den Arbeitern herauszupressen — das bekannte, nach Londoner und New-Yorker Vorbildern benannte Sweating-System. Die in oft fieberhafter Hast nur immer vorwärts

gehetzte Arbeit in den Wohnungen und den zur Saisonszeit überfüllten Werkstätten der Zwischenmeister dehnt sich daher von früh bis spät in die Nacht, und dann nehmen die Mädchen noch Bündel mit nach Hause, um weiter zu arbeiten und so zu einem auskömmlichen Lohn zu kommen. Diese Ausnahmestellung der Heimarbeit, daß bei ihr die Arbeit keine Grenze hat, während die Fabrikarbeiterin regelmäßig nicht länger als elf Stunden beschäftigt werden darf, ist ein Hauptreiz für den Unternehmer. Auch können hier die Kinder arbeiten, während sie von der Fabrik durch Gesetz ausgeschlossen und neuerdings auch im übrigen etwas geschützt sind. Es ist vorauszusehen, daß die Kinderarbeit in den Wohnungen zunehmen wird, nachdem sie draußen erschwert worden ist. Denn ebenso haben schon manche Schutzbestimmungen bewirkt, daß die geschützten es dann in der Heimarbeit, in die der Unternehmer sie versetzte, schlechter hatten als vorher in der Fabrik. Dieselbe Wirkung liegt in der Versicherungsgesetzgebung, die nur zum kleinsten Teil auch für die Heimarbeit gilt.

Es ist daher seit langem ein oft gehörter Wunsch, diese Schutz- und Versicherungsgesetze auf die Heimarbeit auszudehnen. Aber es liegt in der Sache selbst, daß damit das Wichtigste und Entscheidende nicht getan wäre. Denn der eigentliche Verbindungspunkt zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ist in der Heimarbeit allein der Lohn. Will man in der Heimarbeit die Arbeitszeit beschränken, so ist hier das Entscheidende: höherer Lohn. Dasselbe gilt hier im Grunde vom Arbeitsraum: je höher der Lohn, um so hygienischer richtet ihn sich der Arbeiter ein, und umgekehrt. Auch die Versicherungsgesetzgebung hat so lange in der Heimarbeit nicht ihren vollen Wert, als der Unternehmer um den ihm auferlegten Versicherungsbeitrag einfach den Lohn herabsetzt — wie ich es bei Dütenkleberinnen in Hirschberg in Schlesien gefunden habe. Kurz, um einen wirklichen Schutz zu gewähren, gibt es nur das eine Mittel in der Heimarbeit: durch Zwang des Staats die Vereinbarung und Durchführung von Lohntarifen zu erzwingen, wie sie beispielsweise bei den Buchdruckern und Brauern in freier Übereinkunft der Arbeiterorganisation und des Unternehmerverbandes zustande kommen, in der organisationsunfähigen Hausindustrie aber fast nie erreicht werden und fast nie von Dauer sind.

Daß diese Erkenntnis nun auch in der Arbeiterbewegung Raum gewonnen hat, war eins der erfreulichsten Symptome des Heimarbeiterschutzkongresses. Von den Gewerkschaften Deutschlands einberufen und im Gewerkschaftshaus zu Berlin tagend, war der Kongreß durchaus ein Werk der organisierten Arbeiterschaft. Aber die Führer der Gewerkschaftsbewegung hatten richtig erkannt, daß eine „rein sozialdemokratische Veranstaltung", wie der Kongreß von einer konservativen Preßkorrespondenz genannt worden ist, den gewünschten Erfolg nicht haben würde. Um auch in der bürgerlichen Presse, in den bürgerlichen Parteien, im ganzen Volk das Gewissen wachzurufen für diese im ernstesten Sinne das ganze Volk angehende Sache, bedurfte es der Mitarbeit von Nichtsozialdemokraten. Und wenn auch leider die Regierung „nicht in der Lage" war, einen offiziellen

Vertreter zu senden, sondern nur indirekt durch die Anwesenheit zahlreicher Gewerbe-Inspektoren ihr Interesse zeigte, wenn auch die bürgerlichen Reichstagsabgeordneten außer zwei Mitgliedern der Freisinnigen Vereinigung ebensowenig wie im Reichstag sichtbar waren, wenn auch die christlichen Gewerkschaften unter keineswegs durchschlagend erscheinenden Gründen von der großen gemeinsamen Kundgebung fortblieben, so war es doch ein Allgemeiner Heimarbeiterschutz-Kongreß, auf dem politisch getrennte Gruppen so gut mit einander arbeiteten, wie es überhaupt bei einer solchen dreitägigen Massenversammlung möglich ist. Neben einem Vertreter des Schneiderverbandes war der bekannte Hygieniker Prof. Sommerfeld der Hauptreferent; neben zwei Gewerkschaftsführern saß Prof. Francke, der Herausgeber der Sozialen Praxis als Präsident; ihm übertrug man das zusammenfassende Schlußwort und den Ausdruck des Wunsches nach weiterer gemeinsamer Arbeit, die trotz alles Trennenden in der Politik auf diesem Boden möglich und nötig ist; den bürgerlichen Vertretern wurde durch Änderung der Rednerliste die vollste Redefreiheit gesichert, so daß unter anderen Prof. Sombart in meisterhafter Rede die Hauptpunkte hervorheben und der berliner Privatdozent Dr. Weber durch lebhaften Hinweis auf das Wichtigste, den staatlichen Zwang zur Tarifgemeinschaft, die Resolution des Kongresses nützlich beeinflussen konnte.

Diese Resolution, die zuletzt einstimmig angenommen wurde, ist noch nicht ein Vademekum für Gesetzgeber und Verwaltungsbeamte, das ihnen sagt, was in jedem einzelnen Falle des Heimarbeitsproblems zu tun sei; aber es ist der Ausdruck des sittlichen Postulats, daß der Staat hier eingreifen müsse, und der Hinweis auf die Richtung, in der vorzugehen ist. In diesem Sinne haben alle Delegierten zugestimmt, auch der Schreiber dieser Zeilen, der im einzelnen gegen manche Punkte der Resolution Bedenken vorzubringen hatte.

Inzwischen haben nun Männer von rechts und links gezeigt, wie man einen solchen Kongreß nicht ansehen darf: nämlich als eine Parteisache! Das ist er für die Fanatiker des ausschließlichen Klassenkampfes auf beiden Seiten, nicht aber für die national und sozial empfindenden Politiker, die über allem Trennenden das Eine nicht vergessen: daß wir alle Deutsche sind, und daß es sich um das Wohl unseres ganzen Volkes handelt.

Die äußerste Linke stimmt mit der äußersten Rechten darin überein, daß der Kongreß eine ausschließlich sozialdemokratische Leistung war. Für beide ist die Mitarbeit all der Männer und Frauen aus der bürgerlichen Sozialpolitik nichts.

Aber diese bürgerlichen Sozialpolitiker haben ihre Lebensaufgabe darin gesetzt, außerhalb der scheinbar materialistischen, tatsächlich aber hyperideologischen Internationalitätspartei und innerhalb des endlich gewonnenen nationalen Reichsgedankens für Gerechtigkeit und Volkswohl zu arbeiten. Was dazu dienen kann, das wird einfach getan, und sei es eine Mitarbeit, die mit einem Fußtritt gedankt wird.

Jedoch wäre es unwahr, wenn ich nicht erwähnte, daß die Gewerkschaften selbst es weder auf dem Kongresse noch nachher in ihrer Presse irgendwie an

Anstand haben fehlen lassen. Sie haben es gut verstanden, das sich ergänzende Zusammenwirken von Theorie und Praxis zu ermöglichen. Und tatsächlich sind die bürgerlichen Sozialpolitiker und die proletarischen Organisationen einander in dieser Sache gegenseitig unentbehrlich. Der ganze theoretische Unterbau ist bis auf die Grundsteinlegung, die das Verdienst von Marx war, hier von der bürgerlichen Nationalökonomie geschaffen worden. Und auch in der Ausarbeitung der wirklichen Reformmöglichkeiten sind hier seit Jahren die bürgerlichen Sozialpolitiker die Führenden gewesen. Damit aber etwas zustande komme, dafür ist der Druck der Arbeiter das Entscheidende! Zwar ist es dem rastlosen Kämpfer für Kinderschutz, dem Lehrer Agahd, gelungen, alle Parteien und schließlich die Reichsregierung zu gewinnen und so innerhalb eines Jahrzehnts schon einen ersten Erfolg zu erreichen; und ebenso ist auch beim Heimarbeiterschutz die Unterstützung aller Parteien zu erstreben. Aber ein energischer Schutz greift hier viel tiefer ins kapitalistische System ein. Die Widerstände sind hier viel stärker. Der bürgerliche Sozialpolitiker hätte wenig Hoffnung, sie zu überwinden, wenn nicht die wachsende Macht der Arbeiterklasse, auf Grund des Reichstagswahlrechts, als starker Bundesgenosse neben ihm stände.

Abendlicht.

Das Hochgebirge lag wie ein Geschmeide,
Das ausgebreitet ruht auf matter Seide.
Mit Eis und Schnee die weißen Firne brannten,
In rotes Gold gefaßt, wie Diamanten . . .
Nach Innen hat, von all' dem Glanz geblendet,
Die Seele ihre Augen da gewendet:
Bedenkend meines Lebens Gang und Grenzen,
Seh' auch in ihm ich ferne Höhen glänzen,
Von einem goldnen Schimmer noch umfangen
Der lieben Sonne, die zur Ruh gegangen,
Und eine längst verstummte Stimme spricht:
„Herz, auch um deinen Abend wird es licht!"

Aus der Sammlung: „Planegg. Ein Dank aus dem Walde. In Versen von Wilhelm Langewiesche." Verlag von C. H. Beck in München.

Aus neuen Shakespeare-Übersetzungen Otto Gildemeisters.

Von

Heinrich Spies.

Wie ich den Lesern der Deutschen Monatsschrift bereits in meinem Nachruf für Otto Gildemeister (Deutsche Monatsschrift, August 1903) kurz mitteilen konnte, birgt sein Nachlaß vier bisher noch nicht veröffentlichte Übersetzungen Shakespearescher Dramen: Romeo und Julia, Othello, Lear und Macbeth. Von diesen ist der König Lear eine Jugendarbeit aus längst entschwundenen Tagen. Gildemeister hatte ihn in grenzenloser Begeisterung für den großen Briten schon mit 17 Jahren ins Deutsche übertragen und dann allerdings, dank übereifriger Selbstkritik, sein ganzes langes Leben hindurch fast nur als eine Jugenderinnerung in der Truhe verwahrt. Die schon dem Jüngling eigene Gewissenhaftigkeit zeichnete den 19. November 1840 als den Tag der Vollendung in das zierlich-feine Manuskript der Reinschrift ein. Romeo und Julia, Othello und Macbeth dagegen sind Werke des erprobten Übersetzungs- und Sprachkünstlers. Romeo und Julia deutet mit dem Datum seiner Beendigung, dem 13. März 1870 als dem Geburtstage Gildemeisters, fast symbolisch auf die Gunst der Stimmung hin, die der Tragödie der Liebe zu einer einfach meisterhaften, zum innersten Herzen sprechenden Wiedergabe verholfen hat. Othello (12. Oktober 1871) und ganz besonders der Macbeth (erster Entwurf 12. August 1871, gründlich umgearbeitete Reinschrift 31. August 1871) lassen fast die Stimmungen durchklingen, die sich im Herzen Gildemeisters auslösten, als ihn das Vertrauen seiner Mitbürger gleich nach Begründung des auch von ihm heiß ersehnten Deutschen Reichs zum erstenmal an die arbeitsreiche, aber ehrenvolle Leitung des Bremer Staats berufen hatte. Wie innig Gildemeister die von Shakespeare auf die Bühne gestellten Probleme und Charaktere sein lebelang bewegten, und wie er die Gedankentiefe Shakespeares auszuschöpfen verstand, werden außer manch feiner Filigranarbeit in den Übersetzungen die der Ausgabe im Anhang beigegebenen, aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens stammenden Erläuterungen zum Othello, zum Lear und zum Macbeth aufs neue dartun.

Die freundliche Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer ermöglicht es mir schon jetzt, im folgenden einige Proben aus den neuen Übersetzungen zu geben, die zwar nicht einen geschlossenen Gesamteindruck erwecken können, aber doch einen Vergleich mit der Schlegel-Tieckschen Übersetzung u. a. ermöglichen, und wie ich zuversichtlich hoffe, der Übersetzungskunst Otto Gildemeisters manch neuen Freund zu den alten hinzugewinnen werden.

* * *

I. Aus Romeo und Julia (III, 5).

Julia: Willst du schon gehn? der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigal und nicht die Lerche,
Die eben dein erschrocken Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub' mir mein Freund, es war die Nachtigal.

Romeo: Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Und nicht die Nachtigal. Sieh, neidische Streifen
Umsäumen das Gewölk im Osten schon.

Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Und auf den Zehen steht der muntre Tag
Dort auf den dunst'gen Hügeln des Gebirgs.
Ich flieh' und lebe, oder bleib' und sterbe.

Julia: Das Licht ist nicht der Tag; ich kenn' es wohl,
Es ist ein Luftbild, das die Sonn' aushaucht,
Dein Fackelträger durch die Nacht zu sein,
Zur Leuchte deines Weges nach Mantua.
Drum weile noch; du brauchst noch nicht zu gehn.

Romeo: Laß sie mich greifen, mich zum Tode führen,
Ich will's zufrieden sein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der blasse Abglanz nur von Cynthia's Stirn;
Auch ist's die Lerche nicht, von deren Schall
Hoch über uns des Himmels Wölbung klingt.
Mehr als des Gehns bin ich des Bleibens froh;
Komm Tod, willkommen! Julia will es so.
Nun, Liebste, plaudern wir; es tagt noch nicht.

Julia: Entflieh! hinweg! das ist des Tages Licht;
Es ist die Lerche, die mistönend singt
Mit heisrer Dissonanz und grellem Schmettern.
Die Lerche, sagt man wohl, hat süßen Schlag;
Doch jene nicht; die schlägt die Scheidestunde.
Die Lerch' und Kröte, sagt man, tauschen Augen;
O hätten sie die Stimmen auch getauscht,
Weil Arm von Arm uns diese Stimme schreckt,
Dich jagend, wie das Horn den Jäger weckt.
Und nun geh fort! schon lichter wird's und lichter.

Romeo: Und unsres Kummers Nacht wird dicht und dichter.

Die Amme tritt auf.

Amme: Fräulein.

Julia: Was ist's?

Amme: Die gnäd'ge Mutter kömmt zu eurer Kammer.
Seid auf der Hut; man regt sich schon im Haus. (Ab.)

Julia: Dann, Fenster, laß Licht ein und Leben aus.

Romeo: Lebwohl, lebwohl! ein Kuß und fort sodann. (Romeo steigt hinab.)

Julia: So bist du fort? mein Freund, mein Glück, mein Mann!
Laß von dir hören jeden Tag der Stunde;
Denn die Minut' ist viele Tage lang.
Ach, so gerechnet, werd' ich hochbejahrt sein,
Eh ich dich wiederseh', mein Romeo.

Romeo: Lebwohl; versäumen werd' ich keine Stunde,
Die Grüße senden kann von meinem Munde.

Julia: O glaubst du daß wir uns je wiedersehn?

Romeo: Ich zweifle nicht, und all dies Leiden soll
Zu süßen Plauderein uns künftig dienen.

Julia: O Gott, ich hab' ein unglückahnend Herz;
Mich dünkt, ich säh' dich, nun du unten bist,
Wie einen Todten tief in einer Gruft.
Mein Auge trügt mich, oder du bist bleich.

Romeo: Und glaub' mir, daß ich dich nicht anders seh';
Der Schmerz trinkt unser Blut. — Ade! ade! (Ab.)

* * *

II. Aus Othello (II, 1).

Desdemona: Aber welches Lob könntest du an eine Frau wenden, die
es in Wahrheit verdient, eine Frau die in der Sicherheit
ihres Wertes kühnlich den Spruch der Bosheit selbst
herausfordern könnte?

Jago: Ein Weib das schön ist und von Hochmut frei,
Geschickt im Reden, doch nie laut dabei,
Das, reich an Gold, nach Putz und Prunk nicht fragt,
Und weiß „jetzt könnt' ich!" [,] doch dem Wunsch entsagt;
Sie, die, gekränkt, wenn Rache nah zur Hand,
Die Kränkung hinnimmt und den Zorn verbannt,
Die niemals blind in Sachen des Geschmacks
Den Stockfischkopf vorzieht dem Schwanz vom Lachs,
Die denken kann und bleibt doch still und stumm,
Anbeter folgen sieht und schaut nicht um,
Die wäre wert, wenn irgend aufzutreiben, —

Desdemona: Die wäre wert?

Jago: Narren zu säugen und Hausbier anzuschreiben.

* * *

III. Aus König Lear (I, 1).

Lear: Wir wollen unsren noch verborgnen Plan
Indeß entwickeln. — Gebt die Charte. — Wißt,
Wir haben unser Reich in drei zertheilt
Und sind entschlossen, Sorgen und Geschäfte
Von uns'rem Alter ab auf jüng're Kraft
Zu wälzen, während wir der Bürd' enthoben
Der Gruft zu schleichen. — Unser Sohn von Cornwall,
Und Ihr, gleich theurer Sohn Albanien,
Wir sind jetzt fest gewillt, für unsre Töchter
Die Mitgift auszusetzen, um in Zukunft
Streit zu vermeiden. Frankreich und Burgund, sie beide
Um uns'rer jüngsten Tochter Liebe werbend,
Sind lang an unsrem Hofe schon als Freier
Und soll'n jetzt Antwort haben. — Sagt mir[,] Töchter:
(Weil wir uns heut entkleiden woll'n der Herrschaft,
Des Landbesitzes und der Staatsgeschäfte)
Wer, soll'n wir sagen, liebe uns am meisten,
Damit wir da die reichsten Gaben spenden,
Wo das Verdienst es fordert? Goneril,
Du, unsre Erstgeborne, sprich zuerst.

Goneril: Mein Fürst, ich lieb' Euch mehr als Worte sagen,
Mehr als der Augen Licht, als Luft und Freiheit;
Als Alles, was für reich und selten gilt,
Als Leben, Reiz, Gesundheit, Schönheit, Ehre,
So sehr, als je ein Kind den Vater liebte;
Mit einer Liebe, die den Athem arm
Und Worte machtlos läßt; und über dies,
In noch weit größrem Maaße lieb' ich Euch.

Cordelia (Leise): Was soll Cordelia thun? — sie liebt und schweigt.

Lear: Dies ganze Land, von dieser Mark zu jener,
Voll schattenreicher Forste, offner Fluren,

Flutreicher Ström' und weitgesäumter Matten,
Sollst ewig Du, dein und Albaniens Stamm
Beherrschen. — Was sagt unsre zweite Tochter,
Die theure Regan, Cornwalls Gattin? Rede.

Regan: Ich bin von dem Metall, wie meine Schwester,
Und schätze ihr mich gleich. Sie nennt den wahren
Bestand der Lieb' in meinem treuen Herzen.
Nur kommt sie noch zu kurz; denn ich erkläre,
Daß ich ein Feind von allen Freuden bin,
Die in der Sinne reichstem Umkreis wohnen,
Und finde in der Liebe Eurer Hoheit
Mein einzig Glück.

Cordelia (Leise): Arme Cordelia dann!
Und doch nicht arm, da ich mein Herz weit reicher
Als meine Zunge weiß.

Lear: Dir und den Deinen bleibt als ew'ges Erbteil
Dies weite Drittheil unsres schönen Reiches,
An Größe, Werth und Anmuth nicht geringer,
Als Goneril's Theil. — Jetzt unsres Herzens Freude,
Die jüngste, doch geringste nicht, um welche
Die Weine Frankreichs und die Milch Burgund's
Wetteifernd werben, sprich, was kannst du sagen,
Ein reichres Loos zu ziehn, als deine Schwester?

Cordelia: Nichts, Herr.

Lear: Nichts?

Cordelia: Nichts.

Lear: Nichts kann von Nichts nur kommen; sprich noch einmal.

Cordelia: Ich Ärmste kann mein Herz nicht in den Mund
Hinseufzen; doch ich liebe Eure Hoheit,
Wie's meine Pflicht gebeut, nicht mehr, nicht minder.

Lear: Wie, Tochter? wie? — verbeß're deine Worte;
Sie stör'n sonst wohl dein Glück.

Cordelia: Mein lieber Herr,
Ihr zeugtet, nährtet, liebtet mich, und ich
Erwidre Euch, wie recht ist, diese Wohlthat,
Gehorche, liebe Euch und ehr' Euch hoch.
Warum vermählten meine Schwestern sich,
Da sie doch sagen, daß sie Euch nur lieben?
Wenn ich heirathe, nimmt vielleicht der Mann,
Der meinen Ring empfängt, halb meine Liebe,
Halb meine Pflicht und Sorge mit sich fort.
Traun, nie vermähl' ich mich, wie meine Schwestern,
Euch ganz zu lieben.

Lear: Stimmt dein Herz dem aber bei?

Cordelia: Ja, lieber Herr.

Lear: So jung und schon so lieblos.

Cordelia: So jung, Herr, und so wahr.

Lear: Gut, so sei deine Wahrheit denn dein Mahlschatz;
Denn bei dem heil'gen Strahlenkranz der Sonne,
Bei Hekate's und bei der Nacht Mysterien,
Bei aller Sphären Macht, durch die wir sind
Und unser Dasein enden, Hier entsage

Ich allen Vatersorgen, der Verwandtschaft
Und jedem Recht des Blutes, eine Fremde
Sei meinem Herzen du fortan und mir
Der wilde Scythe, oder der zur Mahlzeit
Die eignen Kinder macht, um seine Gier
Zu stillen, soll meinem Busen näher stehn,
Mehr Mitleid und Erquickung bei mir finden,
Als du, dereinst mein Kind.

* * *

IV. Aus Macbeth (II, 1).

Macbeth: Geh, sag' der Lady, wenn mein Trunk bereit sei,
Soll sie die Glocke ziehn. Dann geh zu Bett.
(Der Diener ab.)
Ist dies ein Dolch, den ich da vor mir sehe,
Den Griff mir zugekehrt? — Komm, laß dich fassen! —
Ich hab' dich nicht, und doch seh' ich dich noch.
Bist du nicht, dräuendes Bild, der Hand erreichbar
Wie meinen Augen? oder bist du bloß
Ein Dolch des Geistes, eine falsche Schöpfung,
Entsprungen aus dem fieberschwülen Hirn?
Ich seh' dich immer noch, an Form so greifbar
Wie dieser, den ich zieh'.
Du zeigst den Weg mir, den ich gehen wollte,
Und solch ein Werkzeug wollt' ich ja gebrauchen. —
Mein Aug' ist nur der Narr von meinem Sinn,
Wenn's nicht der klügste ist. — Ich seh dich noch,
Und nun auf Griff und Klinge Tropfen Bluts,
Was erst nicht war. — Nein, nichts davon ist da.
Es ist das blut'ge Werk, das für mein Auge
So Form gewinnt. — Jetzt liegt die halbe Welt
Still wie der Tod, und böse Träume täuschen
Den dichtverhängten Schlaf; die Hexen opfern
Der bleichen Hekate; der hagre Mord,
Geweckt von seiner Schildwacht, von dem Wolf,
Deß Heulen sein Signal ist, mit Tarquins
Lüsternen Schritten schleicht er an sein Werk
Wie ein Gespenst. Du sichre, feste Erde,
Hör' meinen Fuß nicht, wo er geht, daß nicht
Die Steine selbst mein Wohinaus verraten,
Und diese Stund ihr stilles Graun verliert,
Das zu ihm stimmt. —
Dieweil ich drohe, lebt er. Worte sind
Für's heiße Glühn der That zu kalter Wind.
(Die Glocke läutet.)
Ich geh', dann ist's gethan; die Glocke ruft mich.
Hör' es nicht Duncan! Denn dies Grabgeläut
Ruft dich gen Himmel oder Hölle heut. (Ab.)

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

16. April 1904.

Die beiden wesentlichen politischen Tatsachen, die wir in unserer letzten Monatsschau hervorhoben, die fortdauernde Lokalisierung des Krieges im fernen Osten und die Wahrung des Friedens auf der Balkanhalbinsel, sind auch im Laufe der letzten vier Wochen bestehen geblieben. Während aber die Zustände in der Türkei und in den kleinen Balkanstaaten sich so zu konsolidieren scheinen, daß eine längere Friedensperiode wahrscheinlich wird, führt die Entwicklung der russisch-japanischen Angelegenheiten einer blutigen Entscheidung entgegen, die eher auf die Perspektive eines langwierigen Krieges als auf einen baldigen Friedensschluß hinweist.

Auf der Balkanhalbinsel sind es drei Ereignisse, denen die erfreuliche Wendung zum Besseren zuzuschreiben ist: die endliche Bereitwilligkeit der Pforte, das Reformprogramm von Mürzsteg, das trotz aller Intriguen aufrecht erhalten blieb, durchzuführen, und sich die Kontrolle der europäischen Kommissare gefallen zu lassen, die, unter der Leitung des von den cretischen Wirren her in bestem Andenken stehenden italienischen Generals de Georgis, in geographisch streng getrennten Gebieten, ihrer besonderen Aufgabe nachgehen werden. Deutschland hat dabei zwar gleichfalls einen Kommissar, den Major von Alten, hingeschickt, aber prinzipiell eine direkte Anteilnahme abgelehnt. Wir haben uns, wie bisher, darauf beschränkt, die Gegensätze auszugleichen und dem russisch-österreichischen Programm die Anerkennung aller Teile zu sichern. Es läßt sich jetzt hoffen, daß in der Tat ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern auf diesem blutgetränkten Boden erreicht wird und damit eine Periode ruhiger Entwicklung ihren Anfang nimmt. Einen zweiten Fortschritt bedeutet die friedliche Regelung der bulgarisch-türkischen Differenzen. Die durch den bulgarischen Agenten Natschewitsch geführten Verhandlungen haben, unter Beihilfe der Mächte, dahin geführt, daß die Pforte eine sehr weit gefaßte Amnestie erlassen hat, welche den zahlreichen kompromittierten Bulgaren und Makedoniern die Rückkehr nach Makedonien möglich macht, während Bulgarien als Gegenleistung die Verpflichtung auf sich genommen hat, die Bildung neuer Banden zu verhindern und damit die revolutionierende Tätigkeit des makedonischen Komitees zu unterbinden. Man wird daraus freilich den Schluß ziehen, daß bei gutem Willen der bulgarischen Regierung dieses Ziel schon früher hätte erreicht werden können; aber die Neigung zu Rekriminationen ist geschwunden.

Auch hat die Pforte sich dazu bequemen müssen, mit Bulgarien nicht wie mit einem tributpflichtigen Vasallen, sondern wie mit einer selbständigen Macht zu verhandeln, die entschlossen schien, zum Schwerte zu greifen, wenn sie mit ihren Wünschen nicht Gehör fand. Und diese nicht zu übersehende Tatsache, welche die Bedeutung Bulgariens in der politischen Welt ohne Zweifel gesteigert hat, mag die Bulgaren darüber getröstet haben, daß der großbulgarische Gedanke, aus dem die makedonische Bewegung hervorgegangen ist, bis auf weiteres aufgegeben werden mußte. Wir sagen bis auf weiteres, weil sich nicht annehmen läßt, daß eine so tief greifende Agitation wie die der letzten Jahre es war, ohne nachhaltige Spuren bleiben sollte. Seit aber Rußland sich vom Programm von San Stefano losgesagt hat, sind die Aussichten für das größere Bulgarien so erheblich gemindert, daß ganz neue Verhältnisse eintreten müßten, wenn es einmal Wirklichkeit werden sollte.

Das dritte endlich ist, daß König Peter von Serbien die Möglichkeit gefunden hat, die Mitschuldigen an der Ermordung König Alexanders vom Belgrader Hof zu entfernen, und daß damit Serbien in geordnete Beziehungen zu den übrigen Mächten getreten ist. Auch das ist politisch wichtig und mag auf die Haltung Bulgariens zurückgewirkt haben, da diese slavischen Bruderstaaten rivalisierende Interessen darstellen und eben durch ihre Rivalität ein gewisses, dem Frieden günstiges Gleichgewicht aufrecht erhalten. Da Rumänien und Griechenland es vorteilhafter finden, daß ihre Volksgenossen unter einer reformierten türkischen Obrigkeit stehen, und den nationalen und kirchlichen Fanatismus der Bulgaren fürchten, läßt sich darauf rechnen, daß auch von ihrer Seite die Reformarbeit, auf deren Erfolg schließlich alles ankommen wird, möglichste Förderung finden wird.

Zu richtiger Würdigung der Lage im fernen Osten ist die politische von der militärischen Seite der Frage streng zu scheiden. Politisch stehen Rußland und Japan, trotz ihrer offiziellen Bundesgenossen Frankreich und England, einander allein gegenüber. Denn die beiden europäischen Westmächte haben inzwischen für nützlich befunden, Vereinbarungen zu treffen, die, wenn sie auch nicht den Charakter einer Allianz tragen, doch nichts unwahrscheinlicher erscheinen lassen, als daß sie in entgegengesetzten Lagern sich der Gefahr eines Krieges aussetzen sollten. Doch davon werden wir noch in anderem Zusammenhange zu reden haben. Vorläufig beschränken sich Frankreich und England darauf, ihren respektiven Bundesgenossen eine freundliche Neutralität zu erweisen, wobei das französische Wohlwollen für Rußland mehr in Worten, das der Engländer für Japan mehr in Taten seinen Ausdruck findet. Denn daß das Vordringen Englands in Tibet nur im Hinblick auf die Gegnerschaft Rußlands und Japans unternommen werden konnte, und daß danach der tatsächliche Ausbruch des Krieges der Younghusbandschen Expedition Aussichten auf einen durchschlagenden Erfolg eröffnete, die undenkbar waren, wenn Rußland seine Hände frei gehabt hätte, darüber wird in allen Kreisen, welche der großen Politik aufmerksam folgen, wohl nur eine Meinung sein. Der Vizekönig von Indien, Lord Curzon,

und der Oberbefehlshaber der indischen Truppen, Viscount Kitchener, haben den Augenblick für geeignet gehalten, um die „Glacis von Indien" zu sichern, und vom englischen Standpunkt aus wird man ihnen nur recht geben können, so unbequem es auch dem russischen Rivalen sein mag, diese Erweiterung der englischen Einflußsphäre dulden zu müssen.

Ob die Neutralität Chinas sich auf die Dauer wird aufrecht erhalten lassen, ist zweifelhaft geworden. Dagegen haben die Vereinigten Staaten, die ursprünglich Neigung zu zeigen schienen, durch ihre Haltung den Japanern eine indirekte Unterstützung zu gewähren, neuerdings insofern einen Rückzug auf das Feld strikteſter Neutralität angetreten, als sie die bereits erfolgte Ernennung von Konsuln in den strittigen mandschurischen Häfen tatsächlich außer Wirksamkeit gesetzt haben.

So haben also Rußland und Japan einander allein gegenübergestanden, und wenn bis zur Stunde die Landmacht der beidem Gegner noch im Aufmarsch begriffen ist und irgend erhebliche Zusammenstöße an den meist vorgeschobenen Posten noch nicht stattgefunden haben, so steht doch bereits fest, daß die Überlegenheit zur See den Japanern gehört. Namentlich seit dem tragischen Untergang des Admirals Makarow mit dem Petropawlowsk ist die Aussicht, daß eine Wendung zum Bessern im Golf von Petschili für die Russen eintreten sollte, nur noch außerordentlich gering. Auch der geplanten Entsendung des russischen baltischen Geschwaders in den fernen Osten wird man nicht ohne Sorge entgegensehen. Die Schwierigkeit des Aufnehmens von Kohlen auf hoher See bedeutet für Rußland einen Nachteil, mit dem Japan nicht zu rechnen hat. Auch läßt sich schwerlich erwarten, daß die Geschwader von Port Arthur und Wladiwostok, die, wie die Erfahrung gezeigt hat, durch die von den Japanern gelegten Minen auf das ernsthafteste gefährdet sind, bei einer Entscheidung auf hoher See werden mitwirken können. Immerhin aber ist auch ein großer russischer Erfolg nicht undenkbar. Der Genius und die Kühnheit der Führer können auch das Unwahrscheinliche möglich machen, und da ein Sieg des russischen Hilfs-Geschwaders die gesamte Kriegslage in durchschlagender Weise zu Gunsten Rußlands ändern müßte, ist es sehr wohl verständlich, daß die höchsten Anstrengungen gemacht werden, dieses Ziel zu erreichen. Daß England infolge seines jüngsten Abkommens mit Frankreich der Neutralisierung des Suezkanals rücksichtslos beigetreten ist, mindert das Risiko des Unternehmens für Rußland, wenn es auch die Nachteile nicht aufhebt, welche durch die geographischen Voraussetzungen dieses Krieges bedingt sind.

Das Wesentliche aber wird doch immer der Ausgang der Kämpfe sein, die sich auf dem festen Lande abspielen werden. Japan hat seinen Aufmarsch in Korea bis zum Jalu hin, an dem starke russische Verschanzungen sie erwarten, nahezu vollendet, und wenn diese Zeilen unsern Lesern vorliegen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Frage bereits entschieden sein, ob der Oberkommandierende General Kuropatkin die Position halten oder die hier liegenden

Truppen nach Norden gegen Mukden zurückziehen will, wo die russische Hauptmacht sich konzentriert. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß er die japanische Armee tiefer ins Land hineinziehen will, um sie von ihrer Basis und namentlich von der Unterstützung durch die überlegene Flotte des Admirals Togo zu entfernen.

Der russische Aufmarsch hat sich weit günstiger vollzogen, als von Pessimisten, denen die Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn zweifelhaft war, angenommen wurde. Es ist allerdings eine imposante Macht, die sich hier vereinigt und der Aufmarsch von West nach Ost geht ohne jede Unterbrechung weiter, eine militärische Völkerwanderung, die ungeheure Ansprüche an die Umsicht des russischen Generalstabes stellt. Für die Verpflegung scheint der Statthalter Alexejew auf Monate hinaus in seiner Provinz Sorge getragen zu haben, die Kontrolle des Lieferungswesens ist ganz in militärische Hände gelegt worden, so daß sich hoffen läßt, daß die ungeheuren Unterschleife, die noch im letzten türkischen Kriege die russische Armee empfindlich schädigten, in diesem Kriege nur eine geringe Rolle spielen werden. Ganz außerordentliche Anstrengungen werden zur Konzentrierung einer Kavallerie von erdrückender Überlegenheit gemacht, kurz man gewinnt den Eindruck, daß General Kuropatkin alles daransetzen wird, um durch große Erfolge die unglückliche Wendung des Seekrieges auszugleichen. Russischerseits ist der Juni, ev. sogar der Juli als Zeitpunkt genannt worden, an dem die Armee sich in Bewegung setzen dürfte. Bis dahin wird die russische Heeresleitung offenbar bemüht sein, den Japanern ihren Vormarsch zu erschweren, ohne ihn ganz zu behindern. Denn je weiter die japanische Armee sich von Korea entfernt, um so gefährlicher muß ihr eine Niederlage werden.

Doch das alles sind zurzeit noch Mutmaßungen und Wahrscheinlichkeitserwägungen. Wir haben absolut keine Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der japanischen Infanterie. Die Kavallerie ist gewiß der russischen nicht gewachsen, die Stärke der japanischen Artillerie wohl ebenfalls der russischen nicht gleichzusetzen.

Daß der Ausgang des Krieges, wie immer er fallen mag, eine Wendung in der Entwicklung Asiens und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den Beziehungen der europäischen Mächte zu einander bedeuten muß, läßt sich schon heute erkennen. Denken wir uns das Ziel Japans erreicht, so sehen wir die Mandschurei wieder in Händen der in japanische Schulung übergegangenen Chinesen und Rußland vom stillen Ozean abgedrängt. Siegt Rußland, so wird Japan auf seine Inseln zurückgeworfen, und zur Halbinsel Liautung fällt auch Korea in den Machtkreis des russischen Einflusses, während in China das japanische Übergewicht auf lange zurückgedrängt wird. Daß, wie immer die Dinge sich entwickeln mögen, Japan über die Mandschurei hinausgreift, kann eben so sicher als ausgeschlossen gelten, wie bei einem Erfolge der russischen Waffen die Bedrohung oder gar eine Gefährdung Japans in seiner Inselwelt. In beiden Fällen aber muß das schließliche Resultat zu einer für England ungünstigen Weltlage führen. Denn das von der östlichen Südsee abgedrängte Rußland kann nicht anders als einen Ausweg zum persischen und indischen Ozean suchen, während ein sieg-

reiches in Korea und in der Mandschurei dominierendes Rußland so an Prestige gewinnt, daß der Rückschlag sich notwendig in Britisch-Asien fühlbar machen muß. Es ist kaum möglich, eine andere Lösung zu denken, sobald man weitere Zeiträume ins Auge faßt, vorausgesetzt, daß nicht innere Schwierigkeiten finanzieller oder politischer Natur (wir denken an einen immerhin möglichen Erfolg der auf eine radikale Verfassungsänderung hinarbeitenden Parteien) lähmend dazwischen treten. Aber selbst dann ist es nicht ausgeschlossen, daß die einen elementaren Charakter tragende asiatische Politik Rußlands über kurz oder lang wieder aufgenommen werden sollte.

Gewiß hat die überaus nervös gewordene öffentliche Meinung Englands sich, von solchen Erwägungen ausgehend, dazu bestimmen lassen der Regierung ihre neue französische Entente-Politik aufzunötigen. Denn daran muß festgehalten werden: die Initiative zu der nunmehr perfekt gewordenen Verständigung Englands und Frankreichs über Marokko, Egypten, Siam, Newfoundland, gehört nicht der englischen Regierung, sondern einer Reihe mächtiger und einflußreicher Zeitungen und Journale, vor allem der Times und der National Review, die in dieser Hinsicht als die Verbündeten des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Delcassé, anzusehen sind. Diese Aktion trat mit dem Jahre 1901 unter der Maske der Propaganda für eine russisch-englisch-französische Allianz auf, deren Spitze sich gegen Deutschland richten sollte. Sie fand daher lauten Beifall bei den germanophoben Politikern der ganzen Welt, speziell den russischen, tschechischen, ungarischen und französischen Politikern und wurde von Berlin und Wien lebhaft durch die hetzenden und verläumdenden Artikel des dortigen Times-Korrespondenten gefördert. Die falsche Karte im Spiel war, daß man dabei den Gegensatz der englischen und russischen Interessen, obgleich sie gerade damals fast an allen Konfliktspunkten sich fühlbar machten, gleichsam eskamotierte und dadurch in Frankreich den Boden für eine Verständigung mit England über den Kopf Rußlands hinweg vorbereitete. Die letzten entscheidenden Züge, auf die wir in unseren Monatsübersichten nachdrücklich hingewiesen haben, waren die Reisen König Eduard VII. nach Paris, der Gegenbesuch des Präsidenten Loubet in London und die damals zwischen Herrn Delcassé und dem Marquis of Lansdowne gepflogenen Verhandlungen, endlich die Besuche, welche französische Kolonialpolitiker nach England und eine zahlreiche Gruppe englischer Parlamentarier nach Frankreich führten. Die jetzt veröffentlichten Verträge zeigen uns als Ergebnis eine wesentliche Stärkung Englands in Egypten, die Sicherung der rechten Flanke der indischen Position Großbritanniens durch das Abkommen über Siam und die Preisgebung Marokkos an den französischen Einfluß. Nebenher aber gehen noch zwei sehr wesentliche Erwägungen, von denen die Konventionen nicht reden, die aber zwischen den Zeilen liegen und die eigentlichen Motive des Verhaltens beider Mächte betreffen. Einmal galt es eine Kombination zu schaffen, die es England möglich machen sollte, über seine Bundespflichten Japan gegenüber hinweg zu kommen. Das war aber nur möglich, wenn Frankreich sich unter allen Umständen von

den ostasiatischen Dingen fern hielt. Ob darüber geheime schriftliche Versicherungen ausgetauscht worden sind, wissen wir nicht. Tatsache ist jedenfalls schon heute, daß Frankreich seine Allianz mit Rußland nur für europäische Verwickelungen gelten läßt, und daß man sich in Petersburg resigniert hat, auf Frankreich nicht zu rechnen. Das zweite aber ist die deutschfeindliche Tendenz, die gleichfalls ungeschrieben dieser Vereinbarung zu Grunde liegt: eine Verbindung des Revanchegedankens mit dem englischen Handelsneide und der lächerlichen Sorge Englands vor dem Anwachsen der deutschen Flotte, obgleich im Durchschnitt auf je 1 deutsches Kriegsfahrzeug 4 englische kommen! Gewiß ein Kompliment, wie es glänzender unserer Marine nicht gemacht werden kann. Daß aber die Sorge besteht, und daß wir in ihr ein Motiv jener englisch-französischen Entente erkennen müssen, hat die Rede gezeigt, die Sir Charles Dilke erst vor wenigen Tagen und nach Abschluß der Entente im englischen Unterhause gehalten hat.

Wir haben uns demgegenüber gefreut, daß der Reichskanzler in seiner Entgegnung auf die Angriffe, welche gegen unsere auswärtige Politik im Reichstage gerichtet wurden, darauf hinwies, daß einmal der Dreibund noch zu Recht bestehe, daß aber selbst ein isoliertes Deutschland stark genug sei, um niemanden fürchten zu müssen. Auch ist es keinem Menschen bei uns eingefallen, über Rüstungen und Flottenvermehrung anderer Mächte zu jammern. Denken wir uns aber, daß die englisch-französische Entente schließlich an die Ausführung des Programms der Times und der National Review, der Herren Chéradame, Blennerhasset, Kramarz und Genossen schreiten sollte, so glauben wir fest, daß unsere Flotte schon heute ausreicht, um eine erfolg- und ruhmreiche Defensive zu behaupten und daß inzwischen unsere Armee Gelegenheit finden könnte, sich auf französischem Boden den reichlichen Ersatz für allen Schaden zu holen, der unsern Handel und unsere Kolonien treffen könnte. Das soll gewiß keine Herausforderung sein, denn wir würden einen solchen Krieg, weil er nur zustande kommen kann, wenn er uns frivol aufgenötigt wird, unter allen Umständen für ein Unglück ansehen, aber wir meinen, daß wir ihn nicht zu fürchten brauchen. Und damit mag es genug sein, obgleich sich noch vieles sagen ließe. Einen Sieg der Presse über die verantwortlichen Leiter des Staates halten wir unter allen Umständen für ein böses Anzeichen, und auch in England und Frankreich wäre er nicht möglich gewesen, wenn die Ministerien hüben und drüben auf festeren Füßen ständen. Das ist aber nicht der Fall, wenn sich gleich nicht absehen läßt, wie lange das Ministerium Combes seine sozialistische und kirchenfeindliche Politik, die ohne Zweifel die Majorität der Nation gegen sich hat, wird behaupten können. Ebensowenig aber läßt sich vorhersagen, welche Wendung die englischen Dinge nehmen, nachdem Chamberlain von seiner Erholungsreise zurückgekehrt ist, und welche Rückwirkung auf die politische Haltung beider Staaten der weitere Verlauf des ostasiatischen Krieges haben wird.

Die Reise Kaiser Wilhelms ins Mittelmeer hat zu Begegnungen mit den Königen von Spanien und Italien geführt und persönliche Beziehungen geknüpft,

resp. weiter gefestigt, die nur von Nutzen sein können. Nach der italienischen Seite hin ist das bereits dadurch zu Tage getreten, daß die in letzter Zeit infolge irredentistischer Kundgebungen und der Schwierigkeiten, welche mit der makedonischen Krisis zusammenhingen, eingetretenen Mißverständisse in erfreulichster Weise ausgeglichen worden sind. Auch möchten wir darauf hinweisen, daß unser Kaiser auf besondere Anordnung König Eduards in Gibraltar und Malta ganz besonders glänzend und aufmerksam empfangen worden ist. Wir freuen uns, darin ein Gegengewicht gegen die böswillige Agitation zu erkennen, mit der wir zu rechnen haben.

In Südwestafrika hat der Aufstand der Hereros uns schwere Opfer gekostet; aber die Haltung unserer Truppen gerade in den schwersten Zeiten, da es noch an allen Verstärkungen mangelte, sowie im ganzen weiteren Verlauf des Kampfes, hat bewiesen, mit welchem Vertrauen wir auf Offiziere und Mannschaften blicken dürfen. Sie haben wie immer alles getan, was irgend an Opfermut moralischer und militärischer Leistungsfähigkeit von ihnen erwartet werden durfte. Aber allerdings rechnen wir jetzt auch mit aller Bestimmtheit darauf, daß unser Reichstag sich endlich der Pflichten erinnert, welche das Reich seinen Kolonien gegenüber hat, und auf deren Erfüllung die Nation drängt. Wir halten es für selbstverständlich, daß den materiell durch den Hereroaufstand Geschädigten ein voller Schadenersatz zu Teil wird und daß die Voraussetzungen zu einer Besiedelung der Kolonie in großem Stil geschaffen werden. In der Kolonialzeitung sind nach dieser Richtung eine ganze Reihe von Wünschen laut geworden, die durchaus dem entsprechen, was in den Kreisen gewünscht wird, die seit lange schon auf eine energischere Kolonialpolitik dringen. Wir sind so sehr vor den anderen Kolonialmächten im Rückstande, daß es ganz ungewöhnlicher Anstrengungen bedarf, wenn wir in den uns zugefallenen Gebieten den Grad der Kultur und der Sicherheit erreichen wollen, der bei unseren englischen und französischen Nachbarn längst erreicht ist. So lange wir kein selbständiges Kolonialamt haben, das über einen besser dotierten Etat verfügen kann, so lange für den militärischen Schutz der Kolonien nicht durch eine weit zahlreichere Schutztruppe gesorgt wird, die zum Kern für eine Kolonialarmee der Zukunft werden kann, so lange der Schneckengang unseres kolonialen Eisenbahnbaues nicht einem energischen Tempo weicht, dürfen wir auch nicht auf die Anziehungskraft der Kolonien für eine Kolonisation in größerem Maßstabe rechnen. Von der Besiedelung des Landes aber hängt wiederum seine Ertragsfähigkeit ab, die allein dem Handel eine Stätte bereiten und allmählich auch zu dem ersehnten Zustande führen kann, der den Kolonien die Möglichkeit gibt, ihre Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu bestreiten.

Leider haben die letzten Reichstagsverhandlungen wieder gezeigt, wie weit wir davon entfernt sind, daß diese einfachen Wahrheiten praktische Wirklichkeiten werden. Das eine aber läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß der Staatsmann, der unsere Kolonialpolitik zu wirklichem Leben führt, des Dankes der Nation sicher sein kann.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. April 1904.

Mit einem ungeheuren Arbeitsstoff belastet, haben der Reichstag und der preußische Landtag nach Ostern ihre Beratungen wieder aufgenommen. Die beiden parlamentarischen Körperschaften haben den Etat nicht rechtzeitig fertig gebracht und sehen sich nun einer so ungünstigen, ja geradezu trostlosen Geschäftslage gegenüber, wie noch nie zuvor. Man braucht es gewiß nicht als ein besonders großes Unglück anzusehen, wenn eine oder die andere gesetzgeberische Arbeit länger liegen bleibt. Denn es kommt ja nicht darauf an, daß die Gesetzgebungsmaschine in gegebener Zeit ein bestimmtes Quantum von Gesetzen hervorbringt. Aber als gesund und normal können die Zustände doch nur angesprochen werden, wenn die Verzögerungen in dem Zustandekommen von Gesetzen auf sachlichen Gründen, auf Schwierigkeiten der Materie beruhen. Die jetzige parlamentarische Arbeitsmethode gründet sich jedoch nicht auf solche Schwierigkeiten, sondern auf den Mangel an Pflichtgefühl in der Volksvertretung selbst. Ein solcher Mangel kann ebensowohl durch Fernbleiben von den Sitzungen bekundet werden, wie durch die Unfähigkeit, allgemeine Parteizwecke oder auch nur die persönliche Eitelkeit den praktischen Anforderungen der gesetzgeberischen Tätigkeit einigermaßen unterzuordnen.

Die wichtigeren Vorlagen, mit denen sich der Reichstag vor Ostern beschäftigt hat, sind nur in der ersten Lesung beraten worden. Der Reichstag wird sich der Pflicht nicht entziehen können, diese Arbeiten einem bestimmten Ende zuzuführen. Um so schwerer macht es sich jetzt fühlbar, daß die ganze Zeit vor Ostern mit überflüssigen Plaudereien über alle möglichen politischen Fragen ausgefüllt worden ist. Auch die Regierung ist nicht ganz von der Schuld an dieser traurigen parlamentarischen Geschäftslage freizusprechen, da wichtige Vorlagen, auf deren Durchberatung noch gerechnet wird, erst außerordentlich spät eingebracht sind. So hat der Reichstag erst um Ostern die beiden Vorlagen zur Börsenreform erhalten, und das versprochene Militärpensionsgesetz steht noch aus. Dem preußischen Landtage aber sind die sogenannten „wasserwirtschaftlichen Vorlagen" — d. h. die Maßregeln zum Schutz gegen Hochwassergefahren und Hochwasserschädigungen und ferner, in Verbindung damit, die umgearbeitete Kanalvorlage — erst vor wenigen Tagen zugegangen.

Die Fortsetzung der Etatsberatung hat der Reichstag seit dem 12. April mit derselben Gemächlichkeit aufgenommen, wie vor Ostern. Jeder Redner glaubte sich berechtigt, jeden Wunsch, den er hinsichtlich der Reichspolitik hegt, bei dem Etat des Reichskanzlers und der Reichskanzlei vorzubringen, so daß die Gefahr nahegerückt schien, die Debatten könnten sich unter Umständen ebenso lang hinziehen, wie beim Etat des Innern. So ist denn bisher noch nicht der geringste Anlauf genommen worden, eine Änderung in den Zuständen herbeizuführen, die das Ansehen der deutschen Volksvertretung allmählich immer tiefer herabdrücken müssen.

Je weniger positive Arbeit an den Stellen geleistet wird, denen sie von Rechts wegen obliegt, und je weniger sich daher die politische Entwicklung in der bestimmten Form der Gesetzgebung vollzieht, desto größere Bedeutung gewinnen Vorgänge, die als Stimmungssymptome gelten können und die auf die mehr unter der Oberfläche vor sich gehende Entwicklung gewisser Fragen ein Licht werfen. Man ist geneigt, unter solche Vorgänge auch die Ersatzwahlen — namentlich die zum Reichstage — zu rechnen, weil sie gewöhnlich unter dem Eindruck irgendwelcher Stimmungen von allgemeinerer Bedeutung und unter allgemeiner Aufmerksamkeit vollzogen werden. Das ist ganz gerechtfertigt, nur darf man darin nicht zu weit gehen und die örtlichen und persönlichen Einflüsse, die bei solchen Wahlen immer eine Rolle spielen, gar zu sehr unterschätzen. Aber die Teilnahme der Allgemeinheit an den Wahlfragen ist immerhin groß genug, um gewisse Rückschlüsse auf herrschende politische Stimmungen zu gestatten.

Wir haben kürzlich zwei solche Ersatzwahlen zum Reichstage gehabt, die zu besonderen Betrachtungen Anlaß gegeben haben. Der Vertreter des 20. sächsischen Wahlkreises (Zschopau-Marienberg), der sozialdemokratische Abgeordnete Rosenow, war gestorben. Man erinnert sich des großen Eindrucks, den nach den allgemeinen Reichstagswahlen die Tatsache machte, daß fast in sämtlichen Wahlkreisen des Königreichs Sachsen die Sozialdemokratie siegreich gewesen war. Der Tod eines dieser Vertreter mußte in ganz besonderem Maße den Ehrgeiz seiner Parteifreunde dahin anregen, das erledigte Mandat der Partei zu erhalten und gerade an dieser Stelle der Welt zu zeigen, daß die im Juni 1903 errungenen Siege nicht zufällige Ergebnisse, sondern in den Zuständen und in der Gesinnung der Bevölkerung tief begründet waren. Man konnte also auf besondere Anstrengungen der sozialdemokratischen Partei rechnen. Im Wahlkreise regte sich der entschiedene Wunsch, dem bekannten ehemaligen Pastor Göhre bei dieser Gelegenheit wieder ein Reichstagsmandat zu verschaffen. Bekanntlich war Göhre seinerzeit im 15. sächsischen Wahlkreise gewählt worden, hatte sein Mandat aber infolge der Anfeindungen und Mißhandlungen, die er auf dem Dresdener Parteitage erfahren hatte, niedergelegt. Der Parteivorstand hatte die Wiederwahl dieses Mannes, der ihm ein Dorn im Auge war, zu verhindern gewußt, obwohl Göhre in den Kreisen der sächsischen Fabrikarbeiter eine populäre Persönlichkeit war. Es galt nun auch im Kreise Zschopau-Marienberg den durch seinen ehrlichen, wenn auch in die Irre gehenden Idealismus und durch sein selbständiges Denken

unbequemen Mann unschädlich zu machen. Der Parteivorstand versagte sich dem Wunsch der Parteigenossen des Wahlkreises und setzte der Kandidatur Göhre die des „Genossen" Pinkau entgegen. Die zum Teil leidenschaftlichen Erörterungen über diese Frage vor der Wahl können wir übergehen. Die Wahl selbst fand am 17. März statt und ergab die Notwendigkeit einer Stichwahl zwischen Pinkau und dem Antisemiten Zimmermann. Bei der Stichwahl am 25. März siegte dann Zimmermann mit nahezu 1000 Stimmen über den Sozialdemokraten.

Ohne Frage war diese Niederlage für die sozialdemokratische Partei außerordentlich empfindlich, und die Wortführer der Partei waren diesmal klugerweise ehrlich genug, einzugestehen, daß die Vorgänge auf dem Dresdener Parteitage und das weitere Verhalten des Parteivorstandes stark verstimmend gewirkt hatten. Es ist seitdem auf einem besonderen Parteitage der sächsischen Sozialdemokraten zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen, in denen das diktatorische Verhalten des Zentralvorstandes und seine Eingriffe in die Autonomie der Wahlkreise und das Selbstbestimmungsrecht der Wähler heftig getadelt wurden. Das alles fand in der bürgerlichen Presse mit Recht große Beachtung. Gerade bei einer Gelegenheit, wo es besonders darauf ankam, den Nimbus der Partei zu wahren, hatte der Parteivorstand der Sozialdemokratie grobe Fehler gemacht, und zum erstenmal waren diese Fehler nicht nur bei den eigenen Parteigenossen unliebsam vermerkt worden, sondern man hatte auch die Konsequenzen daraus gezogen und den Gehorsam verweigert. Und als die Niederlage der Partei zur Tatsache geworden war, da hatten sich die Parteigenossen nicht reumütig der Leitung gebeugt, sondern trotzig ihr gutes Recht gegen die Tyrannei und den Terrorismus des Vorstandes verteidigt.

Aber trotz alledem geht das Urteil über alle diese Erscheinungen viel zu weit, wenn daraus gefolgert worden ist, es bereite sich jetzt der Niedergang der Sozialdemokratie vor; sie habe den Höhepunkt überschritten und werde nun ganz von selber weiter zurückfluten. Wer so urteilt, überschätzt offenbar die Wirkung des rein Verstandesmäßigen auf die Massen. Wie an dieser Stelle schon oft genug ausgeführt worden ist, besteht das Wesentliche der sozialdemokratischen Bewegung in der Hoffnung der proletarischen Massen auf eine Gesellschaftsform, in der sie selbst die Herrschaft haben; die Massen folgen dabei den Führern, die ihre revolutionären Instinkte am besten zu nähren und zu leiten verstehen. Der Gedanke, daß die Bewegung, je mehr sie Erfolge erzielt und weitere Erfolge vorzubereiten sucht, desto mehr die Organisationsformen annehmen muß, die sie in dem Gegenwartsstaat so bitter bekämpft, ja daß eine solche Parteiorganisation in ihrer Eigenschaft als Kampforganisation viel mehr mit Absolutismus, Terrorismus, gegenseitiger Überwachung, mit den Mitteln der Denunziation, des Steuerdrucks, der Vergewaltigung des Einzelwillens arbeitet, als es der moderne Staat jemals wagen dürfte, — dieser Gedanke stört weder die Parteiführer noch die ihnen folgende Herde. Denn ihnen ist die Staats- und Gesellschaftsform innerlich gleichgültig, wenn das Proletariat nur prinzipiell zur herrschenden Klasse

im Staat wird. Wenn man diesen revolutionären Charakter der Sozialdemokratie erkennt, wird man auf die inneren Streitigkeiten in dieser besonderen Welt keine übertriebenen Hoffnungen setzen.

Beachten müssen wir aber diese Erscheinungen trotzdem und einen gewissen Nutzen daraus ziehen. Je mehr der vermeintliche Zukunftsstaat durch die Formen, in denen er sich anzubahnen versucht, den Beweis liefert, daß er keine höhere Form der menschlichen Gesellschaft darstellt, sondern in Herrschsucht und Eigennutz ganz nach dem alten Schema an die alten Erfahrungen mit dem Menschlichen, allzu Menschlichen anknüpft, desto mehr muß der Gegenwartsstaat darauf bedacht sein, sich in sich selbst durch ein besseres Recht, durch eine höhere Stufe der Gesittung zu festigen und wenigstens zu verhüten, daß die rein revolutionären Kräfte mehr als nötig Zuzug und Rückhalt finden an idealistisch gerichteten Elementen, denen es wirklich darum zu tun ist, etwas besseres an die Stelle des Alten zu setzen, nicht nur die Rollen in der Herrschaft zu tauschen. Darum bildet die Forderung einer steten Vervollkommnung der sozialen Gerechtigkeit, einer besonnenen, aber stetig fortschreitenden unbeirrten Sozialreform das notwendige Korrelat alles dessen, was sonst zur Bekämpfung der Sozialdemokratie für notwendig gehalten wird. Es muß stets dem vielverbreiteten Irrtum entgegengetreten werden, als ob die entschiedene Vertretung der Idee der Sozialreform ihre Wurzeln nur in der sogenannten „Mauserungstheorie" finde, d. h. also nur bei einer Verkennung der wahren Natur der Sozialdemokratie bestehen könne.

Es geschieht nicht ohne „aktuellen" Grund, wenn auf diese allgemeine Grundlage unserer Stellung zu den sozialen Fragen noch einmal hingewiesen wird. Denn eben jetzt sind aus dem bekannten Crimmitschauer Streik entscheidende Folgerungen gezogen worden, die voraussichtlich von politischer Bedeutung sein werden. Es vollzieht sich gegenwärtig die Begründung eines „Deutschen Arbeitgeberverbandes", also einer Schutz- und Trutz-Organisation des deutschen Unternehmertums gegen die Übergriffe der von der Sozialdemokratie gelenkten Arbeiterbewegung. Man wird sich nicht gerade wundern dürfen, daß der Crimmitschauer Ausstand, dessen Bedeutung und Zusammenhänge wir früher ausführlicher gekennzeichnet haben, solche Früchte gezeitigt hat. Daß die Unternehmer unter dem Eindruck der Hemmnisse und materiellen Verluste, die ihnen durch das Verhalten der Arbeiter bereitet werden, im Bewußtsein ihrer Macht und ihres Rechts die Geduld verlieren, — wer sollte das wohl nicht verstehen? Vom Standpunkt des Sozialpolitikers wird man gleichwohl diese neueste Entwicklung nur mit Bedauern verzeichnen. Wenn der im Unternehmertum verkörperte Kapitalbesitz im modernen Staat gewissermaßen an die Stelle getreten ist, die im Feudalstaat die privilegierten Stände einnehmen, so kann nicht die privatrechtliche Seite der Sache allein maßgebend sein, sondern sobald sich trotz der theoretischen Rechtsgleichheit das Schwergewicht des materiellen Besitzes und der damit gegebenen Macht zugunsten einer sozialen Gruppe im Staate geltend macht, gilt für diese das Wort „noblesse oblige" ebenso wie für den mittel-

alterlichen Adel und den Adel der ständischen Monarchie. Mit andern Worten: das Unternehmertum wird dessen eingedenk sein müssen, daß es von seiner natürlichen wirtschaftlichen Macht nur soweit Gebrauch machen sollte, als dieser Gebrauch innerhalb der Gesamtinteressen des Volkes begründet ist. Wobei zu beachten ist, daß diese Gesamtinteressen nicht nur das materielle Wohlbefinden umfassen, sondern auch das Maß von Selbstbestimmungsrecht, das dem Individuum durch die modernen Anschauungen und die Gesetze des Staats gewährleistet ist. Man mag noch sehr anerkennen, daß die Arbeitgeber von den Arbeitern schwer gereizt worden sind, es würde doch für die Staatsinteressen verhängnisvoll sein, wenn das wirtschaftliche Übergewicht der Arbeitgeber in seiner ganzen Fülle geltend gemacht würde, um die Bestrebungen der Arbeiter niederzuhalten. Es wird von dem Augenblick an, wo ein allgemeiner deutscher Arbeitgeber-Verband der geplanten Art in Wirksamkeit tritt, die besondere Pflicht einer ernsthaften Sozialpolitik sein, das Gleichgewicht im Sinne der modernen Staatsanschauungen wiederherzustellen und darauf zu bestehen, daß nun auch die Koalitionsfreiheit der Arbeiter die entsprechende Erweiterung und genügenden Schutz erfährt. Der Gebrauch der Staatsautorität gegen revolutionäre Betätigungen der Sozialdemokratie wird dadurch nicht berührt.

Fast gleichzeitig mit der Wahl in Zschopau-Marienberg fand auch im Wahlkreise Lüneburg eine Nachwahl statt, da der nationalliberale Abgeordnete Dr. Jänecke sich durch die Ergebnisse der Wahlprüfung zur Niederlegung seines Mandats hatte bestimmen lassen. Er wurde jedoch wieder als Kandidat aufgestellt und kam, laut Ergebnis der Wahl, mit dem Welfen Frhr. v. Wangenheim in die Stichwahl. Diese fand am 24. März statt und führte zur Niederlage des Dr. Jänecke, der etwa 1500 Stimmen weniger erhielt als Herr v. Wangenheim. Was dieser Wahl eine größere symptomatische Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß der Sieg des Welfen hauptsächlich der Mitwirkung des Bundes der Landwirte verdankt wurde. Der Bund hat damit die äußersten Konsequenzen aus seinem Prinzip gezogen, lediglich die Kandidaten zu unterstützen, die sich auf die Forderungen des Bundes verpflichten. Die schrankenlose Anwendung dieses Prinzips hat ja eine scheinbare Berechtigung, wenn man eben den Schutz der Landwirtschaft als einen von jedem politischen Interesse losgelösten Selbstzweck betrachten will. Aber dahin kann ein nationaler Politiker den Agrariern nicht folgen. Jedes Interesse, auch das des wichtigsten Erwerbsstandes, dem wir das Fundament der wirtschaftlichen Existenz des Staates verdanken, findet seine Begrenzung an den Interessen der Gesamtheit, vor allem an denen, die mit dem politischen Bestande des Staats und seinen gesetzlichen Grundlagen zusammenhängen. Wenn die Landwirtschaft die Wahrnehmung ihrer Sonderinteressen so weit treibt, daß sie um dieser willen einen Nationalliberalen einem Welfen aufopfert, so ist die Grenze des wirtschaftlichen Egoismus überschritten. Denn auch der Gegner des Nationalliberalismus muß zugeben, daß die Partei grundsätzlich für die Erhaltung der nationalen Kraft wirken will, während die Welfen eine

der verfassungsmäßigen Grundlagen des Reichs, die unbedingte Anerkennung des territorialen Bestandes der Bundesstaaten, verneinen. Irgend eine Grenze für seine wirtschaftlichen Bestrebungen wird ja auch der verbissenste Agrarier anerkennen; er wird z. B. das, was er anstrebt, nicht aus der Hand des Auslandes um den Preis der Freiheit seines Vaterlandes annehmen. Aber das Fehlen jeder sicheren Gewähr, wo diese Grenze von dem extremen Agrariertum gezogen wird, muß uns doch auf die Bedenken hinweisen, die eine so weit getriebene Einseitigkeit in der Verfolgung wirtschaftlicher Interessen erwecken muß. Auch eine rein wirtschaftliche Organisation übernimmt mit dem Augenblick, wo sie durch die tatsächlichen Verhältnisse zu einer politischen Macht wird, politische Verpflichtungen; sie kann und darf sich nicht in jedem Falle auf den Standpunkt zurückziehen, daß sie keine politische Partei sei und sich infolgedessen über andere politische Beziehungen nicht zu kümmern habe.

Es handelt sich dabei nicht nur um die eine Wahl, die den Anlaß zu dieser Betrachtung gegeben hat, sondern auch um andre Verhältnisse, in denen sich die Stellung des Bundes der Landwirte mit der Wahrung nationaler Interessen nicht vollständig deckt. Auch in den Ostmarken begegnen wir der Vorstellung, als ob der Bund an nationale Rücksichten nicht gebunden sei, vielmehr die Vorkämpfer der nationalen Bewegung gegen das Polentum verpflichtet seien, alles, was angeblich im Namen und zu gunsten der Landwirtschaft geschieht, als auch im nationalen Sinne berechtigt anzusehen. Die Bestrebungen des Ostmarkenvereins, die darauf angewiesen sind, die verschiedenen Anschauungen und Richtungen innerhalb des Deutschtums möglichst zu vereinigen und auf das wesentliche Ziel zu lenken, sehen sich vielfach durchkreuzt und gehemmt durch den Anspruch der agrarischen Kreise, die Verhältnisse im Sinne ihrer besonderen Interessen einseitig zu beherrschen.

Auf diese Meinungsverschiedenheiten ist die Allgemeinheit hauptsächlich durch den Prozeß hingewiesen worden, den der frühere Vorsitzende der Landwirtschaftskammer in Posen, Major a. D. Endell, gegen eine Zeitung wegen Beleidigung angestrengt hatte. Auf die Einzelheiten dieses eigentümlichen Falls erschöpfend einzugehen, ist natürlich an dieser Stelle ausgeschlossen. Namentlich kann es hier nicht darauf ankommen, die Persönlichkeit, die im Mittelpunkt der peinlichen Erörterungen gestanden hat, ausführlicher zu schildern, obwohl eine solche Probe politischer Psychologie an sich viel Verlockendes hätte. Erwähnt werden muß zum Verständnis nur folgendes: was schon früher vielfach öffentlich behauptet, aber auch gelegentlich öffentlich abgestritten worden war, das wurde jetzt vor Gericht in der Hauptsache als wahr erwiesen. Herr Endell hatte nämlich bei einer Geldverlegenheit den Betrag, den er brauchte, der von ihm verwalteten Kasse der Landwirtschaftskammer entnommen und dafür einen einfachen Gutschein in die Kasse gelegt. Der für die Kasse zunächst verantwortliche Beamte hatte von einer bevorstehenden Revision rechtzeitig Nachricht erhalten, den Gutschein, da Major Endell trotz Benachrichtigung keine Schritte zum Ersatz

des Geldes tat, vorläufig durch die entsprechende Geldsumme ersetzt, diese nach Beendigung der Revision wieder herausgenommen und den Gutschein wieder hineingelegt. Als dieses Verfahren bekannt wurde, legten sich die agrarischen Anhänger Endells eifrig für ihn ins Zeug, erklärten, die Entnahme des Geldes sei ganz und gar in gutem Glauben erfolgt, kurz, hoben Endell nur um so energischer auf den Schild und behaupteten, er sei das Opfer seiner Gegner, die eine geringfügige Unkorrektheit benutzt hätten, um ihn unmöglich zu machen. Man wird das verstehen können, wenn man weiß, daß Major Endell in der Tat unfähig war, eine bewußte Unredlichkeit zu begehen, daß er auch an eine Veruntreuung in keinem Falle gedacht hat, daß er seinen Berufsgenossen in der Tat stets ein bewährter und uneigennütziger Berater, Führer und Freund war, daß aber auch andererseits seine Heißsporn-Natur den Gedanken nahe legte, seinen Gegnern sei jedes Mittel recht, ihn zu verderben; darum müsse man ihn gerade erst recht halten. Die Sache hat aber doch noch eine andere Seite. Soviel ist doch sicher, daß nirgendwo anders jemand sich ein solches Verfahren mit einer anvertrauten Kasse erlauben dürfte, ohne einer allgemeinen Verurteilung zu begegnen. Das Charakteristische ist nun nicht so sehr, daß Endells Freunde auch nach dem Bekanntwerden seines Fehlers für ihn eintraten, als vielmehr, daß ein Mann, der zweifellos bestrebt war, sich moralisch intakt zu halten, seiner Umgebung gegenüber einen Schritt für unbedenklich hielt, über dessen Natur er in jeder andern Umgebung nicht einen Augenblick hätte in Zweifel sein können. Der ganze Fall zeigt in geradezu klassischer Weise, wie sehr das alteingesessene Deutschtum in Posen slavisch angekränkelt ist. Denn das ganze Auftreten Endells, den die Landwirte der Provinz Posen noch unlängst geradezu als den „besten deutschen Mann Posens" gefeiert hatten, könnte beinahe als Schulbeispiel gelten für das, was die Russen meinen, wenn sie sich ihrer „breiten Natur" rühmen. Man mag daraus lernen, wie wenig das extreme Agrariertum aus sich selbst heraus national ist, wie sehr es vielmehr der Zügelung und Schulung durch die nationale Idee bedarf.

In der Ostmark geht auch das Zentrum nach wie vor seine eigenen Wege. Das radikale Polentum aber hat aus dem undeutschen Verhalten einen Nutzen gezogen, der jetzt auch die Klerikalen zu erschrecken beginnt. Die allgemeine Parteipolitik des Zentrums hat es verschuldet, daß die deutschen Katholiken in Schlesien, soweit sie sich zum Zentrum bekannten, dem Eindringen der großpolnischen Agitation in Oberschlesien mit verschränkten Armen zugesehen haben. Nun hat sich die radikale polnische Agitation mit solcher Wildheit gegen jede Autorität gerichtet und so sehr ihren rein nationalen Charakter betont, daß, wie früher schon erwähnt, der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, vor den Wahlen sich endlich entschloß, eine nachdrückliche Warnung vor dem Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken zu erlassen. Die Wirkung dieses verspäteten Erlasses scheint leider die gewesen zu sein, daß nun der oberschlesische Klerus im Übereifer denselben Fehler nach der entgegengesetzten Richtung be-

ging, nämlich die kirchliche Autorität gegen das Polentum einsetzte. Die radikalpolnische Presse aber ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern nahm nun den Kampf gegen Kardinal Kopp in einer so maßlosen Form auf, daß dieser sich genötigt sah, das Hetzblatt des Abgeordneten Korfanty in Beuthen, den „Gornoszlonzak", zu verklagen. Ende März wurde dieser Prozeß verhandelt. Das angeklagte Blatt führte seine Zeugen vor, die von einem unerhörten Mißbrauch von Kanzel und Beichtstuhl zu politischen Zwecken zu berichten wußten. Das Staunen darüber aber erreichte den Gipfel, als unmittelbar nach diesen die Geistlichkeit schwer belastenden Aussagen Kardinal Kopp das Anerbieten des „Gornoszlonzak", Abbitte zu leisten, annahm und seine Klage zurückzog. An allen möglichen Deutungen, Begründungen und Beschönigungen dieses auffallenden Schrittes hat es nicht gefehlt. Wie man aber auch über die Gründe denken mag, über die Wirkung kann kein Zweifel sein: es ist der vollständige Triumph des nationalpolnischen Chauvinismus und Radikalismus sowohl über die Autorität der Kirche als auch über die politische Zentrumspartei. Das Zentrum erntet hier die Früchte seines steten Liebäugelns mit dem intransigenten, für die ultramontanen Ziele allerdings sehr schätzenswerten Polentum, — Früchte, an denen es jetzt wenig Freude haben dürfte.

Wir werden voraussichtlich noch in einer der nächsten Monatsübersichten Gelegenheit haben, auf die Verhältnisse im Osten zurückzukommen.

Am Südmeer.

Denkst du des Tags, da wir am Südmeer standen?
Wir sahen weit und uferlos es gähnen,
Der trübe Tag mit fahlen Wolkenmähnen
Versank bei Capri hinter dunklen Landen.

Dein schwarzes Haar flog wirr in feuchten Strähnen,
Du lachtest hell zu Sturm und Wogenstranden,
Der Ozean, in schmetterndem Verbranden,
Warf dir zu Füßen seine bittren Tränen.

Auf Wellen, die vergrollend südwärts wanken,
Zieht, heimatlos wie weiße Meeresschäume
Ein jedes Glück, das einst uns teuer war.

Und unsrer Seele letztes Gut, Gedanken,
Wirft der Orkan, als Perlen und als Träume,
Der Frau zu Füßen, die uns Schmerz gebar.

Aus den „Dichtungen" von Prinz Emil von Schoenaich Carolath.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Kolonisator.

III.

Die Eingeborenen- und Arbeiterfrage in den Kolonien.

In den ersten Jahren der deutschen Kolonialbewegung wurde von seiten der Kolonialgesellschaft einmal ein Preis ausgesetzt für die beste Lösung der Frage: „Wie erzieht man die Neger zur Plantagenarbeit?“ Es sind damals eine Menge längerer oder kürzerer Arbeiten eingereicht und einige auch gedruckt worden. Gelöst aber hat das Problem Niemand. Weder die Fragesteller noch die Preisbewerber dürften sich der Schwierigkeiten der gestellten Aufgabe voll bewußt gewesen sein. Dürfte es damals doch überhaupt nicht viele Leute in Deutschland gegeben haben, die wußten, mit welcher Summe von Erfahrungen auf diesem Gebiete zu rechnen ist. Man ist daher auch über allgemeine, gut gemeinte, aber aus ganz lokalen, persönlichen Erfahrungen abgeleitete oder gar rein theoretische Vorschläge lange nicht hinausgekommen. Als praktische Versuche mit Plantagenbau in größerem Umfange zuerst in Neu Guinea, dann in Ostafrika, später in Kamernn und zuletzt in Samoa angestellt wurden, fand man, daß alle die in Deutschland aufgestellten Theorien nichts wert waren, und entschloß sich, in aller Eile nun nachzuholen, was man früher versäumt hatte, nämlich die Erfahrungen Anderer zu studieren. Aber dabei ging es wie gewöhnlich, wenn man wichtige Maßnahmen überstürzen will. Man hielt sich an der Oberfläche der Dinge, statt ihnen genügend auf den Grund zu gehen und tat Schritte, welche sich nachher als verfehlt herausstellten. Die Neu Guineakompagnie versuchte es erst nach dem Muster der Queensländer mit Eingeborenen der Südseearchipele, die sie nach der üblichen Methode anwarb. Als die Leute mangels geeigneter Anleitung im Tabakbau nicht Genügendes leisteten, ahmte sie das in Sumatra herrschende Verfahren nach und engagierte chinesische und javanische Kulis. Auch dieser Schritt bewährte sich nicht, da die Arbeit dieser Leute sich zu teuer stellte. Ernstliche Versuche, die Eingeborenen zu gewinnen und heranzubilden, wurden dagegen, obwohl private Unternehmer damit beste Erfolge erzielt hatten, unterlassen.

Das Beispiel der Neu Guineakompagnie wurde zunächst maßgebend für Ostafrika. Die ersten Pflanzungsunternehmungen daselbst hielten auch Anwerbung asiatischer Kulis für unerläßlich. Da ihnen die indische Regierung dortige Ein-

geborene verweigerte, wandten sie sich nach China und bezogen auch Chinesen. Die Maßnahme bewährte sich hier so wenig wie in Neu Guinea. Die Arbeiter stellten sich für die Plantagen viel zu teuer. Aber erst nach Jahren entschloß man sich, geeignete Schritte zu tun, um die Eingeborenen für die Arbeit in den Pflanzungen zu gewinnen. Auch in Kamerun hat man anfänglich an Bezug asiatischer Kulis gedacht und wohl nur wegen der Schwierigkeit, solche zu bekommen, davon Abstand genommen. Man hat dann Leute aus Dahomey bezogen, die nicht viel besser als Sklaven behandelt worden sind, bis der Aufstand, der von ihnen erregt wurde, nötigte, andere Pläne zu fassen. Damals erst begann man sich in der Kolonie selbst umzusehen und die Eingeborenen zu gewinnen. Gegenwärtig hört man aus Kamerun so wenig wie aus Ostafrika berechtigte Klagen über Arbeitermangel. — In Samoa versucht man es neuerdings auch mit asiatischen Kulis, da England die Anwerbung von Südseeleuten in seinem Besitze nicht mehr gestattet, und da die eingeborenen Samoaner jeder ernstlichen Arbeit abgeneigt sein sollen. Ob sich der Schritt hier bewähren und insbesondere, ob sich diese Arbeit, sobald die bisherige Staatshülfe wegfällt, besser als anderweitig bezahlt machen wird, ist noch eine offene Frage.

Es ist keineswegs sicher, ob nicht so mancher in den Schutzgebieten erlittene Fehlschlag hätte vermieden, so manches Lehrgeld gespart werden können, wenn man sich vorher etwas eingehender mit den von anderen kolonisierenden Völkern gemachten Erfahrungen beschäftigt hätte. So wie die Dinge sich gestaltet haben, ist jedenfalls viel Geld unnütz geopfert worden, und man hat nur aus eigenem Mißgeschick gelernt. Aber man kann sich in Deutschland damit trösten, daß es andere Nationen auch nicht anders machen. Es ist eben, wie schon Lord Brougham einst ausgesprochen hat, eine Eigentümlichkeit der Völker, daß sie nur durch eigenen Schaden klug werden. Und auch das gilt nicht für die Dauer. Es kommt vor, daß sie, wie man heute bei England sieht, die Erfahrungen der Vergangenheit vergessen und aufs neue in die alten Fehler verfallen.

Jede kolonisierende Nation hat mit der Eingeborenen- und der damit eng zusammenhängenden Arbeiterfrage zu schaffen gehabt. Dem Entdecker Amerikas trat sie auf der Stelle mit voller Schärfe entgegen. Er und seine Auftraggeber hatten ein von Gold und Edelsteinen erfülltes Land erstrebt. Er fand ein Gebiet, welches ohne ernstliche Arbeit weder wertvolle Mineralien noch die geschätzten Erzeugnisse der Pflanzenwelt, ja nicht einmal die nötigen Lebensmittel lieferte. Wollte er sich in Gunst behaupten und Ladungen für seine Schiffe bekommen, so mußte er sofort an systematische Ausbeutung der entdeckten Länder gehen. Und er tat es. Die wehrlosen friedlichen Eingeborenen wurden mit dem Grund und Boden an die mitgebrachten Spanier verteilt und mit äußerster Strenge angehalten, Gold zu waschen und den Boden zu bestellen. Wer den an ihn gestellten Anforderungen nicht nachkam, wurde verstümmelt oder getötet. In Spanien regte sich zwar bald unter dem Einfluß der Geistlichkeit das Gewissen gegen dieses System. Aber Gold wollte man und brauchte man, und so blieb

es, wenn auch allmählich gemildert, in Kraft und wurde überall durchgeführt. Als die Indianer des unglücklichen Haiti und andrer Inseln darüber zu grunde gingen, ersetzte man sie durch Neger, die schon seit Jahrhunderten in den Mittelmeerländern als Sklaven verwendet worden waren.

Aber trotzdem man die Neger nicht anders als Vieh einfing, transportierte und verhandelte, stellte sich ihr Preis hoch, und es zeigte sich bald, daß ihre Verwendung nur in Tropenländern lohnte, wo man damals wertvollste Waren, wie Zucker, Kaffee, Tabak, erzeugen konnte.

Ihre Verwendung lohnte viel weniger in Bergwerken und am wenigsten bei Ackerbau, Viehzucht und Gewerbebetrieb in Ländern gemäßigter Zone. Hier war es weit billiger, Weiße zu beschäftigen oder die Eingeborenen heranzubilden. So kam es, daß im Süden Südamerikas die Negersklaverei nicht recht Wurzel faßte, und daß hier allmählich eine weiße oder mischblütige Bevölkerung sich ansiedelte, und die Eingeborenen entweder zivilisiert, oder, wo das nicht gelang, ins Innere verdrängt wurden.

Als das 19. Jahrhundert erst den Negerhandel und dann die Sklaverei überhaupt unterdrückte, kam der spanische und portugiesische Tropenbesitz in schwierige Lage. Zufuhr neuer Arbeiter hörte auf, und die befreite schwarze und mischblütige Bevölkerung hatte keine Luft mehr, zur Bereicherung großer Unternehmer zu arbeiten. Für Anlage eigener Pflanzungen fehlte ihr teils der Fleiß, teils das Kapital. Es rächte sich nun die lange Vernachlässigung der Erziehung der Leute. Aufstände und Krisen ohne Ende ruinierten den einst so wertvollen Besitz. Umsonst versuchte Portugal nach dem Abfall Brasiliens, die alten Methoden nun zur Entwicklung seiner afrikanischen Kolonien anzuwenden. Sie versagten vollkommen, das Land blieb größtenteils in traurigstem Zustande und wurde die Beute unternehmenderer und fortgeschrittener Nationen. In dem Portugal verbliebenen Reste wird jetzt an der Erziehung und Fortbildung der Eingeborenen gearbeitet, aber wohl schon viel zu spät.

Ähnliche Erfahrungen hat England gemacht. In den ersten Kolonien, die ihm zufielen, den Siedelungen auf dem Festlande Nordamerikas, hatte man anfangs mit Schwierigkeiten wegen Arbeiterbeschaffung nicht zu kämpfen. Die Einwanderer brachten meist ihre Familien mit, und das Klima des Landes erlaubte ihnen wie in der Heimat das von den Eingeborenen abgetretene oder herrenlose Land selbst zu bestellen. Als die eigene Kraft nicht ausreichte, ließ man sich Arbeiter aus England kommen, welche die Überfahrtkosten abdienen mußten. Nur in den südlichen Kolonien, wo der Tabak und später die Baumwolle gediehen, entschloß man sich mit der Zeit, Negersklaven zu verwenden, da Weiße dort nicht dauernd arbeiten konnten und die Indianer die Jagd im weiten Innern der Arbeit in den Pflanzungen vorzogen. Ernstliche Mühe, sie zu zivilisieren und zur Arbeit zu erziehen, hat man sich allerdings nie gegeben. Da sie nicht freiwillig Anstalten trafen, sich den veränderten Umständen anzupassen, behandelte man sie nur als Ausbeutungsobjekte und drängte sie mit der Zeit immer weiter

ins Innere oder vernichtete sie. Dasselbe geschah auf den von England mit der Zeit besetzten westindischen Inseln. Nach dem von Spanien gegebenen Muster begründete man hier die verschiedenen Pflanzungen ausschließlich auf Arbeit von Negersklaven. Nicht anders als sie wurden die weißen Verbrecher oder politischen Verbannten behandelt, welche allmählich von England, um das Geld für Gefängnisse zu sparen, als Zwangsarbeiter regelmäßig nach Amerika geschafft wurden. Als später England verschiedene Gebiete in Afrika erwarb, wo die Eingeborenen weder freiwillig Platz machten, noch ausstarben und Landarbeit durch Weiße unmöglich war, machte man erst gar keine Versuche, hier den Boden zu bewirtschaften, sondern begnügte sich damit, diesen Besitz zur Gewinnung von Negersklaven für Amerika oder als Erfrischungsstationen auf den langen Seefahrten zu verwenden. — In Indien spielte die Arbeiterfrage gleichfalls keine Rolle, da die dort mit Monopolrechten ausgestattete Kompagnie weiße Ansiedlungen und Pflanzungen immer verhindert und sich auf den Handel mit den Eingeborenen beschränkt hatte.

Das wurde mit einem Schlage anders, als die Neu-Englandkolonien, der Bevormundung des Mutterlands müde, sich gewaltsam von ihm losrissen, und England nicht allein sich gezwungen sah, neue Plätze zur Unterbringung seiner Verbrecher zu suchen, sondern auch vom Wunsche beseelt wurde, die Amerikaner wieder unter seine Herrschaft zu bringen, oder, wenn das unmöglich, Ersatz zu finden. Das erste Ziel wurde durch Besetzung Australiens erreicht. Den andern Zwecken diente die unter ganz anderen Gesichtspunkten eingeleitete Bewegung zur Unterdrückung von Negerhandel und -sklaverei. Die englische Staatskunst hoffte damit nicht allein den abgefallenen Amerikanern, sondern auch den anderen Kolonialmächten das Leben sauer zu machen und sie an der Fortsetzung ihrer bisherigen Politik zu hindern. Die Möglichkeit schien nicht ausgeschlossen, daß die der Arbeiterzufuhr beraubten Amerikaner sich dem weltbeherrschenden Mutterlande wieder näherten, und daß Portugal, Spanien und Frankreich sich bereitfinden ließen, ihren ohne Arbeiter wertlosen Tropenbesitz England zu überlassen. England selbst behielt die Möglichkeit, ihn weiter zu bewirtschaften, da es immer in der Lage war, Arbeiter aus dem übervölkerten Indien zu beziehen.

Die Rechnung ist nicht vollständig geglückt. Der Sklavenhandel ließ sich Jahrzehnte hindurch trotz aller Verträge und Gewaltmaßnahmen nicht völlig unterdrücken, und der völligen Aufhebung der Sklaverei leisteten die verschiedenen interessierten Staaten noch länger erfolgreichen Widerstand. Die Nordamerikaner behielten so immer genug Arbeiter; die abfallenden spanischen Kolonien widerstanden auch Englands Lockungen, und Spanien wie Frankreich hielten am Reste ihres Besitzes fest. Um sie überhaupt zur völligen Unterdrückung der Negersklaverei zu bewegen, mußte England ihnen schließlich Bezug von Arbeitern aus seinem indischen Besitze gestatten, wie er bereits in den englisch-westindischen Kolonien die Regel geworden war. England selbst aber hatte seit dem geschilderten Umschwunge zum ersten Male ernstliche Schwierigkeiten mit der Eingeborenen- und Arbeiterfrage.

Der afrikanische Besitz stellte, seit er nicht mehr einzig und allein als Quelle für Sklaven und als Anlaufstation in Betracht kam, ganz neue und schwierige Aufgaben. War früher jeder Krieg der Eingeborenen unter einander willkommen, da er Gefangene als Sklaven lieferte, so handelte es sich jetzt darum, Frieden im Lande zu stiften und zu erhalten. Da die Leute freiwillig zur Arbeit für europäische Unternehmungen nicht geneigt waren, mußte man daran denken, sie heranzubilden und ihnen europäische Anschauungen beizubringen. Das ging natürlich sehr langsam, und die Schwierigkeit entstand, wie man inzwischen den Unternehmern genügend Arbeiter verschaffen, gleichzeitig die Interessen der Eingeborenen schützen und dabei Zusammenstößen und gefährlichen Unruhen vorbeugen sollte.

In Australien, das man anfangs ausschließlich als passenden Fleck zur Unterbringung von Verbrechern betrachtet hatte, entstand unerwarteter Weise bald eine aufblühende weiße freie Niederlassung. Man hatte daran zu denken, wie man deren Interessen mit denen des Staates, für den die Unterbringung der Verbrecher noch Hauptsache war, und denen der Eingeborenen versöhnen sollte. Ein befriedigender Ausweg ist nicht gefunden worden. In den zuerst besiedelten Gebieten hat man die Eingeborenen ruhig ausrotten lassen. Die Verbrecher verwendete man Jahrzehnte hindurch einfach als Arbeiter für die freien Ansiedler, indem man den Strafzweck ganz in den Hintergrund treten ließ und nur noch die Ersparnis an Kosten für Gefängnisse im Auge hatte. Als man schließlich infolge des unheilvollen Einflusses des Verbrechertums auf die rasch wachsende freie Bevölkerung, sich zur Aufhebung der Deportation entschließen mußte, befriedigte man den Bedarf nach Arbeitern durch Beförderung der weißen Auswanderung. In die Gebiete aber, wo Weiße als Arbeiter ungeeignet waren, ließ man Eingeborene der Südseeinseln schaffen, die von Sklaven sich nur noch durch den Namen unterschieden.

Dieses Verfahren, welches andere Völker nachahmten, erregte bald großen Anstoß, da Ausschreitungen aller Art dabei fast unvermeidlich waren. Es stellte sich bald als notwendig heraus, ihm zu steuern und an Stelle der Südseeinsulaner Inder zu setzen, deren Anwerbung, Beförderung, Behandlung und Heimschaffung sich leicht überwachen ließ. Wie die spanischen und französisch-westindischen Kolonien, versorgte Britisch-Indien bald auch den tropischen Teil des englischen Besitzes in der Südsee mit Arbeitern. Auch der Osten und Süden Afrikas bezogen Mengen von Indern. Doch die Inder waren weder für alle Arbeiten geeignet, noch immer in genügenden Mengen und zu entsprechend billigem Preise zu bekommen. So begann man vielfach neben ihnen auch Chinesen und Japaner zu verwenden. Sie sind allmählich in Holländisch-Indien, den Philippinen und einem großen Teile Asiens, wie an der Westküste Amerikas die verbreitetste Arbeitskraft geworden.

Endgültig gelöst war aber aus dieser Entwicklung die Arbeiterfrage nirgends. In allen Kolonien, die für weiße Siedelung geeignet sind, entstand mit der Zeit

lebhafter Widerwille gegen alle farbigen Arbeiter, nicht allein, weil sie den Lohn für weiße Arbeit herabdrückten, sondern auch wegen ihrer vielfach barbarischen Gewohnheiten und abweichenden moralischen Anschauungen. Man begann überall erst gegen dauernde Ansiedelung und dann überhaupt gegen Landung von Kulis jeder Art vorzugehen. Während die Holländer sich begnügten, vorzuschreiben, daß die Leute bestimmten Sondergesetzen unterliegen, verboten Amerikaner und Australier bald das Landen aller Chinesen, und die Australier schlossen später auch Inder und Südseeinsulaner von ihrem Erdteil aus. Auch in Ostafrika und Südafrika regte sich bald Widerstand gegen den zu großen Zuzug von Asiaten. Man wünschte hier lieber die eingesessenen Neger in größerem Umfang zur Arbeit heranzubilden.

In letzterer Hinsicht hat England mit der Zeit bedeutsame Fortschritte in der Tat erzielt. In Südafrika gelang es englischen Unternehmern, lange Jahre hindurch den gesamten Arbeiterbedarf der Gold- und Diamantengruben an Ort und Stelle zu decken. Die gerecht, wenn auch streng behandelten Leute wurden durch vergleichsweise hohe Löhne in Massen zur Arbeit veranlaßt. Auch in anderen Teilen Afrikas gelang es allmählich, die Schwierigkeiten zu lösen. Wenn auch die Leute keine große Lust zeigten, sich großen Unternehmungen zu verdingen, waren sie doch richtiger Belehrung zugänglich und haben besonders am Gambia, in Goldcoast, Sierra Leone und Lagos im Laufe der Jahre sich auf Anbau verschiedener Nutzgewächse und Gewinnung anderer Produkte mit großem Erfolg gelegt. Der von ihnen betriebene Kakaobau in Goldcoast ist bereits viel größer als der der Pflanzungsgesellschaften in Kamerun. Klagen über Arbeitermangel sind in diesem Teile des englischen Besitzes ganz verstummt. Die Eingeborenen haben sich neuerdings auch bereitwillig für den Bergbau in Goldcoast und die Bahnbauten in Englisch-Westafrika anwerben lassen. Und das ist nicht durch Gewalt, sondern durch richtige Erziehung und Behandlung der Leute erreicht worden.

Wenn in letzter Zeit die Verhältnisse in Südafrika einen vollständigen Umschwung erfahren haben, ist das die Folge des Boerenkrieges. Infolge des langen Stillstands der Minen haben sich ihre Arbeiter zerstreut und vom Dienst entwöhnt. Dazu hat ihnen der Krieg Gelegenheit gegeben, große Ersparnisse zu machen. Beide Parteien haben sie durch Geld- und andere Geschenke für ihre Dienste zu gewinnen gesucht. Die natürliche Folge ist, daß jetzt nur wenige Leute geneigt sind, sich für die schwere Minenarbeit anwerben zu lassen, und daß man nun in Südafrika sich entschlossen hat, es mit chinesischen Kulis zu versuchen. Sollte das weiße Element in der Kolonie rascher anwachsen, so wird es freilich hier auf die Länge die farbige Einwanderung ebensowenig wie in Australien dulden. Die ganze Maßnahme ist wohl aber überschätzt und als ein noch dazu sehr fraglicher Notbehelf zu betrachten, denn sie widerspricht zu sehr dem Geiste der ganzen neuern Kolonialpolitik Englands.

Vielfach verspricht man sich von einer direkten Besteuerung der Eingeborenen die Wirkung, daß sie bald wieder in größeren Mengen veranlaßt werden, sich zur

Lohnarbeit zu melden. Bis zu einem gewissen Maße haben ja Kopf-, Hütten- u. dergl. Steuern eine solche Wirkung in verschiedenen Gebieten gehabt. Doch gleichzeitig hat man sich überzeugt, daß die Einführung solcher Steuern nur in völlig beruhigten und zivilisierten Gegenden, wo die Eingeborenen keine Waffen besitzen, rätlich ist. Im anderen Falle wird die Steuer fast immer Aufstände zur Folge haben, deren Niederwerfung erheblich höhere Opfer erfordert, als die Steuer in absehbarer Zeit einbringen kann. England hat daher neuerdings zu Steuern nur gegriffen, wenn es sicher war, daß ihre Einführung keinen Krieg nach sich ziehen würde.

Holland hat in seinem indischen Besitze in früheren Jahrhunderten Schwierigkeiten mit der Arbeiterfrage nicht gehabt, da die Kompagnie, welche ihn bewirtschaftete, ähnlich wie die englisch-ostindische sich auf Handelsbetrieb beschränkte. Als die Kompagnie beseitigt wurde, fiel die Kolonie in die Hände Englands, welche sie nach dem Muster Ostindiens organisierte. England führte zum erstenmale eine direkte Grundsteuer in Java ein, während früher die mit Gewalt der Waffen unterworfenen Völker Tribut zu zahlen hatten. Die Durchführung der Steuer hatte keine besonderen Schwierigkeiten, da sie durch die einheimischen unterworfenen Fürsten in gleicher Weise wie früher der Tribut eingebracht wurde. Als mit der Zeit diese Steuer und die von Alters bestehenden Zölle dem Bedarf der wieder in den Besitz Indiens gelangten Holländer nicht genügten, führten sie nach und nach noch regelmäßige Zwangslieferungen gewisser wertvoller Produkte zu bestimmten niedrigen Preisen ein. Aber sie haben es sorgsam vermieden, diese Maßregel auf Gegenden, die sie nicht vollständig in der Hand hatten und wo gewaltsamer Widerstand zu fürchten gewesen wäre, auszudehnen. Und selbst dort, wo die Maßnahme von der Bevölkerung ohne offenen Widerspruch hingenommen wurde, hat man mit der Zeit dieses System mehr und mehr eingeschränkt, da die damit verbundenen mittelbaren Nachteile den Nutzen überwiegen. Wo die Bevölkerung noch nicht genügend kultiviert ist, um freiwillig zu arbeiten, verwendet man Chinesen oder Bewohner von Inseln, in denen willige Arbeitskräfte vorhanden sind.

Frankreich hat von Alters her in Behandlung der Eingeborenen seiner Kolonien großes Geschick bewiesen. In Kanada wie in Indien hat es von vornherein mit den Eingeborenen gerechnet und in ihnen sich Freunde und Helfer herangebildet. Die französische Mission ist in dieser Hinsicht ebenso erfolgreich gewesen wie die spanische und portugiesische in Südamerika. In dem neuen Besitze, den es nach Verlust seines alten Reichs sich in Afrika, Hinterindien und der Südsee geschaffen hat, ist es ihm fast durchweg ebenfalls geglückt, das eingeborene Element, nachdem es einmal unterworfen war, für seine Zwecke zu gewinnen. Abgesehen von Westindien, wo die Ureinwohner schon durch die Spanier vernichtet waren, und Jahrhunderte lang Negersklaven die einzige Arbeitskraft darstellten, hört man aus keiner französischen Kolonie Klagen über Mangel an Arbeitskräften. In Westindien hat Frankreich eine Zeitlang Kulis aus Britisch-Indien in großer Menge verwendet. Nachdem die englische Regierung diesen Bezug verboten hat,

hilft man sich, so gut es geht, mit Chinesen und Leuten aus Französisch-Indien. In den Kolonien aber, wo genügend Eingeborene vorhanden sind, haben Mission und Verwaltung es überall verstanden, ohne Anwendung von Gewalt die nötigen Arbeiter heranzubilden. In Algier und Tunis, am Senegal, in Madagaskar und Hinterindien sind damit sehr befriedigende Ergebnisse erzeugt worden.

Die einzige Kolonialmacht, welche heutzutage noch in großem Umfange das System der Zwangsarbeit durchführt, ist der Kongostaat. Hier ist überall, wo die Verwaltung über die nötige Macht verfügt, eine der einst von Holland in Java und Spanien in Westindien gehandhabten entsprechende Gesetzgebung in Kraft, welche die Eingeborenen bei grausamen Strafen zur regelmäßigen Ablieferung bestimmter Mengen gewisser Erzeugnisse zwingt. Damit werden allerdings für eine gewisse Zeit hohe Gewinne für den Staat erzielt, doch gleichzeitig wird das Land durch unaufhörliche Unruhen und Raubbau geschädigt. Die Eingeborenen werden nicht für Zivilisation und friedliche Arbeit gewonnen und ihre Vermehrung gefördert, sondern sie sterben aus oder fliehen in unzugängliche Gebiete. Dazu sind unaufhörliche Reibereien mit Nachbarstaaten und Proteste aller Menschenfreunde unvermeidlich. Denn die fast unüberwachbaren Organe der Verwaltung finden bei diesem System, wenn sie dazu neigen, bequeme Gelegenheit zu Ausschreitungen aller Art, für welche die Regierung verantwortlich gemacht wird. Wenn daher auch von europäischen Unternehmern in Kolonien oft und gern Nachahmung des früher von Holland und zuletzt vom Kongostaat gegebenen Beispiels empfohlen wird, haben sich doch alle Regierungen diesen Wünschen gegenüber ablehnend verhalten.

Zwang auf dem Gebiet der eingeborenen Arbeit ist, wenn man sich die vorstehend kurz gekennzeichneten Erfahrungen vergegenwärtigt, möglich überhaupt nur, wo eine Kolonialmacht völlig Herrin des betreffenden Besitzes ist und die Eingeborenen zu ernstlichem Widerstande nicht in der Lage sind. Rätlich ist er aber auch dann nicht, denn, wie die Erfahrung Spaniens in Westindien, Hollands in Java und des Kongostaats lehren, bringt dieser Zwang nur zeitweiligen Nutzen. Mit der Zeit ruiniert er die Kolonie und ihre Bewohner. Früher wurde das letztere in den Kauf genommen, da Gesichtspunkte der Menschlichkeit nicht ins Gewicht fielen und Sklaven Ersatz boten. Heute ist auf letztere nicht mehr zu rechnen, und man hat erkannt, daß die Einwohner der wertvollste Besitz einer Kolonie sind. So ist denn, nachdem einmal die Herrschaft einer Kolonialmacht fest begründet ist, friedliche Erziehung und Heranbildung der Eingeborenen der einzige Weg zur Gewinnung von Arbeitskräften und zur Entwicklung dieser Kolonie. Das erfordert aber große Klugheit und Geduld.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VIII.

Clara Viebig, Das schlafende Heer. — Gabriele Reuter, Gunhild Kersten. — Paul Ernst, Der schmale Weg zum Glück. — Wilhelm Speck, Zwei Seelen.

In einer der Veröffentlichungen der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, den von Otto Knoop gesammelten „Sagen und Erzählungen", wird berichtet, daß nach alter Volksüberlieferung in den Bergen von Moschin ein großes Polenheer unter seiner Königin Jadwiga liegen und schlafen solle. Gegen 300000 Mann seien es, und wenn ihre Zeit gekommen, würden sie hervorbrechen und Polen befreien.

Ich weiß nicht, ob Clara Viebig die Sage gekannt und diese Quelle benutzt hat. Es ist ebenso möglich, daß sie für die Zwecke ihres neuen Romans selbst erfunden hat, was als Mythe immer lebendig war. Jedes Volk, das Aufstieg und Abstieg, Zeiten des Glanzes und Zeiten der Demütigung erfahren, hält in den Tagen der Unterdrückung den Glauben um so fester, daß seine herrlichsten Helden, die es emporgeführt, nicht gestorben seien, sondern nur schliefen und triumphierend einst auferstehen würden. So schlief im Kyffhäuser Kaiser Rotbart, und die Raben flogen um den Berg. Und wenn eine Zeit kommen sollte, wo unser Vaterland einst wieder am Boden liegt, dann wird auch sofort die mythenbildende Kraft des Volkes von neuem einsetzen. Nicht mit der Rotbartsage: sie ward vor einem Menschenalter erfüllt und zugleich vernichtet. Aber mit der Sage von einem großen rauschenden Walde, in dem ein getreuer Eckart seiner Stunde wartet, um Deutschland zu altem Glanze zu erheben. Ich habe an andrer Stelle darauf aufmerksam gemacht, wie selbst die gegenwärtige Dichtung Bismarck leise schon dem Mythos nähert. Er allein ist von allen Großen groß genug, um ins Märchen versetzt zu werden, und mit ihm, nicht mit Kaiser Wilhelm I, wird nach Jahrhunderten im Volke die Vorstellung von der höchsten Herrlichkeit des Reiches verknüpft sein. So hat dieses Volk die erst an Friedrich II anknüpfende Kyffhäusersage auf den Rotbart übertragen.

Clara Viebig hat das schlafende Polenheer aus den Bergen um Moschin in den Lysa Gora versetzt, die höchste Erhebung der Provinz. Und wie das starre wartende Sehnen einer am Boden liegenden Nation, steht der alte Schäfer Kuba Dudek reglos auf dem Grenzstein und horcht, ob sie in Bergestiefen noch nicht trommeln, ob die Retter noch nicht erscheinen wollen. Ein prächtig erdachtes

Symbol, das nur viel zu flüchtig anklingt, viel zu wenig verwoben ist mit dem ganzen Roman. Wer das starke Werk flüchtig nur liest, dem kann es leicht passieren, daß er den Titel nicht versteht, daß er die zwei Stellen, aus denen sich die Namengebung allenfalls rechtfertigen läßt, überschlägt oder vergißt.

Man wird darin doch mehr sehen müssen, als einen bloßen Zufall. Man wird ein Symptom darin finden, das uns weiter leitet, sich in einen größeren Zusammenhang einordnet und uns die ganze dichterische Wesenheit der Viebig entschleiert. Wie sich diese Dichterin mir darstellt, habe ich zu oft schon hier gesagt, als daß eine kurze Andeutung nicht genügen sollte: sie ist außerordentlich bedeutend in der Erfassung und Darstellung der realen, materiellen Mächte, die den Menschen bedingen und bewegen, während sie den mehr geistigen, ideellen Mächten ungleich fremder gegenübersteht. Ihrer Erde hat immer der Himmel, ihren Büchern immer die Weite, der Horizont gefehlt. Deshalb hat sie auch niemals einen feineren, seelisch vertieften oder geistig bedeutenderen Menschen geschaffen, sondern ist stets bei Gestalten stehen geblieben, in denen das rohe Triebleben vorherrscht, die nicht einen Kampf um einen ideellen Lebensinhalt, sondern nur einen zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit und ihrer sonstigen Lebensnotdurft führen. Und weil dies mit Meisterschaft dargestellt war, so bewunderte man wohl den Weltausschnitt, ohne doch vergessen zu können, daß es ein Ausschnitt blieb und nicht rund ward. Es wäre mir niemals möglich, etwa einen Roman von Clara Viebig zum zweiten Male zu lesen: die Kraft, die sich darin ausdrückt, beschränkt sich gar zu sehr auf das Subalterne.

Ob eine äußere oder innere Stimme die Dichterin auf diese Grenzen ihrer Begabung hinwies, bleibe dahingestellt: genug, Clara Viebig begann offensichtlich nach Erweiterung ihrer Grenzen zu streben und versuchte, ihren Werken gleichsam auch eine „Höhe" zu geben. Sie glaubte wohl, ihrem Talent die gleiche Schmiegsamkeit zutrauen zu dürfen wie dem Epheu, der je nach den äußeren Stützen, die man ihm gewährt, breit und niedrig hinrankt oder lustig zur Höhe klettert, und so stellte sie ihre Begabung vor größere Aufgaben, vor schon äußerlich „höhere" Stoffe. Es geschah vor allem in der „Wacht am Rhein", aber selbst dieser emporreißende Stoff trägt immer nur zur Hälfte — die andre Hälfte muß der Dichter tragen. Und es ward s. Zt. an dieser Stelle ausgeführt, wie die Schriftstellerin, die den Roman eines Dienstmädchens und des täglichen Brotes, den Roman der Sinnlichkeit und der Bauernmädel geschrieben hat, auch aus 1870 doch nur einen Feldwebelroman machte, unbeschadet vieler einzelner Schönheiten. Im „Müllerhannes" versuchte sie, einen Lumpen und Säufer zuletzt so zu durchstrahlen, daß aus diesem geringen Leben doch noch eine läuternde Flamme zu uns hinüberschlüge, aber was Gorjki so herrlich gelingt, mißlang ihr. Und in dem neuen großen Ostmark-Roman „Das schlafende Heer" (Egon Fleischel & Ko., 6 Mk., geb. 7,50 Mk.), der fraglos bedeutendsten bisherigen Darstellung der Polenfrage in unsrer Literatur, bemüht sie sich, schon dem Titel eine symbolische Macht zu geben. Doch — und da kommen wir zum Ausgangspunkt zurück — ich sagte ja schon vorhin, daß dieser Titel auf-

geklebt und die prächtig erdachte Symbolik leider im Roman selbst gar nicht durchgeführt ist. Vielleicht ist auch der tiefere Grund dafür jetzt schon ersichtlicher.

Wer die Verhältnisse der Provinz Posen kennt, wird fraglos darüber erstaunen, wie richtig Clara Viebig das meiste gesehen hat. Es gibt in Posen viele Doleschals und noch mehr Kerstens; es gibt die Górkas, die alle deutsche Arbeit zu nichte machen und es gibt die Garczynskis; ganz echt sind der Lehrer und der Jude, der Inspektor Szulc und der Förster, die blonde Stasia und die Michalina. Und wahrhaft glänzend gelungen ist vor allem die Gestalt der Ciotka; mit einer Kraft und einem Humor ist diese alte Säuferin hingestellt, die von einem Schrotschuß lebt, den sie in ihr gesegnetes Hinterteil bekommen hat, daß man der Schöpferin zu solchem Gelingen nur gratulieren kann.

Und doch legt man auch dieses Buch nicht ganz befreit und befriedigt aus der Hand. Man fühlt mehr, als daß man deutlich erkennt, wie zwischen dem Thema und seiner Behandlung ein Widerstreit herrscht, gegen den das Herz sich instinktiv wehrt. Man fühlt, hier fehlt etwas; man muß beinah zu allem, was da ist, sagen, daß es gut ist, und ist mit dem Gesamtbilde doch nicht einverstanden. Von zwei verschiedenen Punkten kann man auf das Ziel losmarschieren; schlagen wir diesmal nicht den gewöhnlichen Weg der ästhetischen Untersuchung ein, sondern einen andern. Ich lasse zunächst jedes literarische Bedenken beiseite und urteile nur als Kind der Ostmark. Als solches könnt' ich mich sogar über einen *schwachen* Roman, der ein großes Kulturbild aus meiner Heimat entwürfe, freuen. Weshalb komme ich zu keiner rechten Freude vor diesem *bedeutenden* Roman? Weshalb fühle ich: alles ist richtig, jede Einzelheit, und es ist trotzdem nicht so? Man könnte sagen, Clara Viebig hat die Polenfrage nur zur Hälfte berührt, sie hat nur den Kampf um den Boden, den Kampf auf dem Lande gesehen. Ein zweiter ergänzender Band müßte den ganz anders gearteten, ebenso wichtigen Kampf, der in den Städten geführt wird, schildern. Aber es war ihr gutes Recht, sich den Stoff zu wählen; der Einwand hält nicht Stich. Oder fühle ich die Unluft und Enttäuschung, weil der Roman trotz eines gewollt hoffnungsvollen Schlusses im Grunde auf jeder Seite den Sieg des Polentums und die Niederlage des Deutschtums proklamiert? Hier kommen wir der Ursache gewiß schon näher. Und ich glaube, in der Provinz Posen wird man deshalb das Buch mit sehr gemischten Gefühlen betrachten, denn es wird die Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, die jeden Deutschen der Ostmark hin und wieder befällt, noch verstärken; es legt die Perspektive seiner verzagten Stunden gleichsam dokumentarisch, gestaltend fest, nicht aber die Zuversicht seiner Hoffnungsstunden. Und das ist sein Mangel!

Da ist der deutsche Grundbesitzer Kersten, der alles laufen läßt, wie es will, und sein Gut mal möglichst hoch verkaufen wird, um nach Berlin oder sonstwohin zu ziehen. Von dieser Sorte gibt es tausend. Da ist — als Hauptrepräsentant des Deutschtums — der Freiherr von Doleschal, durch und durch national gesinnt, aber von zu großer Reizbarkeit des Empfindens, wie sie das

fortwährende auf der Wacht-Stehen wohl hervorbringen kann. Ein Mann, der einem zuletzt fast unsympathisch wird, wie jeder, der mit unzulänglicher Kraft an zu große Aufgaben geht; ein Mann, der niemals die Tragweite seiner Handlungen überschaut, trotz des allerbesten Willens nur Unheil anrichtet und schließlich durch eine gesellschaftliche Intrigue so zur Verzweiflung getrieben wird, daß er ohne Rücksicht auf Weib und Kinder sich erschießt. Auch diese Gestalten gibt es in der Provinz; im Parke des Herrn von Doleschal bin ich als Knabe oft herumgelaufen. Denn mag es ein Spiel des Zufalls sein: jeder Posener wird sofort an Herrn v. Willich, den unglücklichen Landrat des Birnbaumer Kreises denken, wenn er Leben und Sterben des Barons Doleschal hier liest.

Nun gibt es aber fraglos und Gott sei Dank auch in unsrer Ostmark noch eine dritte Kategorie von Männern: die klaren, tüchtigen, helläugigen, deren Nationalgefühl nicht minder stark ist wie das des Herrn von Doleschal, wenn es auch ruhiger ist, die mit Klugheit und Zähigkeit vorwärtsstreben und für die Provinz am wichtigsten sind. Und ein Repräsentant dieser Kategorie fehlt in dem Viebig'schen Roman.

Weshalb? Allein schon aus Gerechtigkeitsgefühl hätte ein andrer solche Gestalt geschaffen. Darüber hinaus aber auch aus künstlerischer Notwendigkeit. Unser Herz will wenigstens mit Einer Gestalt ganz mitleben und mitstreben, sich an eine mit ganzer Liebeskraft hängen. Und hier ist sehr interessant zu beobachten, wie das Können und Nichtkönnen eines Talentes zurückwirkt auch auf sein Sehen und seine Vorstellung. Clara Viebig kann einfach diesen helläugigen, klugen und tüchtigen Mann mit kraftvollem Emporstreben nicht schaffen — und deshalb übersieht sie ihn. Durch diese Lücke jedoch erhält das ganze Bild trotz aller richtigen Einzelheiten etwas Schiefes und Unrichtiges. Ohne daß die Dichterin es vielleicht dem Plane nach gewollt hat, hat ihr großes Kulturgemälde tatsächlich eine äußerst pessimistische Wendung erhalten, die in solcher Stärke unberechtigt ist.

Denn der angepappte Hoffnungsausblick am Schlusse will doch nichts besagen. Wer und was gibt die Gewähr, daß die Kinder des Herrn von Doleschal nicht ebenso werden wie der Vater? Die Erzählerin wird mit gewissem Rechte antworten können: die Mutter! Die blonde Baronin ist wirklich die einzige, der alle unsre Sympathien zufließen, und so steht am Ende auch wieder die deutsche Frau und Mutter in der Gloriole da — genau wie in der „Wacht am Rhein". Aber das empfindet man als Verlegenheitsausweg. Clara Viebig wollte zuletzt irgend jemandem doch den Kranz reichen, und da kein Mann seiner würdig schien, setzte sie ihn der Frau auf oder vielmehr der Mutter. Das paßt schließlich immer. Aber sie muß in ihrem Leben, wie es scheint, wenig „Männer" kennen gelernt haben oder ihnen in der Kunst bewußt ausweichen.

Man wird es verständlich finden — wenigstens hoffe ich dies nach allem Gesagten —, daß auch im „schlafenden Heer" die unteren Volksschichten und die reinen Triebmenschen fast durchweg prachtvoll lebendig herausgekommen sind, während die Menschen der oberen Stände unsichrer gezeichnet erscheinen. Eine grande dame will Clara Viebig nicht gelingen; sie hat für die „Kulturmenschen"

zu wenig Nuancen. Frau von Garczynska ist nur Katze, Gorka nur Fanatiker usw. Und nur, wenn die Sinnlichkeit diese Leute beschleicht, dann färben sich die Gestalten mit einem Schein von Blut. Man meint oft zu fühlen, wie Clara Viebig sich bezwingen mußte, um nicht ganz in die Linie des „Weiberdorfes" einzubiegen. Genug und übergenug strotzender, robuster Sinnlichkeit lebt auch in diesem neuen Roman. Das Bacchanal in der Inspektorwohnung ist fast die grandioseste Szene des Buches, die nur noch von einer andern erreicht und übertroffen wird: jener auch psychologisch sehr feinen, in der die betrunkene Rotte der Aufrührer von dem Knaben im Nachthemdchen beschwichtigt wird. Man braucht nur die Mädchengestalten einmal an sich vorüberziehen lassen: jede Nuance der Sinnlichkeit ist da vertreten. Essen und Trinken, um es gelinde auszudrücken, wird daneben groß geschrieben. Und gegen die Wucht, mit der alles Triebleben künstlerisch bewältigt ist und durch die es am nachdrücklichsten wirkt, können die schüchternen Versuche, darüber hinaus eine „Höhe" zu schaffen, nicht aufkommen. Wie wenig anfeuernde Kraft hat z. B. das Viebig'sche Pathos! Dafür hat die Erzählerin nicht genug Lyrik in sich. Und so ist die Gestalt des Schäfers, der gleichsam die Erlösungssehnsucht eines Volkes verkörpern und im Gegensatz zur Stumpfheit seiner Landsleute das ideelle Moment vertreten sollte, zu sehr im Hintergrund geblieben. Mit ihm wollte Clara Viebig zu einem höheren Stil kommen, ins Große, ins Epos hinein. Das ist ihr nicht gelungen. Doch sie hat ein viel umfassendes Kulturbild aus der Provinz Posen geschaffen, wie die Ostmark bisher noch keines hatte, ein Werk gewissenhafter Arbeit und so starker dichterischer Qualitäten, daß die zahlreichen Einwände und Bedenken es nicht fortblasen und herabsetzen können, sondern es nur begrenzen wollen.

Die blasse Zartheit und leise Überfeinheit Gabriele Reuters bildet den typischen Gegensatz zu der gar zu rotbäckigen Robustheit der Viebig, und aus der Mischung und Verschmelzung beider Individualitäten zu höherer Einheit müßte das Ideal einer Erzählerin entstehn. Gabriele Reuter würde an der grande dame nicht scheitern, allerdings auch niemals eine Ciotka so lebendig auf die Füße stellen können. Sie hat in ihrer Art etwas eminent Aristokratisches, während Klara Viebig bürgerlich ist in Worten und Werken. Diese ist, wenn man ihre starke Begabung abzieht, in ihrem Empfinden so normal, so ganz Durchschnitt, daß nichts an ihren Büchern ist, dem nicht jeder nachkommen könnte, das Dienstmädchen so gut wie die Gräfin; jene entfernt sich vom Durchschnitt so weit, daß nur Menschen von feinerer Kultur an ihren Werken Freude haben können, niemals das Kleinbürgertum.

Allerdings sollte man, um diese Gegensätze in ihrer vollen Schärfe zu verspüren, nicht Gabriele Reuters neuestes Werk „Gunhild Kersten" (Deutsche Verlagsanstalt. 2 Mk., geb. 3 Mk.) neben das Neueste von Klara Viebig rücken. Denn während „Das schlafende Heer" ebenbürtig neben den andern großen Romanen der rheinischen Erzählerin steht, sehe ich in „Gunhild Kersten" beinah das Schwächste, was Gabriele Reuter je veröffentlicht hat, und so würde ein Vergleich durchaus zu ihren Ungunsten ausfallen. Sie selbst scheint über diese Novelle übrigens auch nicht im Unklaren gewesen zu sein; wenigstens klingt das „Vorwort"

wie eine Entschuldigung. Es erzählt, daß „Gunhild Kersten“ eine Jugendarbeit sei, die vielleicht dem Leser dadurch Interesse abgewinne, daß sie zeige, wie in ihr Gedanken noch schüchtern und unsicher nach Ausdruck rängen, die später eine kräftigere Form der Darstellung gefunden hätten. Im Jahre 1891 ist die Novelle geschrieben — demselben Jahre entstammen die Anfangskapitel des Romans, mit dem Gabriele Reuter ihren ersten und größten Erfolg fand: „Aus guter Familie“. Man würde das kaum für möglich halten, wenn sich nicht bei den echten Dichtern, und zwar noch weniger bei den Erzählern, als bei den Lyrikern, immer von neuem das Schauspiel wiederholte, daß gleichsam über Nacht und ohne Übergang sich ihre Begabung wie eine seltne Wunderblume erschlösse.

Gewiß ist auch in „Gunhild Kersten“ schon Vieles vorgebildet, was spätere Werke Gabriele Reuters so reizvoll macht. Aber alles ist noch unausgeglichen und steht unvermittelt da, die besondre Note klingt noch nicht voll hindurch, die Eigentümlichkeit, die feine, etwas müde Reife, das Aparte, was etwa „Liselotte von Reckling“ hat, fehlt noch, und der Weg von „Gunhild Kersten“ konnte ebenso gut nach der breiten Heerstraße abbiegen, wie nach einsamen Gipfelpfaden. Auch technisch ist die Novelle nicht sehr klug und sehr glücklich angelegt; das erste Kapitel nimmt doch schon zu viel voraus. So wird man sich damit begnügen, sie anzuzeigen und reiferer Früchte zu warten.

Reife Früchte — ich kann die Worte zu meiner Freude gleich übernehmen und sie auf zwei Bücher anwenden, die in die gewählte kleine Bibliothek jener feinen und stillen Leser gehören, von denen der Dichter doch nicht nur träumt, sondern die Gottlob wirklich vorhanden sind. Das eine hat ein Mann geschrieben, dessen Namen ich nie vorher gehört hatte; das andre ein Autor, den litterarische Kreise wohl kannten, ohne daß er doch weitergehendes Interesse erregt hätte. Beginnen wir mit ihm: er heißt Paul Ernst und galt mir bislang als einer jener überall probierenden Schriftsteller, die zu lesen man nie recht innere Nötigung hat, weil sie ihren Weg selber noch nicht zielsicher verfolgen. Dieser Paul Ernst hat jetzt einen Roman erscheinen lassen, „Der schmale Weg zum Glück“ (Deutsche Verlagsanstalt. 4 Mk., geb. 5 Mk.), von einer Fülle und Gedrängtheit des Gehalts, daß man sich nicht genug verwundern kann und daß man, wenn man die letzte Seite hinter sich gebracht hat, noch lange nicht mit diesem vollen und schweren Buche fertig ist. Gute Bücher sind immer große Verschwender; oft schädigt diese Verschwendung und Überfülle die künstlerische Form. Auch hier geht es nicht anders. Man wird in ein Zuviel hineingezogen, doch jeder Kreis ist in aller Kürze so tief ausgeschöpft, daß die Freude darüber die kritische Beklemmung überwindet und daß man sich immer wieder auf neue Wege und in neue Kreise locken läßt.

Der Roman setzt die unendlich lange Reihe der sogenannten „Bildungsromane“ fort, d. h. er erzählt wie fast jeder von größerer Anlage und eigener Bedeutung die Bildungsgeschichte eines Menschen. Es ist hier der Försterssohn Hans, dem wir folgen: von dem Augenblicke an, wo er als kleines Kind unterm Tisch der Mutter sitzt, bis zu dem Zeitpunkt, wo er sein Glück und diejenige

Bahn gefunden hat, die der innerlich Fertige nun verfolgen wird bis an sein Ende. Mit der leisen Verachtung der groben äußeren Ereignisse, aber mit liebevoller Ausmalung aller weiterwirkenden inneren Erlebnisse, aller modelnden und bildenden Einflüsse erzählt Paul Ernst von seinem Werden und Wachsen. Gleich das erste Buch bringt ein prächtiges Forsthausidyll. Dorrel, die Magd, und vor allem die Großmutter, die so schön und fein von ihrer Liebe spricht, werden uns herzlich vertraut. Ab und zu stört ein reflektierendes Sich-Einmischen des Erzählers, stört ein Vorgreifen in die uns noch verschleierte Zukunft. Und indem der Dichter als ein stiller und wachsamer Begleiter den Försterjungen verfolgt und sorglich nach allem ausspäht, was auf ihn wirkt, erhält er die Gelegenheit, seine größte Kunst zu entfalten. Es ist die, auf ein paar Seiten das Charakterbild eines Menschen, den er in Beziehung zu seinem Helden setzt, mit großer Feinheit und einer die tiefste Wesenheit ausschöpfenden Sicherheit auszumalen, so daß man, da die Hauptzüge so wundervoll vorgezogen sind, alles andre gleichsam aus Eignem ergänzen und dazutun kann. Ja, mehr, auf den wenigen Seiten wird gewöhnlich das ganze Lebensschicksal der betreffenden Person erzählt, das, weiter ausgeführt, für sich wieder eine neue Novelle ergäbe. Wie meisterhaft sind der Pastor und seine Frau, sind die Ackerbürger Löwes in den Roman hineingezeichnet! Aber fast mit demselben Rechte könnte ich Reihen andrer Personen nennen, denn wenn man nach beendeter Lektüre lose noch einmal Blatt um Blatt umschlägt, erst dann wird einem recht klar, wie vielen besonderen Menschenkindern man hier begegnet ist. Man vergißt den einzelnen dabei leicht, weil sich besonders in den späteren Partien des Buches gar zu viele drängen und nicht alle mehr organisch mit der eigentlichen Handlung verknüpft sind, worunter die Übersichtlichkeit leidet. Das ist eben die Fülle, die die Form sprengt. Hans, der Försterssohn, der im ersten Drittel durchaus Mittelpunkt ist, verschwindet zu Zeiten vollständig. Man verliert ihn aus dem Auge; man wird mit stärkerem Interesse an andre Personen gebunden, die seinen Weg kreuzen und deren Steigen oder Fallen wieder eine Erzählung in der Erzählung bildet. Weil aber ein straffes zum Ziel gehen so nicht erreicht und wohl auch nicht erstrebt ist, verliert man beim Bedenken des Romans eine große Reihe oft herrlicher, aber nicht durchaus notwendiger Bruchstücke ganz aus dem Gedächtnis. Aber wer möchte die schlicht-schöne Episode, in der die Ehe Jordans und der Besuch auf dem Lande geschildert wird, missen, obwohl sie fraglos der Komposition des Romans nicht zuträglich ist? Niemand wird ohne gesteigertes Empfinden grade diesen Abschnitt lesen.

Wie gewöhnlich, kann man sich auch hier, wenn man will, gegen den Schluß kehren. Wo so viele Schicksale ausgebreitet sind, hat weder der Dichter noch der Leser den eigentlichen Helden fest in der Hand behalten, und nicht mehr so ganz wie zum Beginn vertraut man dem Führer. Er bringt seinen Schützling wohl in den Hafen einer glücklichen Ehe und gesicherten Tätigkeit, aber man empfindet das mehr als Glück, denn als Verdienst. Alles nämlich,

worauf Hans seine Zukunft gründet, nimmt er eigentlich als Geschenk aus den Händen seiner Frau, und man ist nicht ganz sicher, wo er ohne sie gelandet wäre.

Es ist schwer, dem Leser, der nicht zugleich das Buch kennt, einen Begriff von dem Reichtum an Gestalten, Gedanken und Erfahrungen zu machen, der darin steckt. Ich verweise nur auf Eins: wie unendlich viele Liebesgeständnisse resp. -Verhältnisse werden darin gestreift, erzählt oder dargestellt, und doch ist nirgends auch nur die leiseste Wiederholung zu spüren, und jedes behauptet sich als etwas Eignes und Neues. Vielleicht könnte manchmal der Gedanke kommen, daß vieles nur reflektiert ist, auch viele Personen mehr konstruiert sind aus einer reifen Erfahrung, als erlebt und von innen heraus gewachsen; die meisten werden ja mehr in ihrem Wesen umschrieben, als daß sie sich handelnd betätigten. Aber den Kritiker befällt leicht ein rasches Mißtrauen, und wir wollen es, bis sich Paul Ernst mit weiteren Büchern selbst das Zeugnis geschrieben hat, scheuchen.

Es bleibt noch übrig, ein Wort über den Stil zu sagen — über diesen Stil, der noch am ehesten dazu mahnt, mit dem letzten Urteil zu warten. Er ist merkwürdig voll und ungewöhnlich, ohne daß doch ein ungewöhnliches Wort gebraucht würde; er wird leise herangeführt an den Stil der Lutherschen Bibelübersetzung, ob der Ton auch natürlich um einige Grade gedämpfter ist. „Es geschah aber", erzählt Paul Ernst z. B., „daß sie sich in diesen Umständen in Hoffnung fühlte, und hatte ein Kind. Da sagte der Vater zu ihr . . . usw." Das ist oft sehr schön; das ist meistens nicht auffällig. Aber es gibt auch Stellen in dem Buche, wo es unecht, maniriert, gewollt wirkt. Das ist dann nicht oder noch nicht die natürliche Sprache des Dichters. Der Stil, könnte man sagen, ist schon reifer und älter als er, ist beabsichtigt und auf das Bedeutende und die innere Schwere hin geprägt. Es gibt nur wenige erzählende Bücher, die man so langsam, so Wort für Wort, lesen muß wie den Ernst'schen Roman. Allen denen, die das vermögen, sei er ans Herz gelegt.

Ebenso dringend, ja noch dringender, weil das Buch in seiner Komposition lichtvoller und durchsichtiger ist, möcht' ich jeden Literaturfreund auf die Erzählung „Zwei Seelen" von Wilhelm Speck (Leipzig, F. W. Grunow. 4,50 Mk., geb. 5 Mk.) hinweisen. Niemals bisher hab' ich den Namen dieses Dichters gehört oder erwähnt gefunden; in verhältnismäßig späten Jahren tritt er in die Literatur ein, denn man merkt wohl aus jeder Zeile seines Buches, daß nicht die liebenswerte und feurige Unreife des Jünglings es geschrieben hat, sondern die besonnene Reife des vielerfahrenen Mannes, dem das Los gefallen ist, mannigfaltige und außergewöhnliche Menschenschicksale verfolgen zu dürfen. Nach den kargen Notizen im getreuen „Kürschner" ist Wilhelm Speck 1861 geboren und lebt als Pfarrer in Halle; sein seelsorgerischer Beruf hat ihn, wie man annehmen darf, unter die Gefangenen und Ausgestoßenen, die Gefallenen und Deklassierten, unter das „barfüßige Regiment" Gorkis geführt, und vieles, das anderen verborgen bleibt, hat sich ihm entschleiert. Das Beste, was er dabei gelernt und mit seinem Dichterherzen erfaßt hat, ist die Erkenntnis, wie oft Gutes und Böses aus derselben Wurzel

entspringt und mit wie vielen feinen Fäden sich beides verbindet; und wenn sein Auge, das so oft in Schuld und Irrtum gesehn, sich dadurch geschärft hat und unbestechlich geworden ist, so ward sein Herz darüber doch nicht auch schärfer, sondern nur milder und verstehender. Nicht von Berufs wegen, sondern als ganzer, reifer, verstehender und liebender Mensch beugt sich dieser Pfarrer und Dichter zu dem verlorensten Sohne herab und sagt Bruder zu ihm — ohne Pathos, ohne Sentimentalität, ohne zu beschönigen; nicht mit dem, alle anständigen Leute ausschließenden „russischen" Mitleid Dostojewskys, das sich beinah nur, sondern mit dem tiefer Erkenntnis entsprungenen Mitleid, das sich auch auf Mörder und Dirnen erstreckt.

Die Geschichte eines langsam, beinah wider seinen eignen Willen und seine eigne bessere Einsicht verlumpenden Menschen, der schließlich zum Mörder wird, erzählt er hier in den „Zwei Seelen". Oder vielmehr: der Träger all dieser Schicksale erzählt sie selbst, der Zuchthäusler, dem nur noch der Tod die Freiheit wiedergeben kann. Wohl wird dabei weniger vom Herzen, als vom Verstande der Widerspruch gefühlt, der zwischen der Art und dem Bildungsgang des vorgeschobenen Erzählers einerseits und der Erzählung andrerseits besteht, aber man vergißt bald darauf zu achten, weil die Darstellung selbst uns völlig bannt. Man könnte manche Ähnlichkeit mit dem Ernstschen Romane herausfinden: auch Wilhelm Speck hat die köstliche Gabe, in aller Kürze gleichsam den Extrakt eines ganzen Lebens zu geben; auch er geht allen Einflüssen nach, den offnen und geheimen Mächten, die auf seinen Helden wirken (ohne daß er diesen übrigens als Fazit eines Rechenexempels hinstellt), und indem er eine Reihe bestimmender Menschen vorführt, mit deren Art und Erfahrungen er uns bekannt macht, zeigt er eine so feine und reife Beurteilung von Personen und Dingen, eröffnet er so tiefe Einblicke in Herzen, findet er so lebendig charakterisierende Worte, daß man mit großer Freude einem neuen Dichter nachgeht, der wie jeder neue Dichter eine neue Welt erschließt. Von der „Tante mit dem Stich ins Saure" angefangen ist fast jede Figur sicher beim Schopf gegriffen, und neben den beiden rührenden Schneiderlein, neben dem fröhlichen Bauer, neben vielen mit gleichwertiger Kunst Erschaffenen steht auch eine breiter ausgeführte psychologische Meisterleistung in der Gestalt des gutmütig-ritterlichen Taschendiebes Heinemann, in dem scheinbar entgegengesetzte Eigenschaften sich doch zur Einheit verbinden.

Es will mir scheinen, als wäre der letzte Teil — die Läuterung — nicht mehr ganz so farbig und vollendet; das wäre auch erklärlich. Aber es soll gesagt werden, wie erfreulich Wilhelm Speck auch dort wirkt, wo er durch Unerfreuliches führt: der vollendete Triumph des Künstlers über den Stoff. Und ganz besonders sei auf den Stil hingewiesen, der alle die Vorzüge des Ernstschen Stils, über die vorhin gesprochen ward, aufweist, aber nirgends maniriert und bei innerer Schwere und gesättigter Reife doch auch natürlich und luftig ist. Nur Stifter, der Meister des Stils, ist von allen Poeten als Einziger in der Erzählung genannt.

Eine reiche Ausbeute diesmal, die nicht vergebens ihrer Freunde harren möge!

Aus dem Berliner Theaterleben.

Von

Gustav Manz.

VI.

Theaterherbst. — Tastende Anfänger. — Talente auf Irrwegen. — Des Pastors Rieke. — Ein Klassikerfrühling. — Wohin steuern wir?

Wenn die Osterglocken läuten und die Anemonen blühen, dann ist's allgemach aus mit der Pappherrlichkeit der Kulissenwelt. Das Tirili heimgekehrter Schwalben klingt dem Ohre dann einschmeichelnder als alle frohen und schmerzlichen Gefühlsausbrüche in der Schallweite des Souffleurs. Es müssen schon große und eindringliche Herzenskündiger sein, die um die Zeit der wachsenden Tage noch Anspruch auf Beachtung erzwingen. Denn Jahresfrühling ist Theaterherbst, und indes draußen die Klänge anschwellen zur Lenzsymphonie, verhallt in der schwülen Atmosphäre unsrer Schauhäuser der Lärm der „Saison" mit einem immer gemütlicheren Andante, das in einer großen Generalpause zu guter Letzt einschläft . . .

Zu guter Letzt? . . . Der Ausdruck ist ein Schönfärber: denn oft genug ist im Theaterleben das Letzte nicht das Gute. Wie oft erleben wir's in Berlin, daß im späten Winter oder frühen Lenz der Erfolgsreigen eines guten oder schlechten Kassenstücks für kurze Weile unterbrochen wird, um irgend einen bedauernswerten Dichtersmann auf seinem Pegasus seine unsichere Kunst zeigen zu lassen. Das ist die Zeit der Anfängerstücke, die die Direktoren einst in einem literarischen Augenblick angenommen haben, um nicht bloß als Geschäftsleute, sondern auch als Talentförderer geschätzt zu werden, die Zeit der Dilettantenarbeiten, die einmal irgend ein einflußreicher und nützlicher Gönner dem Direktor mit dem Nachdruck seines Aktionärbewußtseins auf den Tisch legte. Da kommt es dann zu jenen trübseligen zwei oder drei Pflichtaufführungen, in denen des Schauspielers Wort von leeren Bänken widerhallt, oder zu den gefürchteten literarischen Nachmittagsvorstellungen, jenen Begräbnissen erster Klasse, bei denen die witzigen Kritiker sich für ihre gestörte Siesta meist recht schnöde an der armen Literaturleiche rächen. Es läuft da mancherlei Ungerechtigkeit mit unter: Künstler und Publikum pflegen einem Werke wenig Interesse entgegenzubringen, dem gegenüber die Direktion schon deutlich merken läßt, daß sie mit seiner Aufführung nur einem Vertragszwang gehorcht und gewillt ist, es nur „einmal nach ein ander" zu geben.

Die jüngste Zeit hat uns z. B. mit den Dramen „Mutter Landstraße" von Schmidt-Bonn (Kleines Theater) und „Erstarrte Menschen" von Huna (Berliner Theater), zwei solche tastende Anfängerversuche beschert, die unter den angeführten Umständen zu leiden hatten und im allgemeinen von der Tageskritik härter angefaßt

wurden, als sie es wohl verdient haben. In beiden Fällen war ein gewisses Ringen nach Eigenart zu verspüren, und das war es wohl, was die betreffenden Theatergewaltigen bestimmte, diese dramatischen Novizen durch Annahme zu beglücken, um sie dann erfolgreichen Autoren zu Liebe in die Ecke zu stellen und erst im letzten Augenblick wieder zu einer unwirschen Prüfung vor allzu strengen Richtern hervorzurufen.

Etwas anders lag der Fall wohl mit dem ebenfalls rasch wieder vom Spielplan verschwundenen Alten-Fritz-Drama „Königsrecht" des Holländers Paap, der kein Anfänger ist und nicht nach Neuem ringt. Seine Dramatisierung des bekannten Rechtsfalles vom Müller Arnold lehnt sich recht bequem an das feste Geländer der geschichtlichen Überlieferung, und wenn der Dichter trotzdem sein Stück fallen sah, so lag es eben einfach daran, daß sich seine „historische Treue" in das Gewand einer schleppenden Geschichtsklitterung kleidete. Was aber hatte dem Werke wohl zur Annahme verholfen? Sicher nur die Überzeugung der Direktoren, daß die Gestalt des großen Königs, von einem „interessanten" Schauspieler verkörpert, diesen und das Publikum reizen müsse. Es war ein Trugschluß: der Darsteller (Reicher) blieb im „Interessanten" stecken und reichte nicht empor zur Größe des Königs, das Publikum aber fand sich aus den breitgesponnenen Dialogen nicht heraus ...

Also drei Mißerfolge verschiedener Art, — es waren nicht die einzigen, und wenn ich nun noch von drei weiteren Fehlschlägen berichte, so geschieht es wahrlich nicht in einer vorgefaßten pessimistischen Stimmung, sondern um der unzweifelhaft wichtigen Tatsache willen, daß in diesen drei weiteren Fällen starke Begabungen versagten, weil sie sich in ihren Darstellungsmitteln vergriffen oder sich an einen Stoff wagten, dem ihre Kräfte nicht gewachsen waren. Dies erlebten (und wir mit ihnen) Arthur Schnitzler in seinem Drama „Der einsame Weg", H. Heyermans mit seinem Sittenbild „Ora et labora" und M. Maeterlinck mit seiner Legende „Der heilige Antonius". In allen drei Fällen war das Mißlingen lehrreich, da dem Einzelvorkommnis typische Bedeutung zukommt.

Am raschesten kann man an dem Stücke des Holländers vorübergehen, der uns vor einigen Jahren sein herzhaftes Heimatsbild „Hoffnung auf Segen" gab und damit auf eine große dichterische Zukunft hoffen ließ. In seinem neusten Werk, einem Elends- und Armeleutsdrama aus dem holländischen Bauern- und Schifferleben ist dieser scharfe Beobachter der Wirklichkeit zum Routinier des Naturalismus geworden und seine Echtheit zur Pose. Niemals ist es mir klarer geworden, wie abgewirtschaftet der Naturalismus heutzutage schon ist, wie öde solch ein peinlich getreues Werkeltagskonterfei ohne den Hintergrund einer großen Weltanschauung ist, als in diesem grauen Bild einer (dichterisch!) unsäglich gleichgültigen Misere kleiner Menschen, in denen das aussichtslose Elend alle schlechten Instinkte wachgerufen hat. Einzig die Gestalt eines (von Else Lehmann) meisterhaft verkörperten jungen Mädchens, eines Stückes ungebrochener Natur zwischen all den ausgemergelten Hirnen und Herzen, konnte mit dem unerquicklichen Eindrucke versöhnen ...

Eine der seltsamsten Empfindungen, die ich an einem Theaterabend erlebt, verdanke ich Maeterlincks satirischer Legende vom Hl. Antonius. War ich bis-

her nie im Stande gewesen, selbst durch die künstlerisch abgerundeten, stimmungsvoll inszenierten Aufführungen seiner dramatisierten Mystik und Märchenlyrik in das Entzücken seiner begeisterten Lobredner zu geraten, so wurde mir der köstliche Humor der Eingangsszene seines Antonius geradezu zu einer Überraschung und Erquickung. In einem Trauerhaus kehrt der gutmütige Heilige ein, um ein entschlafenes altes Fräulein, die Erbtante lachender Anverwandter, wieder zum Leben zu erwecken. Die ob dieser Wendung der Dinge bestürzten und in der Behaglichkeit eines reichlichen Trauerschmauses gestörten Erben halten ihn für einen Schwindler oder Verrückten. Arzt, Pfarrer und Polizei treten gegen ihn auf, — ja die Erweckte selbst hält ihn in seiner dürftigen Mönchskutte für einen lästigen Bettler. Schließlich wird er durch die Hüter irdischer Ordnung in Gewahrsam gebracht. Nur eine „Arme im Geist", eine brave einfältige Magd, hat in ihm den heiligen Mann erkannt. Wenn sie den bescheidenen Sendboten des Himmels auch im Eifer ihrer Arbeit wie ihresgleichen behandelt und in die Ecke schickt, sofern er ihr beim Reinmachen im Wege steht —, so bittet sie ihn doch um seinen Segen und ist die Einzige, die sich seiner annimmt und ihren Schirm über ihn hält, als ihn die Wächter bei fürchterlichem Regenwetter abführen. . . Wie man sieht, ein humoristisch-satirischer Vorwurf ersten Ranges, — ein Stoff, den einmal selbst Goethe behandeln wollte, indem er einen wiederkehrenden und schmählich verkannten Christus dichterisch zu schildern plante. Maeterlinck hat sich, in bescheidenen Grenzen immerhin, an diese große Aufgabe gewagt — und sie ist ihm leider unter den Händen zerflattert. Was Weltanschauungs-Dichtung zu werden verspricht, — in der prächtigen Eröffnungsszene zwischen dem Heiligen und der Magd —, das bleibt schließlich doch ganz im Burlesken, im rein Gegenständlichen stecken. Es ist wie ein Stolpern nach prächtigem Anlauf . . .

Hat sich Maeterlinck mit diesem Einakter offenbar auf ein ihm fremdes Gebiet gewagt und durch seine eigene Unsicherheit das Publikum stutzig gemacht, so hat Arthur Schnitzler in seinem „Einsamen Weg" uns ein etwas verworrenes Drama geschenkt, wo er uns eine feine Novelle hätte bescheren können. Verworren wurde das Drama, weil der Dichter, nicht kraftvoll genug, sein Hauptproblem auszuschöpfen, seinem Werk noch zwei Nebenhandlungen aufpackte, die die Fäden verwirren und die Teilnehmer von dem Hauptvorgang ablenken. Und doch ist dieser bedeutsam genug, und eines echten Dichters durchaus würdig! Wir erleben die Tragödie des Egoismus, des rücksichtslosen Genusses, der eine späte, aber schwere Strafe findet. Ein alter Junggeselle, einer jener Männer, die in der Liebe zum Weibe nur Begierde und Besitz kennen, hat in jungen Tagen die Braut eines andern verführt und zur Mutter eines Knaben gemacht, der aber vor der Welt als Sohn des andern aufgewachsen ist. Jetzt, in alten Tagen, in Stunden der Vereinsamung, will er als „natürlicher" Vater den Sohn zurückfordern. Aber in diesem spricht die Stimme der Natur nicht, er weicht zurück: nur der Mann kann ihm auch ferner als wirklicher Vater gelten, der, als Gatte seiner Mutter, durch ein Leben der Pflicht, durch die ihm zugewandten Sorgen und erwiesene

Erziehung, sich ein sittliches Anrecht darauf erworben hat. Leider hat der Dichter diesen tragischen Konflikt, den Kampf des Vaters um seinen Sohn, nicht in Handlung umgesetzt, sondern in an sich sehr feinen und geistvollen Reflexionen aufgelöst. Mit Absicht oder aus Verlegenheit, — das letztere scheint mir wahrscheinlicher, — vermeidet er als dramatischer Wettermacher Donner und Blitz, und breitet dafür die langwallenden Regenschleier herbstmüder Melancholie vor uns aus. Und so hat, wie gesagt, ein feiner Poet statt einer guten Novelle ein schwaches Drama geschrieben ...

Blicke ich noch einmal auf die letzten Wochen zurück und auf die Gaben, die uns unsre Zeitgenossen spendeten, so kann ich flüchtigen Auges vorübergehen an der geistreichen Flimmerkunst des Irländers Shaw, dessen Napoleonburleske „Der Schlachtenlenker" und dessen Ehedrama „Candida" nur als parfümierte Destillate eines geistreichen Mischkünstlers zu bezeichnen sind. In starker Übertreibung und einer ziemlichen Mißachtung dessen, was als Bedürfnis gesunden deutschen Wesens gelten muß, versucht ein Teil der Tageskritik mit Berufung auf Shaw und Wilde nachzuweisen, daß im Turnus der Weltliteratur England nunmehr an der Reihe sei, uns gewissermaßen das literarische Heil zu bringen. Ich für meinen Teil kann diesen Trapezkünsten beweglicher Geister nur eine artistische Bewunderung zollen, und lieber als das Funkeln des „Esprits" ist mir die Wärme eines gesund schlagenden Herzens!

Und damit bin ich bei Erich Schlaikjers prächtiger Pastorsköchin Rieke, die durch allerlei Sumpf gewatet ist, bis sie im Haus des sozialen Pastors Hans Dahl ihren festen Boden und in ihm, dem Menschenbeglücker mit den Schwärmeraugen, den verständnisvollen Freund und Retter gefunden hat. Dafür lacht sie ihm mit ihrem gesunden Berliner Mutterwitz Sorgen und Nöte weg und setzt ihm auch, wenn es sein muß, den Kopf zurecht. Sie lehrt ihm die böse Welt mit ihrem Gemisch von Ehrenmännern und Lumpen so ansehen, wie sie ist und nicht, wie er sie sich erträumt. Und so vergilt sie ihm in ihrer Art das Gute, was er an ihr einst getan hat, und sie bleiben beisammen, der wackere Pastor und sein guter Hausgeist, die Rieke. Wer verkennte die handgreiflichen Schwächen dieser derb zugehauenen Komödie, — wer vermißte nicht eine straff geführte Handlung und ein Hinbewegen auf ein festes Endziel, — aber wer könnte sich andererseits dem Genuß verschließen, in dieser Rieke, im Pastor, in seinem forschen Bruder, dem Studenten, in dem torkeligen Faktotum von altem Gärtner, glücklich erschaute Menschen fest auf die Füße gestellt zu sehen? Wenn auch zugegeben werden muß, daß das große ursprüngliche Talent von Frl. Hedwig Wangel des Dichters Rieke gleichsam erst zu Ende geschaffen hat!

Neben diesem wohlverdienten freundlichen Erfolg eines gesunden Talents, neben der achtungsvollen Aufnahme bühnentechnischer Versuche wie der Wiederaufführung von Euripides' Medea oder Sophokles' König Ödipus, stehen als bleibende und tiefgehende Theaterereignisse die wohlgelungenen Neuinszenierungen der „Minna von Barnhelm" (Neues Theater) und des „Götz von Berlichingen" (Kgl. Schauspielhaus). Mag auch da und dort im löblichen Streben nach historischer Treue etwas Meiningerei mit unterlaufen sein, namentlich in

dem dekorativ zu stark belasteten „Götz", — so lag doch das Schwergewicht, dank den vorhandenen künstlerischen Kräften, auf der schauspielerischen Leistung. Das köstliche Paar Minna (Frau Sorma) und Franziska (Frl. Höflich), sowie den aus einem Guß geschaffenen Götz (Matkowsky), wird keiner so leicht vergessen, der das Glück gehabt, diese Verkörperungen dichterischer Lieblingsgestalten zu sehen.

Die tiefe Wirkung dieser beiden Werke, in denen, um ein Wagner'sches Wort anzuwenden, der deutsche Geist sich auf sich selbst besonnen hat, ist für den rückschauenden Betrachter des gesamten Theaterwinters ein Trost und eine Verheißung.

Wohl gehört der Tageserfolg einem grobdrähtigen Theaterstück, Beyerleins „Zapfenstreich", einem Werk, dem nicht die rein künstlerischen Qualitäten zu seinem Siegeslauf über die Bretter verholfen haben — wohl hat ein Teil unsres Publikums an allerlei superfeinen Stimmungskünsten und Nervenerregungen Gefallen gefunden — wohl müssen wir uns begnügen, Fortschritte nur auf dem Gebiet nachschaffender Kunst, im Ausbau moderner Regietätigkeit und in der Entdeckung verheißungsvoller schauspielerischer Kräfte, zu erkennen und anzuerkennen, — das eine aber hat uns dieser Winter gelehrt: noch birgt auch die Großstadt Zehntausende, denen das Herz klopft und die Empfindung heiß aufwallt, wenn ein Großer zu ihnen spricht! So lange Goethes „Götz" und Lessings „Minna" so viel Jubel entfachen, so lange — wir dürfen und müssen den Rahmen weiter spannen, — Beethovens Symphonien und Wagners „Meistersinger" so andachtvolle Lauscher finden, wie dies gerade in diesem Winter zu erleben war, — so lange hat man kein Recht, daran zu zweifeln, daß in unserm Volk noch gesunde Instinkte leben!

Schon naht uns von fern, aus seinem hundertjährigen Todesschlummer auftauchend, der Riesenschatten unsres größten Dichter-Erziehers: wie Schillers Werke, eines um das andere, eine Eroberung auf dem Wege zum Ideal bedeuteten, so bewegt sich auch unser Volk, d. h. die Jahr um Jahr wachsende Schar der geistig Mündigen langsam vorwärts auf dem Pfade einer inneren Vervollkommnung. Was besagen dem gegenüber Irrungen und Fehlschläge, Mißgriffe und Rückfälle! Der Zug einer religiös-sittlichen Erneuerung, der unsere Besten erfaßt hat, wird und muß auch wie ein frischer Hauch die Gefilde der Kunst durchwehen. An unseren Großen uns aufrichtend, werden wir selber stehen lernen. Und wenn uns ein Jahr, zwei Jahre oder zehn Jahre den ersehnten neuen Messias der Kunst nicht bringen, der unserm Jahrhundert den Stempel aufprägen soll, wie die Goethe und Schiller, Beethoven und Wagner dem vorigen, — wir wollen nicht zu Pessimisten werden, sondern die bescheidene Johannes-Zuversicht hegen, daß wir abnehmen, damit er wachse, der Ungenannte, Unerkannte, der uns vielleicht, sicher aber unsre Söhne und Enkel wieder emporführen wird aus den Niederungen des Daseins zu einer lichten Höhe. Und wenn nicht alle Zeichen am deutschen Wetterhimmel trügen, so wird das Beste, was er uns geben kann, aus einem heiligen Lutherzorn geboren sein. Danach lechzen wir, ihn brauchen wir, damit wir das wieder erlangen, was uns so innig not tut: Freiheit und Freude!

Neue Kunstblätter.

Von

Paul Schubring.

Die reproduzierende Druckkunst hat im Zeitalter der Photographie, der Netzdrucke und der Farbendrucke allmählich eine Höhe erreicht, die fast eine Gefahr genannt werden muß. Es soll mit dieser Behauptung nicht etwa jene skrupellos in die flache Breite gehende Illustrationsmanie getroffen werden, welche unsere Zeitschriften und Zeitungen demütigt und das ruhige Lesen vertreibt, das Öffnen der geistigen Augen hindert; diese Epidemie wird hoffentlich bald an sich selbst zugrunde gehen, wenn der Illustrationsteufel sein Mütchen sattsam gekühlt hat. Nein, die ernstere Gefahr liegt wo anders. Die künstlerische Reproduktion ist auf eine Höhe gestiegen, welche die Originale bedroht. Namentlich die weichen, schummrigen, den englischen Mezzotintos des 18. Jahrhunderts vergleichbaren Heliogravüren bieten ein Bild des Bildes, das selbständigen Wert hat und manche Schattenseiten des Originals vertuschen kann. Wie überhaupt das photographische Auge eine Synopse gibt, neben der die Tätigkeit des menschlichen Auges eher zergliedernd wirkt, so sind diese auf der photographischen Grundlage ruhenden Drucke nur allzu bereit, Unebenes zu glätten, Ausgefallenes zu ersetzen — was an sich sehr lobenswert, aber der Handschrift des Bildes und seiner Historie doch recht gefährlich ist. Schicksalsreiche Bilder wollen als solche erkannt werden. Allgemeiner gesprochen liegt die Gefahr darin, daß wir Originale, die so schwer zu erlangen sind, mehr und mehr entbehren lernen. Damit geht viel von dem lebendigen Verhältnis zu seltenen Kostbarkeiten, das die Sammler des 18. und 19. Jahrhunderts besaßen, und der Ehrfurcht vor dem Außerordentlichen verloren. Wie man heute die Madonna della Sedia ohne Scheu im Glasbild des Treppenhauses anbringt, das doch der Passage dient, so hängt man auch wohl eine kleine Photographie der Sistina, deren Rahmen etwas beschädigt ist, in die Schrankstube. Es gibt Leute, welche Michelangelos Sistina-Fresken auf dem Korridor hängen haben — Leute, die es doch als sehr unpassend empfinden würden, wenn Hamlets Monologe auf diesen Gängen deklamiert würden! Das Gefühl für das Außerordentliche ist abgestumpft, da der Zugang zu den Abbildungen so leicht gemacht wird. Statt einer klugen Schulung und Sättigung junger und alter Augen wird vom spekulativen Vertrieb eine Verwirrung und Entwertung genährt, neben der alle Versuche, künstlerische Kultur zu pflegen, machtlos bleiben müssen.

Die beste Heliogravüre verhält sich zum Original wie ein Gyps zu seinem antiken Originalmarmor. Bei Stichen ist es etwas anderes; da ist das Original persönlich nacherlebt und neu gedeutet; auch Radierungen nach Bildern haben selbständigen Wert. Man beklagt häufig dabei den Mangel der Objektivität. Aber das Persönliche dieser speziellen Wiedergabe reizt grade zur Vertiefung, vielleicht zur Debatte. All diese feinen Beziehungen fehlen bei der mechanischen Reproduktion, die etwas peinlich definitives, etwas diktatorisches an sich hat.

Unter den modernen Versuchen, persönliche Arbeit mit den Errungenschaften der heutigen Technik lebendig zu verschmelzen, treten die Farbenholzschnitte von A. Krüger ohne weiteres in die erste Linie. Mit Hilfe der altbewährten Matrize, aber vielfachem (bis zu 11 Platten) Farbendruck hat Krüger Porträtköpfe der primitiven Italiener, einmal auch einen Kinderkopf von Rubens, meisterhaft nachgeschnitten und die meist ungebrochenen klaren Töne des Originals in kräftigen Farben wiedergegeben. Ein gemustertes Japanpapier gibt eine dem Elfenbein ähnliche Grundtextur. Im Verlag von G. Grote erschienen drei Blätter: Das zarte Profilköpfchen einer jungen Frau mit aschblondem Haar in der Berliner Galerie, das jetzt allgemein für den Pleinäristen Domenico Veneziano († 1461) in Anspruch genommen wird (während das Mädchenporträt im Museo Poldi Pezzoli in Mailand sicher einem andern, vielleicht A. Pollaiuolo zuzuschreiben ist); dann das männliche Porträt von Luca Signorelli (Zehnfarbendruck) in der gleichen Galerie; endlich, mit 11 Farben gedruckt, das bekannte Profilbildnis der Bianca Sforza in der Ambrosiana, wohl von Ambr. de Predis gemalt. Hier ist der Grund schwarz-gold karriert; Perlen und Steine, goldene Bänder und ein festgeflochtenes Netz funkeln über dem brünetten Haar. Im Gesicht ist der etwas herausfordernde, durchaus nicht schüchterne Ausdruck gut gewahrt. Außerdem erschienen noch in anderem Verlag das Mädchenporträt „Noli me tangere" von Lorenzo di Credi aus der Berliner Galerie, jenes schon erwähnte Kinderbild von Rubens und, wieder ein ganz hervorragendes Stück, Giovanni Bellinis „Doge Loredan" aus der Londoner National Gallery. Wir wünschen uns noch manches Blatt von Krügers Hand; so das Frauenprofilbild von P. Pollaiuolo in der Heinauerschen Galerie in Berlin, die Giovanna Tornabuoni Dom. Ghirlandaios bei Rud. Kann in Paris und vor allem desselben Malers „Großvater und Enkel" im Louvre.

Wir stellten diese Blätter, die nur eine beschränkte Auflage haben können, an die Spitze unserer Übersicht, weil sie in jeder Weise Besonderes geben und einen selbständigen Wert und Charakter besitzen. Jetzt wenden wir uns zu den rein mechanisch hergestellten Blättern.

Da steht, wie schon lange, auch heute die Photographische Gesellschaft in Berlin an der Spitze. Sowohl die Fülle wie die Qualität dieser Blätter, die mehr als Erinnerung sind, muß Bewunderung erregen. Fast alle größeren cisalpinen Galerien sind von der Gesellschaft jetzt herausgegeben worden; so die Eremitage in 86 Blättern, die Londoner Nationalgalerie in 107 Blättern, der Prado in 110 Blättern, die Wiener Gemäldegalerie in 122 Blättern, der Luxem-

bourg in 26 Photogravüren. Die nächste Folge wird die Hauptwerke der Berliner Galerie enthalten. Ein besonderes Verdienst erwarb sich die Gesellschaft durch eine einheitliche mustergültige Wiedergabe des großen Genter Altars, dessen Teile in Gent, Brüssel und Berlin zerstreut sind. Auch die moderne deutsche Kunst ist jetzt in sechs Lieferungen à 12 Blatt vertreten; bisher sind Bilder aus der Berliner Nationalgalerie, aus der Dresdener und der Schack-Galerie veröffentlicht worden. Leibl und Schwind erhielten Sonderhefte. Natürlich wird über die Auswahl der bevorzugten Bilder jeder verschieden denken. Sicher sollte sich der Verlag entschließen, wie zu der Petersburger Galerie, zu allen Galeriebänden einen begleitenden Text herauszugeben. Der zu den Petersburger Bildern von H. von Tschudi ist ausgezeichnet und wenig bekannt. Ohne Text werden diese Mappen ein schönes, aber großes Rätsel für die meisten Besitzer bleiben. Dieser Text soll knapp und sachlich sein, aber der Betrachtung Gesichtspunkte geben, die der Geschmack allein nicht finden kann, sondern nur das Wissen.

War die photographische Gesellschaft lange Zeit neben Meisenbach und der Reichsdruckerei die einzige Vereinigung für Heliogravüren großen Stils, so ist seit einiger Zeit die „Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst" unter künstlerischer Leitung von V. von Loga ihr an die Seite getreten, die in vornehmer Sichtung eine Auswahl der besten reproduktionsfähigen alten Bilder auf Chinapapier zu dem erstaunlichen Preise von zehn Mark gibt; dabei ist die Bildgröße 55×45 cm. Die Auswahl bevorzugt die reife vor der primitiven Kunst. Nicht nur die öffentlichen Sammlungen leihen ihre Schätze her, sondern auch private, wie die des deutschen Kaisers, des Großherzogs von Hessen, des Fürsten Lichtenstein in Wien und die — jetzt freilich öffentlich gewordene — Wallace Collection in London. Vor mir hängt das große Doppelblatt der Staalmeesters von Rembrandt, jenes Hauptwerk seiner letzten Zeit (1661), als er nach vielem Experimentieren, Wagen und Grübeln in die beruhigte Klarheit gleichmäßigen Vortrags zurückkehrte. Diese fünf Zunftvorsteher des Gewandhauses in London erscheinen mir immer wie eine Verkörperung bürgerlicher Tüchtigkeit und Symbole einer Sittlichkeit, die das Nächstliegende für Pflicht hält und von der Romantik vergangener Zeiten nichts mehr wissen will. Wie die Lübecker Marien-Kirche, der erste bürgerliche Kirchenbau, sich zur letzten bischöflichen Kathedrale, dem Kölner Dom verhält, so stehen die Staalmeesters etwa Holbeins Darmstädter Madonna gegenüber. Man müßte das Blatt viel häufiger sehen, es gehört in die Bürgermeisterstuben aller deutschen Ratshäuser. Scheint es zunächst nichts anderes als fünf ehrsame Schneidermeister wiederzugeben, so wächst seine geistige und symbolische Kraft bei näherem Verkehr ins Ungeheuere, und wir fühlen das herzhafte überzeugte Bekenntnis eines vielerfahrenen Mannes zu den Tatsachen des wirklichen, persönlichen und kommunalen Lebens. — Eine besondere Zierde dieser Sammlung sind die Landschaften. Die Vorlagen sind hier besonders glücklich gewählt — Ruisdael ist mit Recht ohne Wasserfall vertreten —, und die sanften Mächte der Gründe und Hänge kommen zu glücklichstem

Ausdruck. Besonders gespannt sind wir, ob es gelingen wird, die Krone aller alten Landschaften, die Schloßruine auf dem Berg von Rembrandt in Kassel, gut herauszubringen; hier sind die Schwierigkeiten besonders groß. Manche Wünsche regen sich, wenn man das Verzeichnis durchsieht. Auffallen muß, daß Velasquez noch nicht genügend vertreten ist. Die Gesellschaft würde sich ein besonderes Verdienst erwerben, wenn sie auch die versteckten Werke dieses spanischen Meisters bringen könnte; ich denke vor allem an seine so wenig bekannte und unbeschreiblich schöne Venus in Yorkshire.

Eine gefährliche Konkurrenz ist den beiden genannten Gesellschaften in einem internationalen Unternehmen entstanden, das in Berlin, London und Paris gleichzeitig herausgegeben wird, die deutsche Ausgabe unter dem Titel: „Meisterwerke der Malerei, alte Meister" mit erklärendem Text von W. Bode und Fr. Knapp, im Verlag von R. Bong. In 24 Lieferungen werden in der Bildgröße 36 : 26 cm je drei Blätter aus öffentlichen und privaten Sammlungen ausgegeben; jedes Bild bekommt einen ausführlichen Text in der Art, wie das „Museum" seine Blätter erklärt. Diese Texte geben dem Unternehmen seinen besonderen Wert. Die technische Herstellung der Blätter, die pro Stück nur 1 Mk. kosten, ist ein Geheimnis; trotz der tonigen, an die Heliogravüre erinnernden Wirkung scheint ein Rasterverfahren angewandt zu werden. Ein zweiter wesentlicher Vorzug dieser Sammlung besteht in der Erschließung versteckter Bilder, namentlich aus englischen Privatgalerien. Ich nenne die Sammlungen von A. Beit-London, Earl Howe-Gopsall, Earl of Northbrook-London, Earl of Callisle-Castle Howard, R. Kann-Paris, die Knowle-House-Gallerie und die des Herzogs von Devonshire-Chatsworth. Auch hier treten die Primitiven und die Italiener (16) auffallend zurück.

Endlich seien die Vorzugsdrucke des Kunstwarts erwähnt, die unter den von diesem rührigen Verlag ausgehenden, sehr verschiedenartigen Blättern sicher den ersten Rang einnehmen. Ich sah bisher nur die „Nachtwache" Rembrandts. Wer das Original kennt, weiß, daß es jeder Aufnahme spottet. Verhältnismäßig viel ist auf der etwas zu blonden Wiedergabe dieses Verlages zu sehen. Avenarius hat in seiner frischen, lebendigen Weise den Text dazu geschrieben, der die erste Neugierde befriedigen kann. Könnte aber nicht bei diesen wie den meisten Beschreibungen all das Biographische, Kulturhistorische in einen Satz zusammengedrängt und dann auf das eigentliche Problem des Bildes losgegangen werden? Künstlerische Analyse — das ist es, was wir brauchen. Jeder mache es auf seine Weise; genug, daß er den feinen goldenen Faden findet, der in das Labyrinth einer erregten, schaffenden Seele führt.

Die sonstigen, etwas stark in die Breite gehenden Unternehmungen des „Kunstwarts", denen eine weite Verbreitung und Wirkung gewiß ist, sind zu bekannt, als daß sie hier noch besonders zu besprechen wären. Die letzten Mappen gelten dem Andenken Ludwig Richters und Mor. von Schwinds, von dem nun auch die beiden Zyklen der sieben Raben und der schönen Melusine

vorliegen. Die Empfindungen, welche diese beiden Künstler in uns wachrufen, sind mehr poetischer Art; die seelische Bewegung klingt reich und rein, viel Zartes und Innigstes ist angedeutet, wenn auch bei Richter oft philiströs vorgetragen. Man täusche sich nicht darüber, daß die Liebe zu L. Richter auf anderen Motiven beruht als auf der lebendigen Freude an der gereinigten Form. Eine besonders glückliche „Ludwig Richter-Gabe" hat der Leipziger Lehrerverein (Text wieder von Avenarius) herausgegeben, die schon in 8. Auflage vorliegt. Die 16 Blätter, die zusammen nur eine Mark kosten, sind bekannten Hauptwerken Richters (Fürs Haus, Vaterunser, Unser täglich Brot usw.) entnommen und vorzüglich ausgeführt.

Für die Freunde der Photographie ist die Nachricht von Wert, daß die drei Hauptphotographen Italiens, Alinari, Anderson und Brogi, sich jetzt entschlossen haben, auch die Photographien nach Gemälden zu dem Einheitspreis von 50 Cent. = 40 Pfennig beim Dutzend abzugeben. Unter Alinaris neuen Aufnahmen sind vor allem die 100 Blatt aus der Arena in Padua von Giottos Fresken zu erwähnen. In Deutschland gehen die Pigmentdrucke von Bruckmann erfreulich vorwärts. Möchte der verehrte Verlag doch nun bald auch Colmar in Angriff nehmen, wo Matthias Grünewald in einsamer unbekannter Größe funkelt.

* * *

Der Übersicht über die neuen Kunstblätter habe ich noch die Anzeige von zwei Büchern beizufügen, von denen das eine 202, das andere gar 405 Gemälde im Netzdruck reproduziert. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart besaß den Mut, allen den schon bestehenden Publikationen, die den sog. Kunsthunger stillen sollen, noch eine weitere anzufügen, die freilich eigenartig und wertvoll genug ist, um weite Kreise zu fesseln. Es sollen möglichst vollständig die gesamten Bilder eines Meisters abgebildet, und nur durch ein kurzes Vorwort begleitet werden. Zunächst liegen Raffaels und Rembrandts Bilder in den erwähnten Zahlen vor. War es verhältnismäßig leicht, für Raffael die Vorlagen zu verschaffen (es fehlen auch die in Privatsammlungen versteckten Bilder wie die Kreuzigung bei Mond und das Madonnenbild Pierpont Morgans nicht), so muß man staunen, in dem Rembrandtband auch das Entlegenste zu finden. Natürlich beruht dieser Katalog auf Bode-Hoofstede de Groots großem Thesaurus ikonographicus; trotzdem bleibt das Verdienst, von ca. 600 heute noch existierenden Rembrandtbildern über 400 für acht Mark abzubilden, ein respektables. Schade, daß der Verlag sich nicht entschloß, die noch immer nur teilweis bekannten Radierungen Rembrandts mit aufzunehmen; sie sind für das Verständnis dieses Meisters unentbehrlich und — leichter zu reproduzieren als viele seiner Bilder. Über die Güte der Reproduktionen soll man bei einem so niedrigen Preis gerecht bleiben; manches ist recht gelungen, anderes spottete auch dem Sedlmeyerschen Bemühen.

Nun aber die Frage: für wen sind diese Bücher bestimmt? Wir Kunsthistoriker können sie gut brauchen, auch wol beim Unterricht. Die Künstler

werden nach Herzenslust darin schnüffeln, aber sie wären auch mit viel weniger Nummern zufrieden. Das große Publikum, das die Originale größtenteils nicht kennt und nicht gewohnt ist, Netzdrucke in pastose Canevas zu übersetzen, wird der Fülle erliegen. Auch Rosenbergs recht brauchbarer Text (der Anfang des ersten Absatzes Seite XXVII ist freilich schlimm) wird nichts helfen. Das Biographische kann man doch überall lesen; Bilderanalysen wären hier am Platz gewesen. Auch die historische Reihenfolge, die allmählich ein tyrannischer und schädlicher Brauch wird, war nicht ratsam. Bei Rembrandt lassen sich gut frühe und späte Lösungen der gleichen Aufgabe konfrontieren, oder andere Gegensätze finden. Künstlerische Gesichtspunkte wie Raumbehandlung, Lichtführung, Bewegung der Massen, Verhältnisse der Bildfläche hätten zu instruktiver Gruppierung führen können. Seine Selbstporträts würde ich nebeneinander reihen und so eine heimliche intimste Selbstbiographie zusammenstellen, deren lose Blätter jetzt verstreut und weniger beredt sind. Saskia und Hendrikje, auch die Köchin und das süße Geschöpf in Baldison Park (das m. E. nicht Hendrikje ist) könnten chassez-vous, placez-vous spielen; Landschaft, Nacktes 2c. ergibt charakteristische Gruppen. Kurz, dieser grandiose Stoff muß Architektonik bekommen; vor der Hand ist es eine endlose, allzu gleichartige Perlenschnur. Wir sprechen diese Vorschläge aus, da diese Publikationen ein großes Material bieten und fortgesetzt werden. Als nächster Band ist Tizian zu erwarten.

Bücherschau.

Georg Webers „Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte" (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Bd. 1. 6 Mk., geb. 7 Mk. oder 8,50 Mk.

Daß Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte in 21. Auflage eine vollständig neue Bearbeitung (in 4 Bänden) durch den Leipziger Gymnasial-Professor Dr. Alfred Baldamus erfährt, habe ich in dieser Monatsschrift II, 2 (Nov. 1902), S. 312f., angezeigt. Damals lag — andre „Weltgeschichten" erscheinen ja auch nicht in der arithmetischen Abfolge der Bände — nur erst der 2. Band, enthaltend das sogen. Mittelalter, vor. Heute gereicht es mir zum Vergnügen, den 1. Band anzukündigen, der, bearbeitet von dem Meißner Fürstenschulprofessor Dr. Ernst Schwabe, das „Altertum" bringt. Nach 5 Paragraphen „allgemeiner" Vorbemerkungen werden im ersten Buche zunächst die Morgenländischen Völker (Chinesen, Inder, Babylonier-Assyrer, Ägypter, Syrer und Phöniker, Israeliten, Meder und Perser) besprochen. Danach folgt im zweiten Buche, gemäß der bis vor kurzem allgemein üblichen Anordnung, die griechische Welt bis zu den Diadochenreichen einschl. (= 200 S.) Den Beschluß bildet die römische Geschichte bis zur Teilung des Reichs (= knapp 300 S.). Nach Vollendung des Werks, die nicht lange mehr ausstehen soll, werde ich auf das Ganze zurückkommen.

Helmolt.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Warum

ist die

„Smith Premier“

Schreibmaschine die Beste?

Deutsche Volltastatur.

Za. 250000 Stück im Gebrauch.

Grand Prix
Paris 1900.

Weil

sie tatsächlich alle Forderungen voll und ganz erfüllt, die an eine tadellose Schreibmaschine gestellt werden müssen.

Verlangen Sie Prospekte durch die

Smith Premier Typewriter Co. m. b. H.

Leipzigerstr. 23 **Berlin W.**, Leipzigerstr. 23.

werden nach Herzenslust darin schnüffeln, aber sie wären auch mit viel weniger Nummern zufrieden. Das große Publikum, das die Originale größtenteils nicht kennt und nicht gewohnt ist, Netzdrucke in pastose Canevas zu übersetzen, wird der Fülle erliegen. Auch Rosenbergs recht brauchbarer Text (der Anfang des ersten Absatzes Seite XXVII ist freilich schlimm) wird nichts helfen. Das Biographische kann man doch überall lesen; Bilderanalysen wären hier am Platz gewesen. Auch die historische Reihenfolge, die allmählich ein tyrannischer und schädlicher Brauch wird, war nicht ratsam. Bei Rembrandt lassen sich gut frühe und späte Lösungen der gleichen Aufgabe konfrontieren, oder andere Gegensätze finden. Künstlerische Gesichtspunkte wie Raumbehandlung, Lichtführung, Bewegung der Massen, Verhältnisse der Bildfläche hätten zu instruktiver Gruppierung führen können. Seine Selbstporträts würde ich nebeneinander reihen und so eine heimliche intimste Selbstbiographie zusammenstellen, deren lose Blätter jetzt verstreut und weniger beredt sind. Saskia und Hendrikje, auch die Köchin und das süße Geschöpf in Baldison Park (das m. E. nicht Hendrikje ist) könnten chassez-vous. placez-vous spielen; Landschaft, Nacktes 2c. ergibt charakteristische Gruppen. Kurz, dieser grandiose Stoff muß Architektonik bekommen; vor der Hand ist es eine endlose, allzu gleichartige Perlenschnur. Wir sprechen diese Vorschläge aus, da diese Publikationen ein großes Material bieten und fortgesetzt werden. Als nächster Band ist Tizian zu erwarten.

Bücherschau.

Georg Uebers „Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte" (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Bd. 1. 6 Mk., geb. 7 Mk. oder 8,50 Mk.

Daß Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte in 21. Auflage eine vollständig neue Bearbeitung (in 4 Bänden) durch den Leipziger Gymnasial-Professor Dr. Alfred Baldamus erfährt, habe ich in dieser Monatsschrift II, 2 (Nov. 1902), S. 312 f., angezeigt. Damals lag — andre „Weltgeschichten" erscheinen ja auch nicht in der arithmetischen Abfolge der Bände — nur erst der 2. Band, enthaltend das sogen. Mittelalter, vor. Heute gereicht es mir zum Vergnügen, den 1. Band anzukündigen, der, bearbeitet von dem Meißner Fürstenschulprofessor Dr. Ernst Schwabe, das „Altertum" bringt. Nach 5 Paragraphen „allgemeiner" Vorbemerkungen werden im ersten Buche zunächst die Morgenländischen Völker (Chinesen, Inder, Babylonier-Assyrer, Ägypter, Syrer und Phöniker, Israeliten, Meder und Perser) besprochen. Danach folgt im zweiten Buche, gemäß der bis vor kurzem allgemein üblichen Anordnung, die griechische Welt bis zu den Diadochenreichen einschl. (= 200 S.) Den Beschluß bildet die römische Geschichte bis zur Teilung des Reichs (= knapp 300 S.). Nach Vollendung des Werks, die nicht lange mehr ausstehen soll, werde ich auf das Ganze zurückkommen.

Helmolt.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang. Juni 1904. Heft

Jahrgang 1903/4. Juniheft.

Inhalt des Juniheftes:

	Seite
Detlev von Liliencron: Leitspruch	321
Carl Worms: Märchen. Ein Märchen aus dem Leben	321
Universitätsprofessor Dr. Paul Barth in Leipzig: Herbert Spencer	336
Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig: Naturauffassung und Naturverständnis (Schluss)	347
Prinz Emil v. Schoenaich-Carolath: Ritter Detlev. Gedicht	357
Dr. B. Donath in Berlin: Die radioaktiven Stoffe in ihrer Bedeutung für unsere moderne Naturerkenntnis	358
Dr. Fr. Böckel in Jena: Detlev von Liliencron als Lyriker	368
Detlev von Liliencron: Stapellauf. Gedicht	388
Geh. Baurat H. Keller in Berlin: Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen in Preußen	389
Aus neuen Büchern	398, 441
Charlotte Broicher: John Ruskin, Gotik und Renaissance I.	399
Aus neuen Büchern	409
Major H. W. L. Moedebeck in Graudenz: Das Luftschiff	410
Prof. Dr. Carl Beck in New York: Die Leistungen und die Bedeutung der Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika	418
Oberstleutnant a. D. J. Frobenius in Berlin: Die wirtschaftliche und militärische Bedeutung Wismars	421
Prof. D. Dr. Fr. Nippold in Jena: Mission und Kirche	430
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	442
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	449
Th. Ämilius: Hoffnung. Gedicht	456
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte IX. (Detlev von Liliencron. — Richard Voss, Ein Königsdrama. — Ludwig Ganghofer, Gewitter im Mai. — Bernhardine Schulze-Smidt, Demoiselle Engel. — Otto Hauser, Ein abgesetzter Pfarrer)	457
Dr. Otto Hötzsch: Das Deutschtum im Auslande	465
Kapitänleutnant a. D. G. Wislicenus: Neuerscheinungen der deutschen Marineliteratur	472
Bücherschau (Federspiel. Von Carl Busse. Bespr. v. C. Weinhold)	480

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Schuster u. Loeffler in Berlin bei betr. D. v. Liliencrons Sämtliche Werke.

Gib den Flamberg nie aus Händen,
In Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß.
Frieden wirst du nie erkämpfen.
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Kurikeln,
Und bekränze auch dein Herz.

Detlev von Liliencron.

Märchen.

Ein Märchen aus dem Leben

von

Carl Worms.

I.

Nach Harzburg war der Frühling gekommen, auf ein paar Märztage nur, wie es anfangs schien. Denn der April brachte greuliches Schlossenwetter, und die Frühkirschen ließen ihre Blüten hängen, als schämten sie sich. Nun wußten es alle, daß der Nachtfrost, der wilde Gesell, sie geküßt hatte. — Eine dichte Schneeschicht lag auf den breiten Fichtenästen, daß sie sich wölbend leichte, lauschige Waldzelte bildeten. Darunter kauerte der Frühling. Kichernd schüttelte er von den Büschen die falschen weißen Blüten, die der fliehende Winter angeklebt hatte, stützte tröstend die matten Schneeglöckchen und Veilchen und hielt in Harzburg Umschau.

Auf dem Butterberge stand er vor der Friedhofspforte und sah sich die Berge an, die sich in weitem Halbkreise aufgestellt hatten. Erster warmer Regen hatte sie geweckt. An den beiden Burgbergen leuchteten schon die zierlichen Quasten der Lärchen und erste Buchenblättchen wie zartgrüne Tropfen an den feuchten, metallglänzenden Ästen.

Der kleine Burgberg schien einen Hupf nach vorne gemacht zu haben, um den Frühling besser zu sehen. Er verstand es noch nicht, manierlich in der Reihe zu stehen. Der große Burgberg sah auf ihn herab wie auf ein vorlautes Kind.

„Ich habe das nicht nötig," sagte er zum Sachsenberge, seinem ernsten Nachbar. „Mich findet der Frühling schon. Ich trage die Bismarckſäule."

Der kleine Papenberg, der sich zwischen Schmalen- und Breitenberg vordrängte, sah etwas ruppig und ungekämmt aus, als hätte ihn der Frühling zu früh geweckt. Aber er war zu klein, um dadurch den Eindruck der Frühlingsfeier zu stören. In erwartungsvollem Schweigen standen sie alle ernst und stumm.

Über den Villendächern lag ein blaugrauer Schleier. Süßlicher Brandgeruch zog zum Walde hin. In den Gärten schwälten dürre Blätterhaufen. Aber des Frühlings blaue Schelmenaugen schauten durch diesen Nebel und freuten sich des regen Treibens in Hotels und Pensionen, die sich auf den Sommer vorbereiteten.

Nur eine Villa lag am Butterberge ausgestorben wie ein verwunschenes Schlößchen in einem sich selbst überlassenen Park. Am schlichten Holzhause war nicht viel zu sehen. Wilder Wein erdrückte mit seinen noch kahlen Ranken die Veranda.

Aber im Park wetteiferten wunderliche Menschenlaunen in allen möglichen Spielarten mit den hübschen Launen der Natur, die kurzsichtige Philister Verwilderung nennen. Da standen an den vergrasten Wegen Vasen mit steinernen Fruchtgewinden, Steintröge, wie Sarkophage anzuschauen, kostbare Versteinerungen und bemooste Knochen vorweltlicher Tiere, in feuchten Grotten oder an geborstene Steinfliesen gelehnt.

Die Wasserkünste spielten nicht mehr. Aus schattigen Erdnischen glotzten verdurstende Frösche und Eidechsen aus Metall. Den kleinen Teichen sah man zwischen Huflattichkolonien ins Kieselherz hinein.

Nur der Radaufluß schäumte ungehemmt durch den Park und bildete unter einer gewölbten Brücke einen Fall, das einzige Laute, Lebende inmitten dieser stillen grünen Winkel. An einem verwahrlosten Lawntennisplatz vorbei hastete der Fluß in das Hallen und Schallen des nahen Bahnhofgetriebes hinein.

Seltsam, hier das Parkhaus mit geschlossenen Augen, dort die Eisenbahn, und darüber der Friedhof, an dessen Zaun der Frühling stand. Der weckte den Park durch Vogelgesang und Blüten. Von erstorbenen Buchenstämmen stürzten sich aus dunkelm Epheugeflecht helle Ranken herab, aus kleinen Steinbrüchen am Berge hoben sich blühende Pflaumenbäume, Veilchen und Anemonen guckten aus den Rissen alter Steinbänke und Stufen. Dicht über den Wassern schwebten sich wiederspiegelnd harzige Kastanienknospen. Ziersträucher mit roten und gelbweißen Dolden drängten sich an den Wasserfall heran.

Eine Wolke glitt über die Sonne. Da lächelte der Frühling nicht mehr. Er sah in den schweigenden Park. Über den grauen Kiesweg mit dicken, kurzstieligen Dotterblumen zog sich eine leichte Wagenspur.

Ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren lenkte mühelos einen eleganten Fahrstuhl mit leise klirrenden, stählernen Reifen. Alles an dem Jungen war braun, die kurzen Haare, die runden Wangen, die listigen Augen, der etwas abgetragene Manchesteranzug. Er sah gesund, satt und zufrieden aus. In einer Anstalt für Waisenknaben, dicht neben dem Park, wohnte er. Durchreisende Komödianten sollten ihn in Harzburg zurückgelassen haben. Daher wohl auch das Phantastische, das dem überflüssigen Jungen trotz seiner derben Lebensfrische anhaftete. Oder war der Park daran schuld?

Um mit ihm nicht zu viel Zeit zu verlieren, hatte man ihn Bill getauft, kurzweg Bill. Kürzer ging es wirklich nicht.

Von Polstern und Kissen unterstützt, in einer Fülle weißer Batistschleifen und zerdrückter Spitzen saß oder lag vielmehr im Krankenstuhl ein merkwürdiges, fast körperloses Mädchen, das sich immer wieder die widerspenstigen blonden Locken aus der feuchten Stirne strich. Das schmale Gesichtchen ließ höchstens auf zehn Jahre schließen, aber der zwerghafte, altkluge Ausdruck erzählte von allzu früher Reife und jahrelangem Leiden.

Die kleine Erna, Tochter eines reichen Kaufmanns aus den Ostseeprovinzen, gehörte auch zu jenen überflüssigen Geschöpfen, die eigentlich keinen Grund für ihr Dasein anzugeben haben. Seit erster Kindheit durch die Amme mit einer unheilbaren Krankheit behaftet, siechte sie allmählich hin, ein fluglahmes Seelchen, von dessen stillem Schattenwesen nichts zu erzählen war, als daß es noch immer lebte. — Man war nicht lieblos gegen sie, man schämte sich ihrer nur ein klein wenig und ließ sie in Gottes schöner Welt umherreisen. Das Geld dazu war ja da. Hatte ein Kurort wieder nicht geholfen, so fand sich immer wieder ein klügerer Doktor, der sich etwas Neues ausdachte, durch bezahlte Hände versuchte man auch das. — Nach einem angreifenden Schwefelbade sollte nun eine Nachkur in Harzburg Wunder tun.

Erna war mit ihrem Fräulein in einer erstklassigen Pension untergebracht und durfte sich im stillen Park aufhalten, dessen Besitzer aus der Großstadt selten herüberkamen. Erna brauchte Ruhe, viel Ruhe und durfte sich nicht aufregen. Ihr kleines Herz konnte sehr ungeberdig werden.

So waren die zwei überzähligen Kinder zusammengekommen. Bill hatte zu schieben. Die Mütze auf einem Ohr, trottete er hinter dem Wagen her und überlegte, ob es für einen Knaben nicht ehrenrührig sei, sich stundenlang mit einem Mädchen abzugeben. Schon hatte die verwöhnte kleine Dame ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er bezahlt wurde. Er mußte ihr Handschuh und Taschentuch aufheben, den Sonnenschirm halten, bald schnell, bald langsam fahren. Mit etwas verbissener

Gleichgültigkeit fügte er sich, ob er schon Mühe hatte, ihre bedeutend härtere und breite Aussprache zu verstehen.

Erstaunt sah sie ihn mit großen, flackernden Augen an.

„Kannst du gar nicht böse sein?" fragte sie herausfordernd.

— „Sind die Jungen frech, so verhau ich sie. Aber Mädchen . . ."

Er schlenkerte die freie Hand gegen sie. Er schlenkerte sie immer so, wenn er schnell mit seinem Urteil fertig war.

Sie richtete sich würdevoll auf.

„Weißt du nicht, daß die Mädchen jetzt viel klüger als die Knaben sind, daß sie alles tun und werden können, was sie wollen?"

„Ach," sagte er. Das klang so niederschmetternd verächtlich, daß sie starr sitzen blieb. Und wieder winkte die braune Hand ab.

„Du kannst es mir glauben. Alle Damen sagen so. Weil ich sonst nichts tun durfte, habe ich schon sehr viel gelernt, viel mehr als du, sogar Planimetrie."

„Ach, das ist nichts."

„So? Weißt du denn, was eine Kathete ist?"

„Ja woll. Aber bei uns sagt man Katheder und bei uns ist es sächlich," verbesserte Bill.

„Aber das ist doch etwas anderes. Du sollst mir nicht widersprechen. Der Doktor sagt, ich soll mich nicht aufregen."

Um Bills Lippen zuckte es übermütig: „Ja, aber wenn du mich aufregst, dann muß ich in den Wagen hinein, und du kannst mich schieben."

Sie war sprachlos. Sie vergaß ganz, daß sie bezahlte. „Nein Bill," sagte sie verdrossen nach einer Pause, „du wirst mir zu schwer sein, und gehen darf ich nicht."

Er lachte sie aus. Halblaut ein Gassenliedchen pfeifend, fuhr er weiter. All die hübschen Sachen im Park, in die er ein besonderes Leben hineinlegte, interessierten sie nicht, nicht einmal die steinerne Riesenfaust, der Rest einer Kolossalstatue, oder das große, ganz von Epheu verdeckte Steinkreuz. Verdrießlich klagte sie, daß der Fluß zu laut rausche. Sie lag mit geschlossenen Augen.

„Ich habe Sehnsucht," sagte sie seufzend. Ihre Mundwinkel verzogen sich leicht.

Sehnsucht? Wie hübsch das klang, weil es so unverständlich klang. Bill überlegte, ob er nicht auch Sehnsucht haben könnte, und fragte zögernd: „Sehnsucht, wonach?"

„Nach euren Bergen. Zu Hause haben wir keine Berge."

„Muß das aber ein langweiliges Land sein!"

„Nein, Bill, das darfst du nicht sagen. Hübsch ist es auch bei uns. Aber ich habe mich auf die Berge so gefreut. Und nun sagt der Doktor, sie würden mich aufregen. Ich muß erst hier still werden, ganz still."

Bill sah auf das rührend hilflose Kind herab und überlegte. Wenn er sie also einschläfern könnte, dürfte er wieder zu seinen Spielen und Büchern, in seinen kleinen Garten zurück. „Du bist doch reich," schlug er zögernd vor, „ich hole den Heinrich mit seiner Kutsche — er fährt alle Fremden so — und du fährst zum Molkenhause hinauf, zur Muxklippe. Da kannst du Berge sehen, fein, sag' ich dir."

„Ich darf ja nicht," klagte sie weinerlich. „Der Doktor sagt, ich käme zu spät zurück."

„Ja, wenn du so einen Doktor hast . . ."

„O nein, er ist lieb und gut und hat mich heute gestreichelt. Das hat mir lange niemand getan."

Bill hob unbemerkt die Hand. Sie tat ihm doch leid. Aber ein Mädchen streicheln, — unmöglich. Das ist des Doktors Sache, das gehört wohl so zur Kur. Aber er kniete wenigstens hin und hüllte, da es kühler wurde, ihre Füße ritterlich in eine herabgeglittene Decke aus Seidenresten. Erst aber spähte er aus, ob keiner der Jungen es sehen konnte, und dachte auch dabei: wie komme ich nur von ihr los?

„Wirst du nicht jetzt schlafen," fragte er scheinbar harmlos.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn von oben herab an.

„Sagst du du zu mir?"

„Du sagst ja auch so, bist nur ein Jahr älter als ich."

„Ja, aber ich weiß viel mehr als du. Weißt du denn nichts, kannst nichts erzählen?"

„Märchen, ja woll," sagte er kurz, ärgerlich, weil sie klüger sein wollte. Aber sie rümpfte das Näschen.

„Märchen? Das ist nichts. Märchen sind ja nicht wahr. Meine Lehrerin sagte, daß kein Kind Märchen lesen darf."

„Muß die dumm sein!"

Die Kleine fuhr auf: „Bill, du sollst nicht . . . Ich hatte bei einem Oberlehrer Stunden, der sagte es auch."

„Dann ist er noch dümmer als die andre."

Erna ballte ihr Tüchlein zusammen: „Ich soll mich nicht aufregen, sonst würde ich dir 'was sagen . . . Erzähl mir lieber von deinen Bergen. Wie heißen sie?"

Bill lugte durch die Bäume und las ihre Namen leiernd vom Horizont ab. Vielleicht schlief sie dabei ein.

Aber ungnädig unterbrach sie ihn: „Pfui, Bill, du babbelst ja wie in der Judenschule. Dann schon lieber ein Märchen.“

„Das vom Kaiser Otto auf der Harzburg?“

„Von Otto IV.? Dann ist es ja eine Sage.“

„Unsinn, das gibt's nicht. Wir haben hier nur Märchen. Was nicht ist, wie es sein soll, ist ein Märchen. — Du also auch,“ fügte er leiser hinzu und sah sie mit blitzblanken Augen an. Das gefiel ihr, sie hatte nicht gewußt, daß sie ein Märchen wäre. Und sie lachten sich an wie Bruder und Schwester. Er fuhr sie in eine Grotte. Epheu hing wie ein Vorhang davor. Sie mußten sich bücken, um in die grüne, von Sonnenpünktchen durchstickte Dämmerung zu gelangen. Grüne Schwirrfliegen spielten in der Luft, der Fink rief von einer alten Trauereſche herab.

Bill hockte am Wagentritt und spielte mit runden Kieseln. „Aber du mußt mich nicht ansehen, wenn ich erzähle,“ sagte er verlegen.

„Meine Lehrer sehe ich immer an, ich passe so besser auf.“

„Ja, aber mit den Märchen ist das anders.“

Da sah sie fort und er erzählte, in seiner Art. Ein Tropfen Komödiantenblut mochte wohl in ihm stecken. Erna sah ordentlich den sterbenden Kaiser am Erkerfenster, in rotem Abendglanz, der ihm eine andere Krone um die feuchten Locken legte. — Wurde Bill zu ausführlich, so entschuldigte er offen: „Das aber steht nicht im Buch, das denke ich mir so.“

Erna sah flüchtig zu ihm hin und wurde ganz still.

Und dann wollte er vom wilden Jäger erzählen.

„Ach so, Julius Wolff,“ sagte sie überlegen.

„Nein, er hieß Hackelberg,“ verbesserte Bill. „Schau, wann er dort oben durch die Wipfel reitet, schnaubt sein Pferd Feuer, zwei Wölfe begleiten ihn mit Augen wie rote Laternen, und der Sturm heult, von den Pferdehufen getroffen . . .“

Erna rührte sich nicht.

Hurrah, nun schläft sie! — Bill schaute auf.

Aber sie saß gerade, fast ohne Stütze, als wäre sie gesund, und sah ihn an mit großen, erwachenden, verständigen Augen.

II.

Der Frühling schritt weiter und die Freundschaft der beiden Überflüssigen auch. Sie waren auf einander angewiesen, man fragte selten nach ihnen. Doktor und Fräulein wußten Erna in sichrer Hut. Sie selbst bat, mit Bill allein bleiben zu dürfen.

„Nur nicht aufregen," schärfte man ihnen ein. „Will Erna schlafen, so stör sie nicht, Bill. Schlaf ist gut für sie. Bis acht Uhr könnt ihr zusammen bleiben."

Bill legte einige Jungenmanieren ab, da die Kameraden ihn nicht neckten und sein Hausvater ihn so anstellig fand. Die kleine Kranke tat dem Knaben leid. Er konnte kaum begreifen, wie auf solch einem schmalen Gesicht alle Gesichtsteile Platz hatten. Er wünschte auch jetzt noch, sie einschläfern zu können, aber nur um ihr etwas Liebes zu tun. Blumen brachte er ihr aus seinem Gärtchen, berichtete von seinen Streifereien durch Berg und Tal, wodurch ihr Verlangen nach den Bergen wuchs. Wenn sie hörte, daß alle Abhänge schon ganz violett von lauter Buchenknospen seien, sah sie ihn stumm bittend an, daß ihm das Herz vor Mitleid schwoll. Und dann erzählte er wieder.

Und leise, ganz leise tat sich in ihr etwas auf, das herrlicher blühte als die Büsche im Park, das war ihre arg vernachlässigte Kindesphantasie. Ihr kurzes, verkümmertes Seelenleben wollte sich dies Kinderrecht nicht nehmen lassen. Willig ordnete sie sich dabei dem schlichten braunen Jungen unter. Er setzte in ihr welkes Antlitz Märchenaugen hinein. — So umspannen sie sich mit anmutigen Phantasieranken, daß sie das Häßliche im Leben nicht sahen und vergaßen, was sie vom Leben zu fordern hatten. Sie hörten kaum mehr den Pfiff der Lokomotive, das Rollen der Züge, das Zischen des Dampfes. Sahen sie auf, so stiegen wohl vom Bahnkörper zwischen den Bäumen dicke, weiße Wolken auf, zerrannen aber schnell, und dann sahen sie wieder die weiß und rosa blühenden Bäume, und dahinter stand die Sonne.

Und nun warf sich der Frühling mit all seinem Liebesjauchzen in den Park und schaukelte sich auf leicht geflochtenen Ranken. Die schwarzen Eschenknospen standen dick wie wohlriechende Räucherkerzchen. Farnkräuter rollten ihre stolzen Fächer auf, in den grauen Weißdorn kam Farbe und Leben. Die Vögel lockten von allen Zweigen. Sie ärgerten sich, daß Bill sie täuschend nachahmte. Dann schlug der Fink lauter, sang die Schwarzdrossel kunstvoller und der Star pfiff schmelzend, schon mit einem Stich ins Sentimentale. Aber der infame Junge traf auch diesen Ton. Nur die Lerche ließ er in Ruh. Die war ihm zu hoch und hatte zu viele Töne, wie er sagte.

Da tat die Kranke, neugierig, wie geblendet, fast erschreckt die geschenkten Märchenaugen auf und sah den Park an, und da lebte er auch für sie.

Die Wasser erzählten ihr, woher sie kamen, wohin sie gingen und nahmen die Grüße des kleinen Mädchens mit. In die Vogellaute legte

sie die Worte, wie Bill sie vom Volksmunde gehört hatte, und in das Blühen und Verblühen der Blumen eine kleine Seele, so bescheiden, aber auch so lebenshungrig wie die ihre.

Was sie gleichgültig übersehen hatte, im Verkehr mit dem Gefährten wurde es ein neuer Freund, der sie in Gedanken in ihre Krankenstube, in ihre schlaflosen Nächte begleitete. Nun wollte sie von den Versteinerungen mehr erfahren. Die alten Knochen bedeckten sich mit Muskel und Haut. Die große Steinfaust öffnete sich und wies mit dem Finger in goldstrahlende Tempel hinein, in dunkelgrüne Myrtenhaine, von weißen Tauben umflattert; die graugrünen Früchte an den Vasen begannen zu schwellen und zu duften, voll Weichheit und Saft.

Da faßte sie Lebenssehnsucht mitten im Leben. Vor dem Steinkreuz unter Epheu konnte sie plötzlich halten lassen und in aufsteigender Angst leidenschaftlich beten: „Laß mich leben, lieber Gott, mach mich gesund."

Bill stand dann hinter ihr mit rotem Kopf, eine dicke Träne an der Wange. Kehrte sie sich um, so rieb er sich die Augen und sagte: „Mücken sind auch schon da."

Nun wollte sie wieder Märchen hören.

„Ja, aber du darfst nicht klatschen. Das darf keiner hören, nur du." Er schämte sich seiner Phantasie, denn er wollte ein ganzer Junge werden. Aber seine bunten Träume sollte ihm niemand bespötteln.

Besonders heimlich war es im Park, wenn an lauen Regentagen es nur gerade so tropfte. Dann fuhr der Knabe den Wagen in eine offene Sennhütte, aus deren Dach eine Blutbuche herauswuchs. Da saß er auf einer Bank, schnitzelte mit seinem Messer an einem Holzpflock und erzählte, ohne aufzusehen. Ansehen durfte sie ihn nicht.

Dazwischen kam er etwas später, etwas niedergeschlagen. Dann hatte er nachsitzen müssen, und sie machte ihm mütterliche Vorstellungen.

„Ach —" sagte er sorglos und schlenkerte mit der Hand. Nun war es ja überstanden, nun war er bei ihr.

Einmal hatte er besonders arg gesündigt, St. Helena ins nördliche Eismeer versetzt und den Chimborasso mitten unter die Japaner. Das mußte die Geduld auch des sanftesten Geographen erschöpfen.

„Aber, Bill . . ." Erna war sehr aufgebracht.

„Ach, — komm ich erzähl' dir was."

Es regnete sacht, leise klopften die Tropfen auf das Hüttendach.

„Ja, Bill. Aber nichts mehr von Hackelberg und seinem Gefolge. Diese Geräderten und Gespießten — gräßlich! Die ganze Nacht hindurch sah ich sie."

„Hast du wieder nicht geschlafen?"

Er begann das Märchen vom Elfenstein, so recht ein sanftes, weiches, das kein kleines Mädchen aufregen konnte. Von der armen Witwe und ihrer Tochter, die sich so lieb hatten, daß sie zusammen sterben wollten.

Todkrank liegt die Mutter in der Hütte. Da schleicht das Töchterchen über die Waldmatte, am Silberborn vorbei, wo die roten Erdbeeren stehen, zur einsamen Felsklippe, zum Elfenstein hinauf. Die Elfen sollen helfen, und sie raten ihr im Traum, die Blumen ringsum zu pflücken und in die Hütte zu tragen.

„Und das Mädchen — weißt du, es hatte so blonde Haare wie du — pflückte erwachend mit feuchter Hand, so viel es nur konnte, und legte den Strauß der Mutter auf's Bett. Die aber lag blaß und still."

„War sie denn tot?"

„So wart doch ... Das Kind setzte sich müde an's Bett, vor ihr auf der weißen Decke lag der Strauß, ihre Zöpfe stießen daran. Da auf einmal — aber du mußt nicht erschrecken —, auf einmal sah sie im Halbschlaf kleine tanzende Menschen aus den Blumen kommen, alle in Blumenfarben gekleidet. Aus dem Bocksbart kam ein Lehrer, ganz wie unser Hausvater, aus dem Thymian eine olle Madame, die sah wie unsere Milchfrau aus, auch mit etwas zerdrückter Haube. Und aus den Anemonen stiegen kleine Mädchen, wie die am Weißen Sonntag zur Konfirmation. Aus kurzen Fichtenzweigen, die auch abgerissen waren, traten grüne Förster, wie bei uns, weißt du, in Galauniform. Aus einem Tannenäpfelchen guckte ein junger Köhler, braun und schwarz, und unter einem Steinpilz, der mitten darunter lag, saß ein Bergmännlein mit grauer Kappe. Das sagte, es könne nicht tanzen, es sei zu dick."

„Ja, und aus der lila Glockenblume, was kam da heraus? Eine Glockenblume war doch dabei?"

„Ja woll; eine Dame im lila Reifrock, wie auf den alten Bildern und sie sah wie dein Fräulein aus."

Erna lachte herzlich.

„Aber du mußt mich nicht unterbrechen. Und alle faßten an dünne Blumenketten, wie die Jungen sie hier an den Straßenecken vor die Hochzeitskutschen halten, um einige Groschen zu verdienen. Und alle schwebten um den blonden Kopf herum, immer näher, immer enger, und sangen leise. Da schlief das Mädchen ein. Am Morgen fand die Nachbarin sie beide tot, sie hatten sich zu lieb gehabt, sagt die olle Madame. Und die Elfen starben auch. Nur das Bergmännlein ging weinend durch ein Mausloch zurück in den Wald."

„Tot, alle tot?“ Erna sah ihn mit großen Augen an.

Bill schnitzelte ruhig weiter: „Ja, nun brauchten sie nicht mehr zu hungern, und es schmerzte nicht. Sterben schmerzt nicht, nee. Das merkt man an den Blumen. Die duften stärker, wenn sie welken.“

„Nicht wahr,“ bestätigte Erna mit hochroten Wangen, „vorgestern starb einer meiner Goldfische in der Glaskugel. Still lag er auf dem Grunde, legte sich auf die Seite, ein wenig gekrümmt. Und die Sonne schien hinein und er leuchtete golden, so golden wie nie bisher, und lag ruhig und still. — Möchtest du sterben, Bill?“

„Nee,“ sagte der und klappte sein Messer zu, „wer soll dich dann fahren? Und dann habe ich noch sechs Exempel zu rechnen, gräßlich lange, mit Brüchen, zu morgen schon.“

Sie wiegte sich leicht im Wagen, daß seine Federn ächzten, und sah über Bill hinweg: „Hast du jemand sterben sehen?“

„Einen kleinen Frosch, ja. Ich sah ihn nicht und trat darauf. Aber er schrie nicht, sagte nicht einmal quak und lag ganz still.“

„Ganz still. Ach ja, und dann braucht man nie mehr fürs Einschlafen zu sorgen, keine Pulver mehr zu nehmen. Aber hübscher ist es doch zu leben, nicht?“ Er nickte wie selbstverständlich.

Es regnete noch immer, nun schon in kleinen, feinen Schnüren. Kleine Rinnen bildeten sich und gluckſten leise, es klang wie unterdrücktes Weinen.

Und dann kam das Fräulein.

III.

Über Harzburg lag ein rosiger Schimmer. Die Apfelbäume blühten. Flieder und Kastanien standen in weißem Schmuck, der Goldregenbusch tat sich auf.

Über der alten Villa schwirrten schon Schwalben, höher, immer höher, haarscharf an einander vorbei, und erzählten den Bäumen von ihrer Reise. Ob sie dabei etwas übertrieben? Die Edeltannen, die ihnen am nächsten waren, schüttelten etwas ungläubig die klugen Häupter.

Nun stand der Frühling in seinem reichsten Segen und alle Kreatur dankte ihm mit Duft und Schall. Bald sollte der Sommer ihn ablösen, aber er wollte erst von dem kranken Mädchen Abschied nehmen, das er eine Woche lang im Park nicht gesehen hatte.

Bill schlich allein durch die Laubhallen und stieg zum Belvedere hinauf, um nach der kleinen Freundin auszuschauen. Er hatte viel zu berichten, hatte im Bleichebach Forellen entdeckt und vom Winterberg

sich eine Sprengung in den Steinbrüchen angesehen. Aber Erna lag zu Bett. Das Fräulein hatte bestellen lassen, man bedürfe Bills nicht, vielleicht wieder nach einer Woche. Nun war die Woche vorüber.

Ein Gewitter war über Harzburg hingezogen, grollend stand es noch hinter den Goslarer Bergen. Aber über dem Städtchen lag Sonnenschein. Die Tropfen funkelten an Halm und Zweig. Die Erde war voll Leuchten und Wohlgeruch. Der Frühling verabschiedete sich in wundervoller Herrlichkeit.

Da durfte auch Erna wieder in den Park. Sie war ganz weiß, ganz sonntäglich gekleidet. Der Doktor selbst brachte sie in seinem Coupé. Das Fräulein wollte bei ihr bleiben. Aber Erna bat so herzlich, sie mochte nur mit Bill allein sein.

Und sie blieben allein und sahen sich glücklich in die Augen. Aber er bemerkte an ihr eine auffallende Hast, eine heftige Ungeduld, gleich alles zu hören, zu sehen. Ihre Blicke flogen hin und her. — Ja, hier war es grün geworden, lebendig und lustig. Schmetterlinge flatterten vor dem Wagen her. Die Meisen und Rotschwänzchen äugten verständig von den Ästen herab. Die Tannen hatten zum Empfang weißbraune Kerzen aufgesteckt. Aber die größte Überraschung behielt Bill sich vor. Er hatte sich vom Hausvater den Schlüssel zu den Wasserwerken ausgebeten, und wie er an der Froschgrotte vorbeikam, drückte er los.

Nun lebte der Park erst recht, als hätte er seinen alten Herzschlag wiedergefunden, und tat übermütig wie in seiner Jugend. Das gab ein Quellen, Murmeln, Rauschen. Die Tiere spieen Wasser, es spritzte aus dem Kies, es schwoll im Teich an und sprang in Kaskaden von Stufen und Hügeln. Erna klatschte in die Hände. Nun hielt sie vor einer Nachbildung des Nürnberger Gänsemännchens und lachte über die speienden Gänse.

„Bill, liebster Bill . . ."

Der Junge, der jetzt noch brauner als sein Anzug war, wich zurück, aber seine schelmischen Bubenaugen leuchteten.

„Komm doch näher, Bill."

„Nee, das gibt's nicht. Das kann dein Doktor machen oder dein Fräulein. Jungen küssen nicht."

„Aber danken möcht' ich dir doch. Mir ist so wohl wie lange nicht. Ich möchte . . . Weißt du, was ich möchte?"

„Schlafen solltest du," fiel er hurtig ein.

„Schlafen? O du dummer, lieber Bill! Sehen muß ich, nichts als sehen. Ich habe so lange nichts als das Nachtlicht und Arzenei-

flaschen gesehen. Aber mein Doktor sagte, nun wird's ja wieder gehen, wenn ich vernünftig bin." Sie hatte jetzt wirklich rote Wangen und helle, große Augen.

Jedesmal, wenn der Wagen an der Stelle vorbeikam, wo es zum Belvedere hinaufging, sah sie ihn flehend an. Er wußte, was sie wollte, schüttelte aber energisch den Kopf. Denn der Weg war für den Wagen viel zu schmal und führte zum Teil über halb versunkene Stufen. Zum dritten Male kamen sie vorüber.

„Bill . . ." — „Ich darf doch nicht."

„Du bist stark, Bill, du könntest mich tragen."

Er tat, als hörte er nichts, und guckte auf die weißen Sternblümchen am Wege. Langsamer fuhr der Wagen.

„Bill," schmeichelte sie, seinen Ärmel streichelnd. „Ich werde mich nicht aufregen, werde die Lippen zusammendrücken. Du sollst nicht einen Ton hören. Einmal, nur einmal Berge sehen, frei, von oben aus! Werde ich wieder krank, dann sehe ich sie nie, dann bist du schuld daran. Jetzt regst du mich auf, du . . ." — Hm, niemand würde sie sehen. Der Hausvater war mit den Jungen im Gemüsegarten, die Arbeiter aus den Steinbrüchen waren schon vorüber gegangen, das Fräulein kam erst um acht Uhr.

Mit einem Ruck hielt der Wagen. Stumm schlug Bill die Seidendecke herum und hob den federleichten Körper heraus. Die Mütze fiel ihm herunter, er ließ sie liegen. Langsam, jeden Schritt prüfend, stieg er aufwärts. Sie wagte kein Wort, ihr war so feierlich, als sollte sie in die Kirche.

„Wie warm du bist," flüsterte sie endlich mit halbgeschlossenen Augen.

„Ach —" sagte er. Da ging ihm der Atem aus, er trug sie mit zusammengebissenen Zähnen weiter. Sie war doch nicht so leicht, wie er es sich gedacht hatte. Nun kamen sie aus den Bäumen heraus, es wurde sonniger.

„Was puckert da?" fragte er mit Anstrengung.

„Das wird wohl mein Herz sein, es hüpft vor Freude."

„Du läßt mich doch nicht fallen? Ich will, ich will die Augen erst oben aufmachen, wenn du: jetzt! rufst."

Auch sie sprach hastig. Ihre Wange glühte an der seinen. Fester umschlang sie seinen Hals, fester hielt er sie umfaßt.

Langsamer steigt er, atmet immer schwerer, aber läßt sie nicht los. Er ist stolz darauf, sie zu tragen, jetzt nur noch die kleine Strecke am blühenden Weinspalier entlang.

Nun sind sie oben.

Behutsam kniet Bill hin und kauert vor ihr, daß sie sich an seinen Rücken lehnen kann. Sie soll nicht sehen, wie müde er ist.

„Jetzt!“ — „Das sind sie! Berge . . .“ Und dann ein tiefer Seufzer, wie wenn jemand sich satt trinkt und inne hält. Ein Ruck geht von ihren Armen auf Bill über. Was sie sieht, übertrifft all ihre Vorstellungen.

Es ist wie das Bild eines farbenfrohen Meisters, in halbkreisförmigem Rahmen. Denn über den Parkbäumen laufen braunrot glänzende Telegraphendrähte, auf denen zwitschernde Schwalben sitzen. Und darüber wölbt sich in schönster Deutlichkeit ein Regenbogen, von der Turmspitze der neuen Kirche bis zu den Schornsteinen und Öfen der Mathildenhütte. — Mitten im Bilde liegt Harzburg in Blüten, wie in einer weißen Wolke. Fern auf Bündheims Dächern ruht warmer Sonnenschein. Scharf begrenzt hebt sich von dem violetten Gewitterhimmel jedes Blatt, jede Blüte ab, als könnte man sie alle zählen. Und da drüben reihen sich die Berge an einander und grüßen feierlich herüber. Sonne überströmt noch einmal vor dem Schlafengehen die Felsen und Kuppen mit segnendem Licht. Vom Buchenlaub auf dunklem Fichtenhintergrunde geht ein grünliches Leuchten aus und taucht in den roten Dämmerschein der engen Seitentäler. Wie in Sonntagsstille steht schweigend der Bergwald hoch und still.

Da hebt das kranke Kind sehnsüchtig die mageren Arme, wie ein unscheinbarer Vogel die gestutzten Flügel, und fällt Bill um den Hals und küßt ihn, als müßte es sich satt küssen für lange Zeit. Halb ungläubig, halb verlegen leidet er es, bis er etwas geschäftsmäßig vorschlägt: „Nu wird es wohl genug sein.“

Unter einem Kirschbaum steht eine Steinbank und ein Tisch, groß genug, daß zwei verschränkte Arme Platz haben und ein Blondkopf darauf. Bill hebt Erna hinauf und bedeckt sie. Sie muß so sitzen, als wollte sie schlafen, und er sitzt im Grase, den Kopf auf ihrem Schoß. Sie streichelt sein ungebürstetes Haar.

„Du bist so gut, Bill.“

„Ach —, paß lieber auf, jetzt erzähl' ich dir etwas besonders Feines. Bleib nur so sitzen. Von welchem Berge soll ich dir erzählen?“

Auf den Burgberg weist sie, auf die Bismarcksäule. Sie kann noch nicht sprechen, sie ist zu erregt. Aber zeigen darf sie es nicht, sonst trägt er sie hinunter — und sie hat sich noch nicht satt gesehen. Ihr wird heiß und kalt, etwas würgt in der Kehle. Sie möchte aufspringen, aber fester preßt sie die Hand auf's Herz, daß es nicht so laut schlagen soll.

„Vom Kaiser Heinrich soll ich dir erzählen?“

„Ja. Ist's derselbe, der nach Canossa ging?“

„Nee. Oben auf der Säule steht: Nach Canossa gehen wir nicht. Das hat Bismarck gesagt. Und was Bismarck sagte . . .“

„Ja, das war später. Aber vor Bismarck war schon deutsche Geschichte.“

„Falsch! Deutsche Geschichte hat Bismarck erst gemacht.“

Bekam sie nun doch Respekt vor seinem Wissen? Sie widersprach nicht, sie sah die Berge an und schwieg. Bill wunderte sich über ihr kurzes Atmen, über die ruckartigen Bewegungen. Aber allmählich wurde sie stiller. Er sah nicht auf, lächelte nur verschmitzt und erzählte:

„Herrlich und in Freuden hat Kaiser Heinrich auf der Harzburg gelebt. Jeder Tag ist ihm wie Kaisers Geburtstag gewesen, und die Sachsen haben hart für ihn arbeiten müssen. Den Becher hat er geliebt und Gesang und den Tanz der Frauen. Besonders sind da zwei gewesen, die Kaiserin Bertha, die hat er schlecht geliebt, und die weiße Jungfrau, die er gut hat lieben wollen. Denn sie war jung und schlank und sang und tanzte am schönsten. Die Weiße hieß sie, weil sie in ihrem glänzend schwarzen Haar eine ganz weiße Locke hatte.

Zuletzt sind die Fürsten und Bauern böse geworden und haben die Burg belagert. Die Bertha ist gleich geflohen, aber die weiße Jungfrau hat bei ihrem Kaiser bleiben wollen. Er hatte aber zu wenig Soldaten und konnte sich nicht verteidigen und mußte fliehen. Denn ein unterirdischer Gang soll durch den Berg nach Goslar führen. Jetzt buddeln sie wieder da, finden ihn aber nicht.“

Ernas Hand sank schwer von Bills Kopf auf ihren Schoß.

„Als der Mond nicht geschienen hat, ist der Burghof voll klirrender Männer und schnaubender Rosse gewesen. Der Kaplan hat als Wegkost das Abendmahl ausgeteilt. Unter der Linde am Brunnen hat der Kaiser abseits gestanden und die Jungfrau hat mit einer Fackel geleuchtet. Weinend hat sie immer auf seinen blauen Sammtrock mit silbernen Rändern gesehen, er aber auf ihre blassen Wangen. Und weil er sie lieb hatte und doch nicht mitnehmen durfte, hat er ihr seine Krone geschenkt und ist dann gegangen. Die Falltür hat dumpf aufgeschlagen. Als nun die wilden Bauern gestürmt haben, hat die Jungfrau die Fackel ins Schloß geworfen und ist in den Brunnen gestiegen. Dort wartet sie noch heute auf ihren Kaiser.“

Hinter ihm war es still geworden. Leise schwebten die Kirschblüten herab. Bill nickte. Aber er wußte, daß Schlafende aufwachen, wenn man zu sprechen aufhört. Also fuhr er fort:

„Den Weg zur Burg ist der Kaiser nie mehr gegangen. Den Harz aber hat er so lieb, daß er ihn auch jetzt in jedem Frühling besucht. Unter den Obstbäumen geht er hin und sieht in die Vogelnester hinein und freut sich, wenn der Frühling viel geschenkt hat. Er kommt noch immer in Blau mit Silber und trägt goldblonde Locken und einen langen, weichen Bart. Seine blauen Augen sehen jede Blüte, er ist wie ein freundlicher Gärtner. Wo ein Zweig zu schwer wird, stützt er ihn, und wo er eine matte Knospe findet, küßt er sie leise zu. Ich glaube, er kommt vom lieben Gott."

Nun wird Bill doch neugierig und sieht sich um. Wahrhaftig, sie schläft. Ein Windhauch streut neue Blüten auf sie. Neckend reißt Bill einen Rotdornzweig ab und wirft ihn auf die blonden Haare, die das stille Gesichtchen überschatten.

Er kann es nicht für sich behalten, er ist zu stolz darauf. Irgend jemand muß er es erzählen. So huscht er lautlos wie ein Wiesel den Weg hinunter und schlüpft durch den dunkelnden Park. In der Obstbaumallee zum Waisenstift hin sieht er jemand kommen. Es ist das Fräulein.

„Sie schläft!" jauchzt er ihr entgegen.

Schläft ... ruft das Echo vom Friedhof her.

Und Kaiser Heinrich geht unsichtbar durch den Park. Gewaltig, ehrfurchtgebietend ragt er aus der einschlafenden Frühlingsflur. Blau ist sein Kleid, traurig sein Auge. Er kommt aus der Zeit, wo die Männer noch so trotzig und blond waren und die Frauen treu und deutsch wie niemals nachher.

Wo seine langen Ärmel die Blätter streifen, neigen sich huldigend die Zweige. Das Gras richtet sich hinter seinem Schritt wieder auf.

Wo ein Blütenzweig zu schwer ist, stützt er ihn, und wo er eine matte Knospe findet, küßt er sie leise in Ruh.

„Meine Kaiser und mein deutsches Vaterland, Preußen, mein Schleswig-Holstein hab ich immer aus meinem tiefsten Herzen geliebt. Ein Schuft, der nicht für seinen Kaiser und für das Vaterland mit hoher Freude in den Tod geht. Möge der Blitz einschlagen in alle die neidischen äußern und innern Reichsfeinde!"

Aus Detlev von Liliencron: „Der Mäcen".

Herbert Spencer.

Von

Paul Barth.

Am 8. Dezember 1903 ist Herbert Spencer 83 Jahre alt gestorben. Mit ihm ist der einflußreichste Philosoph der Länder englischer Zunge dahingeschieden. Wie Aristoteles im Mittelalter „der Philosoph" schlechthin hieß, so vielfach auch Spencer in England und noch mehr in Amerika.

Als Persönlichkeit ist er ein Vertreter des angelsächsischen Typus, ein selfmade man. Nie hat er eine Universität besucht, nie einem Professor der Philosophie zu Füßen gesessen. Das Leben selbst war es, das ihn bildete, und die Kenntnis der Natur. Und nachdem er einmal sich sein Ziel gesetzt hatte, „das System der synthetischen Philosophie", strebte er ihm nach mit echt angelsächsischer Zähigkeit, trotz körperlichem Leiden, das seine Arbeit beständig hemmte und trotz äußerlichen Mißerfolgen, die ihn mehreremale an den Rand des wirtschaftlichen Ruins brachten.

Herbert Spencer wurde am 20. April 1820 zu Derby in Mittel-England geboren. Sein Vater war Lehrer an einer Art höherer Bürgerschule. Bei ihm und bei seinem Oheim, der ebenfalls Lehrer war, lernte er Lesen, Schreiben und Rechnen, außerdem Zeichnen und die Elemente aller Naturwissenschaften. Verfehlt war nur seine religiöse Erziehung. Seine Eltern waren ursprünglich Methodisten. Seine Mutter blieb beim Methodismus, während sein Vater sich zum Quäker entwickelte. Der Sohn wurde von beiden in den Gottesdienst mitgenommen und hörte so des morgens bei den Quäkern eine undogmatische, abends bei den Methodisten eine dogmatische Predigt. Das Ergebnis war, daß er jede Art positiver Religion gering achten lernte, wenn er auch das große Geheimnis des Unerkennbaren anerkannte und ehrte und den geistigen Fortschritt einiger der religiösen Konfessionen nicht unterschätzte.

Mit 13 Jahren kam er zu einem zweiten Oheim, Pfarrer in Hinton Charterhouse bei Bath, einem eifrigen Parteigänger des politischen und des ökonomischen Liberalismus, der ihn auf die Universität vorbereiten sollte. Er lernte alles was nötig war, am besten Mathematik und

Mechanik, ging aber dann auf keine Universität, sondern nach vierteljährlicher Lehrtätigkeit, die er als Gehilfe seines Vaters mit vielem Geschick ausübte, nahm er 1837 eine Stelle als Ingenieur an der zu bauenden London-Birminghamer Eisenbahn an. An dieser und an einer zweiten Eisenbahn blieb er bis 1841. Die nächsten zwei Jahre verlebte er wieder in der Heimat und schrieb, in den Gedankenkreisen seines Oheims wandelnd, seine erste Schrift: the proper sphere of government. Noch drei Jahre, 1843 bis 1846, arbeitete er wieder als Ingenieur, dann wandte er sich endgültig der Schriftstellerei zu. Von 1848 bis 1852 war er Unterredakteur am Londoner „Economist". Als solcher ließ er 1850 sein erstes größeres Buch, die „Social Statics" (Soziale Statik, d. h. Lehre vom sozialen Gleichgewichte) erscheinen, in welchem im Keime bereits sein ganzes System enthalten ist. Nachdem er seine Stellung am „Economist" verlassen hatte, schrieb er mehrere Essays, die fast alle das Entwicklungsproblem betrafen, nnd schon 1853 seine „Prinzipien der Psychologie". In dasselbe Jahr fiel eine heftige Erschütterung seiner Gesundheit, die ihn zunächst zu anderthalb Jahren reiner Untätigkeit und für sein ganzes Leben zu beständiger äußerster Schonung verurteilte. Als ihm im Jahre 1858 der Plan reifte, „das Gesetz der Entwicklung", das er überall in Natur und Geist wirksam fand, zur Grundlage eines philosophischen Systems zu machen, war er erst 38 Jahre alt, aber invalide und mittellos, dazu dem großen Publikum fast unbekannt. Er bemühte sich um eine Stellung, die ihm Arbeitszeit übrig ließe, ging auch die englische Regierung um eine Unterstützung für sein Werk an — beides vergeblich. So versuchte er durch Subskription dessen Erscheinen zu ermöglichen. Ein Prospekt, der es auf sieben Bände berechnete, erschien 1860. Die 33 Unterabteilungen, die er damals angab, hat er während der 35 Jahre, die er an seinem „System" arbeitete, im ganzen festgehalten. Und wenn man nach einem bekannten Ausspruche ein glückliches Leben definiert als einen großen Gedanken der Jugend, der im reifen Alter ausgeführt wird, so entbehrt Spencers Leben nicht des Glückes.[1])

Der erste Band seines Systems, die First Principles, erschien 1862 und fand so schlechten Absatz, daß er das ganze Unternehmen hätte aufgeben müssen, wenn er nicht durch eine Erbschaft weitere Mittel erlangt hätte. Nach dem Erscheinen des dritten Teiles, der Prinzipien der Biologie, wurde seine Lage nochmals kritisch. Seines Vaters Tod, der

[1]) Für Spencers Leben ist meine Quelle O. Gaupp, H. Spencer (Frommanns Klassiker der Philosophie, V) Stuttgart, 1897. Spencer hat eine Autobiographie hinterlassen, die, nach seinem Tode zu erscheinen bestimmt, soeben herausgekommen ist.

1867 erfolgte, ließ ihn wieder soviel erben, daß er seine Aufgabe weiter verfolgen durfte. Sehr ins Gewicht fiel auch die Hilfe, die ihm zur selben Zeit der Amerikaner Edw. Livingstone Youmans, der Herausgeber der „Popular Science Monthly“ leistete. Aber erst 1875 waren alle Verluste Spencers gedeckt und begann sein stetig steigender äußerer Erfolg, dem der innere zur Seite ging. Es folgten dann als Teile des Systems die Principles of Sociology (in mehreren Abteilungen: Tatsachen der Soziologie, Theorie derselben, Einrichtungen des Familienlebens, des Zeremoniells, des Staates, der Kirche usw.) und die Principles of Ethics in zwei Bänden, von denen der spätere den Titel Justice führt. (Eine autorisierte deutsche Übersetzung des ganzen „Systems der synthetischen Philosophie“ ist in Stuttgart erschienen, außerdem eine deutsche Ausgabe der populären „Einleitung in das Studium der Soziologie“ in Leipzig 1875.)

Den Kerngedanken, aus dem ihm sein System erwuchs, nahm Spencer aus der Biologie. Sie war neben der Mechanik seine Lieblingswissenschaft. Und gerade sie machte in seinen Lehrjahren außerordentliche, den Horizont des Forschers unendlich erweiternde Fortschritte. Nachdem schon 1827 der französische Zoologe Milne Edwards das fruchtbare Prinzip „der physiologischen Arbeitsteilung“ aufgestellt hatte, mittels dessen er die Verschiedenheit der Gewebe des tierischen Körpers zu erklären versuchte, entdeckte J. Schleiden im Jahre 1838 die pflanzliche und Th. Schwann im folgenden Jahre die tierische Zelle. Das Element alles organischen Lebens war gefunden, der Traum Okens, der Pflanze und Tier als Anhäufung kleinster, den Infusorien ähnlicher Wesen betrachtete, zur taghellen Wahrheit geworden, die Einheit der organischen Welt nicht durch Spekulation, sondern durch eine sinnfällige Tatsache hergestellt.

Lange schon, seit Lamarcks Philosophie zoologique von 1809, herrschte in der Biologie der Gedanke der Entwicklung, die Hypothese, daß die verschiedenen Arten der Geschöpfe nicht durch einzelne Akte eines Schöpfers hervorgebracht, sondern aus den einfacheren Arten durch Umbildung geworden seien. Es war nun in der Zelle gewissermaßen der Baustein gefunden, aus dem sich die mannigfaltigen Häuser der Pflanzen- und Tierseelen gebildet hatten.

Und seit Meckel (1821) beobachtet hatte, daß ein Tier im embryonalen Wachstum verschiedene Gestalten niederer Typen annimmt, ehe es seinen eigenen Typus erreicht, hatte man, besonders nach der Bekräftigung dieser Beobachtung durch K. E. von Bär, im Werden des Embryos gewissermaßen eine abgekürzte Entwicklungsgeschichte des Tierreichs vor sich. Immer

deutlicher erschien die Entwicklung als eine Komplikation vom Einfachen zum Zusammengesetzten.

Auf diese Komplikation richtete Spencer sein Augenmerk. Er fand, daß man für die organische Welt das Gesetz aussprechen könne, es finde in ihr ein stetiger Fortschritt statt von Gebilden, deren Teile gleich sind und wenig zusammenhängen, zu solchen, deren Teile ungleich sind und enge zusammenhängen. Aber diese Formel der Veränderung von unzusammenhängender Homogeneität zu zusammenhängender Heterogeneität wurde ihm nicht bloß das Gesetz der organischen Entwicklung, sondern der ganzen „Evolution" überhaupt, das Gesetz alles Seienden. Er findet überall eine „Unbeständigkeit des Gleichartigen". Dieses hat gewissermaßen keine Ruhe, muß ungleichartig, reicher an Inhalt werden. Das ist der Weg der Schöpfung, des Hervorgehens der Welt aus dem Unerkennbaren. Der umgekehrte Weg, im allgemeinen Weltprozeß mit diesem abwechselnd, ist die Dissolution, die Auflösung, der Rückfall ins Unerkennbare, mit dem die Wissenschaft freilich nichts zu tun hat, da Wissenschaft eben auf Leben beruht und Leben nur in der Evolution stattfindet.

Das Evolutionsgesetz in der obigen Fassung gilt also nicht bloß für die organische Welt, sondern auch für die unorganische. So ist nach Kants und Laplaces Hypothese der Urnebel gleichartig und weit zerflossen. Aus ihm wird das Sonnensystem, in seinen Teilen verschieden und durch die Gravitation zusammenhängend. Die Erde selbst, einer der Planeten, steigt von homogenem, feuerflüssigem Zustande zu festerer, Festland und Wasser und verschiedene Zonen umfassender Gestalt auf.

In der organischen Welt, im Tierreiche und im Pflanzenreiche ist die Evolution am sichtbarsten. Ein Polyp ist ein Aggregat indifferenter Zellen, Äußeres und Inneres sind gleich. Man kann ihn umstülpen, sodaß die Innenseite nach außen kommt, er lebt weiter. Wird er zerschnitten, so wächst jeder Teil zu einem neuen Tiere aus. Noch bei dem viel höheren Typus der Würmer sind die einzelnen Teilstücke (Metameren) sehr gleich und selbständig; wenn eines vom Ganzen getrennt wird, so lebt es weiter und pflanzt sich fort. Aber schon bei einem Gliedertiere, wie z. B. bei einem Insekt, kann man keinen Teil vom Ganzen abtrennen, ohne daß er abstirbt, und der verstümmelte Körper ergänzt sich nicht wieder. Hier sind eben die Teile von einander abhängig, enge zusammenhängend.

Aber nicht nur von allen Gebilden, sondern auch von allem Geschehen, das periodisch ist, gilt das Gesetz der Evolution. Auch hier zeigt sich überall ein Fortschritt vom losen Aggregate zum festgefügten Systeme. Vor allem im Leben im allgemeinen. Es wird von Spencer definiert

als die beständige Anpassung innerer an äußere Beziehungen. Am Anfange, bei den niedersten Tieren sind nur Tastgefühl, Ernährung und Bewegung solche innere Beziehungen, bei den höheren kommen die übrigen Sinne hinzu, beim Menschen noch die Reste der Empfindungen und seine eignen Erzeugnisse, die Gedanken. So wird allmählich aus einem Faden ein reiches, mannigfach gemustertes Gewebe der Innenwelt. Jede Kunst außerdem und jede Wissenschaft, und außer der Einzelwissenschaft auch die allgemeine, die Philosophie, zeigen im Fortschritte der Kultur zunehmende Gliederung und Systematisierung. So ist der Gesang, der Einzel- wie der Chorgesang, erst einstimmig, dann von einem Instrument begleitet, dann mehrstimmig mit nicht homophoner, sondern bloß harmonisierter Begleitung; schließlich, in unserer Zeit wird ein mehrstimmiger Chor nicht bloß von einem Instrumente, sondern von einem ganzen Orchester ergänzt, das mit ihm zusammenspielt oder abwechselt.

Besonders wichtig wurde die Anwendung des Entwicklungsgesetzes in einer neuen Wissenschaft, in der Soziologie. In dieser wurde Spencer der Fortsetzer ihres Begründers, des französischen Positivisten Auguste Comte.

Die „organische" Gesellschaftstheorie ist eine sehr alte Anschauung. Bei Plato ist der Staat — für ihn mit der Gesellschaft gleichbedeutend — eine menschliche Seele im großen. Den drei Teilen der Seele, dem Denken, Fühlen, Begehren, entsprechen die drei Stände: Herrscher, Krieger und Handarbeiter. Für Hobbes ist die Gesellschaft gleich dem menschlichen Körper; der Regent, sei es ein einzelner oder eine regierende Körperschaft, ist nicht das Haupt, sondern die Seele des Staates, woraus folgt, daß der einzelne Bürger gegen den Regenten kein Recht hat. Denselben Absolutismus des Souveräns, der aber bei ihm nur das Volk, „der allgemeine Wille" ist, folgert Rousseau aus demselben Vergleiche.

Für Comte aber war die organische Theorie mehr als ein bloßer Vergleich, mehr als eine bloße Metapher. Er beschränkte sich nicht auf den menschlichen Körper wie seine Vorgänger, sondern setzte die Gesellschaft gleich dem Organismus schlechthin. Die Einheit des Organismus ist ihm nach dem damaligen Stande der Biologie das Gewebe, die Einheit der Gesellschaft die Familie, beide, Organismus und Gesellschaft, fallen unter den Begriff des „organischen Systems", und die Ähnlichkeiten zwischen beiden waren ihm Zeichen eines realen Parallelismus. Wie es daher in der Biologie eine Entwicklung, und ihr gemäß eine aufsteigende Ordnung der Organismen gibt, — je nach dem Grade der Ausbildung des Nervensystems und seines Einflusses auf die organischen Funktionen —, so muß es auch in der Geschichte eine aufsteigende Reihe von Typen der

Gesellschaft geben, je nach dem Einflusse der dem Nervensysteme des Tieres entsprechenden, durch ihren Geist herrschenden Klasse, des pouvoir spirituel, der z. B. im Mittelalter durch die katholische Hierarchie dargestellt wurde, in der Zukunft aber durch die Philosophen des Positivismus gebildet werden soll.

Für Spencer wurde der Parallelismus zwischen Gesellschaft und Organismus noch genauer. Er wußte ja, daß jeder Pflanzen- und jeder Tierkörper aus Elementen besteht, die selbst lebendig sind, den Zellen, daß also nicht bloß die Gesellschaft ein Organismus, sondern auch der Organismus eine Gesellschaft ist. Und aus ihrer parallelen Natur folgt notwendig, daß in der Gesellschaft dieselbe Evolution wie in der organischen Welt, und zwar speziell in der Tierwelt, herrscht.

Die Evolution der Typen der Tierwelt kann man nach dem Grundgesetze, daß die Entwicklung des Stammes der des Individuums gleicht, schematisch durch die Bildung eines höheren Organismus aus dem Ei darstellen. Es entstehen bekanntlich aus dem Ei drei Keimblätter, die Bildungsstätten für die verschiedenen Organe und Organsysteme.

Aus dem Ektoderm, dem äußeren Keimblatte, entstehen Haut und Nervensystem. Ihm entspricht der kriegerische Stand einer primitiven Gesellschaft, der das Ganze schützt, wie die Haut, und zugleich regiert, wie das Nervensystem. Aus dem Entoderm bilden sich die Organe der Ernährung, ihm gleicht der aus Frauen und Sklaven bestehende Nährstand eines primitiven Stammes. Und wie zwischen Ektoderm und Entoderm sich das Mesoderm einschiebt, die Anlage für die künftigen Blutgefäße, die den nährenden Saft im Körper verteilen sollen, so entsteht neben Nährstand und Wehrstand ein Handelsstand, der die Verteilung der Güter bewirkt. Wie ferner auf Organe im weiteren Fortschritte Organsysteme folgen, so geht in der Gesellschaft aus einem einfachen Gewerbe durch fortgesetzte Arbeitsteilung ein ganzes System von spezialisierten Industriezweigen hervor, aus dem einfachen Oberbefehl eines Häuptlings auf höheren Kulturstufen ein komplizierter Regierungsapparat usw. Und der Grad der Komplikation wird ihm nun das Höhenmaß der Entwicklung.

Nach solchen Gesichtspunkten, wie sie aus dem Parallelismus der sozialen und der organischen Welt sich ergeben, hat Spencer eine große Fülle sozialer Erscheinungen unter richtige Begriffe geordnet. Aber er hat dabei keine Vollständigkeit erreicht. Z. B. ist ein sehr wichtiges Gebiet des sozialen Lebens außerhalb der Parallele geblieben. Das Nervensystem dient nicht bloß der Leitung der Bewegungen, sondern auch der

Aufbewahrung der Nachwirkung der Empfindungen und der Bildung der Gedanken, es hat nicht bloß motorische, sondern auch rein sensorische Funktionen. In dieser Beziehung entspricht ihm auf primitiven Stufen die Priesterschaft, die die religiöse Weltanschauung eines Volkes bewahrt und systematisiert, später aber die Gesamtheit derer, die durch Tradition und eigne Arbeit der Wissenschaft dienen. Die Priesterschaften primitiver Völker werden von Spencer wohl erwähnt, aber außerhalb des Systems, das in den „Inductionen der Soziologie" enthalten ist, in den Ecclesiastical Institutions, die Körperschaften aber des höheren Geisteslebens bleiben ganz unberücksichtigt.

Und wie die sozialen Organe des Ideenlebens in Spencers System zurücktreten, so die Ideen selbst.

Die Darstellung des primitiven Lebens ist überhaupt die starke Seite der Soziologie Spencers, die des Kulturlebens ihre schwache Seite. Wie der Geisterglaube entsteht, die primitivste Weltanschauung, indem Krankheit, Ohnmacht und Tod den Gedanken eines Doppelgängers erzeugen, dessen Anwesenheit Ursache des Lebens sei, dessen Abwesenheit aber Krankheit und Tod herbeiführe, und wie dieser Doppelgänger, wirkend und doch ungreifbar, vorgestellt wird nach Analogie des Schattens, des Spiegelbildes im Wasser, des Echos, des Traumbildes, wie ferner dieser Doppelgänger, dieser „Geist" der Ernährung bedarf, und so der Ahnenkult entsteht, wie — nach Spencers Hypothese — auch die Natur belebt wird, indem überallhin Geister der Toten in die Erscheinungen der Natur lokalisiert werden, wie beides, Ahnenkult und Kult der Naturgötter, das Leben des Menschen beeinflußt, wie sich die Familie von der primitiven Gruppenehe bis zur modernen Monogamie bildet, wie sich die friedliche Gesellschaft von der kriegerischen unterscheidet und wie der friedliche Typus mit der Kultur immer mächtiger wird, das alles ist in seiner Soziologie nach reichen Quellenstudien dargestellt. Aber die Gesellschaft wird dabei immer als reines Naturerzeugnis aufgefaßt. Und das ist ein fundamentaler Mangel seiner Soziologie, wie überhaupt der Naturalismus ein Mangel seines Systems.

Denn die Gesellschaft bleibt ein rein natürliches Gebilde nur solange, als sie auf rein natürlichen Trieben, auf dem Geschlechtstriebe und dem Zusammenhange der Blutsverwandtschaft beruht[2]). Die letzte und festeste Naturform der Gesellschaft ist die gens (Geschlecht oder Sippe), die Vereinigung mehrerer Familien, die, in Wirklichkeit oder ihrem Glauben nach

[2]) Die hier gegebene Kritik der Soziologie Spencers ist weiter ausgeführt in meiner Philosophie der Geschichte als Soziologie I, Leipzig 1897, S. 89—127.

blutsverwandt, durch gemeinsamen Ahnenkult und gemeinsamen Grundbesitz zusammengehalten werden. Mehrere Geschlechter bilden einen Stamm, mehrere Stämme ein Volk. An der Spitze des Geschlechtes steht im Frieden der „Älteste", der „Senator" (von senex), im Kriege der Tapferste als Häuptling, an der Spitze des ganzen Volkes der Häuptling eines besonders mächtigen Geschlechts, der König. Und weniger als Mitglied der Familie denn als Mitglied des Geschlechts fühlte sich damals der Mensch. Als Saul erfährt, daß er zum König gewählt ist, faßt er es nicht für seine Familie, sondern für sein Geschlecht als Ehre auf und ruft erstaunt aus (1. Samuelis IX, 21): „Mein Geschlecht ist das kleinste im Stamme Benjamin. Warum redest du so zu mir?" Die Weltanschauung dieser Epoche ist der naturalistische Polytheismus, wie ihn etwa die homerische Götterwelt darstellt.

Das Kleid der Geschlechterverfassung jedoch wird zu eng für die Gesellschaft. Das Streben nach Privateigentum wird immer mächtiger durch wachsende Festigkeit der monogamischen Familien. Die Eltern wollen, daß ihr Erworbenes nicht nach ihrem Tode dem ganzen Geschlechte zufalle, sondern ihren Kindern vererbt werde. Das wachsende Selbstbewußtsein des Individuums ordnet sich nicht mehr dem Geschlechtsältesten naiv unter. Es droht Unfriede und Verwirrung. Die Rettung kommt durch die „Gesetzgebung". Sie führt das Privateigentum ein, grenzt die Gesellschaft nicht mehr nach der Blutsverwandtschaft ab, sondern nach „Ständen", die sich durch die Höhe des Besitzes (so im klassischen Altertum) oder durch soziale Arbeitsteilung (so die indischen Kasten) unterscheiden, sie gibt abstrakte Gebote, die vorher nicht nötig waren, — „du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten" —, die zudem jetzt mit Hilfe der früher unbekannten Schrift fixiert und allgemein bekannt gemacht werden, sie entzieht die Bestrafung des Verbrechers der Blutrache des Geschlechts und weist sie der Staatsgewalt zu, sie stellt auch ihre Gebote unter den Schutz der mächtigen Naturgötter, die dadurch erst zu sittlichen Mächten werden. Apollo, bei Homer bloß Bogenschütze und Wahrsager, wird zur höchsten sittlichen Autorität, wie sein Orakel zu Delphi zeigt; Jehovah, ursprünglich der Gott des Gewitters, wird zum Geber und Hüter der zehn Gebote. An Stelle der Naturformen tritt die Kunstform des sozialen Lebens.

Es hat sich damit das menschliche Denken auf die Gesellschaft gerichtet, sie ist nicht mehr ein unbewußtes Naturgebilde. Und immer mehr wird sie nun im Fortschritte der Kultur durch den Geist mitbestimmt. Sie kann ihren Umfang bestimmen, was ein tierischer Körper nicht kann, indem sie Bevölkerungspolitik treibt, entweder durch Aussendung von

Kolonien, Heiratsbeschränkung und dergleichen die Übervölkerung, oder durch Verbot der Kinderaussetzung, Erleichterung der Heirat und ähnliche Maßregeln die Untervölkerung zu hindern sucht. Ferner kann ein Tier seine „Konstitution" nicht ändern, sein ganzer Körper ist und bleibt der Regierung, die das Nervensystem ausübt, unterworfen. Eine Gesellschaft hingegen kann ihre Konstitution ändern; wegen des Selbstbewußtseins ihrer Elemente, das höher ist als das der einzelnen Zellen des Tierkörpers, kann der regierende Einfluß sogar von allen ihren Mitgliedern ausgeübt werden, wie es in der Demokratie der Fall ist. Und überhaupt, auf jedem sozialen Gebiete tritt neben und über dem Naturnotwendigen noch das Idealnotwendige auf, das vom bewußten Denken gefordert wird und oft dem Naturnotwendigen direkt entgegengesetzt ist. Und der Ideenbesitz einer Gesellschaft ist nicht so an Zeit und Raum gebunden, wie die Vorstellungen eines Tieres. Ein Tier kann seine Vorstellungen nur auf seine Nachkommen vererben und zwar auch nur einen Teil derselben, nämlich die fest eingeübten, von ihm selbst schon ererbten Bewegungsvorstellungen, die sogenannten „Instinkte". Die Ideen einer Gesellschaft aber können räumlich wandern und dadurch einen über ihre unmittelbare Umgebung weit hinausgehenden Wirkungskreis erlangen. Die Tierwelt der Mittelmeerländer kann durch ihre Vorstellungen nicht auf die Tierwelt des übrigen Europa einwirken, aber die am Mittelmeere erwachsenen Ideen des Christentums wirkten auf alle Völker Europas und setzten bei ihnen ihrer natürlichen, autochthonen religiösen Entwicklung eine neue, künstliche, nicht auf ihrem Boden gewachsene entgegen.

Aber diese Macht des bewußten Geistes, die die eigentlichen Kulturepochen der Geschichte kennzeichnet, sucht man bei Spencer vergebens. Er hat eigentlich nur die Soziologie der Naturepochen der Völker gegeben. Von der Naturgeschichte ausgegangen, ist er im Naturalismus stecken geblieben. Das zeigt sich sehr deutlich auch in seiner Ethik. Überall sucht er die Übereinstimmung des Sittengesetzes mit dem Naturgesetze zu erweisen. Die Natur läßt uns nach Lust streben; darum muß die Lust das ethische Ziel, muß sie mit Förderung des Lebens, die Unlust mit Hemmung desselben gleichbedeutend sein. Aber die Erfahrung beweist so vielfach das Gegenteil. Die Lust ist so oft der Gesundheit und dem Leben schädlich, die Unlust, z. B. die Unlust der Arbeit, so oft beiden förderlich. Hier hilft sich Spencer mit dem Einwande, daß diese Disharmonie zwischen Lebensförderung und Lust nur durch die bisherige Unvollkommenheit der Anpassung verursacht werde. An seine Umgebung sei der einzelne noch zu wenig angepaßt. Das Leben habe sich vielfach

aus freier Luft in geschlossene Räume zurückgezogen, und an diesen neuen Aufenthalt sei die menschliche Natur noch nicht gewöhnt. An sonstigen Unvollkommenheiten, insbesondere an dem Widerstreite des Egoismus und des Altruismus ist ihm die Unvollkommenheit der Anpassung an den sozialen Zustand schuld. Der Mensch habe noch zu viele rohe kriegerische Instinkte aus der Urzeit, das friedliche Leben aber werde immer mehr das normale. Damit sei notwendig eine allmähliche Änderung der Gefühle gegeben; das Interesse der Mitmenschen werde mitbestimmend für eines jeden Tun, zuletzt werde sich eine völlige Harmonie zwischen Egoismus und Altruismus herstellen, wie sie schon jetzt zwischen Eltern und Kindern besteht, da die Fürsorge für die Kinder den Eltern angenehm und gleichzeitig den Kindern nützlich sei.

Damit ist aber kein sittliches Prinzip für das Handeln gegeben. Denn, was ohnehin, durch die Natur allein geschieht, das bedarf nicht der besondern sittlichen Energie. Ein sittliches Prinzip ist bei Spencer nur in formaler Hinsicht vorhanden, und zwar durch sein Entwicklungsgesetz, das sich auch hier fruchtbar erweist. Es verlangt wachsende Systematisierung des Handelns, und damit stimmt die allgemein anerkannte Forderung überein, daß das sittliche Handeln ein einheitliches, systematisches, darum zuverlässiges sein müsse. Auch hier also nach Spencer Übereinstimmung zwischen Natur und Geist!

Diese Übereinstimmung ist zweifellos richtig. Das Gesetz der Evolution gilt in der Natur, es muß auch im menschlichen Handeln gelten. Aber damit ist nur eine formale Bestimmung gegeben, wie der Mensch handeln soll, nicht was er erstreben soll. Dies letzte sagt Spencer nicht, da die Entwicklung alles schon von selbst tut, oder, wo er es sagt, da ist es kein ihm eigentümlicher Zweck, den er setzt, sondern nur der aller Utilitarier: das größte Glück der größten Zahl.

Aber neben seiner systematischen Ethik hat Spencer noch eine überlieferte, die für praktische Fragen bei ihm wirksamer ist, als diejenige seines Systems. Es ist dies die Ethik des Individualismus und Liberalismus, wie ihn Adam Smith vertrat. Wie schon erwähnt, lebte einer seiner Oheime in dessen Überlieferungen, wie alle tüchtigen Geister der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und hatte sie auf seinen jungen Neffen übertragen. Der ökonomische und der politische Liberalismus blieb darum, allen entgegengesetzten Strömungen zum Trotz, Spencers Bekenntnis. Er ruht bekanntlich auf der Idee des Naturrechts, eines idealen Rechts der allgemeinen Gleichheit und darum auch allgemeinen Freiheit. Auf dieses hatte nach mannigfachen Vorgängern Locke für die

Engländer den Liberalismus begründet. Der Staat sollte des Einzelnen Rechte und Sicherheit nicht vermindern, sondern vermehren. Ganz in Lockes Geist schrieb er darum seine vielverbreitete populäre Broschüre: the man versus the state, in der er gegen den Sozialismus, „die kommende Sklaverei", besonders auch gegen den Staatssozialismus den Individualismus so scharf verteidigte, daß er seiner eigenen Lehre von der organischen Natur und der daraus folgenden Solidarität der Gesellschaft oft vergaß. Nur dieses Vergessen ermöglicht es, daß er fragt, warum ein Bürger durch seine Steuern zur Erhaltung einer Schule beitragen soll, in die er keine Kinder schickt.

Wenn sonach dieser Individualismus der sozialen Wirklichkeit durchaus widerspricht, so sind doch seine Motive ehrenwert. Sie ruhen in der hohen Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit, in der Besorgnis, sie könne durch zuviel Staatseinmischung an Energie einbüßen, und in einem tiefen Gefühl für das angeborene Recht eines jeden menschlichen Wesens. Dasselbe Gefühl war es, das ihn, der öffentlichen Meinung zum Trotz, der Gerechtigkeit zur Ehre, den Burenkrieg verdammen ließ. Er und Mr. Stead, der Herausgeber der Review of Reviews, haben den Engländern am meisten ins Gewissen geredet.

Als Mensch war Spencer überhaupt seinen Überzeugungen immer treu. Alle, die ihn kannten, stimmen darin überein, daß er ein freier Geist war, der, äußere Ehren verachtend, nur der Wahrheit diente, nie ungerecht war, aber erlittenes Unrecht gerne vergaß, und für alles Gemeinnützige, wenn es nur nicht vom Staate ausging, mit keinem staatlichen Zwange verbunden war, gerne Opfer an Geld und Kraft brachte. Dabei war er kein Bücherwurm, sondern ein lebendiger, unterhaltender Gesellschafter, nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch für die Kunst, insbesondere für die deutsche Musik, für Bach, Händel, Gluck und Beethoven von tiefem Interesse beseelt.

Herbert Spencer war nicht der vielseitigste Denker, den die Geschichte der Philosophie kennt, aber einer der ehrlichsten und konsequentesten. Und daß er die große Wahrheit der Entwicklung als eines Weltprinzips sah und überzeugender als andre bewies, das wird sein unsterbliches Verdienst bleiben.

Naturauffassung und Naturverständnis.

Von

Friedrich Ratzel.

(Schluß.)

Eins ist Alles.

Es ist bezeichnend für Goethes Streben aus dem Einzelnen heraus, daß er so gern die Natur von hochgelegenen Punkten betrachtete; seine Schweizerreisen sind reich an Fernblicken, und in der italienischen Reise hebt er seine Gewohnheit hervor „gleich" den Turm zu besteigen. So hat er auch aus geistig hohen Punkten die Welt im ganzen betrachtet, statt, wie die Naturgeschichte seiner Tage, in einer Vielheit und Verschiedenartigkeit von Erscheinungen unterzugehen. Er sah in der Natur eine Einheit, in der „vom Ziegelstein, der dem Dach entstürzt, bis zum leuchtenden Geistesblick, der dem menschlichen Auge aufgeht oder den es mitteilt" alles auf die stetigste Weise zusammenhängt, und mahnt die Naturforscher:

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.

Es ist aber natürlich, daß, wenn wir das Kleine im Großen, das Einzelne im Ganzen sehen, unser Blick und unsere Auffassung einen Zug aufs Große hin gewinnen müssen, auch wenn es sich nur um kleine und einzelne Erscheinungen handelt, die wir gerade jetzt betrachten. Daher verlangen wir denn von dem Naturschilderer, daß die Größe der Natur in seinen Worten sei; ohne diese ist kein Bild gut, denn die Natur ist immer groß. In jedem Bild, in jeder Schilderung sei etwas vom Ganzen. Aus Einzelnem setze es sich zusammen, aber nichts von diesem Einzelnen soll in der Landschaft scharf hervortreten, die Gegenstände sollen mehr willkürlich und zufällig sein und die Stimmung, d. i. die Idee des Künstlers erraten lassen. Es entspricht der Natur, daß sie eine Fülle von Schöpfungen vor uns hinstellt, ohne in deren Ordnung in jedem Falle deutlich großen Gesetzen zu folgen. Es ist Sache des

Schilderers, das Gesetzliche auch darin ahnen zu lassen. Er ermögliche uns, der Mahnung Goethes zu folgen:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Wenn Abkürzungen gemacht oder Ungenauigkeiten hingenommen werden müssen, ist es besser, nach der Seite des Großartig-Einfachen, als des Kleinen-Mannigfaltigen abzuweichen. Auf jenem Wege bleiben wir der Natur immerhin näher. Das Hauptverdienst unserer großen Dichter um die Naturauffassung in den Reisebeschreibungen liegt genau in dieser Richtung auf das Große. Die Einzelheiten waren schon immer erfaßt worden, aber „grandios, frei und weit", wie Goethe die südamerikanischen Schilderungen von Martius in der „Morphologie" nennt, sind die Schilderungen erst seit A. von Humboldt geworden. Und gerade dieser hat bekannt, wie er durch Goethes Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war (an Karoline von Wolzogen 1806). Lichtenstein, der sich ausdrücklich auf Humboldt beruft, sagt in seiner Reise im südlichen Afrika: „Die einzelnen Punkte sind nichts, wenn man sie nicht als Teile des ganzen Bildes darstellt, zu welchem sie gehören." Die Richtung auf das Große tritt schon in der Vorliebe für weite Umblicke hervor. Bei Martius ist es geradezu auffallend, wie er dabei die großen Dinge hervorhebt. Ehe er Brasilien verließ, bestieg er noch einmal den Morro von Almeirim, um nochmals die große Landschaft des Amazonas zu sehen: „Vor mir im Süden die üppige, glänzend grüne Waldung, deren Saum mit dem duftigen Horizont zusammenfloß, näher der Strom, der, einem Meerarme gleich, sein gewaltiges Gewässer nach Osten in die unabsehbare Wasserebene hinausführte, über mir, durch schwere Regenwolken hervorblickend, der dunkelblaue Tropenhimmel und das ganze großartige Bild von einer glühenden Sonne beherrscht, die eben nach Westen hinabsank". Das Bestreben, in großen Zügen der großen Landschaft gerecht zu werden, etwas Heroisches „herauszubringen", ist hier deutlich sichtbar.

Jean Paul Richter ist der poetische Naturschilderer, der die Natur zwar sehr gut kennt, wie man an so manchen feinen Beobachtungen wahrnimmt, sie aber doch nicht schildert, wie sie ist, sondern wie sie dem Gemüt des Dichters gefällt, der nicht nach Plastik und Gegenständlichkeit strebt, sondern über das Gegebene hinausschaut in eine „erhöhte Übernatur" (Volkelt). Dieser Neigung entspricht die Vorliebe, mit der Jean Paul den Himmel und seine Farben, die Mondnächte, den Frühling, den Herbst, das sonnenglühende Meer schildert. Jean Paul ist der größte Kolorist unter Klassikern und Romantikern. Aber die wissenschaftliche

Naturbetrachtung kann von seinen großen Farbenbildern nicht unmittelbaren Gewinn ziehen. „Ich sehe die Sonne am Abendhimmel in Rosen stehen, in die sie ihren Strahlenpinsel, womit sie heute die Erde ausgemalet, hineinwirft" ist ein genialer Vergleich, aber kein Naturschilderer unter unseren Reisenden hat ihn und ähnliche aufgenommen. Aber in den milderen Zeichnungen von Adalbert Stifter u. a. sind die Jean Paulschen Auffassungen hinausgedrungen, und sicherlich haben sie mitgeholfen, das koloristische Zeitalter der Naturschilderung heraufzuführen. Regten sie junge Naturforscher, wie Moritz Wagner, der um 1830 ein glühender Jean Paul-Schwärmer war, nicht zu unmittelbarer Nachfolge an, so wirkten sie um so stärker auf die Förderung des Naturgefühls überhaupt. So kraftvolle Bilder wie das im Titan, wo es von den Abendwolken heißt: „Die Nacht baute den Triumphbogen der Milchstraße und die Riesen zogen finster hindurch" vergessen sich nicht leicht. In Albano, dessen Geist die funkelnden Berg- und Gletscherketten fest umschlingen, um ihn zu hohem Wesen und hohen Gedanken emporzuziehen, in dessen Busen jede Brandungswelle eine höhere auftreibt, ist die volle Einheit von Seele und Weltall; und so in allen hochgemuten Gestalten, die Jean Paul geschaffen hat. Alle hängen mit ihren feinsten Fasern an der Natur.

In derselben Zeit, von der wir sprechen, weckte Winkelmann das Gefühl für die „stille Größe" der Antike, die auf dem Grunde ihrer schönsten Werke zu tiefst ruht. Nun gibt es eine Größe in der Natur, die aus der vollkommenen Absichtslosigkeit der Werke der Natur hervorgeht. Sie ist auch im Schönen und fehlt selbst im Anmutigen nicht. Das Kunstwerk will uns gefallen oder es will wenigstens unsere Aufmerksamkeit erwecken; jedenfalls ist es geschaffen, um gesehen zu werden. Bei den Werken der Natur ist das Gesehene Nebensache, die Naturschönheit besteht mit und ohne die Menschen, die sie bewundern. Dieses Unbeabsichtigte hebt auch die Naturwerke über alle Kritik hinaus. Wir ahnen vielleicht gerade diese Größe der Naturwerke nicht, wenn wir vor ihnen stehen. Wir erkennen sie aber wohl auf einem merkwürdigen Umwege, wenn wir dem großen Kunstwerk vor allem seine in sich gekehrte Selbständigkeit nachrühmen, die frei von jeder Absicht, zu gefallen, sei. Denn das heißt doch im Grunde nichts anderes, als daß das große Kunstwerk sich auch in dieser Eigenschaft möglichst der Natur nähere!

Das Vergleichen.

Mit der Zahl der Menschen ist im letzten Jahrhundert die Zahl der Wege und der Wanderziele gewachsen, das Reisen ist leichter, die

Wege sind länger geworden. Unbekannte Teile der Erde wurden erschlossen und durchforscht, eine Menge von neuen Naturerscheinungen zur Kenntnis der Menschen gebracht. Der Reichtum an Bildern und Eindrücken ist damit ins Riesige gewachsen, und jeder neue Gewinn regt zur Vergleichung an und hilft das Vorurteil entkräften, daß jedes Ding für sich in der Welt stehe, unabhängig von anderen und unähnlich den anderen. Je mehr die Augen aufnehmen, desto rascher ordnen sich die Eindrücke nach ihrer äußeren Ähnlichkeit, und darauf folgt die notwendige Einsicht in ihre innere Übereinstimmung. Die Zahl der Bilder wächst riesig, ihre Übereinstimmung aber noch mehr, und so wurde das Erdbild dadurch nicht bunter, sondern immer nur einfacher, klarer. Schon Cook war die Ähnlichkeit der Küste des Feuerlandes mit der von Norwegen aufgefallen — das war wohl die erste Ahnung, daß es Fjordküsten an den entlegensten Ländern der Erde gibt. Selbst eine Koralleninsel kann uns an eine der niedrigen friesischen Düneninseln erinnern, wenn sie mit sandigen Ufern und fahlem Grün aus dem Meere auftaucht. Reinhold Forster, als er die Tausende von Inseln und Eilanden des Stillen Ozeans in hohe und niedere schied, hat die entsprechende Vereinigung und Vereinfachung, wenn auch zunächst nur aus morphologischen Gründen, vorgenommen. Wie wenig hatte man erwartet, beim Eindringen in das lange verschlossene, rätselvolle Neu-Guinea in Kaiser Wilhelms-Land elbsandsteinähnliche Klippen, Felsentore u. dgl. zu finden! Im Weiten und Nahen dieselben Bildungen. Und so im Großen wie im Kleinen. Der geniale Naturschilderer Heinrich Noé führt uns die Oberfläche des Karstes vor, diese grauen, zerklüfteten und zerfurchten Kalkhochflächen. Da liegen eine Menge loser Blöcke herum, und nicht wenige haben in der Mitte eine rundliche Vertiefung. Bei anderen ist diese Vertiefung bis zur Gestalt eines Trichters ausgearbeitet, sie endigt in einer Röhre, welche den ganzen Stein spaltet. Manchmal zieht sich auch ein zollbreiter Tunnel von einer Seite des Blockes bis zur anderen. Oder es streifen ihn längliche Rinnen, den langgezogenen Eindrücken von einem Finger im Teige vergleichbar. In einer ihrer Launen hat die Natur da selbst mitten in einem Gebäude ungezählte Schablonen des nämlichen Gebäudes im kleinen aufgestellt. So wie es jedem dieser Steine, ist es dem ganzen Karst ergangen, der Stein ist ein Modell des Karstes. Wo so eine Einhöhlung oder Vertiefung ist, dort haben die Wasser angegriffen, und all die Becken sind rundlich ausgefallen, weil der Wassertropfen rund ist. Die Angriffsstellen der Niederschläge — sagt der Naturforscher, Sitze der Wila, Stuhl der Wildfrau — sagt der schlichte Mensch. Es ist

höchst seltsam, wie man so in einer Hand das Abbild einer ganzen Insel, eines ganzen Landes, davontragen kann. Der Maßstab kümmert die Natur nichts. Es wird im Kleinen wie im Großen ganz gleich gemacht.

So entdeckt die vergleichende Betrachtung überall Formen, in denen die Natur heterogenste Gegenstände hineinbildet. So ist das Wolkige sozusagen ein Kunstprinzip der Natur. So wie die Wolken über dem Horizont aufsteigen und sich in das Firmament ausbreiten, verbreitet sich quellend die Röte auf einer jungen Menschenwange, die verschiedensten Farben in einem Blumenblatt oder einem Kristall. Rauchquarz ist ein Kristall, zwischen dessen Kanten ein rauchiger Dunst braungrau hineinzieht, in den Blütenblättern der Iris sehe ich veilchenblaue Wolkenstreifen, und Herbstblätter sind gelb und braun bewölkt. Wolkig wächst die Globigerinenkolonie, deren Kugelschalen sich wie Wolkenwölbungen ineinanderdrängen, und wolkig ruht auch der weiche Globigerinenschlamm in der Tiefe des Meeresbodens.

Alle Beobachtungen scheinen zuerst zu sondern, dann aber verbinden sie. Die Natur, die zuerst ein Wort für eine bunte Sammlung der allerverschiedensten Tatsachen war, wird ein Ganzes, ja mehr, eine Einheit. Es legt sich damit über die Naturschilderung, wie A. von Humboldt es verlangt, als eine geistige Atmosphäre die Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte.

Die Entwicklung und die großen Zeiträume.

Die Wissenschaft brachte zwei große Gedanken zur Geltung, die eng miteinander verbunden waren und bleiben: Den älteren der Entwicklung und den jüngeren, zum Teil aus jenem folgenden der gewaltigen Zeiträume, die die Welt zu ihrer Entwicklung brauchte. Für den Blick in die Natur bedeuten beide ein Zusammenrücken und Sichberühren der Einzelerscheinungen und ein Verflüssigen und Sichbeleben starrer, getrennter Massen. Wo wir Entwicklung sehen, da gibt es für uns keinen Anfang und kein Ende, es gibt auch kein Verweilen. Alles fließt!

Es fällt vor allem die Schranke zwischen Unorganisch und Organisch. Wenn wir auch nicht eins aus dem anderen herzuleiten vermögen, die Entwicklung ist beiden gemein. Wie wenig traf Vischer das Richtige, wenn er von der unorganischen Natur sagte: sie hat keine Lebensschicksale, sie keimt nicht, wächst nicht, verwest nicht. Nur die Formen der Erde lassen sich durch ahnenden Rückschluß auf die Revolutionen, durch welche sie entstanden, wie Zeugen einer Lebensgeschichte des Planeten fassen.

Sind denn der Bau und die Abtragung von Gebirgen keine Lebensschicksale? Und läßt sich nur eine weit hinter uns liegende Geschichte des Planeten aus den Erdformen schließen? Die Erdgeschichte ruht nie, geht immer weiter. Und da die Geschichte des Lebens selbst ein Stück Erdgeschichte ist, greift die angeblich tote Welt des Unorganischen in die höchsten Lebenserscheinungen ein und hat durch sie und mit ihnen ihre Geschichte. Man könnte vielleicht glauben, eine solche Anschauung löse die Dinge auf, zerstöre die Bilder und mache die Freude an der Natur unmöglich. Die Geschichte der Wissenschaft und der Kunst beweist das Gegenteil. Die Entwicklung hat die Anschauungen vertieft und vervielfältigt. Es mag uns heute schwerfällig vorkommen, daß Herder oder Johannes Müller weltgeschichtliche Betrachtungen mit der Schöpfung des Alls anhoben; der Gedanke, der zu grunde liegt, soll uns auch heute beflügeln.

Jede Landschaft ist eigentlich nur ein Augenblicksbild im Verhältnis zu der Zeit, die wie ein Schicksal über ihr waltet; alles, was wir sehen ist Übergang, nichts ist fertig als der Tod. Der Berg scheint zu stehen; aber jeder Bach und jede Quelle trägt Stücke von ihm fort, sogar jedes Baumblatt, das der Wind von ihm herabträgt, ist ein Teil von ihm, durch dessen Fall der Berg verliert. Was zu verweilen scheint, ist gehemmte Bewegung. Es muß also alles in der Zeitperspektive betrachtet werden, wenn es sich nicht allzu weit von der Wahrheit entfernen soll. Im Grund ist jede Landschaft eine historische Landschaft, denn so, wie du sie heute siehst, wird sie morgen nicht mehr sein; sie ist anders geworden und mit ihr deine Sinne und deine Seele. Du siehst die Wolken den Berg umschweben, sie kommen und gehen; aber erdgeschichtlich sind sie älter als er, ja, seine heutige Gestalt ist ihr Werk. Den Urwald als eine Zusammensetzung von tausend Pflanzen aller Art und Größen hat niemand zu schildern vermocht. Auch die geistreichsten Naturforscher aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bringen es nur zu einem Gestammel und zu langen Registern barbarischer Namen von Gattungen und Arten. Hören wir nun Wilhelm Junker über einen Galerienwald im oberen Nilgebiet: „Nur bei spärlich eindringendem Himmelslichte hält er staunend, ich möchte sagen beängstigt seine Augenweide. Um das Große und Wahre in der Natur vollständig zu erläutern, ist hier neben dem produktiven Prinzip, dem neuen üppigen Wachstum das scheinbar zerstörende Prinzip sichtbar. Dieser Wechsel von Sein und Nichtsein, von Leben, Absterben und Tod drückt diesen Galerienwaldungen den Stempel des Erhabenen und der Realität in der Natur auf." Das ist der „Entwicklungsgedanke", den wir hier zu beherrschender Höhe über eine

verwirrende Fülle von Erscheinungen sich aufschwingen sehen. Von demselben geführt, hat G. Schweinfurth einen der fruchtbarsten Gedanken über die Formen der Lebensverbreitung in seinem „Im Herzen von Afrika" ausgesprochen, wo er von den Grenzen sagt: „Da die Natur überall das Prinzip der Ausgleichung und Nivellierung bekundet und die scharf aneinanderstoßenden Grenzen zu meiden sucht, in denen der Mensch sich so wohl gefällt, bietet sie auch hier den Blicken des Forschers einen stets graduellen Übergang dar; an ihren Grenzen greifen daher die Gebiete ineinander wie die Finger gefalteter Hände." Welche geistige Höhe der Auffassung gegenüber der des Kunsttheoretikers, der findet, daß in Gebirgsbildern der allmähliche Übergang des Firnes der Alpen in Firnflecken die Wirkung der Firnmasse zerstört und daher empfiehlt, vor diese Firngrenzen einen grünen Hügel zu setzen. Billige Auskunft! Offenbar hat er nie die charakteristischen Erscheinungen an der Firngrenze genau studiert: er sagte, sie seien gelblich und stammten von Lawinen ab. Gerade in diesem Saum liegt aber die letzte Grenze der Firndecke der Hochgebirge, deren Hinabsteigen und Wiederhinaufziehen in Eiszeiten und warmen Zeiten der Welt ringsum Tod oder Blüte bringt. Ein ähnlicher, wenn auch nicht so krasser Mangel an Harmonie zwischen Bild und Gedanke kommt übrigens auch bei Naturforschern vor, empfindlich z. B. bei Leopold von Buch, der zwar das Fließen des Baches schön schildert, aber dessen Wirkung auf die Talbildung übersieht.

Eine Naturauffassung, die sich mit dem Gedanken der Entwicklung durchdrungen hat, wird kein Phänomen zeitlos auffassen, jedes hat seine Geschichte, jedes steht in der Zeit. Wir sehen den Gletscher vor uns, er scheint so starr zu sein, wie ihn die Menschen vor Scheuchzer auffaßten, wir staunen die Eismassen in ihm an. Aber wir wissen, er fließt. Und gerade in dieser unmerklichen Bewegung bewundern wir nun die große erhabene Natur, in deren Werken und Wirken sich die Zeit so langsam abspielt, daß uns die Zeit der Menschen dahinzustürzen scheint. Es liegt etwas beruhigendes in diesem großen Tempo, wenn wir auch selbst vor ihm zusammenschwinden. Eine noch viel größere Bewegung scheint uns Eduard Sueß zu lehren, wenn er die nach Norden offenen Gebirgsbögen Asiens mit den nach Westen offenen Amerikas vergleicht, und die letzteren auf ein Zufließen von Massen nach dem Kontinent deutet, die ersteren auf ein Abfließen. Dieses Bild ist wohl zu weit von den Tatsachen entfernt, um uns den Vorgang mechanisch zu erläutern, gehört daher nicht mehr ganz dem wissenschaftlichen Boden an; aber wer empfände nicht das Große in der Anschauung, aus der es geboren ist?

Was ist schöner? Was ist erhabener?

Nicht erst die Wissenschaft hat gezeigt, daß es in der Natur keinen Unterschied zwischen interessanten und weniger interessanten Dingen gibt. Die Zuckungen des Froschschenkels unter der Wirkung des galvanischen Stromes, die Magnetisierung eines Stückes Eisen, das Leben der Bazillen sind allerdings kleine Ausgangspunkte für große wissenschaftliche Fortschritte. Die genaue Beobachtung und scharfe Abzeichnung unbedeutender Dinge war aber lange in der Kunst, ehe die Wissenschaft sie anerkannte. Die Landschaftsmalerei, die von den auffallenden Felsenklippen zu den Sanddünen herabstieg und statt Palästen strohgedeckte Hütten malte, ist einem umfassenden Verständnis der Welt Führerin geworden. Sogar dem Stilleben sind, so betrachtet, einige Beziehungen zur Entwicklung eines Naturallgefühls eigen. Darin liegt ja die Größe der modernen Landschaft, daß sie nach Jahrhunderten der Pose, die man Komposition und Stil nannte, mit der Überzeugung schafft: Was ist, gefällt uns auch im Bilde. Und wären es braungrüngelb gebänderte Hügel, sie haben ihr Recht. Rousseaus Landschaften zeigen eine Verehrung des Seienden, die ihm alles in der Natur gleich wichtig erscheinen läßt; er betont daher wenig und ist soweit wie möglich entfernt von allem Stilisieren und Vereinfachen. Seinen Lieblingsbaum, die Eiche, gibt er in ihrer ganzen Knorrigkeit und Verworrenheit, sodaß sie mit ihrer Krone die ganze Fläche eines Bildes einnimmt.

Ein Künstler dieses Schlages empfand wohl, daß das Auswählen und Herausheben einzelner Bilder aus der Natur, wie es die Malerei üben muß, im Grunde doch nur ein Zugeständnis ist an die Schwäche unserer eigenen Auffassung. Es ist klar, daß die Kunst es oft so machen muß, aber es ist auch sicher, daß dadurch ein großer Teil des Größten, Erhabensten in der Natur uns verloren geht und daß eben deswegen nicht die ganze Natur in der Kunst von uns genossen werden kann. Was man Naturgenuß nennt, ist also schon darum viel umfassender als der Genuß der Natur in der Kunst, und die Natur mit eigenen Augen zu sehen, ist eine unbedingte Forderung an den wahren Naturfreund und Naturverehrer. Die Natur ist für das landschaftliche Auge eine Bildersammlung, aber die Bilder sind eins mit den Wänden, an denen sie hängen, und das Ganze ist ein Bild, das nie ein Maler malen wird. Und so ist es mit jedem Teil der Natur; wie immer darin ein Einzelnes auffallen möge, es ist dem Ganzen in der Natur untergeordnet, ihm eingegliedert. Man mag noch fragen: Was ist schöner? Aber wenn die Frage lautete: Was ist erhabener? würden wir sogleich fühlen, daß er-

haben keinen Komparativ haben kann und daß es nur eine Antwort auf jene Frage gibt. Alles ist erhaben, nichts ist klein.

Die Wissenschaft sieht den großen Zusammenhang der einzelnen Erscheinung, und das, was klein und unbedeutend erschien, wenn man es für sich ansah, wird in ihrem Auge groß und leuchtet wie in einer Gloriole weitreichender Bedeutung. Was man als Bestandteil eines größeren Ganzen zu erkennen weiß, von dem fällt alles Zufällige seiner gegenwärtigen Existenz als Nebensächlichkeit ab, es steht rein in seiner Wirkung aufs ganze vor uns. Wenn ich mich vor plötzlich eingebrochenem Regen unter einen überhängenden Granitblock geflüchtet habe, etwa in einem Felsenmeer des Fichtelgebirges, wo es daran nicht fehlt, und sehe nun die ersten Tropfen mit leichter Trübung abrinnen, so habe ich eine Grundtatsache der gewaltig wirkenden, allverbreiteten Abtragung vor mir. Diese Tropfen führen den Ertrag der Verwitterung des Granitblockes ab. Wohin? Vielleicht gelangen diese Stäubchen, die das klare Regenwasser trüben, in die Nordsee, und sind sie einmal mit dem Meere verbunden, so mögen sie die Erde umkreisen. Das ist der Weg, auf dem aus schroffen Variskischen Alpen der Vorzeit das rundliche weiche Mittelgebirge von heute geworden ist, ein Rumpf des alten Hochgebirges, das einst von dem französischen Zentralmassiv bis zu den Sudeten Mitteleuropa durchzog. Verwitterung, Versetzung (Transport) und Niederschlag werden mir in ihrer ganzen Macht als erdumgestaltende Werkzeuge kund. Hier der Tropfen und dort das Meer, hier ein Stäubchen und dort eine neu sich bildende geologische Schicht, hier die Gegenwart und fern, fern eine graue geologische Vergangenheit: in solchem Kontrast liegt nicht nur etwas, dessen Erkenntnis unserem Stolze schmeichelt, es liegt direkt ein ästhetischer Reiz in diesem Wechsel zwischen einem Flug um die Welt, und der Rückkehr aus dem Weiten ins Enge unserer zeitlichen Existenz.

Wir legen daher auch an die Natur nicht den kritischen Maßstab, wie an ein Kunstwerk. Wir fragen uns nicht, wie sie sein sollte oder ob sie besser sein könnte, wir nehmen sie wie sie ist. Dem Kunstwerk gegenüber suchen wir uns klar zu machen, was uns daran gefällt und was nicht, und indem wir nach dem Warum? fragen, üben wir Kritik. Gleich der erste Eindruck pflegt durch ein Vorwiegen des Gefallens oder Mißfallens bestimmt zu sein. Daß die Kritik in vielen Fällen den Genuß des Kunstwerkes stört, ist klar. Dieser Genuß liegt in der Empfindung des Schönen, die Kritik ist dagegen Sache des Verstandes. Eben deshalb ist der ganz selbstverständliche Verzicht auf alle Kritik beim Naturgenuß ein Verzicht zugleich auf geistige Arbeit, der einmal einen reineren Genuß des

Naturschönen verbürgt, und weiter auch an sich eine Wohltat ist. Wenn wir im Anschauen einer schönen oder erhabenen Natur uns seelisch und körperlich erholen, so ist das Ruhen kritischer Neigungen mit daran schuld. Wir gehen sozusagen widerspruchslos in dem Eindruck dieser Natur auf. So kann es denn auch eine gleichgültige Landschaft im tieferen Sinne gar nicht geben. Alles ist eins, denn alles ist aus derselben Schöpferhand hervorgegangen. Was Gott gemacht hat, das ist nun einmal da und ist in seiner Weise vollendet. Nur in uns gibt es Ungleichheit des Empfindens, die wir in die Landschaft hineintragen. Aber wir müssen es als die Überhebung eines Philisters empfinden, wenn uns jemand in der Schilderung der hochnordischen Landschaft die alpine Vegetation zeigt, die violettbraunen Anhöhen, die Binnenseen, die Fjorde, das stahlgraue Meer, das tiefblaue Gebirge in der Ferne, und dann herablassend schließt: „So beschaffen ist die hochnordische Landschaft. Aber sie hat auch ihre Lichtpunkte!" Als ob nicht jeder Firnfleck und jede Heidekrautblüte ein Lichtpunkt wäre. Viele sehen in der Jungfrau des Berner Oberlandes den schönsten aller Berge und nennen die Dreigruppe Jungfrau, Mönch und Eiger das alles überstrahlende Dreigestirn. Diese Erhebung des einzelnen über alle ist so, wie wenn wir von einem Mädchenkopf sagen: er ist schöner als alle, die wir je gesehen. Es ist immer ein unmerklicher, nicht zu bestimmender Zug, eine vielleicht mehr fühlbare als sichtbare Nüance im Ausdruck, was den Ausschlag gibt, d. h. der Vorzug ist sachlich so gering, daß er schwer von subjektivem Gefallen mit besonderer Geschmacksrichtung zu trennen ist. Noch stärker aber muß gegen solche Schätzung ins Gewicht fallen, daß derartige Vorzüge nur ungemein gering sein können im Vergleich mit dem Großen und Schönen, das allen Bergen von ähnlichem Bau und ähnlicher Höhe zu eigen ist.

Wie vertraut uns auch die Natur in allen ihren Einzelheiten geworden sein möge und wieviel von ihr wir geistig umfassen, die Verehrung, mit der wir ihr gegenübertreten, wird sich nicht dadurch verringern. Nur geht sie weder von der gefesselten Vernunft aus, wie in früheren Zeiten, noch besteht sie in der Anbetung der verbildlichten Naturerscheinungen wie in späteren. Es ist eine freie, selbständige Anerkennung der Tatsache der Natur, und diese ist ein wesentliches Element der modernen Bildung geworden. Zwar kommt es immer vor, daß Gelehrte, in denen das kritische Vermögen die Freude an den Dingen überwiegt, die immer einen schöpferischen Zug haben wird und muß — vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr ist (Goethe vor dem Straßburger Münster) — sich

zu einer unerfreulichen Überhebung in ihrer Beurteilung der Natur verführen lassen. Sie ahnen nicht, daß sie damit ihrem eigenen Naturgefühl ein schlechtes Zeugnis geben und ihrem Leser die Unterlage eines eigenen Urteils vorenthalten. Wenn L. von Buch in seiner Reise in Schweden suffisant den Fluß nur dazu da sein läßt, um den Blick durch das „sonst gehaltlose" Detail von Morästen und Bäumen zu leiten oder wenn der treffliche Kruſenstern die Küste von Sachalin eine durch ihre Einförmigkeit ihm schon zum Ekel gewordene Sandwüste nennt, so offenbart sich in solchen Urteilen eine ganz falsche Auffassung des Naturschönen und der Aufgabe des Naturschilderers. Wir erlassen diesem ebenso gern, daß er eine Landschaft lobe, wie wir wünschen, daß er mit seiner Kritik zurückhalte. Denn die Erhabenheit jeder Landschaft steht über Lob und Tadel. Sven von Hedin erweist sich als Künstler und Denker, wenn er die extrem öde und einförmige Steppen- und Wüstenhochebene von Tibet einmal mit einer „Mondlandschaft" ohne Wasser und Leben vergleicht, und ein anderes Mal sie in der erdgeschichtlichen Perspektive zeigt, wo die „öde, seltsame, stumme Landschaft der kleinen abgetragenen und abgerundeten Berge, deren Fuß tief im Schutt steckt, eine Landschaft zerfallender Ruinen von einstmals hohen Bergketten ist, welche jetzt durch die Einwirkung atmosphärischer Kräfte Stück für Stück zerstört werden".

Ritter Detlev.

In Luft, in hellem Gejaide
Stürmst du durch hollteins haide,
Die Klinge voll Sonnenbrand.
Raubritter vom lachenden hieute,
Treibst du die bunte Beute
Der Dichtung frohlockend durchs Land.

Emil Prinz von Schönaich-Carolath.

Aus: „Detlev von Liliencron im Urteile zeitgenössischer Dichter." Von Dr. Fritz Böckel. Berlin 1904 bei Schuster & Loeffler.

Die radioaktiven Stoffe in ihrer Bedeutung für unsere moderne Naturerkenntnis.

Von

B. Donath.

Wir leben in einer Zeit eminenter wissenschaftlicher Entwicklung. Ganz abseits des Alltagsgetriebes, im stillen Laboratorium des Gelehrten, am Arbeitstische des naturwissenschaftlichen Denkers vollzieht sich eine bedeutsame Revision und Umformung althergebrachter und ehemals nützlicher Begriffe von noch ganz unabsehbaren Folgen. Der menschliche Geist kommt vom Vielgestaltigen und Komplizierten auf das Einfache, aber mühsam und allmählich; das liegt an der verwickelten Konstitution seiner Organe. Das Einfache ist naturgemäß das Vollkommenere, es ist zugleich die Loslösung von einem subjektiven und daher beschränkten Begriffsvermögen. Neue Erscheinungsformen drängen zu neuen Auffassungen: Phänomene, wie die der Röntgenstrahlen, der Radiumstrahlen wollen nicht nur eine neue Erklärung, sie verlangen zudem eine teilweise Umgestaltung älterer Anschauungen. Man hat auch wohl gesagt, sie zerbrächen die Tragesäulen unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Aber das ist eine Torheit und sogar eine beispiellose Leichtfertigkeit einem in wissenschaftlichen Dingen doch unmündigen Publikum gegenüber. Naturgesetze sind Ewigkeitswerte, sie werden von uns erkannt, aber nicht gemacht; wenn ihnen noch etwas Unvollkommenes anhaftet, so ist es vielleicht die Form, in der wir sie aussprechen.

Anders mag es freilich um jene wissenschaftlichen Normen und Bezeichnungen bestellt sein, die man mit Fug und Recht als provisorische ansehen darf. Ihnen steht die menschliche Unzulänglichkeit an der Stirn. Wie ungenügend, nicht allein für den forschenden Geist, sondern auch ganz allgemein für unser Gefühl ist zum Beispiel die Einteilung in Elemente! Wir kommen einmal bei der Zerlegung der Körper auf Stoffe, die allen weiteren Unterteilungsversuchen Trotz bieten und die in ihren Elementarquanten — als Atome — den Baustoff der Welt abgeben sollen.

Aber wir fühlen unsere Schwäche selbst. Heute kennt die Chemie mehr als siebzig solcher Elemente, vor einigen Jahrzehnten waren es nur sechzig, in einigen Jahren weiß man vielleicht von achtzig oder mehr zu berichten. Die Natur müßte wahrlich ein schlechter Baumeister sein, wenn sie ihr herrliches Gebäude aus lauter verschiedenen Brocken errichten wollte, statt aus einem homogenen, einheitlichen Material. Doch wir kommen trotz dieser Erkenntnis nicht weiter, die Unwandelbarkeit der Grundstoffe ist ein zwar nicht experimentell bewiesenes, aber gestütztes Dogma. Wollte man nur ein Uratom annehmen, so würden alle unsere bisherigen Elemente lediglich verschiedene Gruppierungen dieser Uratome sein, und es müßte gelingen, ein Element in das andere überzuführen. Wir würden dann, auf wissenschaftlicher Grundlage freilich, eine moderne Alchimie besitzen, eine bewußte Alchimie statt der naiven. Dagegen sträubt sich nun wiederum das wissenschaftliche Gefühl, vielleicht ganz mit Unrecht, denn die neue Auffassung wäre sicherlich zugleich eine Vereinfachung. Wie dem nun aber auch sei, das Facit ist doch zunächst ein Stillstand der treibenden Faktoren auf diesem Forschungsgebiet und, wie es nicht anders sein kann, ein Gefühl der Unbefriedigung und des Mißbehagens. Oder dürfen wir vielleicht sagen: Es war so? Die Entdeckung der radioaktiven Substanzen und vor allem das berühmte Experiment von Ramsay und Soddy haben gewirkt wie ein Alarmschuß, oder wie ein zerschmetternder Schlag gegen die Fensterscheiben einer dumpfigen Stube. Es weht ein belebender Hauch zu uns herein. Täuscht uns nicht alles, so sahen wir vor unseren Augen und im Bereich unserer Forschung ein Element in ein anderes übergehen: Radium in Helium.

Wenn dem Physiker in von den Gebildeten aller Stände gelesenen Zeitschrift das Wort zur Radiumfrage gestattet wird, so ist er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe voll bewußt. Denn er wird oft mit den durch eine populäre Tagesliteratur erzeugten Anschauungen in Widerspruch geraten. Andererseits ist er in der angenehmen Lage, von allen Phantastereien und Utopien, mit denen man leider die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Gegenstand gelenkt hat, absehen zu können.

Unsere moderne Naturwissenschaft wurzelt in dem Gesetz von der Erhaltung der Energie. Unserer Erkenntnis nach enthält das ganze Weltgebäude eine bestimmte, für unsere Begriffe unendlich große Menge von Energie. Sie ist eine unabänderliche Größe, wir können ihr nichts hinzufügen und nichts abstreichen, wohl aber vermögen wir ihre Formen zu ändern und ineinander überzuführen. Dann sehen wir die Erscheinungen der Elektrizität, des Lichtes, der Wärme, der mechanischen und chemischen

Arbeitsleistung und so fort. Mit den Strahlen der Sonne kommt beispielsweise Energie in Gestalt von Licht und Wärme auf unsern Planeten herab. Die Temperatur der Erdrinde steigt, Wasser verdampft in den Meeren und beginnt im Wolkenzug seinen Kreislauf zu den Quellen der Gebirge; Wind macht sich auf, treibt Mühlenflügel oder bricht Wälder nieder, tausendpferdige Dampfmaschinen recken ihre Eisenglieder und verzehren als Nahrung die verkohlten Überreste einer einst von der Sonnenwärme hervorgebrachten Vegetation; aber auch Blumen blühen und färben sich im Sonnenlicht — alles dies sind Arbeitsleistungen, Äußerungen der Energie: wollte man sie alle nach einem Einheitsmaß messen und zusammen addieren, man könnte sicher sein, gerade den von der Sonne gelieferten Energiebetrag herauszubekommen, nicht mehr und nicht weniger. Sterblich ist die Kraft, ewig die Energie. An diesem fundamentalen Satze scheitert der Erfinder des perpetuum mobile, an ihm erweist sich der Konstrukteur des famosen, nur durch den Druck seiner eigenen Masse fortwährend Wärme erzeugenden Ofens als Halbwisser, mit ihm sind auch von vornherein alle jene wissenschaftelnden Phantasten ad absurdum geführt, die im Radium nichts anderes sehen, als eine unerschöpfliche Quelle der Energie.

Die radioaktiven Substanzen sind fast so lange bekannt wie die Röntgenstrahlen, es darf daher überraschen, daß man von ihnen in der Öffentlichkeit erst in der neuesten Zeit etwas erfährt. Der Grund liegt sehr nahe: Sie konnten nicht mit gleichen äußeren Effekten aufwarten wie die Röntgenstrahlen, erst mit der Isolierung des Radiums trat hierin ein Wandel ein. Aber selbst vom Radium weiß heute der Durchschnittslaie nicht viel mehr, als daß es *sehr* teuer ist. Wir dürfen wohl dieser besonders hervorstechenden Eigenschaft noch einige andere, nicht weniger wichtige, hinzufügen.

Es hieße oft Gesagtes noch einmal wiederholen, wollten wir die Gewinnung des Radiums ausführlich beschreiben. Entdeckt wurde die Radioaktivität an den Uransalzen durch Henri Becquerel im Jahre 1896: er fand den Einfluß dieser Substanzen auf eingewickelte photographische Platten und konnte zugleich auch den Einwand widerlegen, es handle sich am Ende nur um eine einfache chemische Beeinflussung durch ein stark penetrierendes Gas. Die Gegenstände zwischen Platte und Präparat ließen einen deutlichen Schattenwurf erkennen, und die Verbindung vom Schatten über den Gegenstand zum Uransalz erwies sich als eine gerade Linie. Das war also offenbar eine Strahlung, eine unsichtbare Strahlung von durchdringender Kraft und von chemischer Wirkung. Man kann

sich vorstellen, welchen Eindruck diese Entdeckung in wissenschaftlichen Kreisen zu einer Zeit machen mußte, da gerade die Röntgenröhre ihre rätselhaften Strahlen auszusenden begann. Damals glaubte Becquerel, den strahlenspendenden Körper im Uran selbst erkannt zu haben. Heute wissen wir besseres, dank den Bemühungen der beiden Curies, die, nächst Becquerel mit dem Nobelpreis gekrönt, plötzlich in den Vordergrund des allgemeinen Interesses traten. Sie vermochten den Strahlenspender, den hervorragend radioaktiven Körper in den Uranerzen zu fassen und zu isolieren, er erhielt den Namen Radium. Ein langer, mühevoller chemischer Prozeß führt von der Joachimsthaler Pechblende, dem wirksamsten aller Uranmetalle, zum Radium selbst. Viele tausend Kilogramm des teuern Rohproduktes werden gebraucht, um Bruchteile eines Grammes der radioaktiven Substanz in Form des Radiumbromids zu erhalten. Diese sind natürlich vielmal kostbarer als Diamant, Gold und Platin. Man bezahlt für reines Radiumbromid, seitdem Österreich die Abgabe der Pechblende scharf überwacht, wirklich märchenhafte Preise. Aber man zahlt gern, denn das Radium ist eben etwas ganz besonderes, obgleich sein praktischer Nutzen zunächst sehr gering angesetzt werden darf.

Das Hauptinteresse richtet sich auf den wissenschaftlichen Wert der neuen Erscheinung. Da ist freilich viel zu sagen. Zunächst einmal, daß das Radium nicht der einzige radioaktive Körper ist. Die von G. C. Schmidt untersuchten Thorverbindungen zeigen ebenfalls dunkelstrahlige Eigenschaften, und einige andere Körper kommen wenigstens in den Verdacht, primär radioaktiv zu sein. Wie äußert sich nun diese merkwürdige Radioaktivität? Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Radiumstrahlen unsere Sinnesorgane direkt beeinflussen, wenn wir nicht etwa gewisse schädigende Einwirkungen auf die Haut und vielleicht auch auf das Zentralnervensystem als eine Art von Empfindung gelten lassen wollen. Die von einigen Seiten behauptete unmittelbare Affektion der Netzhautnerven ist wohl mit Recht stark angezweifelt worden. Dennoch fühlt das völlig ausgeruhte Auge auch bei geschlossenem Lid eine Annäherung des starken Radiumpräparates. Eine allgemeine diffuse Helligkeit entsteht, ohne daß man die Richtung auf die Strahlenquelle anzugeben vermöchte. Aber der Eindruck ist meist recht intensiv und fast erschreckend. Er tritt auch noch ein, wenn das Präparat an das Schläfenbein gelegt wird. Dieses von vielen so mißverstandene „Radiumsehen" — man hat bekanntlich sogar den armen Blinden trügerische Hoffnung auf eine neue Art von Sehkraft gemacht — ist nur ein indirekter Vorgang. Gewisse genau zu definierende Komponenten der Radiumstrahlung — wir werden

sogleich ausführlicher von ihnen sprechen — durchdringen sowohl Augenlid als Schädelwand und versetzen die Linse des Auges, den Glaskörper und vielleicht auch die Fettmasse in Lichtschwingungen. Dieser Vorgang der „Fluorescenz" wird von den Netzhautnerven empfunden, es handelt sich also dabei um ein veritables Lichtsehen. Wer keine gesunden Netzhautnerven hat, dem wird man auch mit Radium nicht einmal den Eindruck unbestimmter Helligkeit zuführen können.

Die Fluoreszenz ist also offenbar nächst der photographischen Platte eines der Mittel, die Anwesenheit von Radium zu erkennen. Am stärksten leuchtet das auch in der Röntgenpraxis angewandte Barium-Platin-Cyanür auf. Man vermag mit sehr kräftigen Präparaten sogar aus einiger Entfernung einen Schirm von mehrfacher Handgröße zu gleichmäßigem Leuchten zu erregen. Das lange Zeit im Dunkeln ausgeruhte Auge sieht dann den Lichtschimmer ganz deutlich, sogar den pechschwarzen Schattenwurf der zwischen Leuchtschirm und Radium gebrachten Hand. Dabei ist das Radiumbromid selbst kaum sichtbar: nur ein winziges, mattes Sternchen erscheint in der Finsternis und deutet die Stelle an, wo der geheimnisvolle Schatz liegt. Auch dieses Selbstleuchten würde ganz fehlen, wenn eben das Radium völlig zu isolieren wäre. So bilden die chemischen Unreinigkeiten eine Art von schlechtem Leuchtschirm, den das Radium am eignen Leibe trägt. Sehr auffällig ist sicherlich das völlige Fehlen der Knochenschatten in der Hand, obwohl man bei Annäherung des Präparates eine deutliche Durchstrahlung der Fleischpartien am Leuchtschirm bemerkt und auch Metallgegenstände quer durch die Hand einen merklich tieferen Schattenwurf erkennen lassen. Darin und in manchem anderen unterscheidet sich eben die Radiumstrahlung von der Röntgenstrahlung. Während die Röntgenstrahlen sehr genau zwischen den feinen Dichteverhältnissen von Knochen und Fleisch unterscheiden, existieren diese für die Radiumstrahlen gar nicht, kaum daß das Metall etwas schwerer durchdrungen wird wie das Fleisch. Selbst einen dicken Eisenamboß kann man noch nachweisbar durchstrahlen, was ganz gewiß mit Röntgenstrahlen nicht gelingt. Dagegen haben die Radiumstrahlen eine andere Eigenschaft mit den Röntgenstrahlen gemein, die man nächst der Fluoreszenzwirkung und chemisch dissoziierenden Kraft als drittes Reagens ansehen kann; sie ist, rein äußerlich betrachtet, wohl die merkwürdigste von allen.

Befindet sich ein elektrischer Körper gemeinsam mit dem Radium in einem Raum, so verliert er seine Ladung. Die Blättchen der Elektroskope fallen zusammen; bei außerordentlich starken Präparaten und ganz in der Nähe versagen sogar die Elektrisiermaschinen den Dienst. Ein

ganz seltsames Phänomen in der Tat. Genügt nur die Anwesenheit des Radiums, um gleichsam mystisch in die Ferne zu wirken, oder spielt sich hier ungesehen von uns ein Vorgang ab, dessen Mechanik wir zu enthüllen vermögen? Ungezählte Luftmoleküle umgeben den (etwa positiv) elektrisierten Körper, aber sie sind indifferent und haben nicht die geringste Neigung, einen Elektrizitätstransport auszuführen. Man darf sie also ansehen als Komplexe aus gleich viel positiven und negativen Elektrizitätsatomen, denn dann heben sich ja die von dem elektrisierten Körper ausgehenden Kräfte — die positiven Atome werden abgestoßen, die negativen angezogen — gegenseitig auf. Mit anderen Worten, die Luft ist in diesem Zustande ein Isolator. Nun tritt das Radium in den Raum, und sofort kommt Bewegung in die Massen. Von den festen, nach außen hin neutralen Verbänden werden durch seine Strahlung negative Teilchen abgerissen, was übrig bleibt, ist natürlich im Überschuß positiv, aber es ist frei, es kann sich bewegen und wandert: es wird zum „Jon". Die negativen Jonen stürzen sich auf die positiv elektrische Kugel und vernichten, das heißt kompensieren ihre Ladung. Das ist der Vorgang der Luftionisation durch das Radium. Wer sich mit dieser intimeren Vorstellung nicht abfinden will oder mag, sagt dann einfach, die Luft sei nun leitend geworden.

Die Bildung freier Jonen in der Luft ist freilich nicht allein ein Spezifikum der Radiumstrahlung, aber man darf doch sicher unter kritischer Würdigung aller übrigen Verhältnisse dort, wo die Luft leitfähig ist, auch den Einfluß radioaktiver Substanzen vermuten. Nun begreifen wir mit einem Schlage, warum man überall, auf Höhen und in tiefen Schächten, am Meeresstrand wie im Hochgebirge eifrig mit Elektroskopen nach dem Wert der elektrischen Zerstreuung forscht: Man hofft die von der Radioaktivität im Haushalt der Natur, insbesondere in der Elektrophysik der Atmosphäre gespielte Rolle zu erkennen. Sie mag so unbedeutend nicht sein, ja sie stellt vielleicht einen Faktor dar, den man nicht eliminieren könnte, ohne eine unausfüllbare Lücke zu hinterlassen.

Alles drängt natürlich zu der Frage hin: Was ist denn überhaupt die Radiumstrahlung? Wir wünschten nur, die Antwort könnte ebenso schnell gegeben werden. Zunächst ist die Radiumstrahlung gar nicht einheitlich wie die Wärmestrahlung, die Lichtstrahlung oder auch wie die in vieler Hinsicht auch heute noch so rätselvolle Röntgenstrahlung. Sie ist vielmehr ein Konglomerat von wesentlich anderer Struktur. Der Leser möge uns über diesen wichtigsten Punkt eine kleine Ausführung ge-

ſtatten. Die Energieſtrahlungen des Lichtes, der Wärme und auch der elektriſchen Kraft (in den Hertz'ſchen Wellen) werden vermittelt durch eine Wellenbewegung jenes unwägbaren hypothetiſchen Mediums, das in ſchier unfaßbarer Feinheit ebenſo die Räume zwiſchen den Geſtirnen, wie zwiſchen den Molekülen der Körper ausfüllt, des Weltäthers. Den Anſturm der Ätherwellenbrandung empfinden wir je nach der Länge der Wellen und der Frequenz der Ätherſchwingungen mit Apparaten oder unſeren Sinnen als elektriſche Wellen, Wärme, Licht und ſo fort. Auch wenn ſämtliche Arten von Ätherwellen zuſammen auf uns eindrängen, gäbe es doch ein wundervolles Mittel, ſie voneinander zu ſcheiden, wundervoll, weil es ſo überaus einfach iſt: das Prisma. Wir wiſſen, daß das Prisma die Ätherwellen aus ihrer geradlinigen Bahn ablenkt, die langen weniger, die kurzen mehr. Aus dem Tohuwabohu wird ein geſittetes Nebeneinander, ein Spektrum, eine Muſterkarte ſämtlicher Ätherſchwingungen, von den langen unſichtbaren elektriſchen Wellen angefangen bis zu den kurzen blauen Lichtwellen und den noch kürzeren ultravioletten Wellen. — Was liegt nun näher, als das Prisma auch auf die Radiumſtrahlung anzuwenden? Aber da verſagt es, es verſagt ganz und gar. Die Strahlen durchdringen es zwar, aber ſie werden auch nicht eine Spur aus ihrer Richtung abgelenkt. Wir ſtehen zunächſt ratlos da. Alſo ſind die Radiumſtrahlen keine Ätherwellen? Sehr wahrſcheinlich ſind ſie es nicht, man kann ſogar ſagen, gewiß nicht. Ja, was ſind ſie dann?

Nun kann allerdings auch noch auf andere Art Energie übertragen werden, und zwar durch Fortbewegung der als Energieträger erkannten Materieteilchen ſelbſt. Sollte am Ende die Radiumſtrahlung nichts anderes ſein, als eine geradlinige Bewegung kleinſter Teilchen, mithin etwas ſpezifiſch ganz anderes wie die Wärmeſtrahlung und wie die Lichtſtrahlung? Ein höchſt einfaches Experiment hat auch über dieſe für unſere naturwiſſenſchaftliche Erkenntnis hochwichtige Frage Aufſchluß gebracht: Es iſt gelungen, einen Teil der Radiumſtrahlung mit einem Magneten aus ſeiner geradlinigen Bahn abzulenken. Wir ſagen mit Vorbedacht, einen Teil. Läßt man ein Bündel Radiumſtrahlen durch den ſchmalen Schlitz einer Bleiblende fallen, und fluoreszenzerregend über einen Röntgenſchirm hinſtreichen, ſo bemerkt man — ganz im Dunkeln natürlich — bei der Annäherung eines ſtarken Magneten ein gar ſeltſames Schauſpiel. Das Strahlenbündel zerfällt in drei Komponenten: Ein Teil biegt ſtark kometenſchweifartig zur Seite ab, ein anderer Teil geht ganz unbehelligt weiter geradeaus, ein dritter

Teil (der allerdings besser photographisch oder noch besser mit dem Elektroskop erkannt wird) wird dagegen ebenfalls abgelenkt, aber nur eine Wenigkeit und zwar in anderem Sinne, wie Teil I. Geht der eine rechts, so geht der andere links. Nun weiß jeder Elektrotechniker, daß bewegliche elektrische Ströme — stromdurchflossene Bänder aus Silberlitze zum Beispiel — von einem Magnetpol zur Seite geworfen werden, rechts oder links je nach der Stromrichtung. Wenn also wirklich die Radiumstrahlen aus abgeschleuderten Masseteilchen bestehen, und das zu glauben haben wir alle Veranlassung, so müssen diese elektrisch geladen sein. Dann stellen sie in ihrer Gesamtheit, als Schwarm, einen elektrischen Strom dar, wie auch die gemeinsam in einer Richtung bewegten Wasserteilchen einen Strom ausmachen. Der eine Strahlenteil mag also aus negativen, der andere aus positiv geladenen Körperchen oder Korpuskeln bestehen. Es fällt freilich sehr schwer, sich von diesen Korpuskeln eine Vorstellung zu machen, denn unsere Phantasie erlahmt sowohl am allzu Großen wie am allzu Kleinen. Und die negativen Korpuskeln wenigstens sind sicherlich sehr klein: ihrem Verhalten nach zu urteilen, mag ihre Masse selbst gegen diejenige eines chemischen Atoms geradezu verschwinden. Sehr wahrscheinlich haben wir hier wirklich unter unseren Händen jenes Ur- und Elementarquantum der Masse, von dem man voraussetzt, es bilde den Baustoff der chemischen Atome und in letzter Linie vielleicht auch den der Welt. Wir beobachten es zugleich mit dem Elementarquantum der elektrischen Ladung. „Elektronen" nennt der Physiker diese winzigsten elektrischen Masseteilchen.

So wäre denn das wunderbare Radium im Grunde nichts anderes als eine Art von Mörser, der seine Energie teilweise durch Abschleuderung winzigster Massegeschosse von sich gibt. Diese Elektronen mögen nahezu mit der Geschwindigkeit des Lichtes dahinfliegen; wo eine Schar von ihnen aufprallt und ihre Energie abgibt, da werden gewisse Körper bis zum Leuchten erschüttert (Erscheinung der Fluoreszenz) oder sie werden zersetzt (Wirkung auf die photographische Schicht) oder endlich, es werden freie Jonen gebildet (Phänomen des Leitendwerdens der Luft). Alles dies sind Arbeitsleistungen der Radiumstrahlung. Bezüglich der dritten, vom Magneten nicht abgelenkten Strahlungskomponente wissen wir wenig mehr, als daß wir sie mit den Röntgenstrahlen vergleichen können. Sie entsteht jedenfalls beim Durchbruch der Elektronen am eigenen Körper des Radiumbromids, wie ja auch die Röntgenstrahlen in der Vakuumröhre dort hervorgerufen werden, wo die negativen Elektronen — als sogenannte Kathodenstrahlen — auf das Platinblech treffen.

Doch damit noch nicht genug. Zuverlässige Messungen haben ergeben, daß das Radium dauernd eine etwa 1,5° C höhere Temperatur hat wie seine Umgebung und daher fortgesetzt eine Quelle der Wärmeabgabe ist. Bei den uns zur Verfügung stehenden Quantitäten ist diese Wärmeentwicklung natürlich sehr gering, aber doch meßbar. Von 6,4 kg Radium — der Himmel bewahre uns vor den sonstigen Wirkungen eines solchen künstlichen Präparates — würde jedoch bereits die einer mechanischen Pferdekraft äquivalente Wärmemenge erzeugt werden. Phantasievollen Köpfen ist es daher unbenommen, sich künftighin — unter genialer Mißachtung aller übrigen wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Bedenken — die Straßen mit Radium-Automobilen bevölkert zu denken.

Etwas bleibt aber zunächst doch unverständlich, und das ist die Energieausgabe des Radiums selbst. Es gilt allgemein der noch von niemand bestrittene Satz: Wer arbeitet, muß auch essen; sowohl im buchstäblichen, wie übertragenen Sinne. Jede Dampfmaschine hört auf, Arbeit zu leisten, sobald ihr Kessel nicht mehr mit Kohle, der vor Jahrmillionen aufgespeicherten Sonnenenergie, gefüttert wird. Jede Kerze, der man keinen Nährstoff von außen zuführt, verzehrt ihren eigenen Körper, sie löst sich in ihre Verbrennungsprodukte auf und ist dann keine Kerze mehr: die energetische Begleiterscheinung dieses Prozesses sehen wir in der Licht- und Wärmestrahlung. Wie steht es nun aber mit dem Radium? Auch das Radium strahlt Energie in verschiedener Form aus, wir sehen seine Arbeit deutlich an der hervorgebrachten chemischen Zersetzung der photographischen Platte, am Aufleuchten des Bariumschirmes, an der Zertrümmerung der neutralen Gasmoleküle. Und doch erscheint die Arbeitskraft selbst des winzigsten Präparates ganz unerschöpflich. Solange man es auf dem Experimentiertisch hat, ist weder ein Nachlassen der Strahlung, noch eine Aufnahme äußerer Energie, noch eine Abnahme des Gewichts mit Sicherheit nachgewiesen worden. Urteilslose Leute mögen daher vielleicht glauben, das Radium schaffe etwas aus dem Nichts, es stehe in direktem Widerspruch zu dem von uns bereits anfangs erläuterten Gesetz von der Erhaltung der Energie. Wenn irgendwo, so zeigt sich sicher hier der Unwert einer auf dem Boden des Halbwissens erwachsenen philosophischen Spekulation und die eminente Überlegenheit exakter Forschung. Denkt man sich einmal die Wärmeenergiestrahlung des Radiums gemessen — derartige Versuche sind sehr genau ausgeführt worden — und sie sich durch eine infolge des Elektronenabfluges entstehende Gewichtsveränderung gedeckt, so wird man rechnerisch finden, daß ein Gramm Radiumbromid in tausend Jahren nur um etwa 0,5 mg an Gewicht abzunehmen braucht, um die

Erscheinung durchaus zu erklären. Da kann man denn freilich nicht erwarten, auch auf der empfindlichsten Wage einen Gewichtsverlust in wenigen Monaten nachzuweisen, ein Menschenleben selbst reicht dazu nicht aus. Zudem können bei Strukturänderungen chemischer oder physikalischer Art ganz erstaunliche Energiemengen frei werden. Bei der Bildung von 1 kg Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff entsteht zum Beispiel eine Wärmemenge, die etwa 22 Pferdekräften entspricht. Sollte nun am Ende nicht auch alles das, was wir als Radiumerscheinung bezeichnen, nur die energetische Begleiterscheinung eines Zerfalles oder einer Umwandlung sein? Mut gehört freilich dazu, schon diese Hypothese allein auszusprechen, denn sie widerspricht dem alten, vielleicht veralteten, Dogma von der Unwandelbarkeit der chemischen Elemente. Radium ist ein Element! Aber wenn alle Elemente nun wirlich nur verschiedene Konstellationen eines und desselben Uratomes, des Elektrons sind? Ja, dann freilich wäre alles, oder doch vieles erklärt. Jede Umwandlung der Atome des Radiums und Thors oder Urans wäre dann begleitet von einer Energieentbindung, eben jener „Radioaktivität".

Eine seltsame Kunde kam in jüngster Zeit von England, so seltsam, daß man ihr mißtraut hätte, wäre sie nicht durch den äußerst gewissenhaften Ramsay beglaubigt worden. Danach ist ein vom Radium entwickeltes Gas — vielleicht ein erstes Umwandlungsprodukt — tatsächlich in radiounaktives Helium übergegangen. Ein Element in ein anderes! Dieser eine Versuch, an dessen Zuverlässigkeit man kaum noch zweifeln darf, eröffnet unserer Wissenschaft einen weiten Blick auf ein neues, unbekanntes Land. Möge es von Berufenen beackert werden und reiche Frucht tragen. Bezüglich der Radiumforschung können wir heute wohl schon mit einiger Sicherheit folgendes sagen: Auch das Radium muß einmal aufhören, als Radium zu existieren. Indem es seinen riesigen Energievorrat sehr ökonomisch verausgabt, wandeln sich seine aktiven Atome allmählich in Helium um. Dieser Prozeß läuft erst in Jahrtausenden ab.

Detlev von Liliencron als Lyriker.

Von

Fritz Böckel.

I.

Ich bin ein Dichter. Laß die Menschen reden.
Was gehen mich die Menschen an, ihr Tun,
Ihr Hasten, Heucheln, ihre Wut, zu herrschen.
Hoch steh ich über allem ihrem Dünkel,
Hoch über Rassenhaß und Klassenhaß,
Hoch über Kastengeist, Parteigezänk.
Und keinem bin ich Gegenrede schuldig
Als mir allein, ich bin mein eigner Herr.
Frei bin ich, frei!

Die gewaltige Erhebung, die in zwei Kriegen die deutsche Einheit aufgerichtet hatte, wirkte in den achtziger Jahren noch nach in einer hochgehenden nationalen Begeisterung. Dazu hatte das Jahrhundert der Naturwissenschaften dem gesamten geistigen Leben einen neuen reichen Gehalt gebracht, eine neue Art, zu sehen und zu erkennen. Große Zeitfragen entflammten die Gemüter. Da ward auch die literarische Kunst aus ihren Träumen herausgerissen. Die Brüder Heinrich und Julius Hart fochten ihre „Kritischen Waffengänge", und Carl Bleibtreu, der kampfesfrohe, blies Alarm: „Revolution der Literatur!" Bleibtreus Ruf: „Es ist die erste und wichtigste Aufgabe der Poesie, sich der großen Zeitfragen zu bemächtigen", weckte die Schläfer und trieb sie an die Arbeit, mit zuzugreifen in dem rührigen Schaffen, mit fortzuschreiten in dem hohen Aufschwung des Geisteslebens.

Ihrem Wesen nach war die (etwas volltönend so bezeichnete) Revolution der Literatur eine Revolutionierung des die Dichtung erfüllenden Inhaltes. Sie läßt sich mit Hanstein kurz dahin charakterisieren: Der Kampf gegen das Herkömmliche, das Platte und Triviale, der Kampf für eine wahrheitsgetreue künstlerische Gestaltung, für Schönheit und Gedankenreichtum, später das Hineinziehen der sozialen Frage und der Arbeit des Tages in das Gebiet der Dichtung, die Freude an der Kraft und am Kraftvollen, ja selbst am Derben und Naturwüchsigen: Das ist das Kennzeichen, das waren die Ziele des jüngsten Deutschlands. Bahnbrechend ist wie fast immer auf dem Gesamtgebiet der Dichtung die Lyrik vorangeschritten. Und hier hat die begeisterungs- und händelfrohe theoretisierende und experimentierende Jugend jubelnd den Mann auf den Schild

gehoben, der doppelt so alt wie die Holz, Henkell, Conradi und Arent, fern von allem Nachdenken über Wesen und Ziele der Kunst, rein aus dem schöpferischen Triebe seiner Künstlerseele heraus, seine Dichtungen gestaltet hatte, den kraftvollsten und lebensfrohsten Sänger der modernen Lyrik: Detlev Freiherr von Liliencron. —

Am 3. Juni 1844 hat Liliencron als Sohn eines höheren Zollbeamten zu Kiel das Licht der Welt erblickt. Sein Tauf- und Rufname ist, wie ich zu meiner Überraschung von ihm erfahren, Friedrich (Fritz): „Ich nahm den Namen Detlev an von einem ganz verrückten Kauz aus meiner Familie, der im 18. Jahrhundert gelebt hat."

„Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur „Geschichte" hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, die „Schleifmühle des Kopfes", die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht. Meine Untätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und lief in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien.

Früh bin ich Jäger geworden. Besonders in meiner Soldatenzeit mit Hund und Gewehr allein durch Haide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein, Waidmannsheil!"

So befestigte und verstärkte das Umherschweifen in Feld und Hag in unserem Dichter den ihm angeborenen Natursinn zu einer tiefen und erhebenden Liebe zur Natur. Mit seinem Herzen, mit seinem ganzen Wesen verwuchs er mit seiner nordischen Heimaterde und ward so — um das moderne Schlagwort zu gebrauchen — ein Heimatkünstler im Sinne einer echten, großzügigen Heimatkunst, ein Dichter, der die Kraft zu seinem Schaffen aus dem heimatlichen Leben zieht, dessen ganze künstlerische Persönlichkeit in seiner Heimaterde wurzelt.

Von Kindheit an wollte Liliencron Soldat werden. Dem verhaßten Dänen durfte er aber als Schleswig-Holsteiner nicht dienen. Darum ging er nach Preußen. Seinem innigsten Wunsche, Kavallerieoffizier zu werden, versagten seine Vermögensverhältnisse die Erfüllung. Darum trat er am 5. Februar 1862 als Avantageur ins Westfälische Füsilier-Regiment No. 37 in Mainz ein, um nun bald 20 Jahre lang sein engeres Heimatland nur vorübergehend zu besuchen. Als Soldat immer wieder, bald hierin, bald dorthin, versetzt und kommandiert, lernte er 18 Garnisonen in 7 Provinzen, lernte er Land und Leute bis hin nach Polen kennen.

„O du Leutnantszeit! Mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen; mit deinem bis aufs schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht."

Im Dezember 1864 wurde das Füs.-Reg. Nr. 37 in die Provinz Posen verlegt und erhielt als Garnisonen Rawitsch, Wohlau, Krotoschin. In dem Kriege von 1866 machte Liliencron Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz mit. Das Treffen bei Nachod, am 27. Juni, hat er in den „Kriegsnovellen" mit einer überwältigenden Kunst geschildert: „Eine Sommerschlacht". Bei Skalitz, am 28. Juni, wurde vor allem ein Hügel heiß umstritten, von dem aus österreichische Jäger dem Regiment außerordentliche Verluste beifügten. Beim Sturm auf den Hügel verlor Liliencrons Kompagnie den Hauptmann und den Premierleutnant. So hatte der Sekondeleutnant v. Liliencron die Kompagnie weiterzuführen. Auf der Spitze des Hügels wurde er von einem Jägeroffizier, den er aufforderte, sich zu ergeben, durch einen Revolverschuß aus unmittelbarster Nähe an der Hüfte verwundet. In einem Vorwerk oder Forsthaus erwachte er im Blute schwimmend aus einer langen Ohnmacht. Nachdem ihm in der Eile seine Wunde versehentlich mit einem Pechpflaster geschlossen worden war, begab er sich ohne ärztliche Erlaubnis am Abend heimlich wieder zu seinem Regiment. In der Schlacht bei Königgrätz kam das Regiment nicht mit ins Feuer. Nach dem Feldzug erhielt der erst Zweiundzwanzigjährige den roten Adlerorden mit Schwertern.

1870/71 focht er mit dem Infanterie-Regiment Nr. 81 die zweitägige Schlacht von Noisseville am 30. August und 1. September mit. Am 7. Oktober wurde er bei einem nächtlichen Angriff[1]) auf das vom Feinde einer Landwehr-Division abgenommene und in ein sturmfreies Fort verwandelte Schloß Ladonchamps verwundet. Nach dem Falle von Metz wurde das Regiment Nr. 81 der Armeereserve zugeteilt, die die Verbindungen der operierenden Armee im Bereiche des Gouvernements Rheims gegen feindliche Unternehmungen aus dem Festungsdreieck Mézières-Givet-Rocroy sichern sollte. In den Kämpfen mit der französischen Nordarmee und gegen die Franktireurs (siehe „Portepeefähnrich Schadius" in den „Kriegsnovellen") nahm das Regiment am 19. Januar 1871 an der Schlacht bei St. Quentin teil, die ihm nur geringe Verluste brachte. Liliencron, der verwundet in Mainz gelegen hatte, traf mit der noch nicht geheilten Kniewunde rechtzeitig zur Schlacht bei St. Quentin ein, die er als Regimentsadjutant mitmachte. Er hat sie uns in der Kriegsnovelle „Aus einer Januarschlacht" geschildert.

Als Invalide, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, trat der Hauptmann v. Liliencron nach dem Feldzuge in den Ruhestand. 1875 ging er auf kurze Zeit nach Amerika. Schon 1876 kehrte er nach Deutschland zurück. Eine Zeit lang lebte er in Hamburg, dann in Eckernförde. 1881 trat er in den preußischen Verwaltungsdienst, zunächst als königlicher Hardesvogt[2]) auf Pellworm, einer der größeren Marschinseln vor Husum, 1881—1882, dann bis 1887 als königlicher Kirchspielvogt in Kellinghusen in Holstein.

[1]) Beschrieben in den „Kriegsnovellen", s. „Nächtlicher Angriff".

[2]) Hardesvogt (ein Titel aus alten Zeiten der Dänenherrschaft) bezeichnet ebenso wie Kirchspielvogt ein untergeordnetes Organ der Justiz und Verwaltung, jedoch mit ausgeprägtem Staatsbeamtencharakter.

1884 gab er sein erstes Buch heraus: „Adjutantenritte und andere Gedichte“. Um sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können, nahm er 1887 in Kellinghusen den Abschied aus dem Verwaltungsdienst. Dahinein hatte ihn ja doch nur die Sorge ums tägliche Brot getrieben. Für seinen König das Haupt auf den Block zu legen, ist er freudig jederzeit bereit; einen schnellen Tod in der Schlacht ersehnt er sich als das letzte irdische Glück. Sonst aber ist ihm der eigentliche Staatsdienst „mit seinen Sklavenarbeiten, mit seinen Rücksichtslosigkeiten“ verhaßt:

„Wie höchst angenehm, daß mir jeglicher Ehrgeiz fehlt, daß es mich nicht reizt: Zeremonienmeister, Schornsteinfegermeister, Kammersänger, Staatsanwalt, Laternenanzünder zu werden, und wie die tausend den Menschen mehr oder minder begehrenswerten Standesbezeichnungen heißen.“

Der Ruhm ist ihm noch in der „Bunten Beute“ der auf dem Vogelschießen als Scheibe aufgestellte Adler, von dem jeder ein Stückchen zu erzielen sucht, ist ihm ein der Neugier und dem Neide immer ausgestellter Gegenstand.

Nur frei will er sein, sein eigener Herr, wie Cincinnatus:

Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein.

Und an Dehmel schreibt er:

„Der Dichter muß im Sonnenlande wohnen, daß er ungeknechtet leben, lieben, schaffen kann.“

Seinen Wohnsitz behielt er nach dem Ausscheiden aus dem Staatsdienst noch bis 1888/89 in Kellinghusen. Über ein Jahr lang lebte er dann in München, „in der luftigen, leuchtenden Bayernstadt, die so viel fröhliche Menschen hat“. Dort atmete er mit vollen Zügen die ungebundene, anregende Geselligkeit unter den Künstlern des Wortes, des Pinsels, des Meißels, des Tones. Doch immer wieder zog seine Sehnsucht nach der fernen Heimat. Und endlich ließ er sich in Altona nieder, und heute hat er als glücklicher Familienvater seinen Wohnsitz in Altrahlstädt bei Hamburg. Von hier aus hat er die kurze Herrlichkeit als Brettl-Baron von Bauseweins Gnaden genossen. Im Sommer 1903 hat ihn — wie noch in aller Erinnerung — des Kaisers Majestät durch einen jährlichen Gnadengehalt von 2000 Mark, abgesehen von der Offizierspension, geehrt.

So scheint unser Dichter für die Zukunft wenigstens vor der bittersten Sorge um ein kärgliches, tägliches Brot bewahrt. Es ist ja bekannt, wie gerade dieser daseinsfrohe Mensch allezeit unter der beengenden Ungunst seiner finanziellen Verhältnisse gelitten hat und noch leiden muß. Kein Wunder, wenn da auch seine Beurteilung der Menschen im allgemeinen, insbesondere der sogenannten Gesellschaft, bisweilen eine recht herbe wird, wenn ihm die Erde zu Zeiten als „das Gestirn der Hyänen“ erscheint.

Und doch bricht trotz aller Stunden der Verbitterung in diesem so lebensfrohen, humorvollen Menschen der schöne Optimismus des Dichters wieder durch, und er sucht sich und anderen einzureden:

Die Erde ist nicht schlecht,
Die Menschen sind besser als Du glaubst.

In unerschöpflicher Liebenswürdigkeit hat er für jeden Sympathie, ein gutes Wort und bereitwillige Unterstützung übrig. Und er, der selbst so wenig mit Glücksgütern Gesegnete, bringt allen Armen und Bedrückten ein inniges Mitgefühl und den heißen Wunsch entgegen, zu helfen, zu erfreuen:

Ach schenken, schenken, könnt' ich immer schenken!
Und lindern, wo die Not, die Armut haust!
Und braucht ich nie mein Geld erst zu bedenken,
Wo ein Verzweifelter den Bart sich zaust!

In seinem Herzen ist er ja so unendlich reich; wäre er das nicht, wäre nicht sein Gemüt so tief und seine Empfindungen so zart, so könnten wir alle ihn ja nicht so lieben: „Das deutsche Gemüt wird und soll unser Heiligstes bleiben."

II.

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Literarhistorisch läßt sich Liliencron insoweit leicht klassifizieren, als er, an der Spitze einer neuen Richtung, eine engere Abhängigkeit von anderen Dichtern nicht aufweist. Wie groß sein Einfluß auf die ihm Nachfolgenden gewesen ist, läßt sich hier nicht auseinandersetzen. Falke, Bierbaum, Bulcke und andere offenbaren in ihren Anfängen die Gefolgschaft, auf manchen anderen hat Liliencron gewirkt, ohne daß wir imstande wären, an ihren Schöpfungen urkundlich nachzuweisen, was sie dem Meister danken.[1])

Liliencron ist Impressionist. Mit einem außerordentlich starken Wirklichkeitssinn und einem unübertrefflich scharfen und schnellen Beobachtungsvermögen begabt, gibt er in exakter Schilderung die Bilder der Außenwelt wieder, wie sie als Reize auf seine Sinne gewirkt haben. Die Beobachtung der äußeren Erscheinung ist bei ihm zu einer solchen Stärke und Kraft gesteigert, daß ein darüber hinaus ohne Beeinträchtigung einer gehobenen künstlerischen Wirkung nicht vorstellbar erscheint, eine Gefahr, der er in seinen späteren Dichtungen nicht immer entgangen ist. Er ist ein Naturgenie von einer elementaren Ursprünglichkeit. Er

[1]) Siehe dazu: F. Böckel, „Liliencron im Urteil zeitgenössischer Dichter". Berlin 1904.

versteht die Stimmen der Natur, die andere nicht zu hören vermögen. Ein hoch entwickelter Farbensinn ist bei ihm mit Farbenfreude verschwistert:

Die Sonne war versunken. Rot Gewölk
Stand hellgetönt, mit Blau vermischt im Westen.

Über ein Knicktor gelehnt, läßt er sich von den leise im Winde spielenden Ähren des reifenden Roggenfeldes die Stirn kitzeln: „Schon bräunen sie sich, hell doch sticht ihre Farbe ab gegen den grünen Heckenzaun, gegen den umgrenzenden Wall, den roter Mohn, blaue Kaiserblumen, gelber Löwenzahn, weiße Kamillen in bunter Malerei prächtig überflochten haben."

In späteren Jahren tritt zu der Wiedergabe des Farbenspiels der Natur eine wirkungsvolle Zusammenstellung der Farben nach eigener Wahl und Berechnung, z. B.: „Vor mir auf der dunkelbraunen Tischdecke liegt eine große hellgelbe Rose", und die will er der Liebsten ins schwarze Haar flechten. Ein andermal schaut er im höchsten Urgebirge auf einem grandiosen Zackenstein „die Königin Vernunft" als eine blasse Frau mit einem stahlgrauen Seidenkleid in rotem Onyxsessel.

Die Sprache Liliencrons charakterisiert K. Lamprecht in seinen Untersuchungen („Zur jüngsten deutschen Vergangenheit", I. Band) als die des Meisters eines physiologischen Impressionismus:

„Groß tritt das Wort daher und urwüchsig stark: kühne Anakoluthe, Annäherung an das gesprochene Deutsch und dessen unvergleichliche Frische und Unmittelbarkeit, Gedankenschattierungen durch Heranziehung unverbrauchter Sprachjuwele des Alltags, rasches, kavaliermäßiges Vordringen zum gesuchten Ausdruck, unmittelbar selbstsichere Unbesorgtheit, alle instinktiv ergriffenen Ziele zu erreichen: „Flatterndes Geplauder"; und das alles bald in freien Rhythmen unter starker Bindung des Wortmetrums an den Sinn, bald — und mit Vorliebe — in geschlossener Form unter meisterlicher, ja halsbrecherischer Handhabung des Reimes."

Mit kühnem Griff packt Liliencron Worte und schweißt sie zusammen zu neuen Wortgebilden von Eigenart und plastischer Kraft, oder er bildet nach einem Hauptwort ein neues Zeitwort usw.

Für seine eingehende und packende Darstellungskunst mögen die folgenden Verse zeugen:

Nun sind sie da! „Schnellfeuer!" „Steht!"
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
Und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz' ich, einer sticht
Und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
Und um mich, vor mir, hinter mir
Ein furchtbar Ringen, Gall und Gier.
Und über unserm wüsten Knaul
Bäumt sich ein scheu gewordner Gaul.

Ich seh' der Vorderhufe Blitz,
Blutfestgetrockneten Sporenritz,
Den Gurt, den angespritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüstern Rot.
Und zwischen uns mit Klang und Kling
Platzt der Granate Eisenring:
Ein Drache brüllt, die Erde birst,
Einfällt der Weltenhimmelfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
Umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Für jedes Bild und jeden Eindruck, für jedes Gefühl und jede Stimmung findet Liliencron in unerhörter Treffsicherheit den schlagenden, erschöpfenden und prägnanten Ausdruck. Nicht bloß die von den Vorgängen des Lebens auf seine Sinne gewirkten Reize versteht er voll blühender Frische und Anschaulichkeit zu schildern, auch die Reizungen seiner Psyche gibt er gleich analysierend und vertiefend bis zu den feinsten Reflexwirkungen wieder. Mit einer früher nicht erreichten verinnerlichten Kraft und zusammengedrängten Kürze gibt er mit der Situation die Stimmung wieder, holt er das eigenste, das wesenhafteste heraus, z. B. „Im Bivouak":

Das Feuer knistert und die Becher klirren,
Laß in die Arme sank der Nacht die Welt.
Gedanken, ohne Steg und Steuer, irren,
Bis in die Palmenbucht der Anker fällt.
Manch Wort und Witz, die hin und gegen schwirren,
Verweht der Wind, begräbt das stille Feld.
Ein letzter Trunk, und schon in Traumeswirren
Tönt mir ein ferner Postenruf ins Zelt.

In welcher Weise die moderne Dichtung eine Umformung der innersten Seele der Lyrik gebracht hat, legt Lamprecht dar:

„Das Entscheidende war, daß man in das Reich der primitiven Empfindungen, der ersten Reizvorgänge vordrang. Bis dahin war die Psychologie der Lyrik wesentlich in der Beschreibung der Gefühle aufgegangen, hatte also den letzten Effekt geschildert, der sich in der Seele aus der gedächtnismäßigen Summation einer Fülle vorhergegangener einzelner Empfindungen hervorbildet. Jetzt trat immer schärfer das Bestreben auf, die einzelnen Augenblicke der Entstehung dieser Gefühle zu unterscheiden und nur die Anfangsmomente aufzugreifen, also das gleichsam wiederzugeben, was vor der Formulierung im Gefühl durch die Seele gezogen war und bisher die Bewußtseinsschwelle noch nicht überschritten hatte: primitive Empfindung, nervöse Reizvorgänge."

Der nur naiv schaffende Liliencron ist übrigens auf diesem Gebiete hinter der beinahe wissenschaftlichen Selbstbeobachtungskunst späterer Dichter zurückgeblieben. Dafür ist er aber in seiner Art der Stimmungsschilderung und des Gefühlsausdruckes, vor allem durch Bilder und Vergleiche, bis zu einer seltenen Höhe emporgestiegen.

Welche Hochflut von Empfindungen, von wehen Erinnerungen an die bitterſten Stunden, da zum erſtenmale unſer Glaube an die Menſchen erſchüttert wurde, läßt er nicht in dem Bilde:

Die Haide ödet ſo leer und dumpf,
Wie das Herz, das ein Freund betrog.

über uns hereinbrechen, ohne uns jedoch — das iſt bedeutſam — die Zeit zu laſſen, daß ſich die Flut allmählich verlaufen könnte. Er wirft oft wenige Worte hin, die aber bringen uns ins Herz wie manches Wort, das wir auf der Straße im Vorbeigehen im Ohre fangen und das gerade in ſeinem aus dem Zuſammenhang Herausgeriſſenſein unſere Phantaſie beſchäftigt und unſer Gemüt erregt. Solchen Urſprung zeigt z. B. das Gedicht: „Du ſaſt ni vun min ſöte Sweſter loaten“. Dieſe pſychologiſche Erfahrung des täglichen Lebens hilft uns auch erkennen, worauf das bisweilen beengend Packende der Gedichte, insbeſondere der Balladen Liliencrons beruht. Liliencron zeichnet ſich ſchon an und für ſich durch eine gedrängte Kürze aus. Die abgehackten Sätze, die Kommandorufe des Exerzierplatzes haben nachwirkend bei ihm, namentlich in ſeinen Kriegsgedichten und in den Balladen, einen eigenartig knappen Stil hervorgebracht, der die Zeitwörter möglichſt auszuſchalten und, wo er nicht ohne ſie auskommen kann, auf die Partizipalformen zu beſchränken ſich bemüht. Die „Adjutantenritte“ haben das in dem „Siegesfeſt“:

Flatternde Fahnen
Und frohes Gedränge.
Fliegende Kränze
Und Siegesgeſänge.

bis zur vollſtändigen Beſeitigung des Prädikates getrieben. Dafür und dadurch werden dann die Subſtantiva zu einer bisweilen unerhörten Wucht aneinander gereiht, ſo daß C. Buſſe mit Recht ſolche ſubſtantivenreiche Sprache bei den Balladen als „Holzſchnittmanier“ bezeichnet hat.

In den Balladen vornehmlich zeitigt ſolche militäriſche Kürze die vorhin erwähnten Wirkungen flüchtiger, aber intenſiver pſychiſcher Reizungen. Liliencron gibt oft die Erzählung nicht in ununterbrochenem Fluſſe; er überſpringt ein oder mehrere Zwiſchenglieder zwiſchen den einzelnen Strophen und ſogar innerhalb der Strophe von Vers zu Vers. Beim Weiterleſen ſehen wir nun plötzlich, daß da ein Stück der Erzählung weggeblieben iſt; aus dem neubeſchriebenen ergänzen wir uns das Weggebliebene. Dieſe Ergänzungstätigkeit geſchieht aber nicht, indem wir von dem Gedicht ſinnend aufſchauen, ſondern während wir unwillkürlich weiterleſen. So werden Verſtand, Gefühl und Phantaſie zu einer Doppelbetätigung genötigt: einmal, das vom Dichter Geſchilderte zu erfaſſen, über das wir voller Spannung weitereilen, und zugleich das, was zurückliegt, vom Dichter aber nicht mit Worten geſchildert iſt, ergänzend mit zu durchleben. Dadurch werden aber Geiſt und Gemüt beſonders angeſtrengt. So hält uns der Dichter mit jagenden Pulſen feſt, und ſo packen uns, ohne daß wir uns darüber klar werden, gerade

diese Dichtungen am meisten durch ihre rasend vorwärts eilende Darstellung. Bisweilen ist Liliencron darin m. E. fast zu weit gegangen, z. B. in der Ballade „Die Kapelle zum finstern Stern".

Die Intensität der Stimmung steigert Liliencron instinktiv auch dadurch, daß er nicht bloß positiv beschreibt, sondern auch negativ vorgeht, d. h. er zeigt, was in dem Zustand als eine Handlung, beinahe als eine Störung auffällt. Ist dies Geschehen nun an und für sich so unbedeutend, daß wir es sonst kaum beachten würden, so macht die Hervorhebung solcher Nichtigkeit — um es grob auszudrücken — als eines Ereignisses die ganze Fülle des Zustandes recht sinnenfällig. Dieses Kunstmittel — eine Kontrastwirkung — läßt sich in der Prosa, wo man mit den Worten nicht so hauszuhalten braucht, nachdrücklicher anwenden als in der Lyrik. In der Novelle „Das Richtschwert aus Damaskus" will Liliencron z. B. die Totenstille veranschaulichen, die ein sonnenvoller Maimittag über eine Villenvorstadt ausgebreitet hat. Da schildert er nun, was allein fast als ein Erlebnis erscheint: wie in einem Landhaus der Reitknecht in Hemdsärmeln über den Hof schreitet, sich am fließenden Brunnen labt und eine träge Pfauhenne mit Händeklatschen aufscheucht. „Als er verschwunden war, wuchtete wieder die Stille überall". Unendlich häufig ist dies Kunstmittel, wenn auch in feineren Linien in seinen Gedichten angewendet, z. B.:

Es flammt der Horizont des heißen Tages.
Der Schmetterlinge Flügelschlag ist hörbar,
So still ruht Baum und Blatt im Sonnenschein.
Auf fernem Steig klingt schwach des Gärtners Harke.

Und welche Wirkungen erzielt er damit in seinen schönsten Naturschilderungen, den „Haidebildern":

Die Mittagsonne brütet auf der Haide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

* * *

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist! kaum hör ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.

Auf eines Birkenstämmchens schwanker Krone
Ruht sich ein Wanderfalke aus.
Doch schläft er nicht, von seinem leichten Throne
Augt er durchdringend scharf hinaus.

Der alte Bauer mit verhaltnem Schritte
Schleicht neben seinem Wagen Torf.
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn ins Dorf.

* * *

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang.
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

* * *

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Diese Art, Zustand durch Handlung herauszuarbeiten, ist so charakteristisch, daß man den Satz umkehrend fast die Regel aufstellen dürfte: Liliencron kennt in seinen früheren Gedichtsammlungen reine Zustandsschilderungen überhaupt nicht, sondern nur Handlung. Was als Ausnahme erscheint, in den „Adjutantenritten" etwa „Verbotene Liebe" und „Liebesnacht":

O sieh die Nacht, die wundervolle,
In ferne Länder zog der Tag.
Der Birke Zischellaub verstummte,
Sie horcht dem Nachtigallenschlag.

ist im Grunde keine Ausnahme: Wir glauben die zitternden Menschenherzen schlagen zu hören, wir **erleben** mit ihnen. Im Laufe seiner Entwicklung, wie er älter wurde, eher zur Beschaulichkeit neigend, hat Liliencron auch der reinen Zustandslyrik einen Platz eingeräumt und es dabei zu Versen gebracht, wunderſam an Wohllaut und Zartheit, wie sie z. B. die „Bunte Beute" schmücken:

Sinkende Dämmrung, der Tag geht zu Ende,
Abendrot, nur noch ein blaßrotes Band.
Still wie im Schlafe verschlungene Hände
Still wie die Wurzel im tieftiefen Land.

* * *

Sylphenumjachterte ferne Fontäne,
Rosenversunkene klangloſe Nacht;
Auf den Granatbaum, auf Quellen und Schwäne
Tüpfelt der Mond seine täuschende Pracht.

Wie wirkt in beiden Strophen die Alliteration mit, daß sie wie ein sangbares Lied anmuten! Noch häufiger findet sich bei Liliencron die Vokalmalerei. Darauf, sowie auf das feine Gefühl Liliencrons für Rhythmus gründet sich

das starke musikalische Element seiner Gedichte. Um sich seine Kunst der Veranschaulichung klar zu machen, lese man einmal laut das bekannte: „Zwei Meilen Trab." Wie glücklich die Wahl der kurzen Strophen mit dem immer gleichen dritten Verse! Bis zur Monotonie ist das Gleichmaß, das ewige Auf und Ab der Jamben durchgeführt mit einer Strenge, die Geibel und die Seinen nicht hätte übertreffen können. Dazu die Alliteration, die Vokalmalerei! „Es wippt mein Bart": der hohe Vokal i und das tiefe a, man sieht den Bart hoch- und niederfliegen. „Ich pfeif aus Flick und Flock ihm vor": man sieht den Reiter sich heben und senken. Wie wirkt das alles zusammen!

III.

Drei grüne Fleckchen hab ich doch gefunden
Im dürren Lebenssand, mich gern zu recken:
Auf nassem Hengst in Qualm und Tod und Wunden
Des Feindes Skalp am Sattel festzustecken,
Behaglich nach der Jagd mich mit den Hunden
Zum Frühstück unterm Haidbusch auszustrecken,
Geheim mit meinem Mädchen kurze Stunden
Der süßen Sünde Abgrund zu entdecken.

In dieser Siziliane gibt Liliencron die kürzeste Inhaltsangabe seiner gesamten Lyrik, man könnte sogar sagen, den Hauptinhalt seines ganzen künstlerischen Schaffens. Liliencron dichtet Erlebtes. In seinen Gedichten insbesondere gönnt er allgemeinen Weltbetrachtungen, abstrakten Gedanken und philosophischen Ideen nur ein dürftiges Unterkommen. Abstrakt schreiben ist für ihn ein Zeichen des Alters, und lebhaft beklagt er, daß der Deutsche immer nur Abstraktes wünsche: „es fehlen ihm die Sinne für konkrete Kostbarkeiten". In seinen Versen kristallisiert sich, was er tat, was er sah und fühlte, was er äußerlich und innerlich erlebt hat. Allenthalben gibt er seine impulsive herzhafte Persönlichkeit, lebt er sich unbekümmert aus:

Ist dir, Poet, von Leidenschaft das Herz
Noch übervoll
Von Lust und Leid, von Liebe, Schmach und Schmerz,
Es macht dich toll.

Allmählich doch verzehrt sich Wut und Glut,
Noch zitterst du,
Verzögert sich das aufgeregte Blut,
Du findest Ruh.

Dann wirst du wohl ein stiller Gärtner sein,
Der Rosen bricht,
Und all die Kränze, all die Kränze dein
Sind ein Gedicht.

Oft glauben wir in seinen Werken in verschiedenen Gestalten dieselbe Person zu erkennen; das erfreut uns wie ein Zusammentreffen mit alten Bekannten.

So erinnert uns das Gedicht „Ein Geheimnis“ alsbald an Breide Hummelsbüttel und seinen kleinen Sohn Breide, den ihm die Korbmacherstochter in der Waldkathe Schierhagen geschenkt. So bringen wir die Haidehanne sofort zusammen mit Lena Bank, der hübschen glutäugigen Zigeunerstochter („Breide Hummelsbüttel“). Später erscheint die Haidehanne als eine Oberbayerin und erinnert uns an das schwarze Katherl aus Partenkirchen („Die Schnecke“). —

In erster Linie ist der Lyriker Liliencron Offizier. Kriegserinnerungen haben ihm, wie wir noch sehen werden, das erste Gedicht in die Feder gezwungen. Er schildert uns die Hochgefühle und die Leiden des Krieges. Und mit welcher Meisterschaft! In seinen Schlachtenbildern steigert sich die Plastik der Darstellung zu einer fast beispiellosen, packenden Gewalt. Ob wir wollen oder nicht, er reißt uns mit fort, wenn seine roten Husaren vorgebeugten Leibes in todbringender Karrière in den Feind fegen. Mit verhaltenem Atem folgen wir ihm in den wütenden Kampf, in den quirlenden, qualmenden Höllenschlund:

In dickem Staub und Sonnenglut
Mann gegen Mann in Haus und Garten,
Um Knick und Mauer, Dach und Scharten,
. . . . . in Pulverdampf,
Kommandoruf und Roßgestampf,
Durch Trommelwirbel, Hörnerschall,
Durch Mordgeheul und Donnerknall.

Wir hören den Jubel der Sieger, wir hören aber auch den letzten Seufzer der Verschmachtenden, wir schauen das unaufhaltsam rinnende Herzblut der rettungslos sich Verblutenden. Und durch alle Lieder klingt ein freudiger Opfermut für sein großes heißgeliebtes „keusches, heiliges Vaterland“.

Liliencron ist durch und durch deutsch. In immer neuen Variationen singt er die Liebe zu seinem Vaterland, zu dem Lande seiner Muttersprache, zu deutschem Stamm und deutscher Art. Der vom Sturm des Ozeans geschlagene Heimatlose, dem nur die Möve ein trauriges Geleite gibt, klagt:

Als gestern ich im Abschiedszorn
Voll Schmerz den Lindenzweig gerüttelt,
Als ich den Rebhahn hört im Korn,
Es hat ein Fieber mich geschüttelt.

In fremdem Erdteil träumt er sich zurück in seine Heimat, der der hochkreisende Adler seine heißen Grüße senden möge:

Der Abend will das Hüttendach behüten,
Wie ruhelos im Dorf die Schwalbe zieht,
Die Kinder lärmen und in Apfelblüten
Singt eine Drossel noch ihr einfach Lied.

Die Bauern hängen schläfrig auf den Pferden,
Still heimwärts kehrend vom gewohnten Pflug.
In Wiesentiefen dampft es aus der Erden,
Und über ihnen schwimmt ein Kranichzug.

Am Ende aber hat auch er sich mit der Ehe zurecht gefunden und dabei die Erkenntnis gewonnen, daß es in all dem Unerquicklichen des Lebens kein tieferes Glück gebe als eine glückliche Ehe:

Nichts weiß ich heiliger in allen Landen
Als das Genügen einer treuen Ehe,
Wenn Mann und Frau mit immer sichern Banden,
Bis eines stirbt, durch Glück vereint und Wehe,
Nach schwerer Tagesfahrt am Bettchen landen
Des Lieblings, daß ihm nachts kein Leid geschehe;
Ein Lichtkreis ist's, wo Kirchenkerzen brennen,
Wenn Mann und Frau nichts stören kann, nichts trennen.

Das Glück der Ehe spiegelt sich auch in seinen reizenden Kinderliedern wieder mit ihrem Humor, mit ihrer Innigkeit, mit ihrer drolligen Grazie und ihrem köstlichen Geplauder. Liliencrons Humor ist herzerquickend. Er ist bald vornehm fein, bald ausgelassen wie aus der Kommersstimmung der Gaudeamuslieder heraus, bald auch salopp-barock: „Wer Humor hat, darf dem Schicksal danken, er bringt ihn über manche Stunde weg, die unerträglich sonst zu leben wäre."

IV.

Zu Erinnerung und Erlebnis, wie sie sich für uns in den Begriffen Krieg, Natur und Liebe konzentrieren, gesellt sich noch Traum und Phantasie. Ich kenne keinen Dichter, der in seinem künstlerischen Schaffen so naiv ist wie v. Liliencron, keinen, der so wie Liliencron, fern von aller Reflexion über Wesen und Technik seiner Kunst, rein aus dem Impulse seines schöpferischen Dranges heraus, rein instinktiv schafft. Ich habe ihn wiederholt gefragt, wie er heute zurückblickend seine künstlerische Entwicklung beurteile, was er einst und jetzt für die Ziele und das Wesen seiner Kunst gehalten habe und halte, und ohne Verlegenheit hat er mir, sich in das Reich des Scherzes flüchtend, geantwortet: „Ich habe nie darüber nachgedacht. Pferdehandel und (zuweilen natürlich nur) Sitzen mit Zigeunern, Bauern usw. in den Wald- und Wegkneipen steht mir höher als Versemachen. Dies Versemachen scheint mir überhaupt recht ordinär zu sein, aber der Bien muhhhß".

In zwei Feldzügen zum Manne gereift, fängt er in der Mitte der 30er Jahre an, Gedichte niederzuschreiben. Sind das wirklich seine ersten Gedichte gewesen? Ich meine, der Knabe, der ledig des Schulzwanges durch Feld und Holz streifte und sich seinen Träumereien überließ, der schuf in diesen Träumereien seine ersten Dichtungen, und der junge Offizier, der 1866 und 70/71 vor Kampfbegierde brennend des Befehles zum Angriff harrte, der am knisternden Bivouakfeuer beim Becherklirren sich von seinen Träumereien forttragen ließ, der erlebte alles, was an Eindrücken und Gefühlen auf ihn einstürmte, schon als eine Dichtung, und es war nur eine Frage der Zeit, wann einmal in dem Strudel eines lebensfrohen Daseins, in den er sich nimmermüde stürzte, die hochgespannte poetische Erregung sich entladen würde. Das geschah denn auch, als er nach

Ein Ringlein schenk ich nicht an Dich,
Das bindet uns für ewiglich,
Das zwängt den Nacken mir wie Blei,
Bin nicht mehr selbstherrlich und frei,
Und rechne zu den Toren,
Und bin für mich verloren.

Solange er aber seine Freiheit noch hat, dieser trotzige eigenwillige Freiherr, ruft er begeistert:

Der Himmel auf Erden
Das Weib ist er mir!

Mit einer seit Goethe wohl unerhörten Aufrichtigkeit schildert er uns alle seine Liebesabenteuer, vom ersten kindlichen Stelldichein an:

Ich habe mir die Stoffe gewählt,
Die mir gefallen, ich schrieb mir vom Herzen
Jubel und Jauchzen, Leid und Schmerzen.
Ich zitterte in Himmelslust,
Sank ich der Liebsten an die Brust.
Und hatt' ich eine Gunst genossen,
Ist Tinte alsbald meiner Feder entflossen.

Hier charakterisiert sich Liliencron selbst mehr als den Dichter des Erlebens und Genießens denn des Erträumens und Ersehnens.

Jauchzender Sieg und freudiger Genuß klingt durch seine Lieder. Die frohe Erregung der Erwartung, die Ungeduld und Unruhe des Wartenlassens, das verschwiegene Glück des Stelldicheins, das fröhliche Treiben bei Tanz und Spiel, die liebesselige Heimkehr vom Balle wie vom schlichten Dorftanze, kurz, alles Glück und alle Seligkeit der Liebe lebt in Liliencrons Gedichten. Doch kennt auch er die jedem Trost unzugängliche Verzweiflung der Entsagung, die Qualen der Eifersucht, die zum Verbrecher machen kann, und alle die andern Leiden der Liebe, „die vieltausendmal, hält Venus wägend in der Hand die Wage, der Liebe Lust schwerlastend niederdrücken":

Wir standen gestern unter Frühlingsbäumen
Im Blütenblätterfall, der niederbrach,
Du lehntest weinend dich an meine Schulter,
Als bebend ich das letzte Wort dir sprach.

Ich taumelte, wie trunken, hin nach Hause,
Du gingst zurück, wohin die Pflicht dich rief.
Und lautlos schrien wir nächtens unsre Namen,
Ersehnten Herz an Herz und keines schlief.

Und käme heut der treuste meiner Freunde,
Um mich zu trösten. Gehe, bät ich, geh,
Laß mich allein, mir graut vor deinem Balsam,
Was hilft dein Verslein für die wilde See!

Wie sich Liliencron persönlicher gibt, zeigt ein Vergleich der in den Adjutantenritten und der in den beiden folgenden Gedichtbänden behandelten Stoffe und der Art, wie er seine eigene, rein persönliche Empfindungs- und Gedankenwelt in beiden darlegt. Dort überwiegt das äußere Geschehnis, das allgemein menschliche Erleben, hier fällt uns mehr das Individuellere auf, das Selbstbekenntnis, das intimere Sichaussprechen über sich selbst. In den Adjutantenritten finden wir vor allem die Kriegsgedichte und die Balladen aus der Geschichte seines engeren Vaterlandes und aus anderen Gebieten, dazu Naturschilderungen und anderes mehr, im Grunde aber alles nur Erlebtes und Erschautes, bei dem uns, der das erlebt und geschaut hat, zwar nahe kommt, doch ohne eine tiefere persönliche Vertrautheit. Sie bieten nur das äußere Erleben in seinen Höhepunkten, den Wiederhall des Gewaltigen, das er durchlebt. Das trifft selbst für die Balladen zu, hat ihn doch Geschichte von jeher mit schlagendem Herzen festgehalten. So wird das, was er geschichtlich schaut, in seiner flammenden Phantasie zum eigenen Miterleben. Ähnlich, wenn die Größe der Natur ihn überwältigt.

In dem späteren Stadium tritt ein mehr freiwilliges Aussprechen hinzu, ein Plaudern über sich selbst, über seine Auffassung von Welt und Menschen. Da finden wir in den „Gedichten" die Apostrophen an Goethe, Kleist, Storm, Mörike, Keller, C. F. Meyer, Böcklin usw., dann jenen zum teil weniger erquicklichen Cyklus von Aufrichtigkeiten, in denen Liliencron seiner Empörung über die unwürdige Stellung des deutschen Dichters in immer neuen Variationen Ausdruck leiht, bis er schließlich im „Haidegänger", seiner umfassendsten poetischen Selbstcharakterisierung, im Zusammenhang seine Ansichten über die Menschen und das Leben entwickelt, Einkehr und Abrechnung mit sich selbst, mit seinem ganzen Leben hält. Auffallend und doch wieder psychologisch erklärlich aus dem Bedürfnis, sich auszusprechen, ist die Zunahme der Gedichte ohne Reim und das unverhältnismäßige Anwachsen der freien Rhythmen, die mitunter der Prosa störend nahe kommen.

Selbst in den Liebesgedichten ist der Liliencron der Adjutantenritte bei aller Offenherzigkeit weit mehr zurückhaltend. Noch verschweigt er manches Holde, noch lüftet er den letzten Schleier nicht. In den „Gedichten" und dem „Haidegänger" aber enthüllt er in rückhaltlosen Beichten seine geheimsten Empfindungen, er schildert, wie die Sehnsucht krank macht, er schildert die Erregung seines Blutes, wie sie sich geherzt und umschlungen, bis zum letzten restlosen Genießen:

Sie will nicht und sie muß, sie muß
Und bringt mir ihre süße Fülle
Und bringt sie mir in Glut und Kuß,

und er offenbart dabei eine Kühnheit und zugleich eine dichterische Größe in dem freudigen Bekenntnis des Sinnengenusses, wie es seit Goethes Zeiten kein noch so Großer mehr getan.

In diesem zweiten Stadium nimmt ein neues Element einen breiteren Platz ein, das bestimmt ist, ein wenig später noch sogar herrschend mit in den

Vordergrund zu treten: Das freie Walten der Phantasie, das wir vor allem mit dem Namen „Poggfred" kennzeichnen. Die Phantasie verklärt nunmehr nicht bloß Erlebtes, nein, sie errichtet jetzt auch selbst hochragende Gebäude. Das ist es wohl, was man Liliencron vorgeworfen als eine unvorbereitete Umschwenkung zu Dehmel, in das Lager der Phantastik, des Symbolistischen und Mystischen. In Wahrheit aber liegen die Anfänge auch dieser Neigung zum Phantastisch-Symbolistischen schon in den Adjutantenritten. Ich erinnere bloß an die Siciliane „Sphinx in Rosen". Freilich treten sie dort ganz zurück vor der Fülle die Seele erregender Erlebnisse. Wie aber mit den Jahren der Überschwang sich mäßigt, wie er ernster und beschaulicher wird, nicht mehr bloß „gaukelnd von Holdchen zu Holdchen", sondern „zusammengerafft, klarer, denkender, der gefüllten Ähre unvergleichliche Wichtigkeit erkennend", läßt er auch leichter den Träumen in den Zügeln nach, läßt er sie einbiegen in die Gebiete seiner dichterischen Produktion. Wenn er auf stillen Wegen durch die Felder schlendert, bald Brombeeren pflückend, bald das bunte Farbenspiel eines Schmetterlings bewundernd, verfällt er in Sinnen und Grübeln, in Betrachtungen und Träumereien, was dies und jenes wohl zu bedeuten habe, wie wohl für manches Rätsel des menschlichen Lebens die Lösung laute, und solchen Träumereien leiht die Phantasie ein neues buntes Gewand. Ich denke an „Das Glück" in den „Gedichten" mit seiner hohen Botschaft Gottes: „Das Glück zu haschen, ist der Menschen Sache", ich denke an einzelne Teile in „Sommernachtstunden", „Waldgang", „Kleine Reise". Immer freier wird das Spiel seiner Träume, immer schöpferischer seine Phantasie. Schon erbaut sie „Die Sündenburg" auf den senkrechten Schroffen des vierkantigen Felsens,

Und Turm auf Türmen und Terrassen
Und Loggien, Hallen, Säulengassen,
Zugbrücken, Grotten, Gärten schweben
Und weben ein phantastisch Leben.

die Märchenburg, in der sich, wenn auch nur für kurze Stunden, alle sündhaften Gedanken des Menschenherzens austoben dürfen, und am Ende führt die Phantasie den Dichter als König auf den Aldebaran, auf den märchenschönen, roten Stern, wo er dem stolzen Weibe, das einst sein scheues Werben verlacht hat, gebietet. Was schadet es, wenn die Phantasie auch einmal, wie in den „Zwei Welten", zu einer dunklen, schwerverständlichen Phantastik wird? Wer darf, seitdem Goethe unter allen Unsterblichen den höchsten Preis der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde, der Phantasie gegeben hat, rechten, wie weit ein Dichter der Phantasie dienen darf? Ist sie es doch vornehmlich, die den Dichter über uns hinaushebt! Das möge der nicht vergessen, der neben den kraftgenialen, neben den unsagbar zarten Schilderungen des Erlebten die wunderbaren Phantasiestücke der späteren Dichtungen Liliencrons, vor allem des „Poggfred", genießt! Ganz aus der Phantasie allein, am Schreibtisch, sind sie nicht entstanden. „Das kann ich sagen," schrieb er mir vor Jahren, „daß

kein Gedicht usw. von mir ohne erlebten Hintergrund geschrieben ist. Dann freilich kommt die Phantasie hinzu." Das dürfen wir glauben, auch da, wo wir nicht zu erkennen vermögen, welcher Art das Erlebnis, die Anregung war. Bisweilen hat die Anregung vielleicht nur in dem Bericht eines Geschichtsschreibers bestanden, der Bericht selbst aber wirkte in seiner Künstlerseele wie ein eigenes Erlebnis. So wissen wir, daß sein schönes Gedicht „Die Rache der Najaden" durch eine Notiz in Neocorus „Chronik des Landes Dithmarschen" angeregt worden ist. Die „Sündenburg" durch ein Gemälde Böcklins?

Es ist in dieser Entwicklungskette psychologisch einleuchtend, daß in Liliencron beim Hinüberschreiten in das fünfte Jahrzehnt seines Lebens die großen poetischen Erschütterungen, die ihm einst die Feder in die Hand gedrückt hatten, daß die aus bebender Seele geborenen Gedichte seltener werden und daß neben ihnen die Äußerungen auf weniger starke Reize, das Lauschen auf die Stimmen des eigenen Innern, ernste Betrachtungen, Ideen, Phantasien und Visionen einen immer breiteren Raum einnehmen. Nicht ein Zufall erscheint es mir, daß Liliencron in diesem Stadium die „Neuen Gedichte" Gustav Falke gewidmet hat. Charakteristisch ist z. B. die große Rolle, die jetzt der Tod (auch der Kirchhof) in den Gedichten spielt. Ist doch das Thema Tod eines der Lieblingsmotive Falke's („Mynheer der Tod").

Aber aller ernsten Betrachtungen und Bilder wird der Dichter immer wieder Herr. Mit nimmermüder Sinnenkraft stürzt er sich wieder in das frische, fröhliche Leben, nicht in das inhaltlose öde Einerlei des Philisters, noch immer klammert er sich mit sehnenden Organen an die Liebe:

Küsse mich, küsse mich, denk' nicht ans Sterben,
Noch ist mit Rosen die Welt überdacht,
Heimlich beschützt uns vor Dorn und Verderben,
Heimlich und huldvoll die herrlichste Nacht.

In Liliencrons Gedichten bleiben ja, wie liebevoll er auch im Fortschreiten seiner Entwicklung früher wenig beachtete Gebiete bebaue, doch alle die Blumenbeete in Blüte, denen er einst seine Sorgfalt allein gewidmet. So finden wir noch in der „Bunten Beute" neben den pracht- und farbenfrohen Phantasiegemälden im „Aufschwung" mit seinem symbolistischen Ausklang, neben dem Tod in „Zwei Sensen" den köstlichen gaudeamus-artigen Humor der „Ballade in A-dur", die dramatisch wuchtige Ballade „Der Zug zum finstern Stern", das herzlich schlichte „Ein Tag aus dem Leben des kleinen Herrn Wulff", das stimmungs- und sehnsuchtsvolle Naturbild „Märztag", das Liebeslied „Heimgang in der Frühe", und am Ende des Bandes ruft er wieder wie einst: „Hurra, das Leben!" Auffallend erscheint mir an dem letzten Gedichtband das Zurücktreten der Selbstbekenntnisse, wir können zwanzig Seiten hintereinander lesen, ohne ein einziges Ichgedicht zu finden. Schon in den „Nebel und Sonne" hinzugefügten neuen Gedichten glaubte ich die Ansätze zu einem neuen Entwicklungsstadium zu erkennen, in Gedichten wie „Das taubstumme Kind", „Lotterielos" und anderen.

Diese Erwartung sah ich in der „Bunten Beute“ nicht enttäuscht. Die Tragweite dieser Erscheinung wird aber wohl erst die Zukunft zeigen. Fließt doch in Liliencron nach langen Jahren geringer Fruchtbarkeit infolge der bittersten Sorge ums tägliche Brot jetzt wieder der Strom der Poesie so stark wie nur je in seinen besten Jahren, hat er doch den Gedichten der „Bunten Beute“ eine große Reihe neuer, meist Balladen folgen lassen, die uns erst mit der Aufnahme in die gesammelten Werke bekannt werden sollen, und die Flutwelle ist noch immer nicht wieder weggezogen.

V.

Wir schreiten zu,
Mit kräftigem Schritt,
Blutlebendig, lebenbeglückt.
Leben, hurra!

Wer kann sagen, ein Dichter habe die und die Töne auf seiner Laute? Weckt nicht vielmehr sein Spiel nur an den Saiten meiner Seele die Töne, die schlafend da harrten, daß Einer sie riefe, mitzuklingen? So lange die Herzen nicht gleichgestimmt, nicht gleich empfänglich sind, wird darum das Urteil über den Wert künstlerischer Schöpfungen verschieden sein: „Wirkliche, wahre, echte Poesie zu empfinden, ist immer nur sehr wenigen gegeben.“

Ich bin mir wohl bewußt, daß Liliencrons Werke, insbesondere auch die einzelnen Gedichte unter einander nicht auf gleicher Höhe stehen. Wie wir aber bei Menschen, die wir lieben und verehren, auch ihre gelegentlichen kleinen Schwächen gern nachsehen, so nehme ich bei Liliencron auch gelegentliche poetische Entgleisungen lächelnd mit in den Kauf. Die Größe seiner Kunst zeigt sich ja eben darin, daß uns ihre überwältigende Schönheit und die vertrauensfreudige Ehrlichkeit mit unserem Herzen für Liliencron gewinnen. Wenn ich dann einmal eine Stelle finde, die mir weder sonderlich tief noch originell erscheint, so ziehe ich nicht ein enttäuschtes Gesicht, als hätte ich hohen Offenbarungen zu lauschen gewünscht, sondern ich nehme sie hin, als säße ich gemütlich plaudernd mit dem Dichter zusammen. Wenn uns ein Künstler seine Schöpfungen darbringt, so schenkt er uns sein Vertrauen; noblesse oblige. Soll er da nicht erwarten dürfen, daß wir ihm nicht kühl ablehnend gegenübertreten, sondern ihm mit einigem guten Willen auch entgegenkommen?

Mein Ziel war allein, auf eine Höhe zu führen, zu deren Füßen das Reich sich dehnt, in dem Detlev v. Liliencron sein goldleuchtendes Szepter schwingt, ein wenig zu berichten von der Geschichte, von dem Reichtum des Landes. Es bleibt mir nur übrig, mit der Bitte zu schließen: Kehrt nicht um an den Grenzen des Landes! Kehrt ein in dem Reiche der Freude und der Kraft, in dem Reiche der Lebensfreude! Denn mich dünkt, daß gerade uns schwerfälligen Deutschen, die — wie Liliencron bemerkt — selbst ihre Späße mit entsetzlichem Ernste machen, eine Mahnung zu Frohsinn und Heiterkeit oft

genug not tut. Und Lebensfreude und Lebensgenuß sind ebenso berechtigt wie notwendig, so lange sie der Arbeitsamkeit und der sittlichen Tüchtigkeit nicht Abbruch tun.

In solchem Geiste richtet Liliencron unablässig die Bitte an die Sterne:

„Daß ich ein guter edler Mensch werde,
Daß ich dem Nachbar helfe, wo ich kann,
Daß ich ein frisches Herz behalte,
Ein fröhliches!
Trotz allem Drang und Druck der Erde!“

Stapellauf.

Du trägst des Großherrn von Deutschland Namen,
Gleite hinein in die salzene Flut,
Losgelöst aus Riegel und Rahmen,
Frei wie der Fisch und wie Adlerblut.
Stürze und stoße und stampfe die Wellen,
Die dich, du Schwimmfels, umspülen, umquellen,
Daß deine Wucht wie die Wiege ruht.

Deutscher Kaiser, Wilhelm der Zweite,
Der du als Erster dein Volk gewandt
Auf des Ozeans Breite und Weite,
Daß es die Fernen enger umspannt.
Sei dir gedankt dein entschlossener Wille,
Der in Lärm wie Gedankenstille
Die Völker verfriedet von Land zu Land.

Hat der Teifun dich ins Chaos gezogen,
Renner der See, getrotzt in den Kampf!
Fest sind die Rippen, ein Erzring, gebogen;
Trotze und siege im wüsten Gestampf!
Treu stehn Mannschaft und Offiziere,
Und oben steht eisern im schmalen Reviere
Der Commodore in Gischt und Dampf.

Bald bricht die Sonne durch sanftes Gekräusel,
Es blitzt und glitzert das heilige Meer.
Wie der Delphin im Brisengekräusel,
Ziehst du zielsicher fernhin und fernher.
Hoch deinen Erbauern, den kühnen Erkundern,
Deinen Erfindern von technischen Wundern,
Mächtiger Mittler im Weltverkehr.

Hoch aller Arbeit, die rastlos gehämmert
All deine Herrlichkeit, all deine Pracht,
Die sich am Platz schon, wenn es noch dämmert,
Den Schweiß erst trocknet in sinkender Nacht.
Bring Glück, bring Segen, das sei dir beschieden,
Bring unsern Ufern Freude und Frieden,
Fröhliche Menschen und fröhliche Fracht.

Aus: Bunte Beute von Detlev von Liliencron. Dritte Auflage. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen in Preußen.

Von

H. Keller.

Von jeher haben die preußischen Herrscher die Pflege der Wasserwirtschaft als eine der wichtigsten Aufgaben für die Hebung der Wohlfahrt des Landes erkannt. Besonders zielbewußt ging hierbei Friedrich der Große vor, dessen Vater in siebenjähriger Arbeit das Rhin- und Havelbruch hatte trocken legen lassen, die Baupläne des noch größeren Werkes der Urbarmachung des Oderbruches aber mit dem Vermerke versah: „Für meinen Sohn Friedrich." Nur im obersten Teile seit 1717 notdürftig gegen Hochwasser geschützt, war das gesamte Bruchland von Zellin bis Oderberg und Schwedt „eine morastige Wüstenei, wo zwischen Buschwerk und Röhricht nur Wild und Sumpfvögel hausten". Gleich nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges begann Friedrich der Große das ihm anvertraute Vermächtnis mit Feuereifer in die Tat umzusetzen, obgleich die Bewohner der alten Bruchdörfer flehentlich um Erhaltung des bisherigen Zustandes baten und aus der Trockenlegung ihren „ohnfehlbar entspringenden Untergang" erwarteten. Mit Recht sprach der weitblickende König später von „einer Provinz, welche er im Frieden erobert, welche die Betriebsamkeit der Dummheit und Trägheit abgerungen habe". Gleichzeitig mit jenem Werke, das diese umfangreiche Niederung den Überschwemmungen entzog und das Hochwasser der Oder bekämpfte, stellte der an alles denkende Fürst den im dreißigjährigen Kriege gänzlich verfallenen und größtenteils verschwundenen Finowkanal als Wasserstraße von der Havel zur Oder wieder her. „Eine königliche Verordnung von 1751 führte im folgenden Jahre zu einem Ausgleich zwischen Stettin, Frankfurt, Breslau, Berlin und Magdeburg, der den zweihundertjährigen Stapelkrieg friedlich beendete." (Reinhold Koser, „König Friedrich der Große", Band I S. 442.)

Unwillkürlich drängt sich beim Hinblick auf die wasserwirtschaftlichen Leistungen des 18. Jahrhunderts in der Mark Brandenburg und im Magdeburgischen, in Schlesien und Pommern, in Ostpreußen und den

ehemals polnischen Landesteilen, ja sogar in den preußischen Nebenländern an der Weser und am Rhein ein Vergleich auf mit den großzügigen Plänen, die gegenwärtig auf der Tagesordnung des preußischen Landtags stehen. Ähnlich wie nach dem zweiten schlesischen Kriege der Kampf gegen das Hochwasser, die Verbesserung der Vorflut des Sumpflandes und die Herstellung eines Schiffahrtsweges zur Förderung von Handel und Gewerbe im märkischen Stammlande aufgenommen wurden, geschah dies auch nach der ersten Teilung Polens im Netzegebiet und durch den Bromberger Kanal zwischen Weichsel und Netze. In gleicher Weise sind auch jetzt wieder Aufgaben verschiedener Art zur Lösung gestellt, die trotz ihrer Verschiedenartigkeit engen Zusammenhang besitzen und dasselbe Endziel verfolgen in bezug auf die Hebung der Landeswohlfahrt. Teilweise handelt es sich jetzt wieder um jene Gewässer und Landesteile, die früher bereits Gegenstand der Fürsorge gewesen sind, weil das ehemals Geschaffene (trotz vielfacher Änderungen und Verbesserungen in der Zwischenzeit) den Bedürfnissen der Gegenwart und nächsten Zukunft nicht mehr genügt. Zum anderen Teile haben sich aus den Fortschritten, die in anderthalb Jahrhunderten das gesamte Erwerbsleben gemacht hat, mancherlei Zustände ergeben, die früher Erträgliches jetzt unerträglich erscheinen lassen, und der Schatten macht sich um so dunkler geltend, je heller das Licht strahlt. Schließlich ist im Wettstreite der Völker und Staaten ein jedes Volk, ein jeder Staat darauf angewiesen, neben dem Schutze gegen das Wasser seine Nutzung nicht zu vergessen und es sich dienstbar zu machen für Zwecke der Landwirtschaft und Gewinnung von Wasserkraft, für sonstige gewerbliche Zwecke und für den Verkehr. Denn die im 19. Jahrhundert mächtig entwickelten Eisenbahnen machen die Wasserstraßen keineswegs überflüssig, sondern bedürfen ihrer Unterstützung, um sich bei der Beförderung von Massengütern zu entlasten, die sie nicht zu genügend billigen Frachtsätzen befördern können.

Als in den fünfziger bis siebziger Jahren die anfangs vereinzelt angelegten Eisenbahnlinien zu einem enger und enger werdenden Netze geschlossen wurden, wollte es eine Zeit lang scheinen, als habe das letzte Stündlein der deutschen Binnenschiffahrt geschlagen. Im Gegensatze zu England und Frankreich, wo natürliche und politische Bedingungen den künstlichen Wasserstraßen, den Kanälen und kanalisierten Flüssen die erste Rolle beim Binnenschiffsverkehr verschafft hatten, waren in Deutschland die Flüsse wichtigste Träger dieses Verkehrs. Auch die zwischen Elbe, Oder, Weichsel, Pregel und Memelstrom vorhandenen, teilweise künstlichen Wasserstraßen wurden nicht mit eigenen Kanalschiffen befahren, wie dies

in Frankreich geschah und noch geschieht, sondern mit Flußschiffen von angemessener Bauart. Länge und Breite dieser Kähne war durch die Größe der Schleusen in den künstlich hergestellten Verbindungsstrecken bedingt, der Tiefgang dagegen hauptsächlich durch die in der Trockenzeit geringe Fahrtiefe der schiffbaren Ströme und Flüsse. Bei niedrigen Wasserständen ging daher die ohnehin nicht bedeutende Ladefähigkeit auf ein sehr geringes Maß herab, wenn die Kähne nur mit kleinen Bruchteilen ihrer Vollladung fahren konnten, um nicht auf jeder der zahllosen schlechten Stellen der Stromrinne sitzen zu bleiben. Indessen brachte die Schiffahrt genügenden Verdienst, solange die Frachtsätze reichlich hoch blieben, immer noch niedriger als auf den Landstraßen, die im Anfang des letzten Jahrhunderts mit seltenen Ausnahmen jämmerliche Beschaffenheit aufwiesen.

Nur der Umstand, daß der Landverkehr schlechter, kostspieliger und unsicherer als der Wasserverkehr war, macht es begreiflich, daß in früheren Zeiten die Binnenschiffahrt mit kleinen Kähnen trotz des teueren Betriebes und trotz hoher Abgaben an vielen Zollstätten nicht nur auf unseren Strömen ausgeübt werden konnte, sondern auch auf einer großen Reihe von Flüssen, die längst nicht mehr schiffbar sind[1]). Die Oder war der erste deutsche Strom, der durch die erzwungene Beseitigung der kursächsischen Zollstätte und die Aufhebung der Stapelrechte frei von Abgaben und Erschwernissen des Verkehrs gemacht wurde, denen keine Leistung für die Verbesserung der Schiffbarkeit gegenüberstand. Auch nach Errichtung des deutschen Bundes dauerte es noch lange Zeit, bis die durch besondere Schiffahrtsakten festgesetzte Aufhebung der Schiffahrtszölle von den beteiligten Staaten vollständig durchgeführt wurde. Es würde zu weit gehen, die Drangsale näher zu schildern, denen außerdem noch der Wasserverkehr unterworfen war. Nur sei angedeutet, daß vielfach Mühlenwehre den Schiffahrtsweg sperrten, deren Gefälle mit einfachen Schiffsdurchlässen nach Art der Floßrinnen unter Gefahren für Ladung und Leben überwunden werden mußte. An anderen Orten boten die Stromschnellen, das „wilde Gefähr" zwischen Felsklippen und Geröllbänken, die in der Fahrrinne liegenden Steine und Baumstämme schlimme Hindernisse, oft auch Ursachen des Untergangs von Schiffer und Kahn. Sogar der Rhein,

[1]) Welche Ausdehnung das Zoll- und Abgabenwesen angenommen hatte, läßt sich daraus ersehen, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an der Weser von Münden bis Bremen 22 Zollstätten bestanden. Ebenso hoch wie die Zölle waren die sonstigen Abgaben in Gestalt von Zugklappen-, Kommandanten-, Fährlinien-, Bollwerks-, Zeichen-, Treibgeldern usw.

unser wasserreichster und stolzester Strom, ließ sich wegen seines schwierigen Fahrwassers nur mit Schiffen von geringer Tragfähigkeit befahren.

Als man im 18. Jahrhundert mit Änderungen an den Strömen begann, herrschte die Meinung vor, die zu vielen Mißständen führenden Krümmungen und scharfen Windungen des Stromlaufs seien vor allem durch Begradigung tunlichst zu beseitigen. In dieser Weise ist unter Friedrich dem Großen die Oder mit zahlreichen Durchstichen bis zur pommerschen Grenze um fast ein Viertel ihrer früheren Länge verkürzt worden. Leider geschah dies aus Mangel an Geldmitteln in planloser Weise durch Herstellung schmaler Gräben, denen der Strom nicht immer folgte, und ohne gehörige Befestigung der Ufer. Ihre Ausbildung ging daher nicht in erwünschter Art vor sich, zumal man keine Sorge dafür trug, daß das neue Bett nach der Tiefe, nicht aber nach der Breite seinen Querschnitt vermehrte. Die Verwilderung des Strombettes wurde deshalb selten beseitigt, oft sogar noch gesteigert. Gleiche Erscheinungen, teilweise mit noch übleren Folgen, hat die übermäßige Begradigung der Ströme in anderen Ländern herbeigeführt. In Preußen erkannte man bald, daß auf diesem Wege nicht weiter gegangen werden dürfe. Unter der Führung von Eytelwein und Günther wurden daher nach den Freiheitskriegen andere Grundsätze beim Ausbau der Ströme zur Anwendung gebracht, die in einer Niederschrift vom 7. Juli 1819 dargelegt sind. Sie setzten als bekannt voraus, „daß die Oder durch die Durchstechung eines großen Teiles ihrer Krümmungen beträchtlich verkürzt ist und durch die sehr vernachlässigte Erhaltung ihrer Ufer an vielen Stellen eine übermäßige Breite erhalten hat. Die zweifache Eigenschaft, die der Strom haben soll, das große Wasser, soweit es nach den bekannten Fluten möglich ist, ohne Nachteil abzuführen, bei niedrigem Wasser dagegen sich in einer die Schiffahrt erleichternden Tiefe zu erhalten, befindet sich dadurch in einem gegenseitigen Mißverhältnis. Dies zu heben ist Zweck der Stromregulierung." Die Herstellung eines einheitlichen, in sanften Krümmungen zu führenden Stromschlauchs sollte durch Einschränkung mit Buhnen und Pflanzungen bewirkt werden und bessere Abflußverhältnisse bei gewöhnlichen Wasserständen erzielen „sowohl für die Beförderung der Landeskultur als des inneren Verkehrs". Gleiche Sorgfalt wollte man dem Hochwasserbett zuwenden. „Den Abfluß der Hochwässer so wenig als möglich zu beschränken, ist eine wesentliche und unerläßliche Bedingung. Alles, was das gegenwärtig vorhandene Inundationsprofil wesentlich beeinträchtigen könnte, muß demnach vermieden, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit vielmehr Bedacht darauf genommen werden, die an mehreren

Stellen vorhandenen Stromengen für das Hochwasser angemessen zu erweitern. Ebenso ist darauf zu halten, daß das dem Ufer zu nahe stehende Holz den Uferordnungen gemäß in der festgesetzten Entfernung abgeräumt und in den Werdern, Außen- und Vorländern dergleichen hohes Holz gar nicht geduldet werde."

Während die für den Ausbau des eigentlichen Stromschlauchs aufgestellten Grundsätze seit 1819 mit den jeweilig verfügbaren, erst seit den siebziger Jahren reichlich zugemessenen Geldmitteln durchgeführt worden sind, haben die Grundsätze für die Ausbildung des Hochwasserbettes keine Nachfolge gefunden. In der Hauptsache stimmen sie überein mit den neuerdings vom Wasserausschuß für die Verbesserung der Hochwasserverhältnisse empfohlenen Maßnahmen, über die wir im Dezemberhefte des III. Jahrganges d. Bl. berichtet haben („Abermals gegen die Wassersnot" S. 391 ff.). Erst jetzt sollen die damaligen Ratschläge Verwirklichung finden nach dem Gesetzentwurfe über Maßnahmen zur Regelung der Hochwasser-, Deich- und Vorflutverhältnisse an der oberen und mittleren Oder. Die Gesamtkosten sind auf 60 Millionen Mark veranschlagt mit Einschluß von 14 Millionen für die Vorflutverbesserung an der unteren Oder von Küstrin bis Raduhn. In engem Zusammenhange hiermit steht der erste Abschnitt des Gesetzentwurfes über die Verbesserung der Vorflut in der unteren Oder, Havel und Spree, wonach nahezu 47 Millionen Mark für die geregelte Abführung des Hochwassers der Oder unterhalb Raduhn und die ausgiebige Entwässerung der Niederungen an der unteren Oder aufgewandt werden sollen („Abermals gegen die Wassersnot" S. 388). Ähnliche Mißstände wie hier haben sich in den gefällarmen Tälern der Spree und der unteren Havel ausgebildet, in denen das nach starken Niederschlägen oder rascher Schneeschmelze aus dem gebirgigen Quellgebiete der Spree gewaltsam abfließende Hochwasser Ausuferungen von vielwöchentlicher Dauer verursacht. Die im zweiten und dritten Abschnitt des letztgenannten Gesetzentwurfes behandelten Kostenanschläge für die Verbesserung der Vorflut- und Schiffahrtsverhältnisse in der unteren Havel und den Ausbau der Spree von der sächsischen Grenze abwärts betragen rund 21,8 Millionen Mark.

Wie die erwähnten Geldsummen auf den Staat, der den Löwenanteil übernimmt, auf die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Sachsen, sowie auf sonstige öffentliche Körperschaften und Verbände verteilt werden sollen, ist zwar von großer Bedeutung für die zunächst Beteiligten und für alle Steuerzahler. Es muß aber von unserer Betrachtung ausscheiden, da wir lediglich die Grundzüge der gesamten wasserwirtschaftlichen

Vorlagen darlegen wollen, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Soweit eine Änderung der Schiffahrtsverhältnisse bei der unteren Oder, dem schiffbaren Teile der Spree und der unteren Havel in Betracht kommt, fallen die Kosten dem Staate allein zur Last. Dagegen gelten die Provinzen als Bauherren für die Bauausführungen an den nicht-schiffbaren Flüssen und bei den nicht in der Schiffahrtstraße belegenen Vorflutanlagen an der unteren Havel, erhalten hierfür bedeutende staatliche Beiträge, übernehmen aber späterhin die Unterhaltung. Die für den Ausbau der Hochwasserflüsse in der Provinz Schlesien durch das Gesetz vom 3. Juli 1900 bereits geregelten Bestimmungen sollen auch für die brandenburgischen Strecken dieser Flüsse, sowie für Spree und Havel Anwendung finden nach dem Gesetzentwurfe über die Maßnahmen zur Verhütung von Hochwassergefahren in der Provinz Brandenburg und im Havelgebiet der Provinz Sachsen. Für die hiernach zur Ausführung kommenden Arbeiten an den brandenburgischen Strecken des Bobers und der Lausitzer Neisse sind 2,3 Millionen Mark notwendig.

Alle bisher genannten Gesetzentwürfe, die man kurzweg als „Meliorationsvorlagen" zu bezeichnen sich gewöhnt hat, erfordern für ihre Durchführung etwas über 131 Millionen Mark, wovon aus dem Staatssäckel gegen 108 Millionen beizusteuern sein werden. Rückeinnahmen sind für den Staat nicht zu erwarten, wohl aber außer den Zinsen und Tilgungsbeiträgen erhebliche dauernde Lasten durch den ihm zufallenden Teil der Unterhaltungskosten. Außer Spree und Havel ist es lediglich die Oder nebst ihren Nebenflüssen Bober und Lausitzer Neisse, die solche großen Zuwendungen erhalten soll, nachdem durch das Hochwasserschutzgesetz vom 3. Juli 1900 schon 39,1 Millionen Mark (hiervon $^4/_5$ als Staatsbeitrag) für den Ausbau der schlesischen Nebenflüsse der Oder vorgesehen worden sind. Außerdem entfällt ein beträchtlicher Teil der aus Anlaß des Hochwassers vom Juli 1903 gewährten staatlichen Unterstützungen in Höhe von rund 10,2 Millionen Mark auf dauernde Verbesserungen der Hochwasserverhältnisse im Oderstromgebiet, wie aus einer dem Landtage mitgeteilten Denkschrift hervorgeht.*) Mit solchen in die Millionen gehenden Summen zur Verhütung von Überschwemmungsschäden und zur Beschaffung besserer Vorflut ist der Staat bisher nur

*) Als Anlagen zu den Gesetzentwürfen sind dem Landtage zwei Denkschriften zur Kenntnis gebracht worden: 1. eine von der Landesanstalt für Gewässerkunde bearbeitete Denkschrift über das Hochwasser im Oder- und Weichselgebiet vom Juli 1903; 2. eine Denkschrift über die staatliche Hilfsaktion aus Anlaß von Unwetterschäden im Jahre 1903.

den östlichen Landesteilen zu Hilfe gekommen, deren Ströme den Hochwasser- und Eisgefahren am meisten ausgesetzt sind, im höchsten Maße die Weichsel den winterlichen und die Oder den sommerlichen Hochfluten („Abermals gegen die Wassersnot" S. 382 ff.).

Auch nach dem Gesetzentwurfe über Herstellung und Ausbau von Wasserstraßen, der eigentlichen „Kanalvorlage", sollen den östlichen Landesteilen große Geldmittel für die Verbesserung der Schiffahrtsverbindungen zugewandt werden, ein noch größerer Betrag den westlichen Provinzen. Von rund 280,3 Millionen Mark sind 197,2 für den Kanal vom Rhein nach Hannover bestimmt, 43 für den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin, 21,2 für Verbesserung der Wasserstraßen zwischen Oder und Weichsel (Küstrin-Brahemünde und Warthestrecke Posen-Netzemündung), 18,9 zu Gunsten der Oderschiffahrt (Kanalisierung von der Mündung der Glatzer Neisse bis Breslau, Versuchsbauten zwischen Breslau und Fürstenberg). Den Gesamtbetrag hat der Staat aufzubringen, ebenso die jährlichen Unterhaltungs- und Betriebskosten. Die Bauausführungen sollen aber nur erfolgen, wenn die Beteiligten sich zu erheblichen Beitragsleistungen verpflichten, falls die jährlichen Einnahmen den Ausgaben gleichkommen. Man erwartet, daß die aus den Abgaben des Schiffsverkehrs zu erzielenden Einnahmen nach Abzug jener Leistungen der Beteiligten die Zinsen, Tilgungsbeiträge und Unterhaltungskosten decken werden, sobald die zur Entwicklung des Verkehrs erforderliche Übergangszeit verstrichen ist. Nur die Aufwendungen für die Arbeiten an den schleusenfreien Wasserstraßen (untere Netze, Warthe und Oder unterhalb Breslau) bleiben ohne Deckung, da hier keine Rückeinnahmen vorgesehen sind. Der Verlust an Reineinnahme für die Staatseisenbahnen ist auf jährlich 15 Millionen Mark ermittelt worden, dürfte sich aber größtenteils bald ausgleichen durch Erschließung neuer Einnahmequellen, ja vielleicht sogar in eine erhöhte Einnahmesteigerung verwandeln durch Zuführung neuen Verkehrs. Außer den wirtschaftlichen Vorteilen verschiedenster Art, die von den neuen und verbesserten Wasserstraßen zu erwarten sind, würden sie im Kriegsfalle die Eisenbahnen wesentlich entlasten und zur Verstärkung der Schlagfertigkeit unserer Heere erheblich beitragen, wenn die Kriegsleitung bei der Verteidigung unserer Grenzen im Osten und Westen neben den Eisenbahnen und Landstraßen auch über eine leistungsfähige Binnenschiffahrt verfügen kann.

Um die Binnenschiffahrt leistungsfähig zu machen, wo sie es noch nicht im genügenden Maße ist, sollen die östlichen Wasserstraßen für den Verkehr von 400-Tonnen-Schiffen nach dem Vorgange des Oder-Spree-

Kanals ausgebaut werden. Für den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin und für den Wasserverkehr im Westen sind 600-Tonnen-Schiffe nach dem Vorgange des Dortmund-Ems-Kanals in Aussicht genommen. Statt der höchstens 50 bis 60 Tonnen ladenden Fahrzeuge, mit denen im Anfange des vorigen Jahrhunderts unsere Flüsse und Kanäle befahren wurden, waren bereits im Wettstreite mit den Kunststraßen Kähne mit größerer Tragfähigkeit eingeführt worden. Immerhin betrug noch in den siebziger Jahren die durchschnittliche Tragfähigkeit unserer Binnenfahrzeuge wenig über 70 Tonnen; Kähne von 2—300 Tonnen galten als ungewöhnlich groß. Seitdem hat die Größe der Stromschiffe, besonders auf dem Rhein, noch weit über die anfangs genannten Zahlen zugenommen; jedoch lehrt die Erfahrung, daß mit Schiffen von 400 Tonnen im Osten und 600 Tonnen im Westen ein lohnender Schiffahrtsbetrieb möglich ist. Hand in Hand mit dem Anwachsen der Größe und Tragfähigkeit der Binnenschiffe gingen Verbesserungen ihrer Bauart und des Schiffahrtsbetriebs, namentlich Ersatz des Treidelzugs und Segels durch Dampfschlepperei. Wenn daher die Binnenschiffahrt von heute kaum noch vergleichbar ist mit derjenigen vor wenigen Jahrzehnten, so gebührt der Dank hierfür hauptsächlich dem besseren Ausbau unserer Ströme, deren jetziger Zustand auch zur Trockenzeit für große Fahrzeuge eine sichere Fahrt mit lohnender Ladung ermöglicht.

Wie wir oben gesehen haben, lautete der erste Teil des Arbeitsplanes, der nach den Freiheitskriegen für die Verbesserung unserer verwilderten Ströme aufgestellt wurde: Herstellung eines einheitlichen Stromschlauchs sowohl für die Beförderung der Landeskultur als des inneren Verkehrs. Dieser Teil der Aufgabe ist in der Hauptsache erreicht worden, und zwar nicht nur zum Nutzen der Schiffahrt, sondern in mindestens ebenso hohem Maße zum Nutzen der Landeskultur durch Erhaltung des engeren Strombettes in fester Lage, Verminderung der Uferabbrüche, Abschwächung der Eisgefahren und andere Vorteile, die so allmählich entstanden sind, daß die jetzigen Anlieger der Ströme sie nicht als mühsame Errungenschaft anzuerkennen pflegen. Gerade diese Verbesserungen haben aber auch in hohem Maße dazu beigetragen, den Wert der Stromniederungen zu steigern und demgemäß die bei Ausuferungen entstehenden Verluste empfindlicher zu machen, nachdem ertragreiche Wiesen und Äcker an die Stelle von öden Sandhegern, Wassertümpeln und sumpfigen Auen getreten sind. Was durch den Ausbau der Ströme für die Landeskultur gewonnen worden ist, gilt heute meist als selbstverständliche Gabe der Natur. Um so schmerzlicher wird dann empfunden, wenn bei Hochfluten zeitweise die errungenen Vorteile beeinträchtigt werden.

Der zweite Teil des damals aufgestellten Arbeitsplanes, die Freilegung und Freihaltung eines für den geordneten Abfluß des großen Hochwassers geeigneten Überschwemmungsgebiets, wurde leider an den meisten Strömen wenig oder überhaupt nicht beachtet, besonders an der Oder, wo das Hochwasserbett vielfach übermäßig eingeschränkt worden ist („Abermals gegen die Wassersnot" S. 389 ff.). Hier fehlte die kräftige Hand des Staates, die beim Ausbau des Stromschlauchs wirksam einzugreifen vermochte, aber gegenüber dem kurzsichtigen Vorgehen der auf Augenblickserfolge bedachten Niederungsbesitzer machtlos oder doch untätig war. Auch nach Erlaß des Deichgesetzes vom 28. Januar 1848, das dem Fortschreiten der zu engen Eindeichung hätte vorbeugen können, reichten die gesetzlichen Handhaben zur Verhütung neuer Mißstände bisher nicht aus. Das dem Landtage vorgelegte Gesetz über die Freihaltung des Überschwemmungsgebiets der Wasserläufe soll die dringend erforderliche Abhilfe schaffen. Denn schwer hat sich gerächt, daß auf die Beseitigung vorhandener und Entstehung neuer Abflußhindernisse und auf die Erhaltung reichlicher Staugebiete im Hochwasserbette nicht rechtzeitig geachtet worden ist. Zwar waren es die Besitzer der Stromniederungen selbst, die den geordneten Verlauf der Flutwellen durch künstliche Eingriffe nachteilig verändert und die Hochwasserverhältnisse verschlechtert haben. Vielfach treffen aber die hierdurch erzeugten Schäden nicht den, der sie verursacht hat, sondern gänzlich Unschuldige, und in den meisten Fällen liegt die Entstehung der Ursache des Schadens zeitlich weit zurück. Die Staatsverwaltung kann sich indessen auch nicht frei von Schuld sprechen, da die Anlage neuer und die Erhöhung älterer unzweckmäßigerer Deiche oft zu verhüten gewesen wäre, wo sie geduldet oder gar unterstützt worden ist. Erst nach Übertragung der einheitlichen Aufsicht über das Hochwasserbett an die den Ausbau des Stromes leitende Strombauverwaltung ist Bürgschaft dafür gewonnen, daß nicht an der einen Stelle Anlagen gestattet werden, die sich für andere Stellen als schädlich erweisen müssen. Die großen Geldsummen, mit denen jetzt der Staat den notleidenden Stromniederungen zu Hilfe kommt, bilden gewissermaßen eine Buße für seine früheren Unterlassungssünden.

So handelt es sich bei den „Meliorationsvorlagen" um die Aufwendung von Geldmitteln, mit denen die beim Ausbau der Ströme für die Landeskultur erzielten Vorteile bewahrt und ergänzt, durch Vorbeugung von Hochwasserschäden vervollständigt oder bei den noch nicht ausgebauten Flüssen neu herbeigeführt werden sollen. Die „Kanalvorlage" bezweckt, die beim Ausbau der Ströme für die Binnen-

schiffahrt erzielten Vorteile zu vergrößern und zu erweitern durch Anlage neuer und Verbesserung vorhandener Wasserstraßen, die für unsere wichtigsten Bezirke der Erzeugung und des Verbrauchs von Massengütern billige Frachten beim Verkehr unter einander und mit den Strömen herbeiführen. Die Anlagekosten dieser Wasserstraßen stellen ein werbendes Kapital dar, das sich größtenteils aus den Abgaben bezahlt macht, aber in noch höherem Maße aus dem wirtschaftlichen Nutzen, den die östlichen Wasserstraßen den Landesteilen zwischen Weichsel, Oder und Elbe, die westlichen Wasserstraßen den Gebieten der Weser, der Ems und des Rheins bringen werden. Was durch den Ausbau unserer Ströme zum Besten der Landeskultur und der Binnenschiffahrt angebahnt und bis zu gewissem Grade bereits erreicht worden ist, soll durch die wasserwirtschaftlichen Vorlagen nach beiden Richtungen seiner zukünftigen Vollendung entgegengeführt werden.

Aus neuen Büchern.

Uns führte derselbe Gott zu ungeahnter Erkenntnis der alles umfassenden Ordnungen, an die er das Leben und das All gebunden hat. Da wurde uns angst und bange in dieser festgefügten Welt, als könnte sie kein Haus der Freien und des Freien, Gottes und seiner Kinder sein. Aber weil wir Hunger hatten und leben wollten und leben mußten, begannen wir die Hände zu regen und eben diese festgefügte Welt zu bearbeiten; nun freilich nicht mehr mit dem Kautschukhammer des Zufalls und des Wunders, sondern mit dem Eisenhammer des Gesetzes. Und siehe da, es ließ sich so diese festgefügte Welt viel besser und sicherer bearbeiten als jene, auf der das Meiste noch so flüssig und schwankend war. Die Hand aber, die den Hammergriff umspannte, heißt heute, wie sie schon geheißen, als Noah aus dem Kasten flieg: Wille, Freiheit, Glaube, Persönlichkeit.

Da dämmerte es uns auf, daß Ordnung wirklich das — halbe Leben sei, daß die andere Hälfte aber heiße: Freiheit und Persönlichkeit. Und zu demselben Tor, durch das sie von uns ausgezogen, zogen Gott, Freiheit, Glaube wieder bei uns ein, durchs Tor der Notwendigkeiten. Und wir faßten ihre Hände voll Dankbarkeit und Freude und schlossen von neuem einen Bund mit ihnen, unendlich reicher und tiefer als einst nach den Tagen der großen Flut. Und als wir den Bund uns recht betrachteten, da sahen wir, daß er in seinem tiefsten Wesen nichts anderes als der Bund des Neuen Testamentes sei, des Bundes nämlich, den bereits der größte der Menschensöhne, zwar nicht intellektuell, aber religiös-sittlich, im Seelenkampfe der Versuchung und im Gebetskampfe zu Gethsemane mit seinem Gotte geschlossen, der Bund der inneren Freiheit mit der göttlich verhängten Notwendigkeit: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Dann aber, als er so gesprochen, stand er auf und fügte zur Demut den Mut, zur göttlichen Notwendigkeit die freie Tat des Gotteskindes. So wandelte er das Kreuz zum Siegeszeichen.

Aus: Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Von Karl König. Alexander Duncker, Verlag. Berlin W. 35.

John Ruskin,
Gotik und Renaissance.

Von

Charlotte Broicher.

Wenn ihr's nicht fühlt, ...,
Wenn's euch nicht aus der Seele dringt . . . .
Goethe.

I.

Ruskin schreibt Kunstgeschichte, etwa wie Carlyle politische Geschichte schreibt. Damit charakterisiert Saenger die Steine von Venedig; und das war es, was Carlyle so verwandt darin berührte und ihn zu der jubelnden Begrüßung fortriß: Es ist eine völlig neue Renaissance, in die wir einmünden. Entweder einem höhern Menschensein entgegen, hoch wie die ewigen Sterne; oder aber in den letzten Tod, an die ewigen Grenzen von Gehenna.

Was Carlyle so leidenschaftlich bekämpfte, Gehenna oder das Nichts, war der Ausläufer der von der Renaissance ausgegangenen Geistesrichtung, der Materialismus.

Die Auffassung von Beseligung verstandesmäßiger Erkenntnis hatte ihren Höhepunkt in der Philosophie der französischen Aufklärung erreicht, und in der Religion im Rationalismus. In Frankreich hatten St. Simon und Comte, in England Buckle, die intellektuelle Erkenntnis für ausreichend erklärt, alle Wirrnisse und Widersprüche des Lebens zu lösen und seine Übel zu überwinden. Carlyle, der sich in heißem Kampf aus dieser Nacht „des ewigen Nein" hervorgerungen hatte, bekämpfte ihre Philosophie mit den Waffen deutscher Geistesbildung. Zumeist war er von der Gedankenwelt des alten Goethe bestimmt, dessen abgeklärte Lebensweisheit sein Puritanertum durchleuchtet hatte. Goethes Auffassung von dem fortlaufenden Zusammenhang alles historischen Geschehens hatte sich ihm zu religiöser Überzeugung vertieft. Er sah in diesem Zusammenhang die Offenbarung lebendiger sittlicher Mächte, im Gegensatz zu dem Walten mechanischer Naturgesetze. Das Bewußtsein von der Wirklichkeit der Dinge war eben so stark in ihm, wie von dem Mysterium, das sie erfüllt. Beides bestimmt seine Geschichtsauffassung.

Dinge und Geschehnisse sind nur Äußerungen der Seele, Hüllen der Innenseite. Was Carlyle von Goethe aufgenommen hatte, war die Anschauung von der Einheit der Dinge, deren Widersprüche, Unterschiede und Ergebnisse verschiedne Strahlenbrechungen desselben unendlichen Prinzips sind.

Dies Bewußtsein von Beseelung der Dinge wendet Ruskin auf die Einzelerscheinungen des Lebens und der Kultur, auf Natur und Kunst an. Er ist wahrhaft genial in Übertragung eines innerlich erlebten Prinzips auf entlegenste Gebiete. Wo er hinkommt, flammt es empor, und sein Licht zeigt dem Blick ungeahnte Verbindungen. Hier liegt seine Beziehung zur Romantik. Ihr ist das Universum nicht nur eine Tatsache, sondern eine göttliche Tatsache: d. h. sie bleibt dem Verstande im letzten Grunde unfaßlich. Von hier aus bekämpft er den Materialismus, für den das Universum nichts ist als eine Kette mechanischer Gesetze, und den Intellektualismus, der nichts gelten läßt, als was sich methodisch formulieren und systematisch beweisen läßt. Carlyle hat ihm die Waffen gereicht, mit denen er den Kampf wider eine falsche Renaissance eröffnete, um aus lebendiger Anschauung der Kunst und ihrer engen Wechselwirkung zu allen Lebensströmungen eine wahre Wiedergeburt herbeizuführen.

Die Romantik mit ihren vielverzweigten Tendenzen war im letzten Grunde ein Zurückgreifen auf das im Leben und Werden der Völker Ursprüngliche. Wo das Eigenleben pulsierte, in seiner Stärke sich selbst ein Wunder, suchte man neu erwachter Sehnsucht Erfüllung. Hierhin flüchtete man, heraus aus den Verallgemeinerungen und Plattheiten der Aufklärung. In der deutschen Romantik tasten sich diese Tendenzen in eine Vergangenheit zurück, in der die Volksseele sich in der mythologischen Anschauung der Welt bewußt wird. Die Geschichte taucht auf aus Mären und Sagen. Das Mittelalter wird zu einem Schauplatz seltsamer Begebenheiten, die der Wirklichkeit entrückt sind. Oft erscheinen die Gestalten ihrer Dichtung um so vollkommener, je völliger sie außerhalb des Lebens stehen. Wunderbare Märchenwelt nahm den Sinn gefangen, Mystik und Phantastik entfalteten ihre Wunderblüten, und die Atmosphäre der Poesie erschien, je unwirklicher, um so bedeutsamer und wahrscheinlicher.

Die englische Romantik war zugleich ins Leben getreten mit der exakten Naturwissenschaft und dem Naturalismus. Erst die jüngere Generation versenkte sich in geheimnisumwobene, sagengraue Träume. Wordsworth kann sich nicht genug tun im Wiederspiegeln der Naturwahrheit. Aber seinem Naturalismus lag nichts ferner als die Natur nachzuahmen. Seine Einbildungskraft lieh ihr neue Farben und offenbarte die ihr immanente

Poesie. Ihrer Stimmung lieh er Worte. Walter Scott vertieft sich in die Geschichte des Mittelalters, aber seine Gestalten haben festen Boden unter den Füßen. Sie sind die Konzeption eines Geistes, dem die geschichtlich-psychologischen Verkettungen jener Zeit offen dalagen. Immer fließt die Stimmung der Handlung aus einer fast exakten Terrainkenntnis. In dem Gefühl der englischen Romantik für Natur, ihrer Schönheit und Symbolik pulsierte ein unbeirrbarer Instinkt für die Wirklichkeit. Beides bildet Kette und Einschlag in Ruskins Kunstauffassung. Bloße Nachahmung der Natur ist ihm schmähliche Entweihung. Denn die Gewalt der Naturschönheit ist, jenseit der Möglichkeit nachgeahmt zu werden. Nur der Eindruck, den die Natur auf den Künstler gemacht hat, verleiht dem Kunstwerk Leben. Andrerseits ist nichts in der Natur zu gering, um nicht einen Vorwurf künstlerischer Darstellung zu bilden. Nichts zitiert er so häufig und mit so steter Bewunderung, als Walter Scotts Aufmerken auf landschaftliche Einzelzüge. Wie er in den Ruinen vor Melrose bemerke, daß ihre Kapitäle frei nach den dort heimischen Blumen stilisiert seien:

No herb nor flower glistened there,
But was carved in the cloister arches fair.

In der deutschen Romantik war das Wort geprägt worden: Architektur ist gefrorne Musik. Ruskins Wirklichkeitssinn wäre diese lediglich geistreiche Deutung unmöglich gewesen. In strengem Aufbau und Gliederung hat er die Grundzüge der Romantik auf die Gesetze der Architektur übertragen. Daraus ergab sich ihm die Tatsache, daß ihre Erscheinungsformen eine Welt für sich bilden, die ihren eigenen Gesetzen folgen. Daß ihre Wirklichkeiten aber auch Ausdruck geistiger Wahrheiten seien, deren Bedeutung nachzugehen ebenso wichtig, wie die Erkenntnis ihrer technischen Notwendigkeiten.

Architektur ist ihm das weithin sichtbare Denkmal, das sich die Völker selbst gesetzt haben. Es trägt die unverkennbaren Züge ihres eigentlichen Wesens. Ihr Hoffen, Glauben, Lieben und Hassen prägt sich dem Stein unmittelbarer auf als geschriebenen historischen Dokumenten. Architektur ist ein Kompendium der Geschichte, deren Züge zu entziffern lohnender ist, als das Umherstöbern in trockenen, verstaubten Annalen. Denn in ihr wird die Vergangenheit ganzer Geschlechter lebendige Anschauung. Die Geschichte ist kalt, ihre Vorstellungen leblos, mit dem verglichen, was ein lebendiges Volk in den Stein geschrieben, der es überdauert. Nur zweierlei vermag über der Menschen Vergänglichkeit zu triumphieren:

ihre Poesie und Architektur; diese aber umfaßt jene, und ist machtvoller in ihrer Wirklichkeit.

Das einheitlichste seiner Werke, „Die sieben Leuchten der Baukunst", erläutert deren Grundzüge aus den geschichtlichen Voraussetzungen und technischen Bedingungen, die sie innerlich und äußerlich zu Entfaltung, zu Blüte und Verfall geführt haben. Das Werk zeigt die Meßschnur des Fachmannes in den Händen des Poeten. Doch ist es weder ein Kompendium an Fachwissen noch ein poetischer Hymnus auf die Kunst. Subtil konkretes Wissen, künstlerisches Schauen, eindringendstes Empfinden ewiger Schönheitsgesetze, abstrakte Erkenntnis praktischer Normen verschmilzt sich zu neuen Kunstanschauungen.

Das Streben nach Wahrheit,[1]) Macht, Schönheit und Leben umfaßt die höchsten Triebkräfte des Menschen, die sich in freiwilligem Opfer und Gehorsam der Gesetzmäßigkeit des Daseins gegenüber vollenden. Wie sie auf allen Gebieten die Vorbedingung höchster Entfaltung sind, so besonders in der Architektur. Denn sie ist das Mittel, allen höchsten menschlichen Impulsen Ausdruck zu verleihen. Hat man den Dogmatismus des ersten Abschnitts überwunden, dann steht man unter dem Zauber des Werkes. Wie Orgelklang durchzieht es eine majestätische Grundstimmung. Einer Bachschen Fuge vergleichbar, wo eine Stimme die andre ablöst und alle einzeln vernehmlich bleiben, auch wo sie sich zu vollen Klängen verschlingen. Die religiösen, ästhetischen und ethischen Anschauungen bleiben durchsichtig und scharf umrissen. Aber sie steigern einander in ihrer Verschmelzung zu immer vollerem Wert. Er spricht von Gebäuden, deren Eindruck auf der Schwere und Masse ihrer Silhouette beruht, „auf jenem Cyklopengeist, der in Steinen träumt und mit Schattenmassen koloriert". Er fordert, daß der Architekt ein Bauwerk entwerfe, als ob er Hitze und Kälte wirklich empfände. „Er soll die Schatten tief legen, wie man in baumloser Ebene Brunnen gräbt ... Sein Licht muß so stark sein, daß das Zwielicht es nicht verzehren, und sein Schatten so tief, daß die Mittagssonne ihn nicht austrinken kann."

Die Bilder bezeugen hier besonders die Notwendigkeit organischen Lebens in der Baukunst und suggerieren die tiefsten Bedingungen geistigen Wachstums. Das Entstehen des gotischen Fensters klingt wie eine Märe, die aus der Anschaulichkeit seiner Sprache emporwächst wie das Kunstwerk aus dem Gestein, und sich wie dieses dem Lichte vermählt.

---

[1]) Vgl. „Die sieben Leuchten der Baukunst" von Ruskin. Verlag von Eugen Diederichs. Leipzig.

Er unterscheidet die Impression, die der Architektur menschliches Können einprägt, von der, die ihr das Gleichnis der Natur verleiht. Und welche Ähnlichkeiten entdeckt sein Auge zwischen den Formen der Kristallisation des Gesteins und künstlerischer Ornamentik, wie eindringend verschmilzt er beider Gesetze. Und überall waltet Einheit in der Fülle — eine Einheit, die keine Schranken niederreißt, sie nur endlos erweitert und den Ansturm der Gedanken leicht und spielend verteilt.

An den Steinen von Venedig steigt vor uns auf die Entwicklung der Architektur als solcher, nach Konstruktion und Ornamentik. Wir werden in ihren Organismus eingeführt. An dem Legen der Fundamente in die Tiefe, dem Emporwachsen der Mauern begreift man, daß alle bauliche Konstruktion auf so unverrückbaren Gesetzen beruht, wie die der Natur. Je tiefer man sie erfaßt, um so unabänderlicher stehen sie da in ihrer Einheit. Ihre Notwendigkeiten werden nicht als trockene Exempel aufgezählt, sondern gewinnen Leben im Anschluß an die Gesetze des Raumes; in ihrer Abhängigkeit von praktischen Zwecken, in ihrer Übereinstimmung mit den Grundgesetzen der Baukunst aller Zeiten. Und weiter stellt er sie in Beziehung zur geschichtlichen Entwicklung, namentlich der physionomischen Züge der Nationen, und aller Kräfte, Triebe, Tendenzen dieser Beziehungen in ihrer Wechselwirkung. Er veranschaulicht die Instinkte, die den Menschen zur Erkenntnis architektonischer Gesetze geführt haben, mit derselben Notwendigkeit wie die Bienen und Ameisen. Er weist nach, wie der Mensch sie aus Anschauung des Universums gewonnen hat. Er bezeugt dasselbe Verständnis für den Wert des Materials, wie für das geschichtliche Werden eines Stils. Er erläutert die verschiedene Wirkung der Architektur in dieser oder jener Landschaft. Bei den strukturalen und ornamentalen Notwendigkeiten wertet er die Gefühlsweise der Architekten und Bauleute so hoch, daß er aus der Darstellung ihrer Symbolik die Denkweise der Venetianer und ihre Stellung zu bestimmten Grundwahrheiten herauslieſt. An der Gründung Venedigs, ihrem Wachsen, Blühen und Verfall stellt er architektonische Prinzipien auf, die rückwärts weisen bis auf die Uranfänge der Baukunst, und vorwärts in eine Zukunft, wo germanische Eigenart wirtschaftlich gesund, sozialpolitisch erstarkt, künstlerisch zu sich selbst erwacht sein wird, um in eigner selbständiger Kunst den Ausdruck ihres Wesens zurückzugewinnen, wie sie ihn in der gotischen Architektur geschaffen hatte.

Von der Romantik ist in England wie in Deutschland die Wiedergeburt der Gotik ausgegangen. Über ihren Ursprung war man hüben

wie drüben derselben Meinung. Friedrich Schlegel nennt die Bezeichnung gotische zutreffender als germanische Architektur, weil das Abendland und das römische Reich erst durch die Goten germanisiert worden seien. Die ersten rohen Anfänge und Elemente dieser Kunst bezeichnet er als neugriechisch oder neurömisch; doch sei die byzantinische Architektur keineswegs mehr zum griechischen Altertum zu rechnen, sondern gehöre der neuen Ordnung der Dinge an. Das Besondre, zu dem dieser Stil sich entwickelt, stamme eher aus germanischer Wurzel; das sei der Charakterzug kühnster Phantasie, durch die er sich erst zu voller Eigenart entwickelt habe.[2])

William Morris bezeichnet die Gotik darum schlechtweg als moderne Architektur, die ins Leben trat, als das römische Reich erlahmte, die jungen germanischen Völker zu sich selbst erwachten und mit seiner Tyrannei auch die Fesseln übernommener Kunstformen abschüttelten. „Der mächtige Impuls, den diese Sehnsucht erzeugte, einen neuen Ausdruck ihrer Gedanken zu finden, schuf diese wunderbare Kunst, reich an Möglichkeiten und Hoffnungen, in der einzigen Form, welche die Kunst damals finden konnte — der Architektur." Er bezeichnet ihren ersten Flügelschlag als gotischen oder modernen Geist, in demselben Sinne wie Houston Stewart Chamberlain den ersten Atemzug jener Zeit als die beginnende Herrschaft germanischen Geistes preist. „Niemals bis hin zu dem Tod oder Todesschlaf der sogenannten Renaissance hat sie ihres Ursprungs vergessen."[3]) Dieser Gedanke bildet das Leitmotiv der „Steine von Venedig". Gleich im ersten Kapitel entwickelt Ruskin die innersten Einflüsse, die diesen Stil gebildet, und stellt sie uns plastisch vor Augen:

Während eine raffinierte Kunst reiner Abstammung in Mitteleuropa in anmutigen Formalismus versank, stammelten untergeordnete Bauleute in entlegenen Provinzen sie im Dialekt nach. Aber die barbarischen Völker am Saume des Reichs standen in der Kraft ihrer Jugend. An seinen äußersten Grenzen organisierte sich eine barbarische und erborgte Kunst, stark durch Einheit. . . . Nördlich und westlich machte sich der Einfluß der Lateiner auf sie geltend; südlich und östlich der der Griechen. Zwei Völker sind es vor allen anderen, die uns die Kraft des überkommenen Geistes nach beiden Richtungen hin darstellen. Wenn die Zentralkraft erlischt, leuchten die Himmelskörper mit ihrem Reflexlicht um so heller auf, und als Sinnlichkeit und Götzendienst ihr Werk vollbracht hatten, und die Religion des Kaiserreichs in einem glitzernden Sarkophag eingebettet war, da stieg das lebendige Licht an beiden Horizonten auf und die grimmigen Schwerter des Lombarden und Arabers wurden über seiner goldenen Paralyse gekreuzt. . . . Entgegengesetzt in Charakter und Wissen, aber ebenbürtig in der Großartigkeit ihrer Energie, kamen sie

[2]) Ideen zur Christlichen Kunst. 1805.

[3]) William Morris: Lectures on Art p. 131. William Morris hat auf Grundlage Ruskinscher Anschauungen das Kunsthandwerk zu neuer Blüte erweckt.

von Norden und Süden, der Gletschergießbach und der Lavastrom; sie trafen zusammen und kämpften miteinander auf den Trümmern des römischen Reiches. Der eigentliche Mittelpunkt aber des Kampfes, der Ruhepunkt für beide, das Kielwasser der feindlichen Strudel, angefüllt mit versunkenen Bruchstücken des römischen Untergangs, ist — Venedig. (Steine von Venedig I. S. 25, 26.)

An der Entwicklung der venetianischen Architektur findet Ruskin den Weg nach rückwärts und verfolgt die Einzelströmungen, die sich in der Hochrenaissance zum großen Strom des Gesamtlebens sammelten, bis an ihren verschiedenen Ursprung.

Unter den Errungenschaften der Kreuzzüge für die westliche Welt stand der künstlerische Einfluß auf die Architektur obenan. Der arabische Spitzbogen trat anstelle des römischen Rundbogens. Doch beruhte dies nicht auf Entlehnung fremder Formen. Es war nur die Wirkung eines dem lombardisch-romanischen verwandten Stils, dessen Leichtigkeit den Anstoß zu neuer Formenbildung gab. Und doch war der Wandel erstaunlich. Als der Spitzbogen sich siegreich behauptete, war eine neue Kunst geboren, die nicht auf die Architektur beschränkt blieb. In der Malerei kam sie zum Ausdruck in den beiden großen Realisten Giotto in Italien, Van Eyck in Flandern. Allerorten sproßte reiches, ursprüngliches Leben auf allen Gebieten. Denn bei aller Gebundenheit und Enge war jene Zeit in ihren führenden Geistern von dem Glauben an die Wahrheit unmittelbaren persönlichen Erlebens bestimmt. Der heilige Franziskus ist sein Bahnbrecher auf religiösem Gebiet, und Dante verleiht seiner Anschauungs- und Gefühlswelt unsterbliche Form. Wie Chaucer in England, waren es in Deutschland die Minnesänger, in Frankreich die Troubadours, in deren Gesängen das neue Leben Ausdruck gewann. Fast jedes Dorf brachte einen Maler hervor, zum mindesten einen Holzschneider. Denn auch das Handwerk war damals Kunst, und aus ihm ging hie und da der Stern eines großen Künstlers auf. Zu allem Großen, das die europäische Kultur befruchtet hat, entdeckt Ruskin die Keime im 13. Jahrhundert. H. S. Chamberlain ist derselben Ansicht, weil das germanische Element damals das Geistesleben Italiens bestimmt habe. Ruskin bekämpft das Wesen der Spätrenaissance, weil sie das Eigenleben der jungen aufstrebenden Völker in die Formen fremder Geistesart und einer unter anderen Bedingungen erwachsenen Kultur einzwängte. Palladio, der Wiedererwecker spätrömischer Architektur, in dessen Bewunderung sich Goethe und nach ihm Jacob Burckhardt nicht überbieten lassen, nennt er den größten Stilverderber, den seelenlosen Philologen der Architektur. Goethe erwähnt den Dom von San Marco nur beiläufig, und Burckhardt charakterisiert ihn als vor Alter kindisch gewordene Kunst. Schroffer

können sich die Gegensätze nicht gegenüberstehen, als wenn Ruskin darin das erste Aufleuchten des modernen Geistes erblickt, der mit Übergehung des römischen Elements die unmittelbare Verschmelzung arabisch-byzantinischer und germanisch-gotischer Elemente repräsentierte; und William Morris den byzantinisch-gotischen Stil als wahre Renaissance bezeichnet, „deren lebenerweckender und gestaltender Ursprung trotz aller Forschung im Dunkel bleibe".

Bei dem Entwicklungsgang der Architektur in Venedig gelangt Ruskin zu dem Ergebnis, daß Venedig politisch und wirtschaftlich zu Grunde gegangen, als es dem, was er den bösen Geist der Renaissance nennt, verfallen sei.

Die Renaissance verbildlicht ihm die Erkenntnis und Ausübung einer wissenschaftlich erlernbaren Kunst, im Gegensatz zu selbständiger, unmittelbarer Kunstempfindung, in der ihm die einzige Gewähr für eine gedeihliche, nationale Kunstentwicklung enthalten ist. Das Nichtwissen ist ihm Notwendigkeit und Vorbedingung künstlerischen Schauens und Schaffens.

Sind etwa heut, anders als im Paradiese, der Baum der Erkenntnis und der Baum des Lebens derselben Gattung? . . .

Sein Werk wendet sich an Laien, denen er Unbefangenheit des Urteils zutraut, und nicht an Fachleute. Denn seine Kunstauffassung steht in fast bewußter Feindschaft gegen akademisch lernbares Wissen. Er wollte den Menschen seiner Generation wiederum die Augen auftun und auf sich selbst stellen. Sie sollten sehen lernen und Vertrauen gewinnen in die Wahrheit und Berechtigung dessen, nicht was andre vor ihnen, sondern was sie selbst wahrgenommen und empfunden hatten.

H. St. Chamberlain vertritt wesentlich dieselbe Auffassung der Renaissance, obwohl er Ruskin nie zitiert. Vielleicht steht er als Engländer aber eben so unbewußt unter seinem Einfluß, wie dem Deutschen Jacob Burckhardts Ideen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Denn Verständnislosigkeit für die großen Seiten der Renaissance wird Ruskin gerade in Deutschland dauernd vorgeworfen. Burckhardt weist das Freiwerden des Individuums und das dem mittelalterlichen Aberglauben und scholastischen Fesseln Entwachsen auf den Einfluß der wiedererstandenen Antike zurück. Seine „Kultur der Renaissance" hat diese Seite der Bewegung in Licht und Glanz getaucht. Seine Bewunderung für das Erstarken des Persönlichkeitsbewußtseins läßt ihn die Schattenseiten der Bewegung übersehn.

Ruskin nähert sich der Frage von einer anderen Seite her. Wie auch H. St. Chamberlain, betont er die Kehrseite der Entwicklung. Beide

sehen in der Unterwerfung unter klassischen Geist — d. h. die griechische Kulturwelt in spätrömischer Gewandung — das Antun eines fremden, schweren Panzers, der die freie Bewegung und organische Entfaltung der Eigenart hemmt.

Ruskin knüpft seine Kritik an die Architektur der römischen oder Hochrenaissance, an ihre technischen Qualitäten, denn hier vermißt er das, was ihm A und O aller Kunstwerke ist — organisches Eigenleben. Dieser Mangel ist verhängnisvoller als die Pracht, die der Stil in seiner Vollendung erreicht hat. Zwar war die Gotik am Spiel mit dem Überreichtum ihrer Formen degeneriert. Überladen und verschnörkelt, büßte sie Hoheit und Reinheit der Linien ein. Dagegen erschien die Renaissance-Architektur in ihren einfachen Formen zunächst als gesunde Reaktion. An dem Dom von Florenz ist ersichtlich, welcher Entwicklung sie fähig gewesen wäre, wenn die vollendete Ausführung, wie sie aus den Händen Verrocchios und Ghibertis hervorgegangen, auf das prachtvolle Gehäuse gotischer Struktur übertragen wäre. Aber sie ergab sich den ein für allemal festgestellten Normen römischer Gesetzlichkeit, die durch die Kraft des Intellekts siegen und herrschen wollte.

Fortan galt Wissen um des Wissens willen, die Technik, weil sie die Natur beherrschte. Die Kunst, die bis dahin Ausdruck innerer Gesichte gewesen, und im Tasten nach Ausdrucksmitteln neue Formen geschaffen, fing an die Form über den Inhalt zu stellen und die Kunst einzig um der Kunst willen zu suchen. Wenn das Können der alten religiösen Maler ihr innerstes Empfinden veranschaulichte, wenn ihr unerschütterlicher Glaube an die Wirklichkeit religiöser Vorgänge, die sie darstellten, uns noch heut wie die Vergegenwärtigung einer übersinnlichen Welt ergreift, so vervollkommnete man jetzt die Kunst um der Darstellung willen. Den späteren Malern aber war der religiöse Inhalt nur Vorwand für volle Entfaltung ihres Könnens. Die Geistesgeschichte und Philosophie ist seit der Renaissance von dem Erkenntnisideal beherrscht. Daher Ruskin die Renaissance-Bewegung mit dem Rationalismus identifiziert, für den es weder Mysterium noch Unendlichkeit des Empfindens mehr gibt, dem sich das Rätsel des Daseins in der Grammatik und Algebra enthüllt. Was sich beweisen läßt, läßt sich aber auch erklären. Und haben wir die Welt erst aufgeklärt, dann ergibt sich vernünftiges Handeln, Tugend und Weisheit von selbst. Den Geheimnissen des Daseins glaubte man entrinnen zu können, wenn man sie verneinte.

Der eigentliche Hochmut des Renaissance-Systems kommt in der Tendenz zu Formulierungen und Systemen zum Ausdruck ... Höchstes Ziel des Philosophen

war es, seine Prinzipien einem Gesetzeskodex zu unterwerfen ... Die ganze Welt befleißigte sich des Studiums der Verbote. Das Schmieden der Fesseln hallte wieder von Meer zu Meer. Die Gelehrten aller Künste und Wissenschaften setzten sich nieder, um täglich neue Arten Käfige und Handschellen zu erfinden. (St. v. V. III S. 95) ... Zunge, Witz und Erfindungskraft der menschlichen Rasse schienen ihre höchste und göttlichste Mission in Syntax und Syllogismen gefunden zu haben; in der Perspektive und den fünf Säulenordnungen des Vitruv ... Hohe Kunst aber ist weder zu verstehen noch zu schaffen, wo System und Regulative den Ausschlag geben. Und so war es bei den gewöhnlichen Geistern und dem großen Publikum im 15. und 16. Jahrhundert. Das Genie freilich durchbrach die Dornhecken. Denn trotz der Regeln vom Drama haben wir Shakespeare und trotz der Kunstregulative Tintoretto. Aber anders in der Architektur, denn das war die Kunst der breiten Masse, und von ihren Irrtümern affiziert. Die großen Männer, die ihr Bereich betraten, wie Michel Angelo, fanden den Ausdruck für das beste Teil ihres Geistes in der Skulptur, und machten die Architektur nur zu ihrer Schale. Daher machten Einfaltspinsel und Sophisten aus ihr was sie wollten ... Man hat keine Vorstellung von den Nichtigkeiten und Kindereien der Schriftsteller, die mit Hilfe des Vitruv die „Fünf Ordnungen" wieder einführten, ihre Verhältnisse bestimmten und Rezepte für Erhabenheit und Schönheit verschrieben, die seitdem bis auf diesen Tag befolgt werden, und in unserm Zeitalter vollkommener Maschinen noch weiter gedeihen werden. Gibt es wirklich nur fünf vollkommene Formen von Säulen und Architraven, dann läßt sich eine Steinschneidemaschiene so regulieren, daß sie Pfeiler und Friese in verlangter Größe nach den vollkommensten griechischen Mustern herstellt. Auch kann ein Epitom von Vitruv so vereinfacht werden, daß jeder Maurer im stande ist, es aufzuführen, und dann brauchen wir überhaupt keine Architekten mehr. Ist aber Wahrheit in der Überzeugung, die nur schwach in den Menschen noch glimmt, daß Architektur eine Kunst ist, dann möge das ganze System der fünf Ordnungen und ihrer Proportion ausgefegt und zertreten werden als der eitelste, elendste Betrug, der je auf menschliche Vorurteile gestempelt wurde. Denn, ist das Werk gut, dann ist es keine Kopie noch etwas nach Regeln entworfnes, sondern ein neues, aus göttlicher Phantasie gebornes Ding. Fünf Ordnungen! Keine Seitenkapelle in jeder gotischen Kathedrale, die nicht fünfzig Ordnungen hätte ...

Vitruv, dessen Lehrbuch über Architektur, das nun auf Jahrhunderte hinaus eine absolute Geltung gewann, kannte nur römische Bauten und hat klassische griechische Architektur nie gesehen. Seine Bauordnungen sind römischen Charakters. Die Skulpturen, die zu dieser Zeit wieder an das Licht der Sonne kamen, waren spätrömische Nachbildungen antiker Kunst, und die klassischen Autoren, von deren grammatikalischen Regeln und Systemen man die eignen Gedanken glätten oder beladen ließ, waren Geister spätrömischer Zeit, denen die Götter, die sie anriefen, selbst nichts Lebendiges und Reales mehr waren; nicht einmal mehr lebenskräftige Symbole; vielmehr Allegorien, deren Vorstellung die Pracht und den Luxus des eignen Lebens steigerten. Pseudoreligiöse Vorstellungen

menschlich, allzu menschlicher Götter, deren Gelüste und Abenteuer ein Leben darstellten, wie die an örtliche und zeitliche Schranken gebundnen Menschen es sich als Steigerung des eignen Daseins erträumten; denn — sagt Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf — die Götter, die im Gemüt der Menschen als reale Mächte leben, sind ebensowohl Götter des Schmerzes wie der Freude. Giordano Bruno verspottet sie, weil die Liebe sie zum Tier erniedrigte:

„Zeus trug als Stier Europen auf dem Rücken
Und mußte Lebens Huld als Schwan verdienen
. . . . . .
Und ich, seit ich der Liebe ward zum Raube,
Zum Gott verwandelt heb ich mich vom Staube."

Das allegorische Spiel mit der Mythologie der Antike übertrug sich auf die Lehren des Christentums. Das eine wurde so wenig geglaubt wie das andere. Der Versuch der Gelehrsamkeit jener Tage, biblische und heidnische Schriftsteller in Einklang zu bringen, hatte mit Religion wenig gemein.

Es wäre besser gewesen, Diana und Jupiter wirklich anzubeten, als durch das Leben zu gehen, den Namen eines Gottes auf den Lippen, an einen andern denkend, und keinen fürchtend. Tausendmal besser ein Heide, großgesäugt an einem abgetragenen Bekenntnis, als an dem großen Meer der Ewigkeit zu stehen, ohne einen Gott auf seinen Wellen wandeln zu sehen, ohne eine himmlische Welt an seinem Horizont zu erblicken . . . (Schluß folgt.)

Aus neuen Büchern.

Es gibt tatsächlich sittliche Forderungen, die man als absolute ansprechen kann, weil sie in gleicher Gewißheit und Festigkeit durch die Jahrhunderte hindurchgehen, ähnlich wie die Regeln der Mathematik und die Gesetze, nach denen die Himmelskörper ihre Bahnen beschreiben. Darum konnte Goethe sagen, daß der menschliche Geist wohl fortschreiten könne in ungeahnte Weiten, daß er aber über die sittliche Hoheit des Christentums nicht hinauskommen könne. Die Sitten und die Sittlichkeit der Völker sind in stetem Wechsel und Wandel begriffen, aber die sittlichen Normen, in denen die Ergebnisse der bisherigen Entwicklung zusammengefaßt sind, bleiben an sich unverändert. Aus der Wechselwirkung zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft entstanden, bilden nun sie eine Welt des Sollens. An dieser idealen Welt messen wir dann wiederum die Wirklichkeit. So wird allein der Fortschritt gesichert.

Aus: Die ethischen Forderungen in ihren Beziehungen zum wirtschaftlichen Leben der Gegenwart. Von Professor Dr. W. Rein in Jena. 2. Auflage. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Verlag.

Das Luftschiff.

Von

Hermann W. L. Moedebeck.

Im Altertum dachte man wohl an die Möglichkeit, daß der Mensch, wie es in der Sage von Dädalus und Ikarus und in der nordischen Sage von Wieland dem Schmied erzählt wird, das Fliegen erlernen möchte, der Bau eines Luftschiffes überstieg aber damals die Vorstellungsgabe der kühnsten Phantasie. Dem Jesuitenpater Franzisko Lana war es vorbehalten, zuerst diesen Gedanken durch seine Schrift „Prodromo onero saggio di alcune inventioni nuove premesso all' arte maestra" 1670 zu verbreiten. Er erregte damit nicht geringes Aufsehen in der Gelehrtenwelt seiner Zeit. Lanas Luftschiff beruhte bereits auf der theoretischen Erfindung des Luftballons, theoretisch, weil die an sich richtige Idee, daß luftleer gepumpte Metallkugeln in der Luft hochsteigen müßten, nicht ausführbar war, denn, sollten sie wirklich aufsteigen können, so mußte ihre Metallschicht sehr dünn und sehr leicht gehalten werden. In dieser Ausführung ließen sich aber die Metallkugeln nicht groß und nicht gediegen genug herstellen, um den Absichten des Erfinders zu entsprechen.

Erst nach Verlauf von annähernd weiteren 100 Jahren gelang es Montgolfier, die Erfindung praktisch zu lösen, indem er die luftleere Metallkugel Lanas durch eine mit verdünnter Luft gefüllte Stoffkugel ersetzte. Der erste Schritt war getan, der Ballon stieg in die Luft, und mit ihm stiegen die Hoffnungen auf Verwirklichung der Luftschiffahrt.

Als dann kurz darauf der französische Physiker Charles noch obendrein die bedeutende Verbesserung des Wasserstoffgasballons einführte, wiegte sich die Phantasie der Massen nicht weniger als die der Gelehrten in den schönsten Träumen über einen zukünftigen Verkehr durch die Luft.

Unterstützt durch opferbereite Mäcene und durch Akademien schritt die Gelehrtenwelt sofort zu praktischen Versuchen, welche sie nun allerdings sehr bald zu der traurigen Erkenntnis brachte, daß man sich nicht im Besitze von Mitteln befand, welche zu großen Hoffnungen auf eine Luftschiffahrt irgendwelchen berechtigten Grund gaben. Das Erwachen aus

der vorherigen Träumerei kam nach den stattgehabten Versuchen in dem Satze zum Ausdruck: „Das lenkbare Luftschiff ist eine Utopie!“

Die Massen, irregeleitet durch falsche Vorspiegelungen gewissenloser, auf Reklame und Gelderwerb bedachter Luftschiffer, wollten noch lange Zeit später nicht an die Vernichtung ihrer schönsten Hoffnungen glauben. Die sich nun häufenden Projekte von Luftschiffen waren teils recht origineller Art, beruhten aber stets auf falschen Voraussetzungen und brachten es erklärlicherweise mit sich, daß ihre gegen die wissenschaftliche Erkenntnis auftretenden Erfinder für unreif oder überspannt angesehen wurden.

Erst nach Verlauf von weiteren 100 Jahren nach Montgolfiers Erfindung trat infolge neuer praktischer Versuche durch Renard und Krebs ein für die Luftschiffahrt bedeutsamer Umschwung in ihrer bisherigen Beurteilung ein. Das Jahrhundert der Technik hatte uns Mittel an die Hand gegeben, die für die Entwicklung des Luftschiffes neue Hoffnungen aufkeimen ließ!

Der Erfolg von Renard-Krebs, welcher uns zunächst nur einen Weg wies, wie man das schwierige Problem durch ausdauernde wissenschaftlich-technische Arbeit allmählich einer Lösung zuführen könnte, regte wiederum die Massen in überschwenglicher Weise an zu kühnen Hoffnungen.

Naturgemäß trat bald wieder eine Entnüchterung ein, als diese Versuche aus kluger Erwägung, an der Grenze der Möglichkeit angelangt zu sein, zunächst nicht weiter fortgesetzt wurden. Während aber die praktischen Luftschiffer im 18. Jahrhundert, wie oben bemerkt worden, wider die bessere Erkenntnis in persönlichem Interesse an der Möglichkeit eines lenkbaren Luftschiffes festhielten, erlebten wir nach diesen ermutigenden Erfahrungen bei den modernen Ballonluftschiffern gerade das Gegenteil. Entgegen der wissenschaftlichen Erfahrung sprachen sie in Wort und Schrift von der Unmöglichkeit der Lenkbarkeit des Luftschiffes. Ihre Äußerungen wurden, wie leicht erklärlich, bei der Masse als das allein richtige Urteil erfahrener Fachmänner angesehen. Die damals noch geringe Anzahl praktischer Luftschiffer erhob sich mit diesem absprechenden Urteil auf den Piedestal aëronautischer Autoritäten.

Für die Entwicklungsgeschichte des Luftschiffes ist aber dieses Verhalten der praktischen Luftschiffer gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein großes Glück zu nennen. Nicht zum wenigsten ihrem hartnäckigen Frontmachen gegen die Lenkbarkeit des Luftballons ist es zu verdanken, daß wohl Tausende von Unberufenen sich beruhigt und ihre Zeit zu besseren Dingen als nutzlosen Projekten verwendet haben. Die wissenschaftliche Luftschiffahrt läßt sich nicht irreführen in ihren durch Erfahrungen ge-

wonnenen Erkenntnissen und arbeitet nach Maßgabe der verfügbaren Mittel langsam, aber rastlos weiter, um schließlich diejenigen Ziele zu erreichen, welche nach unseren heutigen Begriffen als erreichbar angesehen werden müssen. Dabei kommt ihr zu gute, daß das Ballonfahren selbst heutzutage ein von zahlreichen Gebildeten erstrebter Sport ist, und daß somit die aëronautische Urteilsfähigkeit der oberen Zehntausend viel mehr auf der Bildung ihrer eigenen Meinung beruht als auf den Ansichten der ehemaligen praktischen Fach-Aëronauten.

Die eigene Meinung bringt es glücklicherweise mit sich, daß heute ganz allgemein den schwierigen Arbeiten auf unserem aëronautischen Spezialgebiete mehr Verständnis und mehr gerechte Würdigung geschenkt wird, als es in früheren Zeiten jemals möglich war. Über die Frage aber, worin eigentlich die Schwierigkeiten jener Versuche liegen und inwieweit man nach aller menschlichen Voraussicht ihrer Herr zu werden hofft, herrscht noch soviel Unklarheit, daß es an der Zeit sein dürfte, den großen Fragebogen zu weiterer allgemeiner Kenntnis zu bringen.

In bezug auf die Baustoffe, die wegen der einen aëronautischen Hauptbedingung, einer Vereinigung von Leichtigkeit mit Festigkeit, für ein Luftschiff von grundlegender Wichtigkeit sind, wird allen Anforderungen der Gegenwart schon einigermaßen Genüge geleistet. Die Aluminium-Industrie hat sich in vorher kaum geahnter Weise entwickelt und liefert in ihren Legierungen wie z. B. Wolframinium, Magnalium u. A. aëronautische Baustoffe bester Qualität von einem spezifischen Gewicht von 2,5 bis 3. Dieses Material ist für alle konstruktiven Teile, die nicht Reibungen ausgesetzt sind, gut verwendbar. Wo letzteres zutrifft, muß auf Stahlfutter und Stahlachsen zurückgegriffen werden, deren Verschleiß nicht so groß ist. Ebenso dienen Stahldrähte und leichte Stahlkabel für Spannverbindungen und Aufhängesysteme, weil deren Bruchfestigkeit diejenige der Drähte von Aluminiumlegierungen bedeutend übertrifft und ihre Anwendung keine so bedeutende Gewichtsvermehrung mit sich bringt, um sich des Vorteils der größeren Sicherheit begeben zu müssen.

Hinsichtlich des Ballonstoffes haben erst kürzlich die neuesten Erfahrungen mit dem französischen Luftschiff der Gebr. Lebaudy gezeigt, wie hohen Anforderungen derselbe bereits entspricht. Bei ihm tritt neben Festigkeit und Leichtigkeit noch die Anforderung großer Dichtigkeit hinzu, damit das Ballongas möglichst lange Zeit in der Ballonhülle unvermischt mit Luft eingeschlossen erhalten bleibe.

Dieser Ballonstoff ist eine Erfindung der Offiziere der preußischen Luftschiffer-Abteilung, die durch unsere Privatindustrie weiter entwickelt,

durch besondere maschinelle Einrichtungen in fast vollkommener Weise hergestellt wird.

Oberst Renard, der bekannte Direktor der militäraëronautischen Anstalt in Meudon äußert sich mit Bezug auf die aus dem deutschen gummierten Baumwollenstoff des Luftschiffes Lebaudy hergestellte Ballonhülle folgendermaßen: „Wenn man seine Ballonhülle gefüllt erhält auf eine Zeitdauer, die bis jetzt vollkommen ungewöhnlich war, so hat man den Stoff einer in ihrer Art einzigen Probe unterworfen."

Lebaudys Luftschiff war nämlich 196 Tage hindurch in Perioden von 56, 70 und 70 Tagen mit Wasserstoff gefüllt geblieben. Das ist eine bisher unbekannte Leistung, und wir können ohne Unbescheidenheit und Selbstüberhebung einigermaßen stolz sein auf die Güte unserer deutschen Erzeugnisse, wenn sie schon im Auslande eine solche Anerkennung finden.

Des weiteren kommt als wesentliche Bedingung für den Bau des Luftschiffes ein kräftiger und zugleich sehr leichter und betriebssicherer Motor in Frage, dessen Heiz- und Kühlmaterial ebenfalls keine zu großen Mengen und Gewichte darstellen. Diese Aufgabe war nicht leicht zu lösen. Jahrzehntelang bemühten sich die verschiedensten Flugtechniker, jedesmal die in Einführung begriffene Kraftmaschine der Aëronautik dienstbar zu machen. Giffard nahm die Dampfmaschine, Hänlein mit entschieden mehr Aussicht auf Erfolg die Gasmaschine, Tissandier den Elektromotor für das Luftschiff, aber jedem einzelnen dieser aëronautischen Förderer stellten sich dabei neue Schwierigkeiten entgegen, die eine endgültige Lösung des Problems weiter hinausschoben.

Erst als Daimler in Cannstatt den Petroleummotor erfunden hatte, aus welchem sich mit der Zeit der heutige Benzinmotor entwickelt hat, erst da beginnt allmählich der Fortschritt auch beim Luftschiff zu Tage zu treten.

Für die Luftschiffahrt ursprünglich erfunden, durch den Automobilismus praktisch zu großer technischer Vollendung gebracht, entspricht der moderne Benzinmotor heute in hinreichender Weise allen den Anforderungen, die vor 20 Jahren als das Wesentliche der Erfindung des Luftschiffes bezeichnet worden waren.

Man wird nun natürlicherweise fragen, warum ist denn trotz Vorhandenseins des erforderlichen Motors immer noch kein brauchbares Luftschiff gebaut worden?

Die Frage ist nur dahin richtig zu beantworten, daß nunmehr erst die konstruktiven Schwierigkeiten, welche die Zusammenstellung des Baues, die richtige Festigkeit bei der Erhaltung möglichster Leichtigkeit

aller Teile und die gleichmäßige Lastverteilung auf das ganze Gebäude mit sich bringen, erkannt und überwunden werden müssen.

Unser großer Flugtechniker Otto Lilienthal pflegte sich sehr zutreffend in folgender Weise über die Flugtechnik zu äußern: „Eine Flugmaschine erfinden, das kann jeder, eine solche bauen ist schon schwieriger, die Hauptsache aber bleibt das Fliegen!"

Beim Luftschiff liegen die Verhältnisse ebenso. Heute besonders, nachdem Graf v. Zeppelin, Santos Dumont und die Lebaudys so erfreuliche Fortschritte und Erfolge mit ihren Luftschiffen dargetan haben, meint mancher, wenn er einen Motor hat, einen Zigarrenballon darüber, eine Gondel mit Propellern und einige Steuervorrichtungen, dann sei sein Luftschiff fertig und der Erfolg so sicher, wie $2 \times 2 = 4$ ist. Wer so denkt, gibt sich großen Täuschungen hin! In der Aëronautik müssen alle Verhältnisse auf das peinlichste gegeneinander abgestimmt werden. Bei ihr handelt es sich um einen für Konstruktionen auf der Erde und auf dem Wasser gar nicht in Betracht kommenden Faktor, nämlich um das Gewicht, welches neu hinzutritt und eine Reihe schwieriger Probleme in sich schließt. Unsere Fortschritte im Luftschiffbau verdanken wir auch nur unserer heutigen Fertigkeit, Kraft und Widerstandsfähigkeit mit verhältnismäßig geringem Gewicht zu vereinigen. Bei der Abstimmung der Verhältnisse treten zunächst folgende Fragen auf:

1. Was will ich an Eigengeschwindigkeit erreichen?
2. Wie starke Triebkräfte brauche ich hierzu?
3. Was darf das Ganze wiegen?

Da keine Arbeit in der Ausführung dem idealen Entwurf gleichkommt und das Erreichbare eine obere Grenze hat, so muß von vornherein damit gerechnet werden, daß man bei jeder einzelnen der obigen Fragen das gesteckte Ziel nicht vollkommen erreicht. Man darf aber auf die Arbeit stets mit Befriedigung zurückschauen, wenn man im ganzen schließlich mehr erreicht hat als seine Vorgänger und seine Zeitgenossen.

Ist man sich über obige Fragen im allgemeinen klar geworden, so ergeben die aërostatischen Forderungen eine neue Reihe Beschränkungen, die zu obigen Fragen in Wechselbeziehung treten. Es handelt sich dabei um folgende wichtige Punkte:

4. Wie hoch soll die Maximalhöhe meines Luftschiffes angesetzt werden?
5. Welche Form gebe ich dem Luftschiff, speziell dem Gasbehälter?
6. Wie verteile ich in der Konstruktion Auftrieb, Gewicht und Last, sodaß das Ganze in der Luft stabil bleibt?

7. Wie erhalte ich die Stabilität während der Fahrt, da bekanntlich sowohl Gas- wie Ballastverluste unvermeidlich sind, und Wärmeschwankungen des Traggases oder Belastungen des Fahrzeuges durch atmosphärische Niederschläge oft sehr störend werden.

8. Wie vermeide ich sowohl die Feuergefahr des Motors, wie die Zerstörungsgefahr beim Landen?

Jedes Modell verlangt nach diesen Rücksichten neue Überlegungen, neue Versuche, und kein Sterblicher kann sich vermessen, zu behaupten, daß er von vornherein das Richtige treffen wird.

Aus einem gründlichen Versuch, der nach allen diesen Erwägungen zur Durchführung gelangt ist, lernen wir viel, sehr viel, selbst wenn das Endresultat hinter allen Erwartungen zurückgeblieben ist. Die stets erreichten besseren Resultate haben offenkundig dargelegt, daß Fortschritte tatsächlich gemacht worden sind und zugleich zur Erkenntnis geführt, daß wir noch lange nicht am Ende solcher stehen.

Eine viel verbreitete und ganz irrige Ansicht ist die, daß viele glauben, möglich wäre es ja wohl, solches Luftschiff zu bauen, aber es könne doch nur bei Windstille fahren und gelenkt werden. Zu dieser Auffassung wird der Laie zum Teil verleitet durch die auf Windstille bezogene Vergleichung der Luftschiffe untereinander. Man sagt, das Luftschiff Renard-Krebs hatte eine Geschwindigkeit von 6,5 m in der Sekunde, das Luftschiff Zeppelin von 7,5 m in der Sekunde und geht von Windstille als Nullpunkt für den Vergleich aus. In Wirklichkeit sind aber beide Luftschiffe bei Wind gefahren, dabei haben sie obige Geschwindigkeit nur erreicht, wenn man die besonders gemessene Windstärke während der Versuchszeit auf die Fahrgeschwindigkeit nach dem Ziel in Anrechnung bringt.

Fährt beispielsweise ein Luftschiff, welches 8 m Eigengeschwindigkeit bei Windstille leistet, gegen einen 7 m in der Sekunde starken Wind direkt an, so kann es ihm nur gelingen, in bezug zu seinem Auffahrtsort an der Erde in jeder Sekunde 1 m nach dieser Gegenwindrichtung vorwärts zu kommen. Dreht es und fährt es nun mit dem Winde mit voller Maschinenkraft, so wird es in der Sekunde 15 m fliegen. Lenkbar wird es allemal, sobald es eine bestimmte Eigenbewegung besitzt.

Eine andere Frage bleibt allerdings die, ob die Eigenbewegung groß genug ist und lange genug andauert, um eine praktische Verwendbarkeit des Fahrzeuges zu rechtfertigen. Man will doch gewisse wissenschaftliche oder militärische Aufgaben mit dem Luftschiff lösen. Hierfür muß Gewähr geboten werden für eine bestimmte Eigengeschwindigkeit und Fahrtdauer.

Nach dieser Richtung hin sind die Wünsche der Flugtechniker noch nicht ganz befriedigt worden, aber zufrieden können sie immerhin sein, wenn sie die bisher erreichten Resultate des Jahres 1903 mit dem Luftschiff Lebaudy's näher betrachten, welche mit nachfolgenden Daten gegeben sind: Längste Fahrtdauer: 1 Stunde 36 Minuten und 2 Stunden 46 Minuten. Längster Flugweg: 36 km und 98 km. Größte Geschwindigkeit auf Windstille berechnet: 40 km in der Stunde, d. h. 11 m in der Sekunde. Größte Dauer des Gefülltbleibens des Ballons 196 Tage.

Das Luftschiff „Le Jaune" der Gebr. Lebaudy hat außerdem am 12. November 1903 die erste taktische Aufgabe eines Luftschiffes technisch gelöst, indem es von Moisson, 52 km Luftlinie von Paris, nach letzterem hinfuhr und vor der großen Maschinenhalle der Ausstellung in Paris landete. Dasselbe Luftschiff fuhr am 20. November weiter nach seinem neuen Bestimmungsort Meudon, wo es richtig eintraf, und nur infolge von mißlichen Zufälligkeiten beim Landen gegen einen Baum getrieben wurde und platzte. Das war ein Untergang nach dem Siege!

Wer bei solchen Ergebnissen noch den Fortschritt leugnen will, muß entweder nicht genügend unterrichtet sein oder einen prinzipiell gefaßten Standpunkt nicht aufgeben wollen. Freilich wurden solche Errungenschaften beim Lebaudyluftschiff nicht mit den ersten drei Versuchen erreicht, sondern nur mit einer Monate hindurch ununterbrochenen Reihe von stets mit neuen Verbesserungen vorgenommenen Experimenten. Nur auf Erfahrungen baut sich all unser Wissen ganz allmählich auf und höchst betrübend für die meisten nicht minder tüchtigen Vorgänger Lebaudy's war es, daß ihnen die Mittel versagten, um in gleicher Weise ihre Ideen vollenden zu können.

Wir besitzen heute zwei verschiedene Schulen für Luftschiffbauten, die man ganz zutreffend als französische und deutsche Schule bezeichnet hat.

Die französische Schule vertritt jene Konstruktion mit einer aus Stoff bestehenden schlaffen Ballonform, die durch fortdauernden inneren Druck bei voller Gestalt erhalten wird, den sogenannten „Prallballon". Die deutsche Schule, welche sich erst durch Schwarz und Zeppelin herausgebildet hat, hält eine versteifte Form mit starrem Ballongerüst für besser.

Bei beiden gibt es eine ganze Reihe von Vorteilen und Nachteilen, beide sind zu weiterer Vollendung geeignet.

In Deutschland sind für die Weiterführung der Versuche leider mehr Sympathien als Geldmittel vorhanden. Die großen Preise für Luftschiffe für 1904 auf der Weltausstellung in St. Louis und die von der brasili-

anischen Regierung ausgesetzten in Rio de Janeiro haben im letzten Jahre eine rege Betriebsamkeit im Luftschiffbau in Amerika, England und Frankreich hervorgerufen. Aber weder von Amerika noch von England dürfen wir bedeutende Resultate auf diesem technischen Gebiete erwarten. Nur in Deutschland und Frankreich ist die aëronautische Systematik bereits soweit vorgeschritten, nur von diesen beiden Staaten sind aëronautische Leistungen zu erwarten. Zu unserm westlichen Nachbarn stehen wir in so vielseitiger Wechselbeziehung im Gedankenaustausch, daß wir auch nur von ihm für uns aëronautische Anregung und Belehrung holen können und umgekehrt er von uns, wie es sich mehrfach bereits gezeigt hat. Man kann sagen, wenn wir auch im Charakter verschieden sind und in der Meinung über den besten Weg für die zukünftige Entwicklung des Luftschiffes etwas auseinandergehen, so bleiben wir uns doch gleichwertig, sobald wir die Sache praktisch anfassen; der eine lernt vom andern, der Gedanke des einen regt den andern an, und in der Beschaffung der Baumittel ergänzen sich beide Nationen gleichfalls in glücklicher Weise, Dank den beiderseitigen hochentwickelten, auf wissenschaftlicher Basis arbeitenden Industrien. Sehr zu wünschen wäre es, daß sich auch bei uns die Milliardäre besännen, daß es viel verdienstvoller ist, für die Wissenschaft und insbesondere für die Förderung der Aëronautik den schaffenden nervus rerum zu gewähren, als nach Orden und Titeln zu jagen. Dann werden wir keine Veranlassung mehr haben, die wahrhaft patriotische Initiative der Milliardäre in Frankreich, England und Amerika zu bewundern.

Die Leiſtungen und die Bedeutung der Vereinigung alter deutſcher Studenten in Amerika.

(Rede des Präſidenten beim zweiten Jahreskommers am 19. März 1904.)

Von

Carl Beck.

Zum zweiten Male feiern wir den Geburtstag der Vereinigung. Mit Genugtuung dürfen wir das gedeihliche Wachstum des luſtig ſtrampelnden Geburtstagskindes konſtatieren, denn unſere Mitgliederzahl hat ſich beinahe verdoppelt; in jeder größeren Stadt der Union zählen wir Mitglieder. In San Franzisko rühmen wir uns einer Mitgliedſchaft von vierzehn trefflichen Mannen.

Die böſen Reden von der Eintagsfliege, die düſteren Prophezeiungen, wie man ſie „einem neuen Kneipverein nach veralteten Muſtern“ ſtellen zu dürfen glaubte, ſind verſtummt; ja, ſelbſt das vorſichtige Spitzen der Ohren nach der hohen obrigkeitlichen Genehmigung hat eine erhebliche Abſchwächung erlitten. Mit einem Wort, man fängt an, ſich für die Vereinigung alter deutſcher Studenten in Amerika zu intereſſieren, man fragt allmählich: Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr eigentlich? Habt Ihr umſtürzleriſche Pläne? Spukt ein neues deutſches Dominium in Euren Köpfen? Wollt Ihr die deutſche Sprache als Nationalidiom einführen? Oder wollt Ihr gar einen trinkfeſten Bruder Studio mit dem melodiſchen Namen Maier, Müller oder Schmidt ſänftiglich ins Weiße Haus hineinbringen? Oder wollt Ihr das Hofbräu als Nationalgetränk obligatoriſch machen und zu guterletzt durch einen offiziellen Sonntagsfrühſchoppen dem Puritanismus ſtracks den Garaus machen? Nichts von alledem! Wir wollen freilich nach des Tages Mühen bisweilen das Horaziſche Dulce est desipere in loco beherzigen, und in den Sonnenſchein des Lebens tauchen, aber das iſt nur erheiterndes Beiwerk. Denn wir ſtehen vor einer viel höheren Miſſion.

Da iſt vor allen Dingen hervorzuheben, daß wir treue Bürger der großen amerikaniſchen Republik ſind und in guten und böſen Tagen zu denen halten werden, welche uns in nobler Gaſtlichkeit ihre Tore weit öffneten.

Damit iſt aber nicht im entfernteſten geſagt, daß wir die Liebe zu unſerem alten deutſchen Vaterland und die Hingebung an die unvergänglichen Güter deutſchen Geiſtes und deutſcher Kultur aufgeben wollen. Welch ein ungeheures Verlangen, die heiligſten Gefühle, die tief in der Bruſt geborgen ſind, bei der Landung wegwerfen zu ſollen, wie man ſich eines abgetragenen Rockes entledigt!

Der misera Plebs wäre das wohl schon ganz recht. Noch lebt eine große Schaar von weißen Epigonen jener Indianer, welche sich das Späßlein erlaubten, mittelst eines höchst energischen Verfahrens gefangene Blaßgesichter zu „indianisieren". Sie rissen ihnen nämlich die Haare gründlich aus, durchlochten Nase und Ohrmuscheln und ließen mittelst freigebiger Pinselstriche das Gesicht in kühnen Farbennüancen schillern. Zu guterletzt tunkten sie dann den also Vergewaltigten tief unter Wasser. In feierlicher Ratssitzung wurde dann ein derartig „Geläuterter" als Vollblutrothaut erklärt, da nun jeder weiße Blutstropfen ausgetilgt sei.

Ja, wie würden die Herren Jingoes jauchzen, wenn man an dem deutschen Einwanderer eine derartig nachdrückliche Investitur vornehmen dürfte und das deutsche Blut nach ihrem Gefallen wandeln könnte! Aber, gottlob, da haben wir auch noch ein Wörtchen mit drein zu reden. Wir brauchen uns derartige Zeremonien glücklicherweise nicht gefallen zu lassen, denn wir sind stark genug, uns dagegen zu wehren. Und unsere Stärke beruht darauf, daß wir nicht gekommen sind, um nur zu nehmen, sondern auch um zu geben.

Und, was wir geben, sind die Schätze deutschen Geistes, deutscher Kultur, deutschen Gemütslebens und der nimmer versiegenden Quelle gesellschaftlichen Frohsinns.

Was deutschen Geistes Schaffen bedeutet, bedarf hier keiner weiteren Ausführung. Dem Pöbel braucht man es ja nicht zu sagen, denn der wird niemals verstehen lernen, es zu würdigen. In den besseren Kreisen unseres Adoptivvaterlandes aber regt sich ein Bildungsbedürfnis, wie man es früher kaum ahnen konnte. Als Ausdruck desselben brauche ich bloß auf den Magnetismus der deutschen Hochschulen hinzuweisen, welcher durch die Tatsache illustriert wird, daß, während vor etwa vierzig Jahren kaum fünfzig amerikanische Studenten auf deutschen Universitäten zu finden waren, heutzutage schon die Ziffer 2000 pro Semester erreicht ist.

Wie bezeichnend, daß man angefangen hat, fast in jedem gebildeten amerikanischen Hause deutsch zu lernen! Das tut man ganz gewiß nicht aus politischen Gründen, sondern weil eben kein Sprachschatz so viel ächtes Geistesgold zu Tage fördern läßt als der deutsche. Mit unendlichen Opfern an Zeit und Geld erwirbt sich mancher Amerikaner die Kenntnis der deutschen Sprache, die köstlichen Güter, welche der einwandernde Deutsche ja schon besitzt. Wie muß der gebildete Amerikaner den Deutschen verachten, der sich ob dieses Besitzes nicht freut oder sich dessen gar schämt!

So begegnet sich denn der gebildete deutsche Einwanderer mit dem Amerikaner der besseren Klassen in dem Bestreben nach höchster Geistesbildung. Und hier, Commilitonen, ist der Anknüpfungspunkt der Vereinigung. Hierin liegt das Gemeinsame des Strebens. Ob in Amerika oder Deutschland geboren, für den, welcher die deutsche Hochschule besuchte, ist dies schließlich gleichgültig geworden — denn mit ihnen können wir getrost sagen: Wir glauben alle an ein und dasselbe Evangelium.

Von dieser Perspektive betrachtet, ist gerade der eingeborene Amerikaner dazu berufen, die Hauptstütze unserer Bestrebungen zu werden. So, wie wir zu ihnen gehören, so sollen sie auch die unsrigen werden. Sie dürfen uns dann schon ein paar überflüssige Skalplocken — die Nörgelsucht, die Uneinigkeit und die Formlosigkeit — ausrupfen und sich dafür von uns tätowieren lassen — mit den Farben eines Luther, eines Goethe, eines Kant und eines Beethoven.

So wollen wir nicht als Vergewaltiger, sondern als Brüder verschiedener Art einig zusammengehen!

Was wir also anstreben, ist, die unvergänglichen Güter deutschen Geistes und deutscher Kultur unseren hiesigen Mitbürgern vorzuführen und sie lieben zu lehren, ihnen ferner zu beweisen, daß die typischen amerikanischen Eigenschaften, die Energie, der Wagemut, die Findigkeit und die Tatkraft, verbunden mit dem sprichwörtlichen Optimismus, es allein nicht tun, sondern daß das Leben erst dann lebenswert wird, wenn es verschönt wird durch das Lied, die Dichtung und die Kunst. Und gibt es denn wirklich ein echtes Lied, das nicht deutsch wäre?

Wir wollen unsere amerikanischen Mitbürger mit dieser deutschen Auffassung imprägnieren, daß sie sich diese schließlich gänzlich zu eigen machen und zuletzt meinen, daß alle diese ursprünglich deutschen Eigentümlichkeiten gut amerikanisch wären. Wie die Amerikaner den Christbaum, diese urdeutsche Schöpfung, so lieb gewonnen haben, daß sie schon vergessen, daß er einen deutschen Heimatschein hat, so soll es mit der Einprägung deutscher Eigentümlichkeiten werden. Wir wollen, in anderen Worten, dem Amerikaner die edelsten deutschen Eigenschaften derart einimpfen, daß der höchste Grad tüchtigen Amerikanertums gezüchtet wird. So soll aus dem durch deutschen Geist veredelten Yankeecharakter ein völlig neuer Typus entstehen, der hochkultivierte Amerikaner. Und wir können zu dieser Metamorphosierung sehr erheblich beitragen. Vielleicht schelten Sie mich einen Utopisten, aber glauben Sie mir, ein guter ehrlicher Wille, wenn er getragen ist von Enthusiasmus für eine edle Sache, vermag viel!

Wie können wir diesen Idealen praktisch näher treten? Da fehlen uns vorerst freilich noch zwei wichtige Faktoren, nämlich erstens ein eigenes Heim und zweitens ein eigenes Organ. Wenn Sie alle mithelfen, so wird dieses Ziel in allerkürzester Zeit ohne nennenswerte Opfer erreicht werden können. Erst dann besitzen wir die geeigneten Medien, den deutschen Hochschulgedanken auf Amerika gedeihlich zu verpflanzen. Und im Zeichen der deutschen Hochschule haften die starken Wurzeln unserer Kraft!

Die wirtschaftliche und militärische Bedeutung Wismars.

Von

H. Frobenius.

Als Frucht opferschwerer nationaler Kämpfe ward die alte deutsche Stadt Straßburg 1871 nach 200jähriger Fremdherrschaft dem Vaterlande wiedergewonnen; friedliche Unterhandlungen veranlaßten Regierung und Landesvertretung Schwedens, am 26. Juni 1903 die Seestadt Wismar, nachdem sie 270 Jahre lang schwedisch gewesen, mit Verzicht auf das seit 100 Jahren verpfändete Eigentum, an Deutschland zurückzugeben. In den begleitenden Umständen mag der Grund für den verschiedenen Grad der allgemeinen Anteilnahme und des staatlichen Entgegenkommens zu suchen sein, die beiden Städten zuteil wurden: dort ein lautes Frohlocken und opferbereites Werben um die Zuneigung der französierten Bevölkerung, — hier eine stumme Gleichgültigkeit und Verweisung der echt deutsch gebliebenen Bürgerschaft auf Selbsthilfe. Man vergaß es, daß Wismar nicht nur im Westfälischen Frieden 1648 den Schweden überantwortet wurde, um dem Vaterlande den Frieden zu erkaufen, daß ein unseliges Geschick es auch 1679 und 1720, nachdem es zweimal wiedererobert war, dem Feinde als Opfer des Friedens ausliefern ließ, und daß Deutschland eine Ehrenschuld gegen diese Stadt abzutragen hat, welche zu dem Zweck der Knechtschaft und dem Verderben überlassen wurde, daß sich die deutschen Lande des Friedens erfreuen und gedeihlich entwickeln konnten.

Die Schweden wußten recht gut, warum sie gerade Wismar von den Seestädten der westlichen Ostsee in der Hand behalten wollten: dies allein gestattete, unmittelbar an einer Einbuchtung der Küste gelegen, allen Seeschiffen damaligen Tiefganges ungehinderte Zufahrt bis an seine Lagerhäuser, während Lübeck kaum imstande ist, in der immer wieder versandenden Mündung der Trave sich genügendes Fahrwasser zu erhalten, und Rostock für alle einigermaßen tiefgehenden Fahrzeuge Warnemünde als Hafen benutzen muß. Auch Wallenstein hatte die außerordentlich günstigen Verhältnisse der Wismar-Bucht schon richtig erkannt, da er sie zur Geburtsstätte der ersten großen deutschen Flotte ausersehen hatte, mit der er den nordischen Mächten die Herrschaft über die Ostsee entreißen wollte. Es war nicht seine Schuld, daß die unfertige Flotte mitsamt Wismar 1632 den Schweden in die Hände fiel und daß mit seinem Sturz auch sein großartiger Plan zu Grabe getragen wurde. Wenn trotzdem die Schweden Wismar nicht

zu einem blühenden Handelsplatz entwickelten, so hatte das seinen Grund einerseits in ihrer Unfähigkeit, deren Bürger sich zu gewinnen und die Stadt zu einer schwedischen Kolonie umzugestalten, anderseits waren die Zeiten nicht dazu angetan, um die Vorteile, welche sie als Stapelplatz für den Verkehr mit Deutschland bieten konnte, auszunutzen. Sie ward im Gegenteil als ein Hafenpunkt betrachtet, dessen Benutzung jeder Teil dem andern möglichst hindern, wo er den versuchten Handelsverkehr sperren konnte. Da Wismar außerdem in jedem der zahlreichen Kriege, in die Schweden verwickelt wurde, als zugänglichstes Objekt angegriffen, belagert und erobert wurde, ward es mehr und mehr der feindliche Dorn, der sich im deutschen Lande als etwas Fremdes, Schädliches fühlbar machte; es ward den Stammesgenossen entfremdet und fand doch anderseits keinen Ersatz für seine Loslösung vom Vaterlande bei den Schweden. So ging es mit der im 14. Jahrhundert mächtigen und reichen Hansastadt immer schneller bergab, und als durch die Verpfändung im Jahr 1803 Mecklenburg wieder ein gewisses Anrecht an sie bekam, war es die äußerste Zeit, sie vor dem Untergange zu retten; die Stadt, welche im Jahre 1376 durch Pest 10000 Menschen und durch eine Feuersbrunst fast ein Viertel ihrer Häuser verlieren konnte, ohne in ihren Unternehmungen wesentlich beeinträchtigt zu werden, zählte im Jahre 1799 nur noch 6000 Einwohner, und deren Mehrzahl war so verkommen, daß Wismar als ein „wahres Sodom und Gomorrha", als „eine Spielhölle und als Sitz kannibalischer Völlerei und anderer Ausschweifungen" bekannt war.

Mecklenburg kann sich nicht rühmen, nennenswerte Opfer gebracht zu haben, um die schwergeprüfte Stadt ihrem Elend zu entreißen. Man hatte sich dessen entwöhnt, sie als zugehörig zu betrachten, sie war auch jetzt noch nicht im Landtag vertreten. Man war wohl geneigt, dem verpfändeten schwedischen Eigentum Pflichten aufzuerlegen, aber an den Rechten der Staatsangehörigen sie teilnehmen zu lassen, trug man Bedenken. Bei allen für Handel und Schiffahrt seitdem in reichem Maße geschaffenen segensreichen Einrichtungen trat diese Sonderstellung hindernd in den Weg. So waren alle Bemühungen der Stadt, die seit 1836 auf Gewinnung einer Eisenbahnverbindung zur Elbe gerichtet waren, bis zum Jahre 1848 vergeblich, so konnte man sich nicht entschließen, die Verbindung der Hamburg-Lübecker Bahn mit dem mecklenburger Bahnnetz über Wismar zu führen, sondern legte sie 1870 über Kleinen — 2 Meilen abseits, und so fehlten der Stadt gerade in der Zeit, als günstigere Zollverhältnisse nach Überwindung der Schwierigkeiten, die auch dem Zollanschluß erwuchsen, ausgenutzt werden konnten, die seit 40 Jahren erstrebten Schienbahnen. Wenn sich trotzdem Wismar langsam heraufarbeitete, wenn es seinen Bürgern gelungen ist, sich einen Platz im Binnen- und Seehandel zu erringen, der es Rostock, der nie gehinderten, stets mit Wohlwollen behandelten Seestadt, gleichwertig zur Seite stellt, so ist dies deren eigenstes Verdienst. Wir sind gezwungen, die zähe Ausdauer dieses Volksstammes zu bewundern, der, durch Generationen hindurch ausgeraubt und um jede Frucht seiner Arbeit betrogen, immer wieder mit neuem Mute an diese

herantrat, der sich durch Jahrhunderte lange Drangsal und Verarmung nicht in seiner Lebenskraft brechen ließ, sondern mit der ersten Lockerung der Fesseln auch sofort begann, sich herauszuarbeiten aus dem Sumpf, in den das Schicksal ihn gestürzt hatte.

Es sind aber in zweiter Linie die günstigen geographischen Verhältnisse, welche die Wismaraner in ihrem Bestreben kräftig unterstützten, und diese kommen auch bei der Wertschätzung dieser Seestadt für einen großen Teil des Vaterlandes in Betracht. Die Moränenkette, welche zur Eiszeit in westöstlicher Richtung quer durch das mecklenburgische Gebiet angehäuft wurde, hat die Havel und Elbe verhindert, in kürzester Linie die Küste zu erreichen und letztere gezwungen, ihre Mündung in das Gestade der Nordsee zu verlegen. Mecklenburg ist dadurch einer wichtigen Binnenlandverbindung durch eine große Wasserstraße beraubt worden, hat dafür aber den Vorteil eingetauscht, im Norden wie im Süden durch eine solche, die Ostsee und die Elbe, begrenzt zu werden. Es konnte sich nur darum handeln, die notwendigen Verbindungen zwischen den Häfen und den nächstgelegenen Punkten der Elbe herzustellen, um den Handel zwischen den Ostseeländern und dem westlichen Deutschland durch mecklenburgisches Gebiet zu leiten. Auf deren Vorhandensein und Ausnutzung beruhte der bedeutende Handel von Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund von jeher, und der zeitentsprechende Ausbau dieser Verkehrswege ist die Vorbedingung ihrer zukünftigen Bedeutung. Wismar konnte so lange zu keiner neuen Entwickelung kommen, bis 1848 die Eisenbahnverbindung mit der Elbe hergestellt war; dann machte es rasche Fortschritte, denn ausgenommen Lübeck (die Eisenbahn von Lauenburg bis Travemünde mißt nur 80 km) besaß es die kürzeste Verbindung (Dömitz-Wismar 99, Wittenberge-Warnemünde 163 km). Faßt man Magdeburg, den wichtigsten Handelsmittelpunkt des entsprechenden Gebietes, als gemeinsamen Endpunkt ins Auge, so ist die Schienenverbindung für Wismar unbedingt die kürzeste (Wismar 247, Travemünde 309, Warnemünde 272 km).

Die Wichtigkeit des Ostseehandels, über den hinaus Wismar nur in geringem Maße bisher sich ausdehnte (Einfuhr von Hölzern aus den Vereinigten Staaten), beruht auf der Verschiedenartigkeit der Naturprodukte der betreffenden Länder. Die norddeutsche Tiefebene entbehrt im allgemeinen gewachsener Steine und bedarf der Einfuhr von Nutzholz; beides haben die skandinavischen Länder, Holz auch Rußland und Kalksteine Dänemark uns zu bieten. Daneben hat sich bisher noch immer eine starke Einfuhr von englischen Steinkohlen gegen den Wettbewerb der heimischen Kohlengruben zu erhalten gewußt. Dagegen nimmt der englische Markt den in Norddeutschland erzeugten Rohzucker auf, und die Ausfuhr von Koch- und Düngesalzen nach Dänemark, Schweden und Norwegen hat begründete Aussicht, die bisherigen Bezugsquellen für ersteres, England, Spanien und Portugal, aus dem Felde zu schlagen, wenn die weitere Entwickelung der Verkehrswege dem Handel zu Hilfe kommt. Der wie ersichtlich auf beiderseitige unveränderliche Bedürfnisse gegründete Handel hat nicht nur für das Küstenland,

sondern für einen großen Teil von Westdeutschland Wichtigkeit, im besonderen kommt für die Salzausfuhr Staßfurt und der Bezirk Hannover zur Sprache. Die gleiche Bedeutung kann der Handel mit Getreide für weite Gebiete erlangen, wenn er durch gute Verbindungen unterstützt wird. Bei diesem wechseln die Bedürfnisse mit dem Ausfall der Ernte in diesem und jenem Lande, der Überfluß muß untergebracht, d. h. ausgeführt, dem Mangel muß durch Einfuhr abgeholfen werden. Bei dem Getreidehandel kommt aber in viel höherem Maße als bei den obigen Artikeln, selbst den Zucker nicht ausgenommen, der Weltmarkt und der Wettbewerb der überseeischen Länder zur Sprache. Es ist gleichzeitig der unentbehrlichste und für das Wohl und Wehe der deutschen Landwirtschaft entscheidende Artikel, und die Vorbedingungen für seine billige Versendung, sei es binnen- oder seewärts, können also auf besondere Berücksichtigung Anspruch machen. Da aber das überseeische Getreide den Vorteil des ununterbrochenen Wasserweges und der unverhältnismäßig niedrigen Wasserfracht bis ins Herz Deutschlands (Mannheim) hinein in einem Maße auszunutzen imstande ist, daß selbst bei den größten Entfernungsunterschieden die auf Eisenbahntransport angewiesenen Getreide Norddeutschlands gar nicht mit ihm konkurrieren können, liegt es im Interesse des deutschen Getreidehandels und demnach auch der Landwirtschaft, nach Möglichkeit Wasserwege zu schaffen und damit die Transportkosten so herabzumindern, daß der Wettbewerb mit überseeischem Getreide ermöglicht wird.

Für die Herstellung von Wasserverbindungen, also Kanälen zwischen der Elbe und der Ostsee bietet nun gerade Mecklenburg die denkbar günstigsten Verhältnisse. Auf dem Landrücken der ehemaligen Moränen trägt es eine Reihe wasserreicher Seen als natürliche Reservoirs, deren Überfluß genügt, um die nach Nord und Süd abfließenden kleinen Wasserläufe nach der erforderlichen Erweiterung mit Wasser zu speisen. Die mecklenburgischen Fürsten hatten schon im 16. Jahrhundert die Vorteile erkannt, welche hieraus zu ziehen sind. Denn Johann Albrecht benutzte die Wasserlinie der Stör und Elde, um einen Kanal von Dömitz bis zur Höhe des Schweriner Sees zu erbauen, und sein Bruder Ulrich führte ihn weiter bis zur Wismarbucht, sodaß im Jahr 1582 tatsächlich die Wasserverbindung zwischen Elbe und Ostsee hergestellt war. Aber in kurzsichtiger Verblendung verweigerten die Stände jede Beihilfe zur Erhaltung des Kanals, und er mußte verfallen. Es war offenbar schon in Vergessenheit geraten, daß es Lübeck am Ende des 14. Jahrhunderts nur dadurch gelungen war, den Salzhandel den Händen Wismars zu entreißen und damit den Grund seines Reichtums zu legen, daß es die Trave durch Kanalisierung der Stecknitz mit der Elbe verband und dem wichtigen Ausfuhrartikel den billigeren Wasserweg verschaffte. Wallenstein griff das Werk von neuem an; es schien ihm notwendig zur Ausstattung der für seine Pläne hochwichtigen Stadt. Aber das Projekt kam nicht zur Ausführung, denn er verlor die mecklenburgische Herzogskrone so schnell, als er sie gewonnen hatte.

Es ist nicht zu verkennen, daß Mecklenburg durch Erhaltung und zeitgemäßen Ausbau des Kanals Dömitz-Wismar einen Ersatz der Elbemündung in die Ostsee erhalten hätte, daß es als Küstenland die Vorteile des Durchgangsverkehrs aus einem weitreichenden Hinterlande genossen hätte, und daß Wismar sich zum Hamburg der Ostsee entwickelt haben würde. Aber die Verkehrspolitik Mecklenburgs war kurzsichtig genug, das ganze Gebiet südlich der Höhenkette mit Straßen, Kanälen und Eisenbahnen nur nach West und Ost an die Verkehrssysteme der Elbe und Havel anzuschließen, um seinen Landeserzeugnissen die Handelsplätze Hamburg, Lübeck, Berlin und Stettin zugänglich zu machen. Die eigenen Hafenplätze wurden dadurch auf das außerordentlich schmale Stück Hinterland nördlich der Seenkette beschränkt, und der größte Teil des Landes wurde zum Hinterland für Hamburg und Stettin. Was sich Mecklenburg durch ein System von Verkehrswegen, das allen von der Natur gegebenen Fingerzeigen Hohn spricht, selbst für Schaden zugefügt hat, ist schließlich seine Sache. Aber es ist für Deutschland nicht gleichgültig, daß es die ihm von der Natur gestellte Aufgabe, den Handel zu den Ostseeländern auf dem kürzesten Wege zu ermöglichen, nicht zu erfüllen willens ist und damit auch andere Gebiete Deutschlands schädigt. Seit 1892 sind die Wismaraner bestrebt, einen Kanal zur Elbe sich zu schaffen; sie waren zu bedeutenden Opfern bereit, vermochten aber das Werk nicht ohne Landeshilfe auszuführen; die Regierung trat 1896 für das Projekt ein; aber die Stände wiesen die Zumutung einer Beihilfe von 2½ Millionen mit der Begründung ab, daß der Handel Wismars nicht bedeutend genug sei, daß es fraglich sei, ob die Landwirtschaft den erwarteten Vorteil daraus ziehen werde, und daß der Kanal möglicherweise andere Landesinteressen benachteiligen werde.

Der Kanal, den die Stände schon als gerechte Entschädigung für die Opferung Wismars im Jahre 1648 hätten bewilligen müssen (die Stadt ging Deutschland verloren, weil durch Verschulden der Stände Mecklenburg auf dem Friedenskongreß nicht vertreten war), wurde nicht gebaut, dagegen erlangte Lübeck die Hilfe des Reiches für den Bau des Travekanals und damit zum zweiten Male das Mittel, Wismar aus seinen Errungenschaften zu verdrängen und mit Hilfe des billigeren Wasserweges den Löwenanteil des Handels mit den Ostseeländern sich anzueignen. Dies zeigt sich in dem Rückgang des Handels von Wismar seit dem Jahr 1900, in welchem der Elbe-Trave-Kanal eröffnet wurde. Einige Angaben werden dies beweisen, gleichzeitig aber dartun, daß das Urteil der Stände über die Geringfügigkeit des wismarschen Handels ungerecht war und auf Unkenntnis beruhte. Denn für sie konnte nur Rostock zum Vergleich dienen, für dessen Unterstützung man kein Bedenken trug, bedeutende Summen zu bewilligen.

Wismar führte ein in Tonnen:

Warengattung	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902
Steinkohlen	108287	108739	87442	89608	80126	83328	100779
Hölzer	42405	46084	55850	62141	57430	58250	53879
Granit- u. Kalksteine	18996	9539	10567	11453	13291	12281	11860
Gesamteinfuhr	178744	177655	173936	176484	161184	161038	178560

Wie ersichtlich, ist die hohe Zahl im Jahr 1902 nur mit Hilfe der Steinkohlen-Einfuhr erreicht worden, eines angesichts der zunehmenden Konkurrenz der deutschen Kohlen unzuverlässigen Artikels, dagegen ging die Einfuhr von Hölzern und Steinen in den letzten Jahren stetig zurück.

Zum Vergleich die Einfuhr Rostocks, einschließlich Warnemünde,

Warengattung	1894	1895	1896	1900	1901
Steinkohlen	125483	113205	132612	122007	113288
Hölzer	9875	6315	15861	18695	12798
Steine	11022	15568	18805	20642	37047
Gesamteinfuhr	158604	151700	191850	202060	192823

woraus zu ersehen ist, daß erst in den letzten Jahren Rostock die Überhand gewonnen hat.

Wismar führte aus an Tonnen:

Warengattung	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902
Stein- und Siedesalz	7892	8993	11613	16297	11730	12030	10381
Düngesalze	4402	3791	7658	4792	5596	2217	894
Zucker	7144	13888	7596	13747	13123	12153	9356
Getreide usw.	10169	17254	16489	22185	30050	22170	19515
Gesamtausfuhr	38561	51065	50040	65560	64867	53828	50094

Die Ausfuhr Rostocks beschränkte sich fast nur auf Getreide und namentlich Zucker und erreichte die Höhe von

1895	1896	1900	1901
25516	27452	70523	61370

Zur Vervollständigung des Bildes sind einige Zahlen des den Binnenhandel darstellenden Eisenbahnverkehrs hinzuzufügen. Der Gesamt-Güterversand und Empfang betrug an Tonnen

für das Jahr	1896/97	1897/98	1898/99	1899/1900	1900/01	1901/02
Wismar	282374	291386	262325	306771	296928	304570
Rostock u. Warnemünde	216591	217053	215860	237119	243363	240124

Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß der Handel Wismars dem Rostocks als ungefähr gleichwertig zu erachten ist; er ist aber für größere Gebiete des Vaterlandes von Bedeutung (wie sich schon aus dem um 21 bis 30 % stärkeren Eisenbahnverkehr ergibt), da er nicht nur die Erzeugnisse Mecklenburgs umfaßt, wie der Handel Rostocks, sondern bemüht ist, hauptsächlich Salz und Erzeugnisse der chemischen Fabriken Sachsens auszuführen. Für diese war früher der Weg über Wismar der kürzeste und billigste, weshalb bis zum Jahr 1899 eine stete starke Steigerung der Ausfuhr stattfand. Dann begann Lübeck mittelst der billigeren Wasserfracht auf dem Travekanal diese Artikel an sich zu ziehen. Ein gleiches ist zu beobachten bezüglich der Einfuhr von Steinen und Hölzern. Der Vorteil würde aber wieder Wismar zufallen, wenn es die Möglichkeit erhielte, den geplanten Elbe-Ostsee-Kanal zu bauen, denn es erhielte damit den kürzesten Wasserweg für die Verbindung der Elbe mit der Ostsee. Nehmen wir den Schnittpunkt des 55. Breitengrades mit dem 11. Meridian östlich Paris als einen Punkt in der

Ostsee, den alle dort verkehrenden Schiffe annähernd schneiden müssen, so sind die Entfernungen von Magdeburg dorthin für den Weg über

Wismar	475 km,		
Hamburg	686 „ ,	der Weg über Wismar ist also kürzer um	211 km
Lübeck	531 „ ,	„ „ „ „ „ „ „ „	56 „
Rostock	573 „ ,	(Plauer- und Rostock-Berliner-Kanal) „	98 „
Stettin	564 „ ,	der Weg über Wismar ist also kürzer um	89 „

Da für diese Unterschiede hauptsächlich die Längen der zurückzulegenden Binnen-Wasserstraßen zur Sprache kommen und der Einheitspreis für den Transport auf diesen durchschnittlich mit 1 Pfennig pro Tonnenkilometer anzunehmen ist, liegt es auf der Hand, daß der Wismar-Kanal für alle hohe Transportkosten nicht vertragenden Artikel dem Handelsverkehr mit den Ostseeländern wesentliche Vorteile bieten würde, und daß damit die Bedeutung Wismars für große Gebiete Deutschlands außerordentlich gewinnen würde.

Für Emden, für Lübeck ist das Reich helfend eingetreten, für Rostock hat Mecklenburg bedeutende Mittel bewilligt: soll dies alles nur geschehen zum Schaden, zum bereits deutlich erkennbaren Nachteil gerade derjenigen Seestadt, welche im Interesse des Friedens und des Gedeihens deutscher Lande wiederholt geopfert wurde und den ersten Anspruch auf Hilfe haben sollte, wenn die eigene unentwegt angespannte Kraft nicht mehr ausreicht? Ihr Emporringen bis zum Jahre 1899 hat die Stadt dessen wert gemacht, und ihre Bedeutung für Handel, Industrie und Landwirtschaft würden es rechtfertigen.

Wismar hat aber auch eine große militärische Bedeutung, und es ist Zeit, daran zu erinnern, jetzt, wo das Verbot der Ausnutzung im Interesse der Landesverteidigung, wie es der Pfandvertrag enthielt, hinfällig geworden ist.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß unser Kriegshafen Kiel den äußersten linken Flügel für das maritime Kriegstheater der Ostsee bildet. Die Verhältnisse liegen im westlichen Teil des Baltischen Meeres wenig günstig für die Verteidigung. Die Inseln Rügen und Fehmarn, die Buchten und Häfen der mecklenburgischen Küste bieten zahlreiche Angriffsobjekte, Landungen sind leicht ausführbar, und Unterhalt bietet die reiche Landschaft für geraume Zeit. Die aus dem Kieler Hafen auslaufende Flotte kann die offene See zwischen Rügen und der schwedischen Küste nur erreichen, indem sie die Enge zwischen Fehmarn und Laaland passiert; sie hat dabei durchweg dänisches Gebiet zur Linken und kann aus dem Großen Belt ebensogut angefallen werden, als man ihr den Durchgang durch den Fehmarn-Belt versperren kann. Mit einem Wort: der Austritt aus dem trichterförmig sich erweiternden Hafen, der immerhin als Defilee zu betrachten ist, gewährt nicht die Möglichkeit freier Bewegung und Entwickelung, sondern das Defilee setzt sich gewissermaßen fort und zwar verbunden mit der steten Gefahr der Flankenbedrohung. Wenn man annimmt, daß der Gegner sich im Besitz der dänischen Gewässer befindet, wird es der Flotte kaum möglich sein, die offene See zu gewinnen, wenn sie nicht von außen Unterstützung findet.

Bekanntlich kommt in der Nordsee Helgoland die Bedeutung eines Brückenkopfes für die Mündungen der Weser, Jade und Elbe zu; die Insel kann einer Flottenabteilung als Station dienen, um jeden Angriff auf unsere Nordseehäfen in Flanke und Rücken zu fassen: der Austritt der vereinten Flotte aus der Elbemündung ist dadurch gesichert. Eines noch stärkeren äußeren Stützpunktes bedürfen wir bei den ungünstigeren Verhältnissen in der Ostsee vor der östlichen Mündung des Kaiser Wilhelm-Kanals, um dessen Vorteile ausnutzen zu können, und dazu eignet sich ein einziger Punkt, die Wismarbucht.

Die Wismarbucht wird durch die weit vorspringende Landzunge des Hohen-Wieschendorfer Huk in eine östliche und eine westliche Bucht geteilt; die erstere flachere wird von der Fahrrinne durchkreuzt, welche zu dem in ihrem Innern liegenden Handelshafen von Wismar leitet; ihr vorgelagert ist die Insel Poel, von deren Westgestade sich eine Reihe von Sandbänken nach dem Tarnewitz-Huk hinzieht, welches die westliche Bucht, das Wohlenberger Wiek, auf der anderen Seite begrenzt. Durch die dem Huk in nordöstlicher Richtung vorgelagerte Bank Lieps und das Gestade wird ein Wasserbecken von länglichrunder Form umschlossen, dessen Breite etwa 5, dessen Ausdehnung von Nord nach Süd etwa 7 Kilometer mißt, eine Fläche von etwa 26 Quadratkilometer. Bei einer durchgängigen Tiefe von 8—10 Meter ist dies Becken ganz frei von Untiefen, besitzt vorzüglichen, festen Ankergrund und bietet bei flach ansteigenden, festen Ufern die denkbar günstigsten Verhältnisse für einen Kriegshafen. Nördlich der Einfahrt liegt eine breite Sandbank, welche sich bis auf 2,8 Meter Wassertiefe erhebt: Hannibal. Sie erschwert die Zufahrt, welche sie mit der Hauptrinne östlich umgeht (Großes Tief mit mindestens 11 Meter Wasser), während westlich das Offentief mit 5,5 Meter Wassertiefe leichteren Fahrzeugen einen kürzeren Ausweg gestattet. Daß die Einfahrt die Verwendung von Lootsen erfordert, ist als Nachteil nicht zu bezeichnen, während andererseits die Untiefe Hannibal dazu beiträgt, die Kraft des einzigen, die Wohlenberger Wiek treffenden Seewindes, des Nordost, wesentlich abzuschwächen. Der Nordwind tut im übrigen gute Dienste, indem er die Bucht frei vom Eise erhält, wenn auch die ganze östliche Bucht von Poel bis Walfisch (einer kleinen Insel südlich Poel) fest im Eise steht. Die Wohlenberger Wiek besitzt also dieselben Vorzüge, wie wir sie auch bei der Danziger Bucht wiederfinden, und ist bezüglich der Eisverhältnisse günstiger als die Kieler Föhrde.

Nun die Verteidigungsverhältnisse. Nur im Nordwesten, jenseits Lieps, gestattet die Wassertiefe einem Gegner das nähere Herankommen und zwar bis auf eine Entfernung von 2—3 Kilometer vom Hafenbassin, 5,5 Kilometer von Wohlenberg, östlich welchen Ortes die Etablissements wohl anzulegen wären. Es ist dies die Boltenhagener Bucht, welche eine höchste Breite von 3 Kilometer besitzt. Diese wird aber völlig umfaßt vom Festlande und von der Sandbank Lieps, sodaß zwei Batterien, je eine links und rechts mit 6 Kilometer Zwischenraum, jeden Versuch der Annäherung auf dieser Seite mit sich kreuzendem Flankenfeuer verhindern können. Das Werk auf Lieps flankiert anderseits das Offentief

und bestreicht der Länge nach das Fahrwasser südlich Hannibal. Um das weitere, schwierige Fahrwasser, bezw. die in ihm anzulegenden Sperren zu bestreichen, werden zwei Werke, auf Hannibal und Poel, genügen. Die Wasserverhältnisse gestatten tiefgehenden Fahrzeugen, sich ersterem nur bis auf 4—5, letzterem bis auf etwa 6 Kilometer zu nähern.

Auch für die Sicherung des Hafens auf der Landseite ist das Gelände außerordentlich günstig. Es ist, als habe die Natur in einem Höhenzug, welcher die Wasserscheide zwischen Wismar- und Lübecker-Bucht bildet, die Stellung deutlich bezeichnen wollen, in der man jedem Landangriff auf die Wohlenberger Wiek erfolgreich entgegenzutreten vermag. In weitem Bogen umgibt diese die Kammlinie, zu der das hügelige, vielfach durch Bruch, Wasserflächen und Niederungslinien gegliederte Gelände von beiden Seiten ansteigt, und zwei Höhengruppen markieren scharf die beiden Endpunkte der Stellung, der Hohe Schönberg mit den Höhen des Lenorenwaldes im Westen (+ 92 Meter, 10 Kilometer vom Strande der Wiek) und der Fierdsberg mit den Bergen bei Barendorf im Süden (+ 102 und 113 Meter, 5 Kilometer vom Strande). Der Bogen hat eine Länge von etwa 21 Kilometer, würde mit Leichtigkeit beiderseits an die Küstenwerke anzuschließen sein, und seine Befestigung würde den Hafen in der Wohlenberger Wiek nebst allen dazugehörigen Etablissements gegen Sicht und Feuerwirkung von der Landseite in vollkommenster Weise sichern. Die Verhältnisse des Vorfeldes sind günstig; dies wird überall eingesehen und bietet im Lauf der Stepnitz ein beachtenswertes Hindernis. Eine Schienenverbindung mit Wismar würde auf keine Schwierigkeiten stoßen und auch den Wünschen und Bedürfnissen der Stadt entsprechen. Daß die Herstellung der Wasserverbindung mit der Elbe durch den Elbe-Ostsee-Kanal auch für den Kriegshafen von großer Bedeutung sein würde, bedarf bei der erhöhten Wichtigkeit, die man jetzt auch für militärische Zwecke den Wasserstraßen zuerkennt, keiner näheren Begründung.

Es vereinen sich, wie wir sehen, die verschiedensten Interessen, um uns zu bestimmen, der alten Hansastadt Wismar eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist nicht Mitleid mit einer Bürgerschaft, die Jahrhunderte lang so viel für das Vaterland gelitten hat, es ist nicht nur Wertschätzung ihres trotz ungünstigster Verhältnisse aus eigenster Kraft erreichten Erfolges, es sind die Interessen unseres Handels, unserer Industrie, unserer Landwirtschaft, die sich hier in seltener Weise vereinigen, es sind auch vor allem unsere maritimen Interessen, die uns darauf hinweisen, dieser Stadt den Platz im wirtschaftlichen Leben und im Landesverteidigungssystem einzuräumen, zu dem die Natur ihn deutlich bestimmt hat. Und wir erfüllen nur eine nationale Pflicht, wenn wir hier fördernd eingreifen.

Mission und Kirche.

Ein Ausschnitt aus der Geschichte des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert.[1])

Von

Friedrich Nippold.

Bei der Generalversammlung des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" in Görlitz am 29. September 1903 hat der Verfasser einen Vortrag über die Frage gehalten: „Aus welchen Bedürfnissen ging unser Verein hervor, und inwiefern hat er dieselben befriedigt?" Der Vortrag verfolgte den Zweck, den jüngeren Mitgliedern und Freunden die nur wenigen bekannte Vorgeschichte des Vereins zu zeichnen und von dieser Basis aus seine eigentümliche Zukunftsaufgabe zu begründen. Im Vortrag hat die genauere Ausführung, die hier das eigentliche Mittelstück bildet, wegfallen müssen. Umgekehrt hat im Druck außer einer Reihe kürzerer, spezifisch missionsgeschichtlicher Erörterungen die ganze Einleitung wegbleiben können, welche an die (wenigstens teilweise der Öffentlichkeit bekannt gewordenen) Tatsachen seit der konstituierenden Versammlung in Weimar in der Pfingstwoche (4. und 5. Juni) 1884 anknüpfte. Diese einleitenden Ausführungen gipfelten in der These: „Es ist der Verlauf der gesamten bisherigen Missionsgeschichte, welcher mit innerer Notwendigkeit zu der Begründung dieses Vereins führte." — Wir geben im folgenden den Nachweis für diese These, da er wegen seines allgemeineren Rückblicks auf das Verhältnis zwischen der kirchlichen und der kulturellen Entwicklung des 19. Jahrhunderts auch ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfte:

Sie werden sich Alle sofort sagen, daß die Belege für eine so vielumfassende These nur in den allgemeinsten Umrissen angedeutet werden können. Aber das kühne Unterfangen, das in der Tat starke Anforderungen an Ihre Teilnahme stellt, schien dessen ungeachtet nicht völlig unmöglich, weil auch in dieser Beziehung wieder die vier Perioden sich deutlich von einander abheben, welche sowohl in der Geschichte der Theologie wie in der Geschichte der Kirche im Protestantismus

[1]) Es ist mir eine besondere Freude, gerade an dieser Stelle einen der „Mission" gewidmeten Vortrag veröffentlichen zu dürfen. Stehen doch fast alle unsere größeren Zeitschriften und Tagesblätter noch immer unter der Nachwirkung der — im Nachstehenden näher geschilderten — Entfremdung zwischen dem Volksleben und den „Missionskreisen". Daß diese Entfremdung geradezu zu einem eigentlichen Haß werden kann, zeigte noch vor wenigen Monaten der (in der Deutschen Revue Juni 1903) veröffentlichte Aufsatz von Sir Hiram Maxim „Unsere Ungerechtigkeit gegen

des 19. Jahrhunderts zutage treten. Unter den Epochen, auf welchen diese Perioden beruhen, steht obenan die national-religiöse Erhebung der Befreiungskriege. Die zweite und dritte gehen aus von der Restauration und Reaktion, welche sowohl der Straußischen Auflösung des geschichtlichen Lebensbildes Jesu in mythischen Nebel, als dem die theologische Revolution von 1835 politisch kopierenden Sturmjahre von 1848 mit der gleichen Naturnotwendigkeit nachfolgten, wie die napoleonische Diktatur der anarchistischen Schreckensherrschaft in Frankreich. Die vierte, für uns vor allem in Betracht kommende Epoche endlich wurzelt in der denkwürdigen Gleichzeitigkeit, die in der Begründung des Deutschen Reiches einerseits, den internationalen Konsequenzen des vatikanischen Dogmas von der päpstlichen Allgewalt und Unfehlbarkeit andererseits vorliegt. Jede der auf solche Weise eingeleiteten Perioden hat nämlich auch der Missionsgeschichte der gleichen Zeit einen eigentümlichen Charakter aufgeprägt.

Die erste Periode hat sich auch hier, nach Rothes treffendem Ausdruck, als die Frühlingszeit bewährt, in welcher die evangelische Kirche ihrer brachliegenden Kräfte wieder bewußt wurde. Anders schon die zweite Periode, in welcher die gleiche Restaurationspolitik, die im Katholizismus bereits vorher zum Siege gelangt war, auch das junge evangelische Vereinswesen höfisch begünstigte und eben dadurch im Volksleben schädigte. Ganz besonders aber ist dies in der dritten Periode, in welcher die Selbstzerfleischung des Protestantismus ihren Höhepunkt erreichte, der Fall gewesen. Damals war das Wort Mission geradezu zum Schibboleth süßlicher Selbstverherrlichung auf der einen, bitterer Angriffe auf der anderen Seite geworden. Das hat sich nun gottlob in unserem neuen Reich, ja im Keime schon seit der neuen Ära in Preußen, beiderseits anders gestaltet. Der Erkenntnis der Schäden und Auswüchse bei den alten Missionsfreunden selber kam das Bedürfnis der eigenen Mitarbeit in den bis dahin ab- und zurückgestoßenen Kreisen entgegen. Dies der Mutterboden unseres Vereins. Aber nicht bloß die Entstehung dieses einen Vereins unter vielen will in jenen allgemeinen Zusammenhang hineingestellt sein, sondern man kann getrost sagen, daß wir nur von hier aus das volle

---

China" in seinem ersten Teile „Das Missionsunwesen" mit der vorangestellten These: „Das Aussenden von Missionaren nach China läßt sich durch kein System der Vernunft oder der Ethik rechtfertigen." Andererseits ist die im zweiten Teil „Die gelbe Gefahr" erhobene Klage über die Behandlung Chinas seitens der „christlichen" Mächte, und zwar gerade unter schnödem Mißbrauch des Namens der Mission, nichts weniger als grundlos. Wir können heute auf diese Kontroverse nicht eingehen, behalten es uns aber im Anschluß an den Druck dieses Vortrages vor.

Verständnis gewinnen für die verschiedenen Wandlungen und Phasen eines Jahrhunderts, welches — ebensogut wie das Jahrhundert der Naturwissenschaften und der Technik, wie das von Napoleon zu Bismarck führende Zeitalter, so auch — das „Missionsjahrhundert" genannt werden konnte.

Es gilt dies gleich im speziellsten Sinne von der ersten Periode, die mit der national-religiösen Erhebung der preußischen Reformzeit nach der Katastrophe von Jena anhebt. Ihre nationale Seite kann man nirgends besser studieren als bei Ihrem so allseitig begabten Landsmanne Gustav Freytag.*) Die religiöse Seite aber hat niemand kongenialer durchlebt und sinniger gezeichnet, als der (in dem Breslau des Aufrufs des Königs an sein Volk aufgewachsene) tiefste unserer theologischen Denker, als Richard Rothe. In beider Fußstapfen hat der im Erscheinen begriffene neueste Band meines Handbuchs zunächst die Tatsachen gesammelt, die von jener volkstümlichen Erweckung und speziell von dem neuen Christuslied in der Kirche ebensosehr zu dem Versuch einer Union der Konfessionen, wie zu der kirchlichen Wiederbelebung des Luthertums und des Calvinismus und zu einem kirchlichen Gemeinschaftsstreben im Separatismus geführt haben. Daran reihen sich dann — erst von jenem Hintergrund aus verständlich, zugleich aber durch die staatskirchliche Flickarbeit der Restauration von Anfang an vielfach gestört — die Anfänge der Vereinsbildung für die äußere und innere Mission, wie für die Bibelverbreitung.

Die prinzipielle Bedeutung schon dieser werdenden Vereine, unter denen gerade die für die äußere Mission obenanstehen, läßt sich kaum hoch genug veranschlagen. Es beginnt damit nämlich auch die Übertragung des während der Revolutionskriege auf Großbritannien und Amerika beschränkt gebliebenen religiösen Assoziationswesens auf den europäischen Kontinent. Die große Tragweite schon jener anglo-amerikanischen Keime läßt sich nur vom interkonfessionellen Standpunkt aus, von dem der durchgängigen Vergleichung der Gesamtentwicklung in den Ländern der Reformation und Gegenreformation, richtig einschätzen. Denn es sind genau die gleichen Jahre gewesen, welche in dem Lande der grausamsten Gegenreformation die Männer der Schreckensherrschaft der Revolution an ihrem blutigen Werke gesehen haben, und in Großbritannien und Amerika die Begründung der ersten Gesellschaften für Bibelverbreitung und Missionsarbeit. Aber die furchtbaren Heimsuchungen der Revolutionskriege standen der Beteiligung des deutschen Protestantismus an dem

*) Die Art der Bezugnahme auf die Schlesier Gust. Freytag und Richard Rothe erklärt sich aus dem Ort des Vortrags (Görlitz).

gleichen Werke im Wege. Erst nach dem Sturze Napoleons, dann aber auch alsbald, ist es von der Schweiz und von Württemberg, bald darauf auch vom Wuppertal, von Bremen und von Sachsen aus tatkräftig begonnen. Damit aber war zugleich die Grundlage zu einer Umbildung der dogmatischen Theologenkirche in eine ethische Gemeindekirche gelegt. Man kann es den Führern des damaligen offiziellen Staatskirchentums im Grunde gar nicht verdenken, daß ihnen die Missionsvereine unheimlich waren. In das staatlich bevormundete Kirchenwesen waren die Leute hineingeboren worden. Die Listen von Taufen und Konfirmationen, von Hochzeiten und Begräbnissen wurden von den Geistlichen als Zivilstandsbeamten geführt. Den Vereinen dagegen, für die es persönliche Opfer zu bringen galt, trat man freiwillig bei. Es verdient besondere Beachtung, daß gerade Gustav Freytag für die patriotische Opferfreudigkeit des Jahres 1813 kein anderes geschichtliches Vorbild findet, als die Zeit des alten Pietismus. Die aus dem gleichen Pietismus erwachsenen ecclesiolae in ecclesia sind aber zugleich der Mutterschoß der Missionsarbeit geworden. Volkstümliche Missionsfeste wurden schon bald der Sammelpunkt aller derer, welche dem Samariter und Zöllner und der ihr Scherflein opfernden Witwe nacheiferten. An die Christuslieder von Novalis und Arndt, von Rückert und Schenckendorf — an die ergreifenden Klänge des „Was wär' ich ohne Dich gewesen?" des „Ich weiß an wen ich glaube", des „Dein König kommt in niedern Hüllen", des „Brich an du schönes Morgenlicht" — schloß das warmherzige Missionslied sich an. Von dem Menkenschen Appell an die, „Die ihr den Heiland kennt und liebt", ist nur noch ein kleiner Schritt zu dem Krummacherschen Zukunftsblick: „Hüter, ist der Tag noch fern? Schon ergrünt es auf den Weiden, Und die Herrlichkeit des Herrn Nahet dämmernd sich den Heiden." Eine überraschend reiche Zahl begeisterter Missionsdichter tritt uns zumal in Württemberg entgegen: im Gefolge der bekannten schwäbischen Dichterschule, unter der Führung von Albert Knapp. In die Stimmung, aus welcher die junge deutsch-evangelische Missionsarbeit erwuchs, kann man schwerlich einen zuverlässigeren Einblick gewinnen, als durch das Studium des „Missionsliederbuches", welches in zweiter Auflage 470 ausgewählte Lieder enthält: in sieben Haupt- und zahlreichen Unterabteilungen geordnet. Neben den geistesgewaltigen Erstlingsjahren der Reformation, von 1517—1520, gibt es kaum etwas gemütlicher Erhebenderes, als diese religiöse Vertiefung des deutschen Volksgeistes in und nach unseren Befreiungskriegen.

In unserem nationalen Leben hat dieser allseitige Aufschwung nicht lange gedauert. Die Parallele zu dem Wormser Edikt des spanischen

Königs von 1521, welches sein deutsches Nebenreich in feindliche Lager auseinanderriß, liegt nahe genug: in den Folgen des Wartburgfestes von 1817. Es ist wieder Rothe, der es unwiderleglich dargetan hat, wie und warum von da an die bis dahin allgemein nationale Erweckung sich auf die Konventikel des Pietismus zurückzog. Die schönsten Lichtseiten dieses Pietismus aber zeigen sich nun gerade in den jungen Missionsvereinen. Wer dieselben in ebenso objektiver als sympathischer Weise geschildert vor sich sehen will, der sei schon hier auf das klassische Werk von Ernst Buß hingewiesen [*]), aus dessen Kritik der bisherigen Leistungen die Grundlegung unseres Vereins hervorging.

Das gleiche Werk gestattet mir nun aber auch, die durch die allgemeinen Restaurations- und Reaktionszeiten bewirkte Veränderung auch in dem Missionsbetriebe nur in aller Kürze anzudeuten. Ohnedem liegt die Erklärung für diese (allerdings auch in allen anderen Zweigen des kirchlichen Lebens verspürbaren) Veränderungen auf keinem andern Gebiete so auf der Hand, wie auf demjenigen der Mission. Nirgends tritt schon das so deutlich zu Tage, weshalb das Straußische Leben Jesu von 1835 der Hengstenbergischen Reaktionstendenz in die Hände arbeiten mußte. Wenn das Lebenswerk dessen, den man den nichtchristlichen Völkern als den Weltheiland predigen wollte, eine mythische Erdichtung war, so war eine solche Predigt einfach eine Absurdität. Man kann ja überhaupt nicht scharf genug unterscheiden zwischen den Folgen des Straußischen Buches für die wissenschaftliche Theologie und für die gläubige Gemeinde. Da dies aber seinerzeit schon in dem Stuttgarter Vortrag über das, „was das evangelische Schwaben dem deutschen Protestantismus zu bieten und was es von ihm zu empfangen hat“ (1890), geschehen ist, so sei hier nur der Hauptpunkt hervorgehoben, den die nachfolgende Entwicklung uns gleich sehr für Theologie und Kirche gelehrt hat: die Unterscheidung nämlich zwischen dem Bilde, welches sich aus den schlechthin unerfindlichen einzigartigen Worten des ewigen Lebens vor uns auftut, und dem auf der damaligen Zeitvorstellung und Weltanschauung beruhenden Rahmen dieses Bildes. Dieser Rahmen ist damals allerdings in Stücke geschlagen. Aber es war ein schweres Verhängnis, daß über dem Rahmen zuerst das Bild selbst vergessen wurde, und daß dann umgekehrt alle Anstrengung darauf gerichtet wurde, die alten Schnörkel des Rahmens wiederherzustellen oder gar neue an ihre Stelle zu setzen,

[*]) Ernst Buß, Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung. Von der Haager Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill, 1876.

statt jenes Bild des Herrn, wie es die Apostel ihren Gemeinden vor Augen gemalt, in seiner — allüberall eine neue Zeit ins Leben rufenden — Geisteshoheit auch für die nachfolgenden Geschlechter in den Mittelpunkt zu stellen. So kam es nur zu bald auch im Protestantismus zu einer dem restaurierten Jesuitenorden sekundierenden Tendenz. Der lehrreichste Typus desselben ist wohl das Brüderpaar Ludwig und Leopold von Gerlach. Sie sind seit ihrer Erweckung eifrige Missionsfreunde, aber zugleich blinde Adepten jenes Karl Ludwig von Haller, der nach seinem geheimen Übertritt zur Papstkirche sich in seiner „Restauration der Staatswissenschaften" nach wie vor öffentlich als Protestant gerierte. Die Anschauung dieser Hallerianer aber hat sich nur zu deutlich auf den ebenso hochbegabten und idealgesinnten, als für sich und sein Volk zu einer recht eigentlich tragischen Figur gewordenen König Friedrich Wilhelm IV übertragen.

Ich darf gerade in diesem Zusammenhang nicht an ihm vorbeigehen, weil die Bestrebungen des Königs, die ihn persönlich beherrschenden Anschauungen auch der Kirche einzuimpfen, die er selber als an Händen und Füßen gebunden bezeichnet, auf keinem andern Gebiete charakteristischer zu Tage liegen, als auf dem der Mission. Ich denke besonders an die Briefe an Bunsen, u. a. an denjenigen über die Mission in China. Es ist ein Brief, der jedem Missionsinspektor zur Ehre gereichen würde. Aber der, der ihn schrieb, hatte eben einen andern Beruf, nämlich den für den „Racker von Staat". Wie diese Briefe, so die Reden und Antworten des Königs, zumal an die Magistrate und die berufenen Vertreter des deutschen Bürgertums. Sein kirchengeschichtlich längst feststehendes Charakterbild ist in seiner allgemeinen Tragweite durch eine Fülle neuer Veröffentlichungen, von denen ich neben den Leopold und Ludwig v. Gerlachschen Memoiren wenigstens noch an die aus den Below-Wrangel-Sauckenschen Familienpapieren erinnere, genauer illustriert worden. Dadurch aber ist zugleich auch auf die Vorgeschichte der Übertragung des Revolutionsprinzips auf den deutsch-protestantischen Boden ein viel helleres Licht gefallen. Wie eine der tiefsten Ursachen der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts in den Zuständen des dortigen Kirchentums lag, so läßt sich das Gleiche in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Stufe zu Stufe verfolgen. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als hinsichtlich der Kreise, die damals bei uns Mission trieben. Es läßt sich dafür kaum ein bezeichnenderes Zeugnis denken, als das des in diesen Fragen ebenso unbefangenen wie sachkundigen Historikers Adolf Schmidt: von dem gleichen Augenblick an, wo die Missionssache die Gunst des

damaligen Hofes genoß, sei sie in den Augen der unabhängigen und selbständigen Berliner Gesellschaft gerichtet gewesen. Trotz alledem aber ist noch ein gewaltiger Unterschied zwischen der Lage der Dinge vor und nach dem Jahre 1848. In der gleichen Provinz Sachsen, wo der in seiner Jugend stark separatistisch angehauchte Rudolph Stier für seine Missionsbestrebungen so gut wie keinen Anklang gefunden hatte, ist der Mann, welcher für diese Bestrebungen zuerst ein allgemeineres Interesse zu erwecken verstand, der gleiche Leberecht Uhlich gewesen, welcher unter den Führern der protestantischen Freunde und den Begründern der freien Gemeinden in vorderster Reihe gestanden hat.

Es ließen sich dieser einen Tatsache zahlreiche andere zur Seite stellen, um die gewaltige Veränderung zu kennzeichnen, welche die Stellung der Missionssache in unserem Volksleben gerade seit dem Revolutionsjahre erfahren hat. Denn in der demselben auf dem Fuße folgenden Reaktionszeit ist sie von oben herab mit allen Mitteln begünstigt. Eben dadurch aber ist sie in unserem Volke mehr und mehr recht eigentlich kompromittiert worden. Es hat dies auch für die spätere Zukunft zur Folge gehabt, daß manchem damals einflußreichen Manne in der öffentlichen Meinung bitteres Unrecht geschehen ist. Ich denke dabei z. B. an Wilhelm Hoffmann, den einflußreichen Berliner Generalsuperintendenten, den früheren Missionsinspektor in Basel, Sohn des Begründers des der Herrnhuter Gemeinde nachgebildeten Kornthal, Bruder von Christoph Hoffmann, dem Begründer der deutschen Templerkolonien in Palästina. In noch höherem Grade als das Vertrauen Friedrich Wilhelms IV hat nämlich Hoffmann dasjenige des gleichen großen Kaisers genossen, der in seiner ersten Ansprache als Prinzregent an die neuen Minister das zürnende Wort von der Heuchelei und Scheinheiligkeit gegen alle diejenigen geschleudert hat, die sich durch eine Frömmigkeit, die alles aufbot, um von den Leuten gesehen zu werden, vor allem oben lieb Kind machen wollten. Nirgends aber traf diese Kritik schärfer als bei den kirchenpolitischen Leitern des derzeitigen Missionswesens. Es ist kein Zufall, daß die bekanntesten Namen der damaligen Phase seiner Geschichte zugleich diejenigen der am meisten in den Vordergrund getretenen Führer der kirchenpolitischen Reaktion gewesen sind. Denken Sie nur an einen Mann wie Gustav Knak, von seiner Jugend an durch warmes Christuslied und eifrigen Missionstrieb bekannt, der aber nicht nur durch die sprichwörtlich gewordene Kopernikusdebatte zum Liebling des Kladderadatsch geworden, sondern in der Konfliktszeit auch Führer einer jener Pastorendeputationen gewesen ist, welche gegen das verfassungsmäßige Recht

„Zeugnis ablegten". Und welch lange Reihe von — persönlich von ihren Gegnern ebenso unterschätzten, als von ihren Verehrern vergötterten — Männern reiht sich daran an, von den Brüdern Harms und Joh. Goßner, von Barth und Kapff bis zu Wangemann und Fabri. Auf der andern Seite aber ist unsere Gemeinde in der gleichen Zeit in immer weiteren Schichten der Kirche entfremdet, und obenan der Mission. Das gewaltige Aufsehen des Langhansschen Buches über „Pietismus und Christentum im Spiegel der äußeren Mission" ist gegenwärtig eigentlich nur noch demjenigen verständlich, der diese Zeit mit erlebt hat. Für die Ritschlsche „Geschichte des Pietismus" in ihren genialen Griffen wie in der Einseitigkeit ihrer Polemik ist dieses Langhansche Buch ein sehr bedeutsames Moment gewesen . . . . .

Wie schon angedeutet, hat die Schärfe der innerkirchlichen Gegensätze schon durch das Jahr 1858, welches sich in der Tat immer klarer als der Beginn der „neuen Ära" abhebt, eine vorübergehende Milderung erfahren. Aber es mußten erst die gewaltigen Jahre 1866 und 1870 dazu treten, um die Möglichkeit zu gewähren, an die allgemeine national-religiöse Erhebung der Anfänge des Missionsjahrhunderts am Schlusse desselben allerseits neu anknüpfen zu können. Nur darf man bei den still und langsam heranreifenden Früchten dieser großen Zeit auf evangelischem Boden nie die düstern Schatten außer Acht lassen, welche das von unserem größten Staatsmann so sehr unterschätzte vatikanische Dogma auf die gesamte zukünftige Entwicklung aller Völker vorauswirft. Um so größer ist das Verdienst des Mannes, welcher unsere Missionskreise, die bis dahin so gern von der „Schwesterkirche" träumten, aus dem Schlafe geweckt hat. D. Warnecks „Protestantische Beleuchtung" der päpstlichen Angriffe auf die evangelische Mission ist in dem ersten Zirkular des Preßkomitees des Evangelischen Bundes unter den Faktoren, die zu diesem Bunde geführt haben, in erster Reihe genannt worden. Ich darf dem aber heute nachdrücklich beifügen: Der ganze Evangelische Bund wäre kaum möglich geworden, wenn ihm nicht unser Missionsverein vorangegangen wäre. Nur wollen wir in unserem jungen Deutschen Reich zugleich niemals vergessen, was wir daneben unseren in selbständiger Kraftfülle neben uns stehenden Nachbarvölkern verdanken. Es ist eine holländische Preisfrage, die den Schweizer Buß zu den Forschungen angeregt hat, welche die erstaunliche Triebkraft in sich trugen, für die wir heute Gott danken. Wie eine blitzartige Erleuchtung hat es damals unsere kirchlich-liberalen (d. h. eigentlich die — der dazwischengetretenen Restauration und Reaktion gegenüber — die geschichtliche

Kontinuität von Reformation und Protestantismus wahrenden) Kreise durchzuckt.

Den ersten Teil der mir heute gestellten Aufgabe: „Aus welchen Bedürfnissen ging der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hervor?" glaube ich mit diesem Rückblick auf seine Entstehungszeit abschließen zu dürfen. Die zuletzt angeführten Tatsachen enthalten jedoch zugleich schon ein gut Teil der Antwort auf die zweite Frage: „Inwieweit hat unser Verein dieses Bedürfnis befriedigt?" Oder ist es nicht der beste Beweis für die Befriedigung eines instinktiv allgemein empfundenen Bedürfnisses, daß es ohne ihn schwerlich dazu gekommen wäre, daß die streitenden Lager im Schoß unserer Kirche sich so bald nachher im Evangelischen Bunde zusammenfanden?

Freilich — es gibt einen Vorwurf, den man noch heute nicht selten vernehmen kann, und ich darf nicht verhehlen, daß D. Buß dieses Bedenken schon von vornherein hatte. Über der zunehmenden Volkstümlichkeit des Evangelischen Bundes sind die ferner liegenden Aufgaben auch unseres Missionsvereins von manchem zurückgestellt worden. Aber es war dies nicht die Schuld des Bundes, sondern hing mit spezielleren Anlässen zusammen, die das öffentliche Interesse im evangelischen Deutschland eine Zeit lang so gut wie absorbiert haben. So damals, als der unglückliche Faulhaber für seine neue Form des Diakonissenwesens eine faszinierende Propaganda machte, in der nur Naumann ihm gleichkam. So wiederum heute, wo die evangelische Bewegung in Österreich ungeahnt große Mittel erfordert. Die ungünstigen finanziellen Folgen davon für unseren Verein lassen sich ebenso wenig leugnen wie bei dem zeitweiligen Zurücktreten des Protestantenvereins, welchen viele seiner alten Freunde in dem Evangelischen Bunde aufgegangen sahen, der ihn in der Verteidigung der evangelischen Gesamtkirche gegen die päpstliche Politik ja wirklich ablösen durfte. Aber so gut wie die innerkirchlichen Zukunftsaufgaben des Protestantenvereins gerade in jüngster Zeit wieder neu in den Vordergrund gerückt sind, so wird es auch mit denjenigen unseres Missionsvereins der Fall sein. Dafür sorgt schon die Unentbehrlichkeit gerade dieses Bundesgenossen für die alten Vereine, zumal in der Einwirkung auf die durch globe trotters und Tagespresse im päpstlichen Interesse beeinflußte öffentliche Meinung.

Die Art unserer Arbeit auf dem Missionsfelde selbst dürfte sich immer weniger von derjenigen anderer Gesellschaften unterscheiden. Wo es sich um das ABC des Gottesglaubens handelt, treten alle theologischen Modifikationen zurück. Während meines fünfvierteljährlichen Aufenthalts

im Orient durfte ich im täglichen Freundesverkehr mit den Arbeitern einer Missionsgesellschaft stehen, welche in der Heimat wohl die schroffste Stellung gegenüber den sogenannten ungläubigen Pastoren einnimmt. Die Antwort auf die gegen meine Kritik der Schattenseiten der damaligen Missionsmethode erhobenen Angriffe ist aus dem regen Gedankenaustausch mit den gleichen Männern erwachsen.[4]) Die persönliche Erfahrung, auf die ich mich hier beziehe, ist seit der Begründung unseres Vereins zu einer allgemeinen geworden. Und so ist es uns als erste lohnende Aufgabe zugefallen, die im Ausland fast durchweg der Kirche entfremdeten Landsleute zu kirchlichen Gemeinden zu sammeln. Wir haben ferner eine wichtige Zukunftsarbeit in der Verteidigung jenes ABC eines Glaubens, in dem sich schließlich doch alle unsere „Richtungen" begegnen: gegen die systematisch aus Europa in Japan, China und Indien eingeschleppte Gottesleugnung. Aber auch die Schriften, welche unsere heimgekehrten Sendboten veröffentlicht haben, bilden ein schönes Stück kirchengeschichtlicher Literatur und halten sich (um mit den Worten des Literarischen Zentralblatts zu reden) frei von dem süßlichen Charakter und der schönfärberischen Schreibweise, die auch ein Mann wie D. Grundemann an so manchen älteren Publikationen beklagte. In inniger Verbindung damit ist es uns denn auch schon bald in weiten Kreisen der Heimat gelungen, mit dem Missionsinteresse zugleich die Erkenntnis zu wecken, wie nur der, welcher anderen den Herrn Christus bringt, zugleich selber erfährt, was er für sich an ihm hat. Zu alledem aber kommt schließlich noch ein anderer Punkt, der in Zukunft mehr wie je der allseitigsten Beachtung aller Missionsfreunde bedarf.

Warneck kommt abermals in erster Reihe das Verdienst zu, aktenmäßig die groben Vorurteile über den Charakter unserer evangelischen Mission auch bei sonst so sachkundigen Männern wie Wißmann und Brandt (um von den auf römisch-katholische Abonnenten Jagd machenden Besitzern solcher Blätter wie die Kölnische Zeitung zu schweigen) ans Licht gezogen zu haben. Aber seine und seiner älteren Freunde Bemühungen haben bisher nicht gehindert, daß die evangelische Mission nach wie vor der Prügelknabe auch derjenigen geblieben ist, die sehr wohl in der Lage wären, es zu wissen, daß die ihr gemachten Vorwürfe nicht sowohl unsere religiös-sittliche Arbeit treffen, als vielmehr die politische

[4]) Die Akten über diese im Jahre 1862 in Gelzers „Prot. Monatsbl." geführte Kontroverse sind in dem Anhang zu den „Vier Missionsreden" (Bern, K. J. Wyß, Heft 10 der Broschürenreihe „Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu") gesammelt.

Tendenz der Vermehrung der päpstlichen Machtstellung auch draußen auf dem Missionsfelde. Sollten die Freunde unseres Vereins hier nicht ein ganz besonderes Charisma haben? . . . .[5])

Gar zu gerne würde ich statt von dieser beschämenden Episode noch recht viel von anderen erfreulicheren Dingen berichtet haben. So von jenem Tage in Olten, aus welchem die Anfänge unserer Vereinsgründung in der Schweiz erwuchsen. Vor einigen Jahren ist an Ort und Stelle an den so bedeutsamen 3. Januar 1883 erinnert worden. Aber wie mancherlei Korrespondenzen und Konferenzen, wie viel gegenseitiger Gedankenaustausch ist dann erst nötig gewesen, um das Zusammengehen der deutschen und schweizerischen Freunde zu ermöglichen. Dann hat sich jedoch alsbald das unaufhaltsame Fortschreiten des Missionsgedankens gerade in denjenigen Teilen unserer Kirche, die demselben bisher am fernsten standen, gezeigt. Wie wundersam berührte nicht z. B. die Verbreitung unseres Vereins bis in die kleinsten Städte und Dörfer der Pfalz. Und dabei wurde, soweit ichs verfolgen konnte, stets sorgsam darauf geachtet, nirgends in die Domäne anderer Gesellschaften einzugreifen. Um so sündhafter — ich darf hier keinen andern Ausdruck gebrauchen — ist die nachmalige Bekämpfung und Untergrabung unserer Arbeit gewesen. Nicht genug, daß man uns die Gelegenheit zu gemeinsamen Beratungen raubte. Es ist sogar zu dem Versuche gekommen, einer in hohem Segen wirkenden, aber unverzeihlicherweise von unserem Verein mit ins Leben gerufenen Missionskonferenz eine Gegenkonferenz gegenüberzustellen.

Es ist ja leider wahr, daß die dogmatischen Gegensätze auch in unserer Kirche so gut wie in der durch das Vatikanum in allen Ländern umgestalteten Papstkirche abermals schroffer geworden sind. Aber was hat die Begründung unseres Vereins z. B. mit dem im verhängnisvollsten Moment, als gerade der Evangelische Bund die Wege zu gegenseitiger Verständigung zu ebnen begann, neu heraufbeschworenen Apostolikumsstreite zu tun gehabt? Und das heutige Modewort „moderne Theologie" ist, woran unlängst einer der ältesten Schüler Ritschls, D. Thikötter, erinnert

[5]) Wie im Anfang die Einleitung, so ist auch hier ein größeres Stück ausgefallen. Da sich an dasselbe eine längere Zeitungspolemik geknüpft hat, so sei hier wenigstens in aller Kürze bemerkt, daß in diesem Passus die verhängnisvolle Bedeutung des Bischofs Anzer für die Sache der allgemeinen christlichen Mission behandelt war. Die bald nachher erfolgte Zurückberufung des Bischofs nach Rom und der plötzliche Tod desselben machen es in Verbindung mit dem schon in der Note zum Titel angedeuteten Anlaß erforderlich, auf die ganze Angelegenheit in einer eigenen Schrift zurückzukommen. Dieselbe wird demnächst der Presse übergeben werden.

hat, im Unterschied von Holland, wo der gleiche Ausdruck schon vor 40 Jahren zu den Antiquitäten zu gehören begann, in Deutschland damals nirgends üblich gewesen, und noch weniger in der Schweiz, in welcher vielmehr die sog. Reformer und die sog. Vermittler sich in diesem Vereine die Hand reichten.

Alle an dem damaligen Friedenswerke Beteiligten dürfen heute freudig bekennen, daß sie gut daran taten .... Umsomehr gilt es in Zukunft sich selbst treu zu bleiben.

Aus neuen Büchern.

Ich muß sagen, daß mich nichts so zukunftsfroh macht wie dieser in unseren Tagen so frisch und tapfer aufgenommene Kampf zur Selbstbefreiung der Persönlichkeit von den Ketten, in die wirtschaftliche Not, Leidenschaft, Schwäche und Unkenntnis den Menschen schlagen. Es beginnt sich ein Gefühl der Volksverantwortlichkeit für die ungeborenen Kinder und Enkel in uns zu regen, wie wir das ehedem in dieser Weise nicht gekannt haben, auch unter der ehemaligen Kleinstaaterei und politischen Ohnmacht als „Untertanen" kaum kennen konnten. Gott gab uns das deutsche Reich und damit die große Verantwortung. Wir werden uns klar und klarer, daß nicht die besten Gesetze und trefflichersten Kanonen, sondern das lebenstüchtigste Menschengeschlecht die Zukunft unseres Volkes auf dem Erdenballe garantiert. Dieses lebenstüchtige Geschlecht zu schaffen und zu erhalten wird unsere große Aufgabe. Dazu ist ganz gewiß von außen her unendlich vieles not, soziale, technische, intellektuelle, politische Arbeitsleistung. Aber das alles macht es noch nicht. Es geht nicht von außen her. Es läßt sich zuletzt nur von innen her wirken. Die Verhältnisse machen nicht den Menschen. Es gibt eine Dekadenz des Reichtums wie der Armut. Die größten Feinde der Volksgesundheit holen ihre Opfer oben und unten. Aber sie sind nur so lange furchtbar, als sie ein willenloses Geschlecht sich gegenüber haben. Den Willensstarken, sich selbst zum Herrn Gewordenen fechten sie nicht an, er ist ein Herr des Alkohols und der Sinne zur Lebensschöpfung, nicht ihr Sklave zur Selbstzerstörung.

Aus: Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Von Karl König. Alexander Duncker, Verlag. Berlin W. 35.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

14. Mai 1904.

Daß der große Napoleon recht hatte, wenn er sagte, daß der sicherste Platz der an der Macht sei, haben die jüngsten französischen Munizipalitätswahlen wieder recht eindringlich bestätigt. Obgleich kein Zweifel sein kann, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen sich in dem gegenwärtigen sozialistischen und kirchenfeindlichen Regime Frankreichs sehr wenig behaglich fühlt, hat der rücksichtslose Gebrauch des Regierungseinflusses doch dahin geführt, daß aus der Wahlurne die ministeriellen Kandidaturen mit weit überlegener Majorität hervorgegangen sind. Selbst für das stets in Opposition stehende Paris gilt das, und Herr Combes, dessen Stellung bereits stark erschüttert schien, kann nunmehr mit weit größerer Zuversicht in die Zukunft blicken, als noch vor wenigen Wochen wahrscheinlich war. Denn so liegen in Frankreich die Dinge: die Besetzung der Munizipalitätsräte wirkt in entscheidender Weise auf die großen politischen Wahlen zurück, da die Vergebung nicht nur der lokalen Beamtenstellungen, sondern sogar die aller kaufmännischen und gewerblichen Geschäfte, die, wie etwa die Tabakshandlungen, von der Regierung besetzt werden, in Abhängigkeit von dem politischen Glaubensbekenntnis der betreffenden Kandidaten gestellt wird. In dieser Hinsicht ist das heutige Frankreich vielleicht dasjenige Land, welches das Recht auf selbständige Überzeugungen am wenigsten duldet. Es hängt das mit der im Wesen des Sozialismus ruhenden Intoleranz zusammen und kann als Exempel dafür dienen, welches die Freiheit wäre, welche die Sozialdemokratie, wenn einmal die Herrschaft in ihre Hände fällt, dem unglücklichen Lande bieten würde, über dessen Geschicke sie zu bestimmen hat. Im heutigen Frankreich ist ihre Herrschaft noch nicht unbeschränkt, sie ist genötigt, Zugeständnisse zu machen, aber im Commonwealth von Australien hat sie eben die Macht ganz an sich gerissen, und es wird interessant sein zu verfolgen, welcher Zustand allgemeiner Glückseligkeit sich daraus ergeben wird. Wie wichtig aber gerade in Frankreich die Stellung an der Staatskrippe ist, beweist wohl am deutlichsten die Tatsache, daß es Herrn Delcassé möglich gewesen ist, ohne irgend erheblichen Widerspruch den Sprung aus dem russischen in das englische Lager zu vollziehen. Wenn man bedenkt, wie tief gewurzelt die Begeisterung für alles Russische in Frankreich war, und wie fest die finanziellen Bande sind, welche beide Mächte miteinander

verbinden, so wird man die politische Form des von Herrn Delcassé eingeleiteten Spieles erst richtig einschätzen können. Ein Kenner der französischen Verhältnisse versichert, daß er, um sein Ziel zu erreichen, mit dem Einfluß der Freimaurerlogen sehr geschickt operiert habe. Der Gegensatz der politischen Anschauungen des offiziellen Rußland zu denen des offiziellen Frankreich, den man bisher geflissentlich und systematisch übersah, wurde plötzlich sehr lebhaft empfunden. Man begann sich über finländische und polnische Fragen zu erregen und förderte die Agitation, welche von einer Reihe hervorragender russischer Gelehrten ausging, die in strikter Opposition zur russischen Regierung standen und in Paris sich zu einer Art politischer Universität zusammengetan hatten. Dazu kam das in Frankreich außerordentlich einflußreiche jüdische Element, das seit den Tagen von Kischinew aus seiner Erbitterung über die russische Politik kein Geheimnis mehr macht. Auf diese Elemente, in deren Händen zugleich fast die gesamte französische Presse liegt, gestützt, konnte Herr Delcassé sein Mannöver durchführen. Es ist, wie wir schon vor einem Monat ausführten, sehr vorsichtig geschehen. Die Presse verbreitete die (bewußt unwahre) Behauptung, daß es darauf ankomme, den Russen einen wirklichen Dienst zu leisten, wenn Frankreich durch engeren Anschluß an England, nach Beseitigung veralteter Gegensätze, die Möglichkeit gewinne, England von einem Eingreifen in den ostasiatischen Konflikt fernzuhalten, und, wenn sich die Gelegenheit biete, Rußland den Freundschaftsdienst einer Vermittlung zu leisten. Dieser Gedanke einer französischen Vermittlung ist, wie es scheint, gleich beim Ausbruch des Krieges angeregt, aber von England keineswegs gnädig aufgenommen worden. Und das ist sehr begreiflich. In Ostasien ist Japan der Sturmbock, der für England die Position Rußlands am Stillen Ozean zu brechen bestimmt ist. Und diesen Dienst hat Japan insoweit auch geleistet, als eine gewaltige Erschütterung der russischen Machtstellung am Stillen Ozean schon heute erreicht ist. Für England liegt nur die Sorge vor, daß die japanischen Siege zu groß werden könnten. Schon jetzt läßt sich an der Haltung der englischen Presse erkennen, daß russische Erfolge nicht unerwünscht wären, und die Bedingungen, unter denen die japanische Anleihe in London zu stande kam (Verpfändung der japanischen Zolleinnahmen), zeigen deutlich, daß die englische Politik ernstlich darauf bedacht ist, den Bundesgenossen nicht zu mächtig werden zu lassen. Auch läßt sich nicht bestreiten, daß die Leistungen der Japaner während des letzten Monats ebensoviel zielbewußte Umsicht wie Kühnheit in Durchführung ihrer Pläne zeigen. Sie haben, soweit sich heute ein Urteil überhaupt mit Sicherheit abgeben läßt, bisher keinen Fehler begangen und unter allen Umständen ihre Tapferkeit und ihren Todesmut behauptet. Die Freudigkeit, mit der die dem sicheren Tode geweihte Mannschaft der Brander, die den Hafen von Port Arthur gesperrt haben, ihr Leben hingab, darf durchaus dem Heldentum der Offiziere und Matrosen des Korejetz und Warjäg als gleichwertig an die Seite gestellt werden. Dazu kommt, daß sowohl Admiral Togo wie General Kuroki sehr beachtungswerte Feldherrngaben zeigen. Der erstere hat es möglich

gemacht, die gesamte ostasiatische Flotte Rußlands lahm zu legen, so daß aus dem Hafen von Port Arthur nur noch Torpedoboote — die freilich mit großer Kühnheit ihre ungeminderte Aktionsfähigkeit zeigen — den japanischen Transportschiffen lästig werden können; die Flotte in Wladiwostok, dessen Hafen ein ähnliches Einschließungsmanöver unmöglich macht, wird von einer japanischen Übermacht beobachtet, die ein Entrinnen auszuschließen scheint.

Inzwischen aber wurde der Aufmarsch der japanischen Armee trotz der Schwierigkeiten, welche das Terrain bot und die Ungunst der Jahreszeit steigerte, in mustergültiger Weise vollzogen, so daß am 1. Mai der Übergang über den Jalu forciert werden konnte und am 6. Mai die Landung auf der Halbinsel Liaotung und die Umschließung Port Arthurs begann. Jetzt ist die Zernierung dieses überaus wichtigen strategischen Vorpostens der russischen Machtstellung vollendet, der mit so ungeheuren Kosten hergerichtete Hafen von Dalny ist von den Russen selbst zerstört und aufgegeben worden, und die Japaner rücken in bisher stets siegreichen Kämpfen mit drei Armeen gegen das Zentrum der russischen Aufstellung, Mukden und Charbin vor. Dort, so scheint es, wird das erste Stadium des Krieges seinen vorläufigen Abschluß finden.

Erwägt man den Zusammenhang dieser Tatsachen, so fällt zweierlei auf: einmal daß die Japaner es möglich gemacht haben, überall auf dem Kriegsschauplatze den Russen an Zahl weit überlegen zu erscheinen, zweitens daß ihre Infanterie gleichwertig der russischen gegenübertreten konnte. Sie haben in ihren Vorbereitungen nichts versäumt, was ihnen einen Vorteil sichern konnte: Verpflegungssystem, Bewaffnung, Benutzung aller technischen Hilfsmittel, welche die moderne Wissenschaft bietet, und dazu ein Kundschafterwesen, das bis zum äußersten Raffinement ausgebildet ist, so daß man fast den Eindruck gewinnt, als seien sie über das, was im russischen Heere vorgeht, ebenso gut unterrichtet wie das russische Hauptquartier.

Demgegenüber hat die russische Kriegführung die Fehler und Mängel gezeigt, die wir seit hundert Jahren und darüber hinaus bei Beginn aller russischen Kriegsoperationen zu finden gewohnt sind. Das wird in Rußland selbst von den einflußreichsten Organen der Presse noch weit schärfer hervorgehoben, als an dieser Stelle geschieht. Man sah in Rußland den Krieg mit Japan seit dem 12. Februar 1902 nicht nur als eine Möglichkeit, sondern als eine Wahrscheinlichkeit kommen, und wenn der russischen Presse Glauben geschenkt werden durfte, wurden auch die Vorbereitungen dazu im größten Maßstabe getroffen. Der 8. April und der 8. Oktober 1903 waren für die russisch-japanischen Beziehungen gleichfalls kritische Tage, die zur Überzeugung hätten führen müssen, daß über kurz oder lang, wenn nicht eine Wandlung im System der ostasiatischen Politik Rußlands eintrat, die aufs äußerste gespannten Fäden reißen müßten.

Nur scheint vorübergehend der Gedanke aufgetaucht zu sein, durch eine gegen England gerichtete russisch-japanische Kombination der gesamten Lage in Ostasien eine neue Wendung zu geben. Die Spuren solcher Bestrebungen lassen

sich sowohl in der russischen Presse, wie in englischen Blättern verfolgen, welche den Gedanken mit Entrüstung zurückweisen. Wir glauben aber nicht, daß er je in den leitenden Kreisen der russischen Diplomatie auch nur Gegenstand der Erwägung gewesen ist. Was feststeht, ist, daß trotz allem die russischen Vorbereitungen in jeder Hinsicht höchst ungenügend waren und daß man in Japan darüber auf das genaueste orientiert gewesen ist. Die 240 000 Mann, die angeblich zu Ende des vorigen Jahres kampfbereit im fernen Osten beisammen waren, um den Japanern in der Besetzung Koreas zuvorzukommen, waren nur auf dem Papier vorhanden, und es ist sogar fraglich, ob General Kuropatkin sie heute zur Verfügung hat. Ebenso wenig ausreichend war für die Verpflegung einer großen Armee gesorgt, auch die russische Artillerie hat sich nach ihrer technischen Seite der japanischen nicht gewachsen gezeigt, während für die, wie man noch heute annehmen muß, überlegene russische Kavallerie das gebirgige Terrain, auf welchem die Kämpfe sich bisher abspielten, nur ein höchst ungünstiges Operationsfeld bot.

Man wird daher diese russischen Mißerfolge nicht wunderbar finden, es wäre vielmehr ein Wunder, wenn der Erfolg ihnen zugefallen wäre. Aber selbst, wenn es den Japanern gelingen sollte, den General Kuropatkin selbst zu schlagen, wäre damit noch keine Entscheidung zu ihren Gunsten gefallen. Die eigentliche Macht Rußlands setzt sich erst jetzt aus den europäischen Gouvernements nach Osten zu in Bewegung, und wenn nicht wiederum die Verwaltungsorgane ihre Pflichten vernachlässigen, ist es nur eine Frage der Zeit, wann sie die verlorenen Positionen zurückgewinnen. Die Voraussetzung dafür ist freilich, daß die politischen Grundsätze, welche das russische auswärtige Amt durch sein Zirkular vom 29. April verkündet hat, sich behaupten und nicht durch Strömungen ersetzt werden, wie sie ein angebliches höheres Mitglied des russischen asiatischen Departements einem Kiewer Korrespondenten des Standard am 10. Mai ankündigt: „Ich bin überzeugt — sagte der Mann —, daß früher oder später der Baikalsee die Ostgrenze Rußlands bilden wird. Denn, nehmen wir sogar an, daß Japan durch die Übermacht Rußlands zurückgeworfen wird. Was folgt daraus? Japan behält die Herrschaft der See und wird sofort an die Aufgabe schreiten, die Stärke der Flotte zu verdoppeln und die Armee zu vervierfachen. Die Frage, ob Rußland oder ob Japan das Übergewicht in Ostasien haben soll, ist schwerlich durch eine Kampagne zu entscheiden, und meiner Überzeugung nach ist die Kraft Japans, wenn es an das Wiedererobern gehen sollte, der unsrigen unermeßlich überlegen. Und deshalb glaube ich, daß der Baikal die Grenze zwischen uns und der sich erhebenden Großmacht Ostasiens sein wird."

Ist das einmal die Meinung der russischen Regierung, so wäre allerdings nicht abzusehen, weshalb nicht die nächste Gelegenheit ergriffen und durch einen Friedensschluß dem unnötigen Blutvergießen ein Ende gemacht werden sollte.

Aber das ist heute das Gegenteil der offiziellen russischen Politik, und wir halten es für ausgeschlossen, daß eine solche Wendung erfolgen kann, wenn nicht

ein völliger Systemwechsel in der inneren Politik Rußlands vorhergeht. Doch das gehört zu den inkommensurabelen Größen, die sich stets da finden, wo man die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft vorherzusagen bemüht ist. Für die Haltung, die Deutschland in der gegenwärtigen Krisis einzunehmen hat, kommen diese Möglichkeiten nur wenig in Betracht. Unsere geographische Lage und unsere historische Vergangenheit weist, trotz mancher Enttäuschungen, die wir erlebt haben, auf eine freundliche Neutralität hin, und das ist auch die Stellung gewesen, die unsere Politik mit unverkennbarer Deutlichkeit eingehalten hat.

Von England und Frankreich her, deren Presse uns jetzt feindseliger ist als je vorher, ist die gegenwärtige Lage mit dem Schlagwort: „Isolierung Deutschlands" gekennzeichnet worden. Namentlich die Reise des Präsidenten Loubet nach Rom und die daran geknüpften Kundgebungen haben den Anlaß dazu gegeben. Auch wollen wir nicht bestreiten, daß in den deutsch-italienischen Beziehungen sich Symptome einer gewissen Abkühlung beobachten lassen. Aber wir meinen, daß die Nachteile einer solchen Situation, wenn sie mehr als Schein sein sollte, Italien und nicht Deutschland treffen. Die Heranziehung Italiens zum Dreibunde geschah in einer Zeit, welche unter dem Zeichen eines Zusammenwirkens des französischen Revanche-Gedankens mit dem Haß des Panslavismus stand. Daß die sich daraus ergebende Möglichkeit eines Krieges mit zwei Fronten heute für Deutschland nicht besteht, wird kein ruhiger Beobachter der Weltlage übersehen. Dagegen hat die Italien bedrohende französische Gefahr nur eine neue Gestalt angenommen. Ist heute nicht mehr daran zu denken, daß Frankreich für die Wiederherstellung des Kirchenstaates eintritt, so droht dem monarchischen Italien die republikanische Propaganda, die schon heute tätig am Werk ist und bei weiterer Verbrüderung wenn auch nicht über Nacht, so doch allmählich von sehr aktueller Bedeutung werden kann. Auch liegt nicht ein starkes und einheitliches, sondern ein abhängiges Italien im Interesse Frankreichs, und das ist auch die Politik, die es von jeher vertreten hat. Der Köder, durch den Italien gewonnen werden soll, eine Stellung in Albanien und in Tripolis, trägt so deutlich alle Merkmale beabsichtigter Täuschung, daß sich nur schwer verstehen läßt, wie italienische Staatsmänner sich durch ihn haben fangen lassen, zumal die englisch-französische Verbrüderung ein für allemal eine Rolle Italiens als Mittelmeermacht ausschließt, ganz abgesehen davon, daß eine Schärfung der österreichisch-italienischen Beziehungen eine natürliche Folge der neuen Kombination sein müßte.

Momente der Isolierung aber hat jede der europäischen Großmächte zeitweilig durchlebt. Wer erinnern an die „splendid isolation" Englands, an die Stellung Rußlands in den ersten zehn Jahren der Regierung Alexander III. und an die parallel gehende Isolierung Frankreichs. Von Bedeutung ist eine derartige politische Vereinzelung nur dann, wenn es, wie 1859—66 in Österreich, auf eine Kraftprobe ankommt, in welcher die eigenen Kräfte versagen. Deutschland aber hat seit 1871 nichts vernachlässigt, um stärker zu werden, es hält zudem

seine alten Bundesbeziehungen zu Österreich-Ungarn lebendig, ist nach Osten hin weniger gefährdet als je seit 1879 und steht nach keiner Seite in Verhältnissen, die einen Interessenkonflikt bedingen. Die auswärtige Gefahr, die besteht, liegt in dem Handelsneide gewisser Gruppen, die ihre Vertretung in der englischen Presse finden, aber unserer festen Meinung nach die englische Nation durch Gespenster schrecken, die nur in ihrer Einbildung bestehen und deren Wesenlosigkeit früher oder später erkannt werden muß. Oder gibt es etwas lächerlicheres als die uns zugeschriebene Absicht einer Invasion in die britischen Inseln? Man braucht die Konsequenzen eines solchen, sicherem Verderben geweihten Unternehmens nur auszudenken, um den völligen Widersinn mit Händen zu greifen. Eine zweite Gefahr liegt in der unruhigen und intriguanten Politik Herrn Delcassés, der für eine Reihe von Scheinerfolgen sehr reelle Vorteile Frankreichs aufgegeben hat und dessen Ministerium, wie wir nicht bezweifeln, schon nach einem Jahrzehnt als eines der unheilvollsten bezeichnet werden wird, die Frankreich je gehabt hat. Die nächsten Folgen werden sich erst übersehen lassen, wenn der Versuch gemacht wird, die „überwiegende Stellung" Frankreichs in Marokko zur Geltung zu bringen.

England hat den Krieg mit dem Mullah für beendet erklärt und seine Truppen aus dem Somalilande zurückgezogen. Die angebliche Unterwerfung des Mullah unter italienische Oberhoheit hat dabei zum Vorwand dienen müssen. In Wirklichkeit ist es ein entschiedener Mißerfolg, wie er trotz der Tapferkeit der englischen Expositionstruppen sich aus den geographischen Verhältnissen des unwirtlichen Landes mit Notwendigkeit ergeben mußte, sobald es sich als unmöglich erwies, ihm in seine Wüsteneien zu folgen. Dieser Krieg hat über zwei Jahre gedauert und ungeheure Kosten gebracht, aber er hat auch wesentlich dazu beigetragen, die wirklich englischen Teile des Somalilandes dem englischen Handel zu erschließen. Und damit gibt man sich zufrieden. Wir haben in der englischen Presse auch hier die bewunderungswürdige Disziplin wieder gefunden, die sie stets bewahrt, wo nationale Interessen und Ehrenfragen in Betracht kommen. Zu einem schwierigen Unternehmen hat sich auch die tibetanische Expedition entwickelt. Es ist doch ein ernster Widerstand, auf den die Engländer stoßen, und aus dem Spaziergang nach Gyantse ist ein Marsch gegen Lhassa geworden. Zu allgemeiner Überraschung haben die Tibetaner auch Artillerie zu ihrer Verteidigung aufgebracht, und die allgemeine Feindseligkeit der Bevölkerung bedroht die Rückzugslinie der Engländer. Die Times aber spricht bereits davon, daß von einer Souveränetät Chinas über Tibet heute keine Rede mehr sein könne, sodaß, wenn sich die englische Regierung diesen Satz zu eigen machen sollte, auch die Möglichkeit eines Konfliktes mit China auftaucht. Das kann also eine lange und schwere Verwicklung geben. Aber auch hier ist im englischen Parlament aus den Reihen der Opposition kein Wort des Widerspruchs laut geworden. Vor dem Bewußtsein, daß es sich um ein nationales Interesse handelt, tritt jede Parteipolitik in den Hintergrund.

Gewiß ein Beispiel, das Nachahmung verdient.

Wir denken dabei an die Szenen, die wir im Reichstage in Anlaß des Herero-Aufstandes erleben mußten, zur Freude aller derjenigen, die die Freunde Deutschlands nicht sind. Der Aufstand ist zu einem ernsten und schweren Kriege geworden. Zu den etwa 1350 Mann, die wir bereits in Südwestafrika haben, gehen jetzt etwa 2000 Mann berittener Truppen unter Generalleutnant von Trotha hinaus, auch zwei Feldbatterien und eine Abteilung Luftschiffer sollen hinüber. Generalleutnant v. Trotha wird den Oberbefehl haben, sodaß Gouverneur Leutwein, wie dringend wünschenswert war, sich ganz der jetzt doppelt schwierigen Zivilverwaltung wird widmen können. Die Aufgaben, die der Aufstand an ihn stellte, gingen über die Kräfte eines Mannes. Sehr erfreulich ist, daß am 21. April 1140 ostpreußische Pferde, die sich, wie die Erfahrung gezeigt hat, schnell akklimatisieren, in Swakopmund eingetroffen sind.

Die Briefe, die vom Kriegsschauplatz bekannt werden, zeigen neben all dem Jammer, den die Bestialität der Herero gebracht hat, den bewunderungswürdigen Geist, der in den Truppen lebendig ist, die wir hinausgesandt haben. Typisch dafür ist der Brief des leider seinen Wunden erlegenen Leutnants von Rosenberg über das Gefecht bei Klein-Barmen. Wir können uns nicht versagen, auch an dieser Stelle die Schlußworte des nicht für die Öffentlichkeit geschriebenen Briefes herzusetzen: „Und nun denkt nicht, ich sei ein Held. Hier sind Leute, die viel mehr geleistet haben, von denen aber in der Heimat niemand etwas weiß. Man ist ein Erdenwurm gegen all diese Leute, die alten Schutztruppler, die wirklich alle Helden sind. Ehe ich es ihnen gleich machen kann, muß ich noch viel mehr leisten. Hier entbrennt ein Riesenehrgeiz, aber nicht im Streben nach Stellungen, sondern in Leistungen persönlichen Mutes."

Das sind die Männer, die man im deutschen Reichstage verunglimpft hat.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. Mai 1904.

Schon oft ist an dieser Stelle gezeigt worden, welche Gefahr darin liegt, wenn Bestrebungen, die an sich vollkommen berechtigt sind, nicht mehr durch das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Gesamtinteresse des Volkes geleitet werden, sondern ihr Ziel in der Erlangung politischer Macht suchen. Der Bund der Landwirte ist längst dieser Versuchung erlegen. Zuzugeben ist, daß die Fehler eines Regierungssystems — während der Kanzlerschaft des Grafen Caprivi — den Ausgangspunkt dieser Entwicklung gegeben haben, aber deshalb bleibt es doch ein Unglück, wenn eine Vertretung von Sonderinteressen sich in so hohem Grade zu einem politischen Machtfaktor auswächst. Das nationale Gewissen wird zwar mit dem Hinweis einzuschläfern versucht, daß die Wohlfahrt der Landwirtschaft auch die Wohlfahrt der Nation in sich schließe. Das ist auch richtig, nur ist leider das, was zum Wohle der Landwirtschaft dienen könnte, nicht immer und durchaus identisch mit dem, was die Persönlichkeiten, die sich zu Führern der Landwirte aufwerfen, als Voraussetzungen des Gemeinwohls hinstellen. Der deutsche Bauer ist so sehr die zuverlässigste Grundlage unseres nationalen Lebens, daß jeder, der es mit dem deutschen Volke gut meint, in der Erhaltung einer lebenskräftigen Landwirtschaft die vornehmste Aufgabe deutscher Staatskunst erkennen wird. Darin ist aber nicht ausgesprochen, daß die doch vielfach recht einseitigen und beschränkten Berufserfahrungen der deutschen Bauern und die Ideen, die ihnen auf dieser Grundlage zum großen Teil erst durch Agitation eingeimpft werden, Anfang und Richtschnur aller politischen Weisheit sein müßten. Und darum müssen wir uns vor der Übertreibung hüten, als ob die deutschen Landwirte vermöge ihrer bedeutsamen volkswirtschaftlichen Position an sich schon eine Art von Monopol nationaler Einsicht besäßen.

Ich habe diese allgemeine Bemerkung vorausgeschickt, weil den schon in der vorigen Übersicht erwähnten Beispielen einer antinationalen und destruktiven Haltung des Bundes der Landwirte jetzt ein neuer Fall anzureihen ist. Im Reichstagswahlkreise Frankfurt a. O.-Lebus mußte am 13. Mai eine Neuwahl vorgenommen werden, weil das Mandat des bisherigen Vertreters, des sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Heinrich Braun, vom Reichstag für ungültig erklärt worden war. Die bürgerlichen Parteien waren auf dem Wege, sich

über eine einheitliche Kandidatur zu einigen. Konservative, Zentrum, Nationalliberale und Freisinnige waren nach längeren Verhandlungen übereingekommen, den früheren Reichstagsabgeordneten Bassermann als gemeinsamen Kandidaten aufzustellen. Über den außerordentlichen Wert einer solchen, nicht ohne große Mühe und patriotische Selbstverleugnung zu erzielenden Einigkeit braucht man kaum ein Wort zu verlieren. Es ist ein Vorteil im Wahlkampf, der durch nichts zu ersetzen ist, da allein dadurch eine Menge ermüdender und erbitternder Kämpfe ausgeschaltet und die endgültige Entscheidung schneller herbeigeführt wird. Überdies ist es auch in Rücksicht auf die allgemeine Lage erwünscht, daß bei einzelnen Neuwahlen, die immer Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und besonderer politischer Schlußfolgerungen zu sein pflegen, der Sozialdemokratie jeder nur mögliche Abbruch getan wird. Dabei spielt der Verlauf des Wahlkampfes eine ebenso große Rolle wie das letzte Ergebnis. Um so auffallender war es, daß der Bund der Landwirte in dem Wahlkreise Frankfurt a. O. als Störenfried auftrat. Er stellte einen Sonderkandidaten auf, indem er sich dabei vorzugsweise auf antisemitische Kreise stützte. Dadurch wurde vereitelt, was in diesem Falle von größter Wichtigkeit gewesen wäre: der Sieg der vereinigten bürgerlichen Parteien im ersten Wahlgang. Es ist eine Stichwahl notwendig geworden zwischen Bassermann und Braun; wenn dieses Heft in die Hände der Leser kommt, wird die Entscheidung gefallen sein, hoffentlich gegen Braun. Trotzdem verdient es den schärfsten Tadel, wenn eine Interessenvertretung sich als besondere Partei neben die politischen Parteiorganisationen schiebt, um eine im nationalen Interesse getroffene Vereinbarung zu hindern. Ein solches Vorgehen ist auch dann antinational und schädlich, wenn es nicht die beabsichtigte Wirkung hat.

Ein schönes Beispiel der Einigkeit der bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie ist im Herzogtum Sachsen-Altenburg gegeben worden. Auch hier war eine Neuwahl infolge der Ungültigkeit der Wahl des sozialdemokratischen Abgeordneten Buchwald notwendig. Es gelang die Aufstellung eines gemeinsamen Kandidaten zunächst für die Konservativen und gemäßigt Liberalen in der Person eines Konservativen, und diesem Kartell schlossen sich nach einigen Bedenken auch die Freisinnigen an. So erlitt hier die Sozialdemokratie eine schwere Niederlage, die überall im Reich einen tiefen Eindruck gemacht hat.

Wie es in diesem Jahr mit den Arbeiten des Reichstags werden wird, ist noch immer nicht ganz klar. Der Etat ist endlich jetzt kurz vor den Pfingstferien zu Ende gebracht, und man hat sich zur Fortsetzung der Beratungen nach der Pfingstpause entschlossen. Welche Vorlagen dann noch erledigt werden können, ob im Sommer Vertagung oder Schluß der Tagung eintreten soll, darüber liegen noch keine endgültigen Entscheidungen vor.

Ein wichtiges Werk ist aber in der Tat jetzt zum Abschluß gekommen, die vorläufige Reichsfinanzreform, die in der sogenannten lex Stengel vor-

geschlagen worden war. Im letzten Januarheft sind an dieser Stelle das Problem, um das es sich handelte, und die Schwierigkeiten, die sich seiner Lösung entgegenstellten, kurz in den Hauptumrissen skizziert worden. Was damals von dem Reichsschatzsekretär auf Grund seiner Vereinbarungen mit den deutschen Finanzministern angestrebt wurde, ist nicht ganz erreicht worden. Es sollte ein entschiedener Schritt getan werden, um die Finanzen des Reiches selbständiger zu machen und die Einzelstaaten zu entlasten, aber dem Zentrum war dieser Schritt noch zu groß. Es wollte die von ihm seit der Frankensteinschen Klausel gehegten Traditionen noch strenger festgehalten wissen. Bei den Kommissionsberatungen zeigten sich solche Schwierigkeiten, daß der Staatssekretär sich gezwungen sah, mit seinem Rücktritt zu drohen. Da wurde ein Kompromiß zustande gebracht, und so konnte die Vorlage in sehr abgeschwächter Form die zweite und dritte Lesung passieren. Dadurch ist immerhin eine Verbesserung in der Finanzordnung des Reiches erreicht worden. Worin bestehen nun aber diese Reformen?

Fürst Bismarck hatte sich die Einrichtung der Reichsfinanzen so gedacht, daß das Reich seinen Ausgabebedarf aus Zöllen und indirekten Reichssteuern decken sollte. Es war sein Lieblingsgedanke, diese Einnahmequellen so zu gestalten, daß das Reich über einen Überschuß zu verfügen hätte, der den Finanzen der Einzelstaaten zugute kommen sollte. Bekanntlich hat das Zentrum dieser Anbahnung eines finanziellen Übergewichts des Reichs über die Einzelstaaten stets beharrlichen Widerstand entgegengesetzt. So wie es ihm unter der Bundesgenossenschaft der Linken glückte, die Ausgestaltung neuer ergiebiger Einnahmequellen des Reichs zu hindern, so wußte es auch im Jahre 1879 die Wirkungen des neuen Zolltarifs im Sinne seiner Bestrebungen zu paralysieren durch die Franckensteinsche Klausel. Diese bestimmte bekanntlich, daß das Reich aus dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer nur 130 Millionen für den eigenen Bedarf verwenden, alle darüber hinaus vorhandenen Einnahmen aber den Einzelstaaten „überweisen" sollte. Auf diese Weise wurde verhindert, daß das Reich von den Beiträgen der Einzelstaaten, den sogenannten Matrikularbeiträgen, unabhängig wurde. Selbst wenn auch die Abrechnung zwischen Reich und Einzelstaaten schließlich einen Überschuß jener „Überweisungen" über die Matrikularbeiträge ergab, also das Reich der Gebende, die Einzelstaaten die Empfangenden waren, so blieben doch rechnerisch bei der Aufstellung des Reichshaushaltsetats die beiden Hauptbestandteile der Reichseinnahmen — die Zölle und Verbrauchssteuern einerseits, die Matrikularbeiträge andrerseits — regelmäßig bestehen, und die Matrikularbeiträge hatten dabei das Übergewicht. Mochte also auch das Reich die Einzelstaaten durch die Überweisungen schadlos halten, es wirtschaftete doch überwiegend aus der Tasche der Einzelstaaten, und der größere Teil seiner Ausgaben gründete sich auf Bewilligungen, für deren Deckung keine den eigenen Einnahmen entsprechende Verantwortung übernommen zu werden brauchte. Dieser Sachverhalt wurde nicht als Übelstand empfunden, solange die Überweisungen den Betrag der Matrikularbeiträge über-

stiegen. Das Verhältnis mußte sich jedoch umkehren, als unter dem Einfluß handelspolitischer Beziehungen die Zollerträge weniger reichlich flossen, während der Ausgabebedarf des Reichs infolge neuer Aufgaben auf dem Gebiet des Reichsschutzes und der nationalen Wohlfahrt sich steigerte. Es trat eine vollständige Zerrüttung der einzelstaatlichen Finanzen durch die Forderungen der Reichspolitik ein, — die natürliche Folge des Mißverhältnisses, das man geschaffen hatte, als man einem so großen, zu selbständigen Aufgaben berufenen Organismus, wie das Deutsche Reich, die Möglichkeit versagte, sich die finanziellen Hilfsquellen für die Lösung seiner Aufgaben unter eigener Verantwortlichkeit zu erschließen.

Der erste Ausweg aus dieser Schwierigkeit bot sich durch eine vernünftige Einschränkung der Franckenstein'schen Klausel, wenn man sie doch nun einmal im Prinzip nicht loswerden konnte oder wollte. Man konnte das Prinzip der Überweisungen beibehalten; es fragte sich nur, ob es nötig war, die Erträge aus den Zöllen und den vom Reich erhobenen Verbrauchssteuern in dem bisherigen Umfange dazu zur Verfügung zu stellen. Bisher hatten die Überweisungen bestanden aus den Zöllen und den Erträgen der Tabaksteuer und der Branntweinmaterialsteuer, soweit dieser Gesamtbetrag 130 Millionen überstieg. Freiherr v. Stengel hatte nun vorgeschlagen, Zölle und Tabaksteuer ganz dem Reich zu überlassen, dagegen den Ertrag der Branntweinmaterialsteuer ganz zu Überweisungen zu verwenden. Aber dieses Tau, an dem der durch die Franckenstein'sche Klausel verkörperte, föderalistische Gedanke in der Reichsfinanzordnung festgehalten werden sollte, erschien dem Zentrum zu schwach. Hier setzte der schon erwähnte Widerstand ein. Durch das Kompromiß wurde eine erhebliche Verstärkung der Überweisungen erreicht. Außer der Branntweinmaterialsteuer wird künftig auch die Maischbottichsteuer und die Stempelabgabe zu Überweisungen dienen. Aber für das Reich gerettet ist nun wenigstens die Tabaksteuer und der volle Ertrag der Zölle. Das ist von großer Bedeutung angesichts des neuen Zolltarifs und der Neuordnung der handelspolitischen Verhältnisse. So stellt der § 1 des neuen Gesetzes, der die erwähnten Bestimmungen enthält, eine wesentliche Verbesserung dar.

Der § 2 des Gesetzes hat eine schon seit langer Zeit erwünschte Änderung des Art. 70 der Reichsverfassung gebracht. Dieser Artikel, der die Grundlage unserer Reichsfinanzordnung enthält, bedurfte einer verbesserten Fassung auf Grund der seit dreißig Jahren gemachten Erfahrungen und der seitdem eingetretenen Änderungen. Aber der Vorschlag der Reichsregierung wurde auch hier nicht glatt angenommen, so unwesentlich auch die Änderung war. Die Kommission bewirkte nämlich die Streichung einer Einschiebung, die als Hinweis auf einzuführende weitere Reichssteuern gedeutet werden konnte. Dieser Zwischensatz war aber in Wirklichkeit ganz gleichgültig, denn Reichssteuern bestehen bereits, und neue können jederzeit eingeführt werden, wenn es die gesetzgebenden Faktoren des Reichs gutheißen. Die sachlichen Änderungen, die von der Regierung im

Artikel 70 der Reichsverfassung vorgeschlagen worden waren, sind Gesetz geworden. Sie bestehen in zwei Bestimmungen: Erstens sind etwaige Überschüsse aus den Vorjahren nicht mehr wie früher in erster Linie für die Ausgaben des laufenden Jahres zu verwenden, sondern sie werden für außerordentliche Ausgaben oder gemäß besondern Beschlüssen laut Etatsgesetz verwendet. Zweitens wird der Möglichkeit Rechnung getragen, daß die Einnahmen des Reichs aus den ihm belassenen Zöllen und Verbrauchssteuern den Voranschlag übersteigen, während die Einzelstaaten in dem gleichen Etatsjahr noch mit „ungedeckten" Matrikularbeiträgen belastet sind. Unter ungedeckten Matrikularbeiträgen versteht man bekanntlich den Bruchteil der Matrikularbeiträge, der durch die Überweisungen nicht ausgeglichen wird. Jene etwa im Lauf des Etatsjahres sich ergebenden Überschüsse des Reichs sollen nun am Schlusse des Jahres noch nachträglich zur Erstattung ungedeckter Matrikularbeiträge verwendet werden.

Noch eine dritte Reformbestimmung war von der Reichsfinanzverwaltung als § 3 des neuen Gesetzes ins Auge gefaßt worden, nämlich eine gewisse Festlegung der Matrikularbeiträge innerhalb einer nach dem Durchschnitt früherer Finanzjahre zu bemessenden Maximalgrenze. Es ist keine Frage, daß der Druck, der durch diese Bestimmung auf die Verantwortlichkeit des Reichstages in der Bewilligung von Ausgaben ausgeübt worden wäre, sehr heilsam hätte sein können. Aber gerade darauf wollte sich der Reichstag nicht einlassen. Die Begründung seiner ablehnenden Haltung ist in folgendem Gedankengange enthalten: „Der Reichstag bewilligt nur die Ausgaben, die ihm vom Bundesrat vorgeschlagen werden. Da aber der Bundesrat die Vertretung der einzelstaatlichen Regierungen ist, so sind diese selbst schuld, wenn Ausgaben vorgeschlagen werden, die von den Einzelstaaten nicht übernommen werden können. Es ist daher ganz gerechtfertigt, wenn der finanziellen Belastung der Einzelstaaten durch das Reich keine andre Grenze gesetzt wird, als der Bundesrat selbst im eigenen Interesse verantworten kann." Die Folge dieser Anschauung war, daß der § 3 der lex Stengel vom Reichstage gestrichen wurde. Die verbündeten Regierungen haben begreiflicherweise diese Streichung nicht gerade mit Freude entgegengenommen, aber richtig war es doch, daß sie darin kein Hindernis für die Reform sahen. Das Ganze ist dadurch freilich eine noch etwas „kleinere" Reichsfinanzreform geworden, als Herr v. Stengel geplant hatte, aber etwas Gutes ist doch erreicht, und es ist zu billigen, daß man das Bessere nicht den Feind dieses Guten werden ließ.

Der Gedankengang, der zur Streichung des § 3 der lex Stengel führte, hat in diesem Jahre auch bei der Finanzierung des Etats eine Rolle gespielt. Es handelte sich nämlich um die Deckung eines bedeutenden Defizits. Die Reichsfinanzverwaltung hatte mit Rücksicht auf die obwaltenden Ausnahmeverhältnisse in der Finanzlage des Reichs eine Anleihe von 59½ Millionen vorgeschlagen, nachdem die Einzelstaaten erklärt hatten, daß sie mehr als 24 Millionen an ungedeckten Matrikularbeiträgen nicht tragen könnten. Die Deckung eines ordentlichen Ausgabebedarfs durch eine Anleihe galt aber den meisten Parteien

nicht als verfassungsmäßig; sie ist auch in der Tat nur durch eine etwas gezwungene Auslegung des Artikel 73 der Reichsverfassung zu rechtfertigen. Wenn die Reichsregierung darauf hinwies, daß die Verhältnisse nur dadurch so schwierig geworden seien, daß alles wegen des neuen Zolltarifs und der neuen Handelsverträge noch in der Schwebe sei und deshalb einstweilen auch an die Eröffnung neuer Steuerquellen nicht gedacht werden könne, so antworteten die konservativen Parteien und das Zentrum mit dem Hinweise, daß daran die Regierung selbst schuld sei; warum habe man die alten Handelsverträge noch nicht gekündigt! Die Kommission arbeitete also daran, jene vorgeschlagene Zuschußanleihe von 59½ Millionen möglichst zu beseitigen. Nun betrugen die Abstriche an den Ausgaben rund 10 Millionen; weiter half man sich mit dem schon einmal erfolgreich geübten Kunststück einer Erhöhung der ja nur auf Voranschlägen beruhenden Einnahmeziffern. Man erhöhte also die Einnahmen aus den Zöllen und einzelnen Verbrauchssteuern um 32 Millionen im Ganzen, — ein Experiment, das freilich nachher die Sache um so schlimmer macht, wenn die wirklichen Einnahmen hinter solchen kühnen Hoffnungen zurückbleiben. Aber einstweilen war man so auf dem Papier 42 Millionen von dem Defizit los! Blieben leider immer noch 17½ Millionen, und diese warf man nun rücksichtslos zu den ungedeckten Matrikularbeiträgen. Die Einzelstaaten hatten erklärt, mehr als 24 Millionen nicht tragen zu können, jetzt waren daraus über Nacht 41½ Millionen geworden. Dieser Beschluß, der auch von dem Plenum des Reichstags in zweiter Lesung gebilligt wurde, beruhte eben auf dem Gedanken, daß die Einzelstaaten die eigentliche Verantwortung für die Reichsausgaben trügen und daher auch die Folgen zu tragen hätten. Und doch ist dieser Gedanke grundfalsch. Denn die Aufgaben, die dem Reich nach der einleitenden Bestimmung der Reichsverfassung und nach den besonderen Festsetzungen des Artikel 4 zufallen, schließen eine besondere Entwicklung in sich, die von den Verhältnissen der Einzelstaaten und den ihrer eigenen Fürsorge vorbehaltenen Gebieten der Gesetzgebung unabhängig ist. Es ist daher recht und billig, daß für die Aufgaben des Reichs auch besondere Mittel bereitgestellt werden. Der Bundesstaat, der durch seine Vertreter im Bundesrat etwas z. B. für die Wehrkraft des Reichs bewilligt, darf nicht der Meinung ausgesetzt sein, als ob er seinen eigenen Angehörigen etwas entzieht. Die Rechte und Pflichten des Reichs und der Bundesstaaten bestehen nebeneinander und dürfen sich nicht stören und ausschließen. Eine Pflicht des Reichs darf die Bundesstaaten nicht hindern, ihre besonderen Pflichten zu erfüllen. So würde es aber nach der von der Reichstagsmehrheit aufgestellten Theorie geschehen. Nacheinander traten denn auch die Vertreter der verschiedenen Bundesstaaten auf, um gegen den Beschluß des Reichstags nachdrückliche Vorstellungen zu erheben. Es mag nur ein Punkt dabei hervorgehoben werden. Der Reichstag hatte einer besonderen Ehrenpflicht genügt und eine erhöhte Ausgabe von 11½ Millionen für die alten Krieger bewilligt. Das waren allein zwei Drittel der Summe, mit der jetzt die Einzelstaaten über ihr Vermögen hinaus belastet

werden sollten. Was mußte es für einen Eindruck machen, wenn in verschiedenen Bundesstaaten dringende Ausgaben, z. B. die Aufbesserung der Beamtenbesoldungen, unterbleiben mußten, weil eine Ehrenschuld des Reichs von diesem nicht eingelöst werden konnte und daher auf andere Schultern abgewälzt wurde! Es war daher von der größten Wichtigkeit, daß der Beschluß in der dritten Lesung gemildert wurde. Das ist denn auch durch eine vom Abgeordneten Spahn beantragte vermittelnde Einschiebung im Etatsgesetz geschehen, wonach die Erhebung dieses Mehrbetrages an Matrikularbeiträgen einstweilen ausgesetzt bleibt.

Es war notwendig, einmal auf diese Finanzfragen näher einzugehen, da sie für die Beurteilung der Lage in der Folgezeit voraussichtlich von Bedeutung sein werden. Gleichzeitig mit dem Etat ist auch das Gesetz über die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft glücklich verabschiedet worden. Die wichtigsten Änderungen, die die Kommission an diesem Entwurf vorgenommen hatte, bestanden in einer schärferen Präzisierung der Fälle, in denen der Anspruch auf Entschädigung ausgeschlossen sein soll. Sonst ist es bei geringfügigen Änderungen und Zusätzen geblieben.

Auf eine Besprechung der weiteren, jetzt noch ausstehenden gesetzgeberischen Arbeiten des Reichstages kann gegenwärtig verzichtet werden. Es erübrigt nur noch, der wichtigen Vorlagen, die jetzt den preußischen Landtag beschäftigen, kurz zu gedenken. Auch hier haben wir noch nichts Fertiges vor uns, und so mag ein Hinweis auf die Bedeutung dieser Arbeiten genügen. Dabei können wir über die wasserwirtschaftlichen Vorlagen, die jetzt einer Kommission des Abgeordnetenhauses übergeben worden sind, mit wenigen Worten hinweggehen, da ihr Inhalt an anderer Stelle eingehend gewürdigt werden soll. Nur das wird hier zu erwähnen sein, daß sich die alten Gegner der Kanalvorlage auch den neuen Vorschlägen gegenüber vorläufig sehr spröde zeigen. Aber es wäre voreilig, schon jetzt daraus ernsthafte Schlüsse zu ziehen. Es ist ja nun einmal das Schicksal dieser Vorlage geworden, daß sie allen möglichen politischen Nebenzwecken dienstbar gemacht werden soll. Man wird aber gut tun, sich möglichst kühles Blut in der Sache zu bewahren und abzuwarten, was die eingehende Beratung der Einzelheiten in der Kommission zu Tage fördern wird.

Nächstdem müssen wir des Ansiedlungsgesetzes gedenken, das zuerst von dem Herrenhause durchberaten worden ist und jetzt dem Abgeordnetenhause vorliegt. Es ist ein dankenswertes Zeugnis für die neue endlich erreichte Festigkeit der preußischen Staatsregierung in der Polenpolitik, daß sie sich entschlossen hat, dieses Gesetz vorzulegen, das dem Staat die Handhabe geben soll, den Erwerb von Grundbesitz in den durch das Polentum gefährdeten Provinzen des Ostens nach nationalen Gesichtspunkten zu regeln. Wir werden auf die Bedeutung dieses Gesetzes zurückkommen, wenn seine Beratung beendet ist.

Und dann zuletzt noch ein kurzes Wort über eine Verhandlung, die zunächst nur ein Symptom bedeutet, aber jedenfalls erfreuliche Folgen nach sich ziehen muß. Es handelt sich um die Einigung der konservativen, freikonservativen

und national-liberalen Partei in der Frage der Schulunterhaltungspflicht, — eine Einigung, die ihren Ausdruck in der Annahme eines zwischen diesen Parteien vereinbarten Antrags v. Zedlitz-v. Heydebrand-Hackenberg gefunden hat. Daß die Konservativen ihren früheren schroffen, dem Zentrum verwandten Standpunkt fallen gelassen, die beiden anderen Parteien aber ihren Standpunkt zur Frage der Konfessionalität der Volksschule in maßvoller Weise klargestellt haben, ist ein Gewinn, der die Aufgaben der preußischen Staatsregierung auf diesem Gebiet wesentlich fördern wird.

Während über diese Fragen im Abgeordnetenhause verhandelt wurde, bot die Etatsberatung im Herrenhause dem Grafen Bülow Gelegenheit zu einer großzügigen Rechtfertigung seiner Gesamtpolitik, besonders gegenüber den Anklagen, die gegen ihn wegen seiner Haltung in konfessionellen, handelspolitischen und sozialpolitischen Fragen erhoben wurden. Aus dieser Rede konnte man mehr als eine beruhigende und befreiende Überzeugung gewinnen. Sie zeigte uns, daß unsere Politik trotz aller Schwierigkeiten und Anfeindungen doch einen festen und der Unterstützung aller nationalen Elemente werten Kurs innehält. Dabei wird es hoffentlich auch bleiben.

Hoffnung.

Wenn das Beet
In Blüte steht,
Wenn die reifen Früchte schwellen,
Scheint die Hoffnung wie verweht
In dem Sommerglück, dem hellen.

Doch wenn matt
Das letzte Blatt
Von den Zweigen niederzittert:
Schau, wie sie an seiner Statt
Wieder aufgrünt unverwittert!

Th. Aemilius.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

IX.

Detlev von Liliencron. — Richard Voß, Ein Königsdrama. — Ludwig Ganghofer, Gewitter im Mai. — Bernhardine Schulze-Smidt, Demoiselle Engel. — Otto Hauser, Ein abgesetzter Pfarrer.

Am 3. Juni wird Detlev von Liliencron sechszig Jahre alt. Über sein Leben, so weit es heute schon klar vor uns liegt, und über das Größte, was er geschaffen, über seine Lyrik, wird an anderer Stelle dieses Heftes das Nötige gesagt. Aber auch hier in den Monatsberichten möcht' ich dem Tage nicht ganz vorübergehn und wenigstens ein paar allgemeinere Bemerkungen an die Feier knüpfen.

Wie sehr sich die Zeiten gewandelt haben, wird gerade sie mit aller Deutlichkeit zeigen. Noch 1890 etwa wäre eine Feier für Liliencron durchaus nur eine Demonstration gewesen — eine Demonstration der stürmenden Jugend, von der die älteren Poeten sich fast ohne Ausnahme ferngehalten hätten. Heute führt dieser 3. Juni zu einer imposanten Kundgebung des gesamten literarischen Deutschlands für einen seiner besten Dichter.

Den Wandel der Zeiten mag eine kleine Bemerkung illustrieren. Kurz vor Liliencrons Auftreten klagte Paul Heyse bitter gegen Gottfried Keller, daß die lyrische Poesie in Deutschland mißachtet sei und Männer sich geradezu schämten, Gedichte zu lesen. Paul Heyse hatte mit dieser Bemerkung ganz recht. Nur machte er die „Männer" für eine solche Mißachtung der Lyrik verantwortlich, wir Jüngeren aber im Gegenteil die damalige Lyrik selbst. Während nämlich die Nation durch Bismarcks Genie politisch die ungeheuersten Fortschritte gemacht hatte und längst in einer neuen und großen Epoche lebte, wurzelten die Vertreter der Literatur noch ganz in der nach 1848 eingetretenen Erschlaffungszeit. Keiner, der auch nur annähernd den Sturmschritt der Zeit poetisch hätte begleiten können. Die Dichtung kam nicht aus der himmelblauen Idylle heraus, während die Epoche im Zeichen von Blut und Eisen stand. Und es war wirklich kein Wunder, daß die deutschen Männer, vor denen ein Bismarck Weltgeschichte machte, für solche blutarme, der Zeit nicht gewachsene und stark epigonenhafte Poesie keine besondere Hochachtung hatten. Man überließ sie also den Frauen, und in der

natürlichen Rückwirkung des Publikums auf den Schöpfer wurde sie immer verweibster.

Es ist bekannt, wie die Erkenntnis, daß es so nicht weitergehen könne, endlich durch die Jugend stürmischen Ausdruck fand, wie wir von dem Auftreten dieser Jugend ab (1883/84) eine neue Literaturepoche datieren können. Das aber ist das wunderliche, daß von der Unzahl von jungen Brauseköpfen nicht einer den größten Sieg errang, sondern daß der schon vierzigjährige, fast unbemerkt neben der Jugend auf den Plan tretende Liliencron den Vogel abschoß. Und noch pikanter ist es, daß in dieser demokratischen Zeit der „Junker" es war, der politisch gesiegt hatte und daß es nun auch der „Junker" war, der literarisch siegte. In Liliencrons erstem und vielleicht entscheidendem Buche, den köstlichen „Adjutantenritten", spricht sich dieses Junkerliche sehr keck und energisch aus. Und wie der Junker Bismarck die zünftigen Diplomaten in Schreck und Staunen setzte, so — ohne weiteren Vergleich — der Junker Liliencron die bisherigen Poeten. Gestand doch selbst der blutechte Theodor Storm bei aller Anerkennung von ihm: er kann einen krank machen.

Krank machen deshalb, weil auch er in seiner Art mit derben Kürassierstiefeln auftrat, wo bisher zierliche Schnabelschuhe graziöse Pas vollführt hatten. Mit prachtvoller Männlichkeit, mit sieghafter, unterjochender Fröhlichkeit, mit der fabelhaften Urwüchsigkeit seiner Natur erschreckte und eroberte Liliencron. Vor ihm senkte die Jugend die Fahnen, obwohl er weder ihre sozialen noch ihre religiösen, ja zum Teil nicht einmal ihre literarischen Anschauungen teilte. Und so gewiß es ist, daß seine köstliche Begabung sich zu jeder Zeit durchgesetzt hätte, so gewiß ist es doch auch ein Glück gewesen, daß sein Auftreten mit dem der neuen Jugend zeitlich zusammenfiel. Dadurch, daß diese ihn ungestüm auf den Schild hob, während die Älteren sich zurückhielten, ward seine Stellungnahme sofort bestimmt, und mit der Jugend selbst siegte Liliencron in viel breiterem Maße, als es sonst wohl geschehen wäre. Denn so war er nicht nur ein einzelner Dichter, wie etwa Keller oder Storm, sondern er war daneben noch ein Führer der auf der ganzen Linie avancierenden modernen Bewegung. Mit anderen Worten: er ist der reine große Poet, was ja die Hauptsache bleibt, und es verknüpft sich außerdem mit ihm eine literarische Epoche.

Das ist es, was ihm eine so besondere Stellung unter den lebenden Dichtern gibt. Und schon deshalb durfte er in diesem Hefte wohl doppelt gegrüßt werden.

Von den mir heute vorliegenden erzählenden Werken ist das interessanteste zweifellos ein zweibändiger Roman von Richard Voß: Ein Königsdrama, mit dem Engelhorns allgemeine Romanbibliothek ihren zwanzigsten Jahrgang eröffnete. Dieser „Roman aus einem deutschen Herrscherhause" trägt die Widmung: „Ihrer Majestät, der einsamen Königin, die mich Königsdramen kennen lehrte, ehrfurchtsvollst zugeeignet", und das berühmte Motto: „Etwas ist faul im Staate Dänemark. . . ." Ich zitiere beides, denn es könnte nachdenklichen Leuten Stoff zu stillen Betrachtungen geben.

Eigentlich ist es nur schwer verständlich, daß Richard Voß, der doch geradezu dafür prädestiniert erscheint, noch nie einen richtigen Sensationserfolg gehabt hat. Starke, ob auch kurzlebige Bühnensiege zähle ich dabei nicht mit. Vielleicht sind seine Romane im ganzen doch zu fein oder zu phantastisch für die große Menge, sind die Sensationen darin zu literarisch. Sonst wüßte ich nicht, weshalb dieses „Königsdrama" z. B. nicht ebenso verschlungen werden sollte wie „Jena oder Sedan". Von Fäulnis spricht das Motto; Fäulnis darstellen, die heimliche Fäulnis unter Purpur und Pracht, kann kein Dichter besser als dieser, der vor einem Menschenalter schon als „müder Mann" debütierte, den die Literaturgeschichte stets zusammen nennen wird mit der Dekadenzzeit, die wir nach dem großen Kriege erlebten. Eine Welle dieser gierigen, genußsüchtigen, vom Goldtaumel ergriffenen Zeit ist in das Blut vieler damaliger Dichter geschlagen, und die Literatur spiegelt die Fäulnis jener Jahre deutlich wieder: mit rohen oder feinen Sensationen kitzelte sie die Nerven der Abgestumpften und ertrank schließlich in Materialismus und Pessimismus. Die deutschen Nationalheiligen schienen damals wirklich die Messalinen zu sein. Was Sacher-Masoch im Groben mit seinen Venusbildern im Pelz, das übten Richard Voß und Eduard Grisebach mit ihren Messalinen und Circen im feinen. Selbst Wilbrandt konnte eine Messalina nicht entbehren, und Paul Heyse nebst vielen anderen schlug eigentlich in die gleiche Kerbe.

Wie auf andern Gebieten menschlicher Betätigung, regten sich in den siebziger Jahren auch in der Literatur eine Menge genialer und merkwürdiger, von der Zeitwelle plötzlich hochgetragener und später jäh zurücksinkender Menschen. Der Geist Bethel Henry Strousberg's schien auch in die Künstler gefahren zu sein. Erstaunlichste Genialität überall, die sittlich nicht genügend fundamentiert war und deshalb nur zu Verwilderung und Zusammenbruch führte. Selten sind so kühne Ansätze so ergebnislos geblieben.

Richard Voß ist inzwischen dreißig Jahre älter geworden, auch ruhiger; er hat viele Verhältnisse des Lebens anschauen gelernt. Aber er kann nicht verleugnen, was ihn gebildet hat, und in seinem Blute schwärt der Tropfen Gift. Die Genialität und die Gedankenstriche durchziehn auch das „Königsdrama"; es gibt darin, wie in „Michael Cibula", wie in „Dahiel, der Konvertit", wie in den „Römischen Dorfgeschichten" Szenen, die des größten Dichters würdig sind, aber es gibt auch hier, wie überall, falsche Noten und manches, was das Herz erschüttern sollte, aber in seiner Überspannung nur die Nerven peinigt. In seiner Form bildet der Roman das Tagebuch eines königlichen Prinzen aus uraltem Hause, und ob die historischen Ereignisse auch mit dichterischer Freiheit (vielleicht ist es hier schon Willkür) behandelt und verschoben sind, wird der Leser mit leichter Mühe merken, wie die beiden faulen süddeutschen Staaten heißen, wie der starke norddeutsche. So hat das Thema einen etwas sensationellen Anstrich. Und wie bei allen Vossischen Romanen sieht man auch hier in dem kühn und blendend aufgeführten Gebäude die Sprünge klaffen. Die Übergänge sind zu

jäh; zu plötzlich und ohne genügende Motivierung, ja gegen die psychologische Wahrscheinlichkeit erfolgen bedeutungsvolle Umschwünge, die man kopfschüttelnd in den Kauf nimmt. Man begreift weder, weshalb der Prinz durchaus auf der Heirat mit Judika besteht, noch daß er dann auf den mit so schweren Opfern errungenen Thron verzichtet, noch — — aber man darf nicht erst anfangen, Pfähle zu lockern, sonst stürzt das Haus. Und Richard Voß kann — das ist ein glänzender Ausweg — schließlich immer allen Einwänden entgegenhalten, daß sein Prinz ja erblich belastet ist.

Wie gesagt: auch dieser Roman, den man nicht zu energisch anfassen darf, hat herrliche Stellen. Des Prinzen Begegnung mit Judika in den Himbeerbüschen — das ist eine ganz von Poesie getränkte und durchflutete Szene, die ein schwacher Poet nicht schreiben kann. Und auch weiter: die Weizenernte, der Forellenfang, der Heimweg beim Gewitter — alles gewiß wunderschön. Hier und da ist eine prachtvolle Schilderung eingestreut: man muß „Erlebtes und Geschautes" lesen, um ganz zu erfahren, wie Richard Voß schildern kann! Aber neben dem hellen Licht der tiefe Schatten. Kein Gleichmaß, keine Ruhe. Und der Todesweg, der fürchterliche Todesweg Judikas, die eben geboren hat und ihrem Gatten durch ihr Sterben den Weg zum Thron öffnen will, das ist eine Maltraitierung unserer Nerven. Und daß der Mann, der sie über alles liebt, noch dazu schweigend die Qual mit ansieht, das erschüttert nicht so, wie es empört, und damit mißglückt dieser gar zu kühne Coup. Schon früher hat Richard Voß nie recht unterscheiden können, wo das Tragische aufhört und das Peinliche beginnt.

Vor dem Peinlichen ist man ja nun zwar bei einem andern Erzähler — bei Ludwig Ganghofer — geschützt, leider aber auch meistens vor allem, was groß, kernig und kräftig ist. Sein neues Büchlein „Gewitter im Mai" (Stuttgart, Bong & Ko.) wird hier nur erwähnt, weil es einen sehr interessanten Beitrag zu einer noch wenig diskutierten Frage stellt. Es beleuchtet nämlich ausgezeichnet den ungeheuren Abstand von Roman und Novelle, natürlich nicht direkt, sondern nur indirekt. Es zeigt, daß ein so routinierter Romanschriftsteller, wie es Ludwig Ganghofer doch unbestritten ist, in der Novelle völlig versagt. Selbst bis in literarische Kreise hinein nimmt man immer noch an, daß jeder gewandte Romanzier eo ipso auch eine gute oder geschickte Novelle zustande bringt, wie man wohl meint, daß derjenige auf einem See segeln könne, der auf dem Meere gesegelt ist. Schon Theodor Storm hat diese Ansicht aufs entschiedenste und mit wahrer innerer Wut bekämpft. Es gibt geborne Romandichter und es gibt geborne Novellisten. Wer in einem Meister ist, wird es nicht im andern sein können. Ich möchte — selbst auf die Gefahr hin, von dem Poeten durch die Tat Lügen gestraft zu werden — behaupten, daß der Jörn Uhl-Dichter niemals eine gute Novelle wird schreiben können, wie es mir auch Ottomar Enking, der Verfasser der „Familie P. C. Behm", von sich gestanden hat. Wir haben da zwei ganz verschiedene Kunstgattungen vor uns, deren jede eigenen Gesetzen folgt und deren Grenzlinien nur durch den gerade hier errichteten Fabrikbetrieb

und durch gleiche äußere Ausdrucksmittel verwischt sind. Ein Höchstes der Poesie, sagt Storm, kann man in beiden Formen leisten, ja, er, der Novellist, möchte im Grunde die Novelle als den Gipfel der Prosadichtung hinstellen. „Die heutige Novelle," schreibt er, „ist die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung". Gleich dem Drama behandelt sie „die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausscheidung alles Unwesentlichen. Sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Anforderungen der Kunst". Nichts konnte deshalb Storm mehr kränken, als wenn ein Romanschriftsteller gleichsam zur Erholung eine kleine „Novelle" schrieb.

Vielleicht hat auch Ganghofer in einer solchen „Erholungspause" zwischen zwei Romanen die „Novelle" vom Maigewitter verfaßt. Er hätte Storms Ansicht nicht glänzender rechtfertigen können. Alle Mängel, die seinen Romanen anhaften, treten hier in dem engeren Rahmen in zehnfacher Vergrößerung auf; der glänzende Techniker, der sonst sein Publikum so sicher in der Hand hat, kommt hier auf dem neuen Boden gar nicht zurecht und läßt die bändigende Kraft durchaus vermissen. Es wäre für ihn und für weitere Kreise von Nutzen, wenn er und andere daraus Schlüsse zögen. Denn die Ansicht, daß man auch die Form der Novelle beherrsche, wenn man die des Romans sich zu eigen gemacht, ist wirklich genau so thöricht, wie es ihre Umkehrung wäre. Roman und Epos stehen auf der einen, Drama, Lyrik, Novelle auf der anderen Seite. Und mit demselben Recht wie die obige Torheit könnte man die andere behaupten, daß jeder Ependichter eo ipso auch eine Ballade schaffen könne, obwohl gerade er vielleicht am wenigsten das vermögen wird. Damit sei das interessante Thema für diesmal abgebrochen.

Die Ganghofersche „Novelle" selbst ist ein süßlicher Auflauf; die Gestalten lauter sauber gewaschene und chemisch gereinigte Sonntagsmenschen. Der Förster wird nach altem Rezept dadurch charakterisiert, daß er gern steifen Grogk trinkt; die Sinnigkeit der Mutter dadurch, daß sie Wäsche ausbessert, die Holdheit des Dorle durch ihre Vorliebe für Piepvögel und Blumen usw. Die Lösung des Konflikts ist wenigstens originell, doch ist das eine Originalität, die verblüfft und beinahe zum Lachen reizt, was den Tendenzen des Erzählers ganz und gar nicht entspricht.

Wie man so saubere und freundliche Sonntagsmenschen mit fröhlichen und gerechten Herzen schaffen kann, ohne sich in fade Süßheit zu verlieren, könnte Ludwig Ganghofer von Bernhardine Schulze-Smidt lernen und ihrer Altbremer Hausgeschichte „Demoiselle Engel" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1904). Hier hat die Behaglichkeit doch einen gediegenen Kern, sie geht Hand in Hand mit einer klugen, festen, nüchternen Lebensauffassung, sodaß sie vor dem Hinübergleiten ins Weichliche geschützt ist. Weichliche Menschen kommen der kleinen Frau Mutter in „Demoiselle Engel" wie „schlechtgestopfte Dunenkissen"

vor, und das dürfte auch die Ansicht von Bernhardine Schulze-Smidt sein. So kann man sich des behaglichen Idylls, durch das doch auch, wie durch das Juwel unserer idyllischen Literatur, die Emigranten ziehen, herzlich freuen. Vieles mischt sich in Bernhardine Schulze-Smidt so äußerst glücklich: zu innerer Schwere hat sie eine leichte Hand, zu fester Gelassenheit eine frische Lebendigkeit, zu dem klugen, sicher führenden Kopf ein warmes Herz. Deshalb kann sie das, was die Frauen in der Literatur so selten können: Maß halten! Es scheint, als hätte sie für das Exzeptionelle, auch für die große, Schranken brechende Leidenschaft mindere Sympathie und Ausdruckskraft. Auch sie ist bürgerlich — aber nicht das Kleinbürgertum ist ihre Domäne, das Enking so meisterlich schildert, sondern das Großbürgertum, das sehr streng, sehr konservativ und vor allem sehr zahlungsfähig in den ererbten Patrizierhäusern der Hansestädte sitzt: dieser nicht leicht zugängliche Kaufmannsadel. Jahrhunderte lang gezüchteter Handelsgeist hat den nüchternen materiellen Zug des Niederdeutschen in diesen Leuten noch verstärkt. Und man braucht in „Demoiselle Engel" nur nachzuschlagen, was alles gekocht, gebraten, gegessen, getrunken wird, welche Hauptrolle das Geld spielt, um die „Echtheit" und die Verbindung mit anderen niederdeutschen Dichtern lächelnd zu konstatieren.

Vielleicht findet mancher auch, daß Bernhardine Schulze-Smidt sich in ihren Gestalten wiederholt. Daß wir die prächtige Mutter und den korrekten Sohn und die wackere Küchenfee schon früher bei ihr begrüßten. Daß vor allem die milden greisen Hände, die alles so lind zum Rechten fügen und die hier einem Ohm und dort einer Großmutter gehören, uns schon lange vertraut sind. Der in ihren letzten Büchern oft wiederkehrende holländische Einschlag verstärkt diesen Eindruck wohl noch, so gut er wirkt. Aber schließlich sieht man das Ehrenfeste immer gern wieder, besonders da es die Herzlichkeit und Klugheit der Erzählerin glücklich zu verhindern weiß, daß man neben dem Ehrbaren auch auf das Beschränkte, neben dem erfreulich Tüchtigen auch auf das gar zu Hausbackene, geistigen Interessen Widerstrebende dieser vielleicht zu solventen Herrschaften gestoßen wird. —

Vor langer, allerdings sehr langer Zeit hab' ich an dieser Stelle auch von einem neu aufstrebenden Erzähler — Otto Hauser — und seinem feinen Werke „Lehrer Johannes Johansen" berichten können. Dieser Otto Hauser hat nun in einer größeren Erzählung seine Kraft versucht. Er nennt sie „Ein abgesetzter Pfarrer" (Stuttgart, Bong u. Ko. 1904). Der „Lehrer" bestach außerordentlich durch Feinheit; nur äußerte ich damals schon den Verdacht, wenn ich mich recht entsinne, daß hier nicht ein echter Dichter von eigener Blutwärme gestalte, sondern ein äußerst delikater Nachdichter rede. Man kann nach einer kleinen Probe beides nicht immer mit voller Sicherheit entscheiden. Ich erinnere z. B. an Wilhelm Weigand, der von vielen guten Lyrikkennern für einen Vollblutpoeten gehalten wird, während er fraglos nur ein allerdings ausgesucht feiner Nachformer ist, einer der „edlen Epikuräer des Geistes". Auch dazu ist ja viel Begabung und vornehme Geistesart nötig.

Otto Hauser — das beweist sein „abgesetzter Pfarrer" — ist doch auch nur ein aparter Nachdichter, der sich einfühlt, der große Formgewandtheit besitzt, der im kleineren Rahmen seine Vorzüge so zu gruppieren vermag, daß man gefesselt wird und daß seine innere Schwäche als Feinheit erscheint. Ja, wenn man die beiden ersten Kapitel seiner neuen und größeren Erzählung gelesen hat, ist man wieder aller Hoffnung voll und glaubt fest, sie leiteten ein großes dichterisches Werk ein. Das Vorwort mit dem Unterton eines starken Selbstbewußtseins bereitet gleichfalls darauf vor. Otto Hauser erzählt, sein Held hätte wirklich gelebt, und die Berichte, die er frühzeitig von seinen Angehörigen über diese tief tragische Gestalt vernommen hätte, über diesen edlen Menschen, der doch ein so großer Sünder gewesen sei, hätten ihn erschüttert und schon in sehr jungen Jahren den Wunsch in ihm erregt, diesem Mann ein literarisches Denkmal zu setzen.

Im ersten Kapitel selbst steht sogar etwas von einem „zweiten Michael Kohlhaas" — so hat, nicht sonderlich klug, der Erzähler die Erwartung in jeder Weise erhöht. Um so krasser erscheint dann die offensichtliche Ohnmacht Hausers, der, anstatt klug die eigene Schwäche in einem schwächlichen Helden zu objektivieren, sich einen Kämpfer, einen „zweiten Michael Kohlhaas" wählte, vor dem der Mangel an eigentlich schöpferischer Kraft sich am allererstenoffenbaren mußte. Ich kenne nicht viel neuere Bücher, in denen zwischen Erstrebtem und Erreichtem eine so ungeheuere Kluft gähnte. Dabei stößt Hauser durch das Vorwort auch den naivsten Leser mit der Nase auf diese Divergenz seines Wollens und seines Könnens.

Eine tief tragische Gestalt? Ein edler Mensch? Ein großer Sünder? Wer in aller Welt ist das? Der Pfarrer Goedike? Wo ist eine Szene, in der er sich nur einmal groß zeigte? Wo eine Szene, in der sein edles Menschentum aufstrahlte? Wo wird sein Geschick jemals tief tragisch? Ja, wo selbst ist er ein großer Sünder? Nirgends. Er zeigt sich stets als Schwächling, als haltloser Mensch, als ziemlich eitler, gut, aber oberflächlich begabter Herr, der allenfalls schön reden kann. Er soll groß und ein Kämpfer sein, aber er spielt sich und uns nur Komödie vor. Wenns drauf und dran kommt, drückt er sich oder duckt er sich. Was für eine jämmerliche Rolle spielt er sowohl dem Fräulein Selma Jenitschek wie der Baronesse, wie dem Fräulein Förster gegenüber! Wie kleinlich benimmt er sich in allen Angelegenheiten! Ein Pastor, der sich solche Dummheiten leistet wie Goedike, dem so jede Konsequenz fehlt, der kein Gefühl für die Pflichten seiner exponierten Stellung hat, ist natürlich unmöglich. Dabei gibt es nichts Tragisches. Auch von Tiefe ist nichts in dieser Gestalt: dieser höchst eitle und selbstgefällige Herr ist eigentlich immer zufrieden, wenn ihm der Suppentopf überm Feuer brodelt. Und so geschieht das schlimmste, was einem Erzähler passieren kann: der Leser nimmt gegen ihn und seinen Helden Partei. Selbst die Verblödung des Mannes kann uns da nicht sonderlich berühren, denn er hat uns nie warm gemacht, und man begreift nicht, was man eigentlich in diesem zerfahrenen und unbedeutenden Leben finden soll.

Hier ist also gerade das Gegenteil dessen erreicht worden, was erstrebt wurde. So schlimm ging es dem Autor bei den Nebenfiguren nicht, aber auch von ihnen ist keine recht blutvoll durchwärmt, keine plastisch herausgekommen, keine rund und voll genug, um einen sicheren Eindruck zu hinterlassen. Manche ist psychologisch wohl fein gedacht — die Baronesse und ihr kroatischer Gatte, auch Fräulein Förster —, aber diese gedachten Menschen konnte keine Schöpferkraft ganz lebendig machen, wenn auch hier und da eine Szene, etwa die an der Quelle, frisch und eindrucksvoll herauskommt.

So ist zu meinem schmerzlichen Bedauern eine halbe Hoffnung in eine ganze Enttäuschung ausgelaufen. Und wenn man zu aller Vorsicht vielleicht auch noch ein weiteres Werk abwarten muß: es erscheint mir fast zweifellos, daß Otto Hauser mehr über eine äußere Gewandtheit, eine täuschende Schmiegsamkeit und die Gabe der Nachbildung verfügt, als über eine eigene schöpferische Kunst, die ihre Nahrung aus der Welt, nicht aus der Literatur, saugt und vor allem aus der Fülle des eigenen Herzens. Das ist das allerschlimmste an diesem „abgesetzten Pfarrer", daß, ganz abgesehen von der poetischen Ohnmacht, das Buch den Eindruck einer großen Leere macht und auch einer gewissen sittlichen Schwere ermangelt, die allein Halt gibt.

Das Deutschtum im Auslande.

Von

Otto Hötzsch.

Die deutsche Auswanderung im Jahre 1903. — Österreich. — Die vlamische Bewegung. — Deutschlands Auslandsschulwesen und seine Förderung.

Dem Reichstage ist vor kurzem der Bericht der Reichskommissare für das Auswanderungswesen über das Jahr 1903 zugegangen. Danach sind im ganzen während dieses Zeitraums 36310 Köpfe aus dem deutschen Reiche ausgewandert, wovon 27614 über Hamburg und Bremen, 8696 über fremde Häfen: Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, französische Häfen. Andere deutsche Häfen, als Hamburg und Bremen, haben Auswanderer, die den Weg über Deutschland nahmen, seit 1899 nicht mehr benutzt. Über diese beiden Häfen gingen 1903 im ganzen 295841 Personen aus, 120000 über Hamburg, 175000 über Bremen, sodaß die reichsdeutsche Auswanderung davon nur etwa ein Zehntel der ganzen aus den beiden genannten Häfen über See ausströmenden europäischen Wanderbevölkerung ausmacht; der bei weitem erheblichste Teil kommt aus dem Osten und Südosten Europas außerhalb der deutschen Reichsgrenzen. Damit ist übrigens noch nicht gesagt, daß er darum völlig anderen Rassen und Volkstümern angehören muß; es befindet sich darunter ein nicht geringer Anteil deutscher Auswanderer, der nur durch die offizielle Statistik nicht festgehalten wird. Eine Vorstellung davon erweckt wenigstens die Tatsache, daß unter den 295000 Auswanderern über Hamburg und Bremen nach dem Berichte der Kommissare 80713 aus Österreich (gegen 74775 1902) und 93029 aus Ungarn (gegen 69335 im Jahre 1902) kamen. Darunter ist sicherlich ein erheblicher Bruchteil deutschen Blutes. —

Die Zahl: 36000 Köpfe für unsere reichsdeutsche Auswanderung von 1903 ist nur durch Vergleich richtig zu beurteilen. Sie fällt heute bei einer Einwohnerzahl von rund 58 Millionen und einer Bevölkerungszuwachsrate von etwa 1½ % jährlich erheblich nicht ins Gewicht. Jedenfalls nicht gegenüber den Zahlen, die frühere Jahrzehnte aufwiesen, wie noch den 120089 Auswanderern im Jahre 1891 bei einer Bevölkerung von nur 49 Millionen. Danach hat Deutschland im Laufe von 15 Jahren 2½ Millionen Einwohner verloren, größtenteils an die Vereinigten Staaten. Dann ist seit 1891 im Zusammenhang mit der bekannten wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland die Auswanderung ständig gesunken, von den 120089 Köpfen im Jahre 1891 auf 22221 im Jahre 1898. Die folgenden drei Jahre zeigen ein Schwanken zwischen 24000 und 22000, bis die Ziffer des Jahres 1902: 32098 erkennen ließ, daß wieder eine aufsteigende Entwicklung begann, wie die genannte noch höhere Zahl des letzten Jahres auch beweist.

Den stärksten Anteil an dieser Ziffer hatten — der Herkunft nach — die preußischen Provinzen Posen und Westpreußen mit 4961 und 2663 Köpfen, also im ganzen bald einem fünftel der ganzen Auswanderung. Über 3000 Köpfe entsandte Bayern, über 2000: Hannover, Westfalen, Brandenburg, zwischen 1000 und 2000: die Rheinprovinz, Schleswig-Holstein, Pommern und das Königreich Sachsen. Verhältnismäßig niedrig sind die unter 1000 bleibenden Zahlen für Schlesien, Provinz Sachsen, Ostpreußen, verhältnismäßig hoch die nahe an 1000 heranreichenden für Hamburg, Baden und die Reichslande. Dem Beruf nach stellte Land- und Forstwirtschaft mit 13544 das größte Kontingent; wir dürfen darunter wohl die 7624 aus Posen und Westpreußen so gut wie völlig rechnen. Aus Industrie und Bauwesen kamen 10172 Köpfe.

Ist somit im Berichtsjahre der Verlust des deutschen Volks im Reiche durch Auswanderung nicht erheblich, — wenn auch der starke Anteil der beiden genannten östlichen Provinzen vom wirtschaftspolitischen und nationalen Standpunkte aus nicht erfreulich ist —, so muß er im Konto der deutschen Zukunft im weiteren Sinne aber wohl ganz als Verlust gebucht werden. Denn von den 36000 Köpfen gingen nicht weniger als $^{11}/_{12}$, 33649, nach den Vereinigten Staaten, dazu nach Britisch-Nordamerika 480. Die Union hat die absolute Zunahme der deutschen Auswanderung von 1902 auf 1903 mit 4212 Köpfen und ein Plus von 226 darüber erhalten, während nach Südamerika statt 1170 in 1902 nur 945 gingen, davon nach Brasilien statt 807 (1902) nur 693, also eine absolute und relative Abnahme. Der Hauptanteil davon wieder floß den drei Südstaaten zu: 684, und zwar 1 nach Parana, 70 nach Rio Grande do Sul und 613 nach Santa Catharina. Nach den anderen Weltteilen gingen verschwindende Splitter. Wünschenswert ist das Bild nicht, das diese Zahlen und die Verschiebung darbieten; es zeigt jedenfalls, daß der reale Erfolg der vielfachen Anregungen der letzten Jahre, die deutsche Auswanderung nach den Gegenden zu leiten, wo sie in geschlossenen Komplexen ihren deutschen Charakter bewahrt und für die deutsche Zukunft ernsthaft eingesetzt werden kann, völlig ausgeblieben ist. Und wenn wir im „Urwaldsboten", der deutschen Zeitung in Blumenau (Santa Catharina, Brasilien) ohne Widerspruch eine Korrespondenz der „La Plata-Post" abgedruckt fanden, daß, wenn die deutsche Auswanderungsluft wieder einen stärkeren Maßstab annehmen sollte, „unsere Kolonial- und Auswanderungsämter[1]) doch zurzeit mehr dafür sorgen, daß sie dann Zielen zustrebt, wo die deutschen Auswanderer länger ihre Eigenart bewahren können", so beweisen jedenfalls schon die obigen Zahlen das Gegenteil. Es ist so leicht gesagt: die Auswanderung da und dorthin leiten, und doch so außerordentlich schwer, wenn alle Momente gleichmäßig berücksichtigt werden sollen. Eine amtliche Stelle kann es auch ganz gewiß nicht, viel eher zusammengefaßte, auch agitatorisch betriebene

[1]) Die wir in diesem Sinne nicht besitzen; wir haben nur die von der „Deutschen Kolonialgesellschaft" mit Reichszuschuß unterhaltene Reichsauskunftsstelle für Auswanderer in Berlin.

Arbeit privater Siedlungsunternehmungen, wie der immer wieder rühmend hervorzuhebenden des Dr. Hermann Meyer in Rio Grande do Sul, deren Korrespondenz unausgesetzt von erfreulichem Fortschritt zu berichten weiß. Man sollte eine Zeit, da der Auswanderungsstrom aus Deutschland im ganzen doch dünn fließt, zu benutzen suchen, um jenem Ziele, von dessen Wert und Bedeutung jedermann überzeugt ist, näher zu kommen. Denn es ist ein ungerechtfertigter Optimismus, zu meinen, daß unsere deutsche Auswanderung nun auf längere Zeit auf dieser niedrigen Höhe bleiben wird!

* * *

In Österreich haben — denn davon muß unsere Übersicht noch berichten, auch wenn diese Ereignisse schon über ein Vierteljahr zurückliegen — im März tschechische Straßenausschreitungen in Prag gegen die deutschen Studenten, die an die Dezembertage des Jahres 1897 erinnerten, ein grelles Licht auf die nationalen Gegensätze geworfen, die in diesem Staate alles Fortschreiten des staatlichen und kulturellen Lebens so sehr beeinträchtigen. Das stille, zähe Ringen von Tag zu Tag um den Boden, die Schule usw. geht ja, wie in unseren östlichen Provinzen, unausgesetzt weiter und entzieht sich darum vielfach der genauen Fixierung. Aber Ausbrüche des Hasses, wie diese in Prag, und die Hemmungen in den Beziehungen zu Ungarn und der so wenig fördernde Gang der parlamentarischen Arbeit zeigen immer wieder als Symptome die Schwierigkeiten und die — man möchte wohl meinen — unlösbaren Gegensätze, mit denen die habsburgische Monarchie zu kämpfen hat, die sie doch in ihrem Bündniswerte beeinträchtigen, mindestens von voller Entfaltung der Kräfte eines modernen Staates sichtlich auf vielen Gebieten zurückhalten. An sich würden solche Pöbelausschreitungen, wie die Prager vom März, gar nicht die Beachtung verdienen, wenn sie nicht symptomatisch wären, wenn sie nicht planmäßig vorbereitet und provoziert und von Studenten, Gebildeten, Abgeordneten des tschechischen Volksstammes unterstützt würden. So faßten es auch die Behörden und ganz besonders die Professoren der zunächst betroffenen Prager und demnächst auch der Wiener Universität auf, indem sie sich mutig und einmütig neben die Studenten stellten und deren besonnene und würdige Haltung anerkannten. Denn das Symptom einer bestimmten Absicht ist es, wenn Pöbelexzesse dieser Art die deutschen Studenten dazu nötigen wollen, von ihrer Sitte, öffentlich ihre Farben zu tragen — gegen den Spaziergang der Studenten in ihren Farben auf dem „Graben" in Prag richteten sie sich zunächst — abzustehen oder die Behörden zu einem Verbot veranlassen wollen. Es drückt sich darin in rohester Form die Abneigung gegen den trotz der stärkeren tschechischen Bevölkerung dort immer noch bestehenden geistigen Mittelpunkt der böhmischen Deutschen in Prag aus, gegen die deutsche Universität Prag. Und das ist eine Frage, die auch das deutsche Geistesleben lebhaft berührt, wenn diese älteste deutsche Hochschule vielleicht dadurch in ihrem Bestande gefährdet wird, wenn weiterhin, wie eben jetzt, der Senat der Wiener Universität noch ausdrücklich erklären muß, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, daß, bei gleicher Förderung für alle Studierende, ohne Rücksicht auf die

Nationalität, der deutsche Charakter dieser Universität doch unverletzlich sei. Es sind die Brücken der freiesten, der höchsten und stärksten Verbindung der Deutschen in Österreich und im deutschen Reiche, an denen so auch der Gegensatz nagt, der schwer auf Österreich lastet: die berechtigten Anforderungen der verschiedenen, durch geistige, wirtschaftliche, soziale Entwicklung zum Bewußtsein ihrer selbst gekommenen Nationen auszugleichen mit den Bedürfnissen eines modernen, aktionsfähigen Staates, der nach der bisherigen geschichtlichen Erfahrung ohne Fundierung auf und damit Beherrschung durch eine Hauptnationalität auf die Dauer nicht gedacht werden kann. Und es ist bezeichnend, daß sich gegenüber dieser Lage die Erscheinungen mehren, die ernsthaft und vom Lärm radikaler Tagesstimmung unbeirrt, nach staatsrechtlichen Lösungen suchen heraus aus der Lage, die Schmerling und das Februarpatent von 1861, das Ministerium Auersperg und Franz Deák geschaffen haben. Ich nenne wenigstens die Titel von zwei wichtigen Schriften dieses Jahres, auf die zurückzukommen sich vielleicht noch Gelegenheit findet: Rudolf Springer, Die Krise des Dualismus und das Ende der Deákistischen Epoche. Wien 1904 (dazu desselben Verfassers bedeutendes älteres Buch: Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat. I. Das nationale Problem als Verfassungs- und Verwaltungsfrage. Ebenda 1902) und R. Charmatz, Der demokratisch-nationale Bundesstaat Österreich. Frankfurt 1904.

* * *

Erst in weiterem Sinne gehört das Niederdeutschtum an Rhein und Schelde in das Gebiet dieser Übersichten. Denn Holländer, wie Vlamen sind heute in ganz anderem Sinne nicht nur politisch, sondern vor allem sprachlich, kulturell, geistig gelöst vom Stamme des deutschen Volkes, als die Deutschen in Österreich oder auch in der Schweiz oder die Balten. Wo schon eine wenigstens scheinbar fremde Sprache gegenseitiges Verstehenlernen erschwert, wird daher auch heute das gegenseitige Interesse an einander kühler, entfernter sein, sowenig damit die Volkstumsgemeinschaft aus der Welt geschafft ist und so sicherlich eine steigende wirtschaftliche und politische Interessengemeinschaft die alten avulsa imperii an Rhein und Schelde und das neue deutsche Reich wieder einander näher führen muß. Darum werden wir auch hier immer wieder unseren Blick dahin werfen und von Fortschritt und Art des Kampfes berichten.

Das Königreich Belgien scheint heute immer noch ein romanisches Staatswesen und zählte doch 1900 unter 6690000 Bewohnern 2822000 nur vlamisch, 2574000 nur französisch und 910000 beide Sprachen sprechende Bewohner. Seitdem sich das heutige Belgien 1830 von Holland löste und das Französische als offizielle Sprache erklärt wurde, hat das französisch-wallonische Element bis heute im Lande geherrscht, aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer bestrittener. Der nationale Kampf ist hier, da es sich nicht um Verdrängung und Auffaugung einer Nationalität durch die andere handeln kann, lediglich ein Kampf um die Sprache, d. h. um die Gleichberechtigung des Vlamischen mit dem Französischen, aber dieser auf allen Gebieten. Literarisch begann er, vornehmlich durch Hendrik Conscience, den Dichter

des „Leeuw van Vlaanderen", und von Antwerpen aus ist er mit ständig steigendem Erfolge geführt worden. So ist das Vlamische neben dem Französischen auch wieder als Amtssprache zugelassen worden, in die Volksschulen und Gymnasien (die sog. Athenäen), in die Gerichtsstube, die Prüfungen, auf Münzen und Briefmarken drang es ein. Starke Vereine, viele Zeitungen,*) Dichter, vor allem der „Nederlandsch taal en letterkundig congress", der Vlamen und Holländer zur Herstellung voller Einheit der Schriftsprache vereint, arbeiten in dieser Richtung.

Wenn die gewünschten Erfolge aus dem vielen schon Erreichten noch nicht völlig eingetreten sind, so ist es, weil der höhere Unterricht im ganzen und großen noch französisch ist und die führenden Männer fehlen. Daher richtet sich nach jenen administrativen Fortschritten heute die Hauptwucht des Kampfes darauf, eine der fünf Hochschulen des Landes ganz zu einer vlamischen zu gestalten, und zwar die in Gent. Da dort die Besucherzahl der philosophischen und juristischen Fakultät ständig zurückgeht, dagegen in der medizinischen, naturwissenschaftlichen, technischen wächst und zwar durch vlamischen Besuch, soll sich jetzt die Hauptarbeit auf diese Fakultäten, insonderheit die technische richten. Diese steht in Verbindung mit der hochwichtigen Aufdeckung von Kohlenlagern (1901) in den rein vlamischen sogenannten Kempen zwischen Antwerpen und der Maas. Mit dieser Aufdeckung eröffnet sich die Aussicht, daß der wirtschaftliche Mittelpunkt des Landes, der seit dem Zurücktreten von Flandern und einem Teile Brabants ja durchaus in den südlichen, wallonischen Provinzen ruhte, wieder nach Norden, in die vlamischen Gebiete rückt, mindestens diese befähigt, wenn im vlamischen Teil ein Kohlenbergbau und eine Eisenindustrie entsteht, sich gleichberechtigt neben Lüttich und Mons zu stellen. Die Gefahr ist nur dabei für die Vlamen, daß die Erschließung dieses etwa 800 Quadratkilometer großen Gebietes durch französische Ingenieure und Gesellschaften vor sich geht. Deshalb mußte die Bewegung, die technische Abteilung in Gent zu „vervlaamschen", womöglich noch durch eine bergakademische Abteilung zu verstärken, jetzt größeren Umfang gewinnen. —

Es geht nicht an, die Fortschritte dieser Bewegung, die sich zum größten Teile in Einzelvorstößen in Gemeinden, Provinzen, Schulen usw. abspielt, einzeln zu verzeichnen. Dazu stehen wir ihr zu fremd gegenüber. Aber zu übergehen ist sie nicht als ein Erwachen des germanischen Geistes gegenüber dem romanischen, der sich jetzt — trotz der wallonischen Belgier Maeterlinck und Meunier — auch auf dem Gebiete der Kunst, der dichtenden wie der Tonkunst, regt, und das für die Zukunft des deutschen Wesens darum von seiner großen Bedeutung ist.

* * *

Die deutschen Auslandsschulen sind nach einem ersten Anlauf gleich nach der Gründung des Reichs stärker gewachsen erst in den neunziger Jahren. Zahlreich entwickelten sie sich da in den überseeischen Ländern, in den Hauptstädten,

*) Von ihnen muß die vlamisch und deutsch erscheinende Monatsschrift „Germania" wenigstens genannt werden.

Küsten- und Handelsplätzen Europas, während in den Binnenländern, wie Rußland, Ungarn, Schweden, ein Rückgang eintrat. Es mag heute wohl an — roh gerechnet — 10000 deutscher Schulen im Auslande geben, große und kleine, blühende und dem Untergang geweihte. Die an erster Stelle stehenden, weil mit dem Mutterlande organisch durch ihr Berechtigungswesen verbunden, sind wohl heute: die Realschule und höhere Mädchenschule der Deutschen und Schweizer Gemeinde in Konstantinopel, die Allgemeine Deutsche Schule in Antwerpen, die Allgemeine Deutsche Schule in Brüssel und die deutschen Schulanstalten der evangelischen Gemeinde zu Bukarest. Die Frage ist nun: was kann ihnen und den anderen gegenüber vom Mutterlande geschehen? Einmal pekuniäre Unterstützung, die sie schon jetzt teilweis, wenn auch in geringer Höhe, vom Reich erhalten. Dann eine Zentralisation der Bemühungen, die deutschen Schulen im Auslande mit geeigneten Lehrern zu versorgen, die nur mit amtlichen Mitteln herzustellen ist (Fragen des Urlaubs für reichsdeutsche Lehrer, Besoldung usw.).[3]) Wichtiger aber noch ist für jene fortgeschrittensten und am sichersten fundierten Schulen die Angleichung an die des Mutterlandes auf dem Gebiete des Berechtigungswesens. Dazu ist nun ein sehr wesentlicher Schritt getan durch den Plan vom 26. November 1900, der die reale und gymnasiale Schulbildung in Deutschland gleichstellte. In einem höchst interessanten Aufsatz der von den Geheimräten Matthias (unserem hochverehrten Mitarbeiter) und Köpcke herausgegebenen „Monatsschrift für höhere Schulen“ (März—April 1904) zieht der Direktor der deutschen Schule in Antwerpen die Folgerungen, die sich daraus für die Zukunft der deutschen Auslandsschulen ergeben können. Wegen des bis 1900 geltenden Gymnasialmonopols konnten sich selbst die größten und reichsten dieser Schulen nicht zu einer Bildungsstätte höchster Art im deutschen Sinne heraufarbeiten. Denn ein deutsches Auslands-Gymnasium war unmöglich, da im Auslande eben die deutsche Schule neben der Muttersprache die Sprache des Landes, in dem sie arbeitet, so lehren muß, daß sie völlig Eigentum des Schülers wird. D. h. der Lehrgang auch der am höchsten stehenden deutschen Auslandsschule wird dem der Realschule am ehesten ähneln, bez. dem der Oberrealschule, wenn die sechsklassige Anstalt zur Vollanstalt ausgebaut wird. Dieser Ausbau rechtfertigt sich aber erst dann, wenn die Vollanstalt im Auslande ihren Abiturienten mit den gleichen Berechtigungen, wie die im deutschen Inlande entlassen kann. Vorher werden deutsche Eltern im Auslande für ihr Kind entweder sich mit der deutschen Realschule ihres Ortes begnügen oder lieber die fremdsprachige Anstalt besuchen lassen, die Berechtigungen zum Hochschulstudium verleiht und gern bereit ist, jede deutsche Kraft aufzusaugen. Der Ausweg daraus ergab sich mit der Reform von 1900, durch die sofort ein frischer Zug in die betreffenden deutschen Auslandsschulen gekommen ist. Seitdem wuchs z. B. in Antwerpen die Schülerzahl von 267 auf 418, in Brüssel von 160 auf 273.

[3]) Eins der nächsten Hefte soll einen eingehenderen Aufsatz über das anzustrebende Reichsschulamt bringen.

Seitdem erheben eine ganze Reihe Schulen in Rumänien und Belgien, in Italien, der Türkei, Mexiko, Brasilien, Argentinien den Anspruch, als höhere Schulen zu gelten. Seitdem haben die Realschulen zu Brüssel, Antwerpen, Bukarest die Berechtigung zur Erteilung des Zeugnisses zum einjährig-freiwilligen Dienst erhalten,[4]) und seitdem hat vor allem, was das wichtigste ist, die Antwerpener Realschule den Ausbau zu einer Oberrealschule bereits tatkräftig begonnen. Wir können hier nicht ihren Lehrplan im einzelnen durchgehen, der, bei den durch die Auslandsverhältnisse erklärten Abweichungen, dem der preußischen Oberrealschule entspricht, aber sich von ihm — zu seinem Vorteile im obigen Sinne — noch unterscheidet durch die Einfügung des fakultativen lateinischen Unterrichtes. Gerade dadurch rechtfertigt sich mit am stärksten das nunmehr ermöglichte Bestreben dieser und ihr darin hoffentlich folgender anderer deutscher Auslandsschulen, den Schulen der Heimat als gleichberechtigt an die Seite gestellt zu werden. Vielleicht ist der Stolz des Direktors Gaster nicht ganz ungerechtfertigt, daß eine solche Auslandsoberrealschule, die neben der gründlichen Beherrschung zweier lebenden Sprachen (hier der deutschen und französischen), die Kenntnis des Englischen, Vlamischen und Lateinischen und in den exakten Wissenschaften dasselbe Maß im Wissen und Können wie die besten Schulen der Heimat vermittelt, nicht unerheblich mehr leistet, als die reichsdeutsche Oberrealschule. Jedenfalls aber ist die Forderung darum um so berechtigter, daß ihr auch dieselben Berechtigungen zu allen höheren Berufen, insbesondere die zum Studium der Medizin, nicht aus formalen Gründen vorenthalten werden. Erst dann ist diesen Schulen Licht und Luft zu fröhlicher Entwicklung gegeben, und es liegt im eigenen wohlverstandenen Interesse des Deutschen Reiches, dem entgegenzukommen, durch Angleichung und Heranziehung an das reichsdeutsche Schulwesen bei aller durch die Fremde verlangten Freiheit der Entwicklung diese deutschen höheren Auslandsschulen für ihre nationale Aufgabe immer befähigter zu machen. Auf diesem Wege werden sie zu Bildungszentren im Auslande, die die von ihnen erzogenen durch den Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben ihrem Volkstume erhalten, sowie für Erhaltung und Ausbreitung deutscher Sprache und Art immer erfolgreicher wirken. Je stärker die Verflechtung Deutschlands in den Weltverkehr wird und je zahlreicher seine dauernd oder längere Zeit im Ausland lebenden Söhne werden, um so größer werden auch die ideellen und materiellen Aufgaben, die diesem Schulwesen dabei gestellt sind. Und es ist für eine große, wohlhabende und expansive Nation nicht würdig und nicht klug, diese, wie es bisher im großen und ganzen bei uns doch war, lediglich dem Idealismus und Opfermute der einzelnen solcher deutschen Kolonien im Auslande zu überlassen.

[4]) Vor ihnen hatte diese nur die Realschule in Konstantinopel; andere, wie die in Mailand und Genua sollen ihnen folgen.

Neuerscheinungen der deutschen Marineliteratur.

Von

Georg Wislicenus.

Mit der deutschen Marineliteratur steht es immer noch genau wie mit unserer Flotte selbst; beide sind noch lange nicht das, was sie sein könnten und müßten. Die Flotte wäre sicherlich schon mächtiger entwickelt, wenn unsere Marineliteratur älter und gereifter wäre. Nun, darüber wurde ausführlicher bereits im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (Heft 7 vom April 1902, Seite 111) berichtet.

Im ganzen kann man sagen, daß die rein fachmännische Marineliteratur in Deutschland bereits auf höherer Stufe steht, als die volkstümliche, allgemein verständliche Literatur des Seewesens, die in weiten Kreisen des Volkes aufklären, anregen und unterhalten soll. Den besten Beweis für den Mangel wirklich wertvoller Leistungen im rein schriftstellerischen Sinne lieferte ein Preisausschreiben des deutschen Flottenvereins für die beste Seenovelle; soviel ich mich entsinne, konnte der Preis überhaupt nicht verteilt werden, und alle die Seenovellen, die die „Flotte", die Zeitschrift des Vereins, aus Mangel an besserem Stoff zu bringen gezwungen ist, sind lediglich für literarisch ganz anspruchslose Leser genießbar. Sogar unser Altmeister der Zunft hat auf diesem Gebiete nicht zur Hebung des feinen Geschmacks beigetragen, so sehr sonst seine Leistungen in ansprechenden Schilderungen des Seelebens turmhoch über allen anderen Marinenovellisten stehen. Nach wie vor bleibt also in unserer Marineliteratur leider der Mangel an künstlerisch vollendeter Unterhaltungsliteratur festzustellen. Es gehört eben doch unendlich viel mehr, als Fachkunde des Seewesens dazu, eine lesenswerte „Seenovelle" zu schreiben.

Aber, wie gesagt, mit unserer Fachliteratur des Seewesens steht es beträchtlich besser; da halten wir gleichen Schritt mit den alten Seemächten und Seevölkern, ja, da gelingt es einzelnen deutschen Fachleuten schon hier und da, die fremdländische Marineliteratur an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit in der Darstellung zu überflügeln. Im folgenden sollen die letzten wichtigsten literarischen Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten des Seewesens gruppenweise geordnet betrachtet werden.

Da sind zunächst mehrere ausgezeichnete marinegeschichtliche Arbeiten hervorzuheben. Generalleutnant a. D. Roessel hat auf Grund sehr sorgfältiger

Forschungen in den preußischen Staatsarchiven und im schwedischen Reichsarchiv viele bisher unbekannte Tatsachen über „Die Erste Brandenburgische Flotte im Schwedisch-Polnischen Kriege 1658—1660 und ihr Kommandeur Obrist Johann von Hille“ zu Tage gefördert. Seine außerordentlich interessante Studie ist im Verlage von R. Eisenschmidt erschienen. Bisher nahm man an, daß die brandenburgische Flagge zuerst auf aus Holland gemieteten Kaperkreuzern geweht habe, worüber ein Mietsvertrag des Großen Kurfürsten mit dem Middelburger Reeder Benjamin Raule vom 1. August 1675 Aufschluß gab. Bei der Bearbeitung der Geschichte des Grenadierregiments Nr. 4 fand aber General Roessel, daß der Große Kurfürst bereits im Jahre 1657 eine kleine Brandenburgische Flotte bei Pillau ausgerüstet hat. In diesem Jahre war es nämlich dem längst auf die Ausrüstung von Kriegsschiffen bedachten Kurfürsten gelungen, das peinliche Verbot Schwedens, daß der Kurfürst nur mit Erlaubnis des Königs von Schweden Kriegsschiffe in der Ostsee halten dürfe, aufzuheben. Der Oberstleutnant von Hille, der in Niederländisch-Indien lange Zeit Kriegsschiffsdienste getan hatte, wurde vom Kurfürsten mit der Aufstellung der kleinen Flottille beauftragt, deren Hauptaufgabe zunächst der Schutz des Pillauer Tiefs war. Im Juni 1657 zeigte zum erstenmal eine Brandenburgische Flotte die Flagge auf der Ostsee. Die Flotte erwies sich bei verschiedenen Unternehmungen, die Roessel ausführlich schildert, als nützlich, sodaß der Große Kurfürst schon damals ernstlich daran dachte, seine Schiffsmacht zu vermehren und fertig ausgerüstete Schiffe in Holland anzukaufen. Aber in Holland sah man es nicht gern, so berichtete der kurfürstliche Resident im Haag, Weimann, am 19. März 1660, daß der Kurfürst sich allmählich in seiner Schiffsmacht stärken wollte. Deshalb kam der Ankauf von Schiffen nicht zu Stande. Die großen Verdienste des Obristen von Hille sind vor einigen Jahren durch unsern Kaiser dadurch anerkannt und geehrt worden, daß er dessen Büste vor der Marineakademie in Kiel aufstellen ließ. Eine Photographie der prächtig aufgefaßten Büste ist dem Roesselschen Werke beigefügt. Bei den Untersuchungen Roessels hat sich auch ergeben, daß die Herzöge von Preußen und später die Kurfürsten Joachim Friedrich und Georg Wilhelm von Brandenburg bereits seit dem Jahre 1577 preußische Kriegsschiffe zur Verteidigung des frischen Haffs am Pillauer Tief zu halten verpflichtet waren, und zwar zum besten ihres Lehnsherrn, des Königs von Polen. Diese (meist vier) Schutzschiffe gerieten in arge Bedrängnis, als am 6. Juli 1626 der Schwedenkönig Gustaf II. Adolf mit seiner Flotte von 150 Schiffen mit 1100 Geschützen und 20000 Mann vor der preußischen Küste erschien. Der König wollte vom Gebiet seines Schwagers nur Pillau als Stützpunkt seiner Flotte haben; wenn aber die brandenburgischen Schiffe Widerstand leisten wollten, „würde er ihnen ordentlich in die Wolle greifen“. Viele Einzelheiten über die Schiffe und ihre Besatzungen geben ein anschauliches Bild des damaligen Standes des Seekriegswesens; schon darum, ganz abgesehen von den wertvollen historischen Forschungen, gebührt dem Verfasser aufrichtiger Dank für seine Mühen von

allen, denen die Anfänge der brandenburgischen Marinegeschichte Teilnahme und Bewunderung für den weiten Blick des Großen Kurfürsten erwecken.

Sehr wertvolle Beiträge zur neueren deutschen Marinegeschichte hat der Geh. Admiralitätsrat Koch als Sonderheft der Marinerundschau von 1903 unter dem Titel „Albrecht von Stosch als Chef der Admiralität" (E. S. Mittler & Sohn; 1,60 Mk.) gegeben; Skizzen aus den Akten nennt sie der Verfasser, aber sie sind mehr als solche, weil sie ein sehr anschauliches Bild von Stoschs gesamter Wirksamkeit in der Marine abgeben. Dem großen Organisationstalent des genialen Soldaten, der sich mit bewunderungswürdigem Verständnis in die schwierigen Marinefragen hineingefunden hatte, wird volle Würdigung zuteil. Allerdings erkennt man an manchen Einzelheiten, daß damals in der Marine eine gewisse Schwerfälligkeit im Geschäftsverkehr vorhanden war, die Stosch zwar zuweilen bekämpfte, deren er aber nicht immer Herr werden konnte. Die Verhältnisse zwischen den Kommando- und Verwaltungsbehörden waren nicht immer so, wie es für den Dienstbetrieb förderlich gewesen wäre, trotzdem Stosch selbst auch in Verwaltungssachen Meister war. Klar und entschlossen zeigte sich Stosch in seepolitischen Fragen; was die Marine nicht leisten konnte, lehnte er ab, aber wie hohe Leistungen er mit der damals allerdings verhältnismäßig kräftigen Kreuzerflotte erzielte, das beweist die rege Auslandstätigkeit der deutschen Kriegsschiffe während seiner Amtszeit. Sowohl ins Mittelmeer wie auch nach Westindien, nach Nikaragua und Ostasien wurden von Stosch die ersten größeren deutschen Geschwader geschickt, die dort die Verhandlungen unserer Diplomaten mit Erfolg unterstützten. Im Auslandsdienst sah der erfahrene Stratege trotzdem nicht die Hauptaufgabe der deutschen Flotte: „Den Feind schlagen, dann beherrsche ich die See, das ist meine Weisheit!" Deshalb hielt er auch stets mehr von den Panzerschlachtschiffen, als von den „Blitzboten", den Torpedobooten; die Utopien vom Küstenkrieg, die sein Nachfolger in die Marine hineintrug, verspottete er mit treffendem Sarkasmus: „Wir müssen mehr den Küstenkrieg ins Auge fassen, trotzdem unsere Küsten die unnahbarsten der Welt sind." Auch der Wissenschaft wußte der gelehrte und vielseitige Chef der Admiralität die Marine dienstbar zu machen; die einzige große wissenschaftliche Forschungsreise eines deutschen Kriegsschiffes, die der Gazelle, ist sein Werk, und auch die deutsche Seewarte wäre wohl kaum in ihrer Eigenart zustande gekommen, wenn von Neumayer in Stosch nicht einen einsichtsvollen und mächtigen Gönner gefunden hätte. Für die Beurteilung der Bedeutung Stoschs für die Marine ist das Kochsche Werk unentbehrlich; es bildet in dieser Hinsicht eine sehr glückliche Ergänzung der „Denkwürdigkeiten" aus dem Leben des Generals, die grade diesen wichtigen Zeitabschnitt kaum berühren.

Ein anderes wichtiges Quellenwerk für unsere neueste Marinegeschichte ist das erste Admiralstabswerk „Die kaiserliche Marine während der Wirren in China", amtlich bearbeitet im Admiralstabe der Marine. Es ist ein groß angelegtes, erschöpfend gründliches Meisterwerk, aus dem im Gegensatz zu

manchen oberflächlichen Tagesmeinungen die großen Schwierigkeiten deutlich zu erkennen sind, die grade im Anfange der „Wirren" von der Marine überwunden wurden. Von Seymours Zug kann man ja mit Recht sagen, daß er überhastet war; aber er war doch geboten wegen der Gefahr, in der die Gesandtschaften schwebten, und war auch gerechtfertigt, weil damals noch niemand annahm, daß man würde gegen das chinesische Heer kämpfen müssen. Musterleistungen sind die Kämpfe gegen die Takuwerke zu Wasser und zu Lande. Sie waren auch die entscheidenste Tat während der ganzen Zeit. Welch' großen Anteil grade unsere Marine an diesen Kämpfen, an der Verteidigung während Seymours Rückzug und auch an der Verteidigung von Tientsin und des Pekinger Gesandtschaftsviertels hatte, — das wird im Admiralstabswerk schlicht und klar, ohne jedes schmückende Beiwort berichtet. Viele Einzelheiten geben ein getreues Bild von allen Ereignissen, 20 vorzügliche Kartenbeilagen und Gefechtsskizzen erläutern sehr geschickt den Text. Besonders beachtenswerte Anlagen sind die Sitzungsprotokolle der europäischen Admirale, die Listen über die Seestreitkräfte, über Stärke des Marine- und des Ostasiatischen Expeditionskorps, und schließlich die Verlustliste der deutschen Marine, die deutlich beweist, wie schwer die ersten Kämpfe waren. Für Geschichtsforscher ist dieses Werk unentbehrlich.

Marinegeschichtliche Tabellen bringt der Marinepfarrer Friedrich Hünemörder in seinem Werke „Deutsche Marine- und Kolonialgeschichte im Rahmen einer Geschichte der Seefahrt und des Seekrieges" (Verlag von Rob. Cordes, Kiel 1903). Dem Verfasser hat offenbar ein Marine-Plötz vorgeschwebt, aber sein Vorbild hat er nicht ganz erreicht, trotz sehr großen, sichtbaren Fleißes, der auf die dankenswerte Arbeit verwandt ist. Einmal ist die Einteilung und Übersichtlichkeit nicht überall so, wie sie zu wünschen wäre; und ferner ist auch der Maßstab dessen, was wert ist, in solche Tabellen aufgenommen zu werden, nicht einheitlich durchgeführt. Manches Nebensächliche nimmt zu viel Raum ein, manche wichtige Ereignisse sind nicht vollwertig behandelt. Als erster Versuch ist die Zusammenstellung freudig zu begrüßen, aber die hoffentlich bald erforderliche neue Auflage dürfte nach gründlicher Durcharbeitung und kritischer Prüfung der Stofffülle noch beträchtlich wertvoller zu gestalten sein. Wie gesagt, Plötz könnte noch vorbildlicher für die Marinegeschichte in Tabellenform ausgenutzt werden. Wer den Mut hat, solche weit umfassende Tabellen aufzustellen, muß sehr viele Quellenwerke zu Rate ziehen, und zwar nicht nur deutsche und englische; die Franzosen, Italiener, Holländer und Österreicher, auch die Spanier haben viel vorzügliches über Marinegeschichte geschaffen, was dabei entschieden nicht unberücksichtigt bleiben darf. Dabei sind die ältesten Werke nicht immer die zuverlässigsten; es gehört auch viel kritischer Blick dazu, das sicherste auszuwählen.

Vizeadmiral Valois lieferte einen sehr lesenswerten Beitrag über die Tätigkeit der deutschen Flotte 1870/71: „Die Kreuzfahrt S. M. S. „Augusta" an der französischen Küste" (Verlag von Dietrich Reimer, Berlin). Die glücklich

gewählte, fast tagebuchartige Form der Darstellung gibt ein sehr anschauliches Bild von dem damaligen Dienstbetrieb in der Flotte und von den großen Schwierigkeiten der kühnen Kreuzfahrt. Auch die seltsamen Geschicke der beiden Prisen, die unter der Führung von Seekadetten heimgeschickt wurden, sind in lebendiger Weise wahrheitsgetreu geschildert. Im Nachtrag ist die Schiffsgeschichte S. M. S. „Augusta" vom Stapellauf bis zum Untergang dargestellt, sodaß das Werkchen eine vollständige seegeschichtliche Monographie ist, die auf allgemeine Beachtung Anspruch hat. Neun sehr stimmungsvolle Seestücke vom Korvettenkapitän a. D. L. Ahrenhold schmücken das zierlich und fein ausgestattete Buch.

Das hervorragendste seepolitische Werk des letzten Jahres, „Politik und Seekrieg" von dem österreichischen Linienschiffskapitän R. von Labrés wurde schon im Januarheft 1904 dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt. Auch der neueste, achte Band der Nauticus-Schriften, das Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen von 1903 (5 Mk.) enthält wichtige seepolitische Abhandlungen in den Aufsätzen: „Weltpolitik und Seemacht", „Ein Jahr des Fortschritts in China" und „Die überseeische Kolonisation der germanischen Völker im Mittelalter". Aber dieses in den weiten Kreisen der Flottenfreunde sehr beliebte und sehr nützliche Jahrbuch bietet noch mehr; es hat sich allmählich zu einer kritischen Jahresumschau auf den Gebieten des kriegsmaritimen, politisch-wirtschaftlichen und marinetechnischen Fortschrittes entwickelt und ist dadurch wirklich ein unentbehrliches Nachschlagebuch für den neuesten Stand des Seewesens überhaupt geworden. Die Fortschritte der deutschen wie aller fremden Kriegsmarinen werden ebenso gründlich behandelt wie das Wachstum der Handelsflotten aller Seestaaten. Das Jahrbuch ist von Jahr zu Jahr im Umfang stark gewachsen und bietet auch viele ausgezeichnete Schiffsbilder und Pläne als Beigaben. Von den wirtschaftlichen Arbeiten sei die über die neuesten Fortschritte der deutschen Handelsmarine besonders hervorgehoben, von den technischen die über die Verwendung flüssiger Brennstoffe für den Schiffsbetrieb. Aber selbst wenn man das sehr knapp gefaßte Inhaltsverzeichnis hier abdrucken wollte, würde man die Vielseitigkeit der Nauticus-Schriften nicht erschöpfend darstellen. Wer auf irgend einem Gebiete, sei es als Techniker, als Verwaltungsbeamter, als Reichstagsabgeordneter, als vortragender Flottenfreund in seinem Verein, als Tagesschriftsteller und als Forscher auf dem großen Gebiete des Seewesens, irgendwelche Berührung mit der Marine hat und zuverlässig über sie unterrichtet sein will, für den sind die Nauticus-Schriften unentbehrlich. Erwähnt sei noch, daß der Band VIII auch eine sehr reichhaltige Schiffsliste der größeren Seemächte, mit vielen Einzelangaben über jedes Schiff enthält.

Von den Nauticus-Schriften zu den Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde ist nur ein kleiner Schritt, da beide mancherlei Verwandtschaft miteinander haben. Ich möchte dabei in Parenthese bemerken, daß ich als Mitglied der deutschen Seewarte das Institut für Meereskunde anfangs mit einem gewissen Mißtrauen entstehen sah; die Meereskunde schien mir in Berlin ein

bischen zu weit vom Seewasserstrande entfernt zu sein. Aber ich habe mich bald damit abgefunden, als ich sah, daß man auch an der Spree wußte, was man wollte: wie die Seewarte lediglich dafür geschaffen ist, den Seefahrern wissenschaftliche Hilfsmittel für ihren schweren Beruf zu liefern, also besonders Geisteswaffen für den schweren Kampf mit den Gefahren der See, so will das Institut für Meereskunde offenbar neben allgemeinen, zumeist theoretischen Forschungen auf denjenigen Gebieten des Seewesens, die auch für den Binnenländer wertvoll oder doch wissenswert sind, die Kenntnisse des Binnenländers auf allen Gebieten vertiefen. Also eine Art Schule des Seewesens für das gesamte deutsche Volk, das scheint mir jetzt das Hauptziel des Instituts für Meereskunde geworden zu sein. Als Universitätsinstitut liegt bei ihm freilich die Gefahr nicht fern, daß es im Wechsel der Zeiten mehr als für die deutschen Seeinteressen ersprießlich, in theoretische Bahnen einlenken könnte. Vorläufig aber verdienen fast alle seine Veröffentlichungen allgemeinste Anerkennung, weil sie wirklich gemeinverständlich und gemeinnützlich sind. In erster Reihe muß das prächtige Werk von Dr. Curt Wiedenfeld, „Die nordwesteuropäischen Welthäfen in ihrer Verkehrs- und Handelsbedeutung" (12 Mk.) hervorgehoben werden, um so mehr, als es reichen Stoff zur Stärkung des deutschen Selbstbewußtseins bietet; solche Stärkung aber ist für viele Unkundige recht notwendig, die von dem gewaltigen Aufschwung der deutschen Seeinteressen in den letzten Jahrzehnten noch immer keine Kunde haben. Wiedenfeld liefert den Beweis an der Hand der tatsächlichen Verhältnisse im Schiffahrtsverkehr und im Seehandel, daß Hamburg derjenige Seehafen ist, der von allen betrachteten das größte Hinterland — mit Wasserwegen bis nach Ungarn hin — hat, daß also Hamburg berufen ist, dereinst, wenn der deutsche Unternehmungsgeist nicht erlahmt oder nicht gelähmt wird, auch die mächtigsten heutigen Welthäfen, wie London und Liverpool weit hinter sich zu lassen, eben weil jenen beiden und auch den vom reichen Rhein gespeisten drei Stapelplätzen Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen (die Hamburg schon längst überflügelt hat) das riesige gewerbefleißige Hinterland, mit dem Hamburg durch ein weites Netz von Wasserstraßen verknüpft ist, fehlt. Es steht noch viel mehr lehrreiches in diesem ausgezeichneten Buche, als hier angedeutet werden kann. Von den kleineren heftweisen Sonderveröffentlichungen des Instituts für Meereskunde seien hier nur die sehr anschauliche Arbeit von Dr. Karl Thieß, „Organisation und Verbandsbildung in der Handelsschiffahrt", sowie die sehr lehrreiche Studie vom Marineoberbaurat Tjard Schwarz „Das Linienschiff einst und jetzt" erwähnt; beide verdienen volle Beachtung im Binnenlande.

Nun erfordert es die Gerechtigkeit, auch auf die trefflichen Jahrbücher der Schiffbautechnischen Gesellschaft hinzuweisen, die allerdings leider nur, wie es scheint, den Mitgliedern dieser Gesellschaft zugänglich sind; sie enthalten in fast überreicher Ausstattung die meist sehr lehrreichen und stets zeitgemäßen Vorträge

von Mitgliedern in den Versammlungen der Gesellschaft. Jeder Band trägt eine Fülle neuer Gedanken und Anregungen für alle technischen Gebiete des Seewesens. Aber für den Nichtfachmann ist diese Kost doch zu schwer verdaulich. Wer sich als Laie zuverlässige und gründliche Belehrung über den Stand der modernen Schiffstechnik, insbesondere den des Kriegsschiffsbaues und Kriegsschiffsbetriebs holen will, tut gut, den dreibändigen „Leitfaden für den Unterricht im Schiffbau" (herausgegeben von der Inspektion des Bildungswesens der Marine und verfaßt von ausgezeichneten Fachleuten), sowie das seit kurzem nun schon in dritter Auflage vorliegende „Handbuch der Seemannschaft", bearbeitet vom Kapitän z. S. Dick und vom Marine-Oberbaurat Kretschmer (im Verlag von E. S. Mittler & Sohn) zu Rate zu ziehen. Beide Werke sind auch für den Laien durchaus verständlich, weil sie ja für den Unterricht der Seekadetten und Fähnriche zur See bestimmt sind, also praktische Zwecke verfolgen und nicht weit in technische Theorien einzudringen zwingen. Ich kenne Lehrer höherer Schulen, die das Handbuch der Seemannschaft mit Eifer und großem Verständnis durchstudiert haben. Beide Bücher sind mit sehr vielen ausgezeichneten Abbildungen ausgestattet.

Zugleich für Fachleute wie für Laien ist das Taschenbuch der Kriegsflotten vom Kapitänleutnant a. D. Weyer bestimmt, dessen fünfter Jahrgang Anfang 1904 erschienen ist (J. F. Lehmann, München; geb. 3 Mk.). Auch dieses kleine Büchlein ist trotz überraschender Preiswürdigkeit reich mit 311 photographischen Schiffsbildern und farbigen Planskizzen ausgestattet; jedes einzelne Kriegsschiff ist darin genau mit allen wichtigen Abmessungen, mit seiner Bewaffnung, mit Maschinen und Kesselanlagen, Besatzung, Dampfstrecke (Seeweg, für den der Kohlenvorrat reicht) angegeben; von allen wichtigen Schiffsgattungen sind ganz vortreffliche Abbildungen, meist je eine Photographie nebst zwei Planzeichnungen, um Panzerung und Bewaffnung zu zeigen, gegeben. Außerdem ist eine vergleichende Übersicht der Leistungsfähigkeit der Schiffsgeschütze aller Staaten vorhanden. Allerlei wissenswerte Einzelheiten über Flaggen und Abzeichen, Eintrittsbedingungen in die Marine, Straßenrecht zur See, deutsche Schiffsbauwerften, deutsche Reedereien, Rangbezeichnungen der Seeoffiziere aller Flotten und noch mancherlei praktische Notizen, Entfernungstabellen auf See und ähnliches enthält das sachkundig und zuverlässig bearbeitete Taschenbuch.

Außerhalb der bisher betrachteten Gebiete der Marineliteratur sei noch ein sehr ansprechendes „Geschichtsbuch" für Jungdeutschland erwähnt, das von Gustav Schalk verfaßt ist, und „Paul Beneke, Ein harter deutscher Seevogel" zum Helden hat (4,50 Mk.). Es ist ein gutes, gesundes Buch, das manchem heranwachsenden Seemann helle Freude machen wird; berichtet es doch in anschaulicher und unterhaltender Erzählung über einen der wackersten deutschen Seehelden aus der wagemutigen alten Hansazeit. Der historische Hintergrund ist stimmungsvoll behandelt, deshalb hat das hübsch mit Bildern gezierte Buch Anspruch auf volles Lob.

Ebenfalls für Jungdeutschland bestimmt ist das „Buch von der See" meines lieben alten Schiffsgefährten, des Marinepfarrers P. G. Heims; es führt den Titel „Auf blauem Wasser" (George Westermann, Braunschweig; geb. 8 Mk.) und ist sehr reich und bunt mit 190 Bildern aller Art und jeder Größe ausgestattet. Heims will „selbständig und eigenartig möglichst das ganze Gebiet des Seewesens in faßlicher Form den jungen Herzen auftun und nahe bringen". Seine Absicht ist ihm gelungen; er hat ein sehr unterhaltsames Buch geschaffen, worin in bunter Folge alle Gegenstände des Seewesens, vom Linienschiff bis zum Klabautermann, vom Unterseeboot bis zum Panamakanal, vom Krakatoa-Ausbruch zum magnetischen Nordpol usw. usw. behandelt werden. Aber das Durcheinander stört nicht weiter, weil es sich der gewählten Erzählungsform zwanglos anpaßt; ein alter Admiral plaudert mit seinen Neffen und Nichten vom tausenderlei des Seewesens, wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Freilich scheint mir dabei zuweilen die Grenze des für die Jugend technisch noch Verständlichen überschritten zu sein. Trotzdem wird es dem hübschen Buche nicht an Freunden fehlen.

Zum Schluß sei noch ein sinnreich erdachtes Marineschachspiel erwähnt, das von seinem Erfinder „Volldampf voraus!" getauft wurde (Verlag von Hermann Mondrath in Grevenbroich, Rheinland). Es ist auf den Redaktionstisch geflogen, und weil es wirklich neu und eigenartig ist, kann es Liebhabern von Überlegungsspielen angeraten werden, zur Abwechslung gegen das ewige und im Grunde doch etwas stumpfsinnige Halma oder Salta dieses Flottenkampfspiel zu spielen. Die Spielregeln sind gut, das Spiel macht auch recht großen Kindern viel Vergnügen; kein Erwachsener braucht sich zu schämen, es zu spielen, weil es Überlegung und Geistesgegenwart fordert. Es würde zu weit führen, die Spielregeln hier zu erläutern; man spielt mit Schiffsfiguren, die brettspielartige Bewegungen machen, aber dabei auch je nach der Stellung ihrer Vorderseite, des Schiffsbugs, Vor- und Nachteile zu erwarten haben und die stufenweise entwertet werden, ähnlich wie bei einem wirklichen Seekampf. Auch Küstenangriffe und Rückzugsgefechte im Schutzhafen kommen dabei vor. Nächst Schach halte ich es für eins der sinnreichsten Brettspiele. Ob es aber das deutsche Verständnis für den Seekrieg heben wird, wie manche wähnen, diese kritische Frage möge sich jeder selbst beantworten.

Bücherschau.

Federspiel. Westliche und Östliche Geschichten von **Carl Busse.** Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt, 1904. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Was Carl Busse in seinen Schülern von Polajewo versprach, hat er mit diesem seinem neuesten, Viktor Blüthgen zum 60. Geburtstag gewidmeten Werk in überraschend reichem Maße gehalten. Der ziemlich starke, gut ausgestattete Band legitimiert ihn ohne Frage als einen unserer feinsten Meister der novellistischen Kleinkunst. Nicht weniger als 30 dieser zarten, duftigen Erzeugnisse einer graziös formenden Künstlerhand flattern da am Leser vorüber wie farbige Schmetterlinge. Etwas Schwebendes haben sie alle, ganz die federnde Bussesche Art, der alle Erdschwere fremd ist. Und alle einen so feinen Farben- und Stimmungszauber, daß nicht ein Stück als etwas Befremdliches herausticht, daß man am Ende den Eindruck von etwas Ganzem, Zusammengehörigem hat. Zugleich hat man damit den ganzen Mann vor sich, der hinter diesen Schöpfungen steht, um so deutlicher, da die ganze Art des Vortrags etwas ausgesprochen Persönliches an sich hat. Eine Art Reminiszenzen-Stil. In der Tat gibt sich das Ganze wie eine Kette von Erinnerungen, gleichviel ob der Dichter selbst, ob irgendwer die Dinge erlebt hat; und es ist bewunderungswürdig, wie da die gestaltende Hand das Erfahrungsmotiv, das zunächst gereizt hat, entwickelt, ergänzt, aufbaut, pointiert, auch wenn es an sich wenig dankbar aussieht — allerdings fehlt es nicht an sehr originellen, überraschenden, feinen Motiven. Kaum ein, zwei Geschichtchen sind darunter, wobei das Motiv nicht ausreicht und die aufgebauscht wirken, alles übrige erscheint natürlich geworden, natürlich beseelt. Diese Gestaltungskunst aber steht allenthalben im Zeichen einer so keuschen, zarten und doch zugleich jugendfrischen Liebenswürdigkeit, die das Grelle abtönt, und arbeitet mit so viel Herzenswärme, daß man mit dem Herzen durch das Buch wie durch einen Segen hindurch geht. Was einzig dabei nicht auf seine Rechnung kommen würde, ist die Dekadenz mit ihrer Perversität in Problemen und Originalitätshascherei in Formen, dafür ist Busse zu natürlich und zu deutsch-gesund. Und er hat Humor — nicht jenen, der um seiner selbst willen da ist und sich durchsetzen will, sondern von jener erquicklichen Art, die die Tragik aufhellt und verklärt und sich selber durch Ernst vertieft.

Das Buch ist in zwei Teile zerlegt, der zweite weist stofflich und nach Lokalfarbe auf den Osten, die Heimat des Dichters, der ihr in einer Einleitung einen Hymnus widmet: „Es bleibt zurück in tiefster Brust wie ein ewiges Glänzen. Die Wagen rasseln drunten, das Leben der Großstadt tost vorüber, es tost vorüber an dir schon Jahre und Jahre. Was tuts? Horch hinein in dein Herz — es ist ein Rauschen darin, wie die Muschel rauscht nach See und Heimat: das Rauschen der Wälder, die deine Kindheit beschützten, das Rauschen der Winde, die einst umflogen dein Vaterhaus“ ... Aber auch im ersten Teil klingen Heimatserinnerungen wieder, ein wenig befremdlich angesichts der Teilung.

Es erübrigt, aus der Sammlung hier Proben herauszuheben. Die Wahl wäre persönliche Geschmackssache. Man möge selber lesen und sich Lieblinge aussuchen.

E. Weinhold.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Warum

ist die

„Smith Premier“

Schreibmaschine

die Beste?

Deutsche Volltastatur.

Za. 250000 Stück im Gebrauch.

Weil

sie tatsächlich alle Forderungen voll und ganz erfüllt, die an eine tadellose Schreibmaschine gestellt werden müssen.

Verlangen Sie Prospekte durch

The Smith Premier Typewriter Co. m. b. H.

Leipzigerstr. 23 **Berlin W.,** Leipzigerstr. 23.

Soeben erschien:

Richard Wagner an Mathilde Wesendonk

Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871

herausg. und eingel.

von

Prof. Dr. Wolfgang Golther

Gr. 8°, 400 S. mit 4 Bildern u. 3 Faks.
Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Mit diesen Briefen und Tagebuchblättern eröffnet sich eine der reichsten und reinsten Quellen zur Kenntnis der Lebensgeschichte Richard Wagners. Lange Jahre stand niemand seinem Herzen so nahe wie Mathilde Wesendonk, der der Meister rückhaltlos alles anvertraute, was seine Seele bewegte.

An Reichtum des Inhalts stehen diese Urkunden hinter dem Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt nicht zurück, im Ausdruck unmittelbarster, oft leidenschaftlichster, tief ergreifender Augenblicksstimmung übertreffen sie weitaus alle bisher veröffentlichten biographischen Quellen. Wahrhaft künstlerische Bildkraft waltet in diesen ganz einzigartigen Denkmälern.

= ALEXANDER DUNCKER =
BERLIN W. 35, LÜTZOWSTR. 43

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang. Juli 1904. Heft 1

Inhalt des Juliheftes:

	Seite
Friedrich Ratzel: Leitspruch	481
Hermine Villinger: Das letzte Wort	481
Wilhelm von Polenz: Mai, Todessehnen. Gedichte	498
Adolf Bartels: Wilhelm von Polenz	499
Landrichter F. Ratzlaff in Beuthen: Das oberschlesische Polentum im Rahmen der Rechtspflege und Verwaltung	514
W. von Polenz: Abend. Gedicht	535
Prof. Dr. Bruno Gebhardt in Berlin: Wilhelm von Humboldt als Unterrichtsminister	536
Charlotte Broicher: John Ruskin, Gotik und Renaissance II.	544
Alice Freiin von Gaudy: Traumgesicht. Gedicht	558
Prof. Dr. Wilhelm Dibelius in Posen: Ein Reichsschulamt für die deutschen Auslandsschulen?	559
W. von Polenz: Sich-finden. Mannestränen. Gedichte	570
Viktor Blüthgen: Lyrisches und Anderes	571
Oberstleutnant v. Bremen in Berlin: Eine Geschichte der Kriegskunst	576
Prof. Dr. E. Francke in Berlin: Die gewerblichen Tarifverträge in Deutschland I.	584
Gertrud Bäumer: Vom Internationalen Frauenkongreß	596
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	600
Alice Freiin v. Gaudy: Hoffnungslos. Gedicht	606
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	607
Julius Lohmeyer: Erdengang. Gedicht	614
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte X. (J. J. David, Die Hanna. — Alfred von Berger, Semmelweis und andere Geschichten. — Kurt Martens, Katastrophen. — Adolf Vögtlin, Liebesdienste. — Meta Schoepp, Auf roter Erde)	615
Aus neuen Büchern	623, 639
Fr. von Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau	624
Dr. Otto Siebert in Fermersleben: Die Lebensanschauungen der großen Denker	635
Bücherschau (Hauviller, Fr. X. Kraus. Bespr. von Professor Dr. L. Schemann. Friedrich Hebbels Tagebücher, bespr. von Prof. Dr. L. Gurlitt)	599, 640

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Der neue Raum, in den ein Volk hineinwächſt, iſt wie eine Quelle, aus der das Staatsgefühl Erfriſchung ſchöpft. Darin liegt der erfriſchende Hauch der Geſundheit, der die hanſiſche Geſchichte durchweht, weil ſie in einer Periode traurigſten Zerfalles des übrigen Reiches machtvoll zuſammenhält, was das Intereſſe an der baltiſchen Expanſion zuſammenführte. Sie wollte nicht national ſein, doch wirkte ſie national. Weiträumige Völker haben einen optimiſtiſchen Zug. — Auch die deutſche Kolonialpolitik hat in dieſem Sinn eine nationale Bedeutung.

Friedrich Ratzel.

Das letzte Wort.

(Handlung in einem Akt.)

Von

Hermine Villinger.

Perſonen:

Frau Kattel,
Lene, ihre Enkelin,
Berberich, Kaufmann,
Olten, Student.

Ort der Handlung: Eine große Stadt.

(Eine große Stube; in der Mitte ein Bügeltiſch, nicht weit davon ein für Bügeleiſen eingerichteter Ofen; darüber ein Schaft mit Küchengeſchirr; an den Wänden ein paar Photographien und Öldruckbilder; hinten, neben der Türe, ein Fenſter nach einem kleinen Hof; rechts nach vorne ebenfalls eine Türe. Im Hintergrund ein altes Sofa und ein Tiſch davor mit einer ſauberen Decke; eine Vaſe ſteht darauf mit einem Fliederſtrauß. Vorne links führt eine breite dunkle Holztreppe zu einer Bodenkammer).

Lene (ſehr jung und hübſch mit prachtvollem roten Haare; ſie trägt ein altes, leichtes Hauskleid und iſt mit dem Bügeln eines roſa Kattunkleides beſchäftigt. Von Zeit zu Zeit wirft ſie einen Blick in den aufgeſchlagenen Kolportageroman neben ihr. Fängt plötzlich an laut zu leſen): Meine heißgeliebte Steffi! Angebeteter Engel meiner Seele, auf dieſer Welt mein höchſtes Gut, du oder eine Kugel, etwas anderes gibt es nicht für deinen dich heiß liebenden Arthur — (tief aufatmend). Und wenn man denkt, er ein Graf und ſie eine Näherin — ſo ein feiner Herr, der hat halt eine ganz andere Sprach' als unſereins — Angebeteter Engel meiner Seele — Ob ſie ſich kriegen? Wenn ich nur erſt die Fortſetzung hätt — (weiter bügelnd, in Gedanken). So fangt's wahrſcheinlich immer an — mit einem Brief — der meine iſt noch viel ſchöner — (zieht einen Brief aus der Taſche; lieſt): Reizende! Sie ſehen und lieben

war eins — Goldumflammte, solche Augen und kein Herz! unmöglich! Ich muß Sie sehen, ich muß Sie sprechen oder — ich darf nicht ausdenken, was sonst geschieht. Kann ich Sie um zwei Uhr an der Ecke beim Droschkenstand — Was fallt diesem Menschen ein, so eine bin ich doch nicht, aber — Reizende ist nett, sehr nett — (traumverloren) Reizende —

(Kattel, die Türe aufreißend.)

(Lene verbirgt aufschreiend den Brief in der Tasche.)

Kattel (über siebzig, stark, kräftig, auf dem vollen weißen Haar eine schwarze Haube; sie trägt einen dunklen Rock und eine weite Jacke): Was ist denn los! Man meint ja, ich sei der Leibhaftig — (legt Haube, Jacke, Schirm und Gebetbuch ab). Jetzt möcht ich nur wissen, was der immer in unsrer Gass' zu suchen hat, so ein Laff — mit seinem gedrillten Schnurrbart und seiner bunten Mütz'. — Auf zehn Schritt seh ich's ihm an — der ist hinter was her. Ist er dir auch schon begegnet?

Lene (sehr eifrig bügelnd): Wer?

Kattel: Ich sag's ja — so ein Laff — no ja, dumme Mädels gibt's genug — (sie geht zum Ofen, setzt einen Topf auf's Feuer und holt allerlei aus einem Korb, das sie in den Topf tut). Da sagt die Gnädig' gestern: Hab kein kleines Geld, Kattel, kommen Sie morgen im Vorbeigehen, sollen Ihre zehn Mark haben. Also ich trag gestern noch schnell mein letztes Geld auf die Sparkass' —

Lene: Du trägst immer das Geld zu früh fort, Großmutter —

Kattel: Für wen, du Fratz! — Und wie ich vorhin zur Gnädigen komm, fahren mir die Herrschaften gerad vor der Nas' vorbei — prost die Mahlzeit — jetzt können wir unsre Supp ohne Fleisch essen.

Lene: Wie schlecht sind doch oft die reichen Leut —

Kattel: Du lieber Himmel — schlecht — sie denken halt nicht — wer denkt denn? Der Laff da draußen vielleicht? Ich sag dir, von allen Menschen die wenigsten denken. Noch nicht fertig mit deinem Rock. — Aha, da liegt wieder der Roman. Sonntags könntest du doch wenigstens im Schiller lesen, den dir der Herr Berberich so freundlich geliehen hat.

Lene: Der Roman ist viel spannender, ach und die Sprach, so poetisch! Den ganzen Tag muß man denken: Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht!

Kattel: Der Graf und die Näherin? Wenn die sich kriegen, ist der ganze Roman verlogenes Pfuschwerk, denn im Leben kriegen sich so zwei nie, da läßt er sie immer sitzen. Da draußen, der Student, das ist auch so einer —

Lene: Was siehst mich denn so an? — So einen gibt's doch nicht für mich — man hat doch auch seine Grundsätz —

Kattel: Schweigen ist Gold.

Lene: Wenn Reden Silber wär, hätten wir's haufenweis', denn du findest kein End' —

Kattel: Noch nicht der vierte Teil von dem, was ich denk', kommt heraus — (beide essen).

Lene (an den Knöpfen ihrer Bluse zählend): Sie kriegen sich, kriegen sich nicht —

Kattel: Ganz verdreht bist von der Geschicht.

Lene: Du liest sie ja selber.

Kattel: Ich bin alt, ich bild' mir nicht ein, 's kommt ein Graf und holt mich.

Lene: An einen Grafen denk' ich auch gar nicht.

Kattel: An was für einen denn?

Lene: Gelt, du meinst an einen Dütendreher? Gott bewahr, wenn ich mir denn schon was ausdenk', so muß es auch was Feines sein —

Kattel (sehr ernst): Lene, 's wird doch nicht der da draußen — (Es pocht.)

Lene (sehr erschreckt, sich überstürzend): Ich hab dir's doch gesagt — ich bin doch nicht so eine — es soll mir nur einer kommen — ich — ich — hab' keinem erlaubt —

Kattel (sie immerfort ansehend, langsam und laut): Herein!

Berberich: Guten Tag!

Lene (aufatmend): Ach der —

Kattel (kopfschüttelnd): der —

Berberich (vierundzwanzig Jahre alt, ein rosiges, unverdorbenes Gesicht; trägt einen bürgerlich zugeschnittenen Sommeranzug, hellbraune Kravatte): Der Tag ist so schön heute, und da habe ich mir ein Herz gefaßt — ja — insofern ich mir die Freiheit nehme — ob die Frau Kattel und die Fräulein Lene mir die Ehre zu einem Sonntagnachmittagsausflug in's Schützenhaus antun möchten; ich wär' so stolz, Fräulein Lene, an Ihrer Seite — und an der Frau Großmutter Seite, so stolz —

Lene: Ich muß schön danken, ich hab' mit einer Kameradin etwas ausgemacht — (nimmt ihr Kleid und will gehen).

Kattel (sie heimlich festhaltend): Das ist aber schön, Herr Berberich, uns so viel Ehre anzutun —

Berberich: Die ganze Woch' dacht ich: am Sonntag bist du einmal so keck. Vielleicht ist die Kameradin so freundlich, mitzukommen.

Lene: O nein, das ist eine — die — aber ich muß mich jetzt anziehen (will das Buch mitnehmen).

Berberich: Schon wieder ein so abscheulicher Kolportageroman in Ihrer Hand — o Fräulein Lene!

Lene: Er ist durchaus nicht abscheulich, sondern sehr spannend.

Berberich: Und den Schiller, den ich Ihnen vor acht Tagen brachte — die prachtvollen Schillergedichte —

Lene: Ich mag keine Verse, da ist alles so verschwommen; im Roman wird deutlich geredet, da weiß man doch, um was es sich handelt.

Berberich: Und um was handelt es sich in diesen Geschichten — um Mord und Totschlag, ja wohl, um Kellergewölbe mit Gerippen drin und dergleichen dingsda —

Lene: Es handelt sich vor allem um die Liebe, und die ist kein dingsda —

Berberich: Aber wie ist sie geschildert, wie wird in diesen elenden Büchern von den Frauen geredet — ganz anders als im Schiller, der uns lehrt:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Lene (auflachend): So was altmodisches — das kann man ja heutzutag gar nicht mehr anhören.

Berberich: Die Frauen zu ehren altmodisch? Ich ehre Sie doch auch, Fräulein Lene, ich ehre die Frau Großmutter und mehr oder weniger jede Frau, die respektabel ist.

Kattel: Das ist schön von Ihnen, Herr Berberich — ja wenn alle Männer so dächten —

Berberich (drückt Lene den Schiller in die Hand): Geben Sie mir Ihren abscheulichen Roman, Fräulein Lene. Es ist ja ganz unmöglich, daß Ihnen die schöne Poesie so egal sein soll — wenn man aussieht wie Sie —

Lene (hat sich das Buch halb widerwillig nehmen lassen, plötzlich): Wie denn seh' ich aus?

Berberich (verlegen): Möcht' Sie nicht eitel machen, aber — erfreulich — recht erfreulich —

(Lene bricht in ein lautes Lachen aus).

Kattel (ihr einen Rippenstoß gebend): Gans, einfältige!

Berberich (gekränkt): Was ist Ihnen denn so lächerlich, Fräulein?

Lene: Soll ich mich nicht freuen, daß ich — erfreulich aussehe' —

Kattel: Wenn die nur lachen kann.

Berberich: Das hab' ich ja so gern — nur — heut' war's ein andres Lachen wie sonst — Was haben Sie nur heute, Fräulein Lene?

Lene: Was werd' ich haben — Eile — Eile hab' ich — (nimmt ihr Kleid und geht rasch ab).

Berberich: Auffallend! Ich hab' es mir nur nicht eingestehen wollen, aber ungefähr seit acht Tagen kommt mir Fräulein Lene verändert vor. Nein, sie nickt mir nicht mehr so freundlich zu, wenn ich unter der Ladentüre steh' —

Kattel: Getu, nichts weiter; die Armut hat auch ihren Stolz, Herr Berberich; wir sind arm und Sie sind ein wohlhabender Herr geworden.

Berberich: Wie lang ist's her, daß ich die Erbschaft gemacht — zwei Jahre. Manchmal wach' ich in der Nacht auf und mein', es sei alles nicht wahr und ich sei wieder der arme Lehrling.

Kattel: Sie sind halt zu bescheiden! Lieber Himmel, so in der Welt dazustehen wie Sie — Wie ein Pfau dürften Sie daherkommen! So was passiert ja alle Jubeljahr kaum einmal —

Berberich: Freilich wohl. Sie zogen damals gerade in die Nachbarschaft, Frau Kattel, Fräulein Lene trug noch herunterhängende Zöpfe; wunderschöne dicke Zöpfe; wenn die Sonne darauf schien, leuchteten sie wie Gold.

Kattel: Für arme Leut' nur eine Last, so schweres Haar; hab's alleweil verwünscht, meins.

Berberich: Und so resolut wie Fräulein Lene ist — das imponiert mir so. Einmal gerad vor meinem Laden — ein größeres Mädel rief ihr was nach; was war es nur gleich?

Kattel: Sie wird sich nach der Fräulein Großmutter erkundigt haben.

Berberich: Das — entschuldigen Sie, Frau Kattel, das hab' ich nicht gesagt.

Kattel: Sind Sie ruhig, mit siebzig ist man nicht mehr so heikel.

Berberich: Also so was dergleichen rief ihr das Mädchen nach. Da hätten Sie die Lene sehen sollen — umkehren und ihre Zöpfe nehmen und sie der Person um's Gesicht schlagen, war eins. Und plötzlich stand sie da und um sie her das Haar wie ein feuriger Mantel. Damals hab' ich zu mir selber gesagt: Wenn die siebzehn ist — und wenn sie mich will — die wird deine Frau —

Kattel: Wahrhaftig in Gott?

Berberich: Und jetzt ist sie siebzehn — Frau Kattel; am End denkt sie an einen andern —

Kattel: Woher denn! Dafür bin doch ich da! Ich seh alles, ich merk alles.

Berberich: Wenn man einen mag, geht man auch gern mit ihm spazieren, das ist in der ganzen Welt so.

Kattel: Holen wir's nach, Herr Berberich, sagen wir gleich am nächsten Sonntag.

Berberich: Das wäre ja — nein, aufdringen will ich mich nicht, oder daß Sie ihr am End — Frau Kattel, nichts ist gefährlicher, als so etwas erzwingen wollen —

Kattel: Mit siebzehn ist man noch dumm; man hat die Unruh und weiß nicht, wo 'naus und kommt in Widerspruch mit Gott und der Welt: 's ist ein Kampf wie der Frühling mit dem Winter. Abwarten; der Frühling wird allemal Meister. Aber wo bin ich denn stehen geblieben? Wo hab ich denn hingewollt?

Berberich: Vom nächsten Sonntag war die Red —

Kattel: Wir richten das ein — Wir treffen uns per Zufall —

Berberich: Auf dem Weg zum Schützenhaus — Aber wenn sie nicht freundlich wäre —

Kattel: Dann sind Sie noch unfreundlicher. So ein junges Ding muß den Meister fühlen; damit zwingt man jede.

Berberich: Glauben Sie wirklich?

Kattel: So wahr ich da steh. Wir kommen zum Ziel.

Berberich: Frau Kattel — und Sie — wie Gott in Frankreich sollen Sie's bei mir haben — wie Gott in Frankreich —

Kattel: Ich — ja du Allmächtiger — das ist ja — (drückt ihm in hervorbrechender Wärme beide Hände; ihre Rührung abschlenkernd): Heiliges Donnerwetter, ich hab schon viel erlebt, aber daß ich's haben soll wie Gott in Frankreich, (schluckt ein paarmal) das hat mir noch kein Mensch gesagt, Herr Berberich.

Berberich: Und ich halt Wort.

Kattel (durchaus nicht rührselig, wieder ganz kräftig): Ja, das tun Sie, Herr Berberich, Sie tun das; so einer sind Sie; alle viere wollt' ich für Sie ins Feuer legen.

Berberich: Wenn nur die Lene auch so dächte!

Kattel: Die kommt noch so weit, da hab ich keine Angst; die kommt noch so weit; der Kern ist gut. Nur Zeit lassen.

Berberich: Freilich, Rom ist auch nicht an einem Tag erbaut worden.

Kattel: Na also!

Berberich (mit einem Blick nach der Türe): Nur — daß sie heut so anders war — also nächsten Sonntag, Frau Kattel —

Kattel: Per Zufall —

Berberich: Und ihr nichts einreden wollen —

Kattel: Eher beiß' ich mir die Zung' ab —

(Berberich zurückkehrend, Kattel beide Hände drückend.) (Ab.)

Kattel (losbrechend): Die Gans, die Kapitalgans — den Hals könnt ich ihr umdrehen — (nimmt den nächsten Stuhl und stößt ihn mit aller Gewalt auf den Boden) Luft machen muß sich der Mensch —

Lene (unter der Türe): Was ist denn los?

Kattel: Ah da, ein Nagel —

Lene (in einem sehr hübschen rosa Kattunkleid): War der aber lang da — ich denk', ich erleb's nicht —

Kattel (mit aller Gewalt an sich haltend, setzt sich auf die Treppe, die zur Bodenkammer führt, nieder) Was du nur auf einmal gegen den jungen Mann hast! Sonst, Herr Berberich hier, Herr Berberich da — den ganzen Tag war die Red von ihm. Und jetzt behandelst du ihn wie einen Schulbuben.

Lene: Ach Gott nein, ich weiß ja, er ist ein guter Mensch, nur so bürgerlich, so ohne Manieren —

Kattel: Von schönen Manieren wird niemand satt.

Lene (Berberich nachahmend): Möcht Sie nicht eitel machen, aber erfreulich, recht erfreulich — der glaubt, ich weiß nicht, wie ich aussieh —

Kattel (nach einer Pause): Andre Mädel lecken alle zehn Finger nach ihm.

Lene: Ich nicht einen.

Kattel: Schweigen ist Gold. Aber soviel ist gewiß — wenn der vor der Tür steht, steht's Glück draußen.

Lene (auflachend): So sieht das Glück ganz gewiß nicht aus, Großmutter.

Kattel (aufmerksam): Wie denn?

Lene (sich zusammennehmend): Halt anders. Wann gehst du zum Schwätzen?

Kattel: Wie du dir das Glück denkst, möcht ich wissen?

Lene: Nun einmal nicht wie ein Dütendreher.

Kattel (bitter): Am End gar wie ein Prinz!

Lene (trotzig): Am End! —

(Kattel, kalt auflachend.)

Lene: Was lachst du denn so grauslich?

Kattel: Weil ich geglaubt hab, du seist eine Stolze.

Lene: Das bin ich auch; niemand hat ein Recht zu sagen, ich sei's nicht. Und ich seh nicht ein, warum ich gegen den Herrn Berberich anders sein soll.

Kattel: Warum hast du dir denn das Buch von ihm abnehmen lassen?

Lene: Weiß selber nicht.

Kattel: Weil dir seine Worte Eindruck gemacht haben — darum —

Lene: Kann sein, obwohl ich's jetzt hinten nach nicht begreif; immer mit seinem alten Schiller —

Kattel: Er ist halt ein gebildeter Mann.

Lene: Gebildet ist ganz anders.

Kattel: Woher willst du denn das wissen?

Lene: Kann man in jedem Roman lesen, wie ein feiner Herr redet.

Kattel: Dummes Ding, ach du dummes Ding; mancher redet daher, als sei er aus lauter Zucker und Honig und ist daheim der ärgste Haus-

teufel. Redensarten sind billig; 's Blau vom Himmel kann einer runter schwätzen und ist noch kein Schuß Pulver wert. Trau schau wem.

Lene (unruhig auf- und abgehend): Was werden die Weiber sagen, wenn du so spät zum Schwätzen kommst!

Kattel (mit einem prüfenden Blick auf Lene): Alleweil hast du recht — was werden die sagen — (holt ihre Sachen vom Nagel) bei Gott, was werden die sagen — (für sich) sie will mich fort haben — wär's am End doch der Laff da draußen — (laut) Und du gehst nicht mit?

Lene: Nein, die Liesel holt mich ab — sie hat auch ein neues Kleid an — da muß man doch auf die Kaiserstraß' —

Kattel (unter der Tür): Da fällt mir ein — warum hast du dich mit den Leuten 'rumgeschlagen, Lene, wenn mich einer die Fräulein Großmutter nannte —

Lene: Ich — ich —

Kattel: Ja du — mit deinen Zöpfen hast du drein geschlagen, wenn mich einer Fräulein Großmutter nannte —

Lene: Aber das ist ja schon so furchtbar lang her —

Kattel: Ließest du dir's jetzt eher gefallen, wenn einer so von mir redete?

Lene: Was denkst du denn von mir — Großmutter — warum bist du so sonderbar?

Kattel: Ja, siehst du, erst hat sich deine Mutter für mich rumgeschlagen und dann du — Wenn ich wieder zurückkönnt und jung wär — Herrgott, da wollt ich's anders machen; 's ist kein Plästier, wenn man so eine ist, daß sich andere für einen rumschlagen müssen —

Lene (sehr warm): Großmutter — wie redst du nur — so eine tüchtige Frau — jeder hat Respekt vor dir, wo ich hinkomm, du solltest nur hören — wollt's ihnen auch geraten haben, meiner Seel — Und nun kramst du so vergessene Sachen aus — du willst mir nur's Herz schwer machen — (bricht in Weinen aus)

Kattel: Denken will ich dich lehren — 's denken sollst du nicht aus dem Aug' lassen, das mein' ich; alles Unglück geschieht vom nicht denken. Dafür hat man seinen Kopf. Da drin (auf das Herz deutend) will's manchmal wild 'naus. So und jetzt geh' ich. Kommst du mit?

Lene (halb gewonnen, holt ihren Hut aus dem Schrank): Am End' könnt' ich ja mitkommen —

Kattel (sich vergessend): Wie Gott in Frankreich hätt' ich's bei ihm — hat der Herr Berberich zu mir gesagt — wie Gott in Frankreich — so spricht nur ein kreuzbraver Mann, Lene, und die liegen nicht am Weg —

Lene (mit plötzlicher Hast ihren Hut nehmend): Ich will doch lieber auf die Liesel warten —

Kattel (für sich): Hergott, warst du alleweil dumm, Alte. (Ab.)

Lene: Den soll sie mir nur nicht aufschwätzen wollen (unruhig auf und ab gehend). Hätt' ich nur den Roman hier — was nimmt er mir den Roman weg — der Dummkopf — Nein, er war immer gut gegen mich — aber was kann ich dafür, — das Glück sieht halt anders aus — (nach der Uhr sehend). Schon halb drei — ob er noch wartet? O nein, so eine bin ich nicht — (schließt rasch die Türe ab, setzt sich an den Tisch, nimmt den Band Schiller und fängt an zu lesen, völlig gedankenlos, immer nach der Türe lauschend, von Minute zu Minute erregter):

Ehret —
Ehret die Frauen — (Es pocht.)

(Sie springt auf, setzt sich, mit aller Gewalt gegen sich ankämpfend, wieder nieder, hält sich die Ohren zu, ihre Lippen flüstern heiser:)

Ehret die Frauen —
Ehret die Frauen — (Es pocht stärker.)

(Sie fährt auf, wirft das Buch hin, fliegt mit einem Satz nach der Türe und öffnet.)

Olten (fünfundzwanzig Jahre, ein flotter Student mit bunter Mütze, sehr elegant, mit einem Zwicker und einem feinen Stöckchen): Endlich! endlich! ich stehe Ihnen gegenüber — wirklich — wahrhaftig — Wie habe ich mich danach gesehnt — acht Tage lang laufe ich Ihnen nach wie ein treues Hündchen und Sie lassen mich sitzen — einfach sitzen? — Und doch — das gefällt mir von Ihnen, das imponiert mir. Soll ich wirklich wieder gehen?

Lene (völlig verwandelt, zitternd, schüchtern): Ja bitte, gehen Sie —

Olten: Erst öffnen und dann hinauswerfen?

Lene: Nein, ich bitte, gehen Sie —

Olten: Haben Sie mir denn nicht selbst geöffnet?

Lene: Großmutter — wartet auf mich.

Olten: Die Jugend hat das Vorrecht, das Alter hat zu warten. Ich möchte nur das eine wissen: Warum sind Sie immer so rot geworden, wenn wir uns begegneten? Warum zittern Sie jetzt?

Lene: Halt — aus Dummheit —

Olten: Die Liebe ist in der Tat eine selige Dummheit, aber etwas Gescheiteres ist noch nie erfunden worden. Oder?

Lene: Ich weiß nicht.

Olten: Sagen Sie, — sehen Sie mich einmal an — ist es denn Ihre Absicht, einen Menschen unglücklich zu machen?

Lene: Nein, das nicht —

Olten: O ja! Ich freue mich wie ein Narr, miete einen Wagen

und bilde mir ein, wir machen eine Spazierfahrt vor's Tor, weit weit in den herrlichen Frühling hinein —

Lene: Die Bäume sind jetzt in der Blüte.

Olten: Und wir sind auch in der Blüte.

Lene (unruhig): Ich geh' doch lieber zur Großmutter — (Kattel erscheint einen Augenblick vor dem Fenster, sieht herein und zieht sich zurück; sie tut das öfter im Laufe der folgenden Szene.)

Olten: Es wird Sie ewig gereuen, wenn Sie diese Fahrt nicht mit mir machen, diese Fahrt durch die junge Blütenpracht — Sie werden mit Kummer an diesen Sonntag zurückdenken. Wissen Sie, was Glück ist? Haben Sie schon geliebt?

Lene: Ach nein, wieso denn?

Olten: Es wäre mir schrecklich, verstehst du, Mädchen, schrecklich! Ich will der erste Mann sein, an den du denkst, keinen sollst du ansehen — an keinen denken als an mich — willst du mir das versprechen?

Lene (schüchtern): Haben Sie auch noch nie geliebt?

Olten: Ich — ob ich —

Lene: Ja.

Olten (hell auflachend): Kostbares Kind! Ein Mann liebt immer, aber es ist so von der Natur eingerichtet, jede neue Liebe macht die alte tot mausetot — man weiß absolut nichts mehr davon.

Lene: Was — nein, darauf laß ich mich nicht ein; wenn ich treu sein soll, müssen Sie's auch sein.

Olten: Mädchen, Mädchen, abrechnen, jetzt in diesem Augenblick — ist dir das möglich?

Lene: Ich lasse mich mit keinem ein, der mir die Treu nicht verspricht; mit einem Bräutigam steht man ganz anders da.

Olten: Pfui, Mädchen, pfui, wie redest du! Ich habe in dir eine urwüchsige Natur vermutet, ein warmherziges Mädchen aus dem Volk, das nicht rechnet, nicht diesen gemeinen Eigennutz kennt, wie er den Mädchen anderer Stände eingetrichtert wird. Eine schöne Enttäuschung! Dein leuchtendes Haar, das wie eine Krone dein Haupt ziert und dir das Aussehen einer Märchenprinzessin gibt — Lüge — Lüge.

Lene (verwirrt, beschämt und zugleich unendlich geschmeichelt): Großmutter hat mir's so eingeprägt —

Olten: Da haben wir's! Die alte Geschichte; man sollte nie auf alte Menschen hören; mir reden sie lang gut. Wir sollen gebrechlich sein, weil sie gebrechlich sind, ein abgedorrter Stamm, der es einem grünen Zweig verübelt, daß er blühen will. Ist das nicht lächerlich?

Lene (an seinem Mund hängend): Ja, sehr.

Olten: Sieh' mich an, so sieht einer aus, der auf seinen eigenen jungen Füßen steht; die Jugend ist der wahren Weisheit voll, der Weisheit aus frisch treibendem Blute, dem Urquell aller Daseinslust. Verstehst du mich?

Lene (zögernd): Ja — (sich plötzlich unterbrechend) nein, lügen tu ich nicht — so recht weiß ich nicht, was Sie meinen —

Olten: O doch, deine Sehnsucht ist deine Weisheit; du verstehst mich vollkommen, Mädchen, denn du fühlst, wir beide haben gemeinsam ein Glück zu heben.

Lene (rasch): Ich weiß nur — neulich — Sie gingen mit zwei Damen und kannten mich nicht —

Olten: Kind, ich werde doch dein, mein Geheimnis nicht vor profanen Augen verraten! Nie werde ich dich kennen, wenn ich mit Andern gehe. Merke dir das! Dieses heiligste Empfinden — keiner soll mir da hinein reden — niemand soll ahnen, was in mir, was in dir vorgeht. — Kommst du mit?

Lene: Dann sieht man uns ja —

Olten: Die Droschke wartet — wir fahren weit hinaus —

Lene (kämpfend): Nein — nein — es geht doch nicht — ich darf nicht —

Olten (zu ihren Füßen): Und wenn ich dir sage, wenn ich dir schwöre — ich kann nicht ohne dich leben — ich liebe dich — ich bin wahnsinnig vor Liebe. — Sieh wie du erschrickst — wie du bebst! Wie schön, dies Erschrecken — Mädchen, so fängt das Glück an —

Lene (verwirrt, atemlos): O wie Sie nur sprechen —

Olten: Es ist die Sprache der Liebe — komm mit mir —

(Lene, wie im Traume holt Hut und Regenschirm.)

Olten (lachend): Kindchen, die Sonne scheint!

Lene: Ach ja, ich dummes Ding — (jauchzt plötzlich laut auf und fliegt in Oltens Arme) die Sprache der Liebe ist schön!

Olten: Auf Händen will ich dich tragen — dienen will ich dir —

Lene: So ein feiner Herr mir dienen —

Olten: Du glaubst mir nicht?

Lene: Alles! Alles! (Er umschlingt sie und führt sie zur Türe.)

Kattel (tritt auf): Schau daher — Besuch, ein feiner Herr Student. Also das ist die Kameradin —

Lene (trotzig): Nein, Großmutter, ich hab nicht gewußt, daß der Herr Olten kommt — ich —

Olden: Pardon, ich bin der Schuldige, ich habe sie überrascht —

Kattel: Eine nette Überraschung, und jetzt —

Olten: Jetzt wollen wir einen Spaziergang machen, liebe Frau —

Kattel: Also spazieren wollen die Herrschaften gehen?

Olten: Ein wenig vor's Tor, Frau —

Kattel: Kattel.

Lene (sehr erregt, ängstlich, ungeduldig): Ich hab' noch nie die Bäume blühen sehen — ich will auch einmal etwas vom Leben haben —

Olten (zu Lene): Nur ruhig, wir werden spazieren gehen — (zu Kattel) Ich hoffe, Sie sind so vernünftig, Ihrer Enkelin die unschuldige Freude zu gönnen?

Kattel (lachend): O ja, vernünftig bin ich. — Was hülfe es denn, wenn ich sie hielte? Ob sie jetzt mit Ihnen geht oder ein andres mal — das ist ganz egal.

Olten (ihr auf die Schulter schlagend): Wirklich, Sie sind die vernünftigste alte Frau, die ich kenne.

Kattel: Schönen Dank für's Kompliment.

Lene (halb trotzig und voll Angst): Ich hätt' mich auch nicht zurückhalten lassen — ich bin kein Kind mehr — die Augen sind mir aufgegangen —

Kattel: Zu sind sie dir gegangen —

Lene (sich überstürzend): Nein, o nein — es ist eine alte Geschichte — ja wohl, der dürre Ast ist halt neidisch auf den grünen, weil er blühen will — das ist's —

Kattel (lachend): Richtig, das wird's wohl sein! Wo hast du denn die Weisheit her? Freilich, so ein studierter Herr, da kann man was lernen. Möcht ganz gern auch noch was lernen, junger Herr —

Olten: Liebe Frau Kattel, wir werden uns noch öfter sehen —

Kattel: Ach so — so so —

Olten: Jetzt aber —

Lene (in höchster Aufregung): Jetzt gehen wir —

Kattel (ihnen in den Weg tretend): Ich möcht' mich noch ein wenig mit Ihnen unterhalten, junger Herr. — Wenn man alt ist, muß man nichts aufschieben. Ich kenn' Sie ja gar nicht. Und da kommen Sie nur so herein und wollen mir das Mädel wegnehmen! Ich find' das nicht anständig, nehmen Sie mir's nicht übel. Das Mädel wär's wert, daß man sich ein Bissel um's disputieren tät. Setzen Sie sich, Herr Student, ich komme Ihnen gern entgegen; wer's letzte Wort behält, der soll im Recht sein. So wahr ich da steh, ich selber mach' ihnen die Tür auf, wenn Sie mich übertrumpfen. Ich mach Sie Ihnen auf!

Olten: Topp! Das läßt sich hören, Sie machen uns die Türe auf —

Kattel: Ich mach sie auf — (ihm die Hand reichend).

Lene (höchst erregt zu Olten): Sie wird reden und reden und wir kommen nie fort —

Olten: Kindchen, ich soll mit der Alten nicht fertig werden! (Er schwingt sich auf den Tisch und baumelt mit den Beinen und zündet sich eine Cigarrette an; zu Kattel) Sie erlauben doch?

Kattel: Ich hab keinem Menschen 's Rauchen zu verbieten. (Geht langsam nach vorne, legt Haube und Jacke ab und setzt sich auf die Treppe.)

Olten: Also, meine liebe Frau Kattel, machen wir's kurz. Ihre Meinung ist, die Jugend soll sich einschließen, brav zuwarten, bis so ein jämmerlicher Spießbürger kommt und dies junge Leben —

Lene: Zehnmal lieber sterben!

Kattel: Jämmerlich ist nur der, der mit einem Mädel anbandelt und nichts ist und nichts kann.

Olten: Hat am Ende die Frau Großmutter einen in Sicht?

Kattel: Ja wohl, junger Herr, einen, der ein schönes Geschäft hat und ein Herz wie Gold.

Olten: Damit kann ich auch aufwarten:

„Sonnenvoll ist mein Gemüt,
Eine grüne Wiese,
Drauf es singt und springt und blüht
Wie im Paradiese."

Kattel (herzlich lachend): Daß Sie ein Springinsfeld sind, brauchen Sie mir nicht zu sagen.

Olten: Sie lachen, Gottlob, also muß die Jugend bei Ihnen nicht grämlich dreinsehen?

Kattel: Bewahr. Aber der Herr Berberich will die Lene heiraten. Was wollen Sie denn, junger Herr?

Olten: Ich — was ich will — ich bin jung und die Lene ist auch jung —. Wissen Sie, was jung sein heißt?

Kattel: Bin's auch einmal gewesen, hab's nicht vergessen.

Olten: Nun also — was wollen wir denn? einen Spaziergang machen, uns unsres Daseins freuen. Ist das Sünde? Wenn man denn schon alt werden muß, will man sich wenigstens sagen können: ich habe mein Dasein genossen.

Kattel: Da haben Sie Recht — als Mannsbild ganz recht; da beißt keine Maus den Faden ab.

Olten (aufspringend, ihr die Hand schüttelnd): Ob Sie keine vernünftige Frau sind — (Lene bei der Hand nehmend) Sie hat es ja selbst gesagt, ich habe recht —

Kattel: Das heißt — so ganz bin ich noch nicht fertig —

Lene: Großmutter, laß mich los — gib mich frei — nur dies eine mal — ich will ja doch nur die Bäume blühen sehen —

Olten: Begreifen Sie denn gar nicht —

Kattel: Alles begreif ich, hab's ja akkurat so erlebt —

Olten: Nun also, wenn Sie das Glück kennen, dürfen Sie es uns vorenthalten?

Kattel: Ich kenn halt auch's End vom Lied; 's Mädel bleibt sitzen —

Olten: Ist es nicht schon hundertmal dagewesen, daß aus einer Studentenliebe eine Ehe geworden ist?

Kattel: Ist freilich schon dagewesen, aber es ist noch viel öfter nicht dagewesen. Der Herr Verberich hat mich zum Spazierengehen mit eingeladen; Sie nicht, Sie nicht, junger Herr.

Olten: Frau Kattel, Ihr Mißtrauen ist beleidigend —

Kattel: Haben Sie eine Schwester?

Olten: Das gehört doch nicht hierher —

Kattel: Ich mein' nur, wenn nun so einer käm — gerad so ein flotter junger Herr wie Sie — und wollt mit ihr spazieren gehen —

Olten (unbesonnen): Das ist doch ganz was andres!

Kattel: Hörst du's, Lene, das ist was andres — bei einem feinen Fräulein ist das was andres —

Lene: Und wenn auch — ich laß mich nicht von meinem Glück abbringen —

Kattel: Glück! Glück! und immer Glück! Glück ist ganz was andres.

Olten: Alte Frau, Sie wollen uns lehren, was Glück ist?

Kattel: Ja, denn ich hab's in der Näh' gesehen.

Olten: Trug's eine Uniform oder ging's in Zivil?

Lene (erschreckt): O — nicht so —

Olten: Wenn die Frau Großmutter das Glück kennt, so hat sie auch ein Erlebnis gehabt —

Kattel: Ei ja, ich hab' mein Erlebnis gehabt. Wohl! Wohl! Wer hat denn keines gehabt? was hört man nicht, wenn man in den Häusern herumkommt!

Olten: Auf Geschichten erzählen lasse ich mich nicht ein .... Schluß! Frau Kattel! Definitiv!

Kattel: Nur nichts übereilen; das Schicksal ist wie ein großes Wasser; plumps liegt man drin und kann nicht mehr 'raus —

Olten: Ich bin ein vortrefflicher Schwimmer.

Kattel (lachend): Das Sie wieder rauskommen, daß glaub' ich Ihnen gern — aber 's Mädel —

Lene: Dafür laß mich sorgen —

Kattel: Weißt du, was es heißt, sich mit einem Klotz am Fuß durch's Leben schlagen? Ich weiß es.

Olten (ungeduldig): Sie haben ein hohes Alter erreicht, liebe Frau, und scheinen sich einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen —

Kattel (lachend): Ja, die war immer gut, nur am Leumund hat's ein wenig gefehlt — erst hat sich die Tochter für die ledige Mutter 'rumschlagen müssen — dann die —

Lene (furchtbar gepeinigt): Ach Großmutter laß doch das Vergangene — wer denkt noch dran —

Kattel: Ich — ich denk noch dran — es ist nicht so leicht, wieder zu Ehren zu kommen — so was vergißt sich nicht; vielleicht hätt' ich den rechten Weg auch gar nicht gefunden — da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen —

Olten: Wollen Sie mich zum Besten haben — Wir zwei sind einig — da hilft kein Schwatzen — ich kann ja gehen jetzt, aber —

Kattel: Ich weiß — Ich weiß — wenn zwei einig sind, da beißt keine Maus den Faden ab. Aber Warten kühlt's Blut. Was hab ich doch gleich sagen wollen — wo bin ich denn stehen geblieben? Ja, richtig — das Kind — wie die Lene allein stand — Sie stammt von braven Eltern, von braven Eltern, Herr Student, der Kern ist gut, aber der Kern tut's nicht allein, 's Exempel gehört dazu; mir hat's am Exempel gefehlt. Hat mich keiner denken lernen, hab's allein lernen müssen, unter blutigen Tränen lernen müssen — (zu Lene) Hab ich dir nicht alle Tage gesagt: denk! Wer nicht denkt, geht irr — Wenn ich ein studierter Herr bin und hab' hundert Schränk' voll Bücher im Kopf und weiß die Geographie mit samt den feinsten Wissenschaften am Schnürle und 's fallt mir nicht ein: mach ich ein Mädel unglücklich, verpfusch ich ein Menschenleben — und vielleicht ein zweites noch dazu —

Olten: Erlauben Sie, Verehrteste, Sie vergessen ganz und gar, die Mädchen, die lieben Mädchen, die wollen das so —

Kattel (tief erschreckt): Ist sie Ihnen nachgelaufen — (Lene von sich stoßend) dann fort mit Schaden —

Lene (empört): Großmutter!

Olten: Im Gegenteil, sie hat mich sogar sitzen lassen.

Kattel: Und da sind Sie hergekommen, sind hergekommen und haben ihr mit Ihrem gebildeten Gewäsch den Kopf verdreht — das war schlecht von Ihnen —

Lene: Großmutter, du sollst nicht so zu ihm reden — ich ertrags nicht —

Kattel: Ja, ja, so ein armes Ding ist keine Bildsäul' — so ein armes Ding hat Blut (bitter lachend). Und wie so einer reden kann — auf den Knien wird gerutscht, wenn's nicht anders geht — und geflennt und gejammert und getan — gleich sterben wollen sie —

Olten: Frau Kattel, verwünschen Sie wirklich das Glück, das Sie einst genossen? Verwünschen Sie geliebt zu haben? Die Hand aufs Herz, alte Frau!

Kattel (legt wie in tiefen Gedanken die Hand aufs Herz): Geschüttelt hat mich's bis in die Fingerspitzen, wenn ich seinen Tritt gehört — umbringen hätt' ich einen jeden können, der mir auch nur für eine Stunde mein Glück hätt' rauben wollen — Was Sie Glück nennen, junger Herr, ich kenn's, ich hab's gekostet — bis auf die Neige —

Olten: Öffnen Sie — öffnen Sie, alte Frau —

Kattel: Gleich, die Bäum' blühen noch lang da draußen. Ihr seid jung, ich bin morsch. Habt noch ein wenig Geduld mit der Alten.

Lene (gequält, nicht mehr so sicher): Ach Großmutter!

Kattel: Ach Kind, wenn man's halt erlebt hat — wenn man so genau weiß wie's kommt! Einer macht's ja wie der andre; sie ruhen alle nicht, bis so ein junges dummes Ding sein ganzes warmes Herz hingibt — hingibt und alles glaubt — alles begreiflich findet — auch daß sie der junge Herr auf der Gass', wenn er mit seinen Leuten geht, nicht kennen darf — (lachend) Beileibe nicht — Entweihung nennen sie das, niemand soll um das zarte Geheimnis wissen, um Gotteswillen nicht — (lacht laut) Entweihung —

Lene (tief erschrocken): Aber das ist ja — das ist ja ganz so —

Kattel (immer lachend): Und jede glaubt's — hab's auch geglaubt; hab' gehorsam die Augen niedergeschlagen, wenn ich ihn mit seinen feinen Leuten hab' daherkommen sehen — Und war ihm treu — das hat er auch verlangt — jawohl, keinen andern ansehen — an keinen andern denken — mit Umbringen hat er mir gedroht —

Lene (ganz verwirrt): Gott im Himmel —

Olten: So laß dir doch nichts in den Kopf setzen —

Kattel: Und eines Tages war der Rausch zu End! (bitter auflachend, dann tiefernst) Bin fast zusammengebrochen — hab's fast nicht erschleppen können —

Lene (in höchster Erregung): Und so wär's — so wär's bei allen —

Olten: Unsinn!

Lene (ausbrechend): Sie wollten von Treue nichts wissen — ich sollt' an keinen andern denken — auf der Gass' wollten Sie mich nicht kennen —

Kattel: Ja — ja —

Lene (tief verwirrt): Ich — ich weiß nicht — ach Gott — ich weiß nicht —

Olten: Glaube deinem Herzen, das für mich spricht, deinem jungen, lebendigen Herzen —

Kattel: Das — von meiner Tochter hab' ich noch sagen wollen —

Olten (etwas unsicher): Was geht mich Ihre Tochter an —

Kattel: Wie sie damals ihr Kind bekam — die Lene — es war eine merkwürdige Stund — Kappenmacher war er, der Mann — Als ich der jungen Mutter das Kleine in die Arme legte und der Mann kam — ich hör' noch das Tick Tack der Uhr — so still war's — das Wort blieb mir im Mund stecken, ich konnt' nicht reden —. Ich sah da plötzlich ein Glück, von dem ich nichts gewußt — sah die beiden wortkargen Menschen weinen — schluchzen — sich die Hände drücken: Unser Kind — ein gesundes Kind — er lief davon — er mußt' es gleich verkünden — jedem zuschreien — Ja, so ein Glück — das war ein Glück — Ach Gott, war das so schön — (Plötzlich in völlig anderem, beinahe heiserem Ton, aber ohne jedes Pathos) Das war freilich anders damals in der kleinen Dachkammer — allein, verlassen — mich in Schmerzen windend — Ich — drückte mein Kind nicht an's Herz — ich weinte keine Freudentränen — in den Händen zuckte mir's, dem zappelnden Wesen, das meine Schmach hinausschrie, den Hals umzudrehen — (Sich groß erhebend, zur Türe gehend, die sie weit öffnet.) Ich hab's gesagt, ich mach' sie euch selber auf — Aber das nimm mit auf den Weg — der Taumel, dem du jetzt nachjagst, der kurze Rausch bringt dich um das höchste Glück deines Lebens — um das Mutterglück — So. Haben Sie noch was zu sagen, junger Herr? Ich bin fertig; dies war mein letztes Wort. (Tiefe Stille.)

(Kattel schleicht sich tief gebeugt zur Treppe hin, auf die sie niedersinkt.)

(Lene hat zitternd, das Gesicht in die Hände bergend, in tiefstem Seelenkampfe Kattels Worte angehört.)

(Olten, ebenfalls erschüttert, will's nicht Wort haben, will sprechen, streckt endlich mit einem zögernden Blick Lene die Hand hin.)

Lene (stößt diese wie plötzlich erwachend zurück, wirft den Hut weit von sich, schreit laut auf): Großmutter! (stürzt sich auf sie und birgt schluchzend das Gesicht in ihren Schoß).

(Olten leise ab.)

Kattel (nickt vor sich hin, Lene mit zitternder Hand das Haar streichelnd): Ich hab's gewußt, der Kern ist gut.

Der Vorhang fällt.

Mai.

Daß er die ſchlummernde koſend erwecke,
Hat ſich der Lichtgott der Erde genaht;
Unter der eiſig ſtarrenden Decke
Sprießt ſchon im Triebe die grünende Saat.
Jetzt noch gefangen, einſt biſt du frei!
Aus iſt der Winter, nah iſt der Mai.

Und wo jetzt kahl noch die Schollen gebreitet,
Wogt bald das reifende Ährengold;
Was heut der Sämann ſorgend bereitet,
Lohnt ihm der Sommer mit fürſtlichem Sold.
Schreite nur wacker, ſchaffe nur treu!
Hart iſt der Winter, gütig der Mai.

Sieh, wie am Baume die Knoſpen ſich drängen,
Noch ſind die Sänger fern ſeinem Dach.
Bald doch im Laube mit buhlenden Klängen
Ruft dem Gefährten der Nachtigall Schlag.
Frühling iſt worden; alles wird neu!
Alt iſt der Winter, jung iſt der Mai.

* * *

Todesſehnen.

Wie wohl wird's tun,
Wenn ich, vom wüſten Lärmen
Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's tun!

Mein Feind mag ruhig mir zu Häupten ſchreiten,
Mag lachend weiſen auf den Leichenſtein,
Was kann's am kühlen Orte mir bedeuten,
Denn mir iſt wohl; ich bin allein.

Der Tag beſcheint die Welt wie vor Aeonen,
Sie blüht in ſeinem Licht zu neuer Pracht.
Mich lockt er nicht, nicht würde ſichs verlohnen.
Laßt ſchlummern mich! Ich liebe meine Nacht. —

Wie wohl wird's tun!
Der Abend ſank hernieder,
An ſeinem Buſen kann ich ewig ruhn.
Nie wieder heben ſich die müden Lider,
Wie wohl wird's tun!

Aus: „Erntezeit". Nachgelaſſene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Wilhelm von Polenz.

Von

Adolf Bartels.

Wenn man unseren Radikalen Glauben schenken wollte, so wäre es mit der Bedeutung des deutschen Adels längst vorbei, und zumal der ostelbische Junker hätte sich nach und nach völlig zu einem nationalen Schädling ausgewachsen. Zwar ein bißchen mahnt doch der Umstand zur Vorsicht, daß der Einiger des Reiches, Bismarck, dem man doch einige staatsmännische Größe nicht absprechen kann, ein Junker war, und daß auch die siegreichen Feldherren der letzten deutschen Kriege meist alten adeligen Familien entstammten. Um so kategorischer behauptet man dann aber, daß auf dem Gebiete geistigen Lebens der Adel keine Rolle mehr spiele, daß er reaktionär in jeder Beziehung, geistig zurückgeblieben, rein materiellen Interessen hingegeben sei. Ein Blick in die Literaturgeschichte könnte die radikalen Adelsfeinde freilich eines Besseren belehren, aber den schenkt man sich eben, wie in allen Fällen die genauere Prüfung, wo es sich um brauchbare Unwahrheiten handelt. Nichts ist gewisser, das wollen wir doch einmal feststellen, als daß der deutsche Adel bis auf diesen Tag wenigstens in der deutschen Dichtung (wahrscheinlich aber auch in den anderen Künsten und in der Wissenschaft) seinen Mann gestanden und genau das geleistet hat, was er zu leisten hatte. Seit den Tagen Luthers, an dessen Seite ja Ulrich von Hutten steht, ist keine geistige Bewegung durch Deutschland gegangen, keine Dichterschule aufgetaucht, an der der Adel nicht bald mehr, bald weniger Anteil gehabt hätte. Eine flüchtige Übersicht mag es beweisen. Da haben wir im sinkenden Reformationszeitalter den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig als Hauptvertreter des Dramas, aus dem Schlesien Martin Opitzens wächst der überhaupt bedeutendste deutsche Epigrammatiker Friedrich von Logau hervor, und der größte katholische geistliche Dichter der Zeit, Friedrich von Spee, ist ein rheinischer Graf. Auch die beiden volkstümlichsten Talente des 17. Jahrhunderts, Moscherosch und Grimmelshausen, entstammen adeligen Familien. Auf den Adel der Häupter der zweiten

schlesischen Schule, Hoffmanns von Hoffmannswaldau und Lohensteins wollen wir nicht allzuviel geben, aber wiederum sind Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Heinrich Anselm von Ziegler und Klip-hausen, der Verfasser der „Asiatischen Banise", zweifellose Aristokraten. Die Dichtung des 18. Jahrhunderts, zunächst französierend, leitet der Brandenburgische Freiherr von Canitz ein, Hagedorn und Haller sind adelige städtische Patrizier, den Leipziger und Hallischen Dichtern stehen Kleist, Cronegk und Brawe nahe, Wielandianer ist der Freiherr von Thümmel, Klopstockianer Gerstenberg, der aber auch dem Sturm und Drang angehört. Unter den Hainbund-Dichtern finden wir die beiden Stolbergs, auch Göckingk hat Beziehungen zu jenen. Als Begründer des deutschen bürger-lichen Schauspiels gilt der Freiherr von Gemmingen, Hippel und Knigge sind beliebte Romanciers der ersten klassischen Zeit, mit Goethe und Schiller verkehrten Knebel und Amalie von Imhof, der Schweizer Salis überragt unbedingt seinen pseudoklassischen Genossen Matthisson, und die Decadence von 1806 vertritt ausgezeichnet Julius von Voß. Die beiden Humboldts dann sollen hier doch auch erwähnt werden. Eine ganz un-gewöhnlich hohe Zahl von adeligen Dichtern weist die Romantik auf: Hardenberg-Novalis, Kleist, Arnim, Fouqué, Chamisso, Eichendorf ge-hören zumteil zu den noch jetzt mit ihren Werken lebenden Dichtern, Kleist ist sogar für uns nach und nach zu einem ganz Großen empor-gewachsen. Unter den Dichtern der Befreiungskriege vertritt Schencken-dorf den Adel, der schwächlichen Restaurationspoesie dienen Houwald, Auffenberg und Tromlitz (von Witzleben). Wiederum sind unter den Österreichern die Adeligen sehr häufig: Zedlitz, A. Grün (Graf Auers-perg), Lenau, Halm (Graf Münch-Bellinghausen), Feuchtersleben, Gilm sind allbekannte Namen. Zu den Schwaben stellt sich Graf Alexander von Württemberg, dem älteren Berliner Dichterkreise der Kugler usw. gehört Gaudy an, Immermann und seinen Düsseldorfer Kreisen steht Uchtritz nahe. Platen bleibt unter allen Umständen einer der einfluß-reichsten Dichter des neunzehnten Jahrhunderts; dichterisch hoch über ihm steht freilich die Westfälin Annette von Droste-Hülshoff, mit der der deutsche Realismus beginnt. Dem jungen Deutschland rechnet man die aristo-kratischen Schriftsteller Fürst Pückler-Muskau, Gräfin Ida Hahn-Hahn und A. von Sternberg hinzu, unter den Freiheitspoeten der dreißiger bis fünfziger Jahre sind Friedrich von Sallet und Max Waldau (Spiller von Hauenschild) nicht zu vergessen, unter den beliebten Erzählern der fünfziger Jahre finden wir Karl von Holtei und Gustav vom See (Struensee). Viktor von Strauß, Moritz Graf Strachwitz, Oskar von Redwitz und

Gustav zu Putlitz stehen in der Neuromantik, die zu den Münchenern überleitet, unter denen wir dann Graf Schack finden. Prinz Schönaich-Carolath kann als Nachzügler dieser Richtung aufgefaßt werden. Große realistische Erzählertalente der neueren Zeit sind Luise von François und Marie von Ebner-Eschenbach. Von den neueren Österreichern seien außerdem noch Ferdinand von Saar und Stephan Milow (von Millenkowicz) genannt. In neuester Zeit haben Ernst von Wildenbruch und Detlev von Liliencron fast herrschende Stellungen erlangt, und wenn wir auch Unterhaltungsschriftstellern wie Alexander von Roberts, Karl von Perfall, Ernst von Wolzogen keine besondere Bedeutung beilegen wollen, so sind doch Georg von Ompteda und besonders Wilhelm von Polenz Erscheinungen, die nicht bloß in der Gegenwart sehr stark wirken, sondern denen auch eine Zukunft zuzusprechen ist. Man sieht, der deutsche Adel hat immerhin einige Ursache, auf seine Vertretung in der deutschen Dichtung stolz zu sein; daß die einzelnen Vertreter nicht etwa hinter ihrer Zeit zurück und, wie etwa Fouqué oder Strachwitz, bloße Verkünder der Herrlichkeit des Mittelalters waren, beweisen Namen wie Platen, A. Grün, Max Waldau, auch die François und die Ebner-Eschenbach, beweist endlich auch der zuletzt genannte Wilhelm von Polenz, mit dem wir uns, für die lange Einleitung um Entschuldigung bittend, jetzt näher beschäftigen wollen.

Es sind ihm, als er am 13. November des vorigen Jahres unerwartet und noch verhältnismäßig jung starb, sehr warme Nachrufe zu teil geworden, ja, auch bei seinen Lebzeiten hat er sich großer Anerkennung erfreut, da es doch gewiß kein geringes Lob war, wie es ihm öfter geschehen, mit Gustav Freytag verglichen zu werden. Doch scheint mir seine ganz besondere Bedeutung, das Typische seiner Erscheinung und seiner Entwicklung, bisher noch nicht hinreichend festgestellt, man hat in ihm wesentlich immer nur den gehaltvollen Unterhaltungsschriftsteller gesehen, es zwar nach Gebühr gelobt, daß er die Probleme unserer Zeit anpacke, aber dann weiter getan, als sei er ein „moderner Mensch" wie andere auch — die wirklichen Konsequenzen aus seinen Büchern hat man nie gezogen. Sie haben ja ganz leidliche Erfolge gehabt, aber was bedeuten beispielsweise die vier Auflagen des „Büttnerbauern" gegen den Erfolg des „Jörn Uhl"? Und doch ist zweifellos ersterer der Bauernroman unserer Zeit und nicht letzterer.

Im allgemeinen gilt Polenz als ein Hauptvertreter der Heimatkunst — ich selber habe ihn stets als solchen hingestellt, und auch die, die das Wort hassen, wußten doch bei seinem Tode keine bessere Be-

zeichnung für seine Werke zu finden, als „edelste Heimatkunst". Ganz gewiß reicht der Ausdruck Heimatkünstler für Polenz, aber dann darf man freilich die Heimatkunst nicht so eng fassen, wie es ihre Gegner getan haben, dann muß man wissen, daß jede deutsche Dichterheimat ein wichtiges Stück deutschen Landes ist, daß deutsches Volkstum aus ihrem Boden Kraft saugt und alle guten und bösen Geister der Zeit durch ihr Leben hindurch gehen.

Wilhelm von Polenz war Oberlausitzer, am 14. Januar 1861 zu Schloß Obercunewalde in der sächsischen Oberlausitz geboren. Sein Vater war Kammerherr und Klostervogt. Wilhelm von Polenz hatte eine ältere Schwester, die auch literarisch hervorgetreten ist; diese berichtet von sich, daß sie zuerst wendisch, dann französisch und zuletzt deutsch gelernt habe — vielleicht ist dieser Zug auch für die Jugend ihres Bruders zu verwerten. Er besuchte später das Vitzthumsche Gymnasium zu Dresden und genügte seiner Militärpflicht bei den Husaren in Großenhain, wo Moritz von Egidy sein Rittmeister und Ompteda sein Kamerad war. Darauf studierte er in Breslau, Berlin und Leipzig die Rechte, ward Referendar, schied aber aus dem Justizdienst wieder aus und studierte nochmals, Geschichte in Berlin und Freiburg. Dann hat er sich ein Rittergut gekauft und später das väterliche Stammschloß Obercunewalde geerbt. Den Winter verlebte er in früheren Jahren gewöhnlich in Berlin. Jedenfalls hat er stets Beziehungen zu den Vertretern der modernen Literatur unterhalten, ein gut Teil der ganzen Bewegung sogar direkt miterlebt, aber er stand nicht bloß in der Literatur, er stand im Leben, wenn natürlich auch seine Anfänge, wie die fast aller Dichter, ihre rein literarische Herkunft nicht verleugnen können.

Sein erstes Werk ist ein zweibändiger Roman, „Sühne" betitelt; er trägt die Jahreszahl 1890. Es ist ein Ehebruchroman, aber kein pikanter. Der Verfasser tut vielmehr dar, „wohin im allgemeinen das Abweichen von der Sitte führt, wohin der Mensch gelangt, wenn er sich gegen urewige Satzungen auflehnt". Darin ist das Werk schon ein echter Polenz, aber freilich gehört es als Ganzes jener realistischen Übergangsliteratur an, die darauf ausging, den deutschen Roman durch die Behandlung problematischer Verhältnisse zu reformieren, jener heute schon etwas überwundenen Literatur, die namentlich aristokratische Autoren wie Alexander von Roberts, Karl von Perfall und Ernst von Wolzogen (der frühere) vertraten, und der auch Ompteda dann vielfach gedient hat. Die Presse nahm das Werk sehr günstig auf, man lobte die Komposition, die stoffliche Reichhaltigkeit, die Einfachheit und Wahrheit, vor allem

auch der Sprache, und prophezeite dem Dichter eine bedeutende Zukunft. Freilich, das nächste Werk, die „Studie“ oder sagen wir die Novelle „Die Versuchung“, zeigte Polenz der bedenklichen Moderne sehr viel näher, man wird in der Tat an gewisse freie Skizzen beispielsweise Omptedas erinnert. Der „Fall“ eines tüchtigen, bis dahin unschuldigen Studenten der Theologie in dem Sündenbabel Berlin ist zwar nicht gerade frivol dargestellt, jedoch auch nicht mit dem nötigen Ernst, wie es die Phrase „Köstlich sind nun die Seelenkämpfe des Armen geschildert“ in der Kritik der „Vossischen Zeitung“ wohl hinreichend dartat. Immerhin ist die Lebensbeobachtung an dem Werke zu loben, und bis zu einem gewissen Grade hat ja die Satire gegen die konventionelle Moral Berechtigung. Der „Versuchung“ folgten zwei dramatische Dichtungen, über die wir später reden werden, und darauf eine weitere Novelle „Unschuld“; dann erschien im Jahre 1893 der zweibändige Roman „Der Pfarrer von Breitendorf“ und damit betrat der Dichter nicht bloß den Boden seiner Heimat, sondern auch sein eigenstes Gebiet: das der lebenswahren Darstellung deutscher Standesverhältnisse.

Der „Pfarrer von Breitendorf“ ist ein Pastorenroman, und man hat es ihm sofort zugestanden, daß er die evangelische Geistlichkeit in ihrem besonderen Berufsleben und in einer Reihe von typischen Gestalten vorführt. Freilich, er ist doch wieder mehr als ein Standesroman: in seinem Mittelpunkte steht, durchaus eingehend und abgeschlossen geschildert, die religiöse Entwicklung eines einzelnen „Helden“, des Pastors Gerland; weiter gruppiert sich um diesen so ziemlich das Gesamtleben eines lausitzischen, oder genauer wohl, schlesisch-lausitzischen Dorfes, das wieder für ein breiteres Volkstum charakteristisch ist. Bestimmt gesagt, haben wir also einen Entwicklungs-, Standes- und Heimatsroman, und so kann man auch noch die nächsten Romane des Dichters bezeichnen. Die Kritik im Jahre 1893 sah in dem „Pfarrer von Breitendorf“ freilich vor allen Dingen einen Tendenzroman, der für das Recht einer freien Religionsauffassung in die Schranken trete, ja, sie nannte das Buch geradezu eine religiöse Streitschrift. Jedenfalls war diese Auffassung immer noch würdiger als eine andere, die beispielsweise in der „Nation“ folgendermaßen Ausdruck gewann: „Der Roman ist spannend und stellenweise fortreißend, weil hier zum ersten Male von einem modernen Menschen die geistlichen protestantischen Herren unter sich dargestellt sind. Die Typen dieser Pastoren und ihrer Frauen und Witwen sind einfach köstlich. Und am lustigsten wirkt es dabei, daß der Verfasser bei offenbar gründlicher Sachkenntnis gar nicht daran dachte, eine Satire zu schreiben.“ Was

mag der Dichter zu solchen Kritiken gesagt haben, die von dem bittern Ernst des Werkes auch nicht die geringste Ahnung hatten? Es ist Moritz von Egidy, dem ehemaligen Rittmeister Polenz', „in dankbarer Verehrung" gewidmet, Egidy, der damals soeben seine „Ernsten Gedanken" und sein „Ernstes Wollen" herausgegeben hatte und in einer, wie es schien, aussichtsvollen Bewegung stand. Wir haben sie nun längst scheitern sehen, aber Polenz' Roman hat darum nichts von seiner Bedeutung verloren, eben weil er aus dem Tiefsten geboren ist. Und er ist nicht, wie man ehedem glaubte, bloß freigeistig oder gar kirchlich-liberal, er ist positiv religiös, Polenz will Gottesglauben und Christentum, aber er will sie in Verbindung mit der Würde des Menschen, von den historischen Schlacken und vor allem von der modernen Engherzigkeit und Schlaffheit gelöst. Der Prediger ist Polenz vor allem auch der Träger des sozialen Gedankens, aber auch hier zeigt er sich durchaus als praktischer und positiver Geist; moderne Duselei findet sich bei ihm kaum, und sowohl die Verkommenheit eines Teiles des Volkes wie die bösartige Verbohrtheit des Radikalismus werden schon hier gekennzeichnet. Es gehörte wirklich die ganze Blindheit unserer „Intellektuellen" dazu, Polenz für einen der Ihrigen zu halten. Im übrigen ist der Roman keineswegs düster und pessimistisch, der durchaus liebenswürdige Held hebt uns jederzeit wieder in freiere Regionen empor. Die Verbindung seines Seelenlebens mit dem der Natur ist prächtig gelungen — in keinem andern Werke Polenz' finde ich so frische und prägnante Naturschilderungen —, die Psychologie ist außerordentlich reich, wenn auch nicht überall gleich tief, namentlich aus dem Volksleben sind oft wundervolle Sachen heraufgeholt und durch sprachliche Wendungen, die geradezu Hauptmannsche Treue besitzen, festgelegt. Kurz und gut, das Werk ist nicht nur bedeutsam für unsere Zeit, sondern wird seines darstellerischen Wertes wegen meines Erachtens sicher noch ein Menschenalter hindurch gelesen werden.

Nach dem „Pfarrer von Breitendorf" veröffentlichte Polenz die Novellen und Gedichte „Karline" (der Titel nach der ersten Erzählung), die an und für sich nicht bedeutend, aber trotzdem eines der interessantesten Bücher unserer neuesten Literatur sind. Sie sind dem „Grünen Deutschland" gewidmet, und zwar so, daß jedes der dreiundzwanzig Stücke einem modernen Dichter oder Schriftsteller, jedesmal dem, in dessen Richtung es am ersten liegt, zugeschrieben ist. So gleicht das Buch in etwas einer Sammlung „nach berühmten Mustern", ist aber keineswegs parodistisch, und man darf auch wohl schwerlich annehmen, daß die einzelnen Stücke bewußt im fremden Stil geschrieben sind, vielmehr glaube ich, daß

das Meiste „untendenziös" entstanden ist und manches zeitlich ziemlich weit zurückliegt. Ich nenne der Merkwürdigkeit halber die Namen der Drei-, oder vielmehr, da ein Gedicht eine allgemeinere Widmung trägt, Zweiundzwanzig: Gerhart Hauptmann, Max Halbe, Bruno Wille, Ernst von Wolzogen, Otto Ernst, Erich Hartleben, Detlev von Liliencron, Otto Julius Bierbaum, Gustav Falke, Friedrich Lange, M. G. Conrad, J. H. Mackay, Heinrich und Julius Hart, Georg von Ompteda, Maria Janitschek, Wolfgang Kirchbach, Johannes Schlaf, Arno Holz, Ferdinand Avenarius, Heinz Tovote, Paul Göhre, Richard Dehmel. Man sieht, eine ziemlich bunte Musterkarte: M. G. Conrad, Friedrich Lange, Paul Göhre! Aber es ist auch manches für Polenz selbst charakteristische in dieser Sammlung; man merkt, daß er keineswegs wahllos alles Moderne bewundert. In einem wahrscheinlich recht weit zurückliegenden Hutten-Gedichte heißt es:

„Dir, Herrlicher, fühl ich verwandtes Streben!
Auch ich entstamme einem edlen Haus.
Mir ward, gleich dir, zur Hand das Schwert gegeben;
Ich aber sah mir andre Waffen aus.
„Es ist, Jahrhundert, Lust in Dir zu leben!"
Ich ruf's, wie du, aus großer Zeit hinaus.
O, Hutten, deine ritterlichen Manen,
Sie winken mir zu sternenhohen Bahnen."

Zu Richard Dehmel heißt es dann:

„Die Freiheit ist in keinem Lande der Welt,
Die Freiheit wohnt im Menschen und heißt Selbstzucht."

und in dem Gedicht an Friedrich Lange endlich:

„In seinen Blicken sah ich's lohen,
Zum Schlag erhoben sah ich drohen
'Nen starken, deutschen Bauernarm.
Nun sieh dich vor, du Dohlenschwarm!"

Damit stehen wir da, wo Polenz' nun hervortretendes Hauptwerk einsetzt.

Es ist „Der Büttnerbauer" (1895). Auch hier haben wir es wieder mit einem Entwicklungs-, Standes- und Heimatroman zu tun. Wenn wir auch von dem Schicksal des Büttnerbauern nur den Ausgang unmittelbar vorgeführt erhalten, so können wir doch aus gelegentlichen Rückblicken des Verfassers genug auch über sein Werden und früheres Leben erfahren, ja selbst der Vater des Büttnerbauern tritt noch in helles Licht. Als Standesroman ist „Der Büttnerbauer" zwar nicht allgemeindeutsch, sondern nur ostelbisch, doch aber von typischer Bedeutung, und wenn die Kreuzzeitung sagt: „Er (Polenz) schildert in dem alten Büttnerbauern den tragischen Untergang des deutschen Bauernstandes, in den

Büttnerschen Söhnen und Töchtern die Proletarisierung der bäuerlichen Nachkommenschaft. Die große Not der Zeit schaut mit verzweifeltem Blicke aus diesen Lebensschicksalen und Zuständen, die der Verfasser wie kein anderer lebender Dichter kennt, begreift und darstellt," so ist das zweifellos im ganzen richtig. Näher noch wird der Inhalt des Romans durch die folgende Ausführung bezeichnet: „Im Hintergrunde stehen die großen wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Gegenwart: die Hypothekensklaverei des Kleinbesitzers, in dessen Hand der Wechsel ein unheilvolles Instrument ist, oder auch dessen Aufsaugung durch den Großgrundbesitz, die Entvölkerung des platten Landes, das Eindringen sozialdemokratischer Anschauungen in die ländliche Bevölkerung, die Sachsengängerei, der Zug nach dem Westen usw." Im großen ganzen wurde der Roman von der ernsten Kritik als soziale Tat empfunden, und er war auch eine, war „ein gellender Notschrei des bedrohten Landes, das sich von dem Schicksal bedroht sieht, von Ausbeutern ausgeraubt zu werden," wenn auch, wie gesagt, nicht das ganze deutsche „Land", sondern zunächst nur die Heimat des Dichters in Frage kommt. Jene Ausbeuter sind in dem Roman Juden, aber ein ehrlicher Mann würde Polenz auf seine Darstellung hin doch nicht des Antisemitismus zeihen dürfen. Denn es ist bei ihm nichts übertrieben, nichts karikiert, was schon daraus hervorgeht, daß die unangenehmsten Personen des Romans doch nicht die Juden, sondern ein dörflicher Wirt und sein Sohn sind. Überhaupt zeigt der Roman, mehr noch als „Der Pfarrer von Breitendorf", die künstlerische Objektivität Polenz', sein Vermögen, die wirklichen Verhältnisse im richtigen Durchschnitt, wahr und gerecht zu schauen, und so ist er auch eine künstlerische Tat; wie es der Kunstwart sofort aussprach, einer der besten Romane der modernen Literatur. Das ist richtig, nirgends steht Polenz Zola näher wie hier, Zola, von dem er viel gelernt, und von dem er die höchste Meinung hatte,*) aber doch ist „Der Büttnerbauer" selbständig aus deutschem Leben erwachsen, ist relativ viel wahrer als des Franzosen „La terre" und zuletzt mit viel stärkerem Herzensanteil geschrieben. So

*) Er schreibt noch in seinem letzten Roman „Wurzellocker": „Balzac hat die feinere Künstlerhand, aber Zola ist doch der größere Kerl. Eine einzigartige Kombination von Gelehrtem, Dichter, Techniker, Pionier, Politiker, Nationalökonom, wie sie nur das neunzehnte Jahrhundert hervorbringen konnte. Cyklop und moderner Baumeister in einer Person. Sein Bau mag in Einzelheiten Roheiten und kahle Flächen aufweisen, als Ganzes ist er riesenhaft. Balzac ist der intimere, der romantischere dabei. Ein Kenner der Sitten und der Gesellschaftsseele, wie es nicht viele gibt." Ich teile diese Ansicht nebenbei bemerkt nicht, sondern halte Balzac unter allen Umständen für bedeutender als Zola.

wird bei dem Deutschen fast eine tragische Wirkung erreicht, während das französische Werk abstößt. Großartig in ihrer Einfachheit und Bestimmtheit ist die Charakteristik des Büttnerbauern selbst, keinen Augenblick verlieren wir die Empfindung, daß er von unserem eigenen Fleisch und Blut ist, daß in dieser Bauernseele deutsches Wesen und leider auch deutsches Schicksal mit einbeschlossen liegt. Außer dem Helden verdienen noch sein Sohn Gustav und dessen Frau Pauline besondere Hervorhebung, aber auch bei den anderen Personen ist nicht bloß schwerlich ein falscher Zug nachzuweisen, sondern man muß positiv von einer Fülle treffender Züge reden. Dazu dann die Reihe ländlicher Situationen, die das bäuerliche Jahresleben ergibt, jede klar herausgestellt, jede auch in die schlichte Naturstimmung getaucht, die vom Bauern zwar nicht bewußt durchkostet, aber doch auch empfunden wird, endlich der mit reifster Kunst, die jedes Zuwenig oder Zuviel vermeidet, gegebene Ausgang — wahrlich, dieser Roman hat an innerer Tüchtigkeit, an dem Leben entwachsener und darum freilich nicht so bequem zu genießender Poesie wenige seinesgleichen in unserer Literatur.

Auf den „Büttnerbauern" folgten zunächst die Novellen „Reinheit" und dann im Jahre 1897 das dritte Hauptwerk Polenz', der zweibändige Roman „Der Grabenhäger." In diesem verläßt der Dichter den engeren Heimatboden, an den ihn der Bauernroman noch so festgebunden gezeigt hatte, doch geht er nicht sehr weit über die Lausitz hinaus, nur etwas nördlich, ins Brandenburger Land, wo der Adel in Masse zusammensitzt und das Plattdeutsche die Volkssprache wird. Besuchsweise kehrt er übrigens auch hier in die Heimat zurück, woher die Heldin des Buches stammt. Dieser Roman „Der Grabenhäger" ist nun der Standesroman des Großgrundbesitzers, des adeligen vornehmlich, und es ist in Deutschland schwerlich ein Buch, das ihn besser, wahrheitsgetreuer schilderte, geschrieben worden, kennt doch vor allem die liberale Literatur nur seine Karikatur. Polenz schont seine Standesgenossen nicht, aber er versteht auch den tüchtigen deutschen Kern in ihnen und glaubt an ihre Zukunft. Wir wollen ihn einen Augenblick selbst reden lassen:

„Es ist Mode geworden, uns als Idioten oder als Raubgesellen darzustellen. — Aber ich will Ihnen sagen, wie dieser Junker der Zukunft aussehen wird, so wie ich ihn träume: Er wird etwas weniger laut und hochfahrend auftreten, als er es jetzt oft zu tun beliebt, er wird haushälterisch umgehen mit seinem Erbe, er wird seine Anlagen, Gaben und Kräfte nicht vergeuden in liederlichem Hasardieren, er wird sich nicht erniedrigen zur schmachvollen Jagd nach dem Mammon. Er wird kein Prahlhans sein und kein Streber, sondern ein schlichter Edelmann, der sich der Arbeit nicht scheut. So wird der Junker leben, nicht abgeschlossen, sondern mitten

drin im Volke und darum nicht minder vornehm. So wird er seines Amtes walten, der Erste in der Gemeinde durch Tüchtigkeit."

Wer da weiß, was gute Rasse bedeutet, wird Polenz' Zukunftsbild nicht für eine Utopie erklären.

Ästhetisch steht „Der Grabenhäger" nicht völlig auf der Höhe des „Büttnerbauern", er ist weniger geschlossen, es fehlt die beherrschende Persönlichkeit; denn der Held ist zwar eine sehr liebenswürdige und im Kern auch tüchtige, aber keineswegs Herz und Nieren packende Gestalt. Besonderer und feiner ist seine Frau, die ich für Polenz' überhaupt gelungenste Frauengestalt halte. Dann sind die Nebenpersonen des Romans, die Großgrundbesitzertypen usw. durchweg ganz prächtig, auch das Gesellschaftliche kommt vortrefflich heraus, sodaß, als Kulturbild gesehen, dieser Roman vielleicht Polenz' bester ist — selbstverständlich, er ist hier unter seinen Standesgenossen. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß auch in diesem Roman wieder das Judentum charakterisiert wird, und zwar sowohl das reine, wie das Mischlingstum. Polenz kannte eben keinen anderen Leitstern beim Schaffen als die Wahrheit; von der Verbitterung aber, der die Gegner des Judentums so leicht verfallen, war er frei. Er hat dann auch in seinem nächsten Roman, in „Thekla Lüdekind", in dem Anwalt Reppiner einen Juden bester Art geschildert. Und in seinem letzten Romane „Wurzellocker" gibt Polenz darauf wieder in dem Literaten Siegfried Silber ein so vortreffliches Charakterbild des literarischen Judentums, zeigt damit so deutlich, wie es deutscher Literatur nur verhängnisvoll sein kann, daß wir an der Objektivität des Dichters nicht zweifeln und seine Zugehörigkeit zu den sogenannten „Intellektuellen" mit vollster innerer Berechtigung bestreiten dürfen.

Mit seinen letzten drei Romanen verläßt Polenz den Boden der Heimatkunst, oder, wie sich eine liberale Zeitung ausdrückte „er sieht in dem engen Rahmen der Heimatkunst, der den höchsten ethischen Zielen nachstrebende Dichter, der er ist, nicht mehr die Grenzen seines Talentes". Nur schade, daß ethische Ziele das Festgewurzeltsein in heimischer Natur und heimischem Menschenleben doch nicht ersetzen können. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die drei späteren Romane Polenz', „Thekla Lüdekind" (1899), „Liebe ist ewig" (1900) und „Wurzellocker" (1902) den „Pfarrer von Breitendorf", den „Büttnerbauern" und den „Grabenhäger" künstlerisch bei weitem nicht erreichen. In dem erstgenannten Roman, in „Thekla Lüdekind", der „Geschichte eines Herzens", wie der Nebentitel lautet, behandelt Polenz die Frauenfrage, aber selbstverständlich nicht in dem engen Sinne, in dem sie heutzutage Gegenstand der

Öffentlichkeit ist, sondern aus vollstem und tiefstem Leben heraus. Des Dichters Standpunkt zeigt die folgende Ausführung:

„Der Einsicht, daß der Gedanke der Frauenbewegung seine tiefe Berechtigung habe, hatte sich Thekla, seit sie damit überhaupt in Berührung gekommen war, nicht entziehen können. Sie sah es, daß die Frauen aller Berufe und Stände, verheiratet oder ledig, ob Jungfrau, Matrone oder Greisin, unter einem schweren Joche lebten. Und die Summe des übrigen Unrechts, das auf der Welt geschieht, schien gering, gehalten gegen die Vergewaltigung unschuldiger Frauen, die bewußt oder unbewußt, täglich und stündlich von dem stärkeren Geschlecht in Worten, Gedanken und Handlungen begangen wird. Das wußte sie. Das Leben hatte sie's gelehrt; Bücher und Zeitungen bedurfte es nicht, um ihr diese allzu offenkundige, traurige Wahrheit zu offenbaren. Tief in ihr lebte der Glaube, daß die Zeit kommen müsse, wo die Befreiung des Weibes aus dem Stande der Erniedrigung erfolgen würde, als etwas Selbstverständliches. — Aber in den Verwünschungen und Brandreden, mit denen diese Frauen um sich warfen, konnte sie nicht die kommende Rettung erblicken. Das waren im besten Falle Zuckungen, Krämpfe, welche das Bestehen einer Krankheit bewiesen, aber noch lange keine Vorboten der Genesung. — In den Schriften für die Frauensache wurde schwere Anklage erhoben gegen die regierenden Gewalten, in letzter Linie immer gegen den schlimmsten Peiniger und Feind des Weibes: den Mann. Mit einem großen Aufwande von Scharfsinn wurde gezeigt, wie die jetzigen Einrichtungen und Gesetze die Frau erniedrigten und ruinierten. Gezeigt wurde auch, wie die Frau in diese Lage geraten sei durch die soziale Entwicklung, für die Befreiung daraus wurde plaidiert. Hundert verschiedene Vorschläge gab es und Rezepte; sie alle sollten unfehlbar das Heil enthalten. — Und doch war nach Theklas Gefühl kein Vorschlag dabei, der an die Wurzel weiblichen Elends herangereicht hätte. — So schnell ließ sich ein Übel nicht kurieren, das im innigsten Zusammenhang stand mit den größten Welträtseln. Lag nicht allem Menschlichen: dem Leben, dem Sterben, der Liebe, jene unheimliche Brutalität zu Grunde, das Regiment des Härteren und Stärkeren, der Triumph des Egoismus. Das war nicht aus der Welt zu schaffen, mit noch so leidenschaftlichem Rufen nach Glück und nach Gerechtigkeit nicht. Aber hier sollte im Handumdrehen eine Frage durchgesetzt werden, an der unbewußt die Menschheit gearbeitet, seit Mann und Weib einander erkannt hatten in ihrer Verschiedenheit, seit die Geschlechter einander abstießen in tausendfältigem Gegensatz und einander suchten zur Ergänzung und Genesung. — Frau Thekla ahnte nur, ohne imstande gewesen zu sein, dem Ausdruck zu verleihen, daß es die Natur sei und ihr ehernes Gesetz, das diese Frauen verdammte. Sie kämpften gegen einen Wall, den sie Vorurteil nannten, und merkten nicht, daß sie abprallten an den Grundfesten der Welt."

Der Roman selbst, zweibändig, ist das breiteste von Polenz' Werken, wohl reich an wahren und feinen Zügen, aber nicht so lebendig und selbständig wie seine Vorgänger. Die Heldin Thekla Lüdekind ist, wie man bemerkt hat, nicht sonderlich scharf individualisiert, aber das ist wohl Absicht des Dichters. Er brauchte eine Durchschnittserscheinung, und es ist genug, daß diese wenigstens nicht gewöhnlicher Natur ist. Gehaltvoll ist dieser Roman unbedingt, und er ragt weit über die Mehr-

zahl anderer, meist von aufgeregten Frauen geschriebener Romane zur Frauenfrage empor. — „Liebe ist ewig" halte ich für den schwächsten Roman von Polenz. Es ist eine Künstlergeschichte, die in München und Berlin spielt, und in der gegen die enge Moral in der Auffassung der Liebe angekämpft wird. Doch finde ich wenig Eigenes, wenig Polenz. — Höher steht, sowohl in der Lebensdarstellung wie geistig, wiederum der letzte Roman des Dichters „Wurzellocker". Es ist Polenz' Literaturroman, bis zu einem gewissen Grade wie die früheren Werke Standes-, Entwicklungs- und auch etwas Heimatroman, da er in dem Polenz vertrauten Dresden spielt. Mir persönlich war der Roman außerordentlich wertvoll, da er gewissermaßen die Bestätigung der in meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" zuerst vertretenen Literaturauffassung brachte. Doch hindert mich das nicht einzugestehen, daß wir in „Wurzellocker" die abschließende poetische Darstellung der letzten Entwicklungsperiode unserer Dichtung noch nicht haben, mag Polenz auch viel weiter gekommen sein, als beispielsweise Otto Julius Bierbaum in seinem nur die Zeitkarikaturen bringenden „Stilpe". Der Fehler liegt vor allem an dem Helden, der konstruiert ist — sich selbst konnte Polenz wegen seiner sozialen Ausnahmestellung eben nicht geben. Daß das Werk im übrigen auch darstellerisch etwas bedeutet und eine Reihe fein beobachteter moderner Typen bringt, ist zweifellos. Ganz besonders interessant ist für den Freund des Dichters natürlich auch seine Stellungnahme zu den Größen der Zeit, zu Zola, Nietzsche usw. Sicherlich, Polenz war reif geworden, auch von ihm galt, was er von seinem Helden aussagt:

> „Immer wichtiger wurde ihm der lebendige Sinn alles Geschriebenen, nämlich die Persönlichkeit, die Seele, die Schöpferkraft des Autors, das, was er zu geben, was er Neues zu sagen hatte. Immer mißtrauischer dagegen wurde er gegen das, was ihm früher als das bei weitem Wichtigste erschienen war, das aktuell Literarische. Was war Literatur? Eine Sammlung von Schulbegriffen, die heute galten, morgen verworfen wurden. Eine Abstraktion von klugen Köpfen aus so und so viel Beispielen zurecht gemacht und als System ausgegeben; die lebendige Dichtung sah anders aus. Was hatte ein Dichter mit den Moden der Literatur zu tun?"

Leider ist es Polenz nicht beschieden gewesen, die ganze Höhe dieser Auffassung in einem neuen großen, ganz persönlichen Werke auch darstellerisch zu erreichen, doch kann ja kein Zweifel sein, daß er immer freier von der „Modernitis" gewesen ist, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen.

Auch zwischen den letzten Romanen von Polenz liegen noch einzelne Novellen und Dramen. Von den Novellen ist wohl „Wald", wie die umfangreichste, so auch die beste, obgleich Ehebruchsgeschichte, doch durchaus

rein, in mancher Hinsicht, in der wundervoll getroffenen Waldstimmung z. B., an Otto Ludwig gemahnend. Gute, zum Teil ergreifende Skizzen im Sinne der Heimatkunst enthält der Band „Luginsland".

Ein Dramatiker war Polenz nicht. Er hat vier Dramen veröffentlicht: „Preußische Männer" 1891, „Heinrich von Kleist" 1891, „Andreas Bockholdt" 1898, „Junker und Fröhner" 1901. Der „Heinrich von Kleist" enthält eine Anzahl feiner Szenen, hat auch einmal bei einer Aufführung einen Achtungserfolg errungen, ist aber als Ganzes das Kleistdrama (wenn überhaupt ein solches möglich ist) nicht. In „Andreas Bockholdt" wird der Untergang eines allzu sozial angelegten Arztes geschildert — Polenz nennt das Stück eine Tragödie, aber es ist keine, da das Sozialgefühl des Helden denn doch einfach kindisch-krankhaft ist. Für das relativ beste dramatische Werk Polenz' halte ich die „Dorftragödie" „Junker und Fröhner", in der wenigstens ein wahres und lebendiges Zeitbild geliefert wird. Das Stück müßte auch auf der Bühne wirken, doch kann man seine Aufführung kaum wünschen, da man es tendenziös auffassen würde, während es im Grunde nur rein historisch, die Sache, um die es sich handelt, Gott sei dank, aus der Welt ist.

Aus dem Nachlaß des Dichters ist dann noch, von seinem Bruder Benno herausgegeben, ein Bändchen Lyrik, „Erntezeit" betitelt, hervorgetreten. Es sind eine Anzahl wahrhaft schöne Gedichte dabei, schlicht und tief, wie alles Beste von Polenz — man vergleiche „Ernte", „Mai", „Mannestränen", „Die Eltern", „Todessehnen". Ein größerer Cyklus, „Schicksal" oder „Der Liebe Todesspiegel", ist wohl nicht ganz abgeschlossen, enthält aber auch, wie er vorliegt, merkwürdige Beiträge zur Liebes-Metaphysik, möchte man sagen, die man bei Polenz kaum gesucht hätte. Hier und da wird man freilich an Dehmel denken. Der Dichter selbst war, wie ein Brief meldet, überrascht, daß es so aus ihm hervorbrach, und glaubte sich im Besitz der großen lyrischen Form.

Schaut man nun Polenz' Schaffen in der Gesamtheit an, so kann man sich nicht verhehlen, daß es eins der allerbedeutendsten in der Gegenwart gewesen ist. Detlev von Liliencron, Gerhart Hauptmann und Wilhelm von Polenz, das sind für mich, von der älteren Generation natürlich abgesehen, die drei Dichter unserer Zeit, die das relativ Beste geleistet haben und zur stärksten Wirksamkeit berufen sind, Liliencron der Lyriker, Hauptmann der Dramatiker (freilich nur Milieu-Dramatiker), Polenz der Epiker. Als Dichtern wird man Liliencron und Hauptmann einen Vorzug vor Polenz einräumen, sie waren ja auch schon durch die Gattung der Poesie, die sie pflegten, besser daran. Denn der Roman,

Polenz' Hauptgattung, muß ja nun einmal, wie man öfter gesagt hat, immer sehr viel Erde mitschleppen, richtiger, Zeitballast, der sein Gewicht für spätere Geschlechter verliert. Dafür ist nun aber Polenz als Geist, Intelligenz mehr als seine beiden Kollegen, er hat sich im höheren Grade des geistigen Gehalts der Zeit zu bemächtigen vermocht, ist zum tieferen Verständnis ihrer Probleme und Tendenzen durchgedrungen. Ja, er sah wohl auch ein größeres Stück Leben als jene und vermochte es objektiver darzustellen, nicht immer zur höchsten Kunst gelangend, aber immer im Dienste der Wahrheit. Nein, eine geniale Erscheinung ist Polenz nicht, aber er ragt schon dadurch hervor, daß er sich auch nicht, wie die meisten Talente unserer Zeit, genialisch geberdet, sondern immer einfach und schlicht bleibt und dabei doch in der Regel die charakteristische Weise findet. So habe ich ihn an anderer Stelle den besten Lebensdarsteller unter den Jüngeren genannt, Lebensdarsteller freilich nicht im höchsten Sinne: Es gibt eine gewisse mittlere Linie der Lebensdarstellung, und wer sie innehält, der findet zwar nicht mit dem großen Dichter den höheren typischen Fall, um ihm die ewige Form zu geben, aber er verarbeitet auch nicht bloß, wie die guten Unterhaltungsschriftsteller, die Zufälligkeiten des Tageslaufes zu interessanter Erzählung, sondern er gestaltet wirklich, ist Poet. Diese immer noch sehr schätzenswerten Dichter haben gewissermaßen den kulturhistorischen Blick; wer ihre Werke liest, bekommt das richtige Bild der wirklichen Verhältnisse und Zeitbewegungen, wenn auch nicht gerade der Zeit sub specie aeterni. Polenz' große Romane sind vollkommen wahr, soll heißen, sie geben das Bild des Durchschnittslebens unserer Zeit, soweit es ein kluger, ehrlicher und sozial empfindender Mann aufzunehmen und zu gestalten vermag. Oft genug tritt der Schriftsteller für den Dichter ein, das ist unvermeidlich — denn, von der Begabung ganz abgesehen, es ist einer Menschenkraft einfach unmöglich, das in einem Dutzend Bänden zu schildernde Leben einer Zeit durchweg in wahrhaft poetisches Fleisch und Blut zu verwandeln — ist es doch selbst Goethe nur beim „Werther", nicht mehr völlig beim „Wilhelm Meister" und bei den „Wahlverwandtschaften" gelungen. Aber immerhin muß auch diese Art Zeitdichter „schauen" können, nur dann bekommt er ja Bilder heraus, bloße kulturhistorische und soziale Reflexion oder bloßes Gefühlsergießen würde niemals etwas Lebendiges ergeben. Lebendig aber sind Polenzens Darstellungsakte, wir sehen die Verhältnisse, die er zeigt, wirklich mit dem inneren Auge, sehen in sie hinein und sind ergriffen. Wo dann große Poesie möglich ist, kommt es auch dazu, wie am Ausgang des „Büttnerbauern", und ebenso bleibt der Humor an der

rechten Stelle nicht aus. Über die Stellung Polenz' zu den Richtungen der Zeit sind danach nur wenige Worte zu verlieren: Gewiß, er ist von dem Zolaschen Naturalismus beeinflußt, gewiß, er nähert sich öfter dem, was man Realismus der Nüchternheit genannt hat, aber vor allem wurzelt er doch im deutschen Wesen und ist einer jener vortrefflichen Erzähler, an denen unsere Literatur so reich ist, trotzdem wir keinen einheitlichen Romanstil haben. Zuletzt entscheidet auch hier die Persönlichkeit, zu der die besondere poetische Veranlagung ganz genau stimmt. Ich habe den dem adligen Wesen entsprechenden konservativen Grundzug in Polenz' Natur bereits öfter hervorgehoben — wirklich, der linke Flügel der Literatur kann den Mann nicht für sich in Anspruch nehmen, der beispielsweise in „Liebe ist ewig" die „moderne" Weltanschauung leise spottend folgendermaßen der Jugend „vindiciert": „Beide waren sie ihrer Ansicht nach politisch „radikal", Anhänger der „Evolutionstheorie", philosophisch dem „Monismus" zugeneigt und religiös „vorurteilsfrei". Und auch für die Nationalsozialen Naumannscher Richtung ist Polenz schwerlich, wie man es getan hat, mit Beschlag zu belegen, obwohl er sicher sowohl national wie sozial gesinnt war; den leidigen Demokratismus Naumanns, der weder von der Bedeutung der Rasse noch von dem „Ewigen" in den menschlichen Einrichtungen etwas weiß, können Naturen wie Polenz gar nicht mitmachen, sie haben vielmehr ihre Freude an der Vielgestaltigkeit des Lebens und fühlen durchaus historisch, so gerecht und klar sie auch denken. So darf man nicht bloß im Interesse unserer Literatur, sondern auch unseres nationalen Lebens sehr bedauern, daß Polenz so verhältnismäßig früh geschieden ist: Er, der das Leben unserer Zeit in seinen Standesromanen am besten dargestellt und noch zuletzt ein großes Prosawerk über Amerika, „Das Land der Zukunft", veröffentlicht hat, hätte am Ende auch noch den umfassenderen nationalen Roman geschrieben, der den ungeheuren Zwiespalt in unserem Volke, wie er sich immer drohender aufgetan hat und das von unseren Vätern Errungene wieder völlig in Frage stellt, in packenden Bildern jedermann deutlich warnend vorgeführt hätte. Es wäre die Krönung von Polenz' Lebenswerk gewesen.

Das oberschlesische Polentum im Rahmen der Rechtspflege und Verwaltung.

Von

Landrichter Ratzlaff in Beuthen (O.-S.).

Macaulay fällt in einem seiner schönen Essays über Friedrich den Großen ein Urteil, dessen Herbheit in einem schroffen Gegensatz zu der Bewunderung steht, mit der wir von früh auf gewohnt sind, an diesem Herrscher emporzusehen. Nicht nur, daß er dessen Gesinnung durchsetzt erklärt mit mancherlei Kleinlichkeiten und Unedelheiten, daß er seine politischen Erfolge einfach auf wiederholte Vertragsbrüche zurückführt, ohne diese zugleich durch die Staatsraison zu entschuldigen, spricht er dem siegreichen Heerführer auch die Eigenschaft eines geborenen strategischen Genies rundweg ab. Hingegen stellt er Lord Clive, den Eroberer von Indien, auf dieselbe Stufe mit Condé und Napoleon I., und ohne seinen politischen Lug und Trug allzusehr zu verdammen, erblickt er in diesem kühnen und rücksichtslosen Manne einen der glänzendsten staatsmännischen und strategischen Geister, die jemals geboren sind.

Schon der Ton der beiden Abhandlungen lehrt uns, daß das Essay über Friedrich den Großen den Charakter einer Anklage trägt, während das Essay über Lord Clive im Sinne einer Verteidigung geschrieben ist. Wir irren vielleicht nicht in der Annahme, daß der Verfasser Seelenregungen gefolgt ist, die menschlich und natürlich sind und sich um so kräftiger geltend machen, als sie unkontrollierbar und unbewußt wirken. Ein so vorbildlicher Historiker wie Macaulay blieb doch stets von Grund aus Engländer. Nationaler Stolz und nationale Empfindlichkeit sind bei ihm hervorstechende Charakterzüge. Wie er seinen ruhmgekrönten Landsmann mit einem freundlichen Auge betrachtet, so vermag er sich dem Begründer der rivalisierenden Großmacht gegenüber von patriotischer Eifersucht nicht ganz frei zu halten.

Wenn wir schon diesen weltumfassenden Geist von einer starken Subjektivität nicht freisprechen können, so werden wir bei der Betrachtung

der Polenfrage in unsere eigene Objektivität einen um so größeren Zweifel setzen. Unser Staats- und soziales Leben wird von dieser Frage auf das lebhafteste berührt, wir stehen in dem Kampfe noch mitten drin, und täglich sehen wir unsere Interessen durch eine aufdringliche Propaganda empfindlich beeinträchtigt. Wir sind noch mehr Partei als Macaulay. Prüfen wir uns daher sorgfältig, daß bei der Beurteilung der Frage unser Blick nicht getrübt werde von den Gefühlen einer natürlichen Abneigung!

Wir haben Gelegenheit gehabt, unter der Führung von Knappschaftsärzten, Hütten- und Grubendirektoren und Gutsbesitzern den polnischen Arbeiter nicht bloß an der Stätte seiner Tätigkeit, sondern auch in seinen Dörfern und Stadtbezirken und in seinem Heim, nicht bloß in Oberschlesien und Posen, sondern auch in den rheinischen, westfälischen und reichsländischen Industriegebieten sowie in den rein landwirtschaftlichen Distrikten Pommerns einigermaßen zu studieren. Wir haben ihn auch jahrelang vor den Schranken des Gerichts sowie in dem militärischen Dienste reichlich kennen gelernt und schließlich auch im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben Gelegenheit gehabt, den seßhaften Bürger und den feinen Mann mit seinem Bruder aus dem Volke zu vergleichen. Der Niederschlag dieses Studiums ist die Erkenntnis, daß wir den Nationalcharakter eines Volkes am sichersten aus den Schichten entnehmen, die man seit den Revolutionsjahren des vorigen Jahrhunderts vornehmlich mit dem Ausdruck „das Volk" bezeichnet: aus den breiten Schichten der arbeitenden Klassen, hier der Handarbeiter, der Handwerker und der angehenden kleinen Bürger, die sich in ihrer Unbildung dem kritischen Blicke kindlicher und unverhüllter zeigen. Wenn wir genau hinsehen, werden wir in den bevorzugten Kreisen dieselbe Zerflossenheit, nur abgetönter, wiederfinden, die uns beim polnischen „Volke" als ein auffallendes Charakteristikum entgegentritt.

Westpreußen, Posen und Schlesien beherbergen das Hauptkontingent der Polen, die unter preußischer Herrschaft leben. Ein aufmerksamer Beobachter wird nicht verkennen, daß diese drei Bestandteile bei aller Rasseneinheit gegeneinander doch eine Unterschiedlichkeit aufweisen, wie sie uns auch bei den einzelnen deutschen Stämmen entgegentritt. Die anonymen Kräfte, aus denen der Ethnolog das Geheimnis der Rasse zu ergründen sucht, haben hier auf getrennten Gebieten in quantitativ und qualitativ ungleicher Weise ungestört ihr spezifisches Wesen treiben können. Inzucht, Zuchtwahl, Blutmischung mit fremden Rasseangehörigen, Zuwanderung von Rassegenossen, Boden, Klima, wirtschaftliche Verhältnisse (Ackerbau gegen Industrie), Konfessionseinflüsse, staatliche Umwälzungen und die tausend rein geistigen Imponderabilien haben auf einen ur-

sprünglich gleichartigen Volksstoff ihre verschiedenartige Gestaltungskraft zu äußern nicht verfehlt. So ist bei aller Wesensgleichheit der westpreußische Pole ein anderer, als sein schlesischer oder posenscher Vetter. Der elendeste aber von allen, und hierin dürfte wenig Meinungsverschiedenheit herrschen, der ärmste an geistigen, sittlichen und körperlichen Gütern scheint der oberschlesische Industriearbeiter zu sein. Mit ihm sollen sich die nachstehenden Zeilen ausschließlich beschäftigen.

* * *

Bismarck hat die Polen einmal die „weibliche" Nation genannt, und niemals ist ein wahreres Wort gesprochen worden. Genau so steht der polnische Oberschlesier vor uns. Lebhaft, sanguinisch und sensationsbedürftig; schnell aufbrausend und schnell beschwichtigt; gesprächig und gesellig; anschmiegsam, gefügig und leitungsbedürftig; subjektiv, aber doch ohne die Kraft einer starken eigenen Überzeugung; von zurücktretendem Intellekt und vorwiegendem Gemütsleben, aber doch der Tiefe ermangelnd, wie sie z. B. auf poetischem Gebiete nur der dichtende Mann besitzt; einsichtslos, nicht der Gewalt der inneren Gründe folgend, wohl aber dem Zwange der äußeren Macht; ohne organisatorische Begabung, mehr geeignet zum Ausführen als zum Anordnen, zum Gehorchen als zum Befehlen; kritiklos, auch im religiösen Empfinden; fleißig und regsam, aber nur unter Aufsicht; inkonsequent, wankelmütig und beeinflußbar; unwahrhaftig und unzuverlässig; keine schroffen gewalttätigen Charaktere, überhaupt keine starken Charaktere; bedürfnislos, aber auch wieder vergnügungssüchtig und materiell; unwirtschaftlich, bald sparsam, bald verschwenderisch; schwärmerisch ohne klare Idealität, illusionistisch und phantastisch; voll Freude am Äußerlichen und am Affekt. Solche Eigenschaften drängen zum nahen Zusammenschluß, und so sehen wir denn auch die Polen immer in Massen angesiedelt: auf engem Raume hundert Häuser, in einem Hause hundert Seelen. Sie sind das geborene Heerdenvolk, und dieser eingeborene Trieb ist durch ihr politisches Unglück noch gefördert worden: unterworfene Stämme schließen sich ebenso wie die Angehörigen kleinerer Sekten enger zusammen als die zahlreicheren Eroberer und die größere Staatskirche. Nicht etwa, daß diese Anschlußbedürftigkeit erst durch die Schläge der Geschichte erweckt und zu einem Charakterzuge herausgebildet wäre; sie ist eine eingeborene Eigenart aller slavischen Völker, selbst der Staaten, die seit Jahrhunderten in Unabhängigkeit gelebt haben.

Auf die allgemeine Halbschlächtigkeit der polnischen Charakterbildung hat der eigentümliche Gang der Geschichte eine verhängnisvolle Einwirkung

gehabt. Niemals ist das Volk frei gewesen. Zu den Zeiten seiner staatlichen Souveränität lag es in den Banden der Schlachzizen und der Geistlichkeit; Leibeigenschaft, Hunger, Prügel und die künftige Folter des Fegefeuers und der Hölle waren geeignete Zuchtmittel zur bedingungslosen Knechtung. Die Fremdherrschaft hat befördert, was der Übermut der adligen und geistlichen Stände angebahnt. Preußen zwar hat, wie wir uns wohl gestehen dürfen, stets ein mildes Regiment geführt. Aber schon die innere Tatsache der Unfreiheit und die tägliche äußere Erfahrung der sozialen Mißachtung und der politischen Zurückdrängung sind für die Ausbildung des Charakters nicht von Nutzen gewesen. So hat sich denn dem Nationalcharakter eine starke Dosis von Servilismus, Verlogenheit, Verschlagenheit beigemischt. Das weiche Volk hat nicht zu einer festen Gestalt ausreifen können; seine Entwicklung ist in den Kinderschuhen stecken geblieben. Wie es in allen kleinen und großen Dingen der steten Leitung bedarf, so ist es unfähig, zu herrschen und zu regieren, und daran dürfte selbst die Umwälzung des politischen Zustandes und der Lauf von Jahrhunderten nichts ändern.

Und aus welchen Verhältnissen saugt dies Volk Leben und Nahrung? Ganz Oberschlesien, soweit es Industriegebiet umfaßt, ist eine große Stadt. Eine Unzahl von Schienensträngen zieht sich durch den weiten Bezirk; Staats- und Privatbahnen, Dampf- und elektrische Wagen, schmal- und normalspurige Züge eilen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Die gewaltigen Bodenschätze, die unermeßlichen Reichtümer an Erz und Kohlen haben einen Verkehr hervorgerufen, der an Lebhaftigkeit und Unruhe seines Gleichen sucht. Das Land ist bedeckt mit einer Unmasse von Erz- und Kohlengruben, Zink- und Eisenwerken. Überall, wohin man schaut, ragen qualmende Schornsteine aus dem Boden empor und hüllen alles in einen schwarzgrauen, traurigen, unsäglich beklemmenden Nebel. Die Bäume sterben unter dem giftigen Schwefeldunst, der aus den Zinkhütten emporsteigt; auch Getreide und Gras trägt die Zeichen offenbarer Kränklichkeit. Die Landschaft durch den Bergbau verwüstet; streckenweise ist die Oberfläche in den ausgebeuteten Raum hinabgestürzt, und in der unfruchtbaren Mulde brütet ein trüber, schmutziger, häßlicher Tümpel. Alles aber ist bedeckt von schwarzem Kohlenstaub. Inmitten dieser Umgebung gedeiht der Pole. Fast ausnahmslos Industriearbeiter, hat er sich in Dörfern, die über Nacht emporgeschossen sind, zu Gemeinwesen konsolidiert, die 15000, 27000 und noch mehr Seelen fassen. Er wird reichlich bezahlt, mit 2,50 bis zu 5,50 Mk. täglich. Aber seine Arbeit kostet Nervensubstanz, und

mit fünfzig Jahren ist er verbraucht; daher auch die kleinen, schmalen, zwar sehnigen, aber blutleeren Gestalten. Auch hat er wenig von seinem Verdienst. Sein unwirtschaftlicher Sinn fällt besonders leicht der Ausbeutung durch geriebene Krämer, Händler und Kaufleute anheim, und anstatt Sachen von solidem Wert und Nutzen zu kaufen, geht er heim mit überbezahlten Nichtigkeiten, mit rohen Delikatessen, mit Flitter und Tand. Ihm bietet die Natur nicht die Erholung wie seinem ackerbautreibenden Vetter in Westpreußen und Posen, der doch wenigstens klare Luft und blanken Himmel kostet; seine Lunge wird von dem Kohlenstaub in wenigen Jahrzehnten beinahe schwarz gefärbt. Er sucht daher Anregung gern in der Schnapsschenke, nicht zum besten für seinen erschöpften Körper. Seine Lage wird noch verschlechtert durch den erstaunlichen Reichtum an Familienzuwachs. Nimmt man dazu weiter seine rassenmäßige Minderwertigkeit, die Mißachtung, die ihm überall begegnet, die fortgesetzte Verwirrung durch klerikale, ultramontane, nationalpolnische und sozialdemokratische Einflüsse, seine rohe Unbildung und seinen schwankenden Sinn, so wird man sich für eine völlige geistige, sittliche und körperliche Zerrüttung kaum bessere Bedingungen denken können. Bei ihm macht sich im Gegensatz zu seinem westpreußischen und posenschen Vetter der Unsegen einer einträglichen, dafür aber auch aufreibenden Tätigkeit geltend. Von der Arbeit zum Genuß, von der Sorge zur Selbstbetäubung, von der Kirche zur Schenke, vom gefüllten Säckel zum leeren Beutel — das sind Sprungschritte, die einen sensitiven, unklaren, schwankenden Sinn doppelt verwirren müssen.

* * *

Aber selbst aus diesem getrübten Spiegel blitzt ein Funke göttlicher Abkunft hervor. Keineswegs entbehrt der Pole der menschlich schönen Eigenschaften. Wir stimmen nicht in den allgemeinen Ruf ein, daß der oberschlesische Industriearbeiter gefühllos, sittenlos, gemein und ohne Seele sei. Wir erkennen in ihm vielmehr denselben Keim, der sich in den Germanen zu reicherer Blüte entwickelt hat; denselben Trieb, nur geknickt durch ein herbes Schicksal und umwuchert von viel unedlem Beiwerk.

Schauen wir einmal des näheren hin. Es ist erstaunlich, mit welcher Liebe der Pole an seiner Familie hängt. Das Eheleben sowohl als das Eltern- und Kindesverhältnis wie der verwandtschaftliche Zusammenhang muß innig genannt werden. Die Weiber ziehen ihre zahlreichen Kinder mit Aufopferung und unter eigenen Entbehrungen groß. Die Männer sind stets bestrebt, ihren sauren Lohn für die

Familie zu verwenden. Zwar an Lohntagen ist der Reiz der Schnk für den schwachen Willen und den auffrischungsbedürftigen Sinn zu groß. Doch unterschätze man nicht bei diesem Heerdenvolke die Nähe und den Grad der Verführung. Und sie folgen auch wieder trotz vorgeschrittener Trunkenheit der Stimme ihrer heimrufenden Weiber leichter als unsere blutsverwandten Landsleute. Familienszenen kommen zwar nicht selten vor. Aber nur in der Trunkenheit; und man koste erst einmal das fürchterliche Gift, den Schnaps von Oberschlesien, man trage erst einmal eine derartige stete Misere, man berücksichtige ferner das hitzige polnische Temperament, und man wird beinahe urteilen nach dem Worte: Tout comprendre c'est tout pardonner. Die Söhne liefern ihren Lohn bis zur Gründung eines eigenen Haushalts, zu der sie früh schreiten, getreulich an die Eltern ab. Das Heimatsgefühl ist stark entwickelt. Wir haben es oft erlebt, daß sich der Pole der Verbüßung einer harten Strafe durch die Flucht in das nahe Ausland oder in entferntere Industriegebiete entzog. Aber die Liebe zu seiner Sippe führte ihn wieder zurück, und nicht selten stellte er sich der Vollstreckungsbehörde freiwillig mit der Erklärung, er habe es draußen trotz reichlichen Lohnes vor Heimweh nicht aushalten können. Auf freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Regungen beruht auch zum größten Teil die Zahl der Meineide, deren Höhe von keinem nicht polnischen Stamme erreicht wird. Erfreulich erschien uns auch immer der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, der sich in den ärmlichen Hauswesen des Proletariers geltend macht. Zwar dürfen wir dabei nicht in die blinkenden Fischerhütten der schwedischen Küste schauen, deren salzgeschwängerte, staubunterdrückende Luft die Arbeit der Säuberung selbst übernimmt: hier handelt es sich um Bezirke, in denen der Gebildete täglich zehnmal die Hände und viermal das Gesicht wäscht, zweimal das Hemd und dreimal die Stiefel wechselt. Alle sind wir voller Anerkennung für die Bedürfnislosigkeit und den Fleiß, den der Pole unter geeigneter Aufsicht bei der Arbeit entwickelt; auch im militärischen Leben gilt er allgemein als guter Kommissoldat. Unfaßbar war uns stets die Gutmütigkeit, die er trotz seines Temperamentes in den übervölkerten Mietskasernen der Industriedörfer seinen Hausgenossen gegenüber entwickelt, in Anbetracht des Explosionsstoffes, der stets da in der Luft schwebt, wo sich hitzige Menschen hart im engen Raume stoßen: Zank und Streit wird abgetan mit einer Flut von Schimpfworten und vielleicht noch mit einigen kräftigen, aber ungefährlichen Stockschlägen und Fußtritten — ein jahrelanges Nachtragen, einen tötlichen rachsüchtigen Haß gibt es nicht. Wohl-

tuend wirkt auch sein lebhaftes religiöses Bedürfnis, das er mit allen seinen slavischen Vettern gemein hat.

* * *

Zwar wenn wir die kriminalistische Statistik befragen, scheint es, als ob diese Anerkennungen kaum bestehen könnten. An der Spitze der Kriminalität marschiert von allen preußischen Provinzen das polenreiche Schlesien, und auch innerhalb dieses engeren Rahmens gewinnt den Rekord nach einer Berechnung, die vor mehreren Monaten in der „Schlesischen Zeitung" veröffentlicht worden ist, der Pole von Geblüt. Aber wenn wir, ohne ihre Sorgfalt zu bezweifeln, doch ein Bedenken nicht unterdrücken können, ob diese mühevolle Durchsiebung der polnischen und nichtpolnischen Elemente — worauf stützt sie sich? — auch Anspruch auf Untrüglichkeit erheben kann, so werden wir vor allen Dingen den Grundsatz aufrecht erhalten, daß Zahlen für sich allein selten beweisen und oft täuschen. Diese Statistik umfaßt alle Straftaten, von den kleinsten Vergehen an, die mit 3 Mk. Geldstrafe bis zu den größten Verbrechen, die mit dem Zuchthaus und mit dem Tode belegt werden. Von Wichtigkeit aber kann nur eine Statistik sein, die einem Volkskontingent die Überzahl der schwereren Straftaten zuweist. Hier bleibt die Frage offen, ob nicht den Polen im Verhältnis zu den anderen Kontingenten nur eine verschwindend geringe Anzahl von schwereren Straftaten angehört, ob nicht das statistische Maximum, wie es ermittelt ist, fast ausschließlich Fälle von Bedeutungslosigkeit umfaßt, wie z. B. die beliebte Drohung: „Du graues Donnerwetter, ich muß dich totschlagen!" Wir vermögen über diese Frage nur ein zurückhaltendes Urteil abzugeben, das allerdings doch wieder auf persönlicher Kenntnis der Verhältnisse beruht. In den weitausgedehnten, menschenarmen, ruhigen, urdeutschen Landgerichtsbezirken Pommerns vergeht kaum eine Schwurgerichtsperiode, in der nicht Fälle von Körperverletzung mit Todeserfolg verhandelt werden; nicht selten kommt auch Totschlag, bisweilen selbst Mord zur Aburteilung; die kleineren Gewalttätigkeiten hingegen sind an Zahl gering. Demgegenüber treten in dem engen, menschenreichen, unruhigen, überwiegend polnischen Landgerichtsbezirk Beuthen (Oberschl.) jene schweren Fälle nicht bloß für sich, sondern auch relativ betrachtet in auffälliger Seltenheit auf, während die Zahl der geringfügigen Gewalttätigkeiten ungemein groß ist. Diese Angaben erhalten eine Stütze in der Betrachtung der beiden Volkstypen. Der pommersche Knecht, schroff, hartnäckig, langsam und wortkarg, frißt seinen Groll schweigsam in sich hinein und äußert ihn erst nach langer

Zeit bei passender Gelegenheit, dann aber ohne Gnade und mit der Wagenrunge oder dem Messer in der Faust. Daher die groben Gewalttätigkeiten, daher die geringe Zahl der kleineren Straftaten, die zudem bei der Langsamkeit des Entschlusses und dem Selbsthilfeprinzip des pommerschen Charakters häufig nicht zur Anzeige gebracht werden. Der Pole hingegen, in allem das gerade Gegenteil, macht als lebhafter Mensch seinem Groll auf der Stelle durch einen Schwall von Worten Luft und haut und stößt dann schleunigst noch ein paarmal kräftig hin; der Auftritt hört sich mit seinem Lärmen und Schreien gefährlich an, ist aber tatsächlich recht harmlos. Durch den Wortschwall erleichtert und in seinen Entschlüssen wenig extrem, will er seinem Gegner keineswegs ans Leben, er will ihm nur einen derben Denkzettel verabreichen. Der andere Teil aber läuft zur Polizei oder zum Winkelschreiber und macht sich mit Genugtuung zum bedeutungsvollen Mittelpunkt eines sensationellen gerichtlichen Dramas. Wenn wir auch gern zugeben, daß die Gegenüberstellung der pommerschen und der oberschlesischen Strafrechtsfälle nach Quantität und Qualität an dem Mangel einer bloßen Schätzung leidet, die nur auf Anschauung beruht, so wird das psychologische Moment in seiner unterstützenden Kraft doch kaum zu übersehen sein. Weiter trifft es auch zu — um von dem crimen vis auf das crimen fraus einzugehen —, daß der Pole einen ausgesprochenen Hang zu Diebereien besitzt. Aber er scheut sich vor Diebstählen in großem Stil, beschränkt sich auf kleinere Haus-, Markt- und Ladendiebstähle 2c. und ist unfähig, Diebesbanden zu organisieren; im Landgerichtsbezirk Beuthen (Oberschl.), wo verlockende Schätze in gemünztem Gelde, Wertpapieren, Gerätschaften (z. B. Platinaretorten, Erzen) aufgespeichert liegen, bilden größere Diebstähle derartige Ausnahmen, daß man von solchen Fällen noch monatelang spricht. Man vergleiche damit die kühnen, wohldurchdachten und glänzend ertragreichen Einbrüche und die fest organisierten Banden der Berliner Diebe. Die Kraft des verbrecherischen Entschlusses scheint denn doch bei den deutschen Elementen ungleich gewaltiger zu sein als bei den zaghafteren polnischen Naturen. Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, und umgekehrt: der tatkräftigere Deutsche wird auch ein kühnerer, tatkräftigerer, gefährlicherer Verbrecher, der mittelschlächtige schwächere Pole wird auch auf dem strafrechtlichen Gebiete kein Übermensch. Und wenn wir jetzt alles in allem nehmen, so werden wir der statistischen Berechnung zunächst die Beweiskraft dafür absprechen, daß der Pole einen größeren Hang zu solchen Straftaten habe, die irgend wie von beunruhigender Bedeutung sind. Damit aber entfällt auch ein Beweisgrund für die Ansicht, daß

der Pole allgemein in sittlicher Beziehung hervorstechend roh, gemein und schlecht sei. Er erscheint uns vielmehr nicht als sittlich schlechter, sondern nur als sittlich schwächer.

Einem so gearteten und gebetteten Volksschlage gegenüber ist die Lage des Richters recht schwierig. Wir sehen denn auch in der Handhabung des Strafmaßes bei den einzelnen Strafkammern klaffende Unterschiede. Hier gibt den Ausschlag die Rücksicht auf den Schutz der Mitbürger, der gerade in den übervölkerten Distrikten einen Straferhöhungsgrund bilden müsse, und auf die Neigung zu Affektsdelikten, denen man nur durch Anspannung des Strafmaßes begegnen könne. Dort wird erwogen, daß in so engen Räumen die Gelegenheit zu Kollisionen und Diebereien auch wieder verführerischer sei und daß niemand für sein angeborenes Temperament besonders verantwortlich gemacht werden könne. Der einen Meinung erscheint der Volkscharakter als verderbt und verwerflich, und zwar aus eigner Schuld verderbt. Der anderen Ansicht gilt er nur als Halbschlächtigkeit, als ein unglückliches Gemisch von Edlem und Unedlem, und sie macht hierfür nicht das Volk, sondern seine elende soziale und politische Entwicklung verantwortlich. So bekämpfen sich politisch-reale Ansichten mit ethnologisch-psychologisch-humanen. Nur in einem herrscht unbedingte Einstimmigkeit: daß politische Bestrebungen, seien es national-polnische, oder sozialdemokratische, oder ultramontane, in dem Rahmen der strafzumessenden Tätigkeit bei den delicta communia schlechterdings unberücksichtigt bleiben müssen. Der letzte Satz dürfte einer Verteidigung leicht entraten. Im übrigen halten wir für unsere Person es für richtig, den äußeren Schutz der Mitbürger zu verbinden mit der mildesten Beurteilung des Volkscharakters. Die Anwendung der strengen Strafen erscheint zudem — wie im allgemeinen bedenklich, da sich dem Richter manches versöhnlicher Stimmende entzieht und eine Verbitterung und Verhärtung oder ja Verzweiflung dem Zwecke der Strafe widerstreitet — so hier auch aus dem Grunde wenig angebracht, weil der Pole eine ungemeine Scheu vor der Autorität des Staates hat. Schon seinem Privatvorgesetzten gegenüber beweist er auch außerhalb der Arbeit einen natürlichen Respekt, ja schon jeder gut gekleidete Mensch ist ihm ein Gegenstand besonderer Achtung. Wo geht man sicherer auf der Straße, in Elberfeld-Barmen und Stettin-Grabow, wenn die Flut der Arbeiter aus den Fabriken hervorquillt, oder in den Gefilden Oberschlesiens? Hier weicht uns der Pole überall, auf dem Trottoir oder der Chaussee oder wo es sonst noch sei, ehrfurchtsvoll in der höflichsten

Weise und häufig noch mit demütigem Gruß aus; dort aber tun wir gut, uns vor den gefährlich dreinblickenden Gestalten in eine Häusernische zu drücken, wenigstens aber mit bescheiden-harmloser Miene behutsam auszuweichen. Wie viel größer aber als im privaten Leben ist der Respekt der Polen vor der Justizhoheit des Staates wie überhaupt im amtlichen Verkehr! Um so eher werden Mittelstrafen den gewünschten Einfluß haben. Selbstverständlich erleidet dieser Grundsatz bei den hartnäckigen Übeltätern, den gewerbs- und gewohnheitsmäßigen und Rückfallsverbrechern seine natürliche Modifikation.

* * *

Die Rechtspflege darf in dem Polen nur den Menschen erblicken. Anders aber die Verwaltung. Ihr steht der Pole nicht bloß als Mensch, sondern auch als Mitglied eines Staatswesens, als Staatsbürger und Politiker gegenüber. Wenn der Richter als Diener der Gerechtigkeit bei der Strafzumessung sein begründetes Mitleid mit dem elenden Menschenkinde nicht bloß betätigen darf, sondern auch betätigen muß, so erwächst der Verwaltung die Pflicht, einerseits dem Menschen zu helfen, andererseits den staatsfeindlichen Politiker schonungslos niederzuschlagen. Politik ist keine Rechtsfrage, sondern eine Machtfrage: dies Wort des Altreichskanzlers ist kürzlich im Reichstage wieder häufiger erwähnt worden. Wir leben in einer unvollkommenen Welt; im politischen Leben sind offenbare Ungerechtigkeiten zeitweilig unbedingt notwendig. Moralisch betrachtet, wie es auch Macaulay in wunderlicher Einseitigkeit tut, war die Teilung des Polenreiches ein schreiendes Unrecht; politisch aber war es eine Notwendigkeit: ein Volk, das als Staat existenzunfähig war, für den existenzfähigen Nachbarstaat aber doch eine Gefahr bildete, mußte von diesem Nachbarstaate aufgesaugt werden. Für die Ungerechtigkeit soll der Moralist nicht den Politiker, sondern die Unvollkommenheit der Welt verantwortlich machen. So erklärt denn auch Goethe in einem Gespräche mit dem Kanzler von Müller, daß er bei der Teilung Polens den Zugriff Friedrichs des Großen nicht schlechthin als unmoralisch verdammen könne, sondern diese Staatsaktion aus einer „höheren Einsicht" heraus beurteilen müsse. Wenn aber der am feinsten gebildete und edelherzigste unserer Dichter und zugleich der umfassendste Geist, den die Erde geschaffen, dies Urteil fällt, so können wir ihm wohl folgen. Im Kampf der Völker entscheidet nur ein Gesetz, das Recht des Stärkeren, und die oberste Pflicht eines Staates ist die der Selbsterhaltung. Unfähig sich selbst zu regieren, fiel der Pole der Unterwerfung anheim;

unfähig zu leiten, muß der Unterworfene geleitet werden. Das ist die notwendige Folge des Volkscharakters, wie er im Eingange dieser Betrachtung geschildert worden ist.

Aber das Nationalitätsbewußtsein, das seit dem vorigen Jahrhundert in allen Rassen lebendig wird, ist auch in dem Polen zur Flamme entfacht und beseelt ihn mit dem Wunsche, einen eigenen Staat zu gründen. Wir wissen, es ist Verblendung; die Weltgeschichte hat schon ihr Urteil gesprochen. Aber der Pole glaubt es nicht, und eine fanatische Propaganda hat aus Westpreußen und Posen einen unheilvollen und gefahrdrohenden Zündstoff auch in Oberschlesien angelegt, das noch vor wenigen Jahrzehnten ruhig und friedlich dahinlebte, eingedenk der geschichtlichen Tatsache, daß es niemals territorialer Bestandteil eines polnischen Staates war. In Rechtsanwälten, Ärzten und Gewerbetreibenden werden fähige Führer hergesandt; daneben wirkt eine Anzahl gut bezahlter Agitatoren. Volksbanken und Büchereien werden gegründet, das Volk in äußerlich harmlosen Vereinen organisiert, die Frauen in besonderen Vereinigungen zur tätigen Mitarbeit herangezogen, Zeitungen in stets wachsender Zahl herausgegeben, Flugblätter massenhaft verstreut usw. Volksbanken gibt es in Oberschlesien jetzt neun an Zahl. Die älteste und größte ist die Beuthener Volksbank, deren Umsatz im Jahre 1902 etwa 10000000 Mk. betrug. Neben ihr besteht, ebenfalls in Beuthen, seit 1900 eine polnische Parzellierungsgenossenschaft. Zur Vergrößerung ihres Leserkreises zahlen die beiden größten Zeitungen, der „Katolik" und der „Gornoslazak", bei einem Unfall mit tötlichem Ausgange den Hinterbliebenen ihrer Abonnenten eine Unterstützung. Der „Katolik" gibt in solchen Fällen 155 Mk.; in den ersten zwei Jahren hat er für 90 Fälle 13950 Mk. gezahlt. Ferner unterhält der „Katolik" ein Rechtsbureau, in dem jedem Abonnenten unter gleichzeitiger Anfertigung der nötigen Schriftstücke umsonst Rechtsrat erteilt wird. In dieser Weise wird der nationalpolnische Sinn zielbewußt gestärkt. So hat denn Oberschlesien in den letzten Wahlen mit dem Bergmann Krolik und dem Redakteur Korfanty seine beiden ersten nationalpolnischen Abgeordneten in den Reichstag entsandt. Krolik zwar umgibt sich noch mit dem Mantel des Zentrums, Korfanty jedoch hat bereits ostentativ mit dem Zentrum gebrochen und die beiden großpolnischen Parteien Oberschlesiens unter einen Hut gebracht, die klerikalere Richtung des „Katolik" und die radikale des „Gornoslazak." Der polnische Gesinnungsgenosse wird in jeder Weise gefördert, der deutsche Kaufmann und Handwerker systematisch boykottiert. Bei besonderen Anlässen flammt der versteckte Fanatismus grell empor. So bei den letzten

Wahlen, wo sich einige Tausend siegestrunkener Polen auf mehrere Stunden in den unbestrittenen Besitz des Industriedorfes Laurahütte gesetzt hatten, von denen es nur gelang, etwa siebzig zur Verurteilung zu bringen.

Wohin soll das führen? Die Not der Zeit erfordert gebieterisch einschneidende Maßregeln. In der Tat hat denn auch seit Anfang des vorigen Jahres die Staatsregierung ihren Willen mehrfach klar ausgesprochen, dem aufsässigen Gastvolke nicht mehr mit streichelnder Hand, sondern mit der geschliffenen Waffe zu begegnen. In der Tat sind denn auch schon einige segensreiche Anordnungen getroffen worden. Doch bleibt noch viel zu tun übrig.

Festhalten muß man vor allem, daß der Pole sich in keinem Bezirk so sehr in dichten Massen drängt wie in Oberschlesien. Nirgends ist die Gefahr und die Wirkung einer Explosion größer. Bedarf der Pole schon an sich einer steten Überwachung und Bevormundung, so muß gerade hier das Überwachungsprinzip besonders ausgebaut werden. Wenn in den großen Industriedörfern, deren Häuser häufig Eigentum der Hütten und Gruben sind, von den Verwaltungen über die Sauberkeit der Wohnungen Aufseher bestellt werden, wenn diese nur ab und zu Kontrollgänge machen, so ist es erstaunlich, wie gut die Stuben in Ordnung sind. Wenn ferner der Pole der Militärpflicht genügt, so herrscht nur eine Stimme, daß er der ordentlichste und willigste Soldat ist. Das sollte für das Gebiet der polizeilichen Aufsicht zu denken geben. Hier bieten die Bestimmungen der Gesundheitspolizei eine bequeme Handhabe, auch das häusliche Leben des Polen einer intensiveren Aufsicht zu unterziehen. Aber abgesehen davon: für den Polen ist schon der bloße Anblick einer Gendarmerie- oder Polizei-Uniform eine reine Wohltat, eine wahre Beruhigung.

Alle diese Gründe erfordern ein stattliches, erprobtes, energisches Beamtenpersonal. Was das Sicherheitspersonal betrifft, so wäre es vorerst bedeutend zu verstärken. Hinsichtlich der Güte des jetzigen Materials sind die Gendarmen als eine Elitetruppe anzusehen. Die Polizei- und Amtssergeanten aber können auf diese Anerkennung in ihrer Gesamtheit nicht rechnen. Die geringe Besoldung und der aufreibende Dienst sowie die Möglichkeit, hier in einem anderen Berufe besser fortzukommen, entziehen der Polizei die besten Kräfte; notgedrungen stellen die Gemeinden auch Personen an, deren Fähigkeiten unzureichend sind. Die Folgen sind unerquicklicher Art. Welche Ungewandtheit in der Anstellung von Ermittelungen! Welcher unzeitmäßige Schneid, und doch wieder, welch unverantwortliches Zaudern! Das haben wir in

der strafgerichtlichen Tätigkeit häufig zu bedauern Gelegenheit gehabt. Allerdings, das soll keinen Augenblick verkannt werden, gibt es hier auch einen großen Prozentsatz geradezu hervorragender Polizeibeamter; schwierige Verhältnisse bilden besondere Gaben. Aber die Kollegen von der andern Art sind nicht gar zu selten. Hier muß Abhilfe geschaffen werden. Besseres Gehalt, Zulagen, Prämien, alles nötigenfalls unter Eintreten des Staatsfiskus, sind die bekannten Mittel, geeignete Kräfte zu gewinnen; die vorhandene Lücke könnte inzwischen ausgefüllt werden durch Herankommandierung von Gendarmen aus anderen Bezirken. In letzter Linie muß die Einrichtung einer staatlichen Schutzmannschaft angestrebt werden. Bei den höheren Beamten aller Kategorien hat die Staatsverwaltung vor allem die Pflicht zur ausschließlichen Anstellung von Männern, die ihre preußische Gesinnung bewiesen und ihre Charakterstärke erprobt haben, andererseits Takt besitzen und nicht kleinlich denken. Der große Blick ist die Hauptsache. Leute von zweifelhaftem Blut können wir hier nicht brauchen. Diese Männer muß die Staatsverwaltung besorgt sein ihrem Amte auf Jahre hinaus zu erhalten; Sachkenntnis erwirbt man sich nicht über Nacht. Jetzt geht hier durch alle höheren Beamtenklassen ein allgemeines Gefühl der Unzufriedenheit, und um den wenig erquicklichen Lebensbedingungen zu entgehen, drängt alles nach schleuniger Versetzung. Auch hier sollte der Staat einen Ausnahmezustand als vorhanden anerkennen und dementsprechende Maßregeln treffen. Wenn dem Offizier an der französischen Grenze Zulagen und Unterstützungen gewährt werden, so ist nicht abzusehen, warum das Gleiche für die höheren Beamten an der russischen Grenze kränkend sein sollte. Die ungenügenden, geradezu miserabeln und anormal teuren Wohnungen erfordern die Gründung von staatlichen Beamtenhäusern, wenigstens aber die Gewährung der höchsten Wohnungsgeldklasse. Auch dürfen nur verheiratete Beamte hergesandt werden, um der Trostlosigkeit der Landschaft und der Weltentrücktheit durch das Familienleben einigermaßen zu begegnen. Schließlich aber muß dem Beamten, und das ist nicht das Unwichtigste, in der Ausübung seines Amtes die Selbständigkeit gelassen werden, ohne die ein kräftiges erfolgreiches Wirken nicht möglich ist; in allen seinen Anordnungen, selbst wenn sie etwas zu scharf sein sollten, muß er bei seinen Vorgesetzten Rückhalt finden. Bureaukratische Kontrolle und bereitwilliges Korrigieren erweckt nur Zaghaftigkeit, Unlust und Verdrossenheit. —

In dichtbevölkerten Distrikten ist die Gefahr des Alkoholgenusses doppelt groß, zumal wenn das Temperament der Bewohner schon an sich leicht entflammbar ist. Umsomehr sollte man in Ober-

schlesien gegen die Destillenwirtschaft vorgehen. Aber wie sieht es hier aus? Die Zustände sind geradezu grauenhaft. In allen Städten und Dörfern ist eine Unzahl von Schnapsschenken vorhanden, die weiter nichts verschenken, als den gemeinsten, eingeweide- und hirnzerfressenden Kartoffelschnaps, ohne dazu auch nur einen Bissen Brot usw. vorrätig zu halten. Zur Erhöhung seiner Wirkung und auch nicht zum Schaden des Geschäftes, wird er häufig nach reichlichem Wasserzusatz in der verschwiegenen Stille des Kellers munter durch zerstoßenen Pfeffer gejagt. Jedes zehnte oder zwanzigste Haus ist eine Schenke. Zum großen Teil in Händen von Juden mit althebräischen, deutschen und polnischen Namen. In diesen Pesthöhlen, die von früh bis abend gefüllt sind, geht ein guter Teil der polnischen Industriearbeiter an Leib und Seele zu Grunde, und mit ihnen ihre Familie. Wer genug hat, legt sich einfach in den Rinnstein. Derartige Erscheinungen sind selbst in Städten wie Beuthen so gewöhnlich, daß nur noch der Fremdling dabei stehen bleibt. Auch die Kinder werden häufig und schon in der zartesten Kindheit von den Eltern in den Schankstätten mit Schnaps gefüttert, was wir selbst sattsam beobachtet haben. In den überbesetzten Strafkammersitzungen erscheinen Zeugen und Angeklagte oft in dem Zustande einer stark geröteten Kräftigung; die unvermeidliche Wartezeit verbringen sie selbstverständlich drei Häuser weiter beim Schankwirt. Daß die Wahrheitsliebe dadurch nicht gestärkt wird („den Eid möcht' ich sehen, den ich nicht leisten könnte"), liegt auf der Hand, und so wird die Lage des Richters wie des Rechtssuchenden doppelt schwierig. In dem Zustande der vorgeschrittenen Trunkenheit bricht regelmäßig der Groll des Elenden und Unterdrückten hervor. Er schmäht alles, was über ihm ist, seinen Gott, den König, seinen Arbeitsherrn; den Polizisten, der ihm gerade begegnet; die hohe Geistlichkeit, vor der er sonst in den Staub sinkt. Nur eins ist ihm noch wert, nur eins, glaubt er, kann ihn aus dem Schmutze emporziehen: die Abschüttelung der Fremdherrschaft und die Neubegründung eines Polenstaates. Das die politische Seite. Die soziale Seite mit all ihrem Elend und Jammer, mit dem wüsten Zank und Lärm, der durch die ärmlichen Hütten dröhnt, liegt vor aller Augen offen. Und doch nicht in ihrer ganzen Gräßlichkeit: Wir haben es selbst erlebt, daß täglich zwei kleine Kinder kamen, um den Überrest des weggeschütteten Hundefutters aus der Müllgrube aufzulesen, zur Mahlzeit für sich und ihre dem Trunk verfallenen Eltern. Hier erheischen die Rücksichten der nationalen Politik wie die Gebote der Menschlichkeit gleichermaßen gründliche Abhilfe. Unterschätze man nur nicht das Unheil der

Branntweinpest! Welche Verrottung aus der Schnapsflasche kommt, haben wir in Dänemark und Schweden gesehen; wie leicht die Schnapswirtschaft einzudämmen ist, und wie schnell dann das Volk erstarkt, wie vernünftig, arbeitsam und willig es dann wieder wird, lehrt uns die Geschichte derselben Länder. Selbst Rußland ist dem übermäßigen Schnapsgenuß mit weisen Anordnungen entgegengetreten. Die Erkenntnis der Gefahr hat in Oberschlesien auch schon die Selbsthilfe rege gemacht. Die Geistlichkeit läßt es an Warnungen nicht fehlen, und es steht zu erwarten, daß sie nach dem Vorgange der Posener Erzbischöfe Dunin (1830), von Przylacki (1841) und von Ledochowski (1866) ihre Pflegebefohlenen zu strengen Temperenz-Bruderschaften zusammenfaßt. Die Hütten- und Grubenverwaltungen ferner liefern zum Teil ihren Arbeitern auf der Arbeitsstätte ein gutes leichtes Bier zum Selbstkostenpreis, $^3/_{10}$ Liter für 5 Pfennig, zum sofortigen Genuß auf der Stelle, aber nur im Vorbeigehen zu trinken. Dadurch erreichen sie, daß der Arbeiter seinen Durst wie sein Bedürfnis nach Genuß beizeiten stillt und sich so, besonders an Lohntagen, besser vor der Schnapsschenke bewahrt. Aber dies alles nützt nichts, wenn nicht die Hilfe des Staates kräftig einsetzt. Unbedingt müssen die Schnapsschenken geschlossen werden. Der Staat erleidet dadurch allerdings einen empfindlichen Verlust an Spiritussteuern, und die Landwirtschaft wird beeinträchtigt werden. Aber in Dänemark und Schweden ist es doch auch gegangen, und was gelten diese Nachteile gegenüber derartigen politischen und sozialen Gefahren? Die Schädigung der Schankwirte und der Landwirtschaft wird leicht dadurch verringert, daß der Staat die Maßregel mit langer Frist ankündigt und auch nach Ablauf der Frist mit schonender Langsamkeit durchführt. In der Tat setzt denn der Staat auch schon energisch ein. Seit etwa zwei Jahren wird der Bezirksausschuß in Oppeln als obere Instanz in Erteilung der Schankkonzessionen immer schwieriger. Ferner hat der Regierungspräsident am 7. Oktober 1901 eine Polizeiverordnung erlassen, durch die an Lohn- und Vorschußtagen, am 15. und am letzten eines jeden Monats, die Schankstätten von vier Uhr nachmittags ab zu schließen sind. Diese Verordnung ist im April und März 1902 für einige Kreise des Industriebezirks als rechtswirksam publiziert worden und hat schon seit der kurzen Zeit ihres Bestehens unendlich viel Segen verbreitet. Ein schlagender Beweis hierfür ist die Tatsache, daß seit jenem Zeitpunkt im Landgerichtsbezirk Beuthen die Kriminalität auffällig gesunken ist; sie beträgt zurzeit etwa 20 Prozent weniger als vorher. Und diese Folgeerscheinung trotz des Umstandes, daß sich inzwischen in mehreren Straf-

kammern bei der Strafzumessung eine erheblich mildere Ansicht Bahn gebrochen hatte, der sich auch die instanzlich untergeordneten Schöffengerichte des gesamten Bezirkes anschlossen. Ein klarer Beweis, daß die Kriminalität nicht sowohl durch Anspannung des Strafmaßes zu bekämpfen ist, als mit ungleich größerer Wirksamkeit in ihren Wurzeln, den sozialen Verhältnissen (Alkohol, Armut usw.). Weiter wird die Verpachtung der Konzessionen an nicht konzessionierte Unternehmer zu eigener selbständiger Ausbeutung (unter dem Deckmantel eines Lohnschänker-, eines Vertretungsvertrages) auf Grund der §§ 147, 33 der Gewerbeordnung von den Polizeiorganen und den Gerichten eifrig verfolgt. Schließlich schafft eine Novelle zu diesem Gesetz für die Schankwirte die Verpflichtung zum Halten von billigen Speisen. Weiter auf dieser Bahn bis zum völligen Schluß der Schankstätten! Dafür müssen eintreten Reformgasthäuser, wie sie von dem Verein für Gasthausreform (Vorsitzender Freiherr von Diergardt) vereinzelt schon in Westpreußen und Hinterpommern begründet sind und die bereits eine erfreuliche Tätigkeit entfalten sollen.

Weiter ist eine Grenzabsperrung gegen den Zuzug ausländischer Polen erforderlich. Alljährlich strömen zurzeit über die russische und die galizische Grenze hunderttausende von stockpolnischen Arbeitern herein. Mögen sie auch zum Teil kein klares Nationalbewußtsein mitbringen, so wird es ihnen doch hier eingeflößt; die oberschlesischen Polen fühlen sich dadurch an Zahl verstärkt, und die Idee eines einheitlichen großpolnischen Staates wird durch die Zurückwanderung in den Nachbarstaat verpflanzt, zu eigener selbständiger Produktivität. Bismarck hatte dies schon in den achtziger Jahren erkannt; zu Anfang seiner Polenpolitik säuberte er die östlichen Grenzen von diesen Überläufern polnischen Geblüts. Zur Sicherung der deutschen Industrie und Landwirtschaft, die mit diesem Zuzug rechnet, gestatten wir uns auf die eingehenden Vorschläge aufmerksam zu machen, die Regierungsrat Schoehl in den „Alldeutschen Blättern" vom 26. September 1903 veröffentlicht hat.

* * *

Nun noch einige andere Maßnahmen. In seiner vorzüglichen Schrift: „Neue Bahnen der Polenpolitik" (Berlin 1903) macht Regierungsassessor Dr. E. Herr für Westpreußen und Posen bemerkenswerte Vorschläge. Unter Darlegung des jetzigen Rechtszustandes empfiehlt er einerseits eine bessere Ausnützung der bestehenden Gesetze, andererseits den Erlaß neuer Gesetze durch Staat und Reich. Zweierlei ist in dieser Schrift besonders

anerkennenswert. Zunächst wird hier von einem preußischen Verwaltungsbeamten zum ersten Mal der Grundsatz aufgestellt, daß „im Kampf der Rassen nur ein ewig unabänderliches Gesetz, das Recht des Stärkeren, gelten dürfe," sodann wird aus der Einsicht heraus, daß das oberste Gebot eines geordneten Staatswesens das der Selbsterhaltung sei, mit anerkennenswertem Mute das Bedenken als nichtig dargetan, daß einzelne Gesetze in den Augen der Doktrinäre und weltfremden Politiker als „Ausnahmegesetze" gelten würden. Mit unbeirrtem Sinne bringt er daher in das ein, was notwendig ist für die Verwaltungsgesetzgebung, das Versammlungs- und Vereinsrecht, die Presse, die Staats- und Geschäftssprache, die Post und die Schul- und Kirchenpolitik. Die meisten seiner Vorschläge treffen auch für Oberschlesien zu, wenn auch mit gewissen Modifikationen. Seine Vorschläge sollen kurz beleuchtet werden.

In dem dichtbewohnten Oberschlesien ist die Gefahr eines Mißbrauchs des Versammlungs- und Vereinsrechts besonders groß. Mit dem unglücklich geratenen preußischen Gesetz vom 11. März 1850 aber ist den zahlreichen polnisch-politischen Vereinen mit ihren vorgeschobenen harmlosen Statuten schlechterdings nicht beizukommen. Um so weniger, als dies Gesetz von dem Kammergericht in ständiger Rechtsprechung ungemein einschränkend interpretiert wird. Wir erinnern an eine Entscheidung, die soeben erst durch die Blätter ging. Das Kammergericht erkannte an, daß die polnischen Volksbanken politische Einrichtungen seien, nämlich dazu bestimmt, die Idee des großpolnischen Staates unter Absonderung von Preußen zu verwirklichen. Die Beratungen aber über die Statuten einer solchen Bank, deren Gründung gerade betrieben wurde, erklärte es „an sich" für eine nur wirtschaftliche, keineswegs politische Angelegenheit, und sprach deswegen den Einberufer der Versammlung frei, da das Vereinsgesetz die polizeiliche Anmeldung einer Versammlung, summarisch ausgedrückt, nur bei politischen Erörterungsthemen erfordert. Wenn die Blätter die Begründung richtig wiedergegeben haben, so ist das Urteil recht befremdlich. Nicht um abstrakte Begriffe handelt es sich in der Strafrechtspflege, nicht darum, was ein Ding „an sich" ist. Vielmehr entscheidet im konkreten Leben, hier wie überall, der Zusammenhang, der nicht zerrissen werden darf. Der Wille des Handelnden gibt der Tat den strafrechtlichen Charakter. Hier aber war der Wille darauf gerichtet, eine politische Einrichtung zu gründen; das notwendige Mittel zu diesem Zweck, die Beratung und der Entwurf der Bankstatuten, fallen somit ebenfalls in den Bereich dieses Willens, erhalten von diesem Willen ihren Charakter, bilden daher ebenfalls eine politische Angelegenheit. Daß eine

ihrem Wesen nach rein wirtschaftliche Einrichtung, nämlich die bereits gegründete und wirkende Volksbank, durch den Willen ihrer Leiter ihren Charakter in den einer politischen Einrichtung ändert, erkennt das Urteil stillschweigend selbst an; warum aber soll denn bei dem notwendigen Mittel zur Begründung einer solchen Bank, dem Entwurf der Statuten, dieselbe Änderung unmöglich sein? Hier zeigt sich der circulus vitiosus. Um so mehr ist eine Gesetzesänderung notwendig, die in klaren Bestimmungen für Irrtümer keinen Raum läßt, die aber auch energischer eingreift. Dr. Herr verteidigt mit Recht den Grundsatz, daß auf dem Gebiete des öffentlichen Vereinsrechts die Zuständigkeit der preußischen Landesgesetzgebung fortbesteht. Dementsprechend schlägt er vor, durch einen Zusatz zu § 5 der Polizeibehörde die Auflösungsbefugnis auch dann zu erteilen, wenn in den Versammlungen in einer nichtdeutschen Sprache verhandelt werde, und weiter will er den gesetzlichen Zwang des § 16 auf Schließung des Vereins auch auf den Fall ausdehnen, wenn dessen Versammlungen wiederholt wegen Gebrauchs einer nichtdeutschen Sprache aufgelöst worden sind. Wir stimmen diesen Vorschlägen durchweg zu und wünschen, daß der Gesetzentwurf, der inzwischen vor das Abgeordnetenhaus gebracht ist, in diesem Sinne ausgebaut werde.

Wer es erlebt hat, wie eifrig von dem oberschlesischen Arbeiter die großpolnischen Zeitungen gelesen und inhaltlich weiter verbreitet werden, muß auch eine Änderung des Reichspreßgesetzes für notwendig halten. Herr schlägt vor, das Erscheinen einer periodischen Druckschrift in einer anderen lebenden Sprache als der deutschen von der Genehmigung der höheren Verwaltungsbehörde abhängig zu machen, und hofft, daß diese Änderung mit Hilfe der oberschlesischen Zentrumsmitglieder im Reichstage durchgesetzt werden könne. Die Hoffnung ist nicht von der Hand zu weisen, zumal jetzt die oberschlesische Polenfraktion dem Zentrum aufgesagt hat. Eventuell empfiehlt Herr, durch eine Änderung des § 3 des Reichspostgesetzes die in nichtdeutscher Sprache erscheinenden politischen Zeitungen vom Postdebit im deutschen Reiche auszuschließen. Beide Vorschläge sind überaus dankenswert.

Nach einer eingehenden Würdigung der Gesetzeslage kommt Herr hinsichtlich der Amts- und Geschäftssprache zu dem Schluß, daß schon nach dem bestehenden Recht jeder Verkehr des Publikums mit den Reichsbehörden in deutscher Sprache zu geschehen habe, und daß Eingaben in einer andern Sprache unberücksichtigt bleiben könnten. Ausnahmen von diesem Grundsatze bestehen reichsgesetzlich hinsichtlich der Testamente gemäß §§ 2244, 2245 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, hinsichtlich

der freiwilligen Gerichtsbarkeit gemäß § 179 des Gesetzes vom 17. Mai 1898 (hiernach genügt schon die einfache Erklärung eines Beteiligten, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig sei, um die Zuziehung eines Dolmetschers, oder, wenn Richter oder Notar der fremden Sprache mächtig sind, direkte Verhandlung in der fremden Sprache zu veranlassen), und hinsichtlich der Gerichtssprache gemäß § 187 des Gerichtsverfassungsgesetzes (bei Verhandlungen mit Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, ist ein Dolmetscher zuzuziehen). So wünschenswert es wäre, daß der obengenannte Grundsatz durch ein besonderes Reichsgesetz ausgesprochen würde, so sehr bezweifelt Herr bei der Zusammensetzung des Reichstages den Erfolg eines solchen Gesetzesvorschlages. Remedur erhofft er mittelbar von einer gesetzlich zu veranlassenden Erhöhung der Gebühren für Zuziehung des Dolmetschers und Anstellung von nicht polnisch sprechenden Richtern und Notaren. Dagegen hält er für das Gebiet des preußischen Staates eine Änderung des § 1 des Geschäftssprachengesetzes vom 28. August 1876 dahin für aussichtsvoll, daß jeglicher, nicht bloß der schriftliche Verkehr mit den preußischen Behörden in deutscher Sprache stattzufinden habe. — In der Tat ist hier eine Reform der Gesetzgebung kaum zu erwarten. Doch der polnischen Sprache kann man wohl auf anderm Wege wirksamer begegnen, nämlich auf dem Gebiete des Unterrichts, des Religionskultus und des Verkehrs.

Die Bodengesetzgebung hat für Oberschlesien nicht dieselbe Bedeutung wie für Posen und Westpreußen, da das oberschlesische Land sich zum weitaus größten Teil in der festen Hand von deutschen Großgrundbesitzern befindet, der Übergang in polnische Hände also lange nicht so häufig auftritt wie in den beiden anderen Provinzen. Aber auch hier ist eine verständige Agrarpolitik von der größten Wichtigkeit. Nicht der Großgrundbesitzer, der exklusiv auf seinem Schlosse sitzt, gibt dem Lande seinen nationalen Charakter, sondern der Bauer. Die Richtigkeit dieses Satzes finden wir nicht nur in den russischen Ostseeprovinzen und im Innern Böhmens bestätigt, wo die Sprossen stolzer deutscher Adelsgeschlechter aufgesogen sind in der Nationalität ihrer Hintersassen, sondern auch in Oberschlesien. Seit mehr als hundert Jahren haben wir hier nur deutschen Großgrundbesitz. Dessen germanisierender Einfluß aber hat sich nur auf das Hauspersonal beschränkt, die Masse der Gutsarbeiter hingegen und der bäuerlichen Wirte ist bis auf den heutigen Tag polnisch geblieben. Nur im Wege der bäuerlichen Ansiedelung läßt sich daher Oberschlesien für das Deutschtum gewinnen. Einen großen Erfolg würden wir demnach erzielen, wenn wir die oberschlesischen Rittergüter wenigstens

zum Teil in deutsches Bauernland verwandelten (vgl. Schoehl a. a. O). Danach wäre zunächst der Wirkungskreis der Ansiedelungskommission auf Oberschlesien auszudehnen. Weiter aber wäre inhaltlich das Ansiedelungsgesetz so auszubauen, wie es Herr vorschlägt. Vorkaufsrecht für die Ansiedelungskommission, Beschränkung des Grunderwerbs durch Polen oder wenigstens Bescheinigung des Regierungspräsidenten oder des Landrats, daß gegen die Eintragung als Eigentümer im öffentlichen Interesse keine Einwendungen zu machen seien, sind die Bahnen für die künftige Gesetzgebung.

Von dem wirksamsten Nutzen aber und von ungeheurer Bedeutung ist eine einsichtsvolle Schul- und Kirchenpolitik. Hier ist manches verfehlt worden. Die Unterrichtssprache muß ausschließlich die deutsche sein und darf nur von Lehrern deutscher Herkunft und deutscher Umgangssprache erteilt werden. Wenn die Schulen Oberschlesiens jedoch noch nicht das erwünschte leisten, so liegt das nicht mehr an der Lehrerschaft. Diese ist fast ausnahmslos deutsch gesinnt und setzt ihre beste Kraft ein, die deutsche Sprache zu verbreiten und den Herzen der Kinder preußisch-patriotische Gesinnung einzupflanzen. Der Grund liegt vielmehr in dem Mangel an Lehrern, in der Überfüllung der Schulklassen und zum Teil auch in der weiten Entfernung der Schulstätten von den Wohnungen der Kinder, die im Winter den Schulbesuch mitunter unmöglich macht. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der schulunterhaltungspflichtigen Körperschaften hat leider mit dem schnellen Wachstum der Bevölkerung nicht Schritt gehalten. Die Regierung tut hier jedoch ungemein viel. Die unterhaltsunfähigen Gemeinden und Gutsbezirke erhalten aus dem Staatsfiskus namhafte Zuschüsse, und für besonders gute Leistungen werden den Lehrern aus Staatsmitteln Prämien gewährt (vgl. Schoehl a. a. O.). So können wir auf dem Gebiete der Schulpolitik der Regierung nur dankbar sein. Aber nicht ganz so steht es mit der Kirchenpolitik! Wer die Bedeutung kennt, die Bigotterie, Aberglaube und echte Religiosität in dem polnischen Volksleben haben, wird diesem Zweige der Verwaltung seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Niemand versäumt es hier, vor den Kreuzen und Heiligenbildern den Hut zu rücken, die in reicher Zahl die Straßen und die Plätze bedecken. Selbst der Hahar, der in trunkener Rachgier mit dem Knüppel in der Faust seinen Feind verfolgt, vergißt vor einem solchen Symbol nicht den mechanischen Griff nach seinem wüsten Schädel. Der Hochsommer wird ausgefüllt von zahllosen Prozessionen; täglich ziehen dichte Scharen von Männern und Weibern unter monotonen Gebeten, durchdringenden Gesängen und greller

Hornmusik hinaus zu den heiligen Kapellen, an denen die Umgegend nicht arm ist. Diese Gebräuche üben selbst auf Angehörige rein deutscher Klassen vereinzelt eine starke Assimilationskraft. Ja, die quantitative Übermacht und die qualitative Vehemenz des orthodoxen rassepolnischen Religionslebens sendet ihre Ausstrahlungen sogar durch die deutschen Oberschichten hinein in das preußisch-politische Leben. Hier ist ein guter Boden für ultramontane Bestrebungen. Genährt von der allgemeinen konfessionellen und politischen Zwietracht, wird sich der Ultramontanismus wieder an das Nationalpolentum wenden und in dessen staatsfeindlicher Gesinnung einen bereitwilligen Gefolgsmann finden. Wir blicken voller Sorgen in die Zukunft. Das Altpreußentum, wie wir es von unseren Vorvätern überkommen haben, ist durchtränkt von dem lebendigen Hauche der Geistesfreiheit, und so denkt niemand daran, dem rein katholischen Kultus in den Weg zu treten. Aber die hierarchisch-politischen, die ultramontanen Bestrebungen müssen niedergedrückt werden mit ernster, nachdrücklicher Kraft. Hier vor allem ist erforderlich aufmerksame staatliche Überwachung, besonders gewissenhafte Auswahl eines auserlesenen Seelsorgermaterials von alterprobter Königstreue, unbezweifelbarem Blute und unantastbarem Charakter. Wir wären glücklich, wenn sich die Worte nicht erfüllten, die Herr vor einem Jahre schrieb: „Bei einer Durchsicht der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen ist es für den Deutschen überaus beschämend, zu sehen, wie das geltende Recht dem Staate vollauf das Recht gibt, hier Wandel zu schaffen, und wie der Staat Preußen von dieser Macht einen so verschwindend geringen Gebrauch gemacht hat.“!

Also nun alle Hebel angesetzt! Tue jeder, was ihm obliegt. Als Richter werden wir einem unglücklichen, hartgeprüften Volke ein einsichtsvolles Verständnis entgegenbringen und zumal in der Strafzumessung um so vorsichtiger sein, als wir uns bewußt sind, einer fremden Volksseele gegenüber zu stehen, deren Innenleben nachzuempfinden uns nahezu verschlossen ist. Nur so werden wir überzeugt sein, *Gerechtigkeit* zu üben. Aber als Staatsbürger, als Politiker und nun gar als Verwaltungsbeamte sind wir uns darüber klar, daß im politischen Leben nur die *Machtfrage* entscheidet. Den wesensungleichen Mann werden wir nie gewinnen, aber wir können ihn bezähmen und bändigen. Seien wir daher unseren fremden Volkselementen gegenüber nicht idealistische Schwärmer, sondern das, was sie selbst erwarten: reale Gebieter! Lassen wir uns warnen von dem Unheil, das Manteuffel mit seinem System der Liebenswürdigkeiten in Elsaß-Lothringen angerichtet hat. Aus dem Volke selbst

heraus, und nicht zum letzten durch die hingebende Arbeit des Ostmarkenvereins, auf Grund unmittelbarer eigener Erfahrung sind über diesen fressenden Schaden der Staatsregierung die Augen geöffnet worden. Sie beginnt zu handeln, und wir rufen ihr zu: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!"

Abend.

Abend! Es treten
Die Berge näher.
Es steigen die Nebel,
Kulschen Schatten
Vom Fels zum Walde.
Über zackigen Wipfeln
Tanzt die Sonne.

Abendschweigen.
Wie redet die Einsamkeit,
Spricht eherne Worte
Zur Mannesseele!

Die Sonne glüht,
Die scheidende Sonne.
Wie im Tod ein Großer
In alle Glorie
Einmal noch ausstrahlt.

Dann sinkt sie schnell.
Die Dämmerung schleicht,
Ein grauer Wolf,
Durch nächtliche Täler.
Ich weiß, ich weiß:
Nun kommt die Nacht,
Die lange Nacht,
„Da Niemand wirken,"
Da Niemand lieben kann.
Ich weiß, ich weiß.

Bitter wunderlich!
Dann werd' ich dein Auge,
Dein grüßendes Auge
Nimmermehr sehen.

Dann wirst du, Geliebte,
Des Freundes Auge
Nimmermehr sehn.
O wunderlich bitter!

Nun starb die Sonne.
Ist mit ihr auch
Gestorben die Liebe?

* * *

Ein Leuchten da!
Ein schwaches Leuchten!
Geküßt vom Strahle
Der schon Entschwundenen
Eine Wolke leuchtet,
Eine kleine, stille
Rosige Wolke
Noch am Himmel,
Am dunkeln Himmel.

Hab' Dank für das Zeichen!
Nicht tot die Sonne,
Nicht tot die Liebe.
Sonne und Liebe
Können nicht sterben.

Versteh' ich das Zeichen?
Dies Leben ist nichts
Als nur ein Abglanz,
Ein schwacher Abglanz
Jener fernen, verborgenen,
Aus tiefer Nacht
Dem der sie sieht,
Leuchtenden Sonne.

Hab' Dank, hab' Dank.
Sonne — Freundin!
Hab' Dank!
Ich versteh'!

O du, o Weib,
Seit deine Seele,
Deine keusche Seele
Mir sich ergeben,
Ward lichter Morgen
Ward heller Mittagsglanz
Meines Lebens Nacht.
Du machtest sehend
Die blinden Augen,
Du machtest gläubig
Dies tote Gemüt.
Nun scheint mir alles
Hier nur ein Gleichnis,
Ein Gleichnis von dem,
Was drüben wartet.
Ich sehne, sehn' mich
Der Sonne nach,
Zum Tode, zu dir.

O komme du große,
Herbe Liebe.
Auf lichtem Pfad
Nimm mich, trag' mich
Zur neuen Sonne!

Aus: „Erntezeit". Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Wilhelm von Humboldt als Unterrichtsminister.

Von

Bruno Gebhardt.

Der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften wurden bei ihrer Zweihundertjahrfeier aus dem Kaiserlichen Dispositionsfonds die Mittel bewilligt, die alte Dankesschuld gegen ihren Neuschöpfer, Wilhelm von Humboldt, abzutragen und dessen gesammelte Schriften herauszugeben. Es sollte das ganze Lebenswerk des bedeutenden Mannes umfassend dargelegt werden, und deshalb wurde beschlossen, neben den Werken im engeren Sinne und den Gedichten und Tagebüchern auch die politischen Denkschriften und die Briefe mit herauszugeben. Was den letzten Punkt betrifft, so ist der Umfang der Briefsammlung überhaupt noch nicht abzusehen, da Humboldt, darin ganz ein Kind seiner Zeit, so viele Briefe schrieb, daß Vollständigkeit schwer zu erzielen sein wird. Gedichte sind vielfach auch ungedruckt vorhanden, doch läßt die poetische Form meist viel zu wünschen übrig, und die Mitteilung wird sich nicht weit über die bisher bekannten erstrecken dürfen. Tagebuchartige Aufzeichnungen sind nur wenig erhalten geblieben und davon auch schon einiges gesondert herausgegeben. Die politischen Denkschriften liegen meinem Buche „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann“ (2 Bde. Cotta 1896/99) zu Grunde und werden nun zum ersten Male vollständig ediert. Erschienen ist der erste Band, Jugendschriften enthaltend, und der zehnte, die Denkschriften aus der Zeit des Unterrichtsministeriums umfassend. Diesem Bande wollen wir auf Wunsch der Redaktion eine nähere Aufmerksamkeit zuwenden.

Der Grundzug im Wesen Humboldts war ein starker Idealismus, und dieser Grundzug, der all' sein Wirken charakterisiert, war auch in seiner politischen Tätigkeit hervorstechend. Damit ist auch die Richtung seines Wesens und Willens bezeichnet. Obgleich er in den 18 Jahren, die er dem Staate seine Dienste leistete, die überwiegend längste Zeit als Diplomat tätig war, seine Verdienste sind nicht auf diesem Gebiete zu suchen und zu finden. Er war für das innere Staatsleben bestimmt,

die Leitung des Unterrichtswesens, die Bildung seines Volkes war seine Domäne, hier waltete er unübertrefflich, hier wurde er der größte deutsche Kultusminister.

In den Tagen seiner Jugend lag ihm jedes Interesse an politischen Dingen fern, der Wissenschaft gehörte allein sein Dasein. Wohl hatte er eine Schrift verfaßt „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (1792, Band 1 dieser Ausgabe S. 97 ff.), aber darin sprach sich eine solche Geringschätzung des Staates aus und eine solche Überschätzung des individuellen Lebens, daß sie ihm bald nicht mehr genügte und er sie bei Seite legte, als ihm Verlegerschwierigkeiten entstanden. In der Zeit, als er mit Schiller verkehrte, hatte er wohl Pläne gefaßt, die preußische Gesandtschaft in Mainz zu übernehmen und dort mit dem Freunde zu leben — aber diese Pläne blieben Gedankenspielereien, mehr von der Freundschaft als von anderen Interessen eingegeben. Daß er dennoch in den Dienst des Staates trat, war mehr ein Zufall. Italien lockte ihn, und er nahm die ziemlich bedeutungslose Mission in Rom an, um dort leben zu können. Nun folgte der Zusammenbruch Preußens, der sein patriotisches Herz mit Trauer erfüllte, und als Stein auf ihn aufmerksam wurde und ihn für die Übernahme des Unterrichtspostens ins Auge faßte, ging er auch nur zögernd und ungern an diese Aufgabe. Aber das Pflichtgefühl zwang ihn und half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Wenig über ein Jahr stand er an der Spitze der Sektion des Kultus und Unterrichts, damals ein Teil des Ministeriums des Innern, aber was er in dieser kurzen Zeit geschaffen und angebahnt hatte, wird ihm immer zum höchsten Ruhm gereichen.

Er trat fremd an die neuen Aufgaben heran, und in seinem Ablehnungsschreiben wies er auch darauf hin, daß durch die lange Entfernung vom Vaterlande ihm die Lokalverhältnisse des Staates und der Zustand der deutschen Literatur unbekannt seien; auch die Abhängigkeit vom Minister des Innern schien ihm drückend und lähmend. Als er aber trotzdem loyal den Wünschen des Monarchen folgte und das Amt übernahm, hat er mit überraschender und bewundernswerter Geschicklichkeit die Geschäfte geleitet und durchgeführt. Der vorliegende 10. Band der gesammelten Schriften bringt aus den Akten des Geheimen Staatsarchivs und des preußischen Kultusministeriums eine Fülle von Aktenstücken, die sich über die verschiedensten Richtungen seiner Tätigkeit verbreiten.

An die Spitze stellen wir, wie billig, eine Schrift, die zwar unvollendet und deren Datierung schwierig ist, aber doch in so edler Weise und Form die pädagogischen Ansichten Humboldts wiedergibt. Sie führt

den Titel „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ und findet sich als eigenhändiger Entwurf in den Akten der Akademie zu Berlin (Bd. 10 S. 250 ff.). Er legt darin in philosophischer Weise Ziel, Zweck und Begriff der höheren wissenschaftlichen Anstalten dar und zwar insbesondere den Unterschied zwischen einer Akademie und einer Universität, die er für Berlin plante. „Bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten beruht alles darauf, das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unabläßig sie als solche zu suchen. Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat. Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun. Um nun auf immer diesen Abweg zu verhüten, braucht man nur ein dreifaches Streben des Geistes rege und lebendig zu erhalten: „einmal alles aus einem ursprünglichen Prinzip abzuleiten (wodurch die Naturerklärungen z. B. von mechanischen zu dynamischen, organischen und endlich physischen im weitesten Verstande gesteigert werden); ferner alles einem Ideal zuzubilden; endlich jenes Prinzip und dies Ideal in eine Idee zu verknüpfen.“

Er findet, daß der geistige Charakter des deutschen Volkes diese Tendenz besitze, wenn auch dies Streben nicht immer und überall vorhanden sei, am meisten spräche es sich aber in Kunst und Philosophie aus. Wird das Prinzip herrschend, Wissenschaft als solche zu suchen, so ist für das Innere der höheren wissenschaftlichen Anstalten genügend gesorgt; für das Äußere des Verhältnisses zum Staat kommt es am meisten auf die Wahl der in Tätigkeit zu setzenden Männer an. Außerdem wird eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt, die von höchster Wichtigkeit sind. „Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Spezialschulen behandeln, und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen.“ „Auf der andern Seite aber ist es hauptsächlich Pflicht des Staates, seine Schulen so anzuordnen, daß sie den höheren wissenschaftlichen Anstalten

gehörig in die Hände arbeiten. Dies beruht vorzüglich auf einer richtigen Einsicht ihres Verhältnisses zu denselben und der fruchtbar werdenden Überzeugung, daß nicht sie als Schulen berufen sind, schon den Unterricht der Universität zu antizipieren, noch die Universitäten ein bloßes, übrigens gleichartiges Komplement zu ihnen, nur eine höhere Schulklasse sind, sondern daß der Übertritt von der Schule zur Universität ein Abschnitt im jugendlichen Leben ist, auf den die Schule im Falle des Gelingens den Zögling so rein hinstellt, daß er physisch, sittlich und intellektuell der Freiheit und Selbsttätigkeit überlassen werden kann und, vom Zwange entbunden, nicht zum Müßiggang oder zum praktischen Leben übergehen, sondern eine Sehnsucht in sich tragen wird, sich zur Wissenschaft zu erheben, die ihm bis dahin gleichsam nur von fern gezeigt war. Ihr Weg, dahin zu gelangen, ist einfach und sicher. Sie muß nur auf harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten in ihren Zöglingen sinnen; nur seine Kraft in einer möglichst geringen Anzahl von Gegenständen an, soviel möglich, allen Seiten üben und alle Kenntnisse dem Gemüt nur so einpflanzen, daß das Verstehen, Wissen und geistige Schaffen nicht durch äußere Umstände, sondern durch seine innere Präzision, Harmonie und Schönheit Reiz gewinnt." Von diesem hochragenden Standpunkt faßte er den Gegenstand seiner Tätigkeit auf, und nicht minder ideal sind die Gedanken, die er bei der Reform und Neugründung der verschiedenen Arten der Anstalten verfolgte.

Für die Akademie der Wissenschaften sprach er sich dahin aus, „daß es dem Unterrichts-System einer bedeutenden und selbständigen Nation schlechterdings an der letzten und schönsten Vollendung fehlt, wo nicht eine Akademie der Wissenschaften alle Zweige derselben in sich vereinigt und gerade ihre höchsten und feinsten Teile verfolgt. Ebenso gewiß ist es, daß eine Akademie nicht mit einer Universität verwechselt werden darf, daß jene zur Erweiterung, diese mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt ist, und daß nicht jedes Mitglied der einen Anstalt dadurch auch der andern würdig genannt werden kann. Daß es aber dem Preußischen Staat möglich ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick doch ein solches Bildungs- und wissenschaftliches System aufzustellen, das auf ganz Deutschland einen bedeutenden Einfluß ausüben kann, daß dies sogar von einem großen Teile unseres Vaterlandes mit Recht erwartet wird, daß hierin Selbständigkeit und Vollendung möglich ist, und daß dies das sicherste Mittel sein dürfte, die Nation aufs neue zu stärken und zu heben und kräftig und wohltätig auf ihren Geist und Charakter einzuwirken, darin stimmen Ew. Exzellenz gewiß mit mir überein!" (Bd. 10 S. 31ff.)

Der Akademie der Künste fügte er eine Musikbehörde bei und begründete dies in einer lichtvollen Denkschrift, die schon früher gedruckt war. Die Königliche Bibliothek befreite er von dem Einfluß der Akademie, stellte sie selbständig und besserte ihre Bezüge.

Seine Hauptteilnahme aber gehörte den Universitäten; in ihnen verkörperte sich sein Ideal wissenschaftlicher Freiheit und wissenschaftlichen Strebens; für sie wollte er die reichsten Mittel des Staates aufwenden. „Schulen und Gymnasien," sagt er in dem ersten Antrag (Bd. 10 S. 140) auf Stiftung der Universität Berlin, „sind von dem wichtigsten Nutzen für das Land, in dem sie sich befinden. Allein nur Universitäten können demselben Einfluß auch über seine Grenzen hinaus zusichern und auf die Bildung der ganzen, dieselbe Sprache redenden Nation einwirken. Wenn Ew. Königliche Majestät nunmehr diese Einrichtung förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würden Sie Sich aufs neue Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiert, auf das festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen."

Er setzte die Stiftung der Universität Berlin durch, sorgte ausreichend für Königsberg und einigermaßen für Frankfurt a. O., aber einen noch größeren Teil seiner Kraft und Tätigkeit widmete er den höheren und niederen Schulen der Monarchie. Er, der selbst nie eine Schule besucht hat, schuf sich ein System von Schulen, über das er sich in dem Bericht an den König[1]) (Bd. 10 S. 205 ff.) folgendermaßen ausspricht: „Sie (die Section des öffentlichen Unterrichts) berechnet ihren allgemeinen Schulplan auf die ganze Masse der Nation und sucht diejenige Entwicklung der menschlichen Kräfte zu befördern, welche allen Ständen gleich notwendig ist und an welche die zu jedem einzelnen Beruf nöthigen Fertigkeiten und Kenntnisse angeknüpft werden können. Ihr Bemühen ist daher, den stufenartig verschiedenen Schulen eine solche Einrichtung zu geben, daß jeder Unterthan Ew. Königl. Majestät darin zum sittlichen Menschen und guten Bürger gebildet werden könne, wie es ihm seine Verhältnisse erlauben, allein keiner den Unterricht, dem er sich widmet, auf eine Weise empfange, die ihm für sein übriges Leben unfruchtbar und unnötig werde; welches

[1]) Den Bericht konnte ich für mein Buch noch nicht verwerten, da ich ihn erst später im Archiv auffand.

dadurch zu erreichen steht, daß man bei der Methode des Unterrichts nicht sowohl darauf sehe, daß dieses oder jenes gelernt, sondern in dem Lernen das Gedächtniß geübt, der Verstand geschärft, das Urtheil berichtigt, das sittliche Gefühl verfeinert werde.

„Auf diese Weise ist nun die Section zu einem viel einfacheren Plane gelangt, als neuerlich in einigen deutschen Ländern beliebt worden ist. In diesen, namentlich in Bayern und Österreich, hat man fast für jeden einzelnen Stand besonders zu sorgen gesucht. Meiner Überzeugung nach ist dies aber durchaus unrichtig und verfehlt selbst den Endzweck, den man dabei im Auge hat.

„Es giebt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen, und noch mehr eine gewisse Bildung der Gesinnungen und des Charakters, die keinem fehlen dürfen. Jeder ist offenbar nur dann ein guter Handwerker, Kaufmann, Soldat und Geschäftsmann, wenn er an sich und ohne Hinsicht auf seinen besonderen Beruf ein guter, anständiger, seinem Stande nach aufgeklärter Mensch und Bürger ist. Giebt ihm der Schulunterricht, was hierzu erforderlich ist, so erwirbt er die besondere Fähigkeit seines Berufes nachher sehr leicht und behält immer die Freiheit, wie es im Leben so oft geschieht, von einem zum andern überzugehen.

„Fängt man aber von dem besonderen Berufe an, so macht man ihn einseitig, und er erlangt nie die Geschicklichkeit und Freiheit, die nothwendig ist, um auch in seinem Berufe allein nicht bloß mechanisch, was Andere vor ihm gethan, nachzuahmen, sondern selbst Erweiterungen und Verbesserungen vorzunehmen. Der Mensch verliert dadurch an Kraft und Selbständigkeit, und da mehrere Berufe, wie der des Soldaten und des Geschäftsmannes, vom Staate abhängen, so ladet sich der Staat, wenn er Menschen ausschließend zu diesen erzieht, die Last auf, diese auch dazu gebrauchen und versorgen zu müssen. Der Geschäftsdienst aber würde viel besser und Ew. Königl. Majestät viel ersprießlicher werden, wenn er gar nicht als eine Versorgung angesehen würde, wenn ihn jeder mehr aus Neigung zu einer wichtigen Thätigkeit als des Unterhalts wegen übernähme, und der Staat nicht, wenn er einen Menschen gern von seinem Posten entfernte, immer den leidigen Gedanken haben müßte, ihn um sein Brod zu bringen, sondern sich darauf verlassen könnte, daß ihm bei seinem Abgange ein anderer Erwerbszweig nicht fehlen würde.

„Es tritt endlich die Schwierigkeit ein, daß sich der künftige Beruf oft nur sehr spät richtig bei einem Kinde oder jungen Menschen bestimmen läßt und daß sein natürliches Talent, das ihn vielleicht einem andern widmen würde, bald nicht erkannt, bald erstickt wird.

„Die Section des öffentlichen Unterrichts läßt daher, so weit ihre Wirksamkeit reicht, die Special-Schulen für Handwerker, Kaufleute, Künstler u. s. f. überall dem allgemeinen Unterricht nachfolgen und hütet sich, die Berufsbildung mit der allgemeinen zu vermischen. Die allgemeinen Schulanstalten sieht sie als allein sich anvertraut an, über die Special-Schulen tritt sie mit den sich auf sie beziehenden anderen Staatsbehörden in Verbindung.

„Dem Plan der Section nach soll es daher auch in den Städten nur Elementar- und gelehrte Schulen geben. In den Elementar-Schulen soll nur gelehrt werden, was jeder als Mensch und Bürger nothwendig wissen muß; in den gelehrten sollen stufenweise diejenigen Kenntnisse beigebracht werden, die zu jedem auch dem höchsten Berufe nothwendig sind, und der Grad der Ausbildung, den jeder erlangt, muß nur von der Zeit abhängen, die er in der Schule zubringt, und der Classe, die er darin erreicht. Da aber nicht alle Schüler einer Stadt gleich sein können noch gleich sein sollen, so wird es Elementar-Schulen geben, die, weil reichere Leute in denselben ein höheres Schulgeld für ihre Kinder bezahlen, dem Unterricht mehr Ausdehnung und Vollständigkeit geben können. Auf der andern Seite werden kleinere Städte, die nicht große, bis zur Universität führende gelehrte Schulen haben können, Anstalten besitzen, auf denen nur ein Theil des Unterrichts der eigentlich gelehrten Schulen ertheilt wird.

„Auf diese Weise wird es auch an denjenigen Schulen nicht fehlen, die man sonst Mittel- und Bürgerschulen zu nennen pflegt, und keinem Stand wird es an einer zu seiner Ausbildung bestimmten Unterrichtsanstalt mangeln. Nun wird überall Einheit des Planes sein, so daß der Übergang von einer Schule zur andern ohne Lücke geschehen kann.

„Die gelehrten Schulen hatten bisher den Fehler, daß die gelehrten Sprachen zu ausschließend auf denselben getrieben und auf eine Weise behandelt wurden, daß, wenn der Unterricht nicht bis zu Ende verfolgt wurde, die darauf gewandte Zeit fast gänzlich verloren war.

„Beidem kann und wird die Section abhelfen. Sie wird auf jeder gelehrten Schule und hat hierzu schon den Anfang gemacht, den mathematischen und historischen Unterricht gleich gut mit dem in den alten Sprachen einrichten, so daß jeder Schüler, ohne daß ihm gestattet werde, einen von diesen dreien ganz zu vernachlässigen, sich nach seinem Talent einem wird vorzugsweise widmen können.

„Bei dem Sprachunterricht aber wird die Section diejenige Methode immer allgemeiner machen, welche, wenn man auch die Sprache selbst

wieder vergißt, doch ihre angefangene Erlernung, und nicht bloß als Gedächtnisübung, sondern auch zur Schärfung des Verstandes, zur Prüfung des Urtheils und zur Gewinnung allgemeiner Ansichten immer und auf die ganze Lebenszeit nützlich und schätzbar macht.

„Ein besonderes Augenmerk richtet die Section darauf, daß Niemand von einer niedrigern Schule zu einer höhern und in dieser von einer Classe zur andern übergehe, ehe seine Fähigkeit zu diesem Übergange gehörig geprüft und der bisherige Lehrer den Schüler dem folgenden mit der lebendigen Überzeugung übergeben kann, daß er die bisherige Stufe erreicht hat und nun zur nächsten reif ist. Der Übergang zur Universität soll schlechterdings nie vor vollendetem 18. Jahre erlaubt sein."

Er regte auch die Einführung der Abiturientenprüfung an, die allerdings erst nach seinem Ausscheiden aus dem Amte, am 25. Juni 1812, verordnet wurde, und setzte vor allem die allgemein bindende Einführung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen durch, um „das Eindrängen und Vorkommen mittelmäßiger und schlechter Schullehrer oder wenigstens solcher, die, bei anderweitigem Verdienst, sich doch für diesen Beruf nicht schicken, zu verhindern und bessere an ihre Stelle zu setzen". So schuf er den gesonderten Stand der Gymnasiallehrer, der bis dahin meist aus Kandidaten der Theologie oder Ungeprüften sich bildete.

Doch genug der mannigfachen Reformen, die Humboldt auf diesem Gebiete durchsetzte. Überraschend dabei ist vor allem die Kenntnis der Gegenstände und Einrichtungen, die er, der Jahre lang von Deutschland fern lebte, bewies; der Mut, mit dem er in so großer Bedrängnis an seine fruchtbringende Arbeit ging, und der Feuereifer, mit dem er sie größtenteils durchsetzte und zu Ende führte. Wenn man bedenkt, daß er nur ein Jahr seines Amtes waltete, ist die Fülle des Geleisteten imponierend, und als die Verhältnisse sein Ausscheiden nötig machten, konnte er seinen treuen Mitarbeitern Nicolovius und Süvern die Fortsetzung anvertrauen, da er auch bisher keinen Schritt ohne sie unternommen hatte. Der zehnte Band seiner gesammelten Schriften wird aber für immer ein leuchtendes Denkmal seiner Einsicht, seiner Geschicklichkeit, seiner staatsmännischen Fähigkeiten bleiben!

John Ruskin, Gotik und Renaissance.

Von

Charlotte Broicher.

II.

Die durch Ruskin bewirkte Wiedergeburt der Gotik in England beruhte weniger auf seinen leidenschaftlichen Angriffen wider die Renaissance, als auf der schöpferischen Kraft, das organische Leben und die endlosen Entwicklungsmöglichkeiten der Gotik zu veranschaulichen. Die Motivierungen, die er dafür fand, forderten nicht nur die Wiederaufnahme von Formen, in denen der germanische Volksgeist sich einstmals seiner selbst bewußt geworden war. Das waren Gedanken, die Friedrich Schlegel schon 1805 in den „Ideen zur christlichen Kunst" ausgesprochen, von denen Sulpiz Boisserée sich hatte begeistern lassen, und die August Reichensperger in seiner Propaganda für den Ausbau des Kölner Domes verwertete.[1]) Dies alles nimmt in Ruskins wundervollen Ausführungen zwar breiten Raum ein, bildet aber doch nur die Voraussetzung. Er forderte die Wiedererweckung der Gotik nicht aus Pietät für ihre ehrwürdige Vergangenheit, sondern erwies aus ihrer unerschöpflichen Zeugungskraft neuer Lebensformen, daß sie die Architektur der Zukunft sei.

England und Schottland sind reich an Baudenkmälern nationaler Kunst. Jahrhundertelang hat sich die Gotik dort ununterbrochen weiterentwickelt, bis sie auch hier an dem Überreichtum ihrer Formen entartete. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte dort aber der Klassizismus die Herrschaft angetreten, genau wie in Deutschland. Revett und Stuart hatten die ersten Fragmente griechischer Bauwerke ausgegraben, die dort wie hier unter Schinkel eine neue Kunstentwicklung heraufführten. Und obwohl Schinkel mit Bewunderung und Energie, mit Rat und Tat für den Ausbau des Kölner Domes eintrat, die Erkenntnis, daß Gotik lebendige Form und organischer Fortbildung fähig sei, scheint ihm nicht aufgegangen zu

[1]) Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart. Trier. 1852.

sein. Architektur war eine tote Kunst, die keine neuen lebenskräftigen Triebe zeitigen konnte. Ihre Wiedergeburt schien einzig in antiken Formen möglich. Schinkel stilisierte die neue Wache und das alte Museum in Berlin nach griechischen Tempeln, neben deren stiller Größe der nach überladenen Vorbildern der Spätrenaissance errichtete neue Dom trotz seiner gewaltigen Dimensionen zu einem Spielzeug zusammenschrumpft.

Welch wunderliche Bündnisse Klassizismus und Romantik, die Liebe zum Hellenen- und Germanentum damals eingingen, veranschaulicht die Walhalla bei Regensburg. König Ludwig errichtet dem Germanentum eine Ruhmeshalle. In den Giebelfeldern des dorischen Prachtbaues — Darstellungen der Schlacht im Teutoburger Walde und bei Leipzig, in strenger Nachahmung der Antike. Im Innern nehmen die nordischen Götter alles was groß und bedeutsam aus germanischen Stämmen erwachsen, in ihre Unsterblichkeit auf. Und die Stätte nahe den Blachfeldern, wo die Geister der Helden am längsten noch Nachts durch die Lüfte fuhren, ist eine getreue Nachbildung der — Akropolis! Aus Eichenwaldungen erhebt sich auf steilem Vorsprung weiß schimmernd aus heimischem Marmor, der hellenische Prachtbau und sieht fremd hinüber nach Regensburg, einer Hochburg deutscher Gotik, die sich hier in unzerstörter Kraft und Besonderheit entfaltet und erhalten hat. Aus engen Gassen ragen hohe Giebelhäuser alter Geschlechter. Die zu reicher Pracht entfaltete Gotik des Domes; die Schottenkirche mit der uralten Ornamentik lombardischer Jagdszenen. Man sollte meinen, wessen Augen das Charakterbild dieser Stadt erschaut, wessen Herrschaft sich über sie erstreckt, und nun den Gedanken faßt, dort „einen Tempel deutscher Ehren" zu errichten, habe notgedrungen die Walhalla in einen gotischen Bau wandeln müssen.

Dies Gefühl für die Formensprache der Dinge war nicht mehr lebendig, und scheint auch heute noch nicht erwacht. Ist man doch im Begriff, die schöne alte Donaubrücke aus dem 12. Jahrhundert niederzureißen, um den Bedürfnissen eines immer eiligeren und immer inhaltloseren Verkehrs Raum zu geben.

Goethe, der noch lebte als der Grundstein zur hellenischen Walhalla gelegt wurde, war denselben Weg gegangen. Nicht allein in seiner Auffassung von bildender Kunst. Die volkstümlichsten seiner späten Werke, Hermann und Dorothea und Reineke Fuchs, waren in ein der deutschen Sprache fremdes, antikes Versmaß gefaßt. Und wieviel eindringlicher würden sie zu uns reden in Fausts zwanglosen Rhythmen! Zwar hatte er die Bestrebungen der Brüder Boisserée zur Wiedergeburt deutscher Baukunst freudig begrüßt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter

die Fülle." Innerlich blieb er ihnen gegenüber aber kühl, mit jenem Rausch der Begeisterung verglichen, der ihn als Jüngling angesichts des Straßburger Münsters zu den Dythiramben fortgerissen hatte: „Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte . . . Eure [klassischen] Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie zum Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seelen unterdrücken müssen . . . Vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhobenen, weitverbreiteten Baume Gottes . . . Laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen; denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus roher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Und Ruskin:

Voll Ehrfurcht stehen wir neben dem, der mit roher Kraft und raschem Hieb eine ungeschlachte Beseelung aus den Felsen schlägt, die er aus mosigem Heideland holt und in nebliger Luft zu ehernen Strebepfeilern und schroffen Mauern aufeinander türmt, aus dem Instinkt einer Einbildungskraft heraus, so wild und willkürlich wie nordische Meere. Schöpfungen wunderlicher Formen und starrer Glieder, aber voll wölfischen Lebens; heftig wie die Stürme, die sie umtoben und wechselnd wie die Wolken, die sie beschatten . . . dieser Charakterzug nordischer Architektur ist ihr wesentlicher Vorzug. Das ungestüme Denken und die rohe Ausführung; diese Gebirgsbrüderschaft von Dom und Alpe . . . diese Sprache von Menschen starken Geistes, die keine reiche Frucht aus der Erde gewonnen, sondern ihr Brot aus dem Fels brechen mußten und den Wald spalten, um Feuer zu holen, und selbst in dem, was sie mit Wonne taten, etwas offenbarten von Härte der Herzen und Hände, die wuchs, als sie die Axt schwangen und den Pflug führten . . . Daher jene besondre Energie in der Gotik, die auch der Bewegung Spannkraft gibt und dem Widerstande Schroffheit; durch die der heftigste Blitz sich nicht rundet sondern gabelt, der stärkste Eichenzweig nicht elastisch, sondern knorrig wird, und die ebensowohl in der Lanze flimmert wie in dem Eiszapfen glitzert . . . Egyptens und Hellas' Bauten beruhen auf der eignen Schwere, Stein auf Stein. Den gotischen Bogen aber hält eine Starrheit, die dem Knochenbau und den Baumfibern entspricht. Elastische Spannung und Kraftübertragung von Teil zu Teil . . . Das egyptische und griechische Ornament ist entweder Gravierung der Oberfläche, als wäre sie in die Mauer gestempelt, oder die umrahmenden Linien sind fließend und geschmeidig, ohne eigene Energie. Das gotische Ornament aber streckt sich in stachlicher Unabhängigkeit und frostiger

Strenge hervor, springt in schroffen Zacken heraus und erfriert zu Zinnen. Hier hervor grinsend als Ungeheuer, dort ausschlagend in Blüten; hier sich verstrickend zu Zweigen, dornig, bucklig und borstig, oder verschlungen zu Formen nervöser Unrast; doch in lieblichster Anmut, nie lässig, immer lebendig blühend und wo es irrt — aus Schroffheit. Den Fleiß der nordischen Rasse verstärkt die Kälte des Klimas zu schroffer Energie, im Gegensatz zur Lässigkeit des Südens — soviel Feuer sie auch durchglühen mag — selbst Lava fließt lässig. Ebenso die Freude an Kälte, die die Völker jenseit der Alpen nicht begreifen. Aber die Goten (ich meine Engländer, Franzosen, Deutsche und Skandinavier) freuen sich ebenso an den Weihnachtslichtern wie am Sommersonnenschein, und gewinnen Kraft und Gesundheit auf den Eisflächen des Winters wie den Wiesen des Frühlings ... Wir suchen nicht wie die Skulptur des Südens, nur Laub in zarter Weichheit auszudrücken, durch laue Winde und Sonnenglut zu Üppigkeit entfaltet. Wir verweilen bei der herben, düstern Beseelung von Pflanzen, die wenig Güte erfahren von Himmel und Erde, deren höchstes Ringen vom Frost verzehrt, deren leuchtendste Knospen der Schnee begräbt....

Das Bauwerk guter Gotik sieht aus, als sei es von starken Männern errichtet; es hat jene Rauheit, Weite und Größe, die sich hie und da der auserlesenen Zartheit eint, die immer die eigenhändige Unterschrift der großen Vision ist, und das starke Können der Männer charakterisiert, deren Blick weiter reicht als ihr Werk, und die hie und da etwas wie Verachtung davor empfinden....

Es erscheint als wundersames Phänomen der Geistesgeschichte, wie der Genius der Gotik, an dem sich die Begeisterung des jungen Goethe entzündet, Ruskin die gleiche Ideenwelt offenbart hat. Wie er, ohne Goethes Ausführungen zu kennen, fast in denselben Worten dieselben Gedanken ausspricht, aber die Möglichkeiten, die bei Goethe im Keim verschlossen bleiben, in vielverzweigter Herrlichkeit hervorbrechen läßt. Ist der erste Vorzug der Gotik das Charakteristische ihrer Formen, so beruhen ihre unendlichen Entwicklungsmöglichkeiten auf ihrer Unvollkommenheit:

Die regelrechten künstlerischen Ornamente der Assyrer und Egypter konnten nur von Sklaven ausgeführt werden. Weder der griechische Werkmeister noch seine Arbeitgeber konnten den Schein der Unvollkommenheit ertragen, daher bestand jedes Ornament, das von den Werkleuten ausgeführt wurde, nur aus geometrischen Formen, die absolut vollendet hergestellt werden konnten.... Aber in dem mittelalterlich-christlichen System der Ornamentik ist diese Sklaverei abgetan. Das Christentum bezeugt den persönlichen Wert der Einzelseele in großen wie kleinen Dingen. Es knüpft sogar ihre Würde an das Bekenntnis ihrer Unvollkommenheit....

Es scheint ein phantastisches Paradoxon, ist aber trotzdem eine wichtigste Wahrheit, daß keine Architektur wahrhaft vornehm sein kann, die nicht unvollkommen ist.... Der große Künstler hört nicht eher auf zu arbeiten, als er den Punkt erreicht, wo er nicht weiter kann. Sein Geist ist seinen Ausführungsmöglichkeiten immer weit voraus.... Unvollkommenheit ist allem, was wir vom Leben wissen, wesentlich. In allem Lebendigen sind Unregelmäßigkeiten und Mängel nicht nur Zeichen von Leben, sondern Quellen der Schönheit. Kein

Blatt ist vollkommen in seinen Zacken; kein Zweig in seiner Symmetrie. Alles, was wir schauen, ist unregelmäßig und wandelt sich. Unvollkommenheit ausschließen heißt Ausdruck zerstören, Anstrengung hemmen, Leben lähmen. Jedes Ding ist buchstäblich besser, schöner und geliebter um seiner ihm göttlich geordneten Unvollkommenheiten, auf daß das Gesetz des Menschenlebens Streben heiße, und das des Menschenurteils — Barmherzigkeit.

Große Kunst, ob sie sich in Worten, Farben, Stein ausdrücke, wiederholt nicht fort und fort dasselbe. Der Wert der Architektur, wie jeder andern Kunst, besteht in dem Neuen, das sie ausspricht; sich zu wiederholen ist für das Genie nicht charakteristischer in Marmor als in Druckerschwärze ... Nichts ist ein Werk großer Kunst, das Regeln und Muster hervorbringen könnten. Genau so weit wie Architektur nach angelernten Regeln arbeitet, ist sie nicht Kunst, sondern Fabrikation, und es ist weniger vernunftgemäß, weil leichter, Kapitäle und Gesimse nach Phidias zu kopieren und uns Architekten zu nennen, als Häupter und Hände nach Tizian und uns Maler zu nennen....

Es ist ein wesentliches Element gotischen Geistes, dies formalistische Gesetz zu durchbrechen. Er begeisterte sich für Übertretung jeden Prinzips der Sklaverei. Er erfand Formen, deren Wert nicht nur darin lag, daß sie neu waren, sondern fortlaufender Erneuerung fähig. Der Spitzbogen war nicht nur eine kühne Variation des Rundbogens — er umschloß Millionen weiterer Variationen; denn die Proportionen des Spitzbogens sind wandelbar bis ins Unendliche, während der Rundbogen immer derselbe bleibt ... Tendenz zu Wechsel ist überall das erste Anzeichen der Gotik und geht überall der Entwicklung ihrer Formen voraus ... Auf dieser Wandelbarkeit beruht es, daß sie nicht nur die beste, sondern die einzig vernünftige Architektur ist, die sich allen Möglichkeiten hoch oder niedrig anpaßt ... Undefinierbar in Schräge der Abdachung, Höhe der Säulenbündel, Weite der Bogen und Disposition des Grundrisses, kann sie zusammenschrumpfen zum Türmchen, sich weiten zur Halle, sich winden zur Stiege und hervorspringen als Spitze, und alles mit unverminderter Anmut und unerschöpflicher Energie ... Wandelbar in Form und Fühlen, verliert sie weder Einheit noch Majestät. Gelenkig und dehnbar wie eine feurige Schlange gehorcht sie der Stimme des Zauberers ... Es ist die elementare Vorbedingung guter Architektur, daß sie Wahrheiten zum Ausdruck bringe, die von allen Menschen empfunden und verstanden werden. Dahin gehört das Bekenntnis ihrer Unvollkommenheit und ihres Verlangens nach Wechsel und Wandel. Der Bau der Biene und des Vogels braucht dies nicht auszudrücken. Er ist in seiner Art vollkommen und unveränderlich. Weil wir aber mehr sind als Bienen und Vögel, muß unser Bau bekennen, daß wir die Vollendung, zu der unsre Phantasie den Flug erhoben, nicht erreicht, und wir in dem Erreichten kein Genüge finden ... Nicht nur sofern ein Bau einem Buch vielfacher Erkenntnis gleicht, oder einem Schacht köstlicher Gedanken, bedingt Vielheit seine Vornehmheit. Denn Lebensprinzip seiner Größe ist nicht Liebe zur Erkenntnis, sondern Liebe zum Wechsel. Jene seltsame Rastlosigkeit — die Hoheit seines Geistes. Ruhelos wie die träumende Seele, die umherschweift zwischen Bogen und Pfeilern, fieberhaft flattert um

Zinnen und Zacken, Mauern hinanfliegt und in Gewölben noch flimmert als labyrinthische Schemen und Schatten, ohne sich je zu genügen. Der Grieche fand Friede in seiner durchfurchten Triglyphe. Aber gotische Kunst meißelt das rastlose Netzwerk erhaben hervor aus dem Stein. Höher und höher ihr Flug, sonder Ruh und Rast, bis sie Friede in dem Wechsel findet, der aller wartet, sie schlafen oder wachen ... (Steine von Venedig II, Nature of Gothic.)

In den besten Zeiten der Gotik führt jeder Architekt ein großes Bauwerk, das ihm sein Vorgänger unvollendet hinterlassen, auf seine Weise weiter. So wird es die Schöpfung vieler aufeinander folgender Geschlechter. Daher die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen in demselben Gebäude, die, sofern die neuen Formen aus den Grundformen herauswachsen, nie den Eindruck organischer Einheit aufheben:

Die gotische Architektur hat acht Jahrhunderte bedurft, um zu reifen. Sie hat ihr technisches Können durch die ununterbrochne Erbschaft traditioneller Methoden erreicht. Von ihrem Gipfel, der Sainte Chapelle, versank sie allmählich in vier Jahrhunderten zu glänzendem Verfall. Seit zweihundert Jahren liegt sie tot — und mehr noch, begraben — und noch mehr — vergessen. Glaubt ihr, sie sei aus Retorten und Laboratorien wieder zu erwecken? Eine Wiedergeburt derart vollzieht sich nicht von heut auf morgen. Dazu bedarf es Männer, die den Instinkt ihres Handwerks durch viele Generationen geerbt haben . . .[3])

Hier ist es, wo „Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt". Die Forderung, bei dem Ausbau des Kölner Domes die mittelalterlichen Bauhütten wieder ins Leben zu rufen, war von Sulpiz Boisserée nicht nur erhoben, sondern auch verwirklicht worden. Dabei übersah man aber, daß schöpferisches Können sich nicht von heut auf morgen erwerben läßt, wie es auf dem Höhepunkt gotischer Architektur selbstverständlich erschien. Ist es doch ein moderner Trugschluß, die Baukunst von den andern Künsten zu isolieren. Ihre Blüte stand von jeher mit deren Blüte in Verbindung. Für die Bildhauerarbeit an den Domen wurden die Steinmetzen besonders vorgebildet. Der Werkmeister war zugleich Schöpfer der Skulpturen am Portal und an der Fassade. Es wurde vorausgesetzt, daß er ebensowohl Gestalten bilden konnte wie Winkel messen und Krümmungen meißeln. Ihm war die Ausführung und Anordnung der Ornamentik übertragen. Die Werkleute der Bauhütten teilten sich in zwei Gruppen, in Steinsetzer und Steinmetzen, und was an Talent zu selbständigem Schaffen vorhanden war, kam zur Geltung. Die Kapitäle waren Ausdruck ihrer Phantasie. Der suggestive Eindruck der alten Bauten beruht auf dem Leben der Einzelnen, das darin pulsiert. Dies hat Ruskin zu der Erkenntnis geführt, daß auch in die Architektur das persönliche Empfinden der Bauleute einströmen muß, sofern sie

[3]) Vgl. The Oxford Museum, by Acland & Ruskin, p. 70.

lebendige Kunst ist, selbst auf Kosten unvollkommener Ausführung. Denn Architektur ist die Kunst der Gesamtheit, und lebendig nur, soweit sie das persönliche Empfinden der Gesamtheit zum Ausdruck bringt.

Was Ruskin fast in Gegensatz stellt zu der Wiedererweckung gotischer Baukunst in Deutschland, ist das starke Geltendmachen der künstlerischen Gestaltung. Denn sein Verständnis, seine Liebe zur Architektur, war an eigener künstlerischer Betätigung erwacht. Und das primäre in unsrer Erkenntnis bestimmt allemal ihre Intensität. Dies Moment tritt zurück bei den Bahnbrechern der Gotik in Deutschland. Ihre Begeisterung galt vorzugsweise der Idee. Hatte sie sich auch entzündet an der wiedergewonnenen Erkenntnis, welche Schätze man in der Kunst der heimischen Vergangenheit besaß: immer war es die Idee, welche die altdeutschen und flandrischen Gemälde repräsentierten, was zu ihrer Erhaltung und Sammlung alle Kräfte in Bewegung setzte. Ebenso in der Architektur. Man hielt es nicht nur für eine Schmach, die herrlichen Fragmente des Kölner Doms dem Verfall zu überlassen, man entflammte sich für die Idee, ihn als Denkmal germanischen Geistes zu vollenden. Dazu schien es zu genügen, die wiederaufgefundenen Pläne der alten Meister in Stein zu übertragen und die Ornamentik dem Vorhandenen anzupassen. Wie die Maler damals nicht Bilder, sondern Ideen malen wollten, wie Cornelius z. B. für die Welt der Farbe keine Sinne besaß, so fehlte jenen Männern historischer Erkenntnis das feine Empfindungsvermögen des Auges. Sie wußten nicht, daß Gotik lebendige Form sei, die sich wohl organisch zu neuer Blüte entwickeln könne, nicht aber auf Geheiß und durch Begeisterung für die Formen der Vergangenheit als solcher, künstlich erzeugen lasse.

Wenn man in Sulpiz Boisserées Lebensbild verfolgt, mit welcher Energie, Opfermut und Hingabe er auf sein großes Ziel hingearbeitet hat, wie er alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegentürmten, überwunden, dann überkommt einen tiefste Bewunderung dieser schlichten Größe. Aber das Werk, wie es heute dasteht, verkündet dem, der Augen hat zu sehen, vernehmlich genug, daß ein auf Nachahmung beruhendes Werk niemals lebendige Kunst ist. Die Fragmente des Kölner Domes, der fast elementare Ausdruck einer von gewaltigen Geistesströmungen gährenden Zeit, von der ein ganzes Volk ergriffen war, verhalten sich zu den Ergänzungen einer eklektischen Epoche, wie das Fragment eines gotischen gewaltigen Volksepos, das aus dem Sturm und Drang unwiderbringlicher Leidenschaften geboren ist, zu den Ergänzungen einer von philologischen Sprachforschern eingesetzten Kommission von Sachverständigen. Und im Innern derselbe Eindruck. Die lauten Farben der neuen Fenster schmerzen

das Auge, das sich gesättigt hat an dem geheimnisvollen Funkeln der Edelfarben der alten „Glasgewirke".

Ruskin ist bloße Nachahmung in der Architektur ebensowenig Kunst wie in Malerei und Plastik. So wenig jemand ein Gemälde Tizians, eine Statue Michel Angelos vollenden kann, so wenig läßt sich ein Bauwerk vergangner Zeiten vollenden. Die sogenannte Restauration ist ihm die schlimmste Art der Zerstörung.

Denn das Leben des Ganzen beruht auf dem Geist, den Hand und Auge des Werkmanns ausgeströmt hat. Eine neue Zeit, ein neuer Geist —: das ergibt ein neues Gebäude. Der Geist des toten Werkmanns läßt sich nicht heraufbeschwören und befehlen, andrer Hände und Gedanken zu leiten. Und unmittelbare Nachahmung ist greifbar unmöglich. Wie läßt sich eine Fläche kopieren, die einen halben Zoll tief verwittert ist? Die Vollendung der Arbeit lag grade in dem halben Zoll, der einstmals *gewesen*. Suchst du dies Entschwundene zu kopieren, so tust du es nach eignem Ermessen; kopierst du, was noch übrig, ist das neue Werk dann besser als das alte? Denn darin lebte doch noch etwas, eine mystische Suggestion dessen, was es gewesen und was nun dahin ist. Irgend eine Süße — in den weichen Linien, die Sonne und Regen ausgewirkt. Davon läßt sich nichts in die brutale Härte der neuen Skulptur übertragen. Darum ist Restauration von Anfang bis zu Ende eine Lüge . . . Und nicht der rohe Meißelhieb, nicht der stumpfe Hieb ist notwendig schlecht; aber der fühllose Hieb —; der Anschein, daß alles gleichmäßig getan worden, — die allgemeine Glätte herzloser Mühe . . . Kälte wird an vollendeter Arbeit am ersten sichtbar. Die Menschen sind kühl und müde dabei geworden. Wenn man glaubt, Vollendung durch glätten und abrunden zu erzielen, mit Hilfe von Schmirgelpapier, dann tut man besser, die Aufgabe von Anfang an der Drechselmaschine zu übertragen.

..... Was die Ausführung aber erst zur Kunst macht, die wahre Vollendung ist einfach die volle Ausführung der beabsichtigten Impression; und hohe Vollendung die Ausführung einer wohl beabsichtigten und lebendigen Impression, und wird eher durch rohe als feine Behandlung erreicht . . . Denn Skulptur ist ja nicht nur das bloße Meißeln einer Form in Stein; es ist das Meißeln ihrer *Wirkung*. Sehr oft wäre die wahre Form in Marmor unkenntlich. Der Bildhauer muß mit seinem Meißel malen. Die Hälfte seiner Schläge sollen nicht verwirklichen, sondern die Form lebendig machen: sie bringen Licht und Schatten hervor, Erhöhungen und Vertiefungen — nicht um sie tatsächlich darzustellen, sondern eine lichte Linie, einen dunkeln Punkt zu gewinnen . . .[2])

Alle Bildhauerarbeit war im Mittelalter nach Entwurf und Ausführung eine selbständige Leistung des einzelnen Werkmannes. An dem Leben der Figuren des Bauwerks kann man das persönliche Schaffen von Menschen erkennen, die mit voller Seele bei ihrer Arbeit waren.

Denn hier ist ein Punkt, an dem sie mit Wonne verweilt, dort haben sie ihre höchste Kraft eingesetzt. An anderen Stellen haben sie sich nicht aufgehalten.

[2]) S. Sieben Leuchten der Baukunst.

Hier ist ihr Meißel schwer niedergefallen, dort leicht oder zaghaft ... Wer Architektur liebt, dem ist das Leben und die Betonung der Hand — alles. Die Wirkung derselben Zeichnung, die eine fühllose Hand oder Maschine ausgeführt, verhält sich dazu wie die Melodie, die eine Drehorgel ableiert, zu der beseelten Kantilene der Geige.[4])

Vorbedingung zur Wiedergeburt lebendiger Kunst ist daher die Wiedergeburt des Handwerks. Denn Architektur als Kunst kann nur aus der Handarbeit des Einzelnen erwachsen, dessen persönliche Anschauung, Empfindung und Leistung aufgenommen wird in den Gesamtwillen, und weil solche Arbeit keine Fabrikware, sondern Ausfluß einer lebendigen Seele ist, in dem Gesamtorganismus des Kunstwerks steigt und fällt wie der Lebenssaft im Baum. So stehen hier nicht nur technisches Vermögen und geistige Bedeutung in Wechselwirkung, so eng verbunden wie Leib und Seele; die technischen und geistigen Werke erscheinen auch in unlöslicher Verbindung mit den sozialen Bedingungen der Werkleute, die ihre Arbeit zum Ausdruck persönlicher Freiheit erheben, oder zu sterilem Frohndienst herabdrücken. Denn entweder haben sie ihrem Werke ihre Seele eingehaucht oder sie dabei verloren. —

An diesem Gedanken ist Ruskin zum sozialen Reformer geworden. Nicht als wäre ihm Gotik die lebendige Form architektonischer Entwicklung, weil sie das Prinzip persönlichen Schaffens und sozialer Gliederung zum Ausdruck bringt. Denn nie hat er seine künstlerischen Prinzipien aus sozialen Prinzipien abgeleitet. Sein Leitsatz, den Wert des Kunstwerks danach zu bemessen, inwieweit der Künstler den Gehalt seiner Persönlichkeit dem Werk seiner Hände aufzuprägen vermag, ist heute fast ein Gemeinplatz geworden. Nun aber weist er dem Wert der Kunst und der Würde der Arbeit denselben Ursprung nach. Nur das ist menschenwürdige Arbeit, die mit Freude geschieht. Nur die innere Neigung und Nötigung macht sie zum Ausdruck persönlichen Wesens. Denn an dem, was wir mechanisch vollbringen, ist der wesentlichste Teil unseres Selbst — die Seele — unbeteiligt. Weil der Ackerbau den Menschen in persönliche Beziehung zur Natur und zu den ursprünglichen Daseinsbedingungen stellt — zu Sommer, Winter, Frost und Hitze, zählt er ihn unter die beglückendste Arbeit. Er wertet ihn der Art nach so hoch wie das sich Versenken des heil. Franziskus in die Betrachtung göttlicher Dinge. Um so intensiver haßt er alles mechanische Tun. Unser ganzes wirtschaftliches System, die hochgepriesene Technik, der Aufschwung der Industrie hat den Menschen zur Maschine erniedrigt. Das System der Arbeitsteilung verurteilt ihn zu härterer

[4]) S. Sieben Leuchten der Baukunst.

Sklaverei, als irgend eine frühere Zeit. Seine geistigen Fähigkeiten darf er bei seiner Arbeit nicht in Anwendung bringen. „Er muß seine Gliedmaßen zu Treibriemen, Gradmessern und Feilen machen, und seine ganze Energie auf genaue Ausführung der Einzelteile richten." . . . Glühendere Worte gegen die seelenmordende Fabrikarbeit sind nie geprägt worden:

> Es handelt sich nicht um Teilung der Arbeit, sondern des Menschen. Er ist in bloße menschliche Segmente zerteilt — in kleine Bruchteile und Krumen zerbröckelt. Das bißchen Intelligenz, das ihm bleibt, genügt nicht, um eine Stecknadel herzustellen oder einen Nagel — es erschöpft sich in einer Nadelspitze und einem Nagelkopf. Nun ist es gewiß gut, täglich möglichst viele Nadeln zu fabrizieren. Wenn wir nur sähen, mit welchem Glasstaub ihre Spitzen poliert werden — dem Staub der Menschenseele, den wir vergrößern müssen, ehe wir ihn als das erkennen, was er ist; — dann würden wir es glauben, daß auch damit einiger Verlust verbunden wäre. Und der gewaltige Schrei, der sich aus unsern Fabrikstädten erhebt, lauter als das Getöse ihrer Dampfkessel, bedeutet tatsächlich, daß wir alles fabrizieren, nur keine Menschen. Wir bleichen Baumwolle, stählen Eisen, raffinieren Zucker und formen Thon; aber zu erhalten, stärken, bilden oder formen eine einzige lebendige Seele, tritt nie in die Schätzung unsrer Vorteile. Und allem Übel, zu dem jener Schrei unsre Myriaden aufruft, kann nur auf eine Weise gesteuert werden: nicht durch Lehre noch Predigt — denn lehren heißt sie ihr Elend erkennen, und ihnen predigen, — wenn wir nicht mehr tun — heißt ihrer spotten. Es kann ihm nur gesteuert werden, wenn bei allen Ständen wahres Verständnis erwacht für die Art der Arbeit, die dem Menschen frommt: die ihn erhebt und beglückt . . .

William Morris[5]) hat dies berühmte Kapitel über „das Wesen der Gotik" als Sonderabdruck herausgegeben und schreibt darüber in der Einleitung: „Künftig wird es unter die sehr wenigen unausbleiblich notwendigen Äußerungen des 19. Jahrhunderts gerechnet werden. Als wir es zuerst lasen, schien es vielen unter uns der Welt einen neuen Weg zu weisen. Denn, so seltsam uns das heute klingt, — es hat eine Zeit gegeben, in der der Mensch bei seiner Arbeit glücklich war." Das war vor Anhäufung der großen Kapitalien im Besitz Einzelner, die nicht nur bestimmen was, sondern auch wie ein Ding gemacht werden soll; damit aber nicht nur die äußere Existenz der Arbeit Suchenden in Händen haben, sondern durch das Einerlei der Massenfabrikation, das allein eine akkurate, dafür auch schablonenhafte Leistung ermöglicht, — das persönliche Eigenleben des Arbeiters aufzehren. Arbeit ist eine Voraussetzung unseres Daseins. Arbeit ist Vorbedingung aller Entwicklung. Wie der Einzelne, so verfallen ganze Gesellschaftsklassen, die nur genießen, nur konsumieren und

[5]) William Morris ist später Sozialdemokrat geworden, während Ruskins Sozialismus an Platos Ideen vom Staat anknüpfte.

nicht mehr produzieren wollen, dem zur Auflösung ihrer Kräfte führenden Untergang. Aber die Arbeit, nach der sich heut die Masse drängt, und deren Verteilung in den Händen der Kapitalisten und Fabrikanten liegt, ist keine den Menschen erhebende, sondern knechtende Arbeit. Vor der Maschinenära konnte der Handwerker seine Neigungen in dem Werk seiner Hände ausdrücken. Unser modernes Glas ist korrekt und gleichmäßig in der Form, aber eins wie das andre. Dem alten venetianischen Glase mangeln diese Eigenschaften. Dafür hat es den Vorzug mannigfaltigster Gestaltung. Dieser Henkel bildet sich zur Blüte, jener taucht empor als Schlange. Ein Kelch gleicht der Muschel, ein anderer der Meereswelle. Der Arbeiter hauchte dem Glase seine Phantasie ein. Die Form war nicht immer fehlerlos, aber seine Seele war darin. Und dies persönliche Element verleiht den alten venetianischen Gläsern ihre Kostbarkeit und macht sie zum Kunstwerk. Und die Arbeiter machte es zu Menschen. „Denn Arbeit ohne Kunst ist brutal."

Die Forderung auf Freude an der Arbeit war schon vor Ruskin ausgesprochen worden. Robert Owen und Charles Fourier hatten die Forderung aber vom sozialen Standpunkt aus erhoben, ohne sie aus der Natur der Sache begründen zu können. St. Simon hatte gemeint, die Bedeutung der Arbeit läge in der Freude, die sie dem Einzelnen gewähre. Auf das wie und was der Leistung käme es nicht an. Ruskin dagegen erwies, daß nur das wahrhaft gute und schöne Arbeit sein könne, die Ausdruck der Freude des Menschen an seinem Tun sei; denn nur wo Sinne und Geist sich gleicherweise beteiligen und in der Konzentration zusammenfließen, trete der Mensch in die volle Ausübung seiner Kräfte. Schon Goethe hatte sich in ähnlichem Sinne über das Handwerk geäußert:

Der du an dem Webstuhle sitzest,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden schlingest, alle
Durch den Taktschlag an einander drängest,
Du bist Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße.

Ruskins analytic mind zeigt sich am größten, als er die soziale Erkenntnis von Ertötung des Menschen im Arbeiter durch Spezialisierung der Fabrikarbeit auf das Gebiet des Kunsthandwerks und der Architektur übertrug. Den Mangel künstlerischer Äußerungen der Nation als Gesamtheit leitet er aus der unpersönlichen Nachahmung fremder Formen ab, von der die Baukunst der Gegenwart bestimmt und beherrscht wird. Die unpersönliche Kopierarbeit wiederum ist der seelenlose Ausdruck

fabrikmäßiger Geschicklichkeit, die die höchsten menschlichen Seiten unentwickelt läßt.

> In großem Maßstabe und in Arbeit, die auf Linien und Regeln beruht, müssen freilich die Gedanken des einzelnen von der Arbeit vieler verwirklicht werden. In dieser Hinsicht ist auch die beste Architektur Ausdruck der Menschheit durch Kinderhände. Auf kleinerem Gebiet aber, und in Entwürfen, die nicht mathematisch definierbar sind, kann einer nie die Gedanken des anderen verwirklichen. Der Unterschied zwischen dem Geist und der Ausführung des Erfinders und des Verfertigers ist oft so groß wie zwischen einem hohen und niederen Kunstwerk. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, Handarbeit zu verachten, wo sie von Verstand regiert wird. Heutzutage will man beides trennen. Der eine soll nur denken und der andere nur verfertigen; und den einen nennen wir Gentleman und den anderen Handwerker, während dieser häufig denken sollte und der Denker handarbeiten, und beide im höchsten Sinne Gentlemen sein. Wir machen beide ungentle oder unvornehm: der eine beneidet und der andere verachtet seinen Bruder und die Masse der Gesellschaft besteht aus schwächlichen Denkern und schlechten Arbeitern. Aber nur am Tun kann das Denken gesunden, und nur durch Denken die Arbeit beglücken, und beides nur zu gegenseitigem Schaden getrennt werden.[6])

Neben dieser erweiterten Definition des Kunstwerks, die auch in Deutschland zur Wiedergeburt des Kunstgewerbes geführt hat, wie Van de Velde hervorhebt,[7]) ist es Ruskins Verdienst auch hier, die Kunst in Beziehung zum Leben zu setzen, und damit zur Gegenwart. Er pflanzt ein Lebensideal, dessen verschiedne Normen derselben Wurzel entstammen. Aus dem künstlerischen erwächst ein neues sozialethisches Ideal. Es handelt sich nun nicht allein um Recht auf Arbeit, — es erhebt sich das Recht auf Freude an der Arbeit, um zu höherem Dasein emporzuwachsen.

Neue ethische Forderungen dünken uns zunächst immer „Märlein" und Unmöglichkeiten. In hundert Jahren sind sie vielleicht — nicht verwirklicht — aber doch als Ideal anerkannt. Vor allem gilt das auf sozialem Gebiet, das erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit in die sittliche Bewußtseinsphäre getreten ist. Ein jüngerer deutscher Nationalökonom sagte mir: „Wir fangen erst an, Ruskins Gedankenwelt zu begreifen. Sie auszuschöpfen bedarf es noch vieler Jahrzehnte." Denn sozial gesinnte Philantropen überragt er nicht nur um Haupteslänge — vielmehr bedeutet seine Auffassung etwas qualitativ völlig verschiedenes. Derartige Wahrheiten lassen sich weder erklügeln noch erlernen. Sie beruhen auf Eingebungen, die dem Genie unmittelbar aus dem Urgrund der Dinge zuströmen. Auf dieser Verschmelzung beruht die Eigenart seiner Größe

[6]) Steine von Venedig II Kapitel IV.

[7]) Vgl. seine „Renaissance des Kunstgewerbes". Verlag Bruno Cassirer.

und seiner Wirkung als sozialer Reformator. Auf ihr beruht aber auch die mit der Zeit zunehmende Verengung seines künstlerischen Standpunktes und das in den Vordergrund treten seiner sozialen Ziele.

> In der Nationalökonomie beruht die vitale Frage für Individuum und Volk nie auf der Quantität ihrer Erzeugnisse, sondern auf der Qualität ihrer Verwendung,

darum liegt das Ziel unserer Kultur in Erhöhung des Lebens und Vertiefung seiner Werte. There is no wealth but life. Es gilt die Qualität des Lebens selbst zu steigern, seiner Arbeit, Freude und Begeisterung; seiner Macht, Kraft, Schönheit und Intensität. Aber nicht um es in selbstsüchtigem Genuß zu vergeuden, sondern mit seinen lebendigen Wassern das Leben und die Lebensbedingungen Aller zu speisen.

Es findet sich hier ein Anklang an Nietzsche, der Freude oder Glück als das Element zu vollkommenster Entwicklung preist, weil es allem Können den höchsten Aufschwung verleiht. Aber wo Nietzsche in die Verherrlichung des Individualismus verfällt, und die Erhebung der Einzelpersönlichkeit auf Kosten der Mehrheit als Ziel der Menschheitsentwicklung hinstellt, verschmilzt Ruskin die individualistische und altruistische Forderung zu höherer Einheit.

Das war der unerhört neue Ton in seiner Ethik. Nach puritanischer Auffassung ist des Menschen Tun um so verdienstvoller, je mehr es seiner Begabung und Neigung widerstreitet. Je größere Opfer — auch die seiner Eigenart — es von ihm verlangt, um so höher steht es als sittliche Leistung. Von dieser Askese findet sich bei Ruskin keine Spur.

> Wir verlangen vom Künstler, die Tugend des Bauens, durch die er seine Neigungen und Entzückungen ausdrücken kann, und ohne die all sein Verstand und Scharfsinn nicht mehr ist, als eine Verbindung vernunftloser Fähigkeiten — der tierische Instinkt (bestiality) des Nesterbaus und Bienenstocks.[9])

Die gährende Unzufriedenheit der unteren Klassen entspringt vielmehr dem Gefühl der Erniedrigung ihrer Kräfte zur Maschine, als dem Elend ihrer Lage.

> Die Arbeiter sind nicht schlecht genährt, aber sie haben keine Freude an der Arbeit, mit der sie ihr Brod verdienen. Deshalb blicken sie auf den Besitz, als einzige Voraussetzung des Genießens. Sie sind nicht verletzt durch die Verachtung der oberen Klassen, aber sie können ihre eigne nicht ertragen; denn sie haben das dumpfe Bewußtsein, daß die Art Arbeit, zu der sie verdammt sind, sie unter den Menschen herabwürdigt. . . . .
>
> Vielleicht ist es das bewundernswerteste der gotischen Schulen, daß sie die Arbeit untergeordneter Geister aufnahmen und durch jeden Strich unvollkommener Einzelteile, ein prachtvolles und unantastbares Ganze errichteten . . .

[9]) Steine von Venedig I Kapitel II.

Denn das beste im Werkmann kann sich nur im Verein mit vielen Irrtümern offenbaren. Macht euch das klar. Ihr könnt ihm in kürzester Zeit beibringen, eine grade Linie zu ziehen, eine andre auszuhauen, oder eine Kurve zu meißeln und zwar mit äußerster Präzision. Sein Werk kann in seiner Art vollendet sein. Sobald er aber über diese Formen nachdenken und überlegen soll, ob er nicht selbst bessere erfinden kann — zögert er; er wird unsicher in der Ausführung; er denkt, und zwar zehnmal falsch. Zehnmal macht er Versehen bei dem ersten Strich, den er als denkendes Wesen ausführt. Und doch habt ihr ihn nun zum Menschen gemacht, denn vorher war er eine Maschine . . . Wollt ihr ihn aber zum Menschen machen, dann könnt ihr ihn nicht als Werkzeug benutzen. Sobald er aber selbstständig produzieren will, sobald ist die maschinenmäßige Akkuratesse seiner Arbeit zu Ende. Seine volle Rauheit, sein Stumpfsinn wird offenbar, aber seine volle Majestät, deren Hoheit wir nur ermessen, wenn Wolken sie verschleiern. . . . .

Und dann betrachte die Fassaden der alten Dome, wo du so oft gelächelt hast über die phantastische Unwissenheit der alten Bildhauer. Prüfe wiederholt die häßlichen Kobolde und formlosen Ungeheuer, die herben Statuen, ohne Anatomie und Bewegung. Aber spotte nicht. Denn sie sind Zeichen des Lebens und der Freiheit jedes Arbeiters, der den Stein gemeißelt; ihrer Freiheit des Denkens, ihres Ranges auf der Stufenleiter des Seins, wie keine Gesetze, keine Freibriefe, keine Almosen gewähren können. Da es aber das höchste Ziel von ganz Europa sein muß, seinen Kindern wieder zu gewinnen . . .[9])

Ruskin ist aber weit entfernt, die unvollkommene stümperhafte Ausführung alter gotischer Skulptur als Vorbild hinzustellen. Er sieht eine Zeit aufsteigen, in der das Können der Werkleute, durch Generationen von Vater auf Sohn vererbt, eine künstlerische Vollendung erreicht, etwa wie in Giottos Campanile in Florenz. Eine Kunst, in der sich inneres Erleben und äußere Gestaltung decken. Was er unter Fortbildung der Gotik und ihrer Anpassungsfähigkeit an die Wandlungen modernen Lebens versteht, ersehen wir am ehesten aus Messels Bauten; z. B. Wertheims Warenhaus in Berlin. Hier ist freie Fortbildung gotischer Formen am ersichtlichsten an der Fassade in der Voßstraße. Denn nach Ruskin ist ein Gebäude mit viereckigen Fenstern und kühnem Giebeldach „gotischer" als wenn es Spitzbogenfenster hätte, aber ein flaches Dach. Wie die Säulenbündel in den Warenhäusern und Speichern der alten Reichsstädte die Räume eng zusammenschlossen, weiten sie sie hier zu lichten Hallen. Messel knüpft in seinen Bauten an die besten Zeiten heimischer Architektur an und weiß ihre Formen den Lebensbedürfnissen der Gegenwart organisch anzupassen.

Obwohl Ruskin das persönliche Empfinden des Werkmannes zur Voraussetzung lebendig sich fortentwickelnder Kunst macht, ist er doch der

[9]) Steine von Venedig II Kapitel VI.

entschiedenste Gegner der Vorstellung, die Entwicklung der Architektur individueller Freiheit anheimzugeben. Sie soll vielmehr die Einheit des Volkstums nach so allgemein gültigen Gesetzen repräsentieren, wie etwa die heimische Sprache, die unbeschadet ihrer Dialekte überall doch dieselbe ist. Ihre Formen müssen dieselbe allgemeine Geltung haben wie das nationale Recht, die Grammatik und das Münzsystem. Die Forderung, für Kirchen, Wohnhäuser, Amtsgebäude einen individuellen Stil zu erfinden, ist Torheit an sich. Ist die Architektur doch Schauplatz, Hintergrund, Rahmen des individuellen Lebens. Ihr Stil muß einheitlich sein, um das Feste, Gegebene, Dauernde im Auf- und Abfluten individuellen Lebens zu repräsentieren, und um in der Ausführung zu möglichster Vollkommenheit zu gelangen.

Genau im Verhältnis der Dinge auf der Stufenleiter des Seins steht die immanente Kraft ihrer Gesetzmäßigkeit. Im Staubkorn ist sie geringer als in Sonne und Mond. Das Meer ebbt und flutet durch Einflüsse, die See und Fluß unbeweglich lassen. Dasselbe gilt von der Würde des Menschenwerks. Die Strenge seiner Gesetze steht im Verhältnis zu der Summe der Arbeit, die es auf sich konzentriert.... Deshalb beruht Gesundheit und Wirkung der Architektur auf wandelloseren Gesetzen als Malerei und Skulptur, die Träume weben. Jener Freiheit, — der Ausdruck individuellen Empfindens zu sein, — muß die Architektur beschränken.[10])

Und in Bejahung der Beziehungen, in denen sie zu allem steht, was universell bedeutsam für den Menschen ist, stellt sie durch ihre eigne majestätische Gesetzmäßigkeit ein Gleichnis dar von dem, worauf des Menschen Glück und Macht beruht: daß sein individuelles Empfinden und Können einfließe in das Können und Empfinden der Gesamtheit, um es zu höchster Entfaltung zu steigern, die in der Kunst Aller für Alle — der Architektur — Ereignis wird.

[10]) Vgl. Sieben Leuchten der Baukunst: die Leuchte des Gehorsams.

Traumgesicht.

Die Tür schloß ich mit fester Hand
Zu meines Lebens goldnen Stunden.
Kein Ton dringt aus dem Jugendland —
Und alles, alles ist verwunden .....

Nur manchmal, wenn die Nacht so still,
Wenn schlaflos ich ihr Schreiten zähle:
Dann tritt mir, was ich bannen will,
Als blasse Schatten vor die Seele —

Dann regt die müde Sehnsucht sich
Und hebt den Riegel — traumbefangen —
Und golden flutet über mich
Ein Glück, das mir vorbeigegangen .....

Alice Freiin von Gaudy.

Ein Reichsschulamt für die deutschen Auslandsschulen?

Von

Wilhelm Dibelius.

Die deutschen Auslandsschulen sind in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund der öffentlichen Erörterung getreten. Die Verfolgung der Deutschen in Österreich unter der Ära Badeni, die Unterdrückung deutscher Zeitungen in Ungarn, die Ereignisse in Süd-Afrika haben die öffentliche Meinung stark beschäftigt und viele veranlaßt, sich für die Arbeit unserer nationalen Verbände zu interessieren, denen sie vorher teilnahmlos gegenüber gestanden hatten. Es wird auch wohl noch in allgemeiner Erinnerung sein, wie im Jahre 1902 die deutsche Schule zu Johannesburg durch das tatkräftige Eingreifen deutscher Hilfsorganisationen vor der Anglisierung bewahrt werden konnte. Gleichzeitig ist der Reichsfonds zur Unterstützung deutscher Auslandsschulen beträchtlich gewachsen; während er im Jahre 1898 noch 150000 Mark betrug, ist er 1899 auf 300000, 1903 auf 400000 Mark gestiegen, und in den Reichshaushalt für 1904 sind 500000 Mark eingestellt und bewilligt worden. In den letzten Jahren ist nun wiederholt in der nationalen Presse der Vorschlag gemacht worden, die Auslandsschulen einem besonderen Reichsschulamte zu unterstellen. Namentlich hat der rührige Verband deutscher Lehrer von Rumänien diesen Gedanken energisch in verschiedenen Eingaben an den Reichskanzler vertreten. Dieser stand zuerst dem Plan ziemlich kühl gegenüber und wies darauf hin, daß einem solchen Reichsschulamt ein Wirkungskreis noch vollständig fehlen würde. Im Laufe der Zeit scheinen sich jedoch die Anschauungen der maßgebenden Kreise erheblich geändert zu haben. Hat sich doch die letzte Äußerung des Reichskanzlers in dieser Frage mit dem Gedanken im Prinzip ziemlich einverstanden erklärt. Eine entscheidende Stellungnahme der verbündeten Regierungen ist in nächster Zeit zu erwarten, da der Landesverband deutscher Lehrer in Belgien und der Allgemeine deutsche Schulverein die Angelegenheit in Eingaben an den Reichskanzler aufs neue zur Sprache gebracht haben.

Es dürfte unter diesen Umständen angebracht sein, hier einmal den Gedanken einer solchen Organisation eingehend zu erörtern.

Zunächst sei gesagt, daß die Auslandsschulen, von denen auf den folgenden Seiten die Rede sein wird und die sich der Unterstützung aus dem Reichsschulfonds erfreuen, nicht in den Ländern zu suchen sind, an die der Deutsche zunächst zu denken pflegt, wenn er von deutschen Schulen im Auslande hört. Sie liegen nicht in Österreich-Ungarn, der Schweiz und den Vereinigten Staaten. In der Schweiz kann von einem Notstand des Deutschtums ernstlich nicht die Rede sein; die dortige Sprachgrenze ist seit Jahrhunderten im wesentlichen unverändert geblieben. In den Vereinigten Staaten ist die Lage zwar weit weniger günstig, aber hier ist eine Unterstützung des Deutschtums von Europa her aus allgemein politischen Gründen nicht ratsam und außerdem unausführbar, da sie Geldmittel erfordern würde, die in absehbarer Zeit gar nicht aufzubringen sind. In Österreich-Ungarn dagegen, dem bedrohtesten Punkte unserer nationalpolitischen Gefechtsstellung, wird die Unterstützung des Deutschtums lediglich dem privaten Eingreifen überlassen bleiben müssen. Es wirken dort die zahlreichen österreichischen Organisationen, an ihrer Spitze der Deutsche Schulverein in Wien und verschiedene reichsdeutsche Verbände, unter denen der Allgemeine Deutsche Schulverein zu Berlin und der Alldeutsche Verband die bedeutendsten sind. Das offizielle Deutsche Reich steht dem Kampfe mit kühler Korrektheit gegenüber, nicht ein Pfennig aus dem deutschen Schulfonds fließt nach der Habsburgischen Monarchie. Vielmehr sind die „deutschen Auslandsschulen" hauptsächlich zu suchen in den vielen größeren und kleineren Handelsplätzen des Auslandes, an denen sich eine beträchtliche Zahl deutscher Kaufleute angesiedelt hat; dem deutschen Kaufmann pflegen die deutsche Zeitung und die deutsche Schule ziemlich bald zu folgen. Ferner gibt es in einer größeren Zahl von Ländern der Erde ausgedehnte deutsche Siedelungen, wo unsere Landsleute als Handwerker und Ackerbauer beschäftigt sind. So in Rumänien (50000 Deutsche),[1]) das hauptsächlich vom deutschen Siebenbürgen her besiedelt worden ist, in Palästina mit seinen 1400 württembergischen Ansiedlern, in Süd-Afrika (33000 Deutsche), Süd-Australien (30000 Deutsche) und namentlich in Süd-Amerika. In diesem Weltteil sind besonders zu erwähnen der südliche Teil von Chile (20000 Deutsche), in Argentinien (60000 Deutschredende) die

[1]) Diese und die meisten der folgenden Angaben sind entnommen dem „Handbuch des Deutschtums im Auslande" herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin, Dietrich Reimer, 1904. (Preis 2 Mark.)

Umgegend von Rosario und Santa Fé, vor allem aber die Südstaaten von Brasilien. In letzteren ist das Deutschtum numerisch (150000) so stark und beginnt sich trotz einiger Mißernten gerade in den letzten Jahren auch wirtschaftlich so zu kräftigen, daß die Brasilianer schon für die nächste Zeit auch ein politisches Schwer-, vielleicht sogar Übergewicht des Deutschtums in jenen Staaten befürchten.

In allen diesen Ländern gibt es eine große Zahl von deutschen Schulen, allerdings von höchst verschiedener Art. Wir haben Anstalten, die sich einer preußischen Realschule wohl an die Seite stellen können, denen auch die Berechtigung zur Ausstellung des Zeugnisses für den einjährig-freiwilligen Dienst verliehen worden ist. (Antwerpen, Brüssel, Mailand, Konstantinopel und Bukarest.) Der größte Teil unserer deutschen Auslandsschulen läßt sich etwa mit einer preußischen Volksschule vergleichen; dem hier üblichen Lehrplan pflegt der Unterricht in der Landessprache hinzuzutreten. Leider sehr groß ist daneben noch die Zahl der Anstalten, die weit hinter den Leistungen einer inländischen Volksschule zurückbleiben. In manchen Orten hält nur der Pfarrer der deutschen Gemeinde wöchentlich zweimal ein wenig deutschen Unterricht, damit die Kinder, die sonst den fremden Schulunterricht besuchen, die deutsche Sprache nicht ganz verlernen, so in manchen Städten von England, in der Dobrudscha, oft in Süd-Afrika. Noch trauriger sieht es in der Mehrzahl der deutschen Schulen Brasiliens aus. Brauchbare Schulen, in denen ein vollausgebildeter Lehrer oder ein Geistlicher unterrichtet, gibt es nur an größeren Plätzen (etwa 80—90); in den übrigen (300 sind genauer bekannt; ihre Zahl schätzt man auf 1000) wird der einzige Unterricht, den die Kinder überhaupt empfangen, von einem alten Kolonisten erteilt, der zur Feldarbeit nicht mehr brauchbar ist, und der das Wenige, das er selbst von Lesen, Schreiben und Rechnen versteht, den Kindern beizubringen versucht, also der Dorfschulmeister aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges in den brasilianischen Urwald verpflanzt. Ein seltener Glücksfall ist es, wenn einmal eine gescheiterte Existenz aus Europa in den Urwald verschlagen wird und nun wenigstens ein etwas größeres Maß von Kenntnissen der Jugend vermitteln kann. Leider sind diese Herren in anderer Beziehung oft ein Verderb für die ganze Ansiedelung.

Ebenso verschieden wie die Lehrziele sind auch die Finanzierung und die Organisation der deutschen Auslandsschulen. Der größte Teil der Schulen pflegt von einem zu diesem Zwecke gebildeten Schulverein erhalten zu werden und untersteht einem Schulvorstande, der aus Mitgliedern des Vereins zusammengesetzt ist. Andere Anstalten gehören zu einer Kirchengemeinde

und werden gewöhnlich von dem evangelischen oder katholischen Ortspfarrer geleitet. Wieder andere sind Privatunternehmen entweder eines einzelnen Lehrers (namentlich in Brasilien ist dies der Fall) oder sie sind von einer industriellen Firma ins Leben gerufen; so hat z. B. die Leipziger Woll-Kämmerei eine Schule in Verviers, die orientalischen Bahnen verschiedene Schulen in der Türkei, die anatolischen Bahnen in Klein-Asien usw. Indessen pflegen alle diese Schulen finanziell nicht kräftig genug zu sein, um sich ohne anderweitige Zuschüsse auf die Dauer zu erhalten. Hier tritt das Deutsche Reich in verhältnismäßig großem Umfange helfend ein, wenngleich die Aufwendungen Deutschlands noch längst nicht die Höhe dessen erreichen, was andere Staaten, namentlich Frankreich und Italien, für ihre Auslandsschulen ausgeben. Ergänzend muß daher private Hilfsleistung hinzukommen, und diese wird von kirchlichen und nationalen Hilfsverbänden in großem Umfange besorgt. Für die katholischen Schulen sorgen die zahlreichen Kongregationen, unter deren Leitung die meisten von ihnen stehen; für evangelische der Gustav-Adolf-Verein. Ohne Rücksicht auf die Konfession erteilt seine Zuschüsse der Allgemeine Deutsche Schulverein zu Berlin (Landgrafenstraße 7), und insbesondere für Brasilien sorgt die Blumenau-Stiftung, die zum Gedächtnis an Dr. Hermann Blumenau, der zuerst in großem Maßstabe Santa Catharina mit deutschen Ansiedlern besetzte, ins Leben gerufen worden ist. Eine indirekte Hilfeleistung erfahren viele der evangelischen Schulen des Auslandes durch die heimischen Kirchenorganisationen. Die Mehrzahl der evangelischen Gemeinden des Auslandes untersteht nämlich dem Oberkirchenrat zu Berlin und erhält von ihm ihre Geistlichen und somit ihre Schulleiter; die südafrikanischen Schulen haben sich meist der hannoverschen Landeskirche, einige andere Auslandschulen der sächsischen Landeskirche angeschlossen und werden von ihnen in analoger Weise versorgt.

Mit der Unterstützung durch Geld ist es aber nicht getan; die Kardinalfrage, um die sich alles dreht, ist die Beschaffung tüchtiger Lehrkräfte. Schlechte Lehrer können ihren Kindern nicht die moralische und nationale Widerstandskraft geben, die sie brauchen, um sich vor der Auffaugung durch das fremde Volkstum zu hüten, besonders da nicht, wo die deutsche Schule durch den Wettbewerb einer mit viel größeren Mitteln arbeitenden und daher bessere Lehrerfolge erzielenden Staatsschule bedroht ist. Leider ist es trotz aller Anstrengung der nationalen Hilfstätigkeit bisher noch nicht möglich gewesen, diese Lehrerfrage befriedigend zu lösen. Einmal würden ganz außerordentliche Geldmittel dazu gehören, um nur all die schlechten Urwaldlehrer durch seminaristisch

gebildete Lehrkräfte zu ersetzen. Andererseits fehlt es aber auch an der nötigen Organisation, um dem Lehrer, der für einige Jahre ins Ausland geht, seine Zukunft zu sichern. Bis vor einigen Jahren mußte der Lehrer, der sich beispielsweise nach Chile senden ließ, aus dem heimischen Volksschuldienst austreten, und wenn ihm auch die Wiederanstellung nach seiner Rückkehr in Aussicht gestellt wurde, so mußte er sich meistens mit einer schlechteren Stelle begnügen, als er vorher bekleidet hatte, und zudem konnte er nicht einmal mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihm die im Auslande verbrachte Zeit auf das pensionsfähige Dienstalter angerechnet wurde. Es ist klar, daß sich unter solchen Umständen meist nur derartige Elemente in den Auslandsdienst drängten, die etwas auf dem Kerbholz hatten und gerade darum für diese nationale Aufgabe wenig geeignet waren. Einen wichtigen Schritt zur Lösung dieser brennenden Frage tat erst im Jahre 1901 die preußische Regierung. Trotz des starken Lehrermangels verfügte mit anerkennenswertem Weitblick der preußische Kultusminister am 21. Oktober 1901, daß Gesuche von Lehrern, die in den Dienst einer deutschen Auslandsschule treten wollten, so weit als möglich zu berücksichtigen seien; als Regel wurde festgesetzt, daß der ins Ausland gehende Lehrer nur beurlaubt wird, daß er also bei seiner Rückkehr die vorher von ihm bekleidete Stelle wieder einnehmen kann. Wo dies aus lokalen Gründen unmöglich ist, soll ihm wenigstens die Entlassung aus dem Amte mit Aussicht auf Wiedereinstellung gewährt werden, und bei der Festsetzung des Dienstalters soll die Dienstzeit an den Auslandsschulen, die vom Deutschen Reiche unterstützt werden, ebenso angerechnet werden, wie die Dienstzeit im Inlande. Dieser Erlaß ermöglichte es zuerst, eine planmäßige Organisation für die Lehrerversorgung der Auslandschulen zu begründen. Bisher hatten jene Anstalten durch Vermittelung inländischer Freunde, durch die nationalen Hilfsverbände, durch die kirchlichen Organisationen und durch das preußische Kultusministerium versucht, sich Lehrer zu verschaffen. Dies war jedesmal ein äußerst schwieriges und zeitraubendes Unternehmen, da eine solche Aufgabe an jede einzelne dieser Stellen verhältnismäßig selten heranzutreten pflegte und daher für jeden Einzelfall ein großer Apparat in Bewegung gesetzt werden mußte. Einen großen Fortschritt bedeutete daher die Gründung einer Lehrervermittelungsstelle durch den Allgemeinen Deutschen Schulverein Anfang 1902. Sie fordert von allen Lehrern, die geneigt sind, in den Auslandsdienst überzutreten, genaue Personalien ein und setzt diese Personalbogen bei den Auslandsschulen in Umlauf, an denen Vakanzen bestehen. Dem Schulverein werden dann

fremd sind, mit denen sie in der Heimat zu arbeiten gewohnt waren. Der Lehrer muß sich also in sein neues Amt erst unter großen Schwierigkeiten einarbeiten, und oft genug beginnt er erst dann pädagogische Erfolge zu erzielen, wenn seine Dienstzeit abgelaufen ist und sein Nachfolger wieder von vorn anfangen muß. Ohne eine amtliche Zentralstelle, die dem Lehrer den nötigen Urlaub verschafft, ist auch in diesem Punkte kein Wandel zu schaffen.

Besteht ein solches Reichs-Schulamt, so läßt sich ferner auch eine zweckmäßigere Verwendung der Reichszuschüsse für die Auslandsschulen ermöglichen. Bisher werden sie auf Vorschlag der amtlichen Vertreter des Reiches im Auslande durch das Auswärtige Amt verteilt. Vorschläge und Verteilung werden also von Beamten vorgenommen, die diesem doch recht wichtigen Zweig der Verwaltung nur einen kleinen Teil ihrer Arbeitskraft widmen können. Daß dabei vielfach etwas schematisch vorgegangen wird, läßt sich gar nicht vermeiden. Ferner fehlt heute noch jede durchgreifende Kontrolle darüber, ob die den Auslandsschulen gezahlten Gelder wirklich zweckentsprechend verwendet werden. An den großen Schulen, deren Leitung in den Händen erprobter Fachleute liegt, besteht natürlich kein Bedenken. Auch wo ein deutscher Berufskonsul im Schulvorstande sitzt, kann im allgemeinen wohl auf eine zweckentsprechende Verwendung gerechnet werden. Bedenklicher ist es schon, wo die Leitung der Schule allein einem jungen Pfarrer obliegt, der sich im Inlande nur sehr wenig um die Schule hatte kümmern können. Sehr schwierig gestalten sich aber oft die Verhältnisse, wenn ein junger Volksschullehrer, der eben erst ein oder zwei Jahre unterrichtet hat, mit einem Male Leiter einer Auslandsschule wird. Er pflegt sogleich mit Feuereifer ans Organisieren und Reformieren zu gehen; er setzt sich das Ziel, aus der Volksschule eine Mittel- oder Realschule zu machen, an Stelle des einfachen Schulhauses ein neues zu setzen, das mit allen Erzeugnissen moderner Schultechnik ausgestattet ist, alles wunderschöne Dinge, für die leider oft genug die realen Unterlagen fehlen. Die finanzielle Lage der Auslandsschulen ist in vielen Fällen deshalb so ungünstig geworden, weil man verfrühte Experimente angestellt hat, die sich auf die Dauer nicht als lebensfähig erwiesen, und viel Geld ist auf diese Weise verloren gegangen. Hat aber der Lehrer nicht den nötigen Einfluß im Schulvorstande, sondern geben dort die oft nur wenig gebildeten kleinen Kaufleute, Handwerker und Bauern den Ton an, so wird oft nach anderer Richtung hin gesündigt. Am wichtigsten, dem Lehrergehalt und den Lehrmitteln, wird gespart, für alle weniger notwendigen, aber ins Auge fallenden Zwecke ist

Geld vorhanden und so kommt die Schule nicht zu einer gedeihlichen Entwicklung, weil ihr eine vernünftige Schulaufsicht fehlt. Diese kann wiederum nur eine Zentralinstanz für die Auslandsschulen bringen. Vom Reiche inspiziert werden bisher nur die vorstehend genannten großen Realschulen, und auch diese nicht regelmäßig; gelegentlich pflegt sich ein solcher Regierungskommissar daneben auch eine kleinere Schule anzusehen, an der sein Weg ihn vorbeiführt. Die weitaus größte Zahl der Auslandsschulen hat jedoch noch niemals einen pädagogisch geschulten Aufsichts-Beamten gesehen. Hier Wandel zu schaffen, wäre die Hauptaufgabe eines Reichsschulamtes. Gewiß wird es unmöglich sein, von Berlin aus durch Schulinspektoren die ganze Welt bereisen zu lassen. Aber dies ist auch nicht nötig. In jedem Lande Europas, wo deutsche Schulen bestehen, existiert mindestens eine größere Schule, die von einem hervorragenden Fachmann geleitet wird. Ihn mache man zum Vertrauensmann für die übrigen Schulen des Landes, ihn verpflichte man, mindestens einmal im Jahre die Schulen seines Bezirkes zu besichtigen, und von seinen Vorschlägen, nicht in erster Linie von den Berichten des Konsuls oder Gesandten mache man die Unterstützung der Schulen abhängig. Selbstverständlich soll hier nicht einer Reglementierung der Schule vom grünen Tisch aus das Wort geredet werden. Der Vertrauensmann müßte natürlich mit großem Takte verfahren, aber schon die bloße Besprechung von Mißständen zwischen Lehrer oder Schulvorstand und Vertrauensmann der Regierung wird in den meisten Fällen einen heilsamen Einfluß ausüben. Für vorsichtig erteilten pädagogischen Rat sind die Auslandsschulen bisher stets dankbar gewesen; das hat die lange Erfahrung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins gezeigt.

Einem „Reichsschulamt" oder wie man diese Behörde auch nennen will, würden also fürs erste folgende Obliegenheiten zufallen:

1. es müßte die an verschiedenen Stellen zersplitterte Lehrervermittelung für die Auslandsschulen in seiner Hand vereinigen, für eine bessere Vorbildung der Lehrer Sorge tragen, und für die Lehrer beim Übertritt in den Auslandsdienst möglichst günstige Bedingungen erzielen,
2. es hätte eine wirksame Schulaufsicht im deutschen Auslande anzubahnen und die Verteilung der Zuschüsse aus dem Reichsschulfonds zu übernehmen.

Ist eine solche Behörde aber einmal erst ins Leben getreten, so würde ihr Tätigkeitsgebiet sich wahrscheinlich bald weiter ausdehnen. Ihr würde dann ein Teil der Arbeiten zufallen, die bisher von der beim

fremd sind, mit denen sie in der Hei[illegible] [illegible], nämlich die
waren. Der Lehrer muß sich also in sein[illegible] [illegible]n die Auslands-
Schwierigkeiten einarbeiten, und oft ge[illegible] [illegible]möglichst in allen
gogische Erfolge zu erzielen, wenn s[illegible] [illegible] nach preußischem
sein Nachfolger wieder von vorn [illegible] [illegible]rer, sondern auch
Zentralstelle, die dem Lehrer der[illegible] [illegible]en geschehen ist —
diesem Punkte kein Wandel zu [illegible] [illegible]alen außerhalb des

Besteht ein solches Rei[illegible] [illegible]auernd im Auslande
zweckmäßigere Verwendung [illegible] für die Auslandsschüler
ermöglichen. Bisher wer[illegible] [illegible] deutschen Verhältnissen auch
des Reiches im Ausland[illegible] [illegible]ssysteme, Fauna und Flora aus-
und Verteilung werde[illegible] [illegible]ufgaben würde es einer solchen Be-
recht wichtigen Zw[illegible]
Arbeitskraft widm[illegible] [illegible]igkeiten stehen einer solchen Gründung ent-
gegangen wird, [illegible]rage kann sie nicht scheitern. Fürs erste würden
jede durchgreif[illegible] [illegible] nächstliegenden Ziele drei bis vier Räte mit dem
Gelder wir[illegible] [illegible]personal genügen; die Ausgaben für Besoldungen würden
Schulen, [illegible] [illegible]eichshaushalt nicht überlasten. Da ferner der jährliche
natürlich [illegible]arf fürs erste 60 nicht übersteigen dürfte, würden sich auch
vorsta[illegible] [illegible]sten für die Vorbereitung der Lehrkräfte nicht besonders hoch
Verr[illegible] [illegible]. Die eigentliche Schwierigkeit dürfte darin liegen, die Be-
de[illegible] [illegible]nisse des Reichsschulamts von denen der Einzelstaaten scharf abzu-
[illegible] [illegible]renzen, ohne den leidigen Partikularismus wachzurufen. Immerhin
dürfte sich auch hier ein Weg finden lassen, wenn nur der Wille vor-
handen ist. Etwa in dem Sinne, daß die Einzelstaaten alljährlich eine
kleine Zahl von Lehrern zur Verfügung des Reichsschulamtes stellen,
dieses die Kandidaten für ihre künftige Tätigkeit ausbilden läßt und sie
wiederum den Einzelstaaten überweist. Diesen könnte damit das volle
Verfügungsrecht über den Auslandslehrer wieder eingeräumt werden, das
Reichsschulamt müßte sich nur die Ermächtigung vorbehalten, sie unter
Innehaltung einer gewissen Kündigungsfrist für den Auslandsdienst zu
verlangen. Ich glaube, im Eisenbahn- und Postwesen, auch in der
Heeresverwaltung haben wir ähnliche Schwierigkeiten überwunden, die
vielleicht noch größer erschienen, weil sie weit enger mit den Lebens-
interessen der Einzelstaaten verbunden waren.

Eins dürfte durch die vorstehenden Erörterungen bewiesen sein,
nämlich daß unsere Auslandsschulen Organisation mindestens ebenso not-
wendig brauchen wie Geld; erst wenn sie geschaffen ist, wird sich das
Geld wirklich in zweckentsprechender Weise nutzbar machen lassen. Und

einige Gebiete wirksam unterstützen können, schwer erreichbar waren. Die Urwald- dem Reichsfonds nichts oder fast gar nisationen werfen verhältnismäßig jeder Kontrolle schon zu viel ch ist dies aussichtsvollste der ne große Landstrich außer- dern eine national ge- tark bedroht. Die brasili- entnationalisieren durch Grün- chulen, sie sucht es zu vermeiden, und siedelt mit Vorliebe Italiener und an. Wären nicht die Korruption und der chen Regierungsgewalt ein beständiges Hindernis stünde es um die Sache des Deutschtums noch weit für fast ebenso gefährlich halte ich einen Verbündeten, tag für uns eintritt, nämlich die deutschen Synoden Nord- , die jetzt in Deutsch-Brasilien eifrig bei der Arbeit sind, Schulen kirchen zu gründen. Sie mögen momentan eine Stütze des Deutsch- tums sein, aber es ist doch bedenklich, daß sie die Blicke der Ansiedler nach dem Norden richten, und wenn man bedenkt, wie sehr die deutschen Synoden der Vereinigten Staaten von der Anglisierung bedroht sind, wird man in den amerikanischen Gründungen doch mehr die Vorposten des Angelsachsentums als des Deutschtums erblicken müssen. Es ist darum hohe Zeit, daß für diese aussichtsreichen Gebiete etwas geschieht, und der beste Weg ist stets die Gründung und Ausgestaltung von Schulen gewesen. Ohne Hilfe des Reiches wird aber der deutsche Lehrer in den Urwaldpikaden nie festen Fuß fassen können, und ohne eine planmäßige Organisation wird es wieder unmöglich sein, Reichsmittel in jene entlegenen Gegenden zu werfen.

Bundesrate bestehenden Schulkommission erledigt werden, nämlich die Erteilung von Berechtigungen für den Einjährigendienst an die Auslandsschulen; sie würde ferner dahin zu wirken haben, daß möglichst in allen Bundesstaaten die Abgabe von Lehrkräften an das Ausland nach preußischem Muster geregelt wird, daß nicht nur für Volksschullehrer, sondern auch für Oberlehrer — was bisher nicht einmal in Preußen geschehen ist — annehmbare Bedingungen für den Übertritt an Schulen außerhalb des Reiches festgesetzt werden, daß den Lehrern, die dauernd im Auslande verbleiben, eine Altersversorgung zuteil wird, daß für die Auslandsschüler Lehrbücher geschaffen werden, die neben den deutschen Verhältnissen auch die fremden Münz-, Maß- und Gewichtssysteme, Fauna und Flora ausreichend berücksichtigen usw. An Aufgaben würde es einer solchen Behörde sicherlich nicht fehlen.

Und welche Schwierigkeiten stehen einer solchen Gründung entgegen? An der Geldfrage kann sie nicht scheitern. Fürs erste würden zur Erreichung der nächstliegenden Ziele drei bis vier Räte mit dem nötigen Kanzleipersonal genügen; die Ausgaben für Besoldungen würden also den Reichshaushalt nicht überlasten. Da ferner der jährliche Lehrerbedarf fürs erste 60 nicht übersteigen dürfte, würden sich auch die Kosten für die Vorbereitung der Lehrkräfte nicht besonders hoch stellen. Die eigentliche Schwierigkeit dürfte darin liegen, die Befugnisse des Reichsschulamts von denen der Einzelstaaten scharf abzugrenzen, ohne den leidigen Partikularismus wachzurufen. Immerhin dürfte sich auch hier ein Weg finden lassen, wenn nur der Wille vorhanden ist. Etwa in dem Sinne, daß die Einzelstaaten alljährlich eine kleine Zahl von Lehrern zur Verfügung des Reichsschulamtes stellen, dieses die Kandidaten für ihre künftige Tätigkeit ausbilden läßt und sie wiederum den Einzelstaaten überweist. Diesen könnte damit das volle Verfügungsrecht über den Auslandslehrer wieder eingeräumt werden, das Reichsschulamt müßte sich nur die Ermächtigung vorbehalten, sie unter Innehaltung einer gewissen Kündigungsfrist für den Auslandsdienst zu verlangen. Ich glaube, im Eisenbahn- und Postwesen, auch in der Heeresverwaltung haben wir ähnliche Schwierigkeiten überwunden, die vielleicht noch größer erschienen, weil sie weit enger mit den Lebensinteressen der Einzelstaaten verbunden waren.

Eins dürfte durch die vorstehenden Erörterungen bewiesen sein, nämlich daß unsere Auslandsschulen Organisation mindestens ebenso notwendig brauchen wie Geld; erst wenn sie geschaffen ist, wird sich das Geld wirklich in zweckentsprechender Weise nutzbar machen lassen. Und

erst dann wird man auch einige Gebiete wirksam unterstützen können, die bisher durch Geld allein schwer erreichbar waren. Die Urwaldschulen Brasiliens erhalten aus dem Reichsfonds nichts oder fast gar nichts, auch die privaten Hilfsorganisationen werfen verhältnismäßig wenig dorthin, weil bei dem Mangel jeder Kontrolle schon zu viel Geld dort verschleudert worden ist. Und doch ist dies aussichtsvollste der für uns möglichen Siedelungsgebiete, dieser einzige große Landstrich außerhalb Europas, wo Hunderttausende deutscher Bauern eine national gesicherte Existenz finden können, augenblicklich stark bedroht. Die brasilianische Regierung sucht die Deutschen zu entnationalisieren durch Gründung unentgeltlicher portugiesischer Schulen, sie sucht es zu vermeiden, rein deutsche Distrikte zu schaffen und siedelt mit Vorliebe Italiener und Polen zwischen den Deutschen an. Wären nicht die Korruption und der Schlendrian der brasilianischen Regierungsgewalt ein beständiges Hindernis unserer Gegner, so stünde es um die Sache des Deutschtums noch weit schlimmer. Und für fast ebenso gefährlich halte ich einen Verbündeten, der gegenwärtig für uns eintritt, nämlich die deutschen Synoden Nord-Amerikas, die jetzt in Deutsch-Brasilien eifrig bei der Arbeit sind, Schulen und Kirchen zu gründen. Sie mögen momentan eine Stütze des Deutschtums sein, aber es ist doch bedenklich, daß sie die Blicke der Ansiedler nach dem Norden richten, und wenn man bedenkt, wie sehr die deutschen Synoden der Vereinigten Staaten von der Anglisierung bedroht sind, wird man in den amerikanischen Gründungen doch mehr die Vorposten des Angelsachsentums als des Deutschtums erblicken müssen. Es ist darum hohe Zeit, daß für diese aussichtsreichen Gebiete etwas geschieht, und der beste Weg ist stets die Gründung und Ausgestaltung von Schulen gewesen. Ohne Hilfe des Reiches wird aber der deutsche Lehrer in den Urwaldpikaden nie festen Fuß fassen können, und ohne eine planmäßige Organisation wird es wieder unmöglich sein, Reichsmittel in jene entlegenen Gegenden zu werfen.

Sich-Finden.

So einfach war's,
So wundereinfach war's!
Ich sah ins Auge dir
Und du in meines.
Reichtest mir die Hand
Und lächeltst.
Bist endlich gekommen,
Bist endlich da?
Der du mir bestimmt
Von Ewigkeit!
Böser, wo bliebst du?
Trittst wirklich hervor
Aus meinen Träumen,
Meinen Mädchenträumen,
Deinem Versteck!

So fanden wir uns,
Wie zwei alte Bekannte,
Die einander gesehen
Vor dem Beginn aller Dinge
Mit den Augen der ersten Menschen,
Mit Kinderaugen.

* * *

Reichte dir die Hand
Und lächelte.
Bist endlich gekommen,
Bist endlich da?
Die du mir bestimmt
Von Ewigkeit!

* * *

Mannestränen.

Ich weiß, ich weiß, du hast gar manche Träne
Um mich geweint. Dein Los war Frauenlos:
In Schmerzen lieben!
Doch sind Frauentränen
Gar wunderliche Dinger. Edelsteine,
Die eine güt'ge Fee mit stiller Hand
Von Aug und Wange sammelt, einen Kranz,
'nen Strahlenkranz zu flechten Eurem Haupt.
Daß rührender und schöner nur Ihr schaut.

O, Mannestränen sind ganz andrer Art;
Sie bleiben ungeweint und sinken tief,
Gleich Kieseln kalt und schwer zum Herzensgrund.
Dort liegen sie, ein starrer eisiger Schutt,
Ein Eis, das frißt und sengt, wie Feuerbrand.
So weißt du's nun, wenn ich dich oftmals kränkte,
Aus eisiger Tiefe stieg es feindlich auf,
Wo meine ungeweinten Tränen ruhen.

Und ach, wie manchen sandtest du nicht selbst
Zum Grund hinab von jenen kalten Steinen!

Aus: „Erntezeit". Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Lyrisches und Anderes.

Besprochen von

Viktor Blüthgen.

Ritterliches Liederbuch. Von Börries Freiherr von Münchhausen. F. A. Lattmann Verlag, Berlin; geb. 4 Mk. — Gedichte von O. F. Gruppe. In Auswahl herausgegeben von dem Sohne des Dichters. Leipzig, Phil. Reclam jun. — Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber. Mit Bildern von deutschen Künstlern. München 1903, Verlag des deutschen Spielmanns: Münchs Hausschatz. Band 1: Deutsche Dichtung der Neuzeit. Band 2: Deutsches Skizzenbuch. Verlag von Richard Münch, Charlottenburg. — Die deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung.

Wie man auch sonst über den Geist, der in der neuesten Gabe Münchhausens weht, über den persönlichen Gehalt dieser Lieder denken mag: rein dichterisch genommen stehen sie mit in vorderster Reihe der modernen Lyrik, wenn auch nicht mit der Wucht der Balladen. Gelegenheitsdichtung im besten Sinne, der knappste plastische Ausdruck persönlichster Augenblicksstimmung auf Grund eines Erlebnisses; eigen die Stimmungsnuance, eigen der Ausdruck, nach dem sie greift, wunderschön, von einer bezaubernden gesättigten Wortpracht, wie sie kein zweiter zur Verfügung hat, so schlagkräftig und treffsicher und aufs notwendige beschränkt zugleich, fernab von dem wuchernden Blumenaufputz unser femininen Stimmungslyriker. Männerlyrik ist das, die Lyrik eines vollsaftigen, überschäumenden Temperaments, das zu Pferde sitzt, manchmal die Sporen einsetzt, die Zügel hinwirft und wieder aufnimmt, straff anzieht, ja Schule reitet. Mit einer imponierenden Selbstsicherheit, vornehm, unbekümmert, herrisch. Zu einer weichen Stimmung neigt sie sich nieder wie man sich auf Blumen neigt, um Duft zu atmen, einen Augenblick darüber zu träumen, dunkle schwermütige Träume — genug davon! Das haben besonders die „Landschaften und Jahreszeiten" an sich, auch die „Wanderungen" und die „Lieder und Stimmungen" zumeist. Natur — die Mutter — die Heimat, da ist es erlaubt, weich zu werden. Nicht die Liebe, da muß sich der Mann durchsetzen, da klingt kein sentimentaler Ton durch, nicht an einer Stelle, nicht in „Allerhand Liebe" mit der überlegen zugreifenden Jugendkraft drin, nicht einmal in der „Liebe", dem letzten Kapitel, das in den Hafen steuert. Aber dazwischen blitzt es und sprüht schlagfertig auf und pocht an den Schild mit einem trotzigen: Hier bin ich! „Um die Kunst" und „Wir", d. h. wir ritterbürtige Aristokraten, heißen diese Abschnitte. Und in den „Liedern aus dem lateinischen Viertel" wie in dem Schlußkapitel „In besondren Fällen" mischen sich alle Töne dieser Kraftlyrik.

Ich mag sie, diese gesättigten, funkelnden, prasselnden Rhythmen mit ihren glänzenden Überraschungen in Bild und Pointe, um ihrer Männlichkeit und Ehr-

lichkeit willen vor allem; wie ich Strachwitz, das Vorbild für diese ganze Art, liebe. Vielleicht wird der Dichter von andrer Seite her erfahren: Sie klagten und sie sagten, ich sänge viel zu grob. Seiner Bedeutung tut das keinen Eintrag.

Man wird ihn noch aus anderem Grunde ablehnen: den Aristokraten, den Junker mit seiner Herrenmoral und sonstigen feudalen Aspirationen. Nach meinem Geschmack ist das auch nicht. Aber mich freuts doch immer, wenn ich einen ganzen Kerl vor mir sehe. —

Nun ein Reklamheft mit Gedichten Otto Friedrich Gruppes.

Eine Jubel-Erinnerungsgabe, an der man nicht vorübergehen möchte: am 15. April jährte sich zum 100. mal der Geburtstag eines Poeten, der gewiß keiner von den Großen war, dessen Name aber doch einmal einen guten Klang hatte und von dem heute noch ein paar Gedichte im deutschen Volke leben, wenngleich das meiste nur mehr literarhistorisches Aktenmaterial ist. Gruppe ist im wesentlichen ein vormärzlicher Poet, und dazu keiner von markanter Eigenart, aber eine echte Poetennatur ohne Zweifel. Die Großen, von den Klassikern bis Chamisso, klingen bei ihm mehr oder weniger deutlich nach, vorweg Goethe in einem Zyklus Elegien, danach die Romantiker, mehr die stärkeren Typen des Berliner Kreises gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts. Erfreulich spricht aus all diesen Dichtungen eine kräftige, männliche Persönlichkeit, fröhlich, gesund, phrasenlos, blutwarm; ein Waidmann und Naturfreund, zartsinnig gegenüber dem Ewig-Weiblichen, für Familienglück geschaffen, ein warmherziger Freund, dabei ein feiner und kluger Kopf, mit dem es lohnt ein Stück zu wandern. Die vorliegende Auswahl ist von Prof. Dr. Otto Gruppe, des Dichters einzigem Sohne getroffen, der als Mythologe einen ausgezeichneten Ruf genießt; sparsam, vorsichtig und mit Glück, wie mich däucht: nicht mit der Tendenz, ein konkurrenzfähiges Gedichtwerk in die Dichtung von heute einzustellen, sondern mit der: „ein Bild des Dichters Gruppe in allen Stadien seiner Entwicklung zu geben"; und er ist in der Angabe seiner Quellen und dem biographischen Material der Einleitung eine verläßliche Fundgrube für den Literarhistoriker von Beruf. Die noch lebende Witwe des Dichters hat für das Inhaltsverzeichnis genaue Angaben der Kompositionen beigesteuert, mit denen einzelne der Gedichte, sogar sehr reichlich, bedacht worden sind, selbst bis in die neuere Zeit hinein.

Die Sammlung enthält: Lieder aus der Jugendzeit, Jägerlieder, Elegieen, Freie Erzählungen und Sagenhaftes, Geschichtliche Stoffe, Epigramme und Epigrammatisches, Novellen, Scherz und Spott und Spätere Lyrik. Die eigentliche Lyrik mutet da heute ja vielfach rückständig an, doch gibt es Perlen darunter, die noch jetzt ihren Reiz haben. Auch inmitten des anmutigen Distichengeplätschers der Elegien finden sich ein paar feine Stücke, noch mehr in den beiden folgenden Abteilungen, Balladen- und Romanzenhaftes, stofflich eindrucksvoll und wirksam gestaltet, das sich unsere Deklamation nicht entgehen lassen sollte, manches, das sich mir in der Jugend unverlöschlich eingeprägt hat. Am meisten veraltet wirkt der humoristische Teil. Auf alle Fälle bezeugt diese Sammlung nachdrücklich, daß Gruppe Anspruch hat, mit ihr in der Schatzkammer unserer Nationalliteratur dauernd seinen Platz zugewiesen zu bekommen.

Der Dichter ist am 15. April 1804 in Danzig geboren, wo sein Vater in der Wollwebergasse ein Haus und ein kaufmännisches Geschäft besaß, sollte selbst Kaufmann werden; aber als der väterliche Speicher auf der Mottlauinsel bei der Be-

lagerung 1813 ein Raub der Flammen geworden und der Handel Danzigs nach der Einverleibung in Preußen durch die den östlichen Seestädten ungünstige Handelspolitik stark zurückging, durfte er seiner eigentlichen Neigung folgen, besuchte 1819—25 das Gymnasium und studierte dann in Berlin Philosophie und Philologie, war 1835—41 in der Redaktion der Staatszeitung tätig, darauf zwei Jahre im Kultusministerium als Hilfsarbeiter, worauf er 1844 als außerordentlicher Professor an die Universität berufen wurde; seit 1862 war er auch Sekretär der Akademie. Verheiratet hat er sich 1850 mit einer Tochter des ihm befreundeten feinsinnigen Historikers Adolf Müller (Schottmüller), der, jung erblindet, sich dennoch eine ausgezeichnete Bildung erworben hatte und Erzieher bei Hofe geworden war. An den Folgen eines Schlaganfalls, der ihn 1875 traf, ist Gruppe am 7. Januar 1876 sanft verschieden.

Als Philosoph der erste Gegner Hegels an der Berliner Universität, als Philologe vorwiegend um die ästhetische Würdigung der antiken Klassiker bemüht, im übrigen als Kunstkritiker und Literarhistoriker wissenschaftlich tätig, kommt Gruppe heute doch nur als Poet in Betracht. Mit den Dichtarten, von denen die vorliegende Auswahl Proben gibt, ist er längst nicht erschöpft. Er hat eine ganze Anzahl größerer Epen geschrieben, auch dramatisch gearbeitet: die aristophanische Komödie Die Winde, gegen Hegel, das Drama Otto von Wittelsbach und einen Demetrius nach Schillers Entwurf. Man darf dem Sohne nach diesem Reclambändchen eine gründliche Monographie über den Vater zumuten, die sich zu einem interessanten Beitrag zur Geschichte des Berliner geistigen Lebens in der vormärzlichen Zeit gestalten könnte, abgerechnet daß sie das Bild des Dichters für unsere Literaturgeschichte voll auszumalen hätte. Unter den Elegien findet sich ein Memento mori, das eine Anzahl nächstbefreundeter Dahingeschiedener aufzählt: da stehen die Namen Wünsch, Hoffmann, Chamisso, Lenau, Jacobi, Lachmann, Reinick, Kopisch. Und in der Witwe Gruppes lebt heute noch die geistesfrische Zeugin mit den Erinnerungen an das rege interessante Verkehrsleben im Schottmüllerschen und Gruppeschen Familienkreise. —

Ich will jetzt von zwei neuen eigenartigen anthologischen Unternehmungen reden, die wert sind, daß man den Finger auf sie legt und sie im Auge behält. Zunächst: Der deutsche Spielmann.

Eine modern ausgestattete populäre Anthologie, die reizvollste, gesündeste, anschaffungswerteste, die ich kenne. Brandmodern ist sie in den Illustrationen, den farbigen wie den schwarzen, der Kreidolf, Eissarz, Hoch, Weingärtner, Diez, Stroedel u. a., und doch, wenn mich irgend ein Buch von dem Recht und dem Reiz dieser Kunst von heute überzeugt hat, so ist es diese Anthologie. Und überzeugend ist der Geschmack, der in Format und Schrift wie Papier die übrige Ausstattung entsprechend abgestimmt hat. Es ist eine Lust, da zu sehen und zu lesen. Nicht bloß um des äußeren Kleides willen — auch um des Inhalts willen, erst recht dies!

Denn diese Auswahl ist nicht modern. Der Geschmack, der sie getroffen, ist ein geradezu vorbildlicher für alle, die sich um gesunde Volkslektüre bemühen, Volk im weitesten Sinne genommen. Ausgeschlossen die, bei denen die menschenwürdige Nahrung erst bei der Delikatesse anfängt, der höhere Genuß erst bei der Perversität, der Zersetzung. Hinter dieser Auswahl steckt ein kerndeutscher Mann, herzwarm, frisch und fröhlich, nicht ästhetisch ausgemergelt und blutlos und dünkelhaft engbrüstig, und doch so feinfühlig wie irgend einer in bezug auf das, was kunstwertig ist. Der Mutterboden, aus dem sein Geschmack gewachsen, ist die deutsche Volks-

dichtung: Volkslied, Volksmärchen, Volkssage; und auf diesem Boden steht er mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, daß er sich kaum ein einziges mal vergreift. Wohin er greift? Über eine weite Strecke, von den Klassikern bis in unsere Tage, hier und da in die alte Volksdichtung sogar; auf Namenloses, auf Unberühmtes manchmal. Aber immer ists Geist von seinem Geist, was er wählt. Es muß nach Schönheit duften und eine Feierstimmung drin sein, und das Volk muß Freude dran haben. Merkwürdig, wie zu dieser Auswahl die sezessionistische Illustration steht, als sei sie die einzig mögliche. Die Hefte wirken wie die legitime Fortsetzung unserer alten naiven Volkskunst in ihrer besten Zeit. Hefte sage ich.

Denn die Anthologie erscheint als eine Reihe von gelben, steifbroschierten Quartheften, von denen 15 in Aussicht genommen, 7 bereits erschienen sind, jedes für sich zu dem offenbar auf Massenabsatz berechneten Preise von 1 Mark; wer die ganze Serie bezieht, bekommt das 15. Heft gratis. Diesen Massenabsatz wünsche ich dem Werk von Herzen.

Jedes der Hefte trägt ein Stichwort an der Stirn, um das sich der Inhalt kristallisiert: Kindheit — Wanderer — Wald — Hochland — Meer — Helden — Schalk liegen mir vor, Legenden soll das nächstfolgende enthalten. Jedes weiß sein eigentümliches Stoffgebiet nach den verschiedensten Seiten hin charakteristisch aus dem besten verfügbaren Material zu erschöpfen, bildet ein geschlossenes Kunstwerk durch die Grundidee, durch den durchgreifenden Eigengeschmack, der die Auswahl bestimmt hat, und dadurch, daß illustrativ bei jedem Heft nur ein bestimmter Künstler zu Wort kommt — befremdlicherweise kehrt das erste Seebild auch in dem Heft Helden wieder, was entweder ein Versehen oder ein Mißgriff ist.

Im übrigen zweifle ich nicht, daß die folgenden Hefte der bereits erschienenen würdig ausfallen werden, wünsche es im Interesse einer sehr guten Sache. —

Anders geartet ist Münchs Hausschatz, der bisher einen Band Lyrik, einen Band Novellen umfaßt.

Eine populäre Anthologie im Reclamstil, etwas größer in Format und Schrift als die Reclambücher. Und noch billiger. Mit der Tendenz, dem Volk, dem gegebenen Publikum der Hintertreppen-Literatur, reizvolle Kost aus besten zeitgenössischen Federn zugänglich zu machen. Daß ein solches Bemühen nicht aussichtslos ist, hat der Erfolg des Jacobowskischen Groschenheftes bewiesen. Freilich handelt es sich hier um Bände zu 50, gebunden 85 Pfg. Aber das ist nach Ausstattung und Inhalt noch so erstaunlich billig, daß man dem Schicksal auch dieser Anthologie mit einiger Zuversicht entgegensehen kann. Jedenfalls ist sie jede Art Förderung wert: man mag sie an geeigneter Stelle empfehlen, verschenken, in Volkskreisen, an Volksbibliotheken. Der Verlag versendet eine Mitteilung, worin er Freunde des Unternehmens auffordert, eine Massenverbreitung von 2 Millionen Doppelbänden in die Wege zu leiten — will für den Doppelband zwischen 10 und 25 Pfg. nur nehmen (gebunden 25 Pfg. mehr), wenn ihm 25 Pfg. Zuschuß geschafft wird von wohlhabenden Volksfreunden, was allerdings eine halbe Million Mark ergeben würde; eine schöne, aber wie ich fürchte, utopische Idee. Die Autoren steuern bereits in Form der Honorarfreiheit ihrer Beiträge — das bekannte lyrische Kartell mit seiner strikten Honorarforderung ist deshalb in dem lyrischen Bande zum Teil nicht vertreten: Dehmel, Holz, Carl Busse u. a., merkwürdigerweise doch Liliencron und Wildenbruch: indessen ist da die wünschenswerte Ergänzung in Aussicht genommen. Auch die

Vertreterinnen der nackten Frauenlyrik fehlen. Sonst sind so ziemlich alle bedeutenderen Namen zu Wort gekommen. Unvollständiger ist das Skizzenbuch, doch ist da ein zweiter Band als Ergänzung in Aussicht genommen. Nicht ungeschickt war die Idee, die Auswahl durch die Autoren selber treffen zu lassen.

Ich möchte doch die Gelegenheit benutzen, um auf das verwandte, jeden verlegerischen Nutzen ausschließende, mit schärfer betonter ästhetischer Tendenz arbeitende Unternehmen der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung hinzuweisen, das seinen Sitz in Hamburg hat und das sich mit Glück einzuführen vermochte. Hier reicht die Ausstattung, bei nicht viel höherem Preise, auch für die besseren Hausbibliotheken zu. Was der Verlag des Münchschen Hausschatzes vorschlägt: Unterstützung durch freiwillige Zuschüsse wohlhabender Gönner, ist hier von vornherein die Basis des Unternehmens gewesen, das sich die moralische Unterstützung einer großen Zahl angesehener Namen, darunter des Reichskanzlers, gesichert hat; weitere Spenden und der erzielte Gewinn bilden die Fonds für die Fortführung. Leider hat hier bereits die Erfahrung den Beweis geliefert, daß auf eine Opferwilligkeit im großen Stil in dieser Sache nicht zu rechnen ist, wie übrigens die Bestrebungen für Gründung von Volksbibliotheken bereits früher erfahren haben. Indessen reicht diese Opferwilligkeit aus, um die Lebensfähigkeit der Stiftung zu garantieren, deren Vorstand, mit Hans Hoffmann und dem Begründer, dem Hamburger Dr. Ernst Schultze, an der Spitze, jüngst die Idee der Massensammlung kleinster Beträge in Betracht gezogen hat. Ihr vorsichtiges planmäßiges Vorgehen nach Maßgabe der verfügbaren Mittel hat doch schon Erfreuliches erzielt: die bisher erschienenen Bände, enthaltend Goethes Götz von Berlichingen, Kleists Michael Kohlhaas und Deutsche Humoristen, haben große Verbreitung in Volkskreisen gefunden. Es handelt sich hier nicht um bloße Anthologien kleinerer Bestandteile unserer guten Literatur, noch um Beschränkung auf die lebende Produktion, sondern auf populär wirksame Schöpfungen verschiedenster Art und aus allen Perioden unserer Literatur, mit ausgesprochener Beschränkung auf das ästhetisch Wertvollste.

Wären wir Amerikaner statt Reichsdeutsche, so würde sich wahrscheinlich bereits ein Mäcen, der zugleich ein Krösus ist, für diese Bestrebungen im Interesse der Volksbildung gefunden haben, und Millionen Exemplare der genannten Werke würden in Privathände und in die Volksbibliotheken geflattert sein. So muß man sich mit dem bei uns Erreichbaren begnügen; möchte dieser Hinweis beitragen, der guten Sache Freunde und Förderer zuzuführen! Die Deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung mit ihrer Devise: Die Verbreitung ihrer Schriften ist das beste Denkmal für unsre Dichter, nimmt einmalige Beiträge, wie die Anmeldung für ständige Jahresbeiträge an ihrer Geschäftsstelle, Hamburg-Großborstel, entgegen.

Eine Geſchichte der Kriegskunſt.

Von

Oberſtleutnant von Bremen.

Wie kommt es, daß ſo vielen Gebildeten die Geſchichte des Altertums ein Buch mit ſieben Siegeln iſt, daß ſie oft nur aus ihrer Schulzeit, wenn ſie ein gutes Gedächtnis beſitzen, ſich eine Anzahl Namen und Daten bewahrt haben, daß ihnen aber meiſt das Verſtändnis über den inneren Zuſammenhang der Geſchehniſſe jener Zeit abgeht? Nun haben wir doch eine große Anzahl von Profeſſoren der alten Geſchichte an unſeren Univerſitäten, ſie ſchreiben auch eine Menge dickleibiger Bücher, die aber außer dem Kreiſe ihrer Fachgenoſſen nur ſelten jemand lieſt; ihr großes Wiſſen, ihr Fleiß bleiben für den großen Kreis der Gebildeten unfruchtbar. Sie wandeln einſam ihre Bahn, geſchätzt von ihren Fachgenoſſen ob ihrer Gelehrſamkeit, aber von der großen Menge derer, die dieſen Fragen wohl Intereſſe entgegenbringen, jedoch es nicht befriedigt fühlen, kaum gekannt. Was man in dieſer Weiſe von der allgemeinen Behandlung der älteren Geſchichte ſagen kann, trifft in erhöhtem Maße zu, wenn es ſich um eine Beſonderheit wie die der kriegeriſchen Vorgänge handelt. Kriege haben ja von jeher die Geſchicke der Völker entſchieden, und ſie bleiben daher mit ihren Schlachten auch am meiſten in Erinnerung, aber von dem Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, warum im einzelnen Falle Sieg oder Niederlage erfolgen mußte, wiſſen wir ſo gut wie nichts. Auch das iſt wieder eine Folge der erwähnten Behandlung. Für den Gelehrten gibt es auch hier nur die alten Autoren als einzige Quelle der Erkenntnis; was ſie berichten, daran wird wohl Kritik geübt, aber meiſt nur in rein äußerlicher Weiſe, eine Wortkritik, niemals eine Sachkritik, d. h. es wird nie gefragt, ob das Überlieferte und Berichtete überhaupt ſeinem Weſen nach möglich war. So kommen oft Darſtellungen kriegeriſcher Vorgänge zuſtande, die der Militär nur mit Kopfſchütteln zu leſen vermag. Da er dem Gelehrten auf das Gebiet der Wortkritik meiſt nicht zu folgen imſtande iſt, ſo legt er die Sache beiſeite, in der Überzeugung: ſo kann es unmöglich geweſen ſein, da es auch den einfachſten militäriſchen Grundgeſetzen Hohn ſpricht. Sich ſelbſt aber durch das Studium der alten Schriftſteller ein Bild zu ſchaffen, dazu fehlen den meiſten Militärs wieder die notwendigſten philologiſchen Kenntniſſe, und ſo haben es nur wenige bedeutende Militärs, unter denen wir den leider zu früh verſtorbenen Grafen Yorck von Wartenburg nennen, verſucht, auch aus den kriegeriſchen Vorgängen des Altertums ein einigermaßen klares Bild für

unsere heutigen Bedürfnisse zu gewinnen und die großen, immer gleichbleibenden leitenden Grundsätze herauszuerkennen.

Der Grund, warum unsere Gelehrten meist auf diesen Bahnen wandeln, ist, daß ihnen die Kenntnis der Grundlagen des Kriegswesens und kriegerischer Vorgänge fehlt, sie haben wohl eher volkswirtschaftliche, handelspolitische Kenntnisse und dergleichen aus ihren Studien gewonnen, die sie nun auch bei ihrer Darstellung älterer Geschichte verwerten können, aber es mangelt ihnen an den notwendigen militärischen Kenntnissen. Viele Gelehrte haben das sehr wohl erkannt und offen zugegeben, wie z. B. Sybel, der sich deshalb auch bei der Darstellung kriegerischer Vorgänge eine große Reserve auferlegt. Das ist nun bei neueren Kriegen auch ohne Belang, denn hier muß die Darstellung in erster Linie den Militärs vorbehalten bleiben; anders aber bei den Kriegen älterer Zeit, für die es diesen wieder an der Kenntnis und Beherrschung der Quellen fehlt. Es ist daher ein großes und nicht genug zu schätzendes Verdienst von Hans Delbrück, auf diesem Gebiete Wandel zu schaffen versucht zu haben, und zwar, wie wir gleich bemerken möchten, mit Erfolg. Besonderes Interesse hatte ihn früh auf kriegswissenschaftliche Studien geführt, und gleich die erste Arbeit auf diesem Gebiete, eine Fortsetzung der Pertzschen Gneisenaubiographie, hatte sein unleugbares Verständnis für militärische Fragen bewiesen. Weitere Untersuchungen bezogen sich auf die Perserkriege, die römische Manipulartaktik, die Schweizer- und Burgunderschlachten. Alle diese Arbeiten wirkten anregend, wenn sie auch besonders aus dem Kreise der Fachgenossen hier und da scharfen Widerspruch erfuhren. Dann betrat Delbrück das Gebiet der Kriegführung Friedrichs des Großen und geriet hier hauptsächlich durch seine Theorie von der „einpoligen" und „doppelpoligen" Strategie des achtzehnten Jahrhunderts in scharfe Kämpfe mit den Militärs, wie Bernhardi, Scherff u. a., aus denen er zwar nach der Meinung vieler seiner Fachgenossen siegreich hervorging, während seine Anschauungen von allen Militärs rundweg abgelehnt wurden.

Nun ist Delbrück vor einiger Zeit mit einem neuen umfangreichen Werke auf dem Gebiete der Kriegswissenschaften, einer „Geschichte der Kriegskunst", vor die Öffentlichkeit getreten, von dem bisher zwei Teile erschienen sind. Hier ist nun wieder der merkwürdige Fall eingetreten, daß der größere Teil seiner Fachgenossen sich nicht nur ablehnend verhalten, sondern sogar scharfe Angriffe dagegen gerichtet hat, während das Werk in militärischen Kreisen fast durchgehend mit lebhafter Zustimmung aufgenommen ist. Das allein beweist schon, daß wir es mit einem eigenartigen Werke zu tun haben, das, wie wir gleich voraus bemerken wollen, es verdient, daß es nicht nur in den engeren Kreisen der Fachgenossen des Autors oder der Militärs, sondern auch in den weitesten aller Geschichtsfreunde bekannt und gelesen werde.

Der Verfasser will in seinem Werke nicht etwa eine „Geschichte der Kriegskunst" in ihrem vollen Umfange schreiben, um daraus für die heutige Praxis Lehren schöpfen zu können (das deutet er schon durch den Zusatz „im Rahmen

der politischen Geschichte" an) er schließt daher auch alle Einzelheiten, die Waffentechnik, Befestigung, Belagerung und endlich auch das ganze Seewesen aus. Daran hat er recht getan, denn eine solche „Geschichte der Kriegskunst" würde eines einzelnen Menschen Leistungsfähigkeit übersteigen, wobei der Nutzen noch immer problematisch bliebe, da sich wirkliche Lehren aus älteren Kriegen doch höchstens auf strategischem Gebiete bewegen könnten oder nur allgemeine, ewig gleichbleibende Grundsätze sich daraus gewinnen ließen. So gruppiert sich die Darstellung um die großen politischen Hauptepochen, die Entscheidungen durch die großen Kriege und die großen Männer, welche sie herbeigeführt haben. Die kurze Inhaltsangabe des ersten Teils, der das Altertum umfaßt, mag dies zeigen: die Perserkriege, die Griechen auf ihrer Höhe, die Macedonier, Altrom, der zweite punische Krieg, die Römer als Welteroberer, Cäsar.

Delbrück befolgt nun bei seiner Darstellung eine von der von seinen Fachgenossen bisher geübten abweichende Methode, indem er der Wortkritik eine Sachkritik gegenüberstellt. Ein Beispiel möge dies erläutern. Herodot, der „Vater der Geschichte" berichtet, daß das Heer des Xerxes mit seinem Troß 4200000 Menschen umfaßt habe. Lange Zeit hat man Herodots Angabe überhaupt nicht in Zweifel zu ziehen gewagt. Dann sah man sie als doch wohl etwas übertrieben an, man ging auf 800000 herunter und allmählich immer weiter, sogar bis auf 100000. Selbst Delbrück konnte sich in seinen „Perserkriegen" noch nicht entschließen, ganz mit der überlieferten Zahl zu brechen, ging aber doch schon auf die geringfügige Zahl von 55000 herunter. Jetzt gibt er vollständig diese Überlieferung auf, indem er sagt: es ist eigentlich gleichgültig, wenn man einmal daran rüttelt, wie weit man dann heruntergeht, da die Glaubwürdigkeit doch verloren ist. Man muß also andere Grundlagen zu gewinnen suchen, und das tut er, indem er die Länge der Marschkolonne berechnet, die das Heer des Xerxes hätte haben müssen, wenn es in der überlieferten Stärke marschiert wäre. Dabei legt er ein deutsches Armeekorps in seiner augenblicklichen Marschordnung zu grunde und sucht so die Unmöglichkeit der von Herodot angegebenen Zahl nachzuweisen. Er wendet also eine ganz andere Methode an, als bisher geschah, indem er hierbei von militärischen Begriffen ausgeht.

An einer anderen Stelle sucht er wieder auf anderer Grundlage zu festen Zahlen zu kommen. So geht er bei den germanischen Heeren von der Bevölkerungsdichtigkeit aus, die er nach analogen modernen Vorbildern aus dem Flächeninhalt und der Möglichkeit, die dieser für die Ernährung bietet, zu gewinnen sucht. Noch wieder an anderer Stelle will er aus der Natur des Kampfes an sich nachweisen, daß Begriffe, wie sie bisher meist mit einem Wort verbunden gewesen sind, nicht haltbar sind, wie z. B. bei der altgermanischen taktischen Kampfform, dem sogenannten „Keil". Er zeigt ganz richtig, daß die mit dem Worte „Keil" bisher verbundene Dreiecksgestalt durchaus ungeeignet für den Kampf Mann gegen Mann gewesen sein würde, und daß auch nach Tacitus' Schilderung unter dem cuneus nur der alte Gevierthaufe zu verstehen ist, der

die der damaligen Bewaffnung und der Natur der Kämpfer entsprechendste Form bildete.

So wendet Delbrück überall in dieser Weise die Sachkritik neben der Wortkritik an, und das hat ihm den schärfsten Tadel seiner Fachgenossen zugezogen, die seine Behauptungen vielfach als „wertlos", „unhaltbar", „ärmlich", „kurios" und dergleichen bezeichnen, während die Methode an und für sich gewiß nur die Zustimmung jedes unbefangen Denkenden finden muß. Es darf aber dabei andererseits nicht verkannt werden, daß sie eine sichere Beherrschung aller in Frage kommenden militärischen, politischen, geographischen und andern Vorbedingungen voraussetzt, sonst sind Trugschlüsse auch hier leicht möglich. Um dies klar zu machen, bleiben wir bei dem oben angeführten Beispiel der überlieferten Heeresstärke des Xerxes, für deren Unmöglichkeit Delbrück die Marschordnung eines deutschen Armeekorps zu grunde legt, indem er dabei zu dem Schluß kommt: „Persische Truppen dürfen daher, auch ohne Artillerie (nämlich wegen ihrer geringen Marschdisziplin und dadurch hervorgerufenen Verlängerung der Kolonnen) mit modernen Truppen in Marschraum-Bedürfnis gleichgesetzt werden." Diese Behauptung ist immerhin anfechtbar. Die moderne Marschform in Sektionsbreite ist doch selbst bei Heeren der letzten Jahrhunderte nicht immer vorhanden gewesen. Die Heere Friedrichs des Großen marschierten meist in Zugbreite, erst in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges kam der Marsch in Sektionsbreite auf, und Napoleon marschierte in Rußland sogar in Kompagniefronten, so daß er 4 Armeekorps und 2 Kavalleriekorps hinter einander auf einer Straße marschieren ließ, die, in allerdings schon zusammengeschmolzenem Zustande, nur eine Tiefe von 64 Kilometer einnahmen, während ein einziges modernes deutsches Korps mit Trains allein 44 Kilometer lang ist. Auf den alten deutschen „Landstraßen", die oft 40 Schritt breit waren, konnte man auch in breiterer Front marschieren. Man müßte also auch die alten Straßenverhältnisse zu grunde legen, und wenn der Marsch durch straßenlose Gegenden führte, wie wohl anzunehmen, konnte er doch in irgend welchem mehr oder weniger geordneten Haufen stattfinden.

Ähnlich kann es auch ergehen, wenn für die Operationen an Stelle der bisherigen Überlieferung an und für sich ganz verständige strategische Erwägungen die Grundlage bilden sollen. So erging es Delbrück mit seinem Schluß, daß das bekannte Sommerlager des Varus vor der Schlacht im Teutoburger Walde auf dem Hahnenkamp bei Rehme an der Porta Westfalica gelegen haben müßte. Mit aller Bestimmtheit sagte er im ersten Bande des zweiten Teiles: „Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß es eben hier und nirgends anders gelegen hat", und knüpfte daran die sichere Erwartung, daß die dort in Aussicht stehenden Ausgrabungen dies bestätigen müßten. Diese zeigten nun aber, daß dort kein Lager gewesen sein kann, und Delbrück muß dies nun auch zugeben und es anderswohin verlegen. Das soll nur zeigen, daß auch die anscheinend verständigste Überlegung einmal auf irrtümlicher Prämisse aufgebaut sein kann, und daß man daher vor allzu bestimmten Behauptungen sich hüten soll,

denn ein mathematischer Beweis kann in all diesen Dingen fast nie geführt werden.

Solche Fehler tun indessen dem Wert des Delbrückschen Werkes keinen allzugroßen Abbruch, sie sind sogar bei den fast immer neuen, die bisherige Überlieferung meist umstoßenden Darlegungen gar nicht zu vermeiden. Alles aber, was uns hier geboten ist, wird in einer so fesselnden, interessanten Art vorgetragen, daß uns auch die Kriege des Altertums in einem ganz andern Licht erscheinen, als wir sie bisher zu sehen gewohnt sind. Da erscheinen uns die großen Feldherrn des Altertums: Perikles, Xenophon, Epaminondas, Alexander der Große, Pyrrhus, Hannibal, Scipio und endlich Cäsar wirklich als Männer von Fleisch und Blut, und wir sehen die Grundzüge ihrer Strategie und Taktik in verständlicher Form dargelegt. Eingehende Quellenuntersuchungen zeigen uns, welch eine mühsame jahrelange Arbeit auch hierzu gehört hat. Mag sich Delbrück auch hier und da irren, das Bild, das er uns von diesen den meisten bisher so fremden Vorgängen liefert, ist ein so lebensvolles, wie wir es bisher nirgends gefunden.

Das Interesse an dem Werk wächst noch mit dem zweiten Teile, dessen erster Band „Römer und Germanen" uns in die Heldenzeit unseres eigenen Volkes führt. Auch hier geht er manchen bisher gehegten Anschauungen scharf zu Leibe, so erklärt er vor allem die auf römischen Angaben beruhende Angabe der Volkszahl im alten Germanien für maßlos übertrieben. Er kommt nach Analogie heute noch in neuen Erdteilen bestehender Verhältnisse über Volksdichtigkeit und die Möglichkeit der Ernährung zu dem Schluß, daß bei dem Mangel an Städten, dem geringen Ackerbau und der Haupternährung durch Jagd und Fischerei die Bevölkerungsdichtigkeit im alten Germanien nicht mehr als 250 Seelen auf die Quadratmeile betragen haben könne. Indem er nun weiter für jede der 23 bekannten Völkerschaften einen Flächeninhalt ihrer Besiedelungen von rund 100 Quadratmeilen berechnet und so eine Bevölkerungszahl von 25000 Seelen erhält, kommt er zu dem Endschluß, daß ganz Germanien nur etwas über eine halbe Million Einwohner zu jener Zeit gehabt habe. Auch bei der politisch-sozialen Verfassung im „urgermanischen Staat" weicht er wesentlich von bisherigen Forschern ab. So nahm Sybel noch einen Bezirk von mindestens 2000 Kriegern als Gau an, während Delbrück von der Identität von Geschlecht und Hundertschaft, mit dem Geschlechtsältesten, dem Hunno, an der Spitze ausgehend, diese zu etwa 100 Familien oder Kriegern mit nur 400 bis 1000 Seelen annimmt.

Einen breiten Raum nehmen naturgemäß die Untersuchungen über die Schlacht im Teutoburger Walde ein. Der Name kommt bekanntlich von der Bezeichnung des Tacitus Teutoburgiensis saltus her, wobei es aber ungewiß ist, ob damit das heute von uns mit demselben Namen bezeichnete Waldgebirge gemeint ist, denn diese Bezeichnung ist erst seit etwas über zwei Jahrhunderten in unsere Geographie aufgenommen. So kann es nicht wunder nehmen, daß

über diese Streitfrage bei dem Interesse für unsere Urgeschichte davon eine ganze Literatur von über 30 Schriften entstanden ist. Eine Anzahl Forscher verlegte die Schlacht in die Nähe von Detmold, und dort hat auch das Volk seinem Nationalhelden ein Denkmal errichtet. Um so größer war das Aufsehen, als vor einer Reihe von Jahren Mommsen die Behauptung aufstellte, die Varusschlacht habe in der Nähe von Osnabrück bei dem Gute Barenau stattgefunden, und dies durch zahlreiche Funde römischer Münzen zu begründen suchte. Die Mommsensche Ansicht wurde von Anfang an von den meisten Forschern bekämpft, da Münzfunde in diesen Gegenden vielfach und kein zwingender Beweis für die Stelle der Schlacht sind, und auch Delbrück gehört zu den Gegnern dieser Ansicht.

Hier schlägt er ebenfalls zur Begründung seiner Ansicht einen anderen Weg als die meisten Forscher ein, die fast immer nur die von den alten Schriftstellern gegebene Schilderung der Örtlichkeit zur Festlegung der Stelle zu verwenden suchen, die aber naturgemäß ebensogut auf verschiedene Gegenden anzuwenden ist. Delbrück geht dagegen von militärisch-operativen Betrachtungen aus und legt hierfür sehr richtig das bisher entweder gar nicht oder ungenügend beachtete Verpflegungssystem zugrunde, das die Römer in den unwegsamen Gegenden Germaniens anwenden mußten. In erster Linie waren sie gezwungen, die Wasserwege zur Nachschaffung ihres Proviants zu benutzen. Der Rhein war ihre eigentliche Operationsbasis, die Castra Vetera bei Xanten ihr Hauptstützpunkt. Von dort wurden die Vorräte die Lippe aufwärts gebracht. Wie weit, darüber sind die Meinungen geteilt; während die einen die Schiffbarkeit zu jener Zeit nur bis Haltern annehmen, glaubt Delbrück sie weiter aufwärts bis Neuhaus bei Paderborn annehmen zu dürfen. Hierher verlegt er nun die vielumstrittene Lage des bekannten Kastells Aliso, an das er in dem noch vorhandenen Dorfe Elten einen Anklang an das Flüßchen Elison zu finden glaubt, das dort, wo die Römer im Jahre 11 v. Chr. ein Kastell anlegten, in die Lippe geflossen sein soll. Während man aber hier römische Baureste noch nicht gefunden hat, haben Ausgrabungen bei Haltern umfangreiche römische Bauten zutage gefördert, die von vielen für das Kastell Aliso angesprochen werden. Hierüber ist nun ein literarischer Streit zwischen Delbrück und dem Leiter der Ausgrabungen, Oberstleutnant Dahm, sowie dem verdienten Forscher Dr. Schuchardt ausgebrochen, indem Delbrück in den Anlagen bei Haltern nur einen Depotplatz erblickt, da die Lippe bis hierhin während des ganzen Jahres schiffbar gewesen sei, während sie bis Neuhaus einen Teil des Jahres dies nicht war. In dem Depotplatz bei Haltern fand nach Delbrück der Umschlag vom Wasser- auf den Landtransport statt, während Aliso weiter aufwärts ein gesicherter Magazinplatz als Stützpunkt für die Operationen gewesen sein sollte. Weiterhin setzt Delbrück nun auseinander, wie die Römer mit ihren Proviantschiffen durch die Nordsee in Ems und Weser hineinfuhren, um den weiter vordringenden römischen Heeren Proviant zuzuführen. Das bekannte Sommerlager des Varus, aus dem dieser im Herbst des Jahres 9 aufbrach, um einen aufrührerischen Stamm zu züchtigen, hatte Delbrück, wie

schon erwähnt, auf das linke Weserufer an der Porta Westfalica, bis wohin die Proviantschiffe weseraufwärts fahren konnten, verlegt und glaubt nun, da sich dies durch Ausgrabungen nicht bestätigt hat, daß es dort auf dem rechten Weserufer gelegen habe. Auf diesem Zuge erreichte dann Varus bekanntlich das Verhängnis. Delbrück nimmt an, daß er seinen Troß nach Aliso in Sicherheit habe bringen wollen, da er ihn nicht auf seiner Strafexpedition mitnehmen konnte, und so führte ihn sein Weg durch die Waldenge bei Detmold, wo er in der Döhrenschlucht vernichtet wurde. Für die Übereinstimmung des Teutoburgiensis saltus mit unserem heutigen Teutoburger Walde führt Delbrück manche alten daran erinnernde Örtlichkeitsnamen jener Gegend an. Bemerkt sei, daß auch andere Forscher, z. B. Clostermeyer und Wietersheim, das Sommerlager des Varus ebenfalls schon an der Weser angenommen haben, während ein neuerer Forscher, Generalmajor Wolf, die Varusschlacht in die Externschlucht bei Horn verlegt.

Wenn Delbrück dann weiter noch auf die Möglichkeit hinweist, daß wir in der Siegfriedsage vielleicht die poetische Verklärung unseres ältesten Nationalhelden sehen dürfen, so bringt er damit auch keine ganz neue Ansicht. Denn diese ist schon 1882 von Schierenberg und 1886 von Vigfusson ausgesprochen, und auch Wilser hat dasselbe behauptet, indem er nachzuweisen suchte, daß die Cherusker ein Teil des Frankenstammes seien (Rhein. Geschichtsbl. I, 4), und daß daher das Nibelungenlied als „Frankenlied" (Franci nebulones im Waltharius) anzusprechen sei. Auch war Siegfrieds Heimat ja Xanten, und dort lagen die castra vetera der Römer.

Einer besonderen Behauptung Delbrücks müssen wir noch gedenken, wonach er die Schlachten in dem Kriege des Germanicus auf dem Idistaviso-Felde an der Weser und am Angrivarier-Wall, d. h. dem Wall, der diese Völkerschaft von den Cheruskern schied, völlig in das Reich der Fabel verweist. Es muß den Historikern von Fach überlassen bleiben, sich hierüber mit ihm auseinanderzusetzen; unwidersprochen werden diese Behauptungen sicher nicht bleiben.

Auch über das innere Leben der römischen Armee zu jener Zeit bringt Delbrück eine interessante Darstellung. Des Humors entbehrt nicht ein von ihm mitgeteilter Armeebefehl des Kaisers Hadrian, den die Franzosen in Algier, bei Lambasis, fanden, und der in seiner Mischung von Lob und Kritik, Wohlwollen und Belehrung zeigt, wie dieselben Einrichtungen auch die gleichen Menschen erziehen, und der heute nach einer Manöverbesichtigung ebenso lauten könnte. Eine vorzügliche Übersetzung der Taciteischen Erzählung vom großen Soldatenaufstande beim Regierungsantritt des Tiberius gibt uns ein lebensvolles Bild des inneren Zustandes im damaligen römischen Heere.

Auch den Niedergang und die allmähliche Auflösung des römischen Kriegswesens schildert Delbrück und sieht die Ursachen davon nicht in einem allmählichen moralischen Zersetzungsprozeß, wie die meisten bisher, sondern in einem eigenartigen Zusammentreffen wirtschaftlicher und politischer Momente.

Den zuletzt erschienenen zweiten Band des zweiten Teiles betitelt Delbrück „Völkerwanderung“ und „Uebergang ins Mittelalter“, und will damit auch schon äußerlich zum Ausdruck bringen, daß er auch hier von der bisherigen Anschauung abweicht, als ob die „Völkerwanderung“ der Höhepunkt des Kampfes zwischen Römern und Germanen gewesen sei. Seine Auffassung geht vielmehr dahin, daß dieser Kampf, im Sinne einer Kriegsgeschichte, schon im dritten Jahrhundert zu Ende ist. Schon im vierten schirmen den römischen Staat nicht mehr die Legionen, sondern Barbaren in römischem Solde kämpfen gegen Barbaren, Germanen, Hunnen, Slaven gegen ihresgleichen. Man kann dies mit der modernen Entwicklung des Kriegswesens vieler Kolonien vergleichen, wo nicht mehr Truppen der kolonisierenden Mächte, sondern Eingeborene im Solde dieser Mächte gegen andere Eingeborene kämpfen. Den neuerdings oft angefochtenen Namen „Völkerwanderung“ hat Delbrück doch als eine dieser Epoche mehr als andern eigentümliche Erscheinung beibehalten. Er sucht aber nachzuweisen, daß auch bei diesen Volksheeren auf der Wanderung von den bisherigen übertriebenen Zahlen abzusehen ist, und daß Raufluft und Beutegier, nicht aber Landnot oder Druck der Hunnen die Einfälle verursacht haben. Sehr interessant ist das Kapitel „Die Volksheere auf der Wanderschaft“, und dadurch, daß uns hier die Hauptschlachten jener Epoche, bei Straßburg, Adrianopel, Taginä, am Vesuv und am Casilinus in vorzüglich lesbaren Übersetzungen geboten werden, kann auch jeder Gebildete, dem die Ursprache nicht geläufig ist, einen Einblick in diese Zeit auf Grund der alten Quellen gewinnen. Der „Uebergang ins Mittelalter“ enthält: die Kriegsverfassung in den romanisch-germanischen Staaten, Abwandlung der Taktik, den Verfall der ursprünglichen germanisch-romanischen Kriegsverfassung und den Ursprung des Lehnswesens. Hiervon wird ganz besonders der Abschnitt über das Lehnswesen, als mit seinen Folgerungen schon in die neuere Zeit hinübergreifend, das Interesse weiter Kreise in Anspruch nehmen.

Wir haben aus dem reichen Inhalt der drei bisher erschienenen Bände nur das Bemerkenswerteste hervorheben können und fügen nur noch hinzu, daß wir selten ein größeres historisches Werk über ältere Geschichte überhaupt gelesen haben, das in gleicher Weise zum Nachdenken anregt, mag man nun mit den Ergebnissen übereinstimmen oder nicht. Wir sehen auch dem Fortgang mit Spannung entgegen, wobei wir nur den Wunsch aussprechen, daß, wenn der Verfasser die Kriegskunst des achtzehnten Jahrhunderts behandelt, er auch das nicht vergessen möge, was er anderen Fachgenossen vorwirft: daß sie sich schwer von einmal gewonnenen Ergebnissen trennen können, und er seine frühere Auffassung von der „einpoligen“ und „doppelpoligen“ Strategie noch einmal prüfen möge. Das Werk aber empfehlen wir den weitesten Kreisen, die Freude an der Kenntnis der Geschichte haben, auf's beste!

Die gewerblichen Tarifverträge in Deutschland.

Von

E. Francke.

I.

Man kann gegenwärtig die Arbeiterbewegung in Deutschland nur verstehen und richtig einschätzen, wenn man neben den sehr zahlreichen Kämpfen um Verbesserung der Arbeitsbedingungen, um höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, Anerkennung der Organisation usw., auch die starke und tiefe Strömung beachtet, die nach dauernder Regelung und Fixierung der Arbeitsverhältnisse trachtet. Neben den Ausständen, bei denen in der neueren Zeit die Aussperrungen an Umfang und Dauer sowie an Schädlichkeit für unser Wirtschaftsleben die Streiks fast noch übertreffen, geht die Bewegung für Tarifverträge in immer breiteren Bahnen einher. Sie ist bei uns, abgesehen von einem einzigen Gewerbe, dem Buchdruck, noch sehr jung; eigentlich erst seit fünf bis sechs Jahren hat sie tiefere Furchen in der Arbeiterschaft gezogen. Auch wird sie im allgemeinen in der Öffentlichkeit viel zu wenig beachtet. Zur selben Zeit, als die Wogen des unseligen Crimmitschauer Kampfes um den Zehnstundentag, der mit einem kleinen Streik begonnen und mit einer Massen-Aussperrung geendet hat, aufs höchste gingen und die Zeitungen ebenso wie die Reichstagsverhandlungen davon erfüllt waren, ist z. B. im Berliner Braugewerbe ein auf drei Jahre bemessener Tarifvertrag abgeschlossen worden, der ebenso viele Betriebe und noch mehr Arbeiter, als in Crimmitschau stritten, umfaßt: davon haben die Zeitungen nur mit ein paar Zeilen Notiz genommen, und im Reichstag hat man die Tatsache mit keinem Wort erwähnt.

Dies Beispiel ist typisch. Von den Arbeitskämpfen geht ein großer Lärm aus, die Tarifverträge werden im stillen geschlossen. Bei Streiks und Aussperrungen suchen Unternehmer und Arbeitgeber die öffentliche Meinung zu beeinflussen; die Tarifabmachungen beruhen zumeist auf einem Kompromiß, mit dem sich beide Teile zufrieden geben, das sie allein angeht und mit dem sie die Öffentlichkeit nicht weiter behelligen. Für die Arbeitskämpfe haben wir seit einigen Jahren — nach dem Vorgang anderer Länder — eine freilich mangelhafte und anfechtbare amtliche Statistik, den Tarifverträgen — immer die Buchdrucker ausgenommen —

hat man bisher nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet. Zwar hat schon 1890 der „Verein für Sozialpolitik" Untersuchungen über diese „Fortbildung des Arbeitsvertrags"[1]) veranstaltet und sie auf seiner Frankfurter Generalversammlung nach Referaten Brentanos und Buecks erörtert. Aber es war ein ungünstiges Zusammentreffen, daß kurz darauf die Tarifgemeinschaft der Buchdrucker vorübergehend in die Brüche ging. Erst neuerdings, Ende Juni 1903, hat das Kaiserliche Statistische Amt seine Absicht bekannt gegeben, eine Sammlung von Tarifverträgen zu veranstalten, und die Bitte ausgesprochen, ihm solche einzusenden.[2]) Darauf sind etwa 1000 Verträge eingelaufen; bisher ist aber daraus nur eine Lohnstatistik veröffentlicht worden,[2]) die endgiltige Bearbeitung steht noch aus. Die von mir herausgegebene „Soziale Praxis" hat schon seit Jahren der Angelegenheit große Aufmerksamkeit gewidmet und bemüht sich, eine möglichst vollständige, fortlaufende Übersicht über Tarifverträge in monatlichen Abständen zu geben. Das hat aber große Schwierigkeiten; man muß Dutzende von Arbeiterblättern der verschiedensten Richtungen, ebenso die Tagespresse und viele Fachblätter durchstöbern, um die oft sehr versteckten Notizen zu sammeln. In der sonstigen Literatur beginnt man erst in jüngster Zeit sich mit dem Tarifvertrage zu beschäftigen; seine juristische Bedeutung hat Lotmar in seinem großen Werke über den „Arbeitsvertrag"[3]) gewürdigt. Außerdem bringen die Publikationen der Gewerbegerichte und der Fabrikinspektoren häufig wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Wesens des Tarifvertrags.

Ich möchte die prinzipielle Seite der Frage nur ganz kurz berühren, ebenso gehe ich auf das Analogon unserer Tarifverträge, die Kollektivverträge in England, nicht weiter ein, da ich so gut wie keine Einwirkung der englischen Verhältnisse auf unsere deutschen Zustände auf diesem Gebiet erblicken kann, wie ich überhaupt sehr skeptisch bin gegenüber dem Vergleiche der englischen und der deutschen Arbeiterbewegung. Nur mit zwei Worten möchte ich kurz feststellen, was man in Deutschland nach dem vorläufig maßgebenden Sprachgebrauch unter einem Tarifvertrag, einer Tarifgemeinschaft versteht. Es sind generelle, aus eigener Entschließung oder unter neutraler Vermittelung getroffene, für eine bestimmte Zeit gültige Vereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern

[1]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 45 und 47.

[2]) Reichsarbeitsblatt I. Jahrg. Nr. 3 u. II. Jahrg. Nr. 2.

[3]) Der Arbeitsvertrag. Nach dem Privatrecht des deutschen Reichs. Von Philipp Lotmar. In 2 Bänden. Erster Band. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1902.

desselben Gewerbes über die künftigen Arbeitsbedingungen, insonderheit über die Löhne — daher der Name —, aber ebenso auch über die Arbeitszeit und manche andere Punkte. Derartige Abmachungen sind noch nicht an sich Arbeitsverträge selbst, sie stellen die Normen auf, unter denen für eine gewisse Zeit und für einen gewissen Bezirk hinfort Unternehmer und Arbeiter des Gewerbes Verträge zu schließen gehalten sind. Da die Regelung der Arbeitsbedingungen stets eine generelle ist, so treten die Kontrahenten zumeist auf beiden Seiten in einer Mehrzahl auf; stets ist dies bei den Arbeitern der Fall, der Arbeitgeber kann auch einzeln einen Tarifvertrag mit den Arbeitern seines Betriebs, ja eines Teils seines Betriebs abschließen. Durch den Abschluß eines Tarifvertrags wird nun nicht bloß eine bestimmte, gerade vorhandene und beteiligte Anzahl von Personen umfaßt, sondern damit wird einer unbestimmten, unbekannten Menge von Berufsgenossen, Arbeitgebern und Arbeitern, das Tor zur Teilnahme an einer allgemeinen Ordnung ihrer Arbeitsverhältnisse offen gehalten. „Die Schöpfer eines Tarifvertrags sorgen nicht bloß für diejenigen, welche sich an seiner Abschließung beteiligen, sie bieten auch später Kommenden die Hand," sagt Lotmar.

Der Inhalt solcher Verträge kann nach Umfang und Art sehr verschieden sein. Manche enthalten nur ein paar Abmachungen über Lohn und Zeit, die man auf eine Postkarte schreiben kann, andere bilden ganze Bücher mit hunderten und tausenden von Positionen, z. B. bei den Buchbindern, bei den Steinmetzen, hier oft mit Zeichnungen, bei den Buchdruckern. Das hängt viel von der Eigenart des Gewerbes ab, viel auch von der Einsicht und dem Überblick der Führer der Parteien. Im allgemeinen geht die Tendenz auf genaueste Spezialisierung, um künftige Differenzen auszuschließen. Regelmäßig muß der Tarif enthalten die genaue Angabe seines örtlichen und zeitlichen Geltungsbereichs, der Löhne, der Arbeitszeit, der Kündigung. Unerläßlich ist die Unterschrift der Vertragschließenden. Aber der Vertrag bringt oft noch zahlreiche weitere Bestimmungen, z. B. solche der Fürsorge für die Arbeiter in Ausführung von Vorschriften der Gewerbeordnung, der Auslegung des § 616 B.G.B. über Lohnbezug bei kurzdauernder Verhinderung an der Dienstleistung, des Verbots von Maßregelungen usw. Hier und da wird der 1. Mai als Arbeiterfeiertag anerkannt. Sehr wichtig sind Vorschriften, die für die Ordnung im Gewerbe sorgen und gegen die Schmutzkonkurrenz gerichtet sind: die Zahl der Lehrlinge im Verhältnis zu den Gehilfen wird festgesetzt, ebenso die Verwendung ungelernter Arbeiter innerhalb gewisser Grenzen, die Beschäftigung nur tariftreuer Gehilfen und die Arbeit nur bei tariftreuen

Unternehmern. Von größter prinzipieller Bedeutung ist die oft ausgesprochene, ausdrückliche Anerkennung der Organisation der Arbeiter. Vereinzelt kommen auch Bestimmungen vor, die Produktion und Preise regeln, andrerseits aber auch den Umfang einer normalen Arbeitsleistung. Immer mehr nimmt die Einsetzung von Kontrollorganen zu, die für die Einhaltung und Ausbreitung der Tarife sorgen, Schlichtungskommissionen, Einigungsämter, Tarifämter. Selten sind jetzt noch paritätisch verwaltete Arbeitsnachweise mit den Verträgen verbunden.

Wie kommen solche Tarifabmachungen nun zustande? Sehr häufig erst nach Arbeitskämpfen. Beide Parteien einigen sich dann, und um die Wiederkehr von Streitigkeiten zu verhüten, unterzeichnen sie als Friedensinstrument einen Vertrag für eine bestimmte Zeit. Wo dies geschehen ist, darf meist auch eine in gegenseitigen Verhandlungen erzielte weitere Fortdauer des Vertrags erhofft werden. Aber es ist keineswegs notwendig, daß dem Tarifabschluß erst ein Kampf vorausgeht. Es mehren sich die Fälle, daß Unternehmer und Arbeiter, in der Erkenntnis, daß die Vorteile auf beiden Seiten liegen, aus freiem Antrieb friedlich zusammentreten und sich einigen. Ja es ist wiederholt vorgekommen, daß Arbeitgeber und Arbeiter, die sich nicht einigen konnten, dann eine Vermittelungsinstanz aufgesucht haben, um einen Streik oder eine Aussperrung zu vermeiden. Ein bekanntes Beispiel in dieser Richtung ist das Verfahren im Berliner Weißgerbergewerbe vor zwei bis drei Jahren. Hier hat das Gewerbegericht vermittelt, anderswo haben solche friedensstiftende Tätigkeit Gewerbeinspektoren, Bürgermeister, Landräte ausgeübt. Allerdings sind es in wachsendem Maße Gewerbegerichte, unter deren Beihilfe Tarifverträge abgeschlossen werden. Man kann sagen, wo ein Gewerbegericht als Einigungsamt fungiert und Erfolg hat, da wird jetzt ein Tarifvertrag fast stets in ganz bestimmten, festen Formen abgeschlossen.

Zeitdauer und örtlicher Geltungsbereich eines solchen Vertrags sind natürlich sehr verschieden. Selten wird unter einem Jahr Gültigkeit festgesetzt. Die längste Dauer in Deutschland ist fünf Jahre, gewöhnlich werden zwei bis drei Jahre genommen. Einerseits will man Stetigkeit für eine gewisse Zeit, andrerseits die Möglichkeit einer Revision unter veränderten Verhältnissen. Was den Ortsbereich betrifft, so finden wir alle Varianten: den Werkstättentarif, den Firmentarif, der nur eine Unternehmung umfaßt, den Ortstarif, diesen um die Umgebung erweitert, den einen größeren Bezirk umfassenden Tarif, endlich die Tarifgemeinschaft, die das ganze Gewerbe im ganzen Reich einschließt oder einschließen soll.

Maßgebend ist hier einerseits die Gleichartigkeit der Arbeitsbedingungen, andrerseits die Festigkeit der Organisation auf beiden Seiten.

Vorbedingung eines jeden leistungsfähigen und haltbaren Tarifvertrags ist die rückhaltlose Anerkennung der vollkommenen Gleichberechtigung beider Parteien bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen. Damit erst wird der § 105 der Gewerbeordnung, der diese Festsetzung, vorbehaltlich der durch Gesetzgebung und Verordnung gezognen Schranken, der „freien Übereinkunft" überläßt, zur Wahrheit und Wirklichkeit. Denn ein Arbeitsvertrag, in dem der eine Teil, sei es der Arbeitgeber, sei es der Arbeiter, die Arbeitsbedingungen vermöge seiner Überlegenheit diktiert und aufzwingt, ist unfrei. Erfolgreiche Verhandlungen auf dem Boden der Gleichberechtigung können aber nur dann geführt werden, wenn auf beiden Seiten Vertreter vorhanden sind, die von einer geschlossenen, wohl disziplinierten Anhängerschaar legitimiert werden. Ohne Gewerkschaften und ohne Arbeitgeberverbände sind umfassende, dauernde, gut funktionierende Tarifverträge nicht denkbar. Man kann sagen, daß die Geschichte der Organisation zugleich die Geschichte des Kollektivvertrags ist. Mit dem Erstarken, dem äußeren Wachstum und der inneren Kräftigung der Gewerkschaften in Deutschland geht parallel die Bewegung für Tarifverträge. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben sofort bei ihrer Gründung 1868 sich grundsätzlich für solche Abmachungen ausgesprochen. Früher schon, seit 1848, traten im Buchdruckgewerbe, das zuerst lokale Gehilfenorganisationen aufwies, Versuche von vertragsmäßigen Abmachungen mit den Prinzipalen an einzelnen Orten zu Tage. Zug kam aber erst in die Sache, als der Leipziger Setzer Härtel seit 1866 in großem Maßstabe seine Kollegen organisierte. Härtel, der ebenso wie sein Nachfolger Döblin lange Zeit dem Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik angehört hat, ist der geistige Vater der jetzigen Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe.

Dies Friedenswerk, das geradezu bahnbrechend in der Arbeiter- und Unternehmerwelt gewirkt hat, ist erst nach langen und heißen Kämpfen erstritten worden. Was Härtel als Inbegriff eines gewerkschaftlichen Programms hinstellte: „Bewegen wir uns ausschließlich auf durchaus praktischem Gebiete. Dieser Weg ist oft ein sehr langer und beschwerlicher, aber er führt sicher zum Ziele", hat sich als richtig erprobt. Mit dem 1869 als Gegenstück zu dem Gehilfenverband begründeten Prinzipalverband wurde 1873 eine Regelung der Verhältnisse im Gewerbe namentlich zum Kampf gegen die Schmutzkonkurrenz und die Lehrlingszüchterei angebahnt. Anfangs entwickelte sich diese Gemeinschaft ganz leidlich, da

kam das Sozialistengesetz und bedrängte, wie alle Arbeiterverbände, auch die Buchdruckerorganisation; sie wurde in Sachsen verboten und siedelte als Unterstützungskasse nach Stuttgart über. Damit war aber auch die Tarifvereinbarung erschüttert, die nur auf starken Sonderorganisationen bestehen kann. Trotz mehrmaliger Erneuerung verfiel der Tarifvertrag, und unter der leidenschaftlichen Agitation mancher Führer und Blätter gegen die Akkordlöhne und für Arbeitszeitverkürzung kam es zu Forderungen der Gehilfen, die 1891 im November von den Prinzipalen abgelehnt wurden.

Die Folge war, daß 12000 Gehilfen die Arbeit niederlegten und ein langwieriger Kampf entbrannte. Die Gehilfen unterlagen und mußten zu den alten Bedingungen die Arbeit wieder aufnehmen. Gleichzeitig aber lösten sie die Gemeinschaft, indem sie aus der Tarifkommission austraten; die Prinzipale blieben allein in ihr vertreten. Aber nun gerieten die Verhältnisse in heillose Verwirrung. Die Prinzipale litten unter einer wachsenden Schmutzkonkurrenz, unter lokalen Streiks und Zwistigkeiten. Die jahrelang innegehaltene Lehrlingsskala war 1894 um 5000 überschritten. Die Gehilfen wurden oft unter dem Tarif entlohnt, die Arbeitszeit wurde verlängert. Unter dem Druck dieser schweren Mißstände reichten sich 1896 Prinzipale und Gehilfen, deren Organisation inzwischen nach Aufhebung des Sozialistengesetzes wieder erstarkt war, abermals die Hand und schlossen, trotz heftiger Widerstände der Outsider auf beiden Seiten, eine neue Tarifgemeinschaft auf fünf Jahre, die dann im Jahre 1901 wiederum bis 1906 verlängert worden ist.

Ein Sturm der Entrüstung brauste damals durch die sozialdemokratischen Arbeiterblätter und ebenso durch manche Unternehmerkreise. Die einen warfen den Buchdruckergehilfen Harmoniedusselei, Verrat am Klassenkampf und Knechtseligkeit vor, die anderen beschuldigten die Prinzipale feigen Nachgebens gegen die Arbeiter. Aber die Buchdrucker ließen sich nicht irre machen. Beide Parteien bauten ihre Organisationen aus und festigten die Tarifgemeinschaft durch gemeinsame Agitation zur Ausbreitung, innere Kontrole und Einigungsarbeit. Von Jahr zu Jahr wuchs die Anzahl der tariftreuen Firmen und Gehilfen; heute sind in fast 1400 Orten Deutschlands 4200 Prinzipale und über 40000 Arbeiter von der Tarifgemeinschaft umschlossen. Seit 1896 ist kein einziger größerer Arbeitskampf im Buchdruckgewerbe vorgekommen; kleinere, lokale Differenzen sind durch Schiedsgerichte, prinzipielle Fragen durch das Tarifamt gelöst worden. In keinem Gewerbe herrscht für die Mehrzahl der Arbeiter so hoher Lohn und so kurze Arbeitszeit, und die Prinzipale sind

mit der Ordnung der Verhältnisse voll zufrieden. Zum Beweise dieser Tatsache will ich die Eingabe anführen, die das Tarifamt der deutschen Buchdrucker, unterzeichnet von Kommerzienrat Büxenstein als Vertreter der Prinzipale und Giesecke als Gehilfenvertreter sowie dem Geschäftsführer Schliebs, Mitte Januar dieses Jahres an den Reichstag gerichtet hat. Das denkwürdige Dokument hat folgenden Wortlaut:

„Zu einer Zeit, in der schwere wirtschaftliche Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern innerhalb unseres Vaterlandes ausgefochten werden, deren Ende nicht abzusehen ist, und deren Folgen nicht nur für die direkt Beteiligten, sondern ganz sicher auch für die nationale Wohlfahrt von nachteiligstem Einfluß sein müssen, drängt es uns, den Vertretern des deutschen Volkes im Reichstage davon Kenntnis zu geben, welche Wege im Deutschen Buchdruckgewerbe beschritten worden sind, um Rechte und Pflichten aus dem Arbeitsvertrage zu beschließen und festzustellen und gegenseitig auch zu erfüllen.

„Das Mitbestimmungsrecht über die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen ist im Deutschen Buchdruckgewerbe für Prinzipale und Gehilfen das gleiche; beide Parteien haben hierüber innerhalb des dafür bestimmten Parlaments das Recht einer freien Diskussion und ein völlig gleiches Stimmrecht. Der beschlossene Tarif hat den Charakter eines freiwillig geschaffenen, aber darum nicht minder hochgehaltenen Gesetzes, dem sich Prinzipale und Gehilfen, die den Tarif für sich als verbindlich anerkannt haben, gern und bestimmt unterordnen. Streitfälle über die Auslegung dieses tariflichen Gesetzes unterliegen der Rechtsprechung von Schiedsgerichten, die zu gleichen Teilen aus Prinzipalen und Gehilfen zusammengesetzt sind. Als Berufungsinstanz für diese Schiedsgerichte fungiert das Tarifamt der Deutschen Buchdrucker, das in derselben paritätischen Weise zusammengesetzt ist, wie alle Organe der Tarifgemeinschaft. Paritätische Arbeitsnachweise vermitteln nur zu den Bedingungen des Buchdruckertarifs. Die Stelle eines Arbeitsamtes versieht das Tarifamt der Deutschen Buchdrucker. Von hier aus wird die von Prinzipals- und Gehilfenseite geübte Agitation für weitere Ausbreitung des Lohngesetzes geleitet, wird die gesamte tarifliche Organisation in ihrer Zusammenarbeit überwacht und gefördert; von hier aus werden bei entstehenden Differenzen, soweit die Schlichtung derselben den Schiedsgerichten nicht obliegt, sofortige Vermittelungen mit den Parteien angebahnt, und zwar erfahrungsgemäß fast stets mit dem gewünschten Erfolge.

„Unter solchen Verhältnissen ist dem deutschen Buchdruckgewerbe seit Inslebentreten der Tarifgemeinschaft (1896) ein gewerblicher Frieden beschieden; der im Jahre 1901 revidierte und mit fünfjähriger Giltigkeit versehene Tarif garantiert diesen Frieden bis zum Jahre 1906, zu welchem Zeitpunkte es aber ganz sicher gelingen wird, dem Friedenszustande eine weitere Dauer zu geben.

„Das Buchdruckgewerbe ist in früherer Zeit, wie die „Geschichte der Tarifgemeinschaft der Deutschen Buchdrucker" im Eingang des mitfolgenden „Kommentars zum Buchdruckertarif" berichtet, vielfach der Schauplatz schwerer beruflicher Kämpfe gewesen, bis die Erkenntnis auf beiden Seiten dazu geführt hat, daß der Ausgang aller Kämpfe doch immer wieder das Nachgeben beider Parteien, das Vereinbaren über aufgestellte Forderungen und bewilligte Zugeständnisse ist und sein muß, wenn nicht das Gewerbe in seiner Entwicklung und seinem Bestande dauernd Schaden erleiden

soll. Billige Forderungen und gerechte Zugeständnisse lassen sich aber besser ohne Kampf erreichen! Das ist die Erfahrung, die das Buchdruckgewerbe innerhalb der letzten dreißig Jahre gewerblichen Schaffens und Ringens gesammelt hat. Im Interesse der deutschen Arbeit, der Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes aber dürfte es liegen, wenn in allen Gewerben an die Stelle des rohen wirtschaftlichen Kampfes das Recht auf die Mitbestimmung am Lohnvertrage treten würde, und wenn sich beide Teile, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, bei Wahrung ihrer gegenseitigen Rechte besser verstehen lernten; dazu ist unseres Erachtens aber am besten Gelegenheit gegeben durch die Zusammenarbeit beider Teile innerhalb einer gemeinsamen tariflichen Organisation, wie solche im Buchdruckgewerbe vorhanden ist, und wie nach deren Muster auch andere Gewerbe ähnliche Einrichtungen getroffen haben. Nicht zum letzten fühlt der wirtschaftlich schwächere Teil in unserem Gewerbe den Segen einer solchen Tarifgemeinschaft, und es ist begreiflich, daß die zur Tarifgemeinschaft gehörenden Prinzipale und Gehilfen — und das ist fast die Gesamtheit des Gewerbes — den aufrichtigen Wunsch hegen, daß ein wenig mehr Einsicht und der feste Wille, das gegenseitige Recht aus dem Arbeitsvertrage in vernunftgemäße Bahnen zu leiten, in allen deutschen Gewerben sich Bahn brechen und schwere wirtschaftliche Niederlagen der deutschen Arbeit ersparen möchten!

„Hierzu behilflich zu sein, richten wir an die Herren Vertreter des deutschen Volkes aller Parteien die dringende Bitte. Wir wünschen, daß es in möglichst kurzer Zeit der deutsche Reichstag als seine Aufgabe betrachten möge, für das werktätige Volk ein Gesetz zu beschließen, dessen Ziel der gänzliche Fortfall bitterer Kämpfe zwischen zwei zusammengehörenden beruflichen Gruppen sein möge. Sollten hierzu die bereits im Buchdruckgewerbe bestehenden, den gewerblichen Frieden sichernden Einrichtungen nur den leisesten Anstoß gegeben haben, würden wir dies im Interesse der Angehörigen der übrigen Gewerbe freudigst empfinden. Ein Schritt näher diesem Ziele würde in allen Kreisen mit Genugtuung begrüßt und den Vertretern des deutschen Volkes sehr zur Ehre angerechnet werden!"

So das Zeugnis, das die Arbeitgeber und Arbeiter im deutschen Buchdruckgewerbe für ihre Tarifgemeinschaft freiwillig und öffentlich ablegen. Stärker kann die Gemeinsamkeit ihrer Interessen wohl nicht zum Ausdruck gebracht werden. Und aus der Arbeiterschaft ist dagegen kaum ein Wort des Widerspruchs laut geworden, im Gegenteil vielfach Zustimmung. Es war, wie schon bemerkt, nicht immer so. Als nach dem Wegfall des Sozialistengesetzes 1890 die zertrümmerten Arbeiterorganisationen neu aufgerichtet wurden, herrschte begreiflicherweise die von Haß und Mißtrauen genährte Kampfesstimmung. Die publizistische Agitation aus den 1880er Jahren, die gegen „Akkordarbeit = Mordarbeit" gerichtet war, schlug auch noch ihre Wellen. Die beiden ersten Gewerkschaftskongresse, die 1892 in Halberstadt und 1896 in Berlin tagten, waren ganz erfüllt von inneren Organisationsfragen, taktischen Streitigkeiten und Klassenkampflust. Von Tarifverträgen war keine Rede, paritätische Arbeitsnachweise wurden verworfen, jede Gemeinsamkeit der Interessen von

Unternehmern und Arbeitern als schnödeste Harmonieduselei verdammt. Aber bald erfolgte der Umschwung. Wie erwähnt, hatten die Buchdrucker 1896 mit den Prinzipalen einen neuen Tarif abgeschlossen. Der Eindruck dieses Ereignisses war trotz aller Gegnerschaft tief und weitreichend. Auf dem dritten Gewerkschaftskongresse zu Frankfurt a. M. 1899, der auch für die Einrichtung neutraler, paritätisch verwalteter Arbeitsnachweise eintrat, erstattete Döblin, der Buchdruckerführer, Bericht über die Vorgänge in seiner Gewerkschaft und empfahl ganz allgemein den Abschluß von Tarifverträgen.

Der Widerstand war überraschend gering. Nur ganz vereinzelt wurde in diesem Parlament von Vertretern einer halben Million Arbeitern der Einwand erhoben, Tarifverträge verließen den Boden des Klassenkampfes und seien deshalb für klassenbewußte, d. h. sozialdemokratische Arbeiter unannehmbar. Und weiter wurde als Gegengrund angeführt, daß Tarifverträge den Arbeitern die Hände fesselten, wenn sich günstige Gelegenheiten zur Verbesserung ihrer Verhältnisse böten. Die große Mehrzahl war aber darin einig, daß gerade Tarifverträge die Organisationen geschlossener und leistungsfähiger machten und daß der Nachteil, eine günstige Konjunktur unbenützt lassen zu müssen, gar nicht in Betracht käme gegen den Vorzug der Sicherheit und Ordnung der Arbeitsverhältnisse während aller Wechselfälle der Wirtschaftslage. Schließlich nahm der Kongreß mit enormer Mehrheit folgende Resolution an:

„Tarifliche Vereinbarungen, welche die Lohn- und Arbeitsbedingungen für eine bestimmte Zeit regeln, sind als Beweis der Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter seitens der Unternehmer bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen zu erachten und in den Berufen erstrebenswert, in denen sowohl eine starke Organisation der Unternehmer wie auch der Arbeiter vorhanden ist, welche eine Gewähr für Aufrechterhaltung und Durchführung des Vereinbarten bieten. Dauer und Umfang der jeweiligen Vereinbarungen lassen sich nicht schematisieren, sondern hängen von den Eigenarten des betreffenden Berufes ab."

Mit verschwindenden Ausnahmen steht heute die ganze deutsche Arbeiterschaft, soweit sie organisiert ist, ohne Unterschied der Richtung grundsätzlich auf diesem Standpunkt. Nur die sogenannten „lokalistischen Gewerkschaften", die etwa 15—18000 Mitglieder zählen, verwerfen noch die Tarifgemeinschaft als „Kette und Maulkorb" des Kapitalismus. Aber die Praxis des Lebens dringt auch in ihren Reihen vor. Abgesehen von diesen radikalen Eigenbrödlern, die sich namentlich im Baugewerbe befinden, sind alle andern Organisationen einig in der Anerkennung

und dem Streben nach Tarifvereinen. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben in jüngster Zeit wiederholt daran erinnert, daß sie schon vor einem Menschenalter solche Verträge empfohlen haben, und ermahnen dringend zum Abschluß; ihr letzte Pfingsten in Hannover abgehaltener 15. Verbandstag sprach diese Forderung aufs neue aus. Die christlichen Gewerkschaften haben sofort auf ihrem ersten Kongreß 1899 zu Mainz die Tarifverträge in ihr Programm aufgenommen. Die katholischen Fachverbände und die evangelischen Arbeitervereine bekennen sich gleicherweise als überzeugte Anhänger. Und aus den freien Gewerkschaften, die der sozialdemokratischen Führung folgen, seien folgende Zeugnisse für ihre Stellung zu Tarifverträgen angeführt: Der jetzt gegen 105000 Mitglieder zählende Maurerverband erklärte auf seinem fünften Verbandstag 1899 „eine Vereinbarung über Lohn- und Arbeitsverhältnisse zwischen Arbeitern und Unternehmern nicht allein mit den Prinzipien der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung für vereinbar, sondern auch für unbedingt notwendig und auch im Interesse sowohl der Unternehmer wie auch der Arbeiter liegend". Der Metallarbeiterverband, mit 160000 Mitgliedern die stärkste Gewerkschaft, faßte auf seiner Generalversammlung Pfingsten 1903 in Berlin eine Resolution, in der es u. A. heißt: „daß korporative Arbeitsverträge ein wesentliches Mittel sind zur planmäßigen einheitlichen Förderung der Interessen der Metallarbeiter"; deshalb wird allgemein empfohlen „auf den Abschluß bindender tariflicher Verträge hinzuwirken." Ähnlich ist die Haltung des großen Holzarbeiterverbandes mit seinen 90000 Mitgliedern; ferner spricht sich das Organ des Bergarbeiterverbandes dahin aus: „Tarifgemeinschaften abzuschließen ziehen sämtliche Gewerkschaften dem Streitzustande vor", und demgemäß ist auch jüngst der 15. Verbandstag der 70000 Mann zählenden sozialdemokratischen Bergarbeiter-Gewerkschaft für Tarifverträge eingetreten. Ja der 4. Verbandstag der Stuckateure in Köln 1903 proklamierte, daß eine Besserung und Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse „nur auf dem Wege der gegenseitigen Vereinbarungen . . . durch Abschluß von Korporativ-Arbeitsverträgen zu erlangen ist", was im beiderseitigen Interesse liege. Den Mitgliedern wird der Abschluß solcher Verträge zur Pflicht gemacht.

In ähnlich einmütiger Weise sprechen sich auch neutrale Stimmen aus. Ich teile hier absichtlich nicht Äußerungen von sozialdemokratischen Abgeordneten wie Vollmar, Bernstein, Molkenbuhr mit, da diese lediglich bestätigen, was die Gewerkschaften sagen. Ich führe auch keine Urteile bürgerlicher Sozialreformer an, weil man diese der Einseitigkeit be-

schuldigen könnte. Aber ich verweise auf die zahlreichen günstigen Angaben, die sich in den Publikationen von Gewerbegerichten und Gewerbeinspektoren finden. So erklärt der Gewerberat von Wiesbaden in dem Bericht für 1902: „Die Vorteile der Tarifgemeinschaften werden vielfach auch von den Arbeitgebern anerkannt, da dadurch Stätigkeit in die Lohnverhältnisse und Ordnung im Betriebe herbeigeführt und vor allem die sogenannte „Schmutzkonkurrenz" unterdrückt wird." Für 1903 hofft der Bericht für Berlin, „daß derartige Tarifvereinbarungen nach den bisherigen guten Erfahrungen immer mehr als Abwehrmittel gegen Streikbewegungen erkannt und rechtzeitig getroffen werden." In dem kürzlich veröffentlichten Bericht der bayerischen Gewerbeinspektion für 1903 erklärt der Zentralinspektor: „Diese Tarifverträge, seit verhältnißmäßig kurzer Zeit bei uns eingeführt, dennoch aber bereits in ziemlich großem Umfang bei uns verbreitet, bieten in der Tat ein empfehlenswertes Mittel, das Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und -nehmern auf friedlichem Wege und für längere Dauer herzustellen und zu sichern." Und in den Württemberger Jahresberichten für 1903 wird wiederholt die Bedeutung der Tarifverträge für den sozialen Frieden und die Ruhe im Gewerbe, aber auch die Notwendigkeit unbedingter Anerkennung der Gleichberechtigung und der starken Organisation beider Parteien, Arbeitgeber und Arbeiter, hervorgehoben. Auch durch die bürgerliche Presse verschiedener Parteien geht gelegentlich ein Zug starker Sympathie für die Tarifverträge. Am meisten tritt dies in den Zentrumsblättern zu Tage, die auf die von dem Abgeordneten Hitze sehr nachdrücklich ausgegebene Parole achten. Aber auch in freisinnigen und nationalliberalen Zeitungen, hier am stärksten in der „Nationalzeitung", wird der Abschluß von Tarifverträgen des öfteren empfohlen, ja auch die „Kreuzzeitung" hat am 5. Juni 1903 betont, in Deutschland schreite das System der Tarifverträge fort und der soziale Friede gewinne dabei.

Dem gegenüber weisen die Verbände und Organe der Unternehmer alle Varianten auf von begeisterter Zustimmung bis zum grimmigsten Haß. Die Buchdrucker-Prinzipale stehen durchaus nicht allein, sie finden in einer ganzen Reihe von anderen Gewerben Beistand in Unternehmern, die aufs wärmste für Tarifverträge eintreten. So geht durch die Arbeitgeberschaft im Baugewerbe eine stark tariffreundliche Strömung, an deren Spitze der „Verband der Baugeschäfte von Berlin und den Vororten" steht. In seinen „Mitteilungen" vom Februar 1901 wird erklärt, „daß für das Baugewerbe Tarifgemeinschaften im Interesse beider Parteien gute Erfolge zeitigen können und gezeitigt haben"; ausdrücklich wird

anerkannt, daß starke Organisationen der Unternehmer und der Arbeiter Vorbedingung sind. Und in einer späteren Kundgebung aus dem Jahre 1904 wird gesagt, daß der Tarifvertrag sich bewährt habe und darum erneuert worden sei. Eine ähnliche Stimmung herrscht im Braugewerbe vor; der Vorsitzende des Brauerverbandes für Berlin begleitete die Mitteilung vom Abschluß eines Tarifvertrags in der Presse mit dem Ausdruck der Erwartung, daß damit der Friede im Gewerbe gesichert sei. Der Verband schlesischer Textilindustrieller hat ebenfalls, Anfang Februar 1904, bei seiner Neukonstituierung in seinen Satzungen ausgesprochen, daß die richtige Mitte nur dann gefunden werden könne, wenn beiderseits gebildete Organisationen sich gegenüberständen und wenn an die Stelle des Kampfes der Vertrag zwischen zwei ebenbürtigen Gegnern träte. Die Handelskammer von Mittelfranken bezeugt im Jahresbericht für 1902 ihre Genugtuung, daß durch einen Tarifvertrag Ordnung im Schlägergewerbe geschaffen sei. Der neueste Jahresbericht der Ältesten der Kaufmannschaft Berlins widmet den Tarifverträgen eine längere Betrachtung in durchaus zustimmendem Sinne. Dagegen verharren die auf dem Boden des Zentralverbandes deutscher Industrieller stehenden Unternehmer durchaus in ihrer alten Feindschaft gegen jede Verhandlung und jeden Vertrag mit den Arbeitern auf dem Boden der Gleichberechtigung. Was ihre Führer Jencke und Bueck in Eingaben an den Reichstag, Versammlungen und Zeitungen stets wiederholten, gilt noch heute: An Stelle des alleinigen Willens des Arbeitgebers, der auf seinem Eigentumsrecht beruht, darf nicht die Vereinbarung treten; der Arbeiter ist der Untergebene des Unternehmers, bei dem er in Lohn und Brod steht, in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung ist der Arbeiter von der Gleichberechtigung unbedingt ausgeschlossen. Dies gilt, wie von den Arbeiterausschüssen, vom Arbeitsnachweis und der Arbeitsordnung, so auch vom Arbeitsvertrag, dessen Bedingungen allein der Arbeitgeber festsetzt.[4]) Und diese Gesinnung wird zunächst wohl in der neubegründeten Zentralstelle der Arbeitgeberverbände eine Stärkung erfahren. Wenigstens ist erst neuerdings ein Wortführer des Zentralverbandes mit einer Streitschrift aufgetreten, die den kollektiven Arbeitsvetrag in Grund und Boden verdammt. (Schluß folgt.)

[4]) Vergl. Eingabe des Zentralverbandes deutscher Industrieller vom 27. Mai 1890, Eingabe des Gesamtverbandes deutscher Metallindustrieller vom 29. April 1899, beide an den Reichstag gerichtet.

Vom Internationalen Frauenkongreſs.

Von

Gertrud Bäumer.

Die Tagespreſſe hat in der letzten Woche kein Ereignis ſo intenſiv beſchäftigt wie der Internationale Frauenkongreß, der, vom Bunde deutſcher Frauenvereine veranſtaltet, vom 13. bis zum 18. Juni Vertreterinnen der Frauenbewegung aus allen Kulturſtaaten der Welt vereinigte. Nicht Einzelheiten des außerordentlich reichhaltigen Programms zu geben, kann in dieſer Zeitſchrift der Zweck eines Rückblickes auf die Tagung ſein; aber dieſe Einzelheiten gruppieren ſich zu einem Geſamtbilde, in dem ſowohl die Ausdehnung, als auch das Weſen der Frauenbewegung als einer der eigenartigſten ſozialen Erſcheinungen der Zeit deutlich werden.

Zunächſt ihre Ausdehnung. Es iſt vielleicht der ſtärkſte Eindruck, die größte demonſtrative Wirkung des Kongreſſes, daß er zeigte, wie *jedes* Land, jede beſondere nationale Kultur die „Frauenfrage“ in ihrem vollen ſozialen Sinne aufgeworfen und ihre Löſung in weſentlich der gleichen Richtung geſucht hat. Es mag wenige moderne ſoziale Bewegungen geben, auf deren Inhalt die einzelne Nationalität einen ſo geringen Einfluß gehabt hat, wenn ſie ja natürlich auch die Form, das Tempo, die Art des Auftretens ſtark beſtimmte.

Das amerikaniſche Element trat beim Kongreß vielleicht am ſtärkſten hervor. Es gab beſonders für *den* Teil der Verhandlungen den Ton an, der die politiſche Seite der Frauenbewegung berührte. Die markante Geſtalt der vierundachtzigjährigen *Suſan B. Anthony*, der Seniorin der Stimmrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten, ſtand im Mittelpunkt der allgemeinen Begeiſterung. Sie drückte in ihrer ganzen Perſönlichkeit das Weſen der amerikaniſchen Frauenbewegung in ganz typiſcher Weiſe aus: das Vorherrſchen eines vom demokratiſchen Staate erzogenen bürgerlichen Selbſtbewußtſeins, eines politiſchen Gerechtigkeitsgefühls von faſt religiöſer Glut. Dieſe „staunch suffragists“ führen ihre Sache mit einer Energie und einer unbeirrten Gläubigkeit, wir wir älteren Nationen, die wir uns hiſtoriſch viel ſtärker gebunden fühlen, ſie nie aufbringen könnten. Man mag zu der Frage des Frauenſtimmrechts ſtehen, wie man will — es hatte etwas Packendes, wenn die alte ſchlichte Quäkerin, die den Verhandlungen Tag für Tag mit der unermüdlichſten Ausdauer folgte, zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit mit derſelben Wärme jenes politiſche Ideal vertrat, das jede Stunde ihres langen und ſo bewegten Lebens ausgefüllt hatte. Das Treibende und geſchichtlich Wirkensmächtige von Ideen und *geiſtigen* Werten wurde in ihrer Perſönlichkeit zum lebendigſten Eindruck.

Übrigens zeigten sowohl die öffentlichen Verhandlungen über die Stimmrechtsfrage, als auch ihre Besprechung in der Sektion, daß man — so einstimmig die politische Befreiung als ein Ziel der Frauenbewegung aufgestellt wurde — sich bewußt war, daß keine lärmende Agitation, sondern nur ein langsamer geschichtlicher Prozeß dieses Ziel verwirklichen könnte. Es war überhaupt vielleicht das erfreulichste Zeugnis für die Frauenbewegung, das dieser Kongreß geben konnte, wenn sich auf allen Gebieten die reife Einsicht in das Tatsächliche und Gegebene und der ehrliche Wille zeigte, dieser Einsicht entsprechend zu handeln. Natürlich gilt das nur im großen und ganzen. Dilettantismus und rhetorische Phrase von dem Forum eines solchen internationalen Kongresses, der Hunderte zu Wort kommen läßt, ganz auszuschließen, kann der besten Leitung nicht gelingen. Man hat auch mit den Gewohnheiten der einzelnen Länder zu rechnen. Im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten" verlangt man vom Redner, wie es scheint, mehr rhetorischen Schwung als positiven Inhalt. Gegen die mehr demonstrative Art der Amerikanerinnen hob sich die sachlichere der englischen Rednerinnen sehr entschieden ab. Außer den Sprecherinnen zum Stimmrecht, unter denen Mrs. Fawcett als eine der Führerinnen der englischen Stimmrechtsbewegung hervorragte, behandelten Engländerinnen besonders Fragen der Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege. Lady Aberdeen, die Gattin eines der hervorragendsten Liberalen des englischen Parlamentes und die Vorsitzende des Frauenweltbundes, sprach auf Grund der Enquêten des Women's Industrial Council über die Frage der „Frauenlöhne" in einem sozialpolitisch ausgezeichneten Referat. Wenn etwas uns die Überlegenheit der Frauenbewegung in Großbritannien über unsere eigene zeigen kann, so ist es ihre Persönlichkeit. Die Frau, die im öffentlichen und politischen Leben ihre Rolle in voller Freiheit und in vornehmer Selbstverständlichkeit spielt, die mit dem gegebenen Einfluß ihrer Stellung den erworbenen einer gründlichen volkswirtschaftlichen und politischen Bildung und einer weitgreifenden organisatorischen Arbeit verbindet — sie zeigt, wie sehr in England der Gedanke einer öffentlichen Mission der Frau schon Boden gefaßt hat, einer Mission, die bei uns für die vornehme Frau noch in die engen Schranken rein charitativer Bestrebungen gefesselt ist und für welche die anderen mindestens zum großen Teil noch nicht die unaufdringlichen, aus selbstverständlicher Gewöhnung erwachsenden Formen gefunden haben. Es ist für die Aufgaben des Frauenweltbundes sicher von größter Bedeutung, daß sie für das folgende Quinquennium wieder zu seiner Vorsitzenden erwählt ist. — Kehren wir zu den sozialpolitischen Verhandlungen des Kongresses zurück, so ist aus dem reichen Stoff, den sie bieten, noch als besonders wichtig hervorzuheben, daß sich zugunsten der Notwendigkeit des Arbeiterinnenschutzes, die noch auf dem Londoner Kongreß von 1899 von den bürgerlichen Frauen — nicht den deutschen — sehr entschieden bekämpft wurde, eine deutliche Schwenkung vollzogen hat. Nichts zeigt besser als das, daß die Frauen vom subjektiven Theoretisieren und „Rechteln" zu gewissenhaftem Studium der bestehenden Organisation der Arbeit und ihrer Wirkung auf die Arbeiterin übergehen.

Durch die Verhandlungen der Sektion Frauenbildung ging als Leitmotiv der Gedanke der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter. Die Ausländerinnen betonen ihren Segen aus praktischen Erfahrungen heraus — aber auch die Leiterin einer der vier größten Frauenuniversitäten der Vereinigten Staaten, Miß Carey Thomas, wendete sich mit größter Entschiedenheit gegen die Trennung der Geschlechter auf der Universität. Über die günstigen Erfahrungen gemeinsamen Unterrichts in den Mittelschulen wurde aus Italien, Finnland, Norwegen, Dänemark, der Schweiz berichtet, und von deutscher Seite erhielt wenigstens die Forderung besonderen Nachdruck dadurch, daß Adolf Harnack den Weg der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter in Gymnasien und Realschulen für den ökonomisch sowohl wie psychologisch und moralisch richtigsten erklärte. Eine Vorbedingung schien ihm selbst, wie den Referentinnen aus den einzelnen Ländern mit „koedukativem" System freilich die gleichmäßige Beteiligung von Lehrern und Lehrerinnen am Unterricht.

Die Reife der Einsicht, die gegebene Tatsachen nicht durch vorgefaßte Dogmen beugt, zeigten auch die Verhandlungen über das Universitätsstudium der Frauen, die durch ein Referat von Frau Marianne Weber über die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft eingeleitet wurden. Von dem Boden der Tatsache aus, daß wirklich schöpferische Frauenleistungen auf wissenschaftlichem Gebiet nur verschwindend wenige vorliegen, bezeichnete sie die wissenschaftliche Aufgabe der Frau dahin, neue Möglichkeiten des menschlichen Verstehens und neue Wertideen in die wissenschaftliche Forschung hineinzutragen und unsere geistigen Schätze mehr, als das bisher geschehen sei, für die Kultur der Persönlichkeit fruchtbar zu machen. Die Kultur der Persönlichkeit als Gewinn, den die Frau selbst aus ihrer Arbeit davonträgt, wiegt aber auch schwer genug, um volle Freiheit wissenschaftlicher Bildung für sie zu fordern. Helene Lange sowohl als Professor Harnack betonten das Recht der Frau, sich die Mittel zu jener beständigen intellektuellen Wiedergeburt zu verschaffen, durch die alle geistigen Werte immer wieder neu und stark werden.

Was die Frau durch ihre wissenschaftliche Arbeit an Neuem zu bringen hat, darin beruht auch die Bedeutung ihrer Mitarbeit im sozialen Leben, in aller gesellschaftlichen Fürsorgetätigkeit. In den umfassenden Erörterungen über Armenpflege, Kinderschutz und alle Formen sozialer Hilfsarbeit trat es immer wieder hervor, daß die Frau diese so vielfach mechanisierten und veräußerlichten Funktionen gegenseitiger Hilfe mit neuen Wertideen zu füllen hat. Das Bestimmende ist für sie die Schonung und Erhaltung des Persönlichen, der seelischen Werte. Sie bringt stärker noch als der Mann auf die Individualisierung, auf die Herstellung persönlicher Zusammenhänge zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen, und sie ist deshalb besonders geeignet, dem neuen Prinzip der öffentlichen Fürsorge mit zum Siege zu helfen. Aber als Trägerin eines zu bewußter Selbstbehauptung gelangten Frauentums erhebt sie diese Wertideen auch zu sittlichen Kriterien, und die Verhandlungen über die Bekämpfung von Alkoholismus und

Unsittlichkeit bewiesen, daß in keinem Lande die Frauenbewegung an dieser schwersten und zentralsten Aufgabe ihrer sozialen Mission vorübergegangen ist.

In einer Illustration, wie sie in Deutschland noch niemals geboten werden konnte, hat der Internationale Kongreß die verschiedenen Seiten der Frauenbewegung als historischer Gesamterscheinung gezeigt. Selbstverständlich konnte in einem so großen Rahmen nicht jede Frage eine gründliche Behandlung erfahren, nicht alles Interessante und Wesentliche zu seinem vollen Recht kommen. Und doch mag der Eindruck des Ganzen stark und tief genug gewesen sein, um das eigentliche Wesen der Frauenbewegung jedem Teilnehmer so deutlich zu machen, wie es Helene Lange in dem letzten Vortrag des Kongresses aussprach: „Es handelt sich für uns nicht um die Frage, wie sind diese oder jene Gruppen von Frauen wirtschaftlich zu versorgen, sondern darum, die Persönlichkeit der Frau so zu stärken, daß sie an der gesamten Wertbildung in der Kulturwelt den gleichen Anteil hat wie der Mann."

Bücherschau.

Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus von Dr. **Ernst Hauviller.** Mit 3 Autotypien und einem Anhang unedierter Briefe, Gedichte und kirchenpolitischer Schriftstücke. Colmar i. E. Verlag von Walther Roock. 1904. VIII, 154 S. 8°. 3,50 M.

Der Aufforderung, in der „Deutschen Monatsschrift" auf das vorstehend genannte Buch empfehlend hinzuweisen, bin ich um so lieber nachgekommen, als ich bereits im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 864—870) dem Helden desselben einen ausführlichen Nachruf gewidmet hatte und mich daher jetzt ganz kurz fassen kann. Wenn es irgend noch erforderlich gewesen wäre, für die dort vertretene Überzeugung, daß Franz Xaver Kraus nicht nur für die katholische Welt, sondern auch für das deutsche Gesamtleben eine ebenso notwendige wie segensvolle Erscheinung gewesen sei, fernere Bestätigungen beizubringen, so geschähe das mit dieser ersten größeren biographischen Arbeit über den außerordentlichen Mann, welche allen seinen zahlreichen Verehrern aufs wärmste ans Herz gelegt werden kann. Pietät und echtes Herzensverständnis haben dem Verfasser, einem der näheren Jünger von Kraus, die Feder geführt, um ihn für die Schilderung des Menschen, des Gelehrten, vor allem aber des Kirchenpolitikers überall die treffenden Worte aus dessen eigenstem Geist heraus finden zu lassen. Ein Grundzug von Weitherzigkeit bei echter Religiosität, wie er dem Wesen des als Vorbild Gefeierten entspricht, macht das Buch zu einem ernsten Genuß für Jeden, der dem Christentum sich nicht geflissentlich entfremden will, gleichviel welchem Bekenntnisse er im übrigen angehören mag. Vor allem ist Kraus' Bekämpfung des Ultramontanismus hier in einer Weise eindringlich und lebensvoll zur Darstellung gelangt, daß, wer immer das Buch aus der Hand legt, das Gefühl haben wird, das gute Gewissen der Kirche habe aus jenem Manne zu ihm gesprochen.

Das Skizzenhafte seiner Darstellung hat der Verfasser selbst zur Genüge betont. Wie könnte überhaupt der Reichtum eines solchen Lebens so leicht in Büchern erschöpft werden? Um so dankenswerter ist es, daß drei wohlgetroffene Porträts mitwirken, um das Bild des Bahnbrechers des religiösen Katholizismus festzuhalten.

Freiburg i. B., Mai 1904. L. Schemann.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

18. Juni 1904.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz haben sich bis zur Stunde die Japaner auch in den Landoperationen den Russen in jeder Hinsicht überlegen gezeigt: in ihrer Vorbereitung und Ausrüstung, wie in ihrer Strategie und in der taktischen Ausbildung der Truppen. Sie sind, wo gekämpft wurde, stets schließlich in der Überzahl gewesen, sie haben in keinem Fall nachgelassen, ehe sie ihr Ziel erreicht hatten, und machten durch die große Überlegenheit ihrer Artillerie die Vorteile wett, welche den Russen ihre Kavallerie zu sichern schien. Das alles ist den meisten doch unerwartet gekommen. Die zähe Tapferkeit der Russen ist sich bei allen Feldzügen, die sie geführt haben, gleich geblieben, und man meinte wohl annehmen zu dürfen, daß es ihnen gelingen müsse, die Japaner ins Meer zurückzuwerfen. Statt dessen ist auf den Desaster am Jalu die Erstürmung der Befestigungen von Kintschau am 26. Mai gefolgt, Port Arthur konnte blockiert werden, Dalny fiel den Japanern zu, und jetzt ist auch nach den schweren Niederlagen des Generals Stackelberg bei Wafangan und Talissu in den heißen Tagen des 14. und 15. Juni der erste ernste Anlauf der Russen gescheitert, Port Arthur zu entsetzen.

Eine Entscheidung ist damit natürlich noch lange nicht gegeben. Port Arthur kann sich noch monatelang behaupten, soweit Proviant und Munition in Frage kommen, und die 30- oder 40 000 Mann, die in der Festung liegen, dürften ausreichen, um jeden Sturm abzuschlagen, selbst wenn er mit japanischer Nachhaltigkeit und Zähigkeit unternommen werden sollte, solange die Japaner nicht in der Lage sind, ihr schweres Belagerungsgeschütz der russischen Festungsartillerie entgegenzustellen.

Hier aber spielt eine Frage mit, die noch von außerordentlicher Bedeutung werden kann. Im Lauf des letzten Monats ist die japanische Flotte erheblich geschwächt worden. Das Unglück, das die Russen anfänglich verfolgte: Explosionen, Zusammenstöße, Überrumpelung infolge der Ungunst des Wetters, das alles haben jetzt die Japaner erleben müssen. Am 16. Mai sank der Aviso Mijako, weil er auf eine Mine auflief, der Kreuzer Joshino wurde von einem japanischen Schwesterschiff infolge unglücklicher Operation in dichtem Nebel in den Grund gebohrt, dann folgte der tragische und heroische Untergang des Hatsuse. Es hat

sich aber erwiesen, daß noch mehrere andere japanische Schiffe Schädigungen erlitten haben, und da inzwischen die Russen in Port Arthur einen Teil ihrer verwundeten Fahrzeuge wieder aktionsfähig gemacht haben und zugleich die Sperrung des Hafens so weit überwunden ist, daß Schiffe vom Kaliber des Nowik wieder zum Angriff in die hohe See hinaus können, die Flotte von Wladiwostok aber, seit Admiral Strydlow das Oberkommando übernommen hat, unter Führung Besobrasows mit großer Tollkühnheit, aber mit gleichem Glück die Offensive ergreift, und namentlich durch Wegnahme oder Vernichtung der japanischen Transportdampfer dem Feinde bedenklichen Schaden zufügt, so kann es vorläufig als ausgeschlossen gelten, daß die Japaner ihre Flotte vor Port Arthur konzentrieren, und durch das schwere Geschütz ihrer Kriegsschiffe die Einnahme der Festung vorbereiten und bei einem eventuellen Sturm tatkräftig unterstützen. Die Hoffnung der Russen geht nun dahin, daß es ihnen gelingen werde, noch bevor die Entscheidung vor Port Arthur fällt, ihre baltische Kriegsflotte in die japanischen Gewässer zu führen und dann mit großer Übermacht der ganzen Herrlichkeit der neuen ostasiatischen Seemacht ein Ende zu bereiten. Das ist zwar nicht unmöglich, aber wahrscheinlich ist es nicht. Das „wenn" und „aber" setzt hundert Möglichkeiten des Mißerfolgs den besten Chancen eines so durchschlagenden Erfolges entgegen, es wäre vermessen, den Ausgang vorhersagen zu wollen. Das Scheitern der Stackelbergschen Expedition aber ist deshalb so bedenklich, weil die jetzt bald eintretende Regenzeit alle Operationen aufs äußerste erschweren, wenn nicht unmöglich machen muß, da die Japaner die einzig gangbare Straße beherrschen. Es wird nun behauptet, daß zwischen dem Statthalter Alexejew und dem General Kuropatkin schwere Meinungsverschiedenheiten beständen. Alexejew habe, dank der ihm von Petersburg her gekommenen Hilfe, durchgesetzt, daß jener verunglückte Vorstoß Stackelbergs erfolgte, für den also vornehmlich er, nicht der Oberkommandierende, die Verantwortung zu tragen hätte. Man wird die Rückwirkung dieser Tatsachen — wenn anders es wirklich Tatsachen sind —, auf die Entschlüsse des Kaisers Nikolaus II. abwarten müssen. Ist das Resultat eine Stärkung der Stellung Kuropatkins, so verliert der Mißerfolg Stackelbergs entschieden an Bedeutung, und es bleibt dabei, daß die eigentliche Aktion der Russen im August beginnt. Sie hoffen dank einer umfassenden Mobilisierung dann mit überwältigender Stärke auftreten zu können. Das Interesse der Japaner verlangt, daß in der Hauptsache: der Einnahme von Port Arthur und der Vernichtung der beiden ostasiatischen Geschwader, schon vorher das letzte Wort gesprochen werde. Die Entscheidung hängt davon ab, welcher von beiden Gegnern seine Gedanken in Taten umzusetzen vermag.

Wenig erfreulich, vom russischen Standpunkte aus, ist die neue politisch-religiöse Bewegung in der Mongolei, die einen russenfeindlichen Charakter trägt. Man wird dabei weniger an eine Gefährdung der russischen Flanke durch mongolische Heeresmassen denken — das kann zwar unbequem, aber modernen Waffen gegenüber nie gefährlich werden — als an die Verpflegungsschwierigkeiten, die sich als notwendige Folge ergeben müssen. Die russische Armee ist zu nicht geringem

Monatsschau üb[illegible]

T[illegible]

Auf dem ostasiatischen [illegible] auch in den Lando[illegible] in ihrer Vorbereitun[illegible] taktischen Ausbildun[illegible] in der Überzahl [illegible] erreicht hatten, [illegible] Vorteile wett, [illegible] den meisten [illegible] bei allen F[illegible]e der Engländer. Von furchtbarer Wirkung ist dagegen die annehmer[illegible]rtillerie, und auf ihr vornehmlich scheinen die Erfolge der Japaner zuwerfe[illegible]n. Eine russische Zeitung, „Die Tages-Neuigkeiten", bringt die folgenden festigu[illegible]oen aus dem Munde eines Offiziers, N. Garin, der bei Tjurentschen ver- Dal[illegible] G[illegible]undet wurde, aber bereits im Begriff war, wieder zur Front zurückzukehren:

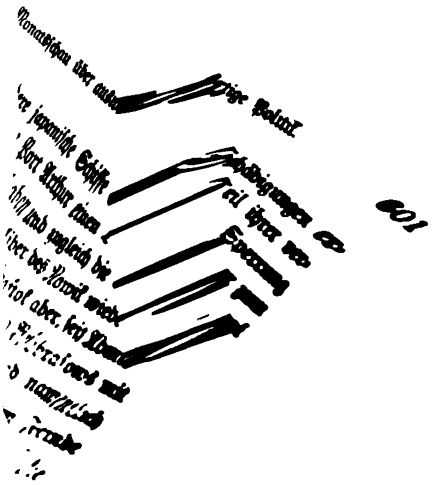
„Ist es wahr, daß Wunden von den Japanern leicht sind? — Durchaus. Da sagt mir ein Soldat: „Ew. Wohlgeboren, ich bin am Fuß verwundet" und bleibt in Reih und Glied. Ein anderer wurde an der Schulter verwundet, die Kugel ging durch die Lunge und blieb in der Seite stecken, auch er blieb in der Front.

„Aber sagen Sie mir aufs Gewissen, ganz unparteiisch: „welcher Soldat befriedigt Sie mehr in betreff der Tapferkeit, der unsrige oder der japanische?"

Der Offizier antwortete nicht gleich: „Der unsrige", sagte er dann, „bei uns geht alles gleichsam fröhlicher vor sich. Der Japaner aber will sterben. Ist er verwundet, so kriecht er bis ans Ufer und stürzt sich in den Fluß. Ist er gefangen, so zerschmettert er sich den Kopf an einem Stein. Später, als sie sich beruhigt hatten, sagten einige Gefangene, sie hätten geglaubt, man werde ihnen aus dem Rücken Riemen schneiden. —

Und haben Sie nicht gehört, wie es unseren Gefangenen dort geht?"

„Mir kam ein Soldat auf zwei Tage abhanden. Plötzlich war er wieder da. „Woher kommst du?" „Von den Japanern." Wie geschah das? „Ja, ich wollte nicht bleiben. Sie führten mich fort, setzten mich auch abseits hin,



sie mir schlechtes Zeug zu essen. Das mögt
t ab und ging fort."
Angriff in zwei Gliedern vorgehen: das
tet, während das zweite von obenher
Soldaten zwei Japaner kommen?"
qlich organisierte Reserven, es
ngste Figur wird von der
angreift, so weichen sie
oder nicht aus Furcht,
dem Bajonett." — Welche
en gehabt, glauben Sie, daß
Unzweifelhaft, ja! Die Japaner
Lage gewesen. Sie sind mehr als
ihre Belagerungsartillerie! Man kann
olieben sind. Nein, ohne die Japaner gering
Überzeugung, daß bei einigermaßen gleichen Ver-
ee sich überlegen zeigen wird, trotz ihrer Tapferkeit
aktik. Schon hat sich eine große Überlegenheit bei uns
unsere Flinte stärker ist. Ihr Kaliber ist kleiner. Mit diesem
Italiener in Abessinien unterlegen."
ch Ihnen eine vielleicht unbescheidene Frage vorlegen: Wie haben Sie
Kriege über die Japaner geurteilt?
Er sah mich scharf und bestimmt an:
„Ich habe sie für Affen gehalten!"

Damit werden gewiß richtige Eindrücke wiedergegeben, aber jene zum Schluß ausgedrückte anfängliche Unterschätzung ist nicht nur ein Vorurteil der Einzelnen gewesen, das sich bitter gerächt hat, sondern sie muß ebenso der russischen Regierung zum Vorwurf gemacht werden. Sie hat sich diplomatisch den Japanern ebensowenig gewachsen gezeigt, wie in den Vorbereitungen zu einem Kriege, von dem sie vorhersehen mußte, daß er bereits unvermeidlich war. Und das ist eine Schuld, die sich nicht von heute auf morgen gutmachen läßt. Es wird einer ganzen Reihe günstiger Umstände bedürfen, wenn der Vorteil, den Japan bereits errungen hat, ihm wieder entrissen werden soll und ohne ungeheure Opfer an Menschen und Material im weitesten Sinne des Wortes ist das Ziel überhaupt nicht zu erreichen.

Während die Kräfte des Staates so nach außen hin voll in Anspruch genommen werden, geht im Innern des russischen Reiches eine doppelte Strömung nebenher. Die Regierung ist bemüht, eine reformatorische Bewegung im Sinn einer Besserung der Verwaltung, aber unter Aufrechterhaltung des autoritativen Systems, durchzuführen. Sie mindert den Zusammenhang, der zwischen den Vertretungen der Kreise und der Gouvernements bestand, und sorgt dafür, daß die Selbstverwaltungsorgane in keiner Weise in das Gebiet der Politik eingreifen

Teil auf die Herden der mongolischen Viehzüchter angewiesen, und die Notwendigkeit, in Ostasien stehende Armeen von Europa her zu ernähren, eine der allergrößten Schwierigkeiten dieses schweren Krieges. In betreff der Haltung der Chinesen läßt sich mit voller Bestimmtheit sagen, daß sie nur durch den Vorteil des Augenblicks bestimmt wird und keinerlei Garantien für die Zukunft bietet. Daß in ihren Augen das Prestige Rußlands bereits stark erschüttert ist, kann kaum bezweifelt werden, aber sie sind klug genug, an sich zu halten und auf den günstigen Augenblick zu warten.

Die Art der Kriegführung verdient, soweit die Milderung des mit jedem Kriege verbundenen Elends in Frage kommt, auf beiden Seiten volle Anerkennung. Alle philantropischen Vereinbarungen, welche in den letzten Jahrzehnten zur Humanisierung des Krieges getroffen wurden, werden beobachtet. Die Japaner sind, fast möchte man sagen „ängstlich" bemüht, sich nach dieser Richtung hin nichts zu Schulden kommen zu lassen, und gerade aus russischen Privatnachrichten wissen wir, mit welcher Sorgfalt die Verwundeten unter den Gefangenen gepflegt werden und wie viel furchtlose Menschenliebe die japanischen Ärzte, mit den russischen darin wetteifernd, auf den Schlachtfeldern auch dem Feinde gegenüber zeigen. Das japanische kleinkalibrige Infanteriegewehr ist sogar als die humanste Waffe der Gegenwart zu bezeichnen, die, wo sie nicht auf der Stelle tötet, immer gute Aussicht auf künftige Heilung läßt. So recht das Gegenteil der berüchtigten Dumdumgeschosse der Engländer. Von furchtbarer Wirkung ist dagegen die japanische Artillerie, und auf ihr vornehmlich scheinen die Erfolge der Japaner zu beruhen. Eine russische Zeitung, „Die Tages-Neuigkeiten", bringt die folgenden Angaben aus dem Munde eines Offiziers, N. Garin, der bei Tjurentschen verwundet wurde, aber bereits im Begriff war, wieder zur Front zurückzukehren:

„Ist es wahr, daß Wunden von den Japanern leicht sind? — Durchaus. Da sagt mir ein Soldat: „Ew. Wohlgeboren, ich bin am Fuß verwundet" und bleibt in Reih und Glied. Ein anderer wurde an der Schulter verwundet, die Kugel ging durch die Lunge und blieb in der Seite stecken, auch er blieb in der Front.

„Aber sagen Sie mir aufs Gewissen, ganz unparteiisch: „welcher Soldat befriedigt Sie mehr in betreff der Tapferkeit, der unsrige oder der japanische?"

Der Offizier antwortete nicht gleich: „Der unsrige", sagte er dann, „bei uns geht alles gleichsam fröhlicher vor sich. Der Japaner aber will sterben. Ist er verwundet, so kriecht er bis ans Ufer und stürzt sich in den Fluß. Ist er gefangen, so zerschmettert er sich den Kopf an einem Stein. Später, als sie sich beruhigt hatten, sagten einige Gefangene, sie hätten geglaubt, man werde ihnen aus dem Rücken Riemen schneiden. —

Und haben Sie nicht gehört, wie es unseren Gefangenen dort geht?"

„Mir kam ein Soldat auf zwei Tage abhanden. Plötzlich war er wieder da. „Woher kommst du?" „Von den Japanern." Wie geschah das? „Ja, ich wollte nicht bleiben. Sie führten mich fort, setzten mich auch abseits hin,

und während sie Reis aßen, gaben sie mir schlechtes Zeug zu essen. Das mögt ihr selbst essen. Ich wartete die Nacht ab und ging fort."

„Ist es wahr, daß die Japaner zum Angriff in zwei Gliedern vorgehen: das vordere sich hinlegt und mit den Messern arbeitet, während das zweite von obenher mit dem Bajonett sticht, sodaß auf jeden unserer Soldaten zwei Japaner kommen?"

„Nein, das ist ganz falsch. Sie haben vorzüglich organisierte Reserven, es ist bei ihnen wie im Schachspiel, jede, auch die geringste Figur wird von der folgenden verteidigt: also, wenn man mit dem Bajonett angreift, so weichen sie zurück und inzwischen schießt die Reserve. Sie weichen aber nicht aus Furcht, sondern weil sie so mehr Leute zu Fall bringen, als mit dem Bajonett." — Welche moralische Wirkung hat das nun auf unsere Soldaten gehabt, glauben Sie, daß man mit solchen Feinden fertig werden kann? — Unzweifelhaft, ja! Die Japaner sind ja in ganz außerordentlich günstiger Lage gewesen. Sie sind mehr als zweimal so zahlreich wie wir und dann ihre Belagerungsartillerie! Man kann sich nur wundern, daß wir übrig geblieben sind. Nein, ohne die Japaner gering zu schätzen, sage ich mit voller Überzeugung, daß bei einigermaßen gleichen Verhältnissen die russische Armee sich überlegen zeigen wird, trotz ihrer Tapferkeit und ihrer vorzüglichen Taktik. Schon hat sich eine große Überlegenheit bei uns darin gezeigt, daß unsere Flinte stärker ist. Ihr Kaliber ist kleiner. Mit diesem Kaliber sind die Italiener in Abessinien unterlegen."

Darf ich Ihnen eine vielleicht unbescheidene Frage vorlegen: Wie haben Sie vor dem Kriege über die Japaner geurteilt?

Er sah mich scharf und bestimmt an:

„Ich habe sie für Affen gehalten!"

Damit werden gewiß richtige Eindrücke wiedergegeben, aber jene zum Schluß ausgedrückte anfängliche Unterschätzung ist nicht nur ein Vorurteil der Einzelnen gewesen, das sich bitter gerächt hat, sondern sie muß ebenso der russischen Regierung zum Vorwurf gemacht werden. Sie hat sich diplomatisch den Japanern ebensowenig gewachsen gezeigt, wie in den Vorbereitungen zu einem Kriege, von dem sie vorhersehen mußte, daß er bereits unvermeidlich war. Und das ist eine Schuld, die sich nicht von heute auf morgen gutmachen läßt. Es wird einer ganzen Reihe günstiger Umstände bedürfen, wenn der Vorteil, den Japan bereits errungen hat, ihm wieder entrissen werden soll und ohne ungeheure Opfer an Menschen und Material im weitesten Sinne des Wortes ist das Ziel überhaupt nicht zu erreichen.

Während die Kräfte des Staates so nach außen hin voll in Anspruch genommen werden, geht im Innern des russischen Reiches eine doppelte Strömung nebenher. Die Regierung ist bemüht, eine reformatorische Bewegung im Sinn einer Besserung der Verwaltung, aber unter Aufrechterhaltung des autoritativen Systems, durchzuführen. Sie mindert den Zusammenhang, der zwischen den Vertretungen der Kreise und der Gouvernements bestand, und sorgt dafür, daß die Selbstverwaltungsorgane in keiner Weise in das Gebiet der Politik eingreifen

können. Wo Versuche nach dieser Richtung hin gemacht werden, werden sie mit großer Energie und Rücksichtslosigkeit unterdrückt. Das Bestreben der gebildeten Kreise geht nun nach entgegengesetzter Richtung, sie wünschen mehr als je eine kontrollierende Teilnahme an der inneren Politik der Regierung zu erlangen. Vorschläge und Entwürfe, die auf dieses Ziel lossteuern, dringen sogar bis zum Zaren, und es hat jüngst großes Aufsehen erregt, daß der General Kirejew dem Kaiser Nikolaus eine Broschüre überreichen durfte, die den Titel „Semski Ssobor", d. h. Reichsstände, führt. Der Kaiser hat Kirejew, der ein Bruder der bekannten Frau Nowikow ist, darauf empfangen und soll ihm gesagt haben: „Ich habe Ihre Broschüre über die Berufung von Reichsständen gelesen. Darüber habe auch ich nachgedacht, und ich denke auch jetzt noch darüber nach." Die Scheu der Regierung, solchen Gedanken näher zu treten, erklärt sich aus der nicht unberechtigten Sorge, daß in einer Vertretungskörperschaft die gefürchteten radikalen und sozialistischen Elemente eindringen könnten, zumal grade jetzt die Propaganda nach dieser Richtung hin außerordentlich lebhaft ist. Vielleicht spielt auch die Befürchtung mit, daß eine der ersten Forderungen eines russischen Parlaments die Gewissensfreiheit wäre, die das Regime Pobedonoszew ebenso wenig gewähren will, wie das nachwirkende slawophile Programm der Regierung ein Abgehen von der Russifizierungs- und Assimilierungspolitik in den Grenzprovinzen gestattet. Diese, in letzter Zeit mit so großer Härte gegen die Finnländer gerichtete Politik hat zu der überaus traurigen Tat des Finnländers Schauman, der Ermordung des Generalgouverneurs Bobrikow und zum Selbstmord des Attentäters geführt. Ist es auch ohne Zweifel die Tat eines einzelnen, so wird auch dieser Fall wieder beweisen, daß politische Morde stets das Gegenteil dessen zur Folge haben, was sie zu erreichen streben. Den Ruten folgen die Skorpione, so ist es alle Zeit gewesen. Aber man fragt wohl, wie hoch die Erbitterung dieser loyalen russischen Untertanen gestiegen sein muß, wenn in ihrem Schoße solche Verbrechen reifen können.

Von der großen Politik läßt sich, abgesehen von diesen russischen Dingen, nur wenig sagen. Wir stehen in einer Entwicklung, welche die Symptome kommender Wandlungen zeigt, die aber noch im Fluß ist, und vielleicht zu anderen Zielen hinführt, als heute wahrscheinlich ist.

Die Tibetexpedition der Engländer ist noch keineswegs dem Abschluß nahe und droht zu einem langwierigen Konflikt zu führen, in welchem die stärkste Empfindung der Asiaten, der religiöse Fanatismus, einen gefährlichen Ausdruck finden könnte. Hinter dem Dalai Lama von Lhassa stehen ungezählte Gläubige, die bereit sind, Leib und Leben für ihn einzusetzen, und wenn er, wie wahrscheinlich ist, aus der heiligen Stadt fliehen sollte, gibt es kein Mittel, seiner habhaft zu werden. Swen Hedin, der beste Kenner Tibets, hat sich überaus pessimistisch über diese tibetanische Frage ausgesprochen.

Fast gleich pessimistisch sehen wir trotz der englisch-französischen Vereinbarungen die marokkanischen Angelegenheiten an. Die Art und Weise, wie der

Räuber Eraisuli dem Sultan von Marokko seinen Willen aufzwingen konnte, weil der Sultan von den europäischen Mächten geängstigt wurde, bedeutet für die Zukunft keine Steigerung, sondern eine Minderung für die Sicherheit der Europäer auf marokkanischem Boden. In der Tat, wer in Marokko ein großer Mann werden will, braucht nur einen beliebigen Europäer aufzugreifen und an seine Auslieferung die Bedingungen zu knüpfen, die ihm das Ziel seiner Wünsche sind. Es wäre wunderbar, wenn Eraisuli keine Nachfolger fände!

Der Konflikt zwischen Frankreich und dem Vatikan kann in seinen Konsequenzen zur Trennung von Kirche und Staat auf französischem Boden führen, zumal damit ein Wunsch in Erfüllung ginge, der ohnehin zum Programm der regierenden radikal-sozialistischen Partei gehört. Bisher ist ja dem Ministerium Combes, trotz aller Fehler, die es begangen hat — man denke an das vom Matin in Szene gesetzte Wettmarschieren der französischen Soldaten — seine Majorität geblieben und es scheint, daß auch die angebliche Bestechungsaffäre der Karthäuser, trotz der eingesetzten Untersuchungskommission, in nichts verpuffen wird. Der Schwerpunkt der Angelegenheit liegt weniger im Bestechungsversuch — der übrigens mehr den Charakter eines Fühlers als eines wirklichen Versuches getragen zu haben scheint — als in der Tatsache, daß die Angelegenheit aus nicht erfindlichen Gründen niedergeschlagen und ungeahndet gelassen wurde.

Auf der Balkanhalbinsel geht die Arbeit an der Durchführung des Mürzsteger Reformprogramms zwar weiter, aber einem Abschluß ist man noch nicht nahe, und bezeichnenderweise gehen die Schwierigkeiten meist von den konfessionellen und nationalen Gegensätzen der christlichen Bevölkerung aus. Auch die Annäherung, die neuerdings zwischen Serbien und Bulgarien stattgefunden hat, konnte in dieser Hinsicht eine Änderung nicht herbeiführen; dazu kommen aber noch die Ansprüche der Rumänen und Griechen, die sich den serbo-bulgarischen Elementen und ihrer kirchlichen Organisation nicht unterordnen wollen. Böse Symptome sind ferner das Wiederauftauchen der Bandenwirtschaft und die neuen Massenmorde in Armenien. Auch die Vereinigten Staaten scheinen nicht übel Lust zu haben, jetzt in diesen orientalischen Angelegenheiten mitzureden, und damit würde dem ohnehin schwierigen Problem noch eine weitere Verschärfung gegeben werden.

Aus Südwestafrika sind im ganzen gute Nachrichten eingelaufen: General von Trotha ist am 11. Juni in Swakopmund eingetroffen, und nun werden wohl die Angriffsoperationen in größerem Maßstabe beginnen. Leicht ist die Aufgabe gewiß nicht, denn die Hereros stehen 6000 Mann stark, wohl bewaffnet und vortrefflich beritten, uns auf einem Boden gegenüber, von dem sie Weg und Steg kennen. Auch werden wir gut tun, uns an den Gedanken zu gewöhnen, daß wir fortdauernd für Nachschub zu sorgen haben. Denn dieser Kampf muß so ausgekämpft werden, daß er sich niemals mehr wiederholen kann. Auch wäre es gut, schon jetzt den Gedanken ins Auge zu fassen, wie die Ansiedelung derjenigen Soldaten gefördert werden kann, die sich entschließen, dauernd in der

Kolonie zu bleiben. Gewiß wäre ein parallelgehendes Übersiedeln von Frauen meist geeignet, dazu beizutragen und wir meinen, daß die durch die Anwesenheit unserer Truppen gebotenen Gelegenheiten zu wirtschaftlichem Erwerb tatkräftige und unternehmende junge Männer anlocken müßte. Südwestafrika wird nach Beendigung des Krieges mächtig aufstreben, und diejenigen, welche rechtzeitig zugreifen, haben alle Aussicht, dort die Grundlagen zu einer nützlichen und lohnenden Lebenstätigkeit zu finden. Außerordentlich erfreulich ist es, daß der Reichstag uns die Eisenbahnen bewilligt hat und daß das deutsche Kapital endlich den Entschluß gefaßt hat, in den Kolonien zu arbeiten. Sind die Anfänge auch klein, so läßt die Vorarbeit zur Gründung großer Baumwollenplantagen in Togo nichts zu wünschen übrig, und wir dürfen hoffen, daß der Erfolg, der die Anfänge gekrönt hat, den Reichstag veranlassen wird, mit größerem Interesse als bisher sich der Frage des Eisenbahnbaus in den Kolonien zuzuwenden. Denn die Schaffung von Verkehrsmitteln ist die Voraussetzung alles übrigen, und was bewilligt wurde, ist nur ein schüchterner Anfang.

Hoffnungslos.

Die Tage sind alle so schwül und schwer,
Und der Weg so weit — so weit —
Meine arme Seele so müde und leer,
Auf dem einsamen Gang durch die Zeit!

Der Sehnsucht leuchtende Schwingen sind lahm —
Sie hebt sich nimmer empor .....
In Nebel die Ferne, woher ich kam,
Und vor mir ein dunkles Tor —

Alice Freiin von Gaudy.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

18. Juni 1904.

Am Schluß der letzten Monatsübersicht konnten zwei Angelegenheiten von Bedeutung, die in die letzten Tage vor Abschluß des Berichts fielen, nur gestreift werden. Es ist um so notwendiger, noch einmal an diese Vorgänge anzuknüpfen, als beide die Ausgangspunkte starker Wellenbewegungen geworden sind, die der politische Beobachter nicht unberücksichtigt lassen darf.

Wir müssen zunächst noch einmal die Erinnerung an die Verhandlungen bei der Etatsberatung im preußischen Herrenhause wachrufen. Es ist schon erwähnt worden, wie Graf Bülow die Gelegenheit wahrnahm, seine Politik in großen Zügen zu rechtfertigen. Die Veranlassung war dadurch gegeben, daß drei hervorragende konservative Mitglieder des Herrenhauses mit mehr oder minder Schärfe die Punkte hervorgehoben hatten, in denen die Anhänger ihrer Partei im Lande mit der Regierung nicht einverstanden sind und die Ursache von allerhand Befürchtungen und Verstimmungen finden. Die drei Reden und die Erwiderung des Reichskanzlers weckten ein starkes Echo in der Presse und im Lande. Allgemein sprach man von einem scharfen Angriff der Konservativen auf den Grafen Bülow, und weniger deutlich und allgemein, aber doch verständlich genug, hieß es zugleich, die Tage des Grafen Bülow als Reichskanzlers und Ministerpräsidenten seien gezählt. Aber kaum war diese Meinung aufgetaucht, als auch schon auf der ganzen Linie der Konservativen das Signal „Halt!“ geblasen wurde. Bald darauf war alles still, und in einer offiziösen Darstellung konnte festgestellt werden, daß Graf Bülow mit den Konservativen völlig einig sei und nur die liberale Presse unnötigen Lärm vollführt habe.

Wie ist nun diese merkwürdige Mobilmachung ohne nachfolgenden Feldzug zu verstehen? Vor allem trat eine von den Konservativen offenbar selbst nicht berechnete und gewollte Wirkung ein durch den Zusammenklang der drei Reden und durch die gegenseitigen Beziehungen, die in ihnen gesucht wurden. Als Graf Mirbach-Sorquitten das Wort ergriff, wußte jeder, der in den Personalien der inneren Politik einigermaßen Bescheid weiß, daß einer der selbständigsten und entschiedensten Vertreter altkonservativer Anschauungen hier seine Meinung zu Gehör brachte. Graf Mirbach ist über den Verdacht erhaben, daß er jemals die Begriffe „konservativ“ und „gouvernemental“ verwechseln könnte.

Er geht gern eigene Wege, und seine Überzeugung wurzelt ganz und gar in seiner Persönlichkeit; da er aber von Natur durch und durch „Junker" ist, — das Wort ohne jeden gehässigen Nebensinn in seiner guten, vollen Bedeutung verstanden, — so ist er vor der solchen selbständigen Naturen leicht drohenden Gefahr, zum Eigenbrödler zu werden, hinreichend geschützt, und was manchem zur Klippe werden könnte, wird ihm zum Hebel eines großen persönlichen Einflusses. Eine solche Natur eignet sich aber wenig zum „Taktiker"; er muß sich in tiefster Seele unbehaglich fühlen bei einer Politik, die besondere Probleme zu verarbeiten hat, in denen sich auswärtige und innere Politik vielfach berühren, die daher ganz „Taktik" sein muß und innere Auseinandersetzungen über große Prinzipienfragen nicht zu umgehen, wohl aber möglichst zu vertagen genötigt ist. Politische Naturen wie Graf Mirbach und Graf Bülow können allerdings nicht zusammenkommen, und kein Mensch konnte sich darüber wundern, daß Graf Mirbach bei der dazu sich bietenden Gelegenheit von der Leber weg sprach. Aber wenn auch diese Rede eines Mannes, der genug hinter sich hat, einen gewissen Eindruck machen mußte, so ist doch andrerseits auch ziemlich sicher, daß seine Bedeutung nicht überschätzt werden darf. Es fehlt doch dieser ganzen Art das Gegengewicht tieferer staatsmännischer Einsicht. Der besondere konservative Typus, der sich im Grafen Mirbach verkörpert, ist sich nicht nur seiner historischen Verdienste, sondern auch einer gewissen Wahlverwandtschaft mit dem Fürsten Bismarck, der den Junkertypus mit dem staatsmännischen Genie vereinigte, bewußt, und eben das führt ihn irre, nicht nur in der Schätzung der gegenwärtigen Lage, sondern auch der eigenen Kräfte. Und das wissen auch die berufenen Leiter der konservativen Partei wahrscheinlich sehr wohl. Dem Grafen Mirbach folgte der Freiherr v. Manteuffel-Crossen, der Landesdirektor der Mark Brandenburg, der anerkannte Führer der deutsch-konservativen Partei. Herr v. Manteuffel ist, wie man auch über sein politisches Glaubensbekenntnis im einzelnen denken mag, das, was Graf Mirbach nicht ist, nämlich Staatsmann. Sicherlich hatte er seine Rede als etwas Selbständiges gedacht. Auf Grund seiner Stellung mochte er sich verpflichtet fühlen, der ihm bekannten Mißstimmung in den Kreisen seiner Partei im Lande — hauptsächlich auf dem Lande — ein Ventil zu schaffen, indem er in maßvoller, aber doch nachdrücklicher Weise eine Art von Warnung und Mahnung an die Regierung richtete. Freilich glückte ihm das im Tone nicht ganz; er wurde schärfer, als es diesem Zweck entsprach. Vielleicht hat also doch die Fama recht, die der Rede noch einen Nebenzweck unterschiebt, nämlich die Aufstellung eines Regierungsprogramms für die innere Verwaltung, falls einmal das Ministerium des Innern, — was wenigstens den geheimen Herzenswünschen der altpreußischen Konservativen entsprechen würde, — in andre Hände übergehen sollte. Man mag dahingestellt sein lassen, inwieweit zwischen der tatsächlichen Unzufriedenheit mit dem Regiment des Herrn v. Hammerstein und dem programmartigen Charakter und zugleich etwas aggressiven Ton der Manteuffelschen Rede ein Zusammenhang besteht, jedenfalls war der

unmittelbare Eindruck dieser Rede ein andrer, als — wie sich nachher herausstellte — vom Redner beabsichtigt war. Die Reflexe der Mirbachschen Ausführungen spielten hinüber. Was Herr v. Manteuffel sagte, erschien als Fortsetzung einer scharfen Kritik der Regierung, nur feiner abgetönt, aber eben darum schärfer wirkend, sobald einmal die Vorstellung erregt war, daß damit die Absicht des Angriffs verbunden sein sollte. Es sah so aus, als wolle der anerkannte Führer einer großen Partei sich der innerhalb der Partei bestehenden schrofferen Richtung ausdrücklich anschließen. Dazu gesellte sich noch ein Dritter, um wieder eine besondere Note in diesen Dreiklang zu bringen. Es war kein Geringerer als der Minister des Königlichen Hauses, Herr v. Wedel-Piesdorf, der gleichfalls ganz im Sinne des Grafen Mirbach sprach. Was dieser Rede Bedeutung gab, war nicht ihr Inhalt, sondern die Person des Redners. Man sagt den Herren, die in unmittelbarem Dienst des Hofes stehen, nicht ohne Grund nach, daß sie eine besonders feine Witterung für den an den höchsten Stellen herrschenden Wind haben. Wenn der Hausminister des Kaisers in das Konzert gegen den ersten politischen Vertrauensmann des Kaisers einstimmte, so mußte das — wie es wenigstens den Anschein hatte — irgend etwas zu bedeuten haben. Es war daher nicht zu verwundern, daß man von einem konzentrischen konservativen Angriff gegen den Reichskanzler sprach und dessen Stellung schon für erschüttert hielt. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch den Reichskanzler selbst. Die Rede selbst war zwar nach Form und Inhalt ausgezeichnet, aber — mochte es nun an einer zufälligen Indisposition oder auch nur an der durch die Situation erregten Einbildungskraft der Zuhörer liegen, — es schien, als ob Graf Bülow nicht mit der gewohnten Frische und Sicherheit sprach. Auch ließ er Wendungen einfließen, die wie eigens hingeworfene Bissen für politische Zeichendeuter aussehen. „Sie werden sich noch nach meinen Fleischtöpfen zurücksehnen", bemerkte er mit ausdrücklicher Anspielung auf Bemühungen, ihn aus seiner Stellung zu drängen. Vielleicht nahm Graf Bülow die konservative Kritik selbst sehr ernst, und vielleicht trug dieser Umstand besonders dazu bei, daß die Konservativen, über die Wirkung ihres Vorgehens selbst erschrocken, eiligst zum Rückzug bliesen. Recht deutlich hatte sich gezeigt, wie sehr heute die Politik von dem Gefühl der Unsicherheit und Unberechenbarkeit beherrscht wird, wie aber auch grade die politisch gut unterrichteten und von dem Gefühl der Verantwortung durchdrungenen Kreise vor der Möglichkeit zurückscheuen, daß die Leitung der politischen Geschäfte, namentlich in der auswärtigen Politik, aus der bewährten Hand des Grafen Bülow in andre, vielleicht dilettantische Hände übergehen könnte. Wenn der Zwischenfall im Herrenhause dazu beigetragen hat, der zum Teil übermäßig und leichtfertig genährten und bedenklich anschwellenden Neigung zu einer verbitterten und verdrossenen Kritik der gegenwärtigen Regierung gewisse Schranken zu ziehen und ihr das Gefühl der Verantwortung für die Folgen zu schärfen, so ist die Sache nicht ohne Nutzen gewesen. Daß das Recht einer sachlichen Opposition dadurch nicht berührt wird, versteht sich von selbst.

Der andere Vorgang, der im vorigen Monat schon erwähnt wurde, auf den wir aber zurückkommen müssen, weil sich ein großer Streit daran geknüpft hat und noch fortspinnt, ist der Abschluß eines Kompromisses zwischen den Nationalliberalen und den beiden konservativen Fraktionen des preußischen Abgeordnetenhauses über die künftige gesetzliche Regelung der Schulunterhaltungspflicht. Kaum war diese Abmachung durch die Verhandlungen im Abgeordnetenhause bekannt geworden, als sich innerhalb der nationalliberalen Wählerschaft erregter Widerspruch dagegen erhob. Namentlich in den Rheinlanden und aus den Kreisen der nationalliberalen Jugendvereine heraus wurde lebhaft protestiert. Der nationalliberalen Fraktion des Abgeordnetenhauses wurde vorgeworfen, daß sie die liberalen Prinzipien verleugnet habe. Der Abgeordnete Dr. Sattler, der nach Köln gereist war, um die erhitzten Gemüter zu beruhigen und Aufklärung zu geben, fand sich einer ungewöhnlichen Erregung gegenüber; die Junglíberalen machten Miene, auf einem großen Verbandstage in Frankfurt a. M. über die Führer zu Gericht zu sitzen. Endlich gelang es aber doch, allen diesen Kundgebungen die Spitze abzubrechen. Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei sorgte für gründliche Aussprache in einer Vorstandssitzung und trat in einer aufklärenden und vermittelnden Resolution an die Seite der angegriffenen Landtagsfraktion.

Diese Bewegung zeigt dem aufmerksamen und unbefangenen Beobachter mehr als eine interessante Seite. Hier können die Streitpunkte freilich nur skizziert werden, soweit es zum Verständnis notwendig ist. Wir beginnen mit einer kurzen Schilderung der Rechtslage.

Die preußische Verfassungsurkunde behandelt die Prinzipien des Volksschulwesens in den Artikeln 21—25 und fügt als Artikel 26 hinzu: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen." Dieses Gesetz aber existiert bekanntlich bis zum heutigen Tage noch nicht. Somit gilt auf diesem Gebiet noch die Übergangsbestimmung, die als Artikel 112 in die Verfassungsurkunde aufgenommen worden ist: „Bis zum Erlaß des im Art. 26 vorgesehenen Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen." Zwei Hauptfragen erheben sich gleich am Eingang aller Betrachtungen über die verfassungsmäßigen Formen des preußischen Schulwesens. Erstens: sind die durch Art. 112 gewissermaßen suspendierten Art. 21—25 der Verfassung vollkommen bedeutungslos? Zweitens: welches sind nun die Grundlagen des geltenden Rechts?

Die erste Frage kann nicht ohne weiteres bejaht werden. Art. 26 zeigt, daß die vorhergehenden Artikel von vornherein als Richtschnur der zukünftigen Ordnung gedacht sind; diese Bedeutung muß den Bestimmungen erhalten werden, auch wenn sie formell nicht geltendes Recht sind. Wenn es also im Art. 24 heißt: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen", so kann daraus zwar nicht gefolgert werden, daß die konfessionelle Schule in dem gegenwärtig geltenden Recht begründet ist, wohl aber, daß diejenigen, die sie für die Zukunft fordern, im Rahmen der

Verfassung bleiben und daß ein grundsätzlich davon abweichendes künftiges Schulgesetz nicht, wie es doch eigentlich als normal gedacht ist, die Artikel 21—26 der Verfassung in Kraft setzen könnte, sondern den Art. 24 vorher streichen oder abändern müßte. Da die Herstellung des in der Verfassung vorgesehenen, wenn auch noch nicht durchgeführten Zustandes zunächst doch mindestens nicht als etwas Ungeheuerliches angesehen werden kann, so darf man wohl, ohne sich einer Parteilichkeit schuldig zu machen, den Boden des Art. 24 als feste Basis betreten und danach sagen: Recht haben diejenigen, die für die künftige Regelung des Volksschulwesens an der Konfessionalität der Schule festhalten; recht aber haben auch diejenigen, die sich gegen eine starre und ausschließliche Anwendung und eine Überspannung dieses Prinzips verwahren. Es bleibt natürlich jeder Parteianschauung unbenommen, sich anders zu der Frage zu stellen, ebenso wie es ja auch in anderen Fragen kein Verbrechen ist, eine Verfassungsänderung anzustreben; nur muß von politisch reifen Leuten verlangt werden, daß sie sich der Rechtslage und dessen, was sie wollen, voll bewußt sind. Man hatte bei dem unklaren Lärm über Konfessionsschule und Simultanschule in den letzten Wochen nicht immer das Gefühl, daß die Mitredenden wußten, um was es sich eigentlich handelte. Jedenfalls verdienten Parteien, die sich — von beiden Seiten unter Preisgabe unausführbarer Lieblingsideen — zur Lösung einer dringenden praktischen Aufgabe auf dem Boden des Art. 24 zusammenfanden, nicht die wüsten Vorwürfe und Angriffe, denen sie sich ausgesetzt sahen.

Doch zur vollständigen Einsicht in die Situation gehört auch die Erörterung der anderen, vorhin aufgestellten Frage, was nun eigentlich geltendes Recht ist. Die Antwort lautet: zunächst das Allgemeine Landrecht und sodann die Verwaltungspraxis des preußischen Staates seit der Einführung des Allgemeinen Landrechts. Aber über diese Rechtsgrundlagen gehen die Meinungen der Ausleger auseinander. Die Gegner der konfessionellen Schule stützen sich vornehmlich auf die Autorität Gneists, der aus dem Allgemeinen Landrecht deduzierte, daß die konfessionelle Schule in Preußen nicht zu Recht bestehe. Man hat seine vor 35 Jahren erschienene Schrift darüber heute wieder hervorgeholt und eifrig erörtert, aber — die Autorität des berühmten Staatsrechtslehrers und vieler seiner bedeutenden Gesinnungsgenossen in Ehren! — entscheidend braucht seine Theorie dennoch nicht zu sein. Der Staat selbst hat sie nie akzeptiert und ist auch nie gezwungen worden, sie anzuerkennen. Mit Recht ist gegen die Gneistsche Theorie eingewendet worden, daß das Allgemeine Landrecht die konfessionellen Verhältnisse nicht etwa deshalb unberührt ließ, weil sie in der inneren Organisation der Schule unberücksichtigt bleiben sollten, sondern nur weil sie für das rechtliche Verhältnis des Staates zur Schule nicht in Betracht kamen und die konfessionelle Trennung nach der Gewohnheit und den Anschauungen der Zeit als selbstverständlich galt. Und diese Auffassung ist durch die Praxis der preußischen Staatsverwaltung in mehr als hundert Jahren so stark befestigt worden, daß sie durch die scharfsinnigste Theorie nicht umgeworfen werden kann. Es ist daher

auch sehr zweifelhaft, ob die Gegner der konfessionellen Volksschule sich mit genügender Sicherheit auf das geltende Recht stützen können, in welchem Falle sie ja allerdings von ihrem Standpunkt aus fordern könnten, daß der gegenwärtige Zustand möglichst lange zu erhalten, eine Regelung im Sinne von Artikel 24 aber zu verwerfen sei.

Auf den sachlichen Streit, ob Konfessionsschule, ob Simultanschule, hier einzugehen, ist unmöglich. Nur das muß richtiggestellt werden, daß die Simultanschule doch nicht in dem Maße von allen Liberalen als unantastbares Dogma verfochten wird, wie das im Laufe des Streites behauptet worden ist. Von jeher haben Liberale, namentlich Nationalliberale, die Frage, losgelöst von aller Doktrin, vom Standpunkt des Praktikers, des Fachmannes, des Politikers betrachtet und haben das Prinzip der Konfessionalität — ohne Überspannung und ohne Auslieferung der Schule an die Kirche — unumwunden anerkannt. Das ist auch 1892 gegenüber dem Volksschulgesetzentwurfe des Grafen Zedlitz geschehen. Nur da, wo Simultanschulen entweder bereits eingelebt sind und segensreich gewirkt haben oder wo sie infolge geeigneter Verhältnisse hingehören, soll ihnen nicht um des Prinzips willen der Lebensfaden abgeschnitten werden. Nirgends ist doktrinäre Schablonenhaftigkeit so wenig am Platz wie in dieser Frage. Darum war freilich auch die Sorge begründet, daß durch den Übereifer der Konfessionellen die Simultanschule prinzipiell geschädigt oder beseitigt werden könnte. Aber gerade diese Gefahr war nahegerückt, wenn das Schulkompromiß *nicht* abgeschlossen wurde. Die Konservativen konnten sich mit dem Zentrum verbünden und eine neue Auflage des Zedlitzschen Schulgesetzes durchzudrücken versuchen. Entweder gelang das, — dann waren die liberalen Bestrebungen auf lange hinaus völlig lahmgelegt — oder es wurde verhindert, dann trugen die Liberalen allein das Odium des Nichtzustandekommens des dringend notwendigen Schuldotationsgesetzes. Gerade um dieses Odium ihrerseits nicht länger auf sich lasten zu sehen, gingen die Konservativen zum erstenmal den Nationalliberalen einen weiten Schritt entgegen, indem sie sich in der Forderung der Konfessionalität Grenzen steckten, die sie vorher nicht anerkannt hatten. Dieses Zugeständnis gestattete den Nationalliberalen, der Erfüllung ihrer Wünsche so weit sich zu nähern, als nicht die Verfassung selbst Hindernisse enthielt. Sie hätten einen schweren Fehler begangen, wenn sie das nicht ausgenutzt hätten.

Die Erregung, die über dieses Abkommen entstand, war also sachlich recht unbegründet. Sie zeigt hauptsächlich zweierlei: Erstens, daß die Verwechslung von Idealismus und Doktrinarismus, die unserem Liberalismus eigen ist und immer wieder die Zweifel an seiner Regierungsfähigkeit bestärkt, noch wie früher fortbesteht, und zweitens, daß in den politisch lebhafter interessierten Kreisen namentlich der jüngeren Wählerschaft eine wahre Angst vor jeder Kartellpolitik, einer Wiederaufnahme der früheren „Sammlungspolitik" gehegt wird. Wir haben schon öfter auf das deutlich hervortretende Bestreben hingewiesen, die alten Grundlagen verschiedener politischer Anschauungsweise wieder zu Ehren

zu bringen. Man will auf die alten Parteiprinzipien zurückgehen, um gegenüber Sonderinteressen und Unklarheiten wieder festen Boden für eine rein politische Überzeugung zu gewinnen.

Am 16. Juni ist nun auch der Reichstag bis zum 29. November vertagt worden. Noch am letzten Sitzungstage galt die Frage als unentschieden, ob Vertagung oder Schluß erfolgen solle. Durch die getroffene Entscheidung werden die bisherigen Ergebnisse der Beratung der Börsengesetznovelle und der Stempelsteuervorlage für den nächsten Winter gerettet, leider werden auch die noch nicht erledigten Resolutionen mit hinübergeschleppt. In den Tagen vom 7. bis 16. Juni ist übrigens der Reichstag noch recht fleißig gewesen und hat unter Dach und Fach gebracht, was von gesetzgeberischen Arbeiten noch irgend fertigzustellen war. Dahin gehören zunächst zwei wichtige Kolonialvorlagen, das Gesetz betreffend eine Anleihe für Togo und das Gesetz über die Erbauung einer Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika von Dar-es-Salaam nach Mrogoro. Die Würdigung dieser endlich glücklich durchgebrachten Gesetze kann hier einer anderen Stelle überlassen werden. Zu erwähnen ist aber noch das endgültige Zustandekommen des Gesetzes über die Kaufmannsgerichte. Es ist früher von den mancherlei Klippen die Rede gewesen, die diese Vorlage zu überwinden hatte. Sie wurden leichter umschifft, als zuerst befürchtet werden mußte; nur die eine Frage wurde heiß umstritten, ob den weiblichen Handlungsgehilfen das aktive und passive Wahlrecht gegeben werden solle. Für das passive Wahlrecht trat nur eine Minderheit ein, dagegen herrschte bei einer großen Mehrheit des Reichstages die Neigung, den Frauen das aktive Wahlrecht zu den Kaufmannsgerichten zu gewähren. In der Tat sprechen dafür gewichtige Gründe der Gerechtigkeit. Aber die verbündeten Regierungen hielten sich streng an den alten Grundsatz: principiis obsta! Die Gewährung des Stimmrechtes in einem noch so berechtigten Einzelfall bedeutet hier die Durchbrechung eines Prinzips, an dem man nicht rütteln lassen wollte, so lange nicht wichtigere nnd näher liegende Aufgaben der Frauenbewegung gelöst sind und die Bewegung selbst noch mehr geklärt erscheint. Die verbündeten Regierungen glaubten die sich aus einem solchen Schritt ergebenden Folgerungen nicht genau übersehen zu können und verharrten bei einem so entschiedenen Widerspruch, daß die Reichstagsmehrheit sich vor die Wahl gestellt sah, entweder das Gesetz scheitern zu lassen oder nachzugeben. Es war verständig, daß die Mehrheit das Gesetz deswegen nicht scheitern ließ, sondern die Entrüstung der radikalen Parteien über diese „schwächliche" Nachgiebigkeit in den Kauf nahm, um das sehr nützliche und wichtige Ergebnis großer Mühe und Arbeit zu sichern. Übrigens brachte die zweite Lesung des Gesetzes eine jener parlamentarischen Merkwürdigkeiten, die bei chronischer Beschlußunfähigkeit des Hauses sehr leicht eintreten können. Die Mehrheitsparteien hatten einen Kompromißantrag gestellt, um die notwendige Einigung zwischen den Kommissionsbeschlüssen und den bestimmten Erklärungen vom Regierungstische herzustellen. Dieser von der Mehrheit gestellte Antrag wurde abgelehnt, weil im Augenblick der Ab-

stimmung die Sitze der Mehrheit größere Lücken aufwiesen als die der Gegenparteien und somit das Verhältnis der Parteien umgekehrt wurde. Erst in der dritten Lesung konnte die Sache wieder in Ordnung gebracht werden, da nun das Haus beschlußfähig war.

Mit dem Auseinandergehen des Reichstags ist jedoch das parlamentarische Leben noch nicht zur Ferienruhe eingegangen. Noch tagt der preußische Landtag. Seine Arbeiten werden jedoch besser im Zusammenhang der nächsten Monatsbetrachtung zu würdigen sein.

Erdengang.

Bescheiden über diese Erde schreiten
Laß mich, o Geist, der sie und mich erträumt,
In deinen ew'gen Schatten, Gottnatur,
Hinwandelnd eine kurze Uferstrecke,
Die Schönheit atmen dieser grünen Insel.

Den Garten, der seit Ewigkeit hier blüht,
Durchschreit' auch ich nun eine Sonnenstunde:
Nur eine Hügelwelle streift mein Pfad;
Holdsel'ger Bilder Glanz taucht um mich auf,
Kristall'ne Tonflut, unsichtbar, umwogt mich,
Fern blaut das Meer durch schatt'ge Laubgehänge,
Und sonn'ger Lüfte Balsam trinkt die Brust.

Lautlos, nicht deinen Schöpfertraum zu stören,
Allheil'ge Mutter, durch dein Paradies
Hinwandl' ich, achtend, daß des Fremdlings Fuß
Kein Wesen kränke, keine Blume knicke,
Denn nicht ein Blütenblatt ist hier mein eigen.
Nichts bracht' ich dir, nichts nehm' ich mit von hinnen —
Dein Hauch verwische meines Schrittes Spur!

Von all' den Ungezählten, die in Hast
Die flücht'ge Sonnenstunde auszukaufen
An mir vorüberstürzen, Gier im Blick,
Die Blüten raffend, die im Raffen welken,
Blieb nur ein Augenpaar in meinem haften.
Mit dem geheimnisvollen Schwesterwesen,
Das seine Hand vertrauend ließ der meinen,
Hinwandl' ich einen sanften Uferhang:
Die Welt scheint mir im Abglanz ihres Lächelns
In neue Paradiespracht getaucht.

Doch sieh! Schon färbt sich rosig Luft und Meer —
Mein Erdentag ist um — die Sterne winken!

Aus den Gesammelten Dichtungen von Julius Lohmeyer. Verlag von W. Vobach & Co. Berlin—Leipzig.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

X.

J. J. David, Die Hanna. — Alfred von Berger, Semmelweis und andere Geschichten. — Kurt Martens, Katastrophen. — Adolf Vögtlin, Liebesdienste. — Meta Schoepp, Auf roter Erde.

J. J. David lebt in Wien, aber er ist kein Wiener. Wenn man es nicht wüßte, würde jedes seiner Bücher es mit aller Deutlichkeit sagen. Auf leichten Gondeln, mit eleganten zierlichen Ruderschlägen, fahren die Wiener Poeten, und was sich so nennt, dahin. Er aber fährt mit belastetem Schiffe, und tief furchen seine schweren Ruder. Er steht ganz einsam — gleich fern den Jungen und den Alten. Auch seinem Lebensalter nach steht er in der Mitte: er ist 45 Jahr. Mit dem Hyperästhetizismus Hofmannsthals, mit der graziösen und etwas schiefen, der geistreichen und nicht ganz echten Kunst Arthur Schnitzlers hat er gar keine Berührungspunkte. Noch weniger mit der Wiener Durchschnittsschriftstellerei, die durch ihren leeren Feuilletonismus und ihre oberflächliche Windbeutelei so gründlich in Verruf gekommen ist. Er ist viel zu schwerfällig, um tanzen zu können, und es bleibt eigentlich merkwürdig, daß er die Stadt an der blauen Donau nicht verläßt.

Immer, wenn ich den Namen J. J. David höre, der in der Literatur nicht gerade häufig, doch stets mit Hochachtung genannt wird, muß ich einer Bemerkung denken, die ich aus dem Munde des Dichters einst vernahm und die so harmlos und doch so charakteristisch ist, daß ich sie hier ruhig wiedererzählen darf. Im saftigsten Grün meiner zwanzig Jahre war ich nach Wien gedampft, um dort sechs Wochen zu leben, und war in irgend einem Café oder dem damals hochberühmten „Winterbierhaus“ auch J. J. David vorgestellt worden. Verehrungsvoll fragte mein Begleiter, woran der Herr Doktor augenblicklich arbeite. „Ich arbeite“, erwiderte J. J. David, „an einem neuen ‚Lied von der Straße‘.“

Mir wird das unvergeßlich sein. Aus allen Rockärmeln schüttelte ich damals Verse — und diesem Dichter wurde ein Lied zu einer wichtigen Staatsaktion; er hatte begonnen, daran zu arbeiten; es füllte seine Tage; er sprach davon, wie ein andrer von einem Roman, einem Epos, einem Drama spricht. Mit Staunen und Verwunderung hab' ich ihn angestarrt. Und als ich später seine Werke las, kam mir blitzgleich diese Erinnerung zurück, und ich wußte dann erst, wie bezeichnend die Worte für J. J. David waren.

Denn er ist ein Arbeiter, ein schwer ringender Arbeiter in der Literatur. Schon das trennt ihn von den Wienern, die ein angeborenes leichtes Talent allzu leicht verschleudern. Wenn ich nicht irre, entstammt David einer jüdischen Familie Mährens. In einem seiner besten Gedichte singt er sehr schön die Geliebte an:

„Ich bin aus Judas finsterm Stamme,
Du bist ein blond Germanenkind."

Und wir sehen gerade bei den tiefer angelegten Juden, die nicht im Heinesierenden Feuilleton oder in der Reflexion stranden, daß sie durch ihre ungeheure, jeder Bewunderung werte Arbeitsenergie allmählich eine respektable Höhe auch in der Literatur erklimmen. Die Lyriker unter ihnen, etwa der so früh verstorbene Ludwig Jacobowski, aber auch J. J. David, sind Musterbeispiele dafür, wie weit man — so wunderlich es klingen mag — das Unerlernbare, die Lyrik, „lernen" kann. Ihr natürliches Talent halte ich für sehr gering. Aber was sie aus diesen geringen Fähigkeiten machen, wie sie sie steigern, das ist außerordentlich. Fast immer geht ihnen feineres Form- und Stilgefühl ab. Sie müssen sich erarbeiten, was anderen gegeben ist. In der ersten Ausgabe von Ludwig Jacobowskis echtestem Roman „Werther der Jude" wurde der empfindliche Leser auf jeder Seite durch den unglückseligen Stil gemartert. Als dem Dichter das von seinen Freunden gesagt wurde, kaufte er sich Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten", nahm daneben eine deutsche Grammatik vor und setzte sich nachts, wenn die Tagesarbeit vorbei war, wie ein Schüler dahinter — als Dr. phil.! Dann korrigierte er seinen ganzen Roman durch. Wer von uns allen macht ihm das nach? Er erreichte es so, daß er ein klares und korrektes Deutsch schrieb. Allerdings: das höchste und letzte Geheimnis der Form ist auch dem größten Fleiße nicht erreichbar. Dafür muß man eben ein Ohr haben. Deshalb fehlte dem Stil Jacobowskis ebenso wie seiner Lyrik doch die eigene Schönheit und Fülle und Sicherheit, das Unsagbare, das Tüpfelchen über dem J. Und ähnlich ergeht es dem älteren und naturgemäß ruhigeren und reiferen David. Er hat sich Schritt für Schritt emporgekämpft, er darf stolz sein auf das, was er kann und erreicht hat. Aber es ist das Schicksal dieser Art von Dichtern, daß, wenn sie Gipfel errungen haben, ihnen mühelos die echten Lerchen über die Köpfe flattern. Da gibt es denn wohl schwere Stunden des Haders mit dem Schicksal, das ihnen die Flügel und die goldne Leichtigkeit der geborenen himmlischen Gäste versagt hat.

In den Wiener Literaturcafés, in denen gar zu gern jedem Poeten etwas angehängt wird, erzählte man von J. J. David, er hätte über seinem Schreibtisch die Büsten Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers stehen. Und immer, wenn er einen Satz niedergeschrieben hätte, schaue er empor, gleichsam um zu erfahren, was diese beiden dazu wohl sagen würden. Das Körnchen Wahrheit, das zu diesem Scherz Veranlassung gab, ist dies, daß der schwarzgelbe Dichter dem schweizerischen Meyer in der Knappheit, in der Kunst der Kondensierung nachstrebt. Mit Keller hat er nichts zu tun: Keller war viel naiver, menschlich reicher, persönlicher. Aber Conrad Ferdinand ist wohl wirklich der Wegweiser

für ihn gewesen — ein klug und richtig gewählter. Denn bei ihm steht im Gegensatz zu Keller das Künstlerische so stark im Vordergrund, daß man ohne Gefahr ihm lernend folgen und zu ihm emporsteigen kann, wie er selber langsam und Schritt für Schritt emporgestiegen ist. Und wie man J. J. David daraus einen Vorwurf machen will, verstehe ich nicht. Denn er hat die errungenen Formen doch immer mit eigenen Gewächsen gefüllt.

Das Land seiner Jugend ist wie bei fast allen Poeten auch das Land seiner Dichtung. Erzählungen aus Mähren bietet er auch in seinem neuesten Bande, den er „Die Hanna" betitelt hat (3 Mark, Berlin 1904). Aber die Hanna ist nicht ein menschlich Wesen — es ist der Distrikt in Mähren, das reiche und fruchtschwere Flachland, das blaue Berge umgrenzen, das träge Wasser durchrinnen, dessen weiße Straßen steife Pappeln einfassen — ein Land, das wie viele andere so lange künstlerisch für reizlos gelten mag, bis ein Sohn dieses Landes mit den Augen der Sonntagskinder geboren wird, der die verborgenen Reize und die stillen Wunder für die Welt einfängt. Von diesem Landstrich, der Hanna, und seinen Bewohnern, den bei uns nicht im besten Sinne sprichwörtlich gewordenen Hannaken, erzählt J. J. David. In der letzten Geschichte, der Lebensgeschichte Florian Petersilkas, des Künstlers, nennt er sich selbst einen „verwunschenen Landschafter". Er ist es wohl nur ebenso, wie jeder auf dem Lande oder in der Kleinstadt aufgewachsene Poet, der von der Lyrik ausgeht, von der Natur, und sich langsam erst zu den Menschen findet. Ganz wird und kann solch ein Dichter seine Anfänge nie verleugnen. Zwar ist J. J. David immer reifer und sicherer in der Schaffung und Umgrenzung seiner Gestalten geworden, aber hin und wieder meint man noch zu fühlen, daß das Ursprüngliche nicht die Gestalt ist, die sich ihre Bedingungen schafft, sondern daß die Stimmung, die Landschaft, eine Szene sich dem Geiste zuerst dargestellt und die kombinierende künstlerische Phantasie dazu erst die Gestalt erfunden hat. Dieser gleichsam umgekehrte Schaffensprozeß ist bei allen zu Erzählern werdenden Lyrikern zu beobachten, während der geborene Conteur durchaus von der Gestalt oder der Handlung ausgeht. Es ist der Gegensatz von Stormscher und Kellerscher Novellenkunst, und es ist kein Zweifel, welcher von beiden der Preis gebührt.

J. J. David, der sich, wie gesagt, in zäher Arbeit die Literatur erobert und mehr und mehr auch alle Hilfsmittel der Technik sich zu eigen gemacht hat, ist natürlich viel zu klug und zu sicher, um sich in bloßen Stimmungen zu verlieren, die Menschen nur als Staffage in die Landschaft zu stellen und *lyrische* Wirkungen zu versuchen, wo er *erzählerische* erzielen soll. Vielleicht meidet er diese Gefahren um so sichrer, als er sie zu gut kennt. Er hat sich gewöhnt, den Blick fest auf sein Thema, auf den Träger der Handlung gerichtet zu halten; er zwingt sich zur Knappheit und erlaubt nicht, daß Schilderungs-, Reflexions- und Stimmungsfreude ihn vom graden Wege locken, *ja, er gibt sich ohne Frage härter und spröder, als er ist*, um nur ja nicht in Lyrik und Weichheit zu geraten. So steckt viel kluge Berechnung in seinen Novellen, ein strenges Künstler-

tum, unter dessen stete Kontrolle er sich selbst und seine dichterische Wesensart stellt. Schon um dieser Selbstzucht willen erscheint er in dem lässigen Wien so isoliert. Allerdings hat auch diese Medaille eine Kehrseite: daß nämlich eine starke persönliche Wirkung, also der höchste Reiz der Dichtung, von seinen Erzählungen niemals ausgehen kann. Dazu stehen sie unter dem zu starken Druck bewußten Künstlertums.

Drei Erzählungen bringt das Buch; in drei Erzählungen steigt es an. Die erste befriedigt am wenigsten; man merkt wohl, daß sie nicht das geworden ist, was sie hat werden sollen. Vielleicht deshalb, weil ein Mann im Mittelpunkt steht. Erzählern, die einst von der Lyrik ausgingen, gelingen die Frauengestalten viel besser. „Ruzena Capek" in der zweiten Geschichte ist ein Beweis dafür. Hier ist David ganz er selbst. Er erzählt, wie das junge Weib dazu getrieben wird, den Mann zu töten. Noch viel charakteristischer ist es jedoch, was er nicht erzählt. Sein künstlerisches Interesse geht nämlich grade nur bis zur Tat, die den Schlußpunkt der Entwicklung bildet. Hier will er abbrechen und kann es auch mit gutem Recht. Aber die Einkleidung der Novelle verführt ihn dazu, noch einen Schritt weiter zu tun: er berichtet, wie die Mörderin aufs Gericht geht, sich ihr Recht zu holen, wie vor allem das ganze Dorf auf den Urteilsspruch der Geschworenen gespannt wartet. Den Spruch selbst aber teilt er nicht mit. So läßt er ganz unnötigerweise eine geschlossene Novelle mit einer offenen Frage ausklingen. Das ist eine Marotte. Sechs Zeilen weniger, und er hätte künstlerisch und erzählerisch einen Abschluß gehabt, den er nun nicht hat. Und man merkt hier doch fast die Absicht, der Neugier des naiven Lesers einen Streich zu spielen. „Die Hanna" endlich — die dritte Erzählung — ist zum Teil noch feiner und eigentümlicher, wenn auch nicht ganz so geschlossen und nicht ganz so glaubhaft.

Bücher J. J. Davids zu lesen, lohnt sich immer. Ein Herbstweh liegt leise über seinen Schöpfungen. Fröhliche Augen hat der mährische Poet nicht. Aber er ist zu kräftig, um sich in Melancholie zu verlieren. Um seinen klugen Mund zuckt manchmal sogar ein Lächeln, und wenn dies Lächeln und die traurigen Augen zusammenstehen, dann blitzt — leider immer nur für einen Moment — sogar ein Stückchen tieferen Humors auf. Im letzten Grunde, glaube ich, ist er ja doch die schöne Seele, die zu Weichheit und Sentimentalität neigt, die sich aber künstlerisch zu Herbheit und Sachlichkeit erzogen hat. Vielleicht erklärt sich so auch die auffallend geringe Wirkungskraft David'scher Schöpfungen. Man hat eigentlich, wenn man sie liest, immer zu viel Hochachtung davor, die eine herzliche Annäherung verhindert. —

Einen zweiten Österreicher, Baron Alfred von Berger, den bekannten Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, kann ich hier gleich anschließen. Er hat ein Novellenbuch unter dem Titel „Semmelweis und andere Geschichten" veröffentlicht (Berlin 1904, 2 Mark), das nicht nur durch die Persönlichkeit des Autors Interesse erregt. Die erste Arbeit des schmalen

Bandes, „Semmelweis", soll sogar bei ihrem Erscheinen in einem Wiener Blatte gradezu sensationell gewirkt haben, wie der Verleger mitteilt. Sie huldigt in novellistischem Gewande dem Andenken des „unvergessenen Billroth".

Ich muß bekennen, daß mir die Beziehungen, die zwischen „Semmelweis" und Billroth bestehen sollen, bis auf die vielleicht zufällige, vielleicht beabsichtigte und dann nicht sehr geschmackvolle Namensgegenüberstellung dunkel geblieben sind, und ich muß wohl annehmen, daß es mindestens jedem medizinischen Laien ebenso ergehen wird. Alfred von Berger erzählt nämlich von einem jungen Arzte, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die viel später von Lord Lister eingeführte antiseptische Wundbehandlung in ihrer ungeheuren Bedeutung erkennt und der daran zu Grunde geht, daß seine große Wahrheit, durch die hunderttausende von Menschenleben gerettet werden könnten, von der Stumpfheit seiner ärztlichen Kollegen nicht beachtet wird. Berger nennt das Schicksal dieses Arztes ein typisch österreichisches, denn ähnlich wie ihm sei es so manchem seiner begabten und verdienstvollen Landsleute ergangen. Wie gesagt: der Laie zerbricht sich vergeblich den Kopf, was dieser Ignaz Philipp Semmelweis, der typische Österreicher, mit dem berühmten norddeutschen Chirurgen, der erst später in Wien heimisch wurde, zu tun hat.

Rein als Erzählung betrachtet, hat der „Semmelweis" manche guten Eigenschaften, doch er leidet darunter, daß er zwischen Novelle und Bericht hin und her schwankt. Allerdings wird dadurch, daß man manchmal einen Bericht zu lesen vermeint, nicht zwar die Wahrheit, aber doch die Wirklichkeit der erzählten Vorfälle noch glaubhafter gemacht. Und wer bei den Novellisten die Nüchternheit liebt, wird mit lebendigem Interesse dem dargestellten Lebenslaufe bis zu dem traurigen Ende folgen. Eine recht feine Charakterstudie „Doktor Max Caspari" und eine farbenreichere Erzählung aus dem Türkenjahr 1683 schließen sich dem Semmelweis an.

Es ist schwer zu sagen, ob Baron Alfred von Berger ein Poet ist. Sicher ist nur so viel, daß er ein guter und gewandter Schriftsteller ist. Er wählt eigentümliche Stoffe; er will eben „Neuigkeiten" bringen. Unwillkürlich wird man durch das Interesse am rein Stofflichen so abgelenkt, daß man der Behandlung kaum nähere Aufmerksamkeit schenkt. Immerhin ist das ein Zeichen, daß Form und Stoff sich nicht widersprechen. Alfred von Berger schreibt knapp, klar, nüchtern. Er schreibt ein reineres Deutsch, als die meisten seiner Landsleute. Nur fehlt ihm jene Blutwärme, die ein geborener Dichter seinen Gestalten mitgibt. Er ist zu sehr Kopf. Es weht ein kühles Lüftchen durch seine Bücher. —

Mit zwiespältigen Empfindungen nenne ich zu dritt hier die Novellen von Kurt Martens: „Katastrophen" (2 Mark, Berlin 1904). Mit zwiespältigen Empfindungen und nach langem Schwanken. Wenn es einzig meine Aufgabe wäre, die erfreulichen Bücher, die auf dem großen Jahrmarkt der Literatur erscheinen, herauszuheben, würde ich glatt daran vorübergehn. Aber

ich meine, daß auch diejenigen Werke nicht übergangen werden dürfen, die, so wenig sie uns gefallen mögen, typisch sind für eine bestimmte literarische Richtung und für bestimmte Anschauungen, die größere Kreise der Literatenwelt beherrschen. Ich bin der festen Überzeugung, daß z. B. ein Blatt wie der „Simplizissimus" die ihm zugänglichen Schichten der Nation langsam vergiftet und einen Teil der Nationalkraft untergräbt, aber ich hielte es doch für töricht, deshalb an ihm vorüberzugehn, von seiner Existenz keine Notiz zu nehmen oder leugnen zu wollen, daß er glänzende Begabungen der Literatur und Kunst in seinen Dienst gestellt hat.

So wird man sich mit manchem Buche auch auseinandersetzen müssen, dem man lieber auswiche, das jedoch durch eine literarisch bestechende Außenseite auf bewegliche Geister, die keinen sichren Kompaß in ihrem natürlichen Gefühl besitzen, Wirkungen ausüben könnte. Ein Buch dieser Art sind eben die Kurt Martens'schen Novellen. Es gibt Leute, die der Meinung sind, daß in der Kunst das Talent die einzige und alleinige Hauptsache sei. Und man möcht' es selber fast glauben, wenn man die vielen herzlich gutgemeinten und doch so unmöglichen opuscula ansieht, die überall verzapft werden. Da ist es interessant genug, wenn man wieder einmal von einem Werke belehrt wird, wie wenig Talent allein zu sagen hat.

Setzen wir den Fall, es existierte ein Mensch, der durch eine wunderliche Bildung seiner Augen sowohl die Farben wie die Formen ganz anders sähe, als die übrigen Sterblichen. Dieser Mensch könnte mit der ungeheuersten Begabung ausgestattet sein, aber was er malte oder dichtete, würde für uns doch nur den Wert einer Kuriosität haben: man würde den Kopf schütteln oder man würde lachen. Er könnte Erlöser und Befreier nur etwa für ein zweites Individuum werden, das genau mit einer so seltsamen Bildung der Sehorgane geboren würde. Das gewaltigste Talent wäre hier also völlig macht- und wertlos. Das Gesetz, das sich daraus ableiten läßt: ein Künstler darf nicht zu weit vom Volksdurchschnitt entfernt sein. Es ist oft gesagt, daß Goethes Größe darin beruht, daß er in der Art des Fühlens durchaus Normalmensch war und daß er nur graduell, in der Stärke des Fühlens, über den Durchschnitt hinausging. Ebenso wie äußere Organe können natürlich innere verbildet sein. Zwar nicht in der Kraßheit des obigen extremen Beispiels, doch aber so, daß dadurch ein Talent gebunden wird. Und das wird doppelt leicht in Zeiten geschehn, in denen die Nation nach neuen Idealen sucht, ohne sich noch festgelegt zu haben.

Denn grade in solchen Zeiten gibt es eine Menge Künstler und Schriftsteller, die direktionslos werden und sich verlieren. Ist die Nation durch eine bestimmte herrschende Weltanschauung gebunden, so wirkt diese Weltanschauung wie eine Kraftstation, die nicht erlaubt, daß man sich allzuweit von ihr entfernt, die selbst überbewegliche Geister, ihnen selbst unbewußt, leise bestimmt. Fehlt sie aber, so werden gewisse Kräfte an der Peripherie nicht mehr vom Zentrum gehalten, schwärmen, gleichsam kompaßlos und ohne Rückendeckung, aus, zerstreuen sich und gehn, indem sie sich selbst verlieren, auch der Nation verloren.

Der Schriftsteller Kurt Martens ist nun natürlich bei weitem nicht wichtig genug, daß man seinetwegen diese Betrachtungen anstellt — wichtig genug aber ist der ganze Kreis, in dem er steht. Diese Art von Literaten — denn Dichter möchte ich sie nicht nennen, da das Talent allein noch keinen Dichter macht — lebt in Großstädten oder dem Auslande, sympathisiert mit Frankreich und der französischen Literatur eigentlich mehr als mit Deutschland und der deutschen, ist besonders formalistisch glänzend begabt und schreibt sehr geistreiche, sehr ungewöhnliche, sehr feinziselierte Novellen in etwas gewollt apartem Stil. Von dem Arbeitsleben des Volkes sind diese Schriftsteller ebenso weit getrennt wie von dem natürlich-sittlichen Empfinden. Das Interessante allein ist es, das sie reizt, und sie werden nie begreifen, daß man ein Ding auch noch von einer andren Seite ansehen kann. Wer das tut, wird ironisch belächelt, denn er ist ein Philister, ein Moraltrompeter, ein geistig Unfreier.

Die „Katastrophen" werden von einem gewissen großstädtischen Publikum gern gelesen und wohl auch bewundert werden. Sie sind höchst talentvoll, glänzend in der Form, überhaupt in der Technik, fein, etwas überlegen im Stil, im Stoffe interessant und ungewöhnlich. Der oberflächliche Kritiker wird also mit einem Schein von Recht die Novellen als prächtige Leistungen preisen können. Aber man sieht hier, wie gesagt, wie wenig das Talent allein ausrichtet, wenn nicht das rechte Herz ihm zur Seite tritt. Und das fehlt diesem Kurt Martens. Er hat keine Fundamente. Er hat keine Liebe. Er ist innerlich schief. Ein beweglicher Geist, eine Apartes suchende Phantasie spielen vor uns ... sie spielen amüsant, sie spielen geistreich. Aber wenn man länger zusieht, sagt man sich plötzlich: wie leer ist doch das alles! Und wie eitel ist dieser Autor, der von sich selber weiß, daß er geistreich spielt! Und was ist nun eigentlich der Unterschied zwischen einem Jongleur, der mit blitzenden Bällen operiert, und ihm? Nichts, was er am Herzen gewärmt hätte, nichts, was aus innerer Fülle geschöpft wäre! Nur immer Geist und Phantasie. Aber diese beiden verlieren sich in ihrer Beweglichkeit leicht, wenn nicht das Herz als spiritus rector mitten unter ihnen ist. Sie tanzen auch hier über natürliche Schranken hinweg und kommen auf der Jagd nach dem Amüsanten und Interessanten zum Geschmacklosen und Widerwärtigen, ohne daß Kurt Martens es merkt. „Madame oder die Schattenseiten zärtlicher Gefühle" ist ein Beispiel dafür, so geistreich und witzig auch grade diese Geschichte gemacht ist. Aber der Witz kann über das Widerwärtige nicht hinweghelfen; nur gesunder derber Humor könnte hier siegen. Vielleicht würde die Erzählung gewinnen, wenn man sie französisch läse. Auch das ist bezeichnend für dieses Novellenbuch, daß es, in französischer Sprache erscheinend, den Franzosen als fremdartig nicht auffiele, aber ein Lob ist das für ein deutsches Buch nicht. Es spricht von Wurzellosigkeit.

Viel gesünder, kerniger, herzlicher ist Adolf Vögtlin, der Schweizer. Ich rechne die 12 Novellen und Geschichten seines neuen Buches „Liebesdienste" (Stuttgart 1904, 2,60 Mark) nicht gerade zu den Meisterschüssen, sondern

glaube im Gegenteil, der Dichter habe schon oft besser ins Schwarze getroffen, aber wenn man von den „Katastrophen" dazu übergeht, kommt man aus einer Atmosphäre, in der gesunde Lungen es nicht lange aushalten, in frische Luft, für die man dankbar ist. Aus einer Scheinwelt tritt man in die wirkliche, aus dem parfümierten Boudoir eines nymphomanen Frauenzimmers in die Werkstatt des Handwerkers oder in ein fröhliches Pfarrhaus, und Herz und Humor regieren statt des Witzes und der Ironie. Viel konnte man von Adolf Vögtlin erwarten. Er war ein Schweizer von Kellerschem Schlag. Das offne Auge, das prächtige Realgefühl, den Humor — alles fand man, ob auch verdünnt, bei ihm wieder. Ja, er liebte es auch, wie Meister Gottfried von Zürich derbe Volksschwänke zu benutzen und in seine Novellen einzusprengen. Er war darin gar nicht wählerisch. Und ich hab noch immer von seinen „Heiligen Menschen", die doch vor langer Zeit erschienen, einen herbkräftigen Geschmack zurückbehalten.

Es scheint, daß auch hier nicht alle Blütenträume reiften. Hin und wieder schwenkt Adolf Vögtlin ins Minnige und Sinnige ein, so daß man von einer Mädchengestalt — z. B. von der Marianneli im „Meisterschütz" — keine rechte Vorstellung bekommt. Manchmal auch hat er sein Herz an eine Heldin gehängt, der wir nicht gar zu gern folgen, obwohl sie Leben gewonnen hat. Drittens endlich passiert es ihm wohl auch, daß er in seiner Vorliebe, ein Geschichtlein aus einer Anekdote zu entwickeln, im Anekdotischen stecken bleibt. Dann ist der Stoff zu dürftig, und das Ganze wird nicht voll und rund: der Schuß geht vorbei. Dafür entschädigt aber manches andre. Es ist behaglich, von dem Kätzchen zu lesen, das der unsaubren Schustersfrau Reinlichkeit beibringt; man freut sich auch der drallen Tierärztin und der Querköpfe am Stammtisch, und man wartet eigentlich immer darauf, daß der gesunde Humor aufblitzt, über den Vögtlin verfügt. Es wäre nur zu wünschen, daß er sich nicht zersplitterte und sich bald einmal fester zusammenfaßte.

Heller noch steht die Sonne des Humors über einem Roman von Meta Schoepp: „Auf roter Erde" (Berlin, 4 Mark, geb. 5 Mark). Das ist ein prächtiges, lustiges und wackres Buch, und ich würde jedem raten, es in den Reisesack zu stecken. Denn in seiner hellen Natürlichkeit wird es auch in der großen Natur bestehen, wo so viele, sich literarischer gebende Werke versagen. Ich will nicht behaupten, daß die Eimer, die sich da in den rauschenden Bronnen des Lebens gesenkt haben, grade allzutief hinabgestiegen sind, aber sie haben aus diesem köstlichen Bronnen geschöpft und einen klaren, kühlen Trank nach oben gebracht, der erquickt. Nach diesem Buche wird man sich den Namen Meta Schoepp merken müssen, denn hier ist doch mehr als eine talentvolle Schriftstellerin — hier ist eine Frau mit einem freien, hellen Herzen, mit gesundem Fühlen, mit fest zufassenden Händen. Wie oft ich geschmunzelt, wie oft ich laut aufgelacht habe, kann ich nicht mehr nachzählen, aber ich weiß, daß mir das Buch frohe Stunden gemacht hat. Die Stammtischrunde ist so prächtig getroffen, daß jeder Kleinstädter sich ihrer aus der eigenen Heimat erinnern möchte. Und wenn hin

und wieder eine Person schon leise bis an die Karikatur herangeführt ist, so verzeiht man auch das von Herzen gern.

Aber nicht nur im Hellen, auch im Dunklen und Tragischen besteht Meta Schoepp in Ehren. Wie der Kobes und das Binchen ihr kleines Glück zu Grabe tragen, das ist rührend, ohne weichlich zu sein. Überhaupt beides zwei Prachtgestalten. Und in der Eva, der Heldin, zeigt die Dichterin ihre Klugheit und ihr Taktgefühl. Das gesunde, kräftige Mädel gerät in den Sandweg und zappelt sich mühsam heraus. Aber daß sie doch niemals ihrem Milieu entfremdet wird, daß sie nicht, wie man eine Zeitlang fürchtet, nach dem Rezept der Unterhaltungsschriftstellerinnen zuletzt den geliebten, sozial über ihr stehenden Mann kriegt, sondern schaffend in ihrem Kreise bleibt, das muß man besonders hervorheben. Denn es beweist, daß Meta Schoepp, wofür allerdings schon ihr Humor spricht, das kann, was den Damen in der Literatur so schwer fällt: sich von Extremen fern halten.

So will ich hoffen, daß der Geleitbrief, den ich diesem Roman hier geschrieben habe, ihm etwas hilft. Es ist ein Buch, das Freude bringt. Solche Bücher aber tun uns bitter not, und wo man eins findet, soll man es herzlich begrüßen.

Aus neuen Büchern.

„Ich werde wohl lange zu diesem Buche brauchen, vielleicht Jahre. Und wer weiß, wie und wann ich es dann publiziere .... Gewisse Gefühle und Bekenntnisse schreien nach der lyrischen Form, nach der großen lyrischen Form. Und daß mir diese gegeben ist, beweisen die zwei Dutzend Gedichte, die ich hier geschrieben habe. — Merkwürdig, ich wußte es ganz genau, daß ich noch 'mal Verse machen würde, nachdem ich es so lange unterlassen. Nun ist es mit einem Male mit solcher Gewalt über mich gekommen; so ganz anders, als ich sonst dichte. Es ist, als spräche irgend etwas aus mir, eine Gewalt, ein fremdes Wesen, dessen Diener ich nur bin.

Vielleicht ist es, weil ich in den letzten Jahren so viel erlebt habe, vielleicht auch, weil ich mit meinen vierzig Jahren nun an einer Lebenswende stehe. Ich bin so glücklich, daß ich gewartet habe, diese großen Gefühle und Erfahrungen nicht in kleinen Gelegenheitsgedichten verschwendet habe. Überhaupt sehe ich mehr und mehr ein, wie glücklich ich bin, auch darin glücklich, daß ich mich so spät entwickle, daß ich langsam reife, daß auch der Erfolg langsam zu mir kommt, und daß ich so in die Tiefe leben darf."

Aus dem Vorwort von „Erntezeit". Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

f. von Pritzbuer.

Es ist eine leider seit Jahren beobachtete, aber nicht gerade erfreuliche Erscheinung, daß die Berichterstattung über wirtschaftliche Vorgänge in der Tagespresse viel zu wünschen übrig läßt, und daß deshalb bei der Mehrzahl der Zeitungsleser, ja selbst bei einer Reihe von Männern, die an verantwortlichen Stellen in der Verwaltung oder in der Volksvertretung stehen, die Kenntnis von den wirtschaftlichen Prozessen, von den großen Veränderungen, denen die deutsche Volkswirtschaft in der Gegenwart unterliegt, und noch mehr von den unmittelbar treibenden Ursachen dieser Veränderungen eine außerordentlich mangelhafte ist. Diese Erscheinung ist um so auffallender, weil gerade in der Gegenwart sich so ziemlich Jedermann ein Urteil über wirtschaftliche Dinge erlaubt, weil die Nationalökonomie sozusagen die Modewissenschaft unserer Tage ist, wo zahllose Kongresse und ähnliche Veranstaltungen sich bemühen, wirtschaftliche Kenntnisse in weiteste Kreise zu tragen, und die Zahl der populären Schriften, welche sich mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigen, gradezu Legion ist. In der liberalen Presse, die den Kreisen der Industrie, des Handels und den großen Banken näher steht, wird wenigstens mit einer gewissen Ausführlichkeit über die Veränderungen berichtet, denen die großen Unternehmungen auf diesen Gebieten fortgesetzt unterliegen, aber eine kritische Würdigung findet auch hier fast nur in Ausnahmsfällen statt, weil veraltete wirtschaftliche Theorien in der liberalen Publizistik noch immer ihr Unwesen treiben, aus politischen Gründen nicht fallen gelassen werden und den Blick für eine unbefangene Betrachtung trüben. In der konservativen Presse kann der aufmerksame Leser, wenn er Glück hat, an versteckter Stelle irgendwo die Meldung von dem erneuten Zusammenschluß großer Bankinstitute, von der Konstituierung der großen Verbände in der Industrie, von der Bildung neuer Kombinationen durch Angliederung von Produktionsstätten der Rohstoffe an weiter verarbeitende Werke finden, aber noch mehr als die liberale begnügt sich die konservative Tagespresse mit dem Abdruck der von den Verwaltungen verschickten Communiqués, und eine Betrachtung der Folgen derartiger Vorgänge, namentlich auch in politischer und sozialpolitischer Hinsicht, wird man fast immer vergebens suchen. So kommt es, daß derjenige Prozeß, welcher dem gesamten Wirtschaftsleben unserer Tage, wenigstens auf dem Gebiet des Handels, der Industrie und des Bankwesens, auf dem Gebiet der Land-

wirtschaft allerdings nicht, den Stempel aufdrückt, weitesten Kreisen fast unbekannt bleibt, und jedenfalls durchaus nicht in gebührender Weise beachtet wird. Man redet wohl hier und da von dem Umsichgreifen des Großbetriebs, aber wie sich dieser Prozeß im einzelnen vollzieht und welches die treibenden Ursachen sind, darüber können nur sehr wenige Menschen Auskunft geben. Nur das Gebiet des Handwerks und die Sphäre des Detailhandels bilden eine gewisse Ausnahme, hier haben der Lärm, den die sogenannten Mittelstandspolitiker schlagen, und die in die Augen fallenden großen Bazare und Warenhäuser einen Teil der wirtschaftlichen Tendenzen der Gegenwart weiteren Kreisen vor Augen geführt, ohne allerdings das Verständnis für die hier liegenden Probleme sonderlich zu fördern. Allerlei quacksalberische Rezepte werden zur Rettung des Mittelstandes in Vorschlag gebracht, und man verspricht sich Wunder was für Erfolge von gewissen gesetzgeberischen Maßregeln, die als Universalheilmittel angepriesen werden. Daß es sich hier aber um Entwicklungstendenzen handelt, die sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit durchsetzen, die man durch gesetzgeberische Akte wohl übermäßig fördern, oder auch bis zu einem gewissen Grade hemmen, aber niemals vollständig unterdrücken kann, diese Erkenntnis gehört heute noch in vielen Kreisen zu den Seltenheiten. Und wie viel geringer ist noch die Kenntnis von den Vorgängen auf dem Gebiet der Industrie und des Bankwesens. Die Namen selbst die führenden großen Institute sind oft sonst hochgebildeten Leuten vollständig unbekannt, geschweige denn, daß sie eine Vorstellung davon haben, um welche Größen es sich handelt, und welche Kapitalien hier konzentriert sind.

Der Prozeß der Kapitalskonzentration, der je nach dem Gebiet, das er ergreift, in den verschiedensten Formen auftritt, hat auch im abgelaufenen Vierteljahre weitere Fortschritte gemacht, und keine Anschauung wäre verkehrter, als wenn jemand aus den gelegentlichen Widerständen, welche er findet, schließen wollte, daß der Höhepunkt die Entwicklung erreicht sei oder gar daß bereits die rückläufige Bewegung eingesetzt habe. Aber das ist natürlich, daß bald dieser, bald jener Teil der Volkswirtschaft mit besonderer Intensität von ihm ergriffen wird. In der Elektrizitätsbranche oder in der Eisen- und Kohlenindustrie ist er anscheinend zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. In der Elektrizitätsindustrie stehen sich zur Zeit, — abgesehen von einer Anzahl von Werken, die Spezialitäten bearbeiten, — zwei große trustartige Gebilde gegenüber, die Gruppe der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und die Gruppe der alten Firma Siemens und Halske. In der Montanindustrie ist nach der Neuregelung der Verhältnisse des Rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats und nach der endgültigen Konstituierung des Stahlwerksverbandes die Bewegung ebenfalls zu einem gewissen Stillstand gelangt, und die Arbeit der nächsten Zeit gilt dem weiteren Ausbau der bestehenden Verbände und nicht der Schaffung neuer Gebilde. Aber mit besonderer Heftigkeit macht er sich zurzeit auf dem Gebiet des Bankwesens, dieser ureigentlichen Domäne des Kapitals, geltend, hier hat die Bewegung durch den Zusammenschluß der beiden großen Bankunternehmungen: Dresdener Bank und

Schaaffhausenscher Bankverein einen neuen starken Anstoß erhalten, jeder der großen Konzerne, die sich hier gebildet haben, sucht seine Kraft zu verstärken und dem Gegner sozusagen jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, immer heftiger wird der Kampf, immer mehr kleine Banken suchen Anschluß bald an diese bald an jene Großbank, von denen wieder jede ihre Basis prüft, ob sie sich auch nicht für die geplante weitere Geschäftsausdehnung als zu schmal erweist. So verging zeitweise kaum ein Tag, wo nicht der Anschluß irgend eines kleinen Privatbankhauses, einer mittleren Aktienbank an eine der führenden Berliner Unternehmungen bekannt wurde, wo wieder ein wilder Wetteifer die großen hauptstädtischen Aktienbanken ergriffen zu haben schien, ihr Kapital zu vergrößern und damit ihre Rüstung in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe zu verstärken.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Kapitalskumulation, wie sie sich in den letzten Monaten vollzogen hat, in allen Einzelheiten zu verfolgen. Es kann sich an dieser Stelle nur darum handeln, die allgemeinen Ursachen und die besonderen Gründe der jetzigen Bewegung klarzulegen und auf die markantesten Vorkommnisse der letzten Zeit aufmerksam zu machen. Die allgemeinen Ursachen liegen naturgemäß in der Entwicklung unserer Volkswirtschaft überhaupt. Riesengebilde auf gewerblichem Gebiet, wie sie beispielsweise in der Elektrizitätsbranche die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, auf dem Gebiet des Kohlenbergbaus die Bergwerksgesellschaften Gelsenkirchen und Hibernia, auf dem Gebiet der Eisenindustrie die Aktien-Gesellschaft Friedrich Krupp in Essen, wie sie die beiden großen Schiffahrtsgesellschaften, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie darstellen, um nur einige der bekanntesten Namen aus der reichen Fülle der großen Unternehmungen herauszugreifen, können nicht mit kleinen und mittleren Bankinstituten, auch selbst nicht mit Privatbankiers vom Range Bleichröders und Warschauers arbeiten, dazu sind die Ansprüche zu gewaltig, die sie an ihren Bankier stellen müssen. Auch dürfen die Aufgaben nicht übersehen werden, welche die großen Bankinstitute auf dem Gebiet des überseeischen Handels zu erfüllen haben, und die ihren hauptsächlichsten Ausdruck in den gewaltigen Summen von Akzepten finden, welche in den Bankbilanzen ausgewiesen werden. So betrugen beispielsweise die Akzepte Ende 1903 bei der Deutschen Bank rund 180 Millionen Mark, zu denen noch 30½ Millionen Mark Avale treten, Summen, die es auch dem Laien klar machen, daß nur die gewaltigen finanziellen Kräfte, die in den großen Aktienbanken konzentriert sind, den großen Aufgaben, welche die Kreditvermittlung in der heutigen Volkswirtschaft mit sich bringt, einigermaßen gewachsen sind. Die besonderen Ursachen, daß gerade in den letzten Jahren dieser Prozeß früher ungeahnte Formen angenommen, liegen in der wirtschaftlichen Konjunktur der Jahre 1895—1900, welche für die deutsche Industrie einen Aufschwung von einer Intensität und einer Dauer herbeiführte, die bisher in der deutschen Wirtschaftsgeschichte unerhört waren, sie liegen ferner in der wachsenden Konkurrenz der großen Institute, von denen

jedes sich bemüht, möglichst große Gebiete des deutschen Wirtschaftslebens in seine Einflußsphäre zu ziehen. Und sie liegen in der fortschreitenden Kartellierung und Syndizierung der deutschen Industrie und in ihrer gesteigerten Exporttätigkeit. Die beiden letztgenannten Momente haben schließlich den Schaaffhausenschen Bankverein, der seit mehr als einem halben Jahrhundert als das Bankhaus der rheinisch-westfälischen Industrie fungierte, und die Dresdner Bank, die neben der Deutschen Bank die Unterstützung des deutschen überseeischen Handels als Spezialgebiet pflegt, veranlaßt, sich zu einer Einheit zusammenzuschließen, um auf diese Weise der deutschen Industrie diejenigen Vorteile zu gewähren, welche sich aus der Verbindung dieser beiden einander ergänzenden Momente ergeben. Aber dieser Zusammenschluß mußte notwendigerweise wieder für die andern großen Banken dahin wirken, daß sie versuchten, durch weitere Verstärkung ihrer Kapitalsmacht dieser überlegenen Gewalt die Spitze zu bieten, und so sahen wir denn wenige Tage, nachdem der Zusammenschluß erfolgt war, zwei große Berliner Bankinstitute zu Kapitalserhöhungen schreiten. Den Reigen eröffnete die Berliner Handelsgesellschaft, die ihr Kommanditkapital von 90 auf 100 Millionen Mark brachte, einige Tage später folgte die Diskontogesellschaft mit einer Kapitalsvermehrung um 20 Millionen Mark auf 170 Millionen Mark, wobei sie einmal den Zweck verfolgte, die Stellung ihres Tochterinstituts in Hamburg, der Norddeutschen Bank, zu verstärken und ferner sich die Mittel zur Errichtung einer Niederlassung in Bremen durch Übernahme eines dortigen alten Hauses verschaffte, um ihrerseits den gebührenden Anteil am deutschen Export nehmen zu können, der nächst Hamburg in Bremen seine wichtigste Stätte hat. Weitere Kapitalserhöhungen, die bereits ausgearbeitet waren, erfuhren durch den Krieg eine kleine Verschiebung, bis dann im Mai die Deutsche Bank mit dem Plan an die Öffentlichkeit trat, sich die Berliner Bank anzugliedern und aus dieser Veranlassung eine Vermehrung ihres Aktienkapitals von 160 auf 180 Millionen Mark vorschlug, die auch vorgenommen werden wird, trotzdem die Fusion der Berliner Bank mit der Deutschen Bank nicht perfekt geworden ist. Zu gleicher Zeit überraschte der Konzern Dresdner Bank—Schaaffhausenscher Bankverein die Öffentlichkeit mit einer Kapitalserhöhung um 55 Millionen Mark, von denen 30 Millionen Mark auf die Dresdner Bank und 25 Millionen Mark auf den Bankverein entfallen, sodaß das vereinigte Eigenkapital dieser Gruppe ohne Reserven nunmehr 285 Millionen Mark beträgt. Außerdem wurde die Verschmelzung der Westdeutschen Bank in Bonn und der Niederrheinischen Kreditanstalt in Krefeld mit dem Bankverein und der Deutschen Genossenschaftsbank und des alten Bankhauses Erlanger in Frankfurt mit der Dresdner Bank durchgeführt.

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß, nachdem die starken Kapitalserhöhungen der früheren Jahre, — ich erinnere in dieser Hinsicht nur an die Heraufsetzung des Aktienkapitals der Deutschen Bank von 100 Mill. Mark auf 150 Mill. Mark im Jahre 1897, die der Anstoß für eine ganze Reihe derartiger

Transaktionen wurde, — und nachdem der Zusammenschluß der Dresdner Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins vorübergegangen waren, ohne die Öffentlichkeit weiter zu beunruhigen und irgend welche tiefergehenden Erörterungen hervorzurufen, die jetzt beschlossenen Transaktionen zum erstenmal eine größere Beunruhigung im weiteren Publikum auch außerhalb der direkt in Betracht kommenden Kreise herbeigeführt haben. Es ist anscheinend das unbehagliche Gefühl zum Durchbruch gekommen, daß die neugeplanten Verschmelzungen nicht allein aus sachlichen Gründen durchgeführt werden sollen, daß hier mancherlei persönliche Motive, Eifersüchteleien zwischen den großen Instituten und noch mehr zwischen ihren leitenden Männern zu grunde liegen, daß speziell zwei gewaltige Gruppen miteinander ringen, von denen jede die erste Stellung in der deutschen Bankwelt, um nicht zu sagen das Monopol in der Kreditversorgung der deutschen Großindustrie erstrebt. Derartige Gefühle haben in der Presse vielfach Ausdruck gefunden, und sie dürften die Veranlassung gewesen sein, daß auf dem Bankiertag der Handelsminister Möller, also ein alter Praktiker, der den Wert des Zusammenschlusses großer Betriebe voll zu würdigen weiß, vor weiteren Konzentrationen glaubte warnen zu müssen und auf die Gefahren aufmerksam machte, die im Streben nach Monopolen liegen. Auch der preußische Finanzminister, Freiherr von Rheinbaben, hat im preußischen Abgeordnetenhaus bei Beratung der Kapitalserhöhung der Seehandlung ähnliche Gedanken ausgesprochen. Er hat, sicherlich mit Recht, ausgeführt, daß ein Unterschied zwischen der Vereinigung großer Industrieunternehmungen und der Verschmelzung großer Bankinstitute bestehe. Auf dem industriellen Gebiet handelt es sich darum, die Verschleuderung deutscher Waren im Auslande zu verhindern und den Preis im Inlande auf einem gewinnbringenden, nicht zu hohen Niveau zu halten, bei der Fusionierung großer Banken, die aus den oben angeführten Gründen allerdings so weit ihr Kapital erhöhen müssen, daß das sich immer mehr ausdehnende Geschäft eine angemessen große Basis erhält, werden aber eine Reihe von kommerziell wichtigen und noch durchaus lebensfähigen Elementen ausgemerzt. Das ist unzweifelhaft richtig, und es ist sicherlich zu beklagen, daß die sich immer mehr ausdehnenden Betriebe der hauptstädtischen Aktienbanken gerade dem kleinen und mittleren Bankier, speziell auch in der Provinz, das Leben sauer machen und seine Situation von Tag zu Tag verschlechtern. Gerade in der Provinz ist der selbständige Bankier eventuell auch ein mittlerer Bankbetrieb der erprobte Berater in Kapitalsanlagen, bei seiner genauen Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse ist der Bankier viel besser als eine Großbank in der Lage, die Kreditwürdigkeit des mittleren Geschäftsmannes zu beurteilen, er hat außerdem ein weit größeres Interesse an der Kundschaft, weil in ihr die Wurzel seiner eigenen wirtschaftlichen Existenz steckt, während der Vorsteher der Depositenkasse eines Bankinstituts diesen Posten sehr häufig nur als Übergang zu einer größeren Stellung ansieht und in seiner Initiative durch die ihm von der Zentrale mitgegebene Instruktion stark gehemmt ist. Daß der Großindustrielle, der große

Exporteur, die großen Aktiengesellschaften auf dem Gebiet des Transportwesens, der Montanindustrie und der Elektrizitätsbranche große kapitalkräftige Bankinstitute bei ihren gewaltigen, die ganze Welt umspannenden Geschäften brauchen, ist oben schon ausgeführt; ob aber der kleine und mittlere Geschäftsmann, dessen Verhältnisse häufig individuell behandelt werden müssen, von der neueren Entwicklung des deutschen Bankwesens Vorteil haben, ist höchst zweifelhaft, und schon jetzt werden Klagen laut, die von einer Kreditnot dieser Kreise zu berichten wissen. Darum erscheint besonders der Übergang der Deutschen Genossenschaftsbank auf die Dresdner Bank vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus als nicht unbedenklich, selbst wenn man in Erwägung zieht, daß die Genossenschaftsbank in den letzten Jahren ihrer Aufgabe wenig gerecht wurde, und sich derartig auf das spekulative Gebiet verirrte, daß eine umfassende Sanierung dieses Instituts vorgenommen werden mußte, das seinem Wesen nach sich von jeder spekulativen Tätigkeit hätte fernhalten und sich lediglich auf das fiduziäre Geschäft hätte beschränken sollen. Es zeugt von der Disziplin, die unter den Genossenschaften herrscht, daß der Widerspruch gegen das Aufgehen der Genossenschaftsbank in die Dresdner Bank sich in engen Grenzen hält, daß es mit dem Hinweis beschwichtigt werden kann, daß ja der Anwalt der deutschen Genossenschaften, der freisinnige Reichstagsabgeordnete Dr. Crüger, in den Aufsichtsrat der Dresdner Bank eintreten und hier die Interessen der genossenschaftlich organisierten Kreise wahrnehmen solle. Bekanntlich ist die Leitung der deutschen Genossenschaften seit ihrer Gründung durch den bekannten Volkswirt Schultze-Delitzsch in den Händen freisinniger Politiker gewesen, deren bekannteste Namen im Aufsichtsrat der Genossenschaftsbank vertreten waren. Man kann den Leistungen dieser Herren auf diesem Gebiet durchaus gerecht werden, und muß doch zugeben, daß diese Verquickung von Politik und Geschäft vielfach Schuld daran war, daß in den letzten Jahren die Genossenschaftsbank die von ihr übernommenen Aufgaben nicht in der gewünschten Weise erfüllte, daß ihre Leiter in vollständig überwundenen volkswirtschaftlichen Ideen stecken geblieben waren und nur ein recht geringes Verständnis für das aufblühende ländliche Genossenschaftswesen an den Tag legten. Dieser Umstand hat dann bekanntlich den verstorbenen Finanzminister Miquel veranlaßt, aus staatlichen Mitteln die Gründung der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse zu veranlassen, die sich immer mehr zum Mittelpunkt des gesamten Genossenschaftswesens in Preußen herausbildet und gegebenenfalls noch eine größere Rolle in der Unterstützung und Förderung der genossenschaftlichen Ziele zu spielen bestimmt sein dürfte.

Es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie unter dem Einfluß der neuen Ära der Kapitalskonzentration wieder Bestrebungen auftauchen, welche Anfang und Mitte der 90 er Jahre, im Zusammenhang mit den Verhandlungen der Börsenenquetekommission die Öffentlichkeit stark beschäftigten, nämlich die Trennung des fiduziären und des spekulativen Bankbetriebes. Diese Forderung ist wie gesagt nicht neu, sie hat sogar seinerzeit im Reichstage zur Annahme einer Resolution

geführt, welche die Vorlegung eines Reichsdepositenbankgesetzes forderte. Dieser Resolution ist damals von seiten der Regierung keine Folge gegeben worden, und alle auf diese Frage bezüglichen Pläne waren anscheinend aufgegeben, zumal die Verwaltung der teilweise sehr gewaltig gestiegenen Depositeneinlagen bei den großen Banken zu Beunruhigungen einen Anlaß nicht gab. Es scheint aber, als ob die jetzige Entwicklung des deutschen Bankwesens die Frage von neuem akut werden läßt. Sie ist einmal wieder erörtert worden im Zusammenhang des Übergangs der Deutschen Genossenschaftsbank auf die Dresdener Bank und spiegelt die Besorgnis gewisser Kreise der genossenschaftlich organisierten Elemente wieder, daß das genossenschaftliche Vermögen in dem doch stark auf das spekulative Moment gestellten Betriebe der Dresdener Bank Schaden leiden könnte. Diese Kreise wollen allerdings die Vorteile nicht verkennen, welche die Anlehnung an ein Institut vom Range der Dresdener Bank mit sich bringt, aber um vollständig sicher zu gehen, und die Masse der kleinen Vermögen, wie sie sich bei den genossenschaftlich organisierten Vereinigungen zusammenfinden, nicht zu gefährden, fordern sie, daß die neue Genossenschaftsabteilung der Dresdener Bank vermögensrechtlich von dem übrigen Betrieb getrennt werde. Dieser Forderung ist vorläufig nicht stattgegeben worden, aber es scheint mir unzweifelhaft zu sein, daß sie damit nicht erledigt ist, daß sie immer wieder auftauchen und mit Energie sich durchsetzen wird, sobald in dem großen Betriebe der Dresdener Bank an einer oder an verschiedenen Stellen sich beunruhigende Vorkommnisse zeigen oder Verhältnisse eintreten sollten, wie sie seinerzeit der Sommer 1901 gezeitigt hat, wo die Dresdener Bank einige Zeit hindurch der Gegenstand lebhafter Erörterungen und starken Angriffen und Anfeindungen ausgesetzt war.

Ein anderer Vorschlag ist aus akademischen Kreisen aufgetaucht, wo man, vielfach allerdings ohne eine nähere Kenntnis der Praxis, an den Institutionen festhielt, welche das englische Bankwesen herausgebildet hat, und sich nur schwer mit der Entwicklung befreunden konnte, welche die deutschen Aktienbanken genommen haben. Dieser Vorschlag geht dahin, den Effektenbanken, bei denen sich jetzt die Depositeneinlagen konzentrieren, die Annahme solcher Gelder nach Möglichkeit zu erschweren, und um den Strom der unbeschäftigten Kapitalien in das richtige Bett zu leiten und sie für die gesamte Volkswirtschaft nutzbar zu machen, eine Reichsdepositenbank nach dem Muster der Reichsbank und ebenso Staatsdepositenbanken in den einzelnen Bundesstaaten zu gründen. Dieser Vorschlag ist in den letzten Wochen speziell in der Fachpresse ziemlich lebhaft diskutiert worden, ohne indessen, soweit ich sehen kann, eine besondere Gegenliebe zu finden. Hieran dürften zwei Gründe die Hauptschuld tragen. Einmal perhorresziert man, nach den Erfahrungen mit dem Börsengesetz, gerade auf diesem Gebiet noch mehr als auf anderen, das Eingreifen der Gesetzgebung, dann aber stellt dieser Vorschlag eine derartig radikale Maßregel, einen Eingriff in eine seit einem Menschenalter aufwärts gehende Bewegung dar, daß man sich schon aus diesem Grunde schweren Bedenken über die Zweckmäßigkeit eines solchen Vorgehens nicht verschließen

kann, zumal irgend eine direkte Veranlassung zu derartigen M
vorliegt. Gerade das Vertrauen, das die großen Institute si
ganze Geschäftsführung erworben haben und das sich in einer im
wachsenden Summe von Depositengeldern ausdrückt, hat sie befähigt
Volkswirtschaft diejenigen Dienste zu leisten, die auch von den
jetzigen Systems anerkannt werden. Nur weil es der Deutschen
Dresdner Bank, um nur diejenigen beiden Institute zu nennen, n
auf die Höhe der Depositeneinlagen an der Spitze marschieren, gel
liegenden kleinen Kapitalteilchen an sich zu ziehen und sie denjenig
zuführen, welche im Augenblick der Kapitalzufuhr bedurften, ist
wesen, den aufstrebenden Kreisen der Industrie und des Hand
Kapitalsmengen zur Verfügung zu stellen, die sie bei dem wirtsch
schwung der letzten Jahre dringend nötig hatten. Andererseits
die Gefahren nicht zu verkennen, welche die Beschäftigung der S
auch in allen Zweigen des spekulativen Bankbetriebes, also im Gr
Emissionsgeschäft mit sich bringt, die heute allerdings vielfach nicht b
aber in dem Augenblick die Veranlassung zu scharfen Angriffen a
werden würde, wo in einem der weitverzweigten Betriebe ei
Bankunternehmens sich ein Unglücksfall ereignen würde. Diese
mit der wachsenden Ausdehnung der Aktienbanken, wie wir sie in
einmal wieder beobachten können, und deshalb wird die Frage nac
Sicherstellung der Depositengläubiger bezw. nach einer Trennung
und des spekulativen Bankbetriebes so bald nicht aus der öffentlich
verschwinden. Zu welchen Maßregeln schließlich diese Erörterungen
ist natürlich nicht vorauszusagen; wünschenswert wäre es, wen
wenigstens diese unsere gesamte Volkswirtschaft tief berührende Fr
rührung derjenigen Leidenschaften zu lösen, welche in den letzte
wirtschaftliche Gesetzgebung so unvorteilhaft beeinflußt haben.
erscheint mir noch immer ein Vorschlag, der bereits vor Jahre
kannten Fachblatt „Der Deutsche Ökonomist" auftauchte und dor
wieder verfochten wurde. Dieser Vorschlag deckt sich in gewisser S
der oben in bezug auf die Vereinigung der Genossenschaftsbank mi
Bank erwähnt wurde und der auch darauf ausging, das Vermöge
schaften durch vermögensrechtliche Absonderung aus dem übrigen
Dresdner Bank sicherzustellen. Der Vorschlag des Deutschen E
nämlich dahin, daß die den Depositenverkehr pflegenden großen S
einer besonderen Aktiengesellschaft übertragen, welche das regulär
pflegen soll, deren Aktien und Verwaltung die großen Institute
der Hand behalten. Dadurch wäre die vermögensrechtliche Trenn
die Resultate der neuen Gesellschaft aber würden dem Stammins
welches sich dadurch alle Vorteile der Verbindung mit der Depositi
würde. Bekanntlich hat die Deutsche Bank ihr Depositengeschäft

daß, wenn eine Scheidung einmal vorgenommen werden müßte, sie leicht durchzuführen wäre; vielleicht entschließt sie sich eines Tages, auch ohne direkten Zwang eine solche Scheidung eintreten zu lassen, sie würde ihren mannigfachen Verdiensten um die deutsche Volkswirtschaft damit ein neues hinzufügen, sich selbst aber noch mehr als bisher die Führung im Depositengeschäft sichern.

Ich kann diese Ausführungen nicht schließen, ohne nicht wenigstens in aller Kürze die Beratungen erwähnt zu haben, welche sich im Reichstage bei der ersten Lesung der Abänderungsvorschläge zum Börsengesetz abspielten und welche eine Fortsetzung in den Debatten des zweiten deutschen Bankiertages fanden, der in Berlin am 16. und 17. Mai abgehalten wurde. Ich habe den Inhalt der Novelle zum Börsengesetz bereits im Aprilheft der Deutschen Monatsschrift behandelt. Die Aufnahme im Reichstag ergab, daß die Regierung gut daran getan hatte, die Revision auf die damals erwähnten Punkte zu beschränken. Es zeigte sich nicht nur bei den Beratungen im Plenum, sondern ebenso sehr bei denjenigen in der Kommission, der der Entwurf überwiesen ist, daß das Verbot des Terminhandels in den Anteilen von Bergwerks- und Fabriksunternehmungen, das nach dem vorliegenden Entwurf auch in Zukunft bestehen bleiben soll, schon aus dem Grunde beibehalten werden muß, weil keine Aussicht besteht, daß die gegenwärtige Mehrheit des Reichstags zu seiner Aufhebung schreiten wird. Auch die sachverständigen Ausführungen des Reichsbankpräsidenten und des staatlichen Börsenkommissars für die Berliner Börse haben bei den Mitgliedern der Kommission keinen Widerhall gefunden. Unter diesen Umständen werden auch die Beratungen des Bankiertages einen praktischen Erfolg nicht haben. Sie sind äußerst sachlich und, wie anzunehmen war, mit einem großen Aufwand von Fachkenntnissen geführt worden, man hat sich jeder herben und verletzenden Kritik enthalten, aber eigentlich neue Gesichtspunkte auch nicht aufgestellt. Die erstatteten Referate und Diskussionen sind mit derjenigen Achtung angehört worden, die den Auslassungen von Männern zukommt, die in unserer heutigen Wirtschaftsordnung ein gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen haben, aber wie wenig sie auf weitere Kreise gewirkt haben, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß die Reichstagskommission, der die Novelle zum Börsengesetz überwiesen ist, bei ihrem Wiederzusammentritt nach der Tagung des Bankiertags beschloß, die Beratung des Gesetzes bis zum November zu vertagen. Es ist schwer zu sagen, woran es liegt, aber es fehlt allen Kundgebungen der hier in Frage kommenden Kreise die richtige Schwungkraft, auch die Kommentare, die ihnen in der Öffentlichkeit gewidmet werden, unterscheiden sich schon durch den kühlen Ton sehr wesentlich von denjenigen, mit denen beispielsweise die Presse aller Parteien Kundgebungen aus dem Lager der agrarischen Interessenvertretungen begleitet. Man darf vielleicht eine Ursache dieses Verhaltens der öffentlichen Meinung in der systematischen Hetze sehen, welche gegen alles, was mit Börse und Bankwesen zusammenhängt, seit einem Jahrzehnt betrieben wird. Eine weitere Ursache sehe ich darin, daß noch immer der großen Mehrzahl der Deutschen ein sehr geringes

Verständnis für die großen wirtschaftlichen Veränderungen innewohnt, denen unsere Volkswirtschaft seit der Gründung des Reiches ausgesetzt war, die zugleich auch die Entstehung einer deutschen Volkswirtschaft bedeutet. Genährt wird diese Unkenntnis durch die vollständig ungenügende Berichterstattung über wirtschaftliche Vorgänge, auf die ich eingangs meiner Ausführungen aufmerksam gemacht habe.

Der Einfluß des Krieges, den sachverständige Kreise niemals sonderlich hoch veranschlagt haben, hat sich denn auch bis zur Stunde im deutschen Wirtschaftsleben kaum geltend gemacht, es sei denn, daß man die vollständige Stille im Börsenverkehr auf ihn zurückführen will. Auch auf dem Geldmarkt, wo man eine Einwirkung des Krieges infolge der Ansprüche spüren müßte, die beide kriegführenden Mächte durch Aufnahme von Anleihen stellen müssen, haben sich bisher seine Folgen nicht bemerkbar gemacht. Im Gegenteil, die Geldsätze an den westlichen Börsen, in London und Paris, sind derartig niedrig, wie seit Jahren nicht, und wenn in Deutschland augenblicklich höhere Sätze bewilligt werden müssen, so erklären sich diese ungezwungen aus der lebhafteren wirtschaftlichen Tätigkeit, die eingesetzt hat, und aus der Vorsicht, mit der die Reichsbank infolge der bevorstehenden Ansprüche des Reichs operieren muß. Diese Ansprüche werden sich bekanntlich in diesem Jahr, um nicht weiter auf den Kurs der deutschen Staatsfonds zu drücken, in der Ausgabe von Schatzscheinen bemerkbar machen, die von der Reichsbank leicht weiter begeben und jederzeit durch die Ausgabe fundierter Schuldtitel ersetzt werden können. Auch Österreich-Ungarn, wo die Delegationen soeben große Kredite für militärische Zwecke bewilligt haben, und ebenso Italien, das seine hochverzinslichen Anleihen in solche mit niedrigerem Zinsfuß konvertieren will, werden voraussichtlich noch in diesem Jahr an den Geldmarkt herantreten, der also im laufenden Jahr weniger durch die Ansprüche von Handel und Industrie, als durch die großen Staatsanleihen beeinflußt werden wird. Die Ausgabe von 800 Mill. Frcs. 5%iger russischer Schatzscheine, die von der französischen haute finance übernommen wurden, und die Emission von 10 Mill. Pfd. Sterl. 6%iger japanischer Anleihe seitens eines englischen Konsortiums hat weder in Paris noch in London zu irgendwelcher Verengung der vorhandenen Mittel geführt, zumal die beiden Staaten den größten Teil des Erlöses aus Gründen der Finanzpolitik, aber auch zur Bezahlung der großen ausländischen Bestellungen bei ihren Geschäftsfreunden stehen gelassen haben. Ein Teil des Erlöses der russischen Anleihe ist von Paris nach Berlin transferiert worden, da hier die russischen Guthaben recht erheblich zusammengeschmolzen waren. Die starke Geldflüssigkeit in London, die dort im April zu einer Herabsetzung des Diskonts der Bank von England von 4% auf 3% trotz der kriegerischen Ereignisse geführt hat, ist das beste Zeichen dafür, daß England die Folgen des südafrikanischen Krieges so gut wie vollständig überwunden hat. Die durch diesen Krieg hervorgerufenen Störungen waren außerordentlich bedeutend, sie haben u. a. einen Rückgang des Kurses der englischen Konsols herbeigeführt, wie er seit rund vierzig Jahren nicht mehr zu verzeichnen gewesen war; sie hatten ferner bewirkt, daß London, das in

normalen Zeiten die ganze Welt mit seinem Überfluß versorgt, stark auf fremde Hilfe angewiesen war, sodaß die ausländischen Guthaben, speziell die französischen, aber auch die deutschen, eine beängstigende Höhe erreicht hatten. Nun sind diese Guthaben zurückgezogen worden, da Frankreich für die russische Emission die umfassendsten Vorbereitungen traf, ohne daß der englische Geldmarkt irgendwie dadurch berührt wurde, ja die Sätze des offenen Marktes gingen derartig herunter, daß die Bank von England die Herrschaft über ihn zu verlieren drohte, und eine Ermäßigung der offiziellen Rate auf 2½ % eine Zeitlang bevorzustehen schien. Paris bezw. die Bank von Frankreich verfügt bereits seit Jahren über den stärksten Goldschatz unter allen europäischen Zentralbanken, sie hat ihn durch Zurückziehung ihrer Londoner Guthaben sowie durch einen starken Goldstrom aus den Vereinigten Staaten aus Anlaß der Zahlungen, die aus der Abtretung der Rechte am Panamakanal resultieren, sehr erheblich verstärkt, so daß sie in geradezu beneidenswerter Rüstung dasteht und allen erdenkbaren Forderungen gewachsen ist. Auch in den Vereinigten Staaten, wo unter dem Einfluß der dortigen wirtschaftlichen Aufschwungs die Geldsätze auf eine unerhörte Höhe gestiegen waren und infolge der Unelastizität des amerikanischen Geldwesens infolge der dortigen unzweckmäßigen Regelung des Notenbankwesens zu mannigfachen Befürchtungen Anlaß gaben, hat der Geldmarkt nach dem Rückgang im amerikanischen Wirtschaftsleben sein normales Aussehen wieder bekommen, so daß selbst die starken Goldausgänge für französische Rechnung ihm nichts anhaben konnten. Wie lange auf den europäischen Märkten der jetzige Zustand anhalten wird, dürfte wesentlich davon abhängen, in welchem Tempo Rußland und Japan die ihnen zustehenden Guthaben zurückziehen, ob sie von neuem an den Geldmarkt herantreten, ob und mit welchen Summen die übrigen Staaten ihnen folgen werden, und wie sich die Lage der Volkswirtschaft speziell in Deutschland, aber auch in den Vereinigten Staaten gestalten wird. Erwähnt sei zum Schluß noch, daß Rußland einmal wieder alle Befürchtungen, ob es während des Krieges seine Goldwährung würde aufrecht erhalten können, glänzend zu Schanden gemacht hat. Durch geschickte Beeinflussung des Wechselkursus und durch geschickte Ausgleichung der heimischen und auswärtigen Notierungen für russische Rente hat man es den Arbitrageuren unmöglich gemacht, von etwa eintretenden Kursdifferenzen Nutzen zu ziehen und russische Goldexporte zu ermöglichen. Bei der großen Goldreserve, über welche die russische Reichsbank noch verfügt, dürfte auch für absehbare Zeit eine Störung der dortigen Währungsverhältnisse ausgeschlossen sein.

Die Lebensanschauungen der grosen Denker.

Von

Otto Siebert.

Die „Lebensanschauungen der großen Denker“ sind unlängst in fünfter Auflag erschienen. Wir sehen darin ein literarisches Ereignis. Ihr Verfasser i der Philosoph Rudolf Eucken, der auch unsern Lesern durch seine Artikel i dieser Zeitschrift genugsam bekannt ist. Euckens Philosophie greift heute i immer weiteren Kreisen um sich, Philosophen, Theologen und Pädagogen sin seine Schüler geworden und geben ihren Systemen durch seine Gedanken ei festes und sicheres Fundament. Die philosophische Wissenschaft ist heute in einer beständigen Aufwärtssteigen begriffen, die Zahl hervorragender Forscher i diesem Gebiete ist nicht mehr gering, der hervorragendsten aber und einflußreichste einer ist immer mehr Rudolf Eucken geworden.

Die „Lebensanschauungen der großen Denker“, deren Schlußkapitel bereit in Bd. IV Heft 10 dieser Zeitschrift unter dem Titel „Das Aufsteigen eine neuen Idealismus“ erschienen ist, geben eine Entwicklungsgeschichte des Lebens problemes der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. In der fünfte Auflage ist gegen die vierte vielerlei verändert. Die Darstellung ist in de Richtung der Klarheit, Einfachheit, Tatsächlichkeit einer energischen Revisio unterzogen worden, in der Sache hat namentlich das älteste Christentum ein Umarbeitung und der Ausgang des 19. Jahrhunderts eine ausführlichere Be handlung erfahren.

Was Eucken in seinem Werke beschäftigt, ist nicht die Reflexion der großen Denker über das Leben, sondern das Leben selbst, die Gestaltung seines Bilde in ihrer Gedankenwelt. Er untersucht, welches Licht ihre Arbeit auf das mensch liche Dasein wirft, welchen Platz und Inhalt sie ihm zuweist, wie sie Ergehe und Tun mit einander verschlingt, er fragt mit einem Worte nach dem hie gewonnenen Charakter des Menschenlebens. Die großen Denker sind im Grund die Seele der Menschheitsentwicklung; denn es erfolgt der Aufbau eines Reiche geistiger Inhalte und Güter nicht aus dem Durchschnittsleben heraus, sonder in weitem Abstand von ihm, in schroffem Gegensatz zum kleinmenschliche Getriebe. Bei ihnen erst erfolgt die Ablösung von der bloßen Menschlichkeit hier erst entsteht wahrhaftiges Schaffen, eine Gestaltung eines bei sich selbs befindlichen und in sich selbst wertvollen Lebens, eine allgemeingültige und un vergängliche Wahrheit. Gelten aber die schöpferischen Geister als die Brenn punkte des gesamten geistigen Lebens, in denen sich seine sonst vereinzelte

Strahlen konzentrieren, um nach kräftiger Verstärkung als unverlöschliche Flamme in das Ganze zurückzuwirken, so ist gewiß, daß wir in ihren Werken den Kern aller Leistung erfassen.

Das große Werk enthält drei Teile. Der erste Hauptteil behandelt die Lebensanschauungen der griechischen Denker: Plato, Aristoteles, die Stoiker und Epikuräer, Plotin u. a. ziehen an uns vorüber. Eucken zeigt, wie sich hier drei Perioden von einander abheben. Dem geistigen Schaffen folgt eine weise Reflexion, dieser eine religiöse Meditation und Spekulation. Gleichwohl bekennen alle Lebensanschauungen in diesen Perioden die griechische Schätzung der Tätigkeit als der Seele des Lebens. Bei ihr weiß sich der Mensch in großen Zusammenhängen und unter dem Schutze der Gottheit, so daß eine Freude am Sein, eine Lust an der Entfaltung der Kraft ihm eigen ist. Alles Anschwellen der Widerstände hat hier den Willen zum Leben nicht gebrochen, und trotz der schwersten Hemmungen findet sich der Geist immer zu positiver Leistung zurück. Die griechische Lebensführung hat darin nach Eucken eine unvergleichliche und unvergängliche Art, daß sie mit jugendlicher Frische die einfache, gesunde, natürliche Ansicht der Dinge zur Entwicklung bringt, daß sich in ihr der erste Eindruck der menschlichen Lage, der Erfahrungen, Zustände usw. mit ungetrübter Reinheit spiegelt. Es wirkt aus den antiken Lebensanschauungen das Bild eines durchaus vornehmen, zugleich kräftigen und maßvollen, eines bei tiefem Ernst von freudigem Glauben getragenen Lebens. Mag uns die Erfahrung schwerer Schicksale und die Eröffnung weiterer Tiefen über jene Lebensanschauungen hinausgetrieben haben, so müssen wir uns doch immer wieder mit ihnen auseinandersetzen, ja wir müssen sie als ein Stück unseres eigenen Lebens festhalten, wenn die Weiterbildung selbst ursprünglich bleiben und ihre Wahrheit behaupten soll.

Der zweite Hauptteil bringt eine Erörterung über das Christentum. Das Christentum ist nicht Gesetzesreligion, sondern Erlösungsreligion. Als solche begnügt es sich nicht mit einer Zusammenfassung und Anfeuerung vorhandener Kräfte, sondern fordert eine gänzlich neue Welt, einen bis zum Grunde neuen Menschen. Weiter aber ist es Erlösungsreligion nicht ontologischer, sondern ethischer Art, d. h. es findet die Aufgabe nicht darin, von einer Welt des Scheins zu der eines wesenhaften Seins vorzudringen, wie die indischen Religionen, sondern es stellt die ganze Wirklichkeit unter den Gegensatz des Guten und des Bösen und verlangt eine neue Welt der Liebe und Gnade. Damit gestalten sich alle Größen und Aufgaben durchaus eigentümlich. Es versinkt hier nicht das zeitliche Sein zu wesenlosem Scheine, sondern es wächst an Bedeutung, indem das Ewige darin eingeht und hier seine letzte Tiefe erschließt, indem eine Einigung von Göttlichem und Menschlichem schon hier in Fluß kommt. Solche Aufgaben kann das Christentum nicht stellen, ohne mit der vorgefundenen Weltlage, ja mit dem ganzen natürlichen Stande schroff und unversöhnlich zu brechen und ihr eine neue Welt als unabweisbare Forderung vorzuhalten. Damit richtet es aber die Gedanken über alles Sichtbare und Gegenwärtige hinaus auf eine un-

sichtbare und zukünftige Ordnung, was freilich keine Weltflucht und Entfremdung von der Gegenwart nach sich zieht, denn der ethische Grundcharakter läßt die weltüberlegene Innerlichkeit zugleich zu einer weltbauenden werden. Was nur die Zukunft vollenden kann, das ist in Gesinnung und Glaube unmittelbar gegenwärtig und treibt als solches mit elementarer Kraft zum Aufbau einer neuen Welt, zur Arbeit an einem Reiche Gottes inmitten alles Elendes der Zeit und Menschheit.

Daß der Geist des Christentums inmitten einer gleichgültigen oder feindlichen Welt so viel Macht gewann und daß innerhalb desselben selbst alle Wandel nicht einen beharrenden Grundstock, alle Spaltung nicht eine innere Gemeinschaft zerstören konnte, das verdankt das Christentum nach Eucken vornehmlich der überragenden Persönlichkeit und dem grundlegenden Lebenswerke Jesu. Jesu Person behält ihm auch heute noch die Stellung, welche sie von Anbeginn an einnahm. Ihm erscheint hier zusammen mit schlichtester Einfalt eine unergründliche Tiefe, mit einer jugendlichen Freudigkeit ein großer Ernst, mit innigstem Gemüt und weichster Empfindung ein gewaltiger Eifer für das Heilige und ein unerschütterlicher Mut zum Kampf gegen eine feindliche Welt. Gottvertrauen und Menschenliebe verbinden sich in Jesu zu untrennbarer Einheit; das höchste Gut ist zugleich ein sicherer Besitz und eine unermeßliche Aufgabe. Alle Äußerung hat den Duft zartester Poesie und schöpft ihre Bilder aus den schlichten Vorgängen der Naturumgebung, die selbst dadurch veredelt wird. Nirgends ein künstlich Zurechtgemachtes, ein Überschwengliches und Maßloses, worin die orientalische Art so leicht verfällt. Überhaupt nichts, was uns als spezifisch orientalisch anmutet und befremdet, in ausgeprägtester Individualität eine Höhe reiner Menschlichkeit, die mit wunderbarer Harmonie wirkt. Und diese Persönlichkeit durch ihre tragischen Erlebnisse zugleich ein Urbild menschlichen Schicksals, dessen ergreifender Eindringlichkeit sich auch die härtesten Gemüter nicht verschließen können. Eucken würdigt die Persönlichkeit Jesu durchaus historisch, er erkennt an, daß sich uns Neueren das Weltbild gegenüber dem seinen vollständig verschoben hat, er schließt sich darum denen freudig an, die eine gründliche Erneuerung des Christentums heute erstreben — dennoch aber weist er einen Bruch mit Jesus energisch zurück und will sich auch seinerseits in den Dienst der von ihm eröffneten Wahrheit stellen in der Glaubensüberzeugung: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens."

Die weiteren Ausführungen über die Lebensanschauungen des Christentums zeigen, wie die Arbeit der älteren, auch das Mittelalter umfassenden Zeit namentlich durch das Streben einer Ausgleichung mit dem Altertum beherrscht wurde, ein Streben, in welchem Eucken mit Recht einen Abfall des alten Christentums von sich selbst und eine Untreue gegen seine weltgeschichtliche Aufgabe sieht. Wollte das Christentum zur Weltmacht werden, so mußte es sich mit dem Ganzen der Kultur auseinandersetzen. Solche Auseinandersetzung versuchte die Reformation. Die Hauptwendung Luthers gegenüber dem mittelalterlichen System besteht nach

Eucken darin, daß bei ihm das religiöse Problem erst wesentlich auf den Boden des unmittelbaren persönlichen Lebens versetzt und hier in seiner vollen Stärke durchlebt wird. Das Neue war dieses, daß das Ganze der überkommenen Religion kräftiger auf ein Ganzes des Menschen, auf eine lebendige Einheit des menschlichen Seins bezogen und daran gemessen wurde. Daß die Religion mehr zur Sache des ganzen Menschen wurde, mußte sie selbst ungleich wesenhafter und wahrhafter machen. Aus aller Mannigfaltigkeit der Aufgaben erhob sich für Luther als höchste Aufgabe die Rettung der Seele, der moralischen Persönlichkeit. Es würde zu weit führen, wollten wir Euckens lehrreiche und lebensvolle Erörterung über Luther und seine Freunde hier weiter verfolgen. Er sagt über die Bedeutung der Reformation: wer jene Vertiefung des Lebens — wie sie Luther gegeben — als überflüssig oder unmöglich ablehnt, dem kann die Reformation nichts anderes sein, als ein Sprung ins Dunkel, eine Erregung wilder Leidenschaft und unseliger Spannung, wer aber die Möglichkeit, die Unerläßlichkeit der Wendung anerkennt, dem muß sie mit allen ungelösten Problemen als eine große Befreiungstat und der Aufgang eines neuen Tages gelten.

Der dritte Hauptteil behandelt die Neuzeit. Die Renaissance und Aufklärung, die Rückschläge gegen diese, der deutsche Idealismus mit seinen Hauptvertretern Kant, Goethe, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher und Schopenhauer, der Realismus und Positivismus, die moderne Entwicklungslehre, die Lebensanschauung der Sozialdemokratie, der Rückschlag gegen den Realismus, die modernste Zeit, Nietzsche — alles findet hier seine eingehende Erörterung und lehrreiche Kritik. Wir müssen es uns leider versagen, des Näheren darauf einzugehen. Jedenfalls sehen wir eines: das Streben der Neuzeit ist voller Probleme. Die freigewordene Tätigkeit bewirkte ein mächtiges Anschwellen der Gedankenarbeit. Auf dem Boden der Neuzeit führt und trägt die Gedankenarbeit alles Kulturleben, in allem Unternehmen scheiden sich scharf Entwurf und Ausführung, alle Ziele und Wege werden im voraus erörtet, Möglichkeiten erwogen, das wirkliche Leben vielfach im voraus erlebt. Es bilden den Kern des modernen Lebens Gedankengrößen, Ideen, Prinzipien; das ganze Dasein wird damit durchtränkt und zugleich über die bloßmenschlichen Interessen hinaus zu einer Bewegung geistiger Notwendigkeiten erhoben. In diesen Zusammenhängen wird die Wissenschaft aus einem bloßen Abbild einer vorhandenen Welt das vornehmlichste Werkzeug zum Aufbau einer neuen Welt; überall haben Theorien die realen Bewegungen eingeleitet und durchdrungen, so in der Kunst, so auf dem politischen und sozialen Gebiet, so in der Forschung selbst, indem vor der Hauptarbeit die Erkenntnislehre den Plan zu entwerfen hatte. Sehen wir uns die Entwicklung der Neuzeit bis in die Gegenwart hin an, die das Aufsteigen eines neuen Idealismus klar erkennen läßt, so finden wir eine Epoche unermeßlicher Bewegung, ungeheurer Verwicklung, aber auch unerschöpflichen Lebens.

Wir brauchen dem hochbedeutenden Werke die Leser nicht erst zu wünschen; es findet solche von selbst. Die Betrachtung der Lebensanschauungen der großen

Denker in der von Eucken vorgetragenen reflektierenden Art hat einen ganz besonderen Reiz. Aus der Arbeit der großen Denker spricht zu uns mit hinreißender Gewalt ein starkes Verlangen nach Wahrheit und Glück, und die reifen Werke, in denen sich dies Verlangen geklärt hat, besitzen eine zauberische Kraft der Beruhigung und Befestigung. Auch die Abweichung der eigenen Überzeugung vermindert nicht die Freude an der siegreichen Macht ursprünglichen Schaffens, der durchdringenden Klarheit lichtvollen Gestaltens. Mit jenen großen Geistern führt uns die Bildung unablässig zusammen, unsere Arbeit ist mit ihnen durch tausend Fäden verwoben. Aber bei aller Beschäftigung bleiben sie uns oft in dem Ganzen ihres Wesens fremd, es fehlt ein warmes persönliches Verhältnis. Die „Göttergestalten des Pantheon, in das wir nur von draußen blicken, verlassen nicht ihr erhabenes Piedestal", um unsere Mühen und Sorgen zu teilen, auch scheinen sie untereinander durch kein gemeinsames Werk verbunden. Mit der Wendung zum Kern ihres Schaffens, mit dem Vordringen zu der seelischen Tiefe, wo ihnen die Arbeit zur Entfaltung und Behauptung des eigenen Wesens wird, wie Euckens Buch es tut, kann, ja muß sich das ändern. Die kalten Gestalten gewinnen hier Leben und beginnen zu uns zu reden, ihr Schaffen zeigt sich uns von denselben Fragen bewegt, an denen auch heute noch unser Wohl und Wehe hängt. Zugleich offenbart uns das Buch den inneren Zusammenhang der Helden, sie alle erweisen sich uns als Arbeiter an einem gemeinsamen Werke, dem Aufbau einer geistigen Welt im Bereich des Menschen, dem Kampf um eine Seele und eine Vernunft unseres Daseins!

Aus neuen Büchern.

„Die großartige katholische Einheit von Glaubenslehre und Regiment für sich anzustreben, kann nicht das Ziel der evangelischen Kirche sein. Bei ihrer Art, die Wahrheit zu suchen, werden die Wege auseinandergehen, Glauben und Bekenntnis werden mannigfache Gestalt annehmen. Die verlorene äußerliche Einheit kann die Kirche der Reformation innerlich in dem gegenseitigen Vertrauen wiederfinden, gemeinsam den tiefen Zweck des Lebens ergründen zu wollen. Es ist eine Lebensfrage für die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Form, ob sie die innere Kraft besitzt, unter Preisgabe des Unwesentlichen das Wesentliche zu erhalten und dadurch in der Mannigfaltigkeit ihre Einheit zu behaupten.

Kann die Kirche der Reformation ihre Aufgabe nicht darin erblicken, in ihrer Organisation das Mittelalter zu kopieren, so soll sie auch baulich nicht die Sprache der triumphierenden Kirche gedankenlos zu der ihren machen. Sie sollte in ihren Bauten nicht den Anschein erwecken, eine organisierte Macht zu besitzen, die in der Gesamtheit der Gemüter nicht zu entdecken ist. Die alten Dome wieder erstehen zu lassen, ist eine poetische, aber dem Wesen des Protestantismus unangemessene Träumerei. Bei seinem starken Willen zum Leben, das es als Vorstufe zu etwas Höherem ansieht, wird sein Tätigkeitsdrang durch die Mannigfaltigkeit der Bauaufgaben für den Verzicht auf Baumonumente entschädigen, die einer anderen Gedankenwelt ihre Entstehung verdanken."

Aus: „Der Gedanke des evangelischen Kirchenbaues." Festrede gehalten zum Schinkelfest am 13. März 1904 von Otto March. Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin.

Bücherschau.

Friedrich Hebbels Tagebücher. 3 Bände, geb. à 4 M.

In dem Verlage von B. Behr (Berlin, Steglitzerstr. 4) sind jetzt als Abschluß von Friedrich Hebbels sämtlichen Werken drei Bände seiner Tagebücher erschienen, denen ein vierter Band mit ausführlichem Namen- und Sachregister folgen wird. Darin erreicht dann diese historisch-kritische Ausgabe, die von Richard Maria Werner besorgt ist, ihre Vollendung. Wir besitzen damit Hebbels geistigen Nachlaß in einer unbedingt gesicherten Form, eine verläßliche in textkritischer Hinsicht nicht zu übertreffende Grundlage für das Studium dieses großen Mannes, von dem das Vorwort zu den Tagebüchern sagt: „Immer und überall derselbe, ein ganzer Mensch, weder Nachbildner fremder Muster, noch Vorbild für andere, steht er auf der Bühne wie im Leben: frei, einsam, allein und darum groß." Durch genaue Datierung der Tagebuch-Notizen, die bekanntlich nach Hebbels eigenem Zeugnisse Reflexionen über Welt, Leben und Bücher, hauptsächlich aber über ihn selbst enthalten, durch fortlaufende Numerierung aller Aussprüche, durch gelehrte Verweisungen auf Anklänge innerhalb der übrigen Werke Hebbels, schließlich auch durch den klaren Druck und die ganze musterhafte Ausstattung wird die Benutzung dieser abgrundtiefen Fundgrube menschlicher Weisheit außerordentlich erleichtert und zu einem ungestörten Genusse. Hoffentlich wirkt diese schöne Gabe auf weite Kreise des deutschen Volkes anregend und fördernd. Ich selbst ließ mich davon gleich zu eingehenderem Studium verlocken, wovon demnächst ein neuer Hebbel-Aufsatz Zeugnis geben soll.

Steglitz. Prof. Dr. L. Gurlitt.

Berichtigung.

Durch ein Versehen ist in dem Berichte des Juniheftes über „Neuerscheinungen der deutschen Marineliteratur" bei einer Reihe von Werken der Name des Verlages nicht genannt worden. Wir fügen dem Berichte nachträglich hinzu, daß die Werke: Die Kaiserliche Marine während der Wirren in China; Labrès, Politik und Seekrieg; Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen; Wiedenfeld, Die nordwesteuropäischen Welthäfen in ihrer Verkehrs- und Handelsbedeutung; Thieß, Organisation und Verbandsbildung in der Handelsschiffahrt; Schwarz, Das Linienschiff einst und jetzt; Leitfaden für den Unterricht im Schiffbau und Schalk, Paul Beneke, Ein harter deutscher Seevogel sämtlich im Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., erschienen sind.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Warum

ist die

„Smith Premier“

Schreibmaschine

die Beste?

Deutsche Volltastatur.

Za. 250000 Stück im Gebrauch.

Weil

sie tatsächlich alle Forderungen voll und ganz erfüllt, die an eine tadellose Schreibmaschine gestellt werden müssen.

Verlangen Sie Prospekte durch

The Smith Premier Typewriter Co. m. b. H.

Leipzigerstr. 23 **Berlin W.,** Leipzigerstr. 23.

Tagebuchblätter und Briefe

1853—1871.

Herausgegeben und eingeleitet von

Professor **Dr. Wolfgang Golther.**

Geh. M. 5.—.	400 Seiten mit 4 Bildern u. 3 Faksim.	Geb. M. 6.—.

„Mit Bewegung wird man die Urkunden dieses Herzensromans durchlesen. Die Frau, die Wagner liebte und die seine Liebe erwiderte, die Frau, der wir das Entstehen von „Tristan und Isolde" verdanken, hat in diesen Dokumenten dem Meister, mit dem sie sich nicht vereinigen konnte, wie sich selbst ein Denkmal gesetzt."

Grazer Tagespost.

„Ja es scheint selbst uns, die wir uns bemühen, Wagners Leben bis in seine innersten Tiefen zu verfolgen und zu erklären, als ob wir den Meister bisher noch nicht völlig erkannt hätten in der fast übermenschlichen Größe seines erhabenen Charakters, in der strotzenden Fülle seiner genialen Veranlagung nicht allein als Künstler, sondern auch als Forscher und Gelehrter, als Denker und Schriftsteller, zumal als glänzenden Stilisten, als vollendeten Beherrscher einer Sprache, die alles umfaßt, was er in seinem überreichen Herzens- und Geistesschatze der geliebten und verehrten Freundin über Welt und Wissen, über Kunst und Leben, über Lieb' und Leid, Hoffnung und Entsagung, Kämpfe und Siege zu sagen hat."

Erich Kloß.

Alexander Duncker, Berlin W. 85, Lützowstraße 43.

AUG 10 1904
CAMB[illegible], MASS.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III. Jahrgang. August 1904. Heft

Jahrgang 1903/4. Augustheft.

Inhalt des Augustheftes:

	Seite
Richard Wagner: Leitspruch	541
H. Behrens-Litzmann: Ein Sommerabend. Novelle	541
Prof. Dr. Wilhelm Rein in Jena: Universität und Volksschullehrer	659
Prof. Dr. Ernst Francke in Berlin: Die gewerblichen Tarifverträge in Deutschland (Schluss.)	670
Aus neuen Büchern	677
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz: Das Problem der nationalen Erziehung	678
Karl Ernst Knodt: Sprüche	689
Prof. Dr. Heinrich Geffcken in Cöln: Staatssprache und Versammlungsrecht in Preussen	690
Elisabeth von Oertzen-Dorow: Ehelosigkeit und Luxus	705
Eugen Stangen: Armes Kind. Gedicht	712
Dr. H. Schwatlo, Direktor der Deutschen Schule in Konstantinopel: Deutschlands Anteil an der wirtschaftlichen Erschliessung der asiatischen Türkei I.	713
Bücherschau	725. 735
L. Bartning: Kunst und Laienurteil	726
Prof. Dr. Karl Freiherr von Stengel in München: Konstitutionelle Monarchie und parlamentarische Regierung	736
Dr. Paul Schubring in Berlin: Die retrospektive Ausstellung in Dresden	748
Bibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Cassel: Verstand und Gefühl im 18. Jahrhundert I.	757
B. von Münchhausen: Verkämpft. Gedicht	770
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	771
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	777
Alice Freiin von Gaudy: Einst. Gedicht	783
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte XI. (Neue Versdichtung: Wilhelm von Polenz, Erntezeit. — Paul Heyse, Mythen und Mysterien. — Gustav Schüler, Meine grüne Erde. — Hans Benzmann, Moderne deutsche Lyrik.)	784
Kolonisator: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke IV: Afrikanische Bahnen	793

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 10 1904
CAMBRIDGE, MASS.

Fühlen wir unter dem Drucke einer fremden Ziviliſation uns den Atem vergehen und uns in ſchwankendes Urteil über uns ſelbſt geraten, ſo dürfen wir nur in dem wahren väterlichen Boden unſerer Sprache nach deren Wurzel graben, um ſofort beruhigenden Aufſchluß über uns, ja über das wahrhaft Menſchliche ſelbſt zu gewinnen. Und dieſe Möglichkeit, ſtets noch aus dem Ur-Bronnen unſerer eigenen Natur zu ſchöpfen, welche uns nicht mehr als eine Raſſe, als eine Abart der Menſchheit, ſondern als einen Urſtamm der Menſchheit ſelbſt fühlen läßt, ſie erzog uns von je die großen Männer und geiſtigen Helden, von denen es uns nicht zu bekümmern braucht, ob die Schöpfer fremder vaterloſer Ziviliſationen ſie zu verſtehen und zu ſchätzen vermögen; wogegen wir imſtande ſind, von den Taten und Gaben unſerer Vorfahren erfüllt, mit klarem Geiſte erſchauend, jene wiederum ſelbſt richtig zu erkennen und nach dem ihrem Werke innewohnenden Geiſte reiner Menſchlichkeit zu würdigen. So fragt und forſcht denn der echte deutſche Inſtinkt eben nur nach dieſem Rein-Menſchlichen, und durch dieſes Forſchen allein kann er hülfreich ſein — dann aber nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern allem, noch ſo entſtellten, an ſich aber Reinem und Echtem.

Richard Wagner.

Ein Sommerabend.

Von

H. Behrens-Litzmann.

Sie nannten ihn den Einſiedler. Er wußte es nicht, er fühlte es auch kaum, daß er allmählich immer etwas einſamer wurde. Es war eine gewollte Einſamkeit. Sie, die zu ihm hätte gehören ſollen, hatte er verlaſſen, es war ſchon lange her, gewiß ſchon ſieben oder acht Jahre. Ohne viel Kummer, ohne Reue, ja eigentlich ohne weitere Gedanken.

Sie paßte nicht mehr in ſein Denken und Treiben, und ſo fiel ſie aus ſeinem Leben heraus, wie ſo manches andere, an das er nicht gern erinnert wurde. Sie war das letzte Erlebnis der Art. Um die Zeit fing eine Arbeit an, ſeine Gedanken zu feſſeln, ſo ſehr, daß es ihn nicht mehr losließ und er ſich für Zerſtreuungen keine Zeit mehr gönnte.

Damit trat ein Wendepunkt in ſeinem Leben ein. Während er bis dahin bei allem Fleiß ſeine Erholung mehr in Sport und allerlei Genuß geſucht, auch manche Nacht durchſchwärmt und vergeudet hatte, ſaß er

nun Abend für Abend an seinem Arbeitstisch, ja zuweilen fand ihn das Frühlicht noch über irgend einem Experiment, das ihm doch den Schlaf geraubt haben würde, wenn er es nicht bis zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Er lebte und webte in seiner Arbeit, mit Hoffen und Zagen, mit zähem Festhalten am einmal Gewollten, auch wenn es zehnmal mißlang. Ein echter Gelehrter, wahr und klar, von eminenter Arbeitskraft.

Daß er Professor wurde, ein gutes Einkommen und viele Ehrentitel und Auszeichnungen bekam, waren hübsche Nebensachen, die ihn freuten, aber durchaus nur als Zugabe. Die Hauptsache blieb das Schaffen selbst, und da er mit Vorlesungen nicht überbürdet war und ihm auch alles leicht von der Hand ging, hatte er viel freie Zeit dafür. Als er meinte, genug erspart zu haben, gewährte er sich einen Lieblingswunsch. Er verließ die geräuschvolle Stadt und mietete sich eine schöne Etage in der Vorstadt, mitten im Garten gelegen. Da war es herrlich still, keine Pferdebahn, keine Wagen, kein Menschenlärm, keine rauchenden Schornsteine, überall freier Blick. Im Sommer konnte er die Fenster öffnen, wenn er arbeitete. Dann kamen aus dem Garten nur die Vogelstimmen und der Duft von Blumen, der ihn wohlig berührte, zuweilen aus den kleinen Häusern der Nachbarschaft fröhliche Kinderstimmen, die ihn mit irgend einem Erinnerungsgefühl, bald lustig, bald wehmütig anmuteten und niemals störten.

Und im Winter, wenn es ihm drin zu eng wurde und eine Frage ihm im Sinn lag, konnte er seinen Winterrock und schwere Stiefel anziehen und hinausstapfen, sei es durch fußhohen Schnee, durch tiefen Lehm und über hartgefrorenen Boden, direkt ins Freie heraus, ohne erst Straßen und Menschen passieren zu müssen. Da kannte er jeden Weg und Steg, die Wolkenbildungen zu den verschiedenen Jahreszeiten, den Stand der Felder, und ob er noch so tief in Gedanken war, er nahm die Natur in sich auf. Im Winter erfrischte es ihn, Sturm und Kälte konnten ihm nichts anhaben, und im Frühling hatte er die Freude eines Kindes an all dem jungen Grünen und Blühen. Oft brachte er ein Sträußchen mit heim, und manch Bäuerlein, das an ihm auf leichtem Wägelchen vorbeifuhr, sah erstaunt, wie der vornehme Herr sich bückte, um Grasblumen zu pflücken, die er doch in der Stadt für wenig Geld viel schöner haben konnte. Unten im Hause wohnten seine Wirtsleute, arbeitsame stille Menschen, die gut für ihn sorgten und ihn im übrigen nie belästigten. Sie hatten keine Kinder, und er sah sie nicht anders, als wenn er sie nötig hatte.

Für den Verkehr, dessen er bedurfte, sorgten die Fach-Kollegen, die ihn auch im Haus aufsuchten und die er sonst in Vereinen und im Klub traf, und frische Anregung brachten ihm die jungen Studenten, mit denen er gern und kameradschaftlich verkehrte, sobald sie zeigten, daß sie etwas konnten und wollten. Besonders einer, Paul Erich, ein feiner vornehmer Kopf, ein Mensch von großen Anlagen und enormer Arbeitskraft. Er war sein Lieblingsschüler gewesen, jetzt seit einem Jahre sein Assistent, und in der Zukunft sah er ihn als Mitarbeiter. Bei dem täglichen Verkehr hatte er ihn auch persönlich lieb gewonnen, von seinen Privatverhältnissen wußte er wenig, er dachte kaum daran. Nur hatte er begriffen, daß er ziemlich allein stand, was Familie betraf, und keine Eltern mehr hatte. Dadurch wurde das Gefühl von Eigentumsrecht an ihm, das sich unbewußt mehr und mehr entwickelt, noch verstärkt. Ohne es sich genau zu formulieren, sah er in ihm doch seinen Erben. Den Erben seines Wissens und Könnens, seiner Pläne und Gedanken. Die junge Kraft sollte vollenden, was er begonnen, in ihm wollte er fortleben, und an eine Trennung durch Verhältnisse irgend welcher Art hatte er nie gedacht.

Es war ein Abend im Spätsommer, trotz der noch warmen Luft hatte die Wirtin gewohnheitsgemäß, nachdem sie das Abendbrot weggeräumt, Fenster und Läden geschlossen. Da der Professor luftbedürftig war und doch, wenn im Sommer das Nachtgetier flatterte und noch später im Jahr der Windzug kältete, offene Fenster scheute, hatte er sich eine Einrichtung machen lassen, eine runde Luftscheibe oben in einem Fenster, die mit einer Luke im Laden korrespondierte, das Loch war mit feiner Gaze bespannt, daß weder Mücken der Lampe zu nahe kommen, noch ein plötzlicher Wind die Papiere aufstöbern oder die Gasflämmchen beunruhigen konnte.

Die Lampe über dem Arbeitstisch brannte hell, das Mikroskop war zur Seite geschoben mit allerhand Flaschen und Gläschen, der Professor saß mit der Feder in der Hand, er hatte eben einige Notizen gemacht. Da klopfte es leise an die Tür. Es war schon lange über acht Uhr, und so späte Besuche nicht gewohnt, sah er erstaunt, fast unwillig auf, und sein „Herein" klang mehr ungeduldig als einladend. Aber sofort erhellte sich sein Gesicht, denn der Eintretende war kein anderer als Paul Erich. Mit gewohnter Herzlichkeit ging er ihm entgegen, schob einen Stuhl herbei neben seinen Arbeitstisch, wie es seine Gewohnheit war und sagte, da ihm der junge Mann etwas bedrückt erschien, ermutigend. „Nun, was führt Sie denn noch her, etwa wieder festgefahren? schadet nicht, kann auch älteren passieren. Nur Kopf oben, vier Augen sehen oft mehr als zwei, also heraus mit der Sprache."

Paul Erich hatte sich gesetzt, sah aber nicht auf und antwortete nicht. Dem Professor wurde es etwas unheimlich. In der gebeugten Haltung erschien die überschlanke Gestalt fast alt, und ohne den hellen Blick der Augen und die frische Stimme war es nicht mehr derselbe Mensch. Der Professor wartete noch einen Augenblick; da aber nichts erfolgte, sagte er leise, fast ängstlich:

„Haben Sie etwas auf dem Herzen, was Sie mir sagen möchten?"

„Ja, Herr Professor," brach es nun heraus, und wie er dabei aufsah, fiel die Veränderung, die mit dem jungen Gesicht vorgegangen war, noch mehr ins Auge. Es war ein ernster, entschlossener und dabei müder Zug hineingekommen, der sich wohl in den letzten Wochen langsam entwickelt und heute sehr deutlich zutage trat. „Ja, ich bin festgefahren," fuhr er fort, „Sie haben recht gesehen, aber diesmal gründlich, und diesmal können Sie mir nicht helfen, niemand kann mir helfen, es ist aus, alles aus, auch zwischen uns."

„Womit ist es aus?" fragte der Professor entsetzt, seinen Ohren nicht trauend.

„Mit mir, mit meiner Karriere, mit meiner Zukunft, und darum auch mit Ihrer Hilfe, mit allem, was Sie mir gewesen."

„Was ist denn geschehen?" die Frage rang sich wie ein Angstruf los.

„Geschehen ist eigentlich nichts, oder doch, etwas wichtiges, aber ich habe selbst etwas getan."

Dem Professor wurde es wirr im Kopf. War es möglich, daß dieser fleißige solide Mensch mit dem offenen Kindergesicht etwas getan hätte, das ihm mit einem Schlage seine Zukunft vernichtete? Es war nicht möglich, er mußte zu schwarz sehen, ein Irrtum mußte vorliegen oder wenigstens noch Rettung möglich sein.

„Sprechen Sie sich aus," sagte er nach einigen Angenblicken peinlichen Schweigens. „Wir Alten sehen die Dinge oft anders an, die Jugend verzweifelt schnell. Sie können auf mich zählen, ist es nicht möglich, daß ich Ihnen doch helfen kann?"

„Nein," sagte der junge Mann nun entschlossen. „Wie ich Ihnen schon gesagt, Sie können mir nicht helfen, und niemand kann mir helfen. Was ich getan habe, ist mit vollem Bewußtsein geschehen, ich kann es nicht wieder rückgängig machen, noch darf, noch will ich es bereuen. Es ist auch nicht, was Sie denken könnten, die Sache ist . . . ich habe mich verlobt."

„Aber zum Teufel," brach der Professor los, „was geht das mich, was geht das Ihre Karriere an?"

„Ich muß die Folgen auf mich nehmen, ich muß heiraten."

„Natürlich müssen Sie das, heiraten folgt aufs Verloben. Es wäre mir lieber, Sie hätten noch sechs Jahre gewartet, diese frühen Verlobungen sind mir ein Greuel, ein Unding. Aber nun es einmal geschehen ist, Ihre Braut kann Sie doch nicht zwingen, Ihren Beruf zu ändern, und Sie brauchen doch nicht in drei Tagen zu heiraten."

„Nicht in drei Tagen, aber in drei Monaten. Und dann muß ich leben können mit meiner Frau und mehr verdienen, als mir hier möglich ist." Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort. „Ich darf nicht mehr nur meinen Wünschen folgen, ich habe Pflichten, und die würden zwischen mir und dem stehen, was ich mir erträumt. Ach, Herr Professor, Sie wissen nicht, was es mich kostet, wie ich gekämpft und immer wieder versucht, einen Ausweg zu finden. Ich habe nun fünf Jahre unter Ihnen gearbeitet, das letzte Jahr zum Teil mit Ihnen. Ich kann nicht sagen, was ich daran gehabt, ich fühlte mich reicher als alle meine Kameraden, es ersetzte mir alles, ich dachte, es müsse so fortgehen und immer besser werden, je mehr ich in Ihre Gedanken eindrang und lernte, was Arbeit war. Ohne mir feste Pläne zu machen, baute ich mir meine Zukunft darauf, und daß ich es aufgebe, Sie können glauben, es wird mir nicht leicht."

„Aber warum warten Sie denn nicht? ist es denn absolut unmöglich?"

Dem Professor erschien das Ganze noch so unfaßlich.

„Unmöglich, ganz gewiß, ich würde es tun, wenn ich könnte. Hätte meine Braut ein Elternhaus, in dem ich sie geborgen wüßte, könnte ich ihr eine Stellung verschaffen oder sie zu Verwandten bringen, aber es geht nicht. Ich stehe vor der Wahl, sie im Stich zu lassen oder sie mitzunehmen, herauszuheben aus ihrer Umgebung ein für allemal. Es ist eine dunkle Geschichte, erlassen Sie mir die Details, ein Kind ohne Namen, ohne Familie, ohne Stütze. Nur eins müssen Sie mir glauben, und Sie werden es, so wie Sie mich kennen, mit all dem dunklen Hintergrund, ist sie für mich das Liebste und auch das Reinste und Heiligste auf der Welt. Ich verehre sie wie ich nur meine Mutter verehrt. Ach meine Mutter, wenn die noch lebte, zu der könnte ich sie bringen, die nähme sie an ihr Herz, in ihr Haus, dann wäre uns beiden geholfen, aber so steht überall ihr Schicksal, ihre Vergangenheit ihr im Wege. Ich habe so viel gedacht, aber ich sehe keinen Ausweg."

Der Professor fuhr sich mit der Hand über die Stirn, ihm war wirr zu Sinn. Noch nie hatte etwas in sein Leben hineingegriffen wie diese Unterredung. Und es war nicht nur das Schicksal des jungen Mannes

und der Verlust, der ihm bevorstand, das Scheitern seiner Hoffnungen, es war noch etwas anderes, das auf ihn einstürmte, etwas, mit dem er abrechnen mußte, das er nicht mehr abschütteln konnte. So war er einen Augenblick der fassungslosere von beiden.

„Ich habe Margret unbeschreiblich lieb," fing Paul Erich wieder an, da der andere nichts sagte, „sonst würde ich ihr das Opfer nicht bringen, aber es gibt Augenblicke, wo ich wünschte, sie wäre mir nie in den Weg getreten. Ich habe es nicht gesucht, ich habe mich gewehrt im Anfang. Das Schicksal hat uns zusammengebracht, und nun es das einmal getan und wir uns lieb gewonnen und sie mir vertraut, nun wäre es feige, sie zu verlassen. Und auch wenn ich es wollte, ich weiß, sie gäbe mir mein Wort zurück, und es sind Stunden gewesen, wo ich auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, ich könnte es nicht. Ganz abgesehen von persönlichem Glück, das ich mir zerstörte, dafür hätte ich anderes in die Wagschale zu werfen, ich brächte es nicht fertig, ich wäre nicht der Mensch dazu. Ich würde doch nie wieder der, der ich gewesen und der, den Sie kennen. Einem „muß" würde ich mich fügen und auch damit fertig werden, aber eine versäumte Pflicht, eine durch mich vernichtete Existenz würde zwischen mir und all meinem Schaffen stehen, ja würde mich erdrücken. Ich habe die schwere Art meiner Mutter, und ich kann von mir nicht los. Das wundervolle Sichversenken, das Fliegen mit unbeschnittenen Flügeln, das habe ich gehabt, das kommt nie wieder. Und darum, und um Ihnen und mir die Qual nicht zu verlängern, habe ich den Beschluß gefaßt und mich um eine Lehrerstelle beworben, die mir so gut wie gewiß ist." Er nannte den Namen eines kleinen Städtchens. „Und so bitte ich um meine Entlassung."

Der Professor seufzte tief auf, es klang fast wie ersticktes Schluchzen. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, wie gebrochen, und noch immer fand er kein Wort. Paul Erich, der nur halb ahnte, was in der Seele des geliebten Lehrers vorging und dem selbst so weh ums Herz war, schwieg auch, und so verging Minute auf Minute. Endlich sah der junge Mann nach der Uhr und erhob sich. „Im Augenblick ist mir mein Weg gewiesen, aber ich denke, ich hoffe, daß ich mich doch nicht unterkriegen lasse durch die Schulmeisterei. Ich habe, wie Sie wissen, eine zähe Arbeitskraft, die Sie mir gestählt. Darauf und auf das, was ich hier gelernt, baue ich den Glauben, daß ich mich hoch halte und Ihnen doch noch Ehre mache. Und wenn ich mir den Weg gesucht, wenn ich sehe, daß ich vorwärts komme und ich brauche Rat, Hilfe, Zuspruch, darf ich dann zu Ihnen kommen wie bisher?"

Stockend kamen die letzten Sätze heraus. Der Professor ergriff die dargereichte Hand und hielt sie fest in der seinen.

„Das versteht sich von selbst," sagte er. „Wenn Sie sagen, daß Ihr Zukunftshoffen in Trümmer ging, auch meines liegt heut abend in Scherben. Aber Kopf hoch. Sie haben Ihr Los gezogen, und auch wenn ich wollte, ich könnte Sie nicht zurückhalten. Nur bitten möchte ich Sie noch so recht eindringlich, lassen Sie sich nicht unterkriegen in der Tretmühle. Ihnen sind seltene Gaben gegeben, das legt auch Pflichten auf, die dürfen nicht vergessen werden über anderen Pflichten und Sorgen, die Ihnen im Augenblick näher liegen. Und wenn ich Ihnen dabei helfen kann, denken Sie immer, daß ich der Erste bin, vergessen Sie das nie. Und nun sprechen wir nicht mehr davon, die nächsten drei Monate gehören noch uns, wir wollen sie nutzen, wie wir können und säen für die Zukunft."

„Glück auf den Weg."

Die Tür fiel ins Schloß der Schritt verhallte auf der Treppe, das Gartenpförtchen klappte, das Schwerste war überstanden für den, der ging. Wie er die Straße hinabschritt, atmete er auf. Das Opfer war gebracht, aber vor ihm lag doch sein sonniges, junges Glück und eine weite Zukunft.

Im Zimmer oben war es totenstill. „Totenstill". Nie war dem Einsamen die Bedeutung des Wortes aufgegangen wie heut. Bis dahin liebte er die Stille, heut bedrückte sie ihn, er fürchtete sich vor der Leere, vor seinen Gedanken. Es war etwas zurückgeblieben, was er nicht bannen konnte, seine Gedanken waren aus dem Gleichgewicht, und Fragen und Zweifel, die mit der Wissenschaft nichts zu tun hatten, bestürmten seine sonst so ruhige Seele.

Wer hatte recht? War er, Paul Erich, der da eben so ahnungslos seine ganze Theorie angegriffen, ein Ausnahmemensch im Guten oder war er, der Professor, der so ruhig und sicher seinen Weg gewandelt, eine Abnormität nach andrer Seite, gewissenlos und feige, ja feige hatte er gesagt. Oder gab es da einen Mittelweg, der der richtige war, und wo lag er und wie fand man ihn?

Er ging in der Stube umher, aber er war nicht mehr allein. Es ging jemand neben ihm her, ein Schatten. Er meinte ihn wieder zu spüren, den frischen Heu- und Blumenduft der Sommernachmittage, wo er mit ihr durchs Feld gegangen war. An jedem Sonntag, wenn es nicht regnete, immer um dieselbe Zeit, wenn sie frei war, hatte er sie abgeholt, und immer waren sie denselben Weg gegangen, weil er einsam war.

Sie hatte keinen dunklen Hintergrund, wie die Braut seines armen jungen Freundes. Sie war einfacher Herkunft, aber kein gewöhnliches Mädchen. Ihr Vater war Sprachlehrer französischer Abkunft. Die Mutter lebte nicht mehr, sie selbst war Telegraphistin. Ein Zufall hatte sie zusammengeführt. Es war nicht nur ihre zarte Erscheinung, der feine Kopf mit den dunklen klugen Augen, es war der bewegliche Geist, der ihn mehr und mehr gefesselt. Er konnte sozusagen alles in sie hineingießen und hatte immer wieder sein Vergnügen daran, wie eigen und fremdartig, wie überraschend oft, sich alles wiederspiegelte in dem ungeschulten, aber lebhaften und freien Geist. Er hätte sie zur Schülerin haben mögen, wenn es ihr nicht an der nötigen Vorbildung gefehlt, und es sich überhaupt hätte machen lassen. Allmählich war aus dem Interesse ein wärmeres Gefühl geworden, er hatte sie lieb gewonnen auf seine Art und sich gefallen in der Rolle des Gebenden, Beglückenden. Sie dagegen hatte ihn leidenschaftlich geliebt, das wußte er, so ruhig sie sich auch gab in keuscher Mädchenhaftigkeit.

Und wie er sich es auch damals ableugnete, er wußte es, sie hatte fest geglaubt, daß er sie heimführen würde als seine Frau, und nur ihr blindes Vertrauen zu ihm hatte den Verkehr werden lassen, wie er war.

Aber zu einer förmlichen Verlobung war es nicht gekommen, und als sie nicht mehr in sein Leben paßte, jede, auch die mildeste Fessel drückend wurde und er doch fühlte, daß es zu einer Entscheidung kommen mußte, da hatte er ihr einen Brief geschrieben, der mit einem Mal ein Ende machte. Er hatte schöne Worte gebraucht, an die er selbst glaubte, er tauge nicht zum Ehemann, seine Arbeit nähme seine ganze Kraft, er könne nicht zwei Herren dienen, die Heiligkeit seines Berufes usw. Alles sehr schön, wenn er es zur rechten Zeit gesagt hätte.

Sie hatte nicht geantwortet und nie einen Annäherungsversuch gemacht. Das wußte er ihr Dank. In der ersten Zeit war ihr Bild noch zuweilen wie ein dunkler Schatten oder auch wie eine freundliche Erinnerung zwischen ihm und seiner Arbeit aufgetaucht. Besonders die Sonntagnachmittage waren peinlich und öde gewesen, er hatte sich in einen Gegenstand vertiefen müssen, um darüber Herr zu werden, und daß er es gekonnt, hatte er sich zur Ehre gerechnet. Allmählich war das Bild verblaßt und endlich ganz entschwunden in dem, was jetzt sein Denken erfüllte.

Aber nun war es wieder da, plötzlich greifbar deutlich, wenn auch in veränderter Gestalt, mahnend, fast drohend. Er hatte an sich gedacht, nur an sich, aber was war aus ihr geworden? Wie hatte sie den Schlag

ertragen? Äußerlich tapfer, das wußte er, aber was hatte er gemacht aus dem jungen, aufstrebenden Geist und der reinen hingebenden Seele? Und wie hatte sich ihre Existenz gestaltet? Lebte der Vater noch, stand sie allein? Mußte sie arbeiten wie bisher? Er kam doch so oft in die Stadt, merkwürdig, daß er ihr nie begegnete. Nur hier draußen war ihm zuweilen in der Ferne eine Erscheinung aufgetaucht, die ihn flüchtig an sie erinnerte.

Aber was sollte sie hier suchen? Oder hatte sie geheiratet? Das wäre ja eigentlich das beste, und doch ließ ihm der Gedanke einen unangenehmen Nachgeschmack, er sah sie herabgezogen, er dachte sie sich lieber allein. Wie hatte doch der junge Mann heut', so schlichtweg als ob es sich von selbst verstände, gesagt: „Nun uns das Schicksal einmal zusammengebracht und wir uns lieb gewonnen, wäre es Feigheit, sie im Stich zu lassen." Feigheit, war er feige gewesen mit dem Gefühl einer Heldentat? Wer hatte Recht? Seine Gedanken verwirrten sich wieder, und plötzlich machten sie einen anderen Sprung.

Wenn er jetzt eine Häuslichkeit hätte, wenn es anders gekommen, dann wäre auch Paul Erich geholfen gewesen, der hätte seine Zukunft nicht zu opfern brauchen und er wäre jetzt nicht einsam.

Würde er jemals wieder werden wie vorher? Frei, ruhig, klar.

Er ging ans Fenster, er mußte Luft haben, das Zimmer schien ihn zu erdrücken. Er versuchte den Laden zu öffnen, aber da er den Mechanismus nicht recht kannte, dauerte es eine Weile, bis er nachgab. Dann ging es mit einem Ruck, und gleichzeitig stieß er den Fensterflügel auf.

Aber beinahe mit einem Schrei des Entsetzens prallte er zurück. Denn aus dem Dunkel, unmittelbar vor ihm, starrten ihn ein paar große Augen an. Augen, die ihn an etwas erinnerten, womit er eben beschäftigt.

War es Halluzination? War er auf dem Wege, verrückt zu werden? Aber nein, er trat wieder näher heran, es war keine Täuschung möglich. Deutlich sah er jetzt den zu den Augen gehörenden Kopf und die stämmige Gestalt eines neunjährigen kleinen Jungen, der rittlings auf einem Zweig des großen Kastanienbaumes unter seinem Fenster saß, und ihn auch, offenbar noch gebannt durch den Schreck des plötzlich geöffneten Fensters, unverwandt anstarrte.

Wie kam der Junge dahin, und um diese Zeit, was hatte er vorgehabt?

Diesem wurde entschieden im nämlichen Augenblick seine zweifelhafte Situation klar, er wollte versuchen, eiligst herabzuklettern. In der

Hast ward er unsicher und kam ins Schwanken. Mit schnellem geschickten Griff erfaßte ihn der Professor, hielt ihn fest und zog ihn, ohne auf sein Widerstreben zu achten, ins Zimmer hinein, schloß dann das Fenster und setzte ihn auf die Füße. Da stand er, dunkelrot, halb zornig, halb ängstlich. Der Professor besah ihn sich bei Lampenlicht. Ein hübscher, kleiner Bursch, anständig gekleidet, nur etwas verwildert durch sein Abenteuer, mit leuchtenden, dunklen, neugierigen Augen, die ihn wieder an etwas erinnerten.

Der führte offenbar nichts böses im Schilde. Der Professor setzte sich und zog den Kleinen zu sich heran. „Wie kommst du da oben in den Baum?" fragte er möglichst sanft, um ihn nicht einzuschüchtern.

„Geklettert," antwortete der Kleine, noch etwas beklommen.

„Na, das glaube ich schon, aber was wolltest du gerade hier unter meinem Fenster und im dunkeln?"

„Da sitze ich jeden Abend," war die prompte Antwort.

„Jeden Abend, und zu so später Stunde?"

„Na, es ist heute wohl etwas später wie sonst," sagte der Kleine fast wie entschuldigend, „aber Sie blieben so lange weg und ich hatte noch nichts gesehen".

„Gesehen, was denn?" fragte der Professor, den der kleine Kerl, der jetzt anfing aufzutauen, interessierte.

„Na, durchs Guckfenster, wie du arbeitest und durchs Glas guckst und daran drehst, und die kleinen Platten, und die Lichter in deiner Brille, und alles, es ist so amüsant und so schön, viel schöner wie alles, was ich sonst gesehen," setzte er vertraulich hinzu.

„Und das tust du jeden Abend?"

„Nun seit einer Woche etwa, seitdem sich der Ball hierher verflogen, den mußte ich doch wieder haben, da sah ich das Guckfenster, und seitdem komme ich jeden Abend?"

„Aber müßtest du nicht um diese Zeit längst im Bett liegen?"

Der Kleine machte ein pfiffiges Gesicht. „Müssen, ja, und ich gehe auch ins Bett. Aber siehst du, ich klettere sehr gut, und Tante Valerie hat abends immer furchtbar viel zu tun. Unter meinem Schlafstubenfenster steht auch so ein großer Baum, und dann weiter lauter Bäume, dann geht es wutsch von einem auf den anderen, bis ich hier bin, und dann kann ich nicht weg, es ist zu amüsant," versicherte er noch einmal.

„Und wo wohnt denn Tante Valerie?" fragte der Professor, der bei Nennung des Namens unwillkürlich aufgefahren war.

Na natürlich, Lange Dorfstraße Nr. 75, das weißt du doch; wenn du aus dem Fenster siehst, kannst du beinahe unseren Garten sehen. Aber du kennst doch Tante Valerie?"

„Ich?" fragte der Professor, dem immer wunderlicher zu Mute wurde.

„Tante Valerie kennt dich sehr gut, sie weiß, wo du wohnst und hat mir verboten, in den Garten zu klettern."

„Und deshalb tust du es jeden Abend?"

Der Kleine wurde dunkelrot, aber faßte sich schnell wieder.

„Ja siehst du, ich habe ihr nichts von dem Guckfenster gesagt, sonst hätte sie es wohl erlaubt."

„Und weshalb hast du ihr nichts davon erzählt?"

Er dachte einen Augenblick nach. „Geheimnis," sagte er dann und machte dabei ein so schlaues Gesicht, daß der andere unwillkürlich lächeln mußte.

„Und wo sind denn deine Eltern?" fragte er weiter.

„Ich habe keine, d. h. ich habe eigentlich doch welche," verbesserte er sich, „sie hängen über dem Sofa in der Wohnstube. Aber ich kenne sie nicht, sie sind tot. Alle beide an einem Tage an der Cholera gestorben."

Er hatte offenbar nicht die mindeste Ahnung von der Tragik, die in dieser kurzen Aufzählung lag. „Und da nahm dich Tante Valerie zu sich?"

„Das wird sie wohl getan haben, ich weiß nichts mehr davon, ich war noch so klein. Sie ist die Schwester von Mama, ich war immer bei Tante Valerie."

„Und hast du sie sehr lieb?"

„Lieb, natürlich und ob, aber weißt du, sie ist auch streng, furchtbar streng. Man ist doch zuweilen unartig, dann wird sie böse und macht solche Augen." Er versuchte die Augen nachzumachen.

„Und dann fürchtest du dich vor ihr?"

„Fürchten, nein, das nicht, dazu ist sie zu gut, aber es ist mir schrecklich unangenehm. Und wenn sie abends an mein Bett kommt und mich küßt, dann verspreche ich, nie mehr unartig zu sein und ich nehme es mir auch vor, so fest. Aber ich weiß nicht, wie es kommt, ich vergesse es immer wieder, begreifst du das?"

„Ja, ich begreife es schon," sagte der Professor nachdenklich, „man vergißt oft zu tun, was man sollte, oder weiß auch nicht, was gut ist."

„Ja, nicht wahr," rief der Kleine, „geht es dir auch so? Das will ich Tante Valerie erzählen, die kann es immer nicht begreifen, wie man vergißt, was man doch versprochen hat. Aber weißt du, was ich glaube, daß „gut sein" etwas sehr schweres ist."

Der Professor lächelte. „Du kannst recht haben." Gedankenvoll strich er über den Kopf des Kleinen, dessen Kinderaugen ihn so vertraut ansahen.

„Und was tust du denn den ganzen Tag so?" fragte er dann.

„Na, ich gehe in die Schule, ich muß doch lernen, manchmal finde ich es hübsch und manchmal langweilig. Tante Valerie ist doch auch den ganzen Tag aus, sie arbeitet im Bureau". Das Wort kostete ihm entschieden Mühe und kam sehr drollig von den kleinen Lippen.

„Arbeitet Tante Valerie denn noch immer im Bureau?" entfuhr es dem Professor fast unwillkürlich.

„Na natürlich, wir müssen doch leben. Einer muß arbeiten, sonst können wir nicht essen, sagt Tante Valerie, aber wenn ich groß bin, dann braucht sie es nicht mehr zu tun, dann kann sie im Lehnstuhl sitzen und ich arbeite für sie, das haben wir schon miteinander ausgemacht, aber bis dahin ist es noch sehr lange. Weißt du, was ich möchte?" sagte er nach einer Weile Besinnens, „Werden, was du bist und auch durchs Glas gucken und kleine Sterne und Fäden wachsen sehen und wissen, wie das alles inwendig ist."

„Aber, was weißt du denn von Sternen und Fäden, die kannst du doch durch das Guckfenster nicht gesehen haben."

„Nun, von Tante Valerie, die hat mir das alles schon lange erzählt, darum fand ich es gerade so schön, hier herein zu gucken, nur die bunten Farben, von denen sie sagt, die habe ich nie sehen können."

„Soll ich dir einmal etwas zeigen?" fragte der Professor, den es immer freute, Interesse zu finden und dem grade das kindlich Naive im Eifer des Kindes Spaß machte. Das Gesicht des Jungen strahlte. Er hob ihn aufs Knie, und wie die weiche, warme, kleine Gestalt sich so vertraulich an ihn lehnte, überkam ihn ein seltsam wohliges Gefühl. Er suchte nach einem Präparat, legte es unters Mikroskop, drehte an der Schraube und ließ den Kleinen hineinsehen. Anfangs blieb er still und mußte sich erst zurechtfinden. Dann kam ein Ausbruch des Entzückens. „O, Eisblumen, bunte leuchtende Eisblumen, in allen Farben, grün, rot, wie schön, wie schön, das muß Tante Valerie auch sehen." Er konnte keine Worte finden für sein Entzücken über all die Wunder, die er sah. Fortwährend entdeckte er etwas neues und meinte schließlich: „Das ist schöner wie alles, was ich bis jetzt gesehen, hast du noch mehr?"

Der Professor geriet nun auch in Eifer, aber plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß der Junge doch nach Haus müßte, ins Bett, daß man sich ängstigen würde um ihn.

„Heut nicht mehr," sagte er, „du mußt fragen, ob du wiederkommen darfst, jetzt nicht, es ist sehr spät, du mußt nach Haus."

Der Kleine erschrak. „Ist es schon sehr spät, ist es schon zehn? Um zehn kommt Tante Valerie nachsehen, dann muß ich im Bett sein. Bitte, mach das Fenster auf, ich muß schnell nach Haus."

„Ich werde dich bringen," sagte der Professor kurz entschlossen.

„Kannst du denn auch klettern?" meinte der Kleine bedenklich.

„Das gerade nicht, aber es braucht auch nicht über die Bäume zu gehen, wir machen die Haustüre auf und gehen über die Straße, du zeigst mir, wo du wohnst, und ich bringe dich selbst ins Haus."

Der Kleine, dem die Situation etwas unbehaglich geworden, war es zufrieden. Er ließ es sich auch gefallen, daß ihn der Professor, da er keinen Überzieher und Mütze hatte, um ihn vor der Nachtluft zu schützen, unter seinen großen Mantel nahm.

So wanderten sie die stille Dorfstraße entlang, nur wenig Lichter aus den zerstreut liegenden Häusern, die meist inmitten großer Gärten lagen, erhellten den Weg. „Jetzt sind wir gleich da," sagte der Kleine mehrmals ermutigend. Aber je näher sie kamen, desto langsamer wurde der Schritt, desto zaghafter klopfte dem sonst so ruhigen Manne das Herz.

Was würde er finden und wie würde die Begrüßung sein?

Das Kind an seiner Seite enthob ihn plötzlich weiteren Erwägungen. Mit einem Ruck riß es sich los, öffnete eine Gartenpforte und stand schon vor einem kleinen Haus, ehe er noch den Garten durchschritten hatte. Oben wurde ein Fenster geöffnet. „Bist du es, Henri?" tönte es heraus.

„Ja, Tante Valerie, und ich habe noch jemand mitgebracht."

Das Fenster wurde geschlossen und eilige Schritte kamen die Treppe herab und die Haustüre wurde geöffnet. Mit einem Aufschrei stürmte der Junge herein und hing sich an den Hals der Frau, die der Professor von draußen nur als dunkle Gestalt unterschied. „Sei nicht böse, Tante, ich erzähle dir alles, ich habe etwas erlebt, und ich habe dir jemand mitgebracht, an den du nicht denkst."

„Ich sollte sehr böse sein," antwortete die Stimme von drinnen, „aber ich bin zu dankbar, daß du da bist, was hast du mir für Angst gemacht, aber wer steht da noch draußen?"

Der Professor trat in die Tür, in dem Augenblick fiel das Licht der Flurlampe hell auf beider Gesicht, und er sah, daß sie ihn erkannte.

Einen Moment zuckte es wie Erschrecken über ihr Gesicht, dann streckte sie ihm einfach die Hand entgegen. „Bitte kommen Sie herein, Herr Professor, und haben Sie Dank, daß Sie mir den Ausreißer zurück-

gebracht. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich will eben nur meinen Jungen hinaufbringen und sorgen, daß er sich nicht erkältet. Henri, gib dem Herrn Professor die Hand und bedanke dich schön."

Henri gab nicht nur die Hand, er bot auch sein Mündchen zum Kuß, und wieder überkam den Professor das wohlige Gefühl, als die reinen weichen Kinderlippen die seinen berührten.

Sie waren ins Zimmer getreten, nun blieb er allein und sah sich um. Es war ein wohnliches Gemach in all seiner Einfachheit. Auf einem großen Schreibtisch am Fenster brannte eine helle Lampe, Papier und Feder lagen darunter und schienen eben noch benutzt. In der Ecke stand ein Mikroskop, und einige Fläschchen und Gläser zeigten, daß auch damit gearbeitet war. Über dem Sofaplatz an der Mitte der Wand hingen zwei schöne, etwas verblichene große Photographien, offenbar die Eltern des Kindes, er erkannte es an der Ähnlichkeit, besonders mit der Mutter. Das waren dieselben großen dunklen Augen von Valerie, die ihm gleich die Erinnerung wach gerufen. Es war ein gemütliches Zimmer, ein so persönlicher Raum, dem man den Menschen ansah, der darin wohnte, praktisch und doch mit Sinn für Schönheit.

Er hatte nicht lange Zeit, seinen Betrachtungen nachzuhängen, denn Valerie erschien wieder. Jetzt war sie völlig unbefangen. Sie dankte ihm noch einmal, nötigte ihn, Platz zu nehmen, setzte sich in einen kleinen Sessel ihm gegenüber und suchte gewandt, ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen.

Das aber konnte der Professor nicht aushalten, ihm war das Herz zu voll nach allem, was er heut Abend erlebt, und es war ihm kaum möglich, ihren Worten zu folgen. So unterbrach er sie mitten im Satz, streckte ihr über den Tisch die Hand hin und sagte bewegt: „Fräulein Valerie, da wir uns einmal so wiedergefunden, sagen Sie mir erst, haben Sie mir vergeben?"

Einen Augenblick schwieg sie betroffen, dann glitt ein feines Lächeln über ihr Gesicht. „Vergeben und vergessen, Herr Professor, machen Sie sich darum gar keine Sorge," und da er sie befremdet, fast enttäuscht ansah, fuhr sie fort: „Da Sie das Gespräch einmal darauf gebracht, will ich ehrlich sein, warum auch nicht, es ist ja lange her. Als Sie mir damals so kurz den Abschied gaben, habe ich sehr gelitten, mehr als ich Ihnen heut zu sagen brauche, und Ihnen auch gezürnt von ganzem Herzen, aber es hat nicht lange gedauert. Bald danach erkrankte mein Vater." Sie schwieg und sah ein Weilchen wie von Erinnerungen überwältigt vor sich hin.

Er sah sie an, auch vor seine Seele trat wieder die Gestalt des alten Mannes, an den er so lange nicht mehr gedacht. Wie unnatürlich doch eigentlich, daß er sich nie mehr um die beiden Menschen bekümmert. „War Ihr Vater lange krank?“ frug er, um sie aus ihrem Sinnen zu reißen.

Mit einem leisen Seufzer fuhr sie empor. „Ja, es war ein langes schweres Krankenlager, das all meine Zeit und Kräfte in Anspruch nahm und mir gar keine Zeit mehr ließ, meinem persönlichen Verlust nachzutrauern. Mein alter Vater war wie ein Kind, ich mußte ihn pflegen und hüten und war oft so müde, so müde. Ich vergaß alles andere. Und als ich ihn dann endlich zur letzten Ruhe gebettet und nach dem ersten Schlag mich in meiner Einsamkeit wieder auf mich selbst besann, da erwachte ich wie ein Mensch mit anderen Augen und Sinnen.“

„Und hatten mich vergessen.“

„Nein, nicht vergessen.“ Sie sah ihn voll an. „Ich fing nur an, Sie zu begreifen. Ich war ja Ihren äußeren Lebenswandlungen aus der Ferne gefolgt, wußte von Ihren Erfolgen. Und nun sah ich Sie auch zuweilen, sah, wie Sie so sicher Ihres Weges gingen, so stolz und unbekümmert, so ohne jedes Zeichen von Reue oder Kummer, und da begriff ich, daß Sie mich nie geliebt.“

„Doch, doch,“ unterbrach er sie erregt, „ich wußte es nur selbst noch nicht.“

Sie wehrte leicht mit der Hand ab. „Ich meine, was ich Liebe nenne, das große, starke Gefühl, das jede Kluft überbrückt und jeden Zweifel ausschließt. Und wie ich das einmal begriffen hatte, da habe ich Ihnen nicht mehr gezürnt, ich habe Sie bewundert und auch ein klein wenig bemitleidet. Ich wußte nun, daß Sie ein Wesen anderer Art seien als wir, größer in der intensiven Hingabe an Ihren Beruf, aber auch ärmer, weil kein zweites menschliches Gefühl in Ihrer Brust Platz hat. Ich aber war auch sehr einsam geworden, und das Haus, in dem mein lieber alter Vater mir überall fehlte, war mir sehr leer und die Abende sehr lang. Ach die Abende, ich kann Ihnen nicht sagen, wie öde, wie zwecklos sie mir oft erschienen.“

„Bis dann der Kleine zu Ihnen kam?“ fragte der Professor.

„Ja, bis Henri kam, aber das war noch nicht gleich, damals lebten seine Eltern noch und waren gerade hierher gezogen. Ich stand meiner Schwester recht nahe und war oft dort im Haus, wo es immer fröhlich und herzlich zuging, aber dann drückte mich die Leere und Öde in meinen Räumen doppelt.“

„Und konnten Sie nicht zu ihnen ziehen?“

„Das ging aus verschiedenen Gründen nicht gut, auch wollte ich meine Freiheit nicht gern opfern. Aber ich brauchte etwas, was mein Leben mehr ausfüllte und die Gedanken abzog."

„Und so kamen Sie zu dem da?" Er deutete auf den Schreibtisch mit ihrem Arbeitsgerät.

„Ja, so kam ich zu dem da? Ich weiß nicht mehr, war es ein plötzlicher Gedanke oder ein langsam reifender Plan? Kurz, ich beschloß, den schönen Sommerwochen nicht mehr zwecklos nachzutrauern, sondern Nutzen daraus zu ziehen, mich weiter zu bilden auf der Grundlage, die Sie gelegt und in dem Sinn, wie es Ihnen Freude gemacht haben würde."

„Und wer half Ihnen dabei?"

„Ich ging zu einem meiner alten Lehrer, der sich immer für meinen Lerneifer interessiert, Sie kennen ihn, Dr. Keller. Der hat mir geholfen mit Rat und Tat, und manche Stunde habe ich in seinem Arbeitszimmer bei ihm gesessen. Er machte, daß ich weiter kommen konnte, da waren noch so viele Lücken, und es ging erst mit Fallen und Aufstehen."

„Und dies Instrument?"

„Das konnte ich mir bald selbst kaufen, ich brauchte ja sonst so wenig. Und da kam erst das Wahre."

„Und Sie fanden Befriedigung und Freude in der Arbeit?"

Wie nahe sie ihm gerückt war geistig, ihm nahe geblieben, ohne daß er es wußte.

„Ja, Ruhe und Befriedigung und bald reine Freude. Bis dann die zweite Wandlung in meinem Leben kam."

„Sie meinen in Gestalt von Henri?"

„Ja, in Gestalt von Henri. Sie erinnern sich gewiß noch an den heißen Sommer, der hier auch die Cholera brachte, der so viele zum Opfer fielen. Mein Schwager war einer der ersten, die Schule hier draußen, wo er Lehrer war, wurde zu spät geschlossen, es waren schon Fälle vorgekommen und verschwiegen. Er erlag der Ansteckung, am selben Tage legte sich meine Schwester. Fürchterliche Tage, von denen ich noch heute kaum sprechen kann. Nur das Kind blieb am Leben, „Petit Henri", wie ihn seine Mutter immer nannte."

„Und das Kind kam gleich zu Ihnen?"

„Ja, oder eigentlich ich zu ihm. Ich zog in die kleine Wohnung meiner Geschwister, in der Sie mich heut' noch sehen. Henri war ein herziges Bürschchen, ich hatte viel verloren, aber auch gewonnen. Und nun ist mein Leben durch ihn so reich geworden, so ausgefüllt, daß ich mir nichts anderes mehr wünsche. Und wie dankbar war ich, daß mich

nichts band, daß ich mich ihm ganz widmen konnte. Wenn es mir nun nur glückt, einen guten, tüchtigen Menschen aus ihm zu machen, der einmal etwas leistet oder wenigstens seinen Platz in der Welt ausfüllt!"

„Um den Jungen ist mir nicht bange, er ist gut und klug und hat Sie sehr lieb."

„Ja, er hat ein gutes Herz und einen hellen Kopf, aber er ist auch sehr schwer zu behüten. Sie glauben nicht, auf was für Dinge er verfällt. Jetzt ist ja alles kindlich und verhältnismäßig harmlos, aber es kommt darauf an, seinen Unternehmungsgeist in die rechten Bahnen zu lenken, und das ist für mich oft nicht leicht. Aber wenn es mir nur gelingt, sein Vertrauen und seine Liebe zu behalten, dann komme ich wohl schon weiter. Und Sie glauben nicht, wieviel ich in anderer Weise schon an ihm habe, — doch nun habe ich Ihnen genug von uns erzählt, sagen Sie mir nun noch eben, wie es Ihnen ergeht. Ihr Leben ist ausgefüllt?"

Der Professor antwortete nicht gleich. Er hatte sie immer und immer wieder ansehen müssen, gebannt von ihrer schlichten Erzählung und dem alten Zauber ihrer Erscheinung. Die Jahre hatten sie äußerlich nur wenig verändert, das feine Gesicht war etwas schmaler geworden, dadurch erschienen die dunklen Augen noch größer, aber in ihrem Wesen war sie gewachsen in erstaunlicher Weise. Sie hatten jetzt die Rollen getauscht, sie war die Sichere, die Gewandte, und er war fast zaghaft in dem, was er noch zu sagen hatte. Aber es mußte heraus. Er gab sich innerlich einen Ruck und sagte, möglichst seine Bewegung verbergend: „Zunächst lassen Sie mich Ihnen danken für diesen Abend und für alles, was Sie mir gesagt und damit gegeben haben. Und dann möchte ich noch eine Bitte aussprechen. Sie fragten, wie es mir erginge. Ehe Ihr Kleiner heut' Abend zu mir kam, hatte ich etwas erlebt, was mich sehr einsam macht und alle meine Zukunftspläne über den Haufen wirft." Interessiert und fragend sah sie zu ihm auf. War nun etwa die große Liebe über ihn gekommen und mußte er nun leiden, wie sie einst? Sie sah, daß er die Frage in ihren Augen las, aber er setzte hinzu: „Ich hatte mein Herz an einen jungen Menschen gehängt, der mir Schüler, Arbeitsgehilfe und lieb wie ein Sohn war. Verhältnisse, an denen wir zunächst nicht rütteln können, schieben ihn in eine andere Bahn. Er läßt mich allein, und ich fühle, daß ich das jetzt nicht vertrage. Ich bin sehr bedürftig, brauche Freundschaft und Zuspruch. Daß wir heut' Abend gerade zusammengeführt sind, ist kein Zufall. Darf Henri mich besuchen und darf ich ihn lehren, so zwischendurch, wozu der Junge Lust und

Begabung hat, und darf ich auch Sie zuweilen sehen?" Ein leichtes Erröten glitt über ihr Gesicht, das sie noch jünger erscheinen ließ.

Sie besann sich einen Augenblick, dann sagte sie einfach: „Ja, warum nicht? Henri darf Sie gern besuchen und bei Ihnen lernen, als Belohnung, wenn er seine Schularbeiten gemacht hat. Es wird für den Jungen gut sein, und er tut es sicher nur allzugern. Und wenn Sie mich sehen wollten — wir könnten ja gelegentlich wieder einen Sonntagsspaziergang machen, und Henri begleitet uns. Ist Ihnen das recht? Sie sind mir ja auch wie ein Stück Vergangenheit."

Sie stand auf, er fühlte, er war entlassen. Sie geleitete ihn an die Tür. Noch ein warmer Händedruck, ein „Auf Wiedersehen", und er stand draußen.

Es war inzwischen recht kalt geworden, die Sterne, die vorher nur als kleine Pünktchen in Wolkenschleiern sich verloren, blitzten jetzt in voller Pracht zwischen den Bäumen am dunklen Nachthimmel, aber er sah sie nicht.

Er sah auch nicht, wie er tief in Gedanken dahinschritt, die weißen Nebel, die aus Garten und Wiesenland aufstiegen, noch das einsame Licht, das aus seinem Arbeitszimmer weit auf den Weg hinausleuchtete.

Er sah vor sich nur die Zukunft, wie sie sich ihm unter den Offenbarungen dieses Abends gewandelt, weit und hell aufsteigend aus dem Nebel, der ihn eben noch umhüllt.

Er sah Paul Erich, nicht mehr allein, sondern mit seiner jungen Braut, nicht ärmer geworden, nein, doppelt reich. Er sah ein Freundeshaus, das sich der Heimatlosen öffnete.

Er sah sein eigenes Haus sich weiten, er sah Arme und Hände, die nach ihm griffen, ihn hielten und hineinzogen in eine neue Welt.

Und unwillkürlich reckte er sich in die Höhe, wie um sich deutlich zu machen, daß er die Kraft hätte, auch in dieser neuen Welt mit ihren neuen Forderungen der zu bleiben, der er gewesen, gerade und rechtaus den Weg zu gehen, den er sich vorgezeichnet und zu vollenden, was er begonnen.

Universität und Volksschullehrer.

Von

W. Rein.

Die diesjährige Königsberger Lehrerversammlung hat in der Entwicklung der betr. Frage einen an sich interessanten, aber jedenfalls keinen folgenreichen Entschluß gefaßt. Die Mehrheit hat unter Verwerfung der maßvollen Leitsätze des Referenten K. Muthesius-Weimar nachstehende Thesen radikaler Natur angenommen:

„1. Die Universitäten als Zentralstellen wissenschaftlicher Arbeit sind die geeignetste, durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzende Stätte für die Volksschullehrerbildung.

2. Für die Zukunft erstreben wir daher die Hochschulbildung für alle Lehrer.

3. Für die Jetztzeit dagegen fordern wir, daß jedem Volksschullehrer auf Grund seines Abgangszeugnisses vom Seminar die Berechtigung zum Universitätsstudium erteilt werde."

Dagegen stelle ich folgende Leitsätze auf:

1. Die Universitäten sind in ihrer gegenwärtigen Verfassung vollständig ungeeignet für die Ausbildung der Volksschullehrer, wohl aber erscheinen sie als Zentralstätten wissenschaftlicher Arbeit dazu berufen, der Fortbildung der Lehrer zu dienen.

2. Jeder Lehrer soll auf Grund seines Seminarabgangszeugnisses an jeder Universität immatrikuliert werden können, wie dies bereits an vielen Universitäten der Fall ist.

Die Königsberger Sätze sind, wie es scheint, beschlossen worden wesentlich mit Beziehung auf die Hebung des Standes; meine Thesen sind niedergeschrieben zunächst mit Rücksicht auf das Wohl und das Gedeihen unserer Volksschulen und dann erst unter Berücksichtigung der Standesinteressen.

Die Königsberger Sätze nehmen ihren Standort im Lehrerstand, die meinigen im Volksschulwesen.

Die Königsberger Sätze sind, wie es scheint, der Ausfluß einer lang angesammelten Abneigung gegen die Lehrerseminare; die meinigen wissen

nichts davon, weil sie die Lehrerseminare für notwendig, aber allerdings für reformbedürftig halten.

In der Frage, ob Seminare im Bildungsgang der Lehrer nötig seien oder nicht, scheiden sich die Geister; damit auch die Königsberger Sätze von den meinigen. Im übrigen stimmen wir überein. Nach dem Königsberger Ideal soll die Volksschullehrerbildung verlaufen wie die der Juristen, Mediziner, Theologen und Philologen: also Absolvierung einer neunklassigen höheren Schule (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule); sodann vierjähriger Universitätsbesuch, Staatsprüfung, Anstellung im Volksschuldienst.

Das bedeutet einen radikalen Bruch mit allen Überlieferungen und bisherigen Entwicklungen des Ganges der Lehrerbildung.

Nach meiner Auffassung, die der historischen Entwicklung gerecht werden will, würde die Ausbildung der Volksschullehrer künftig etwa so zu verlaufen haben:

1. Allgemeine Bildung, erworben auf verschiedenen Wegen:
   a) in einer Volksschule mit folgender Realschule (und Selekta), Rekrutierungsbezirk das Land;
   b) in einer Realschule mit Selekta, Rekrutierungsbezirk die kleineren Städte;
   c) in einer Oberrealschule, Rekrutierungsbezirk die größeren Städte.
2. Fachbildung: Das zweijährige Lehrerseminar.
3. Provisorische Anstellung.
4. Fortbildung auf der Universität mit abschließender Staatsprüfung.

Welcher Gang ist für die Jugend der breiteren Schichten unseres Volkes der ersprießlichere? Das soll die Haupt- und Grundfrage bleiben; sie ist die allein maßgebende.

Indem wir uns derselben zuwenden, muß daran erinnert werden, daß die Königsberger Sätze die Umwälzung der Lehrerbildung nicht für jetzt, sondern für die Zukunft fordern. Die Ausbildung der Volksschullehrer an der Universität ist das Endziel, dem zuzustreben sei; vorläufig solle man sich mit der Eröffnung der Hochschulen begnügen. Letztere Forderung machen wir, wie gesagt, zur unsrigen; die erstere nicht, mag sie auch in die weiteste Zukunft hineingeschoben werden.

Es ist kein erstrebenswertes Ziel, dem man all seine Kräfte zuzuwenden hätte. Es ist ein Irrlicht, das die Lehrer von der Aufgabe wegführt, der sie dienen wollen. Es birgt die Gefahr in sich, daß alles Errungene auf dem Gebiet der Volksbildung in Frage gestellt wird.

Offenbar liegt ihm der Gedanke einer Gleichstellung mit anderen höheren Berufen zugrunde, was stark an Schablonentum erinnert. Auch der Vorwurf der Oberflächlichkeit der Auffassung liegt nahe, da vorher gar nicht untersucht worden ist, ob denn der Bildungsgang der Juristen, der Theologen und Philologen ein so idealer sei, daß man ihn ohne weiteres auf die Ausbildung der Volksschullehrer übertragen solle.

Denken wir vor allem an die Lehrer für höhere Schulen. Ihr Bildungsgang schwebte offenbar der Königsberger Mehrheit als Ideal vor. Treten wir ihm ein wenig näher mit der Frage: wie war er früher gestaltet? Er vollzog sich in drei Schritten: Absolvierung des Gymnasiums oder Realgymnasiums; Absolvierung der Universität; Eintritt in die Praxis der höheren Schulen. Gegen diesen Gang hatte sich mit der Zeit ein so gewaltiger Sturm der Entrüstung von allen Seiten erhoben, daß sich die Preußische Regierung genötigt sah, die Ausbildung zu vervollständigen und nach der Absolvierung der Universitätszeit Seminare an einer Anzahl höherer Schulen einzurichten, um die Kandidaten durch einen zweijährigen praktischen Dienst, in dem Theorie und Praxis verbunden sind, für ihren Beruf tüchtig zu machen.

Also um das pädagogische Seminar kommt man in keinem Fall herum. Und wenn ein großer Teil der Volksschullehrer jetzt das Seminar verwirft, es würde sich, vorausgesetzt, daß der gleiche Bildungsgang wie der der Gymnasiallehrer für sie eingeführt würde, mit gleicher Notwendigkeit bei ihnen einstellen, wie es sich bei den Lehrern für höhere Schulen eingestellt hat. Das vielgehaßte Seminar würde wieder erscheinen, nur mit dem Unterschied, daß es nicht vor, sondern nach der Universitätszeit liegt. Was damit gewonnen sein soll, vermögen wir nicht einzusehen, zumal das Gymnasialseminar keineswegs ein Ideal darstellt. Wir sehen nur dies, daß man sich aus gesicherten Grundlagen in Experimente hineinbegeben würde, die die Höhe unseres Volksschulwesens ernstlich in Frage stellen können.

Der Königsberger Mehrheit muß daher gesagt werden: Ihr habt die Seminare aus dem Bildungsgang ausgeschieden, weil ihr den gleichen Weg gehen wollt, wie die Lehrer der höheren Schulen. Ist aber dieser Weg in Wahrheit der bessere? Stehen die Lehrer der Gymnasien an pädagogischem Takt, an Liebe zur Jugend, an methodischem Geschick so viel höher, als die Lehrer der Volksschulen?

Und darauf kommt es im Jugendunterricht in letzter Linie doch an. Der tiefste Einfluß auf die jugendlichen Gemüter geht nicht von den gelehrtesten, sondern von den besten Lehrern aus, d. h. von denen,

die mit gründlichen Kenntnissen Charakter verbinden, ihr ganzes Herz in ihre Tätigkeit legen, ihren Beruf wirklich lieben.

Nur zu oft wird dies übersehen. Wer den Bildungsgang der Oberlehrer für den idealsten und nachahmenswertesten hält, sieht nur die Richtung auf die Aneignung des Wissens, kennt nur die eine Seite des Lehrerberufs, eine zwar notwendige — aber nicht ausschlaggebende.

Letztere soll in den Seminaren geweckt und gepflegt werden, die dem Wissen die praktische Richtung auf die Erziehung der Jugend verleihen, wodurch es nicht an Würde verliert, sondern vielmehr gewinnt, da es dem Leben dienstbar gemacht wird. Das sollen die Seminare leisten. Ob sie es freilich immer getan haben, muß bezweifelt werden. Der Haß, der sich namentlich in Preußen gegen sie angesammelt hat, ist kein unberechtigter. Wie oft waren die Lehrerbildungsanstalten Verbildungsschulen. Kasernenmäßig eingerichtet, herrschte häufig der Drill vor; der Bildungshunger der jungen Leute fand wenig Nahrung; der kirchliche Memoriermaterialismus feierte Triumphe und zerstörte die religiösen Keime; die Enge des Lebens und die Engherzigkeit der Auffassung ließ es nicht zur freudigen Erfassung des Berufes kommen. Und was für eine Art Pädagogik wurde in ihnen häufig weitergegeben! Darüber schweigen wir lieber.

Und trotzdem ist unser Volksschulwesen so hoch gekommen? Steht dies nicht im Widerspruch? Nein; denn unter der großen Zahl von Lehrerbildungsanstalten hat es immer solche gegeben, die unter tüchtiger Leitung Gutes geleistet haben; und unter der großen Zahl von Seminarzöglingen waren immer viele, die trotz des mangelhaften Unterrichts und der falschen Erziehung nicht Schaden litten an Geist und Gemüt und rüstig an unser Jugend arbeiteten, ein gutes Zeugnis für die Kraft, die in unserem Volke steckt. Selten war wohl auch ein Seminarlehrerkollegium so gottverlassen, daß nicht wenigstens einer aus ihm Einfluß auf die Seminaristen gewonnen hätte, bei dem sie Halt und Hilfe finden konnten.

Die Beseitigung der Lehrerseminare aus dem Bildungsgang dürfte ferner deshalb sich verbieten, weil diese Anstalten auf dem besten Wege sind, sich zu außerordentlich leistungsfähigen höheren Schulen auszubilden. Dafür sprechen drei Tatsachen: 1. die bessere Ausrüstung der Seminaristen mit einer tüchtigen Allgemeinbildung, in der der intensive Betrieb einer modernen Fremdsprache nicht fehlt; 2. die Ausgestaltung der Seminare zu pädagogischen Fachanstalten; 3. die bessere Vorbildung der Seminarlehrer auf der Universität. Soviel Wünsche auch hier noch ausstehen — man denke nur an die mangelhafte Ausstattung der Präpa-

randenanstalten, deren Berechtigung ernstlich in Zweifel gezogen werden muß, da sie besser in gut ausgestattete Realschulen umzuwandeln sind — der Weg des Fortschritts ist betreten und kann nicht wieder verlassen werden, solange unser Volk überhaupt eine aufsteigende Linie einhält. Die letzte Seminarreform in Preußen aus dem Jahr 1901 bedeutet einen so großen Fortschritt, daß es schwer begreiflich ist, wie man angesichts solcher Errungenschaften mit einem Satz die Existenz dieser Anstalten in Frage stellen kann.

Was den Seminaren allerdings jetzt noch vielfach fehlt, ist ein tüchtiges, gut vorbereitetes Lehrerkollegium. Dafür haben, wie gesagt, die Universitäten zu sorgen. Freilich die preußischen können es so lange nicht, als sie keine pädagogischen Lehrstühle besitzen. Und so wird dort die Seminarreform vorläufig mehr oder weniger auf dem Papier bleiben, bis in den führenden Kreisen des Preußischen Staates die Einsicht durchgedrungen ist, daß unsere Universitäten nicht nur Oberlehrer, sondern ebenso auch Seminarlehrer auszubilden haben.

Hierauf legte der Referent der Königsberger Versammlung mit Recht das Hauptgewicht. Aber er wurde nicht gehört. Man wollte ihn nicht hören, weil man an der Zukunft der Lehrerseminare verzweifelte. Aber so liegt die Sache nicht. Man möge auch folgendes beachten.

Was den Volksschullehrer auszeichnet vor anderen Lehrerkategorien, ist seine Vielseitigkeit. Er muß in den humanistischen Fächern so gut wie in den naturwissenschaftlichen Fächern bewandert sein, dazu eine künstlerische Ausbildung in Musik, Zeichnen, Turnen empfangen haben. Denn in allen diesen Gegenständen soll er unterrichten können, nicht nur in den Volksschulen, sondern auch auf den höheren Stufen der Fortbildungsschulen. Man denke vor allem auch an die große Zahl der einklassigen Schulen auf dem Lande! Und nun stelle man sich vor, daß der künftige Volksschullehrer von der Oberrealschule aus in die Universität eintritt, die ihn ausbilden soll. Pädagogik mit ihren Teilen, allgemeine Didaktik und spezielle Methodik gibt es dort nicht, oder nur ausnahmsweise. Dafür allerdings die Grundwissenschaften, Ethik und Psychologie, Physiologie und Hygiene, und die reiche Fülle der einzelnen Fachwissenschaften, deren jede an der Universität in ausgedehntem Maße getrieben wird. Durch alle, die zur philosophischen Fakultät, mit Ausnahme der alten Sprachen, gehören, soll der künftige Volksschullehrer hindurchgehen, denn in allen soll er künftig unterrichten. Muß er nicht unter solcher Last erliegen? Wie viel besser hat es da der klassische Philolog, oder der Neusprachler, oder der Naturwissenschaftler, oder der Mathematiker! Sie haben ein

übersehbares Feld ihrer Studien vor sich; und das geht zuweilen bereits über die Kraft eines einzelnen. Die gleichmäßige Beherrschung vieler Zweige der philosophischen Fakultät dürfte sich gar bald als ein Ding der Unmöglichkeit herausstellen. Wir brauchen diesem Gedanken nicht weiter nachzugehen. Die Forderung, jeder Volksschullehrer solle seine Ausbildung auf der Universität erhalten, macht zwar dem Herzen der Königsberger Mehrheit alle Ehre, aber der Reife ihres Urteils stellt sie kein günstiges Zeugnis aus.

Der Volksschullehrer soll in vielen, der Oberlehrer braucht nur in wenigen Sätteln fest zu sein. Daran läßt sich nichts ändern. Die Verhältnisse bedingen es. Deshalb ist die Analogie mit dem Bildungsgang der Oberlehrer von vornherein hinfällig. Der Weg für die Ausbildung der Volksschullehrer soll, mit dem der Oberlehrer verglichen, gleichwertig sein, aber nicht gleichartig. Die Gleichwertigkeit wird darin zum Ausdruck gebracht, daß jeder Volksschullehrer die Möglichkeit besitzt, durch die Universität hindurchzugehen, wie es jetzt schon eine ganze Anzahl tun. Aber deshalb braucht ihr Bildungsgang nicht schablonenhaft dem der Oberlehrer nachgebildet zu sein. Man möge vielmehr einen Vorzug darin sehen, daß dieser Bildungsgang in individueller Gestaltung den Bedürfnissen unseres Volkslebens gerecht wird.

Neben dem Wunsche der Gleichstellung mit den Oberlehrern mischte sich in die Königsberger Beschlüsse auch offenbar der Gedanke ein, daß die Universitätsbildung Befreiung von der kirchlichen Aufsicht mit sich bringen werde. Dadurch aber wird die Frage der Lehrerbildung wieder auf das persönliche Gebiet hinübergeschoben, wogegen wir Verwahrung einlegen im Interesse einer objektiven Untersuchung. Diese hat allein danach zu fragen: welche Art der Lehrerbildung kommt unserem Volke am meisten zu gute. Die Frage der geistlichen Schulaufsicht darf besser damit nicht verquickt werden. Sie liegt auf einem anderen Felde und ist ja längst reif zur Beantwortung. Hätten wir nur überall ein einsichtiges Kirchen- und Schulregiment, das den guten Willen besäße, durchzugreifen, so wäre längst schon eine reinliche äußere Scheidung der Kirche und Schule vollzogen, um eine befreundete Stellung der beiden für unser Volksleben so wichtigen Mächte herbeizuführen. Neuerdings mehren sich hierfür aus dem Kreise der Geistlichen die Stimmen, nachdem unter der Lehrerschaft die Einigkeit längst hergestellt ist, die darin gipfelt, durchgehends Fachaufsicht zu fordern, wie jeder andere Stand sie besitzt. Und die Trennung von Kirche und Schule wird kommen. Es ist ein Prozeß, der durch weltliche oder geistliche Macht verzögert, aber nicht verhindert

werden kann. Wir lehnen es hier nur ab, die Lehrerbildungsfrage mit der Aufsichtsfrage zu verquicken, da letztere als Unterströmung die Stimmung so sehr beeinflussen kann, daß erstere in falsche Bahnen gedrängt wird. Die Abneigung gegen die Lehrerseminare hat dies schon genügend besorgt; es bedarf nicht eines neuen Gefühlsmomentes da, wo ein objektives Urteil den Ausschlag zu geben hat.

Dieses wird nicht umhin können, den gegenwärtigen Zustand unserer Universitäten bei der vorliegenden Frage in Betracht zu ziehen.

Daß die Universitäten in ihrer gegenwärtigen Verfassung und Einrichtung durchaus ungeeignet sind, die Ausbildung der Lehrer zu übernehmen, geben die Königsberger Beschlüsse insofern zu, als sie sich bewußt sind, daß sie mit ihrer Forderung nur ein Endziel aufgestellt haben. Bis man dahin gelangen werde, können Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte vergehen. In der Zwischenzeit würden die Universitäten wohl Wandlungen durchmachen, die sie zur Verwirklichung des Endziels geeignet erscheinen lassen. Das ist die stillschweigende Voraussetzung.

Da diese ganze Frage in eine dunkle Zukunft hineingeschoben wird, könnten wir der weiteren Auseinandersetzung hier überhoben sein. Um aber eine Schwierigkeit wenigstens anzudeuten, die auch in der Folgezeit bestehen wird, sei folgendes hervorgehoben. Im Reich gibt es gegenwärtig 235 Lehrerbildungsanstalten, wozu noch 26 Lehrerinnenseminare kommen. Die Arbeit dieser 261 Anstalten soll künftig nach den Königsberger Beschlüssen von den 21 Universitäten im Reich übernommen werden, d. h. nach dem Wegfall der Seminare werden rund 21000 angehende Lehrer und Lehrerinnen — denn letztere würden wohl einzuschließen sein — in die Universitäten eintreten. Jede Universität würde also bei gleicher Verteilung um 1000 Studierende wachsen. Das könnte ja noch erträglich erscheinen; in Wirklichkeit würde die Verteilung wahrscheinlich sehr ungleichmäßig vor sich gehen. Die Folgerungen hieraus zu ziehen überlasse ich dem Leser. Ich möchte nur noch darauf hinweisen, daß die angegebenen Zahlen mit der steigenden Volkszahl in Zukunft wohl eine weitere Steigerung erfahren dürften, während Neugründung von Universitäten voraussichtlich auf lange Zeit hin ausgeschlossen erscheint. Man überlege sich die Schwierigkeiten, die mit der Massenanhäufung von Studierenden verbunden sind, nach allen Seiten hin recht sorgfältig, und man wird zugeben müssen, daß hier kein ideales Endziel zu suchen ist. Denn, um noch eins zu erwähnen, wo sollen die Übungsschulen herkommen für diese Massen, die doch in keinem Fall auf Einführung in die pädagogische Praxis verzichten wollen?

Allerdings liegt hier ein Einwand nahe. Nach unseren Vorschlägen, die ja auch darauf gerichtet sind, daß jeder Lehrer in Zukunft eine Zeitlang die freie, frische, anregende Luft unserer Universitäten genießen soll, würde ja wohl die gleiche Schwierigkeit sich geltend machen. Allein es ist doch ein großer Unterschied. Er liegt darin, daß nach unserem Vorschlag erstens der Eintritt in die Universität sich nicht mit einem Male, mit der Aufhebung der Lehrerseminare, vollziehen, sondern nur langsam, allmählich stattfinden würde, und daß man zweitens mit einer theoretisch und praktisch gut vorgebildeten und mit einer weit geringeren Zahl zu rechnen hat. Zunächst mit Auserlesenen, wie bisher; nach und nach bei immer wachsender Teilnahme mit größeren Gruppen, Hand in Hand gehend mit der steigenden Aufbesserung der Gehälter und dem Wachsen der durchschnittlichen Wohlhabenheit. Deshalb mögen sich die stürmischen Geister ein wenig beruhigen. Wenn auch jetzt nur ein kleiner Prozentsatz der Lehrer auf die Universität kommt, dieser Prozentsatz wird mit der Zeit steigen. Die Lehrerschaft möge sich an diesem Prozeß freuen und ihn zu unterstützen suchen und stolz darauf sein — statt billige und bissige Randglossen dazu zu machen.

Auf diesem Wege sehen wir einen natürlichen Fortschritt. Naturen, die sich an einem Endziel von Zeit zu Zeit zu berauschen lieben, geht er viel zu langsam. Aber menschliche Dinge verlaufen nun einmal so. Es ist richtiger, diesem Gange sich anzuschließen, als in Forderungen, die den Zusammenhang mit der Gegenwart zerreißen, ein auf lange hinaus unerreichbares Ideal zu verfolgen. Ersteres verbürgt Erfolge; in letzteren liegt die Gefahr nahe, daß auch Wohlgesinnte, erschreckt durch Gedanken, die mehr der Leidenschaft als ruhigem Überlegen entsprungen sind, sich zurückziehen und es aufgeben, der guten Sache zu dienen.

Ihnen besonders seien deshalb noch folgende Erwägungen nahe gelegt. Über die Zulassung der Lehrer zur Fortbildung auf der Universität auf Grund des Seminarabgangszeugnisses dürften alle weiteren Worte überflüssig sein, nachdem die Abiturienten der Oberrealschulen zur Immatrikulation zugelassen worden sind. Denn für den Kenner der betr. Verhältnisse liegt es auf der Hand, daß die Bildung des Seminarabiturienten derjenigen gleich zu achten ist, die auf der Oberrealschule erworben wird. Beide Anstalten sind gleichwertig in Geschichte, Zeichnen, Turnen. Überlegen ist das Seminar in Religion, Deutsch, Erdkunde, Botanik, Zoologie — ferner in Philosophie (Ethik, Psychologie, Pädagogik) und Musik. Dem gegenüber wiegt die Überlegenheit der Oberrealschulen in der Vermittelung zweier moderner Fremdsprachen, der höheren Ansprüche

in Mathematik, und der Naturlehre (Physik, Chemie) nicht schwer. Jedenfalls steht soviel fest, daß die Seminarbildung auf Grund der neuen Preußischen Lehrpläne zwar nicht von gleicher Art wie die Oberrealschulbildung, aber ihr vollkommen gleichwertig ist. Deshalb muß das größere Publikum mit den herrschenden Kreisen sich nach und nach daran gewöhnen, die Seminare in der Reihe der höheren Lehranstalten zu sehen, und die in ihnen erworbene Bildung für gründlich und umfassend genug zu schätzen, um als Grundlage für das Universitätsstudium zu dienen.

Die Gegner innerhalb der Universitäten seien aber vor allem darauf aufmerksam gemacht, daß die Hochschulen durch den Eintritt der Volksschullehrer nur gewinnen können. Eine fleißige, strebsame und dankbare Gruppe von Studenten wird durch sie gebildet, fern von allem Kulörprotzentum, feind den Trinkunsitten, die soviel Kraft, Frische und Freudigkeit unserer Jugend rauben, welche allzu konservativ den Bannkreis einer vermeintlichen Bierpoesie festhält, an der nicht wenige physisch und psychisch verdorben worden sind.

Allerdings ist es durchaus wünschenswert, daß der Eintritt in die Universität nicht sofort nach der Seminarzeit erfolgt, sondern erst nach einigen Jahren der Praxis, in denen der junge Mann Lebenserfahrungen mancherlei Art, größere innere Reife, Sicherheit und Selbständigkeit im Urteil gewonnen hat. Nach unserer Erfahrung halten die vom Seminar direkt in die Universität Eintretenden vielfach den studentischen Unsitten nicht stand, sondern verlieren sich in ihnen. Damit ist aber weder der Universität noch unserem Volke gedient, am wenigsten den studierenden Lehrern selbst. An diesem Punkte möge man sich nochmals vergegenwärtigen, warum hier auf einen Bildungsgang Wert gelegt wird, der die besten Bedingungen für ein erfolgreiches Studium auf der Universität in sich birgt, weil er die intellektuelle und sittliche Reife, die dafür nötig ist, weit eher gewährleistet, als der von den Königsberger Sätzen geforderte Weg. Man gebe den bisherigen Gang nicht leichtsinnig preis, sondern suche ihn in seinen einzelnen Stadien so vollkommen auszubilden, daß wir in Deutschland einen Lehrerstand gewinnen, um den uns andere Kulturvölker beneiden.

Gegner des Universitätsstudiums der Lehrer haben endlich noch auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß studierende Lehrer der Volksschule verloren gehen, daß dann auch bei ihnen eine Landflucht eintreten würde.

Diese Befürchtung teile ich nicht. Ein echter Lehrer, der sein Volk liebt und um der Jugend willen arbeitet, bildet sich gerade deshalb weiter, um fähig zu werden, den Kleinen und Schwächsten zu dienen. Dörpfeld, einer der besten Vertreter der deutschen Lehrerschaft, darf hierin wohl als typisch angesehen werden. Allerdings nicht durch Universitäts-

studien, wohl aber durch seine Privatarbeiten auf eine innere Höhe der Ausbildung hinaufgeführt, die ihn über viele akademisch Gebildete hinaushob, hat er alle von außen kommenden Anträge abgewiesen, die ihn aus seinem kleinen Wirkungskreis herausnehmen wollten. Und dann, wie steht es mit unseren Geistlichen? Warum spricht man bei ihnen nicht von der Gefahr der Landflucht? Traut man ihnen einen größeren Idealismus, eine weiter gehende Opferfähigkeit zu, als den Lehrern? Das wäre gewiß ungerecht. Wer die Leidensgeschichte der Volksschule kennt, wird zu einem gerechten Urteil kommen, weil er weiß, welch Kapital von Idealismus in dem Volksschullehrerstand bisher wirksam war und noch wirksam ist.

Dieser Idealismus mag sich zuweilen auch in utopistischen Träumen ergehen, um einer drückenden Gegenwart zu entfliehen. Er mag sogar einen persönlich-egoistischen Anstrich erhalten. Man soll ihn darum nicht schelten. Überspannte Ziele sind immer noch besser als gar keine. Sie legen Zeugnis von innerem Leben ab und sie können ihre Korrektur finden und sie müssen sie finden. Nicht auf Massenversammlungen, sondern in der Stille.

Große Versammlungen sind nicht der Ort ruhiger nüchterner Überlegung, wissenschaftlich-objektiver Betrachtung. Sie sind Stimmungen unterworfen und damit der Leidenschaft preisgegeben. Die Masse schwelgt nur zu gern in Phantasiebildern und freut sich der kräftigsten Farben. Wer sie am lebhaftesten auftragen kann, findet am leichtesten Gehör. Der ruhig Abwägende, der das Erreichbare vor sich sieht, der historisch Geschulte, der weiß, wie Reformen sich nur schrittweise durchführen lassen, der aus der Geschichte gelernt hat, wie verheerend Revolutionen wirken können und wie man nach langen Umwegen erst auf die rechten Wege sich findet, dringt hier nicht durch. Man will ihn nicht hören, wo leidenschaftliche Stimmung gebietet.

Für den Einzelnen, der nach dem Erreichbaren sieht, mag dies schmerzlich genug sein. Die Wogen schlagen über ihn und seinen Standpunkt zusammen. Der nivellierende Radikalismus stürmt über ihn hinweg.

Aber nur mit Reden, nicht mit Taten. Die Stimmungen verfliegen; es kommt die Zeit für ruhige Besinnung. Sie fragt nicht nur nach dem, was dem Stande nützt, sondern vor allem nach dem, was dem Volke frommt. Sie untersucht nicht nur, was das Beste, sondern auch, was das Erreichbare sei. Das behält schließlich die Oberhand.

Darum bedarf es keiner besonderen Aufregung über die Königsberger Beschlüsse, weder in den Regierungen, noch in den Parlamenten,

noch in der Presse. Überspannungen an sich richtiger Gedanken tragen ihre Korrektur in sich. Sie sind so weit von der Verwirklichung entfernt, daß hinreichend Zeit gegeben ist, um sie nach und nach auf das rechte Maß zurückzuführen. Auch die Freunde der Aufwärtsbewegung des Volksschullehrerstandes brauchen sich dadurch nicht beirren zu lassen. Die Königsberger Wogen legen sich wieder. Die Besinnung kehrt zurück. Man hat in einem Endziel das gelobte Land gesehen. Aber die Wallfahrt dahin beginnt nicht. Denn man merkt, wie weit der Weg ist, wie mühselig, wie viel Umwege es zu vermeiden gilt. Nun wird Rast gemacht und überlegt, ehe man weiter schreitet. Darüber können Jahrzehnte vergehen.

Drei Wege führten bisher in die philosophische Fakultät der Universität hinein, vom Gymnasium, Realgymnasium und von der Oberrealschule aus. Ein vierter ist im Bau begriffen: durch das Seminar, das wie wir sahen, der Oberrealschule gleich, wenn nicht überlegen ist, und durch eine zeitweilige Praxis hindurch. Man störe den Bau nicht durch Deduktionen, die weder der geschichtlichen Entwicklung noch der Wirklichkeit entsprechen. Die Entscheidung liegt nicht zwischen Seminar und Universität, das ist eine arge Verschiebung der Sachlage, wobei persönliche Zutaten die Hauptrolle spielen, sondern die Frage lautet: wie kann unter Anerkennung des bisherigen Bildungsganges den erhöhten Forderungen der Volksbildung ein besser durchgebildetes Lehrergeschlecht herangezogen werden. Die aus der Sache selbst entspringende Antwort kann nur lauten: dadurch, daß dem bisherigen Gang, durch den die Volksschule hoch gekommen ist, der Besuch der Universität als letztes und höchstes Glied angefügt wird.

Die Königsberger Beschlüsse bedeuten einen Sprung ins Dunkle. Wer Klarheit im Blick und Festigkeit unter den Füßen liebt, wird diesen Sprung nicht mitmachen wollen. Es ist nicht das letzte Wort, das in dieser Sache gesprochen worden ist. Den Regierungen aber möge es als wichtiges Symptom erscheinen, als ein Fingerzeichen dafür, daß in dem Gang der Lehrerbildung etwas nicht in Ordnung ist; daß man, nachdem die Seminare reformiert worden sind, vor allem dafür sorgen muß, daß sie mit Hilfe eines ausgesucht tüchtigen Lehrkörpers leistungsfähige, lebendige, anregende und anziehende Bildungsstätten werden, auf die man nicht mit den Gefühlen der Abneigung, sondern mit denen der Liebe und Anhänglichkeit zurückblickt. Dann wird die Lehrerschaft davor bewahrt werden, Luftschlösser zu bauen und ihre Zeit mit der Verteidigung unerfüllbarer, weil in sich unberechtigter Wünsche zu verbringen.

Die gewerblichen Tarifverträge in Deutschland.

Von

E. Francke.

II.

Wie hat sich unter diesen Verhältnissen nun die Tarifbewegung entwickelt? Da ist freilich festzustellen, daß sie noch so gut wie gar nicht in manche höchst wichtige und umfangreiche Gebiete eingedrungen ist. Tarifverträge im Bereich der Reichs-, Staats- und Gemeindebetriebe sind mir nicht bekannt; da werden die Arbeitsbedingungen im wesentlichen autokratisch von den Verwaltungen vorgeschrieben, des öfteren allerdings wohl nach Anhörung von Arbeiterausschüssen, jedenfalls aber nicht im Vertragswege und in freier Übereinkunft. Auch im deutschen Bergwesen weiß ich nichts von Korporativverträgen; hier mag mitsprechen, daß die preußische Berggesetznovelle von 1892 vortreffliche Vorschriften über die Lohnbestimmungen des Arbeitsvertrags enthält. In die „schwere" Eisenindustrie ist der Tarifvertrag gleichfalls noch nicht eingedrungen — hier herrscht unbeschränkt der Wille des Zentralverbandes und die Macht der Syndikate. Andere Gründe sind wohl maßgebend in der chemischen Industrie, vielleicht hält hier die feste Kartellierung der Unternehmer ebenso wie die weitgehende Spezialisierung einer Minderzahl hochstehender Arbeiter und die schlechte Organisation der großen Masse der Hilfsarbeiter den Kollektivvertrag noch fern. Möglich ist er in allen diesen Industrien, sobald starke Organisationen auf beiden Seiten bestehen und die Einsicht durchdringt, daß Friede und Ordnung mehr nützen als Kampf und Erbitterung. Sicherlich sprechen dabei auch sachliche Gründe der wechselnden Technik und Besorgnisse der Exportindustrien mit, die eine Bindung der Arbeitsverhältnisse angesichts schwankender Konjunkturen scheuen. Aber wenn ich auch offen zugebe, daß weite Flächen unseres gewerblichen Lebens von der Bewegung noch gar nicht berührt sind, so muß ich andrerseits doch auf das Nachdrücklichste betonen, daß die Strömung, angesichts der kurzen Zeitdauer, mit wachsendem Erfolge sich verbreitert und vertieft.

Eine genaue Statistik ist zur Zeit leider, wie ich schon erwähnte, nicht möglich. Aber ich vermag doch außer allgemeinen Angaben einige Zahlen mitzuteilen, die Anhaltspunkte für die Stärke der Tarifbewegung geben.

Neben der großen Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe, die das ganze Reich umfaßt, haben Prinzipale und Gehilfen in der Buchbinderei einen nationalen Tarif, der im Vorjahr auf drei Jahre verlängert worden ist, allerdings noch mit manchen Schwierigkeiten kämpft. Neu geschlossen wurden im Jahre 1903 nationale Tarifgemeinschaften der Lithographen und Chemigraphen. Ein so kundiger Beurteiler der Lohnsysteme wie Dr. Bernhard konstatiert, daß die Holzarbeiter nach den Buchdruckern die besten Tarifeinrichtungen haben.[5]) Sehr zahlreich sind die Tarifverträge, meist lokaler Natur, im Baugewerbe; 1898 waren 189 bekannt, und man kann sagen, daß jetzt in jedem Jahr hunderte von solchen Vereinbarungen neu abgeschlossen oder verlängert werden. Dies gilt nicht nur für Maurer, Putzer, Zimmerer, sondern auch für Bautischler, Maler, Anstreicher, Dachdecker, Schlosser, Töpfer. Auch in die Metallindustrien dringt der Tarifvertrag vor, obwohl hier noch starke Widerstände sind; die letzte große Aussperrung der Metallarbeiter in Berlin ist auf die Forderung eines Tarifvertrags zurückzuführen, nur in der Minderzahl der Betriebe waren die Arbeitgeber dazu bereit, der Verband der sogenannten „Kühnemänner" folgt der Fahne des Zentralverbands. Auch im Berliner Bäckerstreik wurde um einen Tarif gekämpft, wie ein solcher im gleichen Gewerbe kürzlich in München abgeschlossen worden ist. In der Brauerei hat die Tarifbewegung große Erfolge; dem bahnbrechenden Beispiel, das die Brauer Berlins unter Roesickes Führung gegeben haben, folgen zahlreiche andere Orte, sodaß allein im Jahre 1903 an 100 Tarifverträge abgeschlossen sein sollen. In der Textilindustrie fängt die Bewegung neuerdings an, mit ziemlichem Erfolge voranzugehen. Bei den Steinhauern und Steinsetzern wird die Forderung nach einem nationalen Tarif laut. Auch in der Schneiderei wird der Plan erwogen. In der Schuhmacherei gibt es auch unter den Arbeitgebern warme Anhänger der Tarifverträge. Die Gärtner sind an mehreren Orten, mit wechselndem Erfolge, um solche Abmachungen bemüht. Hafenarbeiter, Seeleute, Transportgewerbe, Droschkenkutscher haben bereits mehrfach Kollektivverträge. Notariats- und Anwaltsgehilfen, Bäcker, Fleischer und andere haben oder erstreben sie. Auch unter den Handlungsgehilfen zeigt sich eine Strömung dafür. Eine in der „Sozialen Praxis" von Fanny Imle, die mit emsigem Fleiß die Vorgänge auf dem Tarifgebiet sammelt, mitgeteilte Statistik zählt für die letzten $^3/_4$ Jahre von 1903 gegen 300 Tarifverträge auf. Tatsächlich werden jetzt jährlich mindestens 7—800 geschlossen. Im Monat März dieses Jahres sind allein 79 Tarifverträge zustande ge-

[5]) Die Akkordarbeit in Deutschland. Von Dr. L. Bernhard, Leipzig 1903. S. 108.

kommen, im April sogar 89. Zahl und Umfang der Tarifverträge übertreffen sicher jetzt schon die der Arbeitskämpfe. Um einige Städte herauszugreifen, für die genaue Angaben vorliegen, so zählt das Gewerbegericht für Berlin 26 Tarifverträge auf, die unter seiner Mitwirkung in letzter Zeit geschlossen worden sind; daneben existiert noch eine Anzahl freier Vereinbarungen. Für Stettin werden 12 Gewerbe mit Tarifverträgen genannt. Frankfurt a. M. hat ungefähr ebenso viel. Für Bayern bringen die Jahresberichte der Fabrikinspektoren die erste amtliche, freilich noch unvollkommene Tarifstatistik, die zeigt, wie auch in den Glas-, Stein-, Polier- und Schleifindustrien Niederbayerns und Oberfrankens Tarifverträge sich bewähren. Auch in der Hausindustrie finden wir sie vereinzelt, so in der bergischen Kleineisenindustrie, bei den Schwelmer Bandwebern, den mittelfränkischen Metallschlägern, den oberfränkischen Korbmachern.

Im allgemeinen bleiben Arbeitgeber und Arbeiter ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen treu. So schwere Vertragsbrüche, wie sie 1896 bei den Prinzipalen in der Berliner Konfektionsindustrie vorkamen, sind selten; im einzelnen wird natürlich viel gesündigt, aber wohl ebenso so sehr bei den Arbeitgebern wie bei den Arbeitern. Wo gemeinsame Kontrollorgane bestehen, wie dies in den bestfundierten Abmachungen vorgesehen wird, wachen diese eifrig über die Tariftreue. Sowohl Unternehmer wie Arbeiter haben auf Anzeigen und Beschwerden, daß von diesem oder jenem der Tarif umgangen oder verletzt würde, solche Missetäter aus ihren Verbänden ausgeschlossen. Auch Konventionalstrafen werden hier und da festgesetzt. Freilich sind sie dabei bisweilen schon in Konflikt mit Staatsanwalt und Richter wegen Nötigung, Erpressung, Koalitionsmißbrauchs gekommen, und es wird bitter empfunden, wenn Kontrolleure eines Tarifvertrags, die auf Einhaltung der Vorschriften dringen und auf die unliebsamen Folgen der Verletzung hinweisen, dann angeklagt und gestraft werden, weil ihr Vorgehen als Drohung oder Hausfriedensbruch angesehen wird. Leider hat unlängst ein Urteil des Reichsgerichts in völliger Verkennung des Wesens des Tarifvertrags diesen unter die Koalitionsparagraphen der Gewerbeordnung gestellt und mit dieser juristischen Ungeheuerlichkeit den Rechtsboden der Tarifverträge schwer erschüttert. Dem Rechtsbewußtsein der Kreise, das mit den Tarifverträgen die Vorstellung einer heilsamen Institution verbindet, widerstreitet ein solches, zum Glück nur seltenes Verfahren sicher. Und mit diesem Bewußtsein stehen die Interessenten nicht allein da, sondern sie finden Unterstützung auch an Behörden des Reichs und der Einzelstaaten. Es ist zur Genüge bekannt, daß verschiedene Ministerien und Ämter ihre Druckarbeiten nur an tariftreue

Firmen vergeben. So das preußische Ministerium für Handel und Gewerbe, das kaiserliche Kanalamt in Kiel; das gleiche geschieht in Sachsen, Hessen, Württemberg und einigen anderen Staaten; auch manche Stadtverwaltungen verfahren entsprechend. Ausdrücklich wird in der Verfügung des württembergischen Staatsministeriums vom 18. Januar 1904 betont, daß die sämtlichen staatlichen Behörden ihre amtlichen Druckaufträge an tariftreue Firmen geben sollten, weil die Tarifgemeinschaft eine „sozialpolitisch wohltätige Wirksamkeit" entfalte. Aber diese amtliche Förderung ist fast ausschließlich auf die Buchdrucker beschränkt geblieben; noch vor kurzem haben tariffreundliche Unternehmerverbände des Baugewerbes beklagt, daß eine Eingabe um die gleiche Unterstützung vom preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten unberücksichtigt gelassen worden sei. Meines Wissens hat allein die württembergische Regierung eine generelle Verfügung (unterm 19. Januar 1903) erlassen, die die Unternehmer bei Submissionen an die Arbeitsbedingungen der Tarifverträge bindet, wo solche existieren. Ansätze dazu finden sich auch in der bayrischen Submissionsordnung; die Stadt München will ausdrücklich Tariflöhne vorschreiben.

Darin erblicke ich eine grundsätzliche Billigung und Förderung der Tarifverträge von Amts wegen. Wenn ihr Bereich jetzt noch eng ist, so mag dafür die Neuheit der Sache, die Unbekanntschaft mit ihr, der Mangel an praktischer Erprobung mitsprechen. Dies aber sind Fehler, die mit jedem Tage geringer werden. So weit ich die Sachlage übersehen kann, muß man schon heute den Tarifverträgen eine große wirtschaftliche und soziale Bedeutung zusprechen. Das „Centralblatt für das deutsche Baugewerbe", ein Organ großer Arbeitgeberverbände, schrieb neulich:[6]) „Tarifverträge haben in erster Linie den Zweck, Frieden zwischen den aufeinander angewiesenen Parteien der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu stiften und zu sichern". In der Tat sind solche auf der Grundlage gegenseitiger Gleichberechtigung und unter Obhut starker Organisationen stehenden Vereinbarungen das denkbar wirksamste Mittel, Arbeitskämpfe zu vermeiden und auftauchende Differenzen friedlich zu schlichten. Haben sie sich erst in einem Gewerbe eingebürgert, dann werden sie auch zumeist in regelmäßigen Abständen unter Revision ihrer Bestimmungen erneuert. Davon haben alle Beteiligten Vorteil: Die Arbeitgeber und Unternehmer haben damit auf eine bestimmte, genau bemessene Zeit volle Übersicht über denjenigen Teil der Produktionskosten der Löhne, Arbeitszeit und

[6]) Nr. 14 vom 17. Februar 1904.

sonstige Arbeitsbedingungen umfaßt. Das ist für ihre Kalkulation höchst wichtig. Sie haben ferner eine sehr weitreichende Garantie der Stetigkeit der Produktion. Eine mittelbare Wirkung ist der Kampf gegen die Schmutzkonkurrenz, den Arbeitgeber und Arbeiter nun gemeinsam gegen die Unterbietung der Preise und die Herabdrückung der Löhne führen. Durch Regelung der Lehrlingshaltung wird Ordnung im Gewerbe geschaffen; Tarifverträge, die sich hiermit befassen, können den einschlägigen Vorschriften der Gewerbeordnung über Lehrlingshaltung (§§ 98, 103f u. g, 128, 129) die nachhaltigste Unterstützung leihen. Liegen diese letzteren Folgen schon günstig für die Arbeiter, so ist ganz evident die Sicherung der gesamten Arbeitsbedingungen ein enormer Vorteil für sie. Bei gut durchgearbeiteten und streng eingehaltenen Tarifverträgen können alle jene viel beklagten und ärgerlichen Streitigkeiten, die bei Akkordlöhnen sonst so leicht vorkommen, vermieden werden. Da die Arbeitsbedingungen nicht diktiert, sondern vertragsmäßig bestimmt sind, werden die Arbeiter in den meisten Fällen auch relativ gute Löhne und kurze Arbeitszeiten genießen. Damit stellen sich die Tarifverträge ebenso in den Dienst der Sozialreform, wie sie das Wirtschaftsleben vor ernsten Kämpfen und lokalen Katastrophen bewahren. Sie dienen dem sozialen Frieden und dem wirtschaftlichen Gedeihen, und endlich bringen sie die Parteien einander näher, indem sie ihnen die Gemeinsamkeit der Interessen vor Augen führen. Sie schlagen die Brücke über die Kluft, die Arbeitgeber und Arbeiter trennt.

Allerdings: All diese Ziele sind heute noch lange nicht erreicht. Wir stehen erst in den Anfängen der Bewegung. Aber ich glaube, so viel läßt sich jetzt schon erkennen, daß diese Strömung, die in Deutschland frei aus den Kreisen der zunächst Beteiligten entspringt, die nachhaltigste Unterstützung des Publikums, der Konsumenten, der Behörden und der Gesetzgebung verdient. Und da kann sehr viel geschehen. Wenn die öffentliche Meinung immer wieder über die Bedeutung der Tarifverträge aufgeklärt wird, dann kommt es vielleicht einmal dahin, daß jede private Bestellung in erster Linie tariftreuen Unternehmern und Arbeitern zugewendet wird. Die Behörden des Reichs, des Staats, der Gemeinde können und sollen in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel, wie es jetzt nur vereinzelt geschieht, überall und stets vorangehen und ganz allgemein ihre Aufträge zu tarifmäßigen Bedingungen, wo solche vorhanden sind, vergeben. Die Gewerbegerichte haben jetzt bereits in den Bestimmungen über ihre Tätigkeit als Einigungsamt (G.G.G. §§ 62—74) Handhaben, die sie zur Herbeiführung und Sicherung von Tarifverträgen benutzen können; vorbildlich wirkt hier das Gewerbegericht Berlin unter Leitung des

hochverdienten Magistratsrats von Schulz, neuerdings auch das Gewerbegericht München. Aber diese soziale Friedenstätigkeit würde ganz erheblich gefördert werden, wenn der durch die Novelle vom 30. Juni 1901 eingeführte Erscheinungszwang zu einem Verhandlungszwang erweitert würde; alle Erfahrungen in Arbeitskämpfen lehren, daß die streitenden Parteien, die sich vorher in Erbitterung gegenüberstanden, zumeist zu einer Verständigung gelangen, wenn eine sachgemäße Aussprache unter unparteiischer Leitung erreicht wird. Für eine zwangsweise gerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten und Exekution kann ich freilich zur Zeit nicht eintreten; ich halte die Institutionen, die hierfür in verschiedenen Staaten Australiens bestehen, weder für hinlänglich erprobt noch für unseren Verhältnissen angemessen. Und der Versuch, der vor einigen Jahren in Genf mit einem Gesetz dieser Art gemacht worden ist, hat einen schlimmen Generalstreik nicht verhindern können. So habe ich auch sehr starke Bedenken, ob eine zwangsweise Erweiterung des Tarifvertrags auf alle Arbeitgeber und Arbeiter, wie eine solche in Arbeiterkreisen mehrfach gewünscht wird, möglich und selbst wenn sie möglich, ob sie nützlich sein würde. Auch den Bruch von Tarifen kriminell strafbar zu machen, erscheint mir als schwerer Fehler. Alle diese Dinge wollen ihr organisches Wachstum auf natürlichem Wege haben, sie bauen sich auf Einsicht und Vertrauen auf, Zwang und Strafe würde die ethischen und sozialen Wirkungen dieser Verträge verscheuchen oder zerstören.

Aber, wie gesagt, die helfende und fördernde Unterstützung der Gewerbegerichte kann hier viel tun. Schon jetzt kommt es häufig vor, daß in die Schlichtungskommissionen ein Gewerberichter entsandt wird, daß Tarifverträge die Bestimmungen enthalten, Dissense sollen vor dem Gewerbegericht entschieden werden, Auslegungen strittiger Vorschriften sollen hier erfolgen, vor Kündigung und Ablauf müssen die Parteien über Erneuerung der Verträge vor dem Gewerbegericht verhandeln. Manchmal kommen die Parteien aus freien Stücken mit einem in selbständigen Unterhandlungen abgeschlossenen Vertrag vor das Gewerbegericht und deponieren ihn hier, um ihm gleichsam offizielle Weihe zu verleihen. Andrerseits macht sich bei den Gewerbegerichten stark die Tendenz geltend, die Bestimmungen der Tarifverträge als die ortsüblichen, normalen, gerechten für alle in dem betreffenden Gewerbe beschäftigten Arbeitgeber und Arbeiter anzusehen. Wenn nach der Ankündigung der Verbündeten Regierungen, vom 30. Januar dieses Jahres im Reichstag, die Aufgaben der Gewerbegerichte, die ihnen jetzt in der einigungsamtlichen Tätigkeit, in Gutachten und Anträgen zugewiesen sind, eine Erweiterung erfahren

sollen, indem man die Gewerbegerichte zu Arbeitskammern ausbaut, so wird eins der wichtigsten und bedeutsamsten Gebiete dieser Institutionen die Vermittlung und Beaufsichtigung der Tarifverträge werden. Auch bei der Frage der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine sollte man diese Dinge nicht außer Acht lassen. Des weiteren ließe sich in der Gewerbeordnung der Zusatz zu §§ 134a ff. machen, daß die Arbeitsordnung in Fabriken den anerkannten Tarifverträgen Rechnung tragen müsse. Allmählich würde dann die Entwicklung den Weg nehmen vom kollektiven Privatvertrag zur rechtsverbindlich anerkannten allgemeinen Norm der Arbeitsbedingungen. Das wird aber nur möglich sein, wenn der Vertrag durch starke, gut geleitete, wohl disziplinierte Organisationen der Arbeitgeber und der Arbeiter vorbereitet, geschlossen und gehalten wird. Wer für Tarifverträge eintritt, muß auch den Ausbau und die Sicherung des Koalitionsrechts einschließlich der Schaffung eines einheitlichen freien Vereins- und Versammlungsrechtes für ganz Deutschland wollen. Diese Forderung liegt im eigensten Wesen des Kollektivvertrags begründet.

Keineswegs bin ich nun der Ansicht, daß der Tarifvertrag, wie er sich bei uns entwickelt, das Allheilmittel ist. Sein Geltungsbereich wird immer beschränkt bleiben; wo bei Unternehmern und Arbeitern überhaupt keine Organisation möglich ist, dahin dringt auch kein wirksamer Tarifvertrag. Auch wird er selbst da, wo er besteht, nicht immer vor Streit und Kampf, Vertragsbruch und Umgehung schützen. Dagegen wird niemals ein unter allen Umständen helfendes Rezept erfunden werden. Aber der Tarifvertrag kann einerseits den Umfang solcher Kämpfe einschränken und andererseits dahin wirken, daß sie in anständigen Formen ausgetragen werden. Jetzt herrscht das Faustrecht; der Stärkere zwingt den Schwächeren nieder, und so schwer die Leiden sind, die unserem Wirtschaftsleben aus solchen Kämpfen zustoßen, schlimmer noch sind der Haß und Grimm, die Verbitterung und Empörung, die als Niederschläge zurückbleiben und das Wort Disraelis von den two nations auch bei uns zur traurigen Wahrheit machen. Jedes Mittel, das hier Wandel oder doch Linderung schaffen kann, sollte ergriffen werden. Die gemeinsame Arbeit von Vertretern beider Parteien in Gewerbegerichten, Schiedsgerichten, Krankenkassen und anderen staatlichen oder kommunalen Institutionen ist gewiß von hohem Werte. Aber ihre erzieherische, versöhnende Wirkung reicht allein nicht hin, auch nicht wenn man diese auf gemeinsamer Arbeit beruhenden Einrichtungen vermehrt und ausbaut. Wichtiger erscheint mir noch der Tarifvertrag, von dem ein Gutachten des Berliner Verbandes für das Baugewerbe an den Deutschen Arbeitgeberbund

rühmend sagt: „Der erzieherische Einfluß der Tarifgemeinschaften, die den Sinn für Disziplin und Ordnung und das moralische Pflichtbewußtsein heben und das Faustrecht beseitigen, ist nicht zu verkennen." Und diese „gewerblichen Friedensdokumente" finden auch eine starke Fürsprache in den beachtenswerten Worten des Jahresberichtes der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft: „In dem internationalen Wettbewerbe der Zukunft wird die Industrie die stärkste sein, der es gelingt, für das Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitern Formen zu finden, welche am besten geeignet sind, die Zahl der Unterbrechungen zu mindern."

Aus neuen Büchern.

„Die Kraft jedes Volkes beruht zuletzt doch darauf, daß es seine Eigenart, seine spezifische Begabung vor allem pflegt und nach Möglichkeit zur Vollendung führt. Und da kann denn kein Zweifel sein, daß bei dem deutschen Volk auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit ein stärkerer Nachdruck liegt als bei irgend einem anderen Volk der Erde. Wie die deutsche Nation, unter der Führung ihrer Literatur und ihrer Universitäten, eher auf geistigem Gebiete ihre Einheit und ein einheitliches Selbstbewußtsein erlangt hat als auf politischem, so wird auch heute noch ihr Rang unter den Völkern nicht am wenigsten durch ihre überragende Stellung in der wissenschaftlichen Arbeit bestimmt. Und auch das bleibt eine bedeutsame und nachwirkende Tatsache, daß die Schöpfer des modernen deutschen Geisteslebens, die Religionsbildner und Dichter eingeschlossen, zugleich Gelehrte und wissenschaftliche Forscher waren; man denke an Luther und Melanchthon, an Lessing und Goethe, an Kant und Herder. Es liegt auf der Hand, daß in einem solchen Lande der Hauptakzent in der Bildung der leitenden Stände auf der Erziehung zu wissenschaftlichem Denken liegen muß. Forschende Wahrheitssucher zu bilden oder die Bildung solcher grundlegend vorzubereiten, das wird stets die größte Aufgabe wie der deutschen Universität so auch der deutschen Gelehrtenschule bleiben."

Aus Friedrich Paulsens Vorträge: Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Das Problem der nationalen Erziehung.

Von

Ludwig Gurlitt.

Wenn unsere Väter des Glaubens waren, daß wir in Ruhe die Segnungen des mächtigen Deutschen Reiches würden genießen können, das sie uns herbeigeführt und aufgebaut haben, so war das ein großer Irrtum. Es scheint fast, als ob es nicht schwerer war, das Reich zu schaffen, als es zu erhalten und auszubauen. Nicht daß an äußerer Machtentfaltung oder an gutgesinnten Patrioten Mangel wäre, aber viele dienen ihrem Vaterlande doch auf wunderliche Weise, und wenn sie sich auch in ihrem Ziele, der Wohlfahrt des deutschen Volkes, einig glauben, so führen sie doch ihre Wege oft nach entgegengesetzten Richtungen, und die Signatur unseres Landes ist Disharmonie. Schon im Jahre 1890 schrieb Paul de Lagarde: „Wir leben mitten im Bürgerkriege, der nur vorläufig noch ohne Pulver und Blei, aber dafür mit größter Gemeinheit, durch Schweigen und Verleumden, seinen Verlauf nimmt." „Alles," klagt er, „ist morsch bei uns, mit Ausnahme (vorläufig noch) des Heeres und einer sehr stattlichen Reihe einzelner, die aber als einzelne nichts ausrichten können." Deshalb meinte er auch, ein Orientieren, eine Belehrung über den Tatbestand, werde den Deutschen wenig nützen. „Sie würden freilich wissen, wie sie gehen müssen: aber sie vermögen nicht zu gehen, da zwischen ihnen und ihrem Wege zwei geographische Meilen Schmutz lagern, undurchschwimmbarer, undurchwatbarer, unüberschiffbarer Schmutz." Er schloß seine Betrachtung mit dem traurigen Akkorde: „Geben wir uns ja keiner Täuschung hin. Die Geschichte ist alt geworden, und die letzten dreißig Jahre brachten unserem Vaterlande das Gegenteil einer Verjüngungskur: denn alle ethischen Mächte ohne eine einzige Ausnahme, auch die Monarchie, hat man geflissentlich geknickt. Ich bin kein converti du lendemain, sondern ein martyr de la veille: darum habe ich das Recht, diesen Satz zu schreiben."[1])

[1]) „Über die von Herrn Paul Güßfeld vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien." Aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen besonders abgedruckt. Göttingen 1890. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (S. 34).

Solche Worte aus dem Munde des bald darauf aus dem Leben geschiedenen, so hellsichtigen und feurigen Vaterlandsfreundes müßten uns verzagt und mutlos machen, wenn das nicht unwürdig und feige wäre. Die Sorge um unser Vaterland darf in uns nie einschlummern, aber noch weniger der freudige Entschluß, ihm zu dienen. Ein Volk, das den dreißigjährigen Krieg überstanden, das sich aus der napoleonischen Knechtschaft losgerungen, das vor kaum einem Menschenalter einen so glänzenden Waffenruhm errungen hat, das schließlich auf allen Gebieten des Handels, der Industrie, der Kunst und Wissenschaft unablässig so siegreich vordringt, ein solches Volk darf an seiner Zukunft und seiner hohen Mission wahrhaftig noch nicht verzweifeln. Paul de Lagarde war verbittert, — und nicht mit Unrecht. Man hätte seinen Weckrufen, die stets ernst und tief durchdacht waren, stets aus einem für seines Volkes Wohlfahrt heilig glühenden Herzen hervorströmten, mehr Gehör schenken sollen. Es wäre nicht zum Schaden des Reiches gewesen und hätte ihm die Hoffnung belebt. Er würde, wenn er Zeuge auch unserer Tage wäre, neben vielem Schmerzlichen doch auch allerlei Vorboten eines neuen jungen Tages erblicken, würde vor allem erkennen, daß manches Saatkorn, das er selbst ausgestreut hat, jetzt aufgehen will, daß auch die Zahl seiner Jünger in starkem Wachsen begriffen ist. Auch diese Monatsschrift würde ihn erfreut haben, als ein Beweis, daß die Einzelnen, die noch nicht „morsch" sind, die Hoffnung nicht aufgeben, durch Zusammenschluß die gute deutsche Sache vorwärts zu bringen. Dazu aber ist gegenseitige Anregung und Belehrung unerläßlich. Deshalb halte ich solche Schriften für nützlich und zeitgemäß, wie die, welche zu dieser Betrachtung die Veranlassung gaben: Otto Richter, „Die nationale Bewegung und das Problem der nationalen Erziehung in der deutschen Gegenwart"[2]) und Dr. Max Laux u. Johannes Boock, „Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger".[3]) Jene Schrift ist eine historisch-kritische Darlegung der deutsch-nationalen Bewegung und der nationalen Erziehung, ein „Stimmungsbild", eine „anspruchslose Skizze", wie es der Verfasser allzu bescheiden nennt, dieses eine ebenfalls auf dem Grenzgebiete der Politik und Pädagogik liegende didaktisch-methodische Studie. Richters Arbeit gehört zu denen, die jeder kennen muß, der in Zukunft dieselben Probleme

[2]) Pädagogisches Magazin (herausgegeben von Friedrich Mann). Heft 203. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1903. Kl. 8° 94 Seiten. Preis 1,30 M.

[3]) Denkschrift über die zeitgemäßeste Aufgabe des Staates auf dem Gebiete der Volkserziehung. Berlin 1902 (Horn & Raatsch). 8° 53 S.

wissenschaftlich behandeln will. Es wird uns hier die Frucht von zehn Jahren umsichtiger Arbeit auf engem Raume und klar gesichtet vorgelegt. Mit echt deutschem Gelehrtenfleiße hat R. im weitesten Kreise Umschau gehalten, hat, was bisher in diesen Fragen bei uns gedacht und geleistet worden ist, zumeist gelesen, geprüft und an den rechten Platz gestellt, hat, wie er in einer Fußnote (S. 87) mitteilt, die Titel von beinahe 900 einschlägigen Schriften gesammelt und stellt sie Fachgenossen bereitwillig zur Verfügung. Daß eine so gediegene Arbeit vielen Beifall der Fachmänner erfahren hat, die eine erneute Veröffentlichung der erst in einem Greizer Schulprogramm erschienenen Abhandlung befürworteten, das findet man durchaus berechtigt. Es ist im guten und schlimmen Sinne eine deutsche Doktorarbeit, streng methodisch angeordnet, nach allen Seiten hin vorsichtig abwägend, möglichst objektiv gehalten, auf klare Erkenntnis hinzielend. Die nationale Bewegung wird geprüft in ihrem Verhältnis zu den Wissenschaften, das Wesen des Nationalismus selbst wird untersucht, das Reich als Grundlage des deutschen Nationalismus erwiesen, der Ausgleich zwischen Nationalismus und wahrer Bildung gesucht. Daran schließt sich die Behandlung des Problems der nationalen Erziehung, wobei die Kapitelüberschriften lauten: Die Nation als Objekt, als Subjekt, das Deutschtum als Ziel und als Mittel der Erziehung, der positive Wert der Literatur über dieses Thema und schließlich die Schwierigkeiten und Mängel der besonderen Behandlung unserer Frage. Dabei erhält man eine reiche Belehrung über alle einschlägigen literarischen Leistungen; aber das Schlußergebnis ist kein positiver Vorschlag, was nun ein jeder an seinem Platze zu tun habe, um der guten Sache recht zu dienen, sondern eine neue Fragestellung, die Aufforderung zu der erneuten, noch tiefergreifenden historisch-kritischen Forschung über das Thema: „Was hat man seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland unter Nationalerziehung verstanden, und in welcher Weise ist der nationale Gedanke in der Erziehungstheorie zur Geltung gekommen?“ So wird die Aufgabe wieder in die Gelehrtenstube verwiesen. Das halte ich für verfehlt. Es handelt sich hier gar nicht um eine gelehrte Streitfrage, sondern um eine politische. Wie Fichte, Pestalozzi, Arndt und andere vor uns über diese Frage gedacht haben, das kann uns bei der völlig veränderten politischen Lage unserer Tage ziemlich gleichgültig sein. Das hat für uns nur noch historischen Wert. Wir brauchen zurzeit viel weniger Erwägungen als entschlossene Taten. Wie man national zu erziehen habe, das hat uns doch hinreichend der eine Bismarck gelehrt, und unsere politischen Gegner, die Sozialdemokraten, zeigen uns, wie man anti-

national arbeitet. Mit dem bloßen Wissen um diese Dinge ist nichts gewonnen. In dieser Hinsicht sind wir schon genügend ausgerüstet. Der Aufsatz z. B. von Wilhelm Münch im sechsten Hefte des ersten Jahrganges dieser Monatsschrift klärt uns über alle jetzt herrschenden nationalen Strömungen und Gegenströmungen, über berechtigte Wünsche und bestehende Mißstände, über verheißungsvolle Bahnen und bedrohliche Irrwege in lichtvoller Darstellung und mit weitestem, freiesten Blicke auf, aber — wenn es erlaubt ist, frei seine Meinung zu äußern — auch seine so fein abwägenden Betrachtungen regen nicht zur Tat an. Man legt die Abhandlung mit ästhetischem Behagen aus der Hand und — läßt alles beim alten. Was wir brauchten, wäre flammender Tatenmut. In Münchs und Richters Schriften weht Melanchthons milder Geist, der fein säuberlich mit den Menschen und Dingen umgeht, wir brauchen aber den Geist Luthers, Fichtes, de Lagardes, der in heller Kampfesfreude gegen die rücksichtslosen Gegner unseres Reiches wild dreinfährt, brauchen einen lauten Vorkämpfer, der unsere Gefolgschaft wie einst jene begeisterten Gottesstreiter zu dem Rufe entfacht: „Gott will es!“ Im akademischen Geheimratstone ist gegen das wüste Geschrei der Gegner nicht aufzukommen. Wer in dem Kampfe mit den derben Fäusten etwas ausrichten will, der muß die Glacehandschuhe ausziehen. Streng gegen die Feinde muß er sein, aber noch strenger gegen die eigenen Schwächen. Da liegt meines Erachtens die nächste Aufgabe. Wir müssen Ernst machen mit einer inneren Neugeburt, müssen im eigenen Lager die Fehler abstellen, durch die unsere Gegner so mächtig werden konnten, müssen nicht nur das Schwert, sondern auch die Kelle zur Hand nehmen. Wollte ich jetzt sagen, was für dringende Aufgaben da unserer Arbeit harren, so müßte ich die Beschwerden wiederholen, die ich schon in meiner Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland“ vorgetragen habe. „Bureaukratie, Hierarchie, Scholarchie, das sind die Drillingskinder einer undeutschen Mutter, der „Mutter Rom“ und ihres Rechtes, dem deutschen Rechte und Herkommen aber Fremdlinge“, so schrieb schon vor einem Menschenalter F. W. Dörpfeld. Seitdem hat sich der Einfluß dieser Mächte noch gewaltig gesteigert und eine entsprechend starke Opposition erzeugt. Es wird den Freunden des Reiches die Pflicht zufallen, diese Mächte derart umzugestalten, daß sie in Einklang mit dem Volksbewußtsein kommen, andernfalls graben sie sich selbst das Grab. Geben wir uns doch keinen leeren Träumereien hin: Von der Schule aus läßt sich die nationale Strömung weder schaffen noch hemmen. Ein einziges Zwiegespräch mit dem politisch anders gesonnenen Vater, ein einziger Besuch des aus der Schule ent-

lassenen Jünglings in einer antinationalen Volksversammlung wirft das ganze stolze Gebäude „patriotischer" Schulbelehrung über den Haufen. Verstärkter Religionsunterricht würde unsere Kirchen nur noch mehr entvölkern. Jeder Zwang vergrößert die Entfremdung. Unbegreiflich, daß man sich darüber noch nicht völlig klar ist! Man denke nur, was es für Wirkung gehabt hätte, wenn katholisch Strenggläubige die Söhne der für Luthers Lehre Begeisterten von Schule und Kirche aus gegen die Väter hätten gewinnen wollen. Auch das wäre völlig nutzlos gewesen, ja schlimmer als das. Selbst Kerker, Folter und Tod konnten die damals moderne Weltanschauung nicht ersticken und ausrotten. Wenn sie nicht einen neuen dreißigjährigen Krieg heraufbeschwören wollen, so müssen unsere regierenden Kreise der Volksempfindung mehr Verständnis und mehr Entgegenkommen erweisen. Das klingt revolutionär, ist aber im besten Sinne staatserhaltend. Hätte Karl V. so gehandelt, wieviel namenloses Elend wäre dem deutschen Volke erspart geblieben, und wie herrlich würden wir schon seit Jahrhunderten dastehen als führendes Volk in Europa und auf der ganzen Erde! Dann hätte uns England nicht im Handel und in der Kolonisation zuvorkommen können, dann hätten wir religiösen Frieden, eine nationale, auch innere Einheit, — wie England, — und auch unsere katholischen Mitbürger würden mit uns gleiche Rechte und Freiheiten genießen, wie etwa heute in Amerika. Das alles würde uns ein Friedrich der Weise von Sachsen, wenn er damals die ihm angetragene Kaiserkrone angenommen hätte, im Einvernehmen mit der überwiegend großen Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen vorbereitet haben, und wir würden noch heute den Segen davon schmecken. Aber, um mich nicht tiefer in politische Träumereien zu verlieren, zurück zu der Frage, ob und wie wir in die Herzen unserer Kinder Vaterlandsliebe pflanzen können! Laux u. Boock meinen: durch eine weiterreichende sachliche Belehrung. Ihre Darlegungen in der oben genannten Schrift „Die Erziehung des Deutschen zum Staatsbürger" gipfeln in folgenden Sätzen, die sich ergänzend anschließen an die Ausführungen des Staatsministeriums vom 27. Juli 1890, den Geschichtsunterricht betreffend:

„a) Es ist ein politischer Irrtum, eingehende und fortlaufende Belehrung über Bürgerkunde auf ein gehobeneres Alter und auf Anstalten mit höheren Bildungszielen zu beschränken und gerade die Zöglinge der Volksschule mit einem Unterricht „nebenher" abzufinden; denn zumal aus ihrer Mitte verstehen die Irrlehrer ihre zahlreichsten Anhänger zu werben.

b) Es ist ein pädagogischer Irrtum, als Lehrform in der Bürgerkunde gerade in der Volksschule die „gelegentliche Unterweisung" zu wählen; denn das heißt nichts anderes, als die Ergebnisse des Unterrichts dem blind waltenden Zufall anheimstellen

c) Es ist politisch notwendig, gerade der großen Masse der Zöglinge der Volksschule wohlgeordnete Grundanschauungen auf dem Gebiete der Bürgerkunde zu eigen zu machen; denn, nur damit ausgerüstet, vermag der Mann des Volkes überhaupt erfolgreich den Lockungen der Mißvergnügten zu widerstehen.

d) Es ist pädagogisch notwendig, die Belehrung über solche Grundanschauungen in einem fortlaufenden Unterricht mit festen Lehrzielen zu übermitteln; denn nur in ihm ist eine einigermaßen begründete Gewähr zu erblicken, daß die Grundanschauungen klares und sicheres Erkenntnisgut des einzelnen Staatsbürgers werden.'

Es folgen methodische Anweisungen, alles in paragraphos wohl eingeteilt. Also neuer Lernstoff für unsere Kinder! Offen gestanden, ich halte nichts davon. Es trägt uns nur noch mehr Langeweile, noch mehr Buchgelehrsamkeit, mehr Kompendienweisheit und dazu die Politik in die Schule; denn welcher Lehrer würde im stande sein, rein sachlich zu bleiben? Das ist eine ganz unmögliche Forderung. Und wenn es teils mit den Worten des Direktors Asbach auf der V. Rheinischen Direktoren-Versammlung heißt „Die Schule muß dem politischen und wirtschaftlichen Zeitinteresse entgegenkommen und ihre Schüler befähigen, sich über die entsprechenden Verhältnisse richtige Vorstellungen und Begriffe zu bilden; daraus entwickelt sich dann in reiferen Jahren echte politische Bildung. Die praktische Aufgabe ist also positiv: Erweckung richtiger Anschauungen über das, was ist, und damit die Grundlage zu einem richtigen Urteil über das was werden kann" — da frage ich, was ist die richtige Anschauung? Überdies: an Kenntnis fehlt es den Sozialdemokraten weniger, wohl aber an Anerkennung des Gewordenen und Bestehenden. Daran aber wird Schulbelehrung schwerlich etwas ändern. Wenn die Verfasser weiter sagen: „Die Jugend soll bürgerliche Tugenden üben, bürgerliche Rechte verstehen lernen und so auf die spätere Erfüllung der bürgerlichen Pflichten vorbereitet werden Die ethische Aufgabe ist also wieder eine positive: Erziehung zur Achtung und Ehrfurcht vor dem, was Staat und Gesellschaft geleistet haben," so kommt das auf eine Verherrlichung der bestehenden Ordnung hinaus, also zu dem Gedanken „wie wirs zuletzt herrlich weit gebracht."

Nein, nein! So ist es nicht zu machen. Die Absicht ist die denkbar beste, die Arbeit methodisch musterhaft, aber — mit Methode läßt sich

bekanntlich auch das Verkehrteste behandeln. Obgleich die Verfasser, als hätten sie geistig Defekte vor sich, in geschmackloseser Weise, wie der „Vorwärts", mit gesperrtem Druck, mit Dick- und Fettdruck arbeiten, haben sie mir doch nichts beibringen können. Sollte es an meiner Schwerhörigkeit liegen? Aber ich sehe doch, daß andere Männer, die man auch nicht zu den Dümmsten rechnen darf, meine Ansicht teilen. So schreibt Arthur Bonus („Die Christliche Welt" 1900 Sp. 755 ff.):

„Man zerbricht sich den Kopf darüber, warum jener Deutsche, der uns die feste Burg sang, so unpopulär geworden ist, nicht zuletzt in den gebildeten Ständen. Weil jedes Wort seines Katechismus — und der ist bei unseren Gebildeten ein Synonym für Luther — von Schulekel trieft.

Unsere Synoden erschöpfen sich in Vorschlägen, wie dem Volke die Religion zu erhalten sei. Zu „erhalten" ist da nichts mehr. Aber wer sie wieder ins Volk bringen will, der befreie sie einmal vom Schulzwang. Woher erklärt sich die fabelhafte, gerade auch geistige Überredungskraft der Sozialdemokratie? Wenn ich konservativ wäre, forderte ich zwei Stunden wöchentlich Sozialismus, von einem Sozialdemokraten zu geben nur mit der Verpflichtung, die approbierte pädagogische Methode anzuwenden. Man würde staunen, wie das helfen würde! . . .

Könnte man nun nicht einmal in der Erkenntnis, daß die heutige Pädagogik uns alle Stoffe, alte wie neue, humanistische wie naturalistische, ganz gleichmäßig verleidet, die Frage nach den Stoffen, die dem Vampyr Schule preiszugeben seien, eine Weile ruhen lassen, und dafür die andere Frage erwägen, ob man nicht eine Methode entdecken könnte, die den Schülern das lieb macht, was sie mit ihnen treibt? Denn mit dem Abschreckungsunterricht kann das doch nicht für ewig weiter gehen! — mit jener Peitsch- und Zuckerbrodsmethode des körperlichen und geistigen Kneifens von hinten und der Berechtigungen von vorne, — mit diesem Schrauben- und Zangengeist, der darin seinen Stolz setzt, Dinge aus den Schülern herauszufragen, die nie in ihnen waren, ist nichts auszurichten." — So geht es weiter in bitteren Klagen, und H. Scharrelmann, eine arme Schulmeisterseele, die auch unter dem Joche der Lehrinstruktionen keucht, sagt dazu in seinem „Herzhaften Unterricht" (Hamburg 1902, A. Janssen): „Braver Pfarrer, kluger und mutiger Pfarrer Bonus, du bist noch einer von denen, die unser Schulelend erkannt haben, welches wie Alpdrücken auf Schülern und Lehrern lastet! Das Kokettieren mit militärischer Disziplin, die Prüfungssucht, das zur Manie gewordene ewige Korrigieren, die zur Sucht gewordene Betonung nachweisbarer Resultate, das ewige platte Fragen und noch viele, viele andere Ketten

muß die Schule Tag für Tag mit sich herumschleppen." Dr. Johannes Müller, den ich zu den erleuchtetsten Geistern unserer Tage zähle, stimmt den Ausführungen des Arthur Bonus nicht minder herzhaft zu („Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" Bd. V S. 42ff.). „Hier trifft," sagt er, „jedes Wort den Nagel auf den Kopf!" und er fügt neue Angriffe hinzu, die wie Keulenschläge unser herrschendes Erziehungssystem treffen. Ich selbst halte sie für zutreffend, für berechtigt, ja für notwendig.

Das sind harte Worte, und mancher Leser wird sagen, sie paßten nicht in eine vornehme, sachliche Monatsschrift. Zum Teufel mit aller Vornehmheit und Sachlichkeit, wenn unser herrliches Reich darüber in die Brüche gehen sollte! Ein kranker Leib ist oft nur durch Schneiden und Brennen zu heilen. Da hilft kein sanftes Handauflegen, kein Zauberspruch, kein — Beten!

Man sorge von Staats wegen, daß die berechtigten Wünsche unserer Bürger erfüllt werden, man stelle alle bureaukratischen Tyranneien ab, man lehre die deutsche Jugend nichts, was deren Eltern nicht gelehrt wissen wollen, man schränke den Schulzwang und das Berechtigungswesen ein und sorge in jeder Weise dafür, daß unsere deutsche Jugend, zumal die durch Armut an sich schon schwer bedrückte, ihres Lebens froh werden kann, dann werden sie ihr Vaterland lieben, so lange sie leben, werden patriotisch fühlen und handeln, selbst wenn sie in ihrer Schulzeit das Wort Patriotismus niemals zu hören bekommen. Der deutsche Lehrer braucht somit kein neues Lehrfach der Bürgerkunde und keine weiteren Instruktionen, was er aber dringend nötig hat, das ist ein eigenes stilles Glück, Seelenruhe und Geduld, eine eigene freie Persönlichkeit und die Möglichkeit, eine solche heranzubilden, eine Herabsetzung seiner dienstlichen Überwachung, ein größeres Vertrauen zu seinem ehrlichen Streben und seinem Lehrgeschicke. Wie unsere dienstlich zu sehr gehetzten Unteroffiziere zu Soldatenschindern werden, so rächt sich auch die Nervosität zu peinlich überwachter Lehrer durch schroffe, harte und ungerechte Behandlung ihrer Schulkinder, zumal der geistig langsameren. Man sollte die Worte des großen Nationalerziehers Bismarck beherzigen, die er an Zöglinge des Lüneburger Schullehrer-Seminars richtete, goldene Worte des greisen Weltweisen über den Verkehr zwischen Lehrer und Schüler:

„Vergessen Sie nie," sagte er, „daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn sie allein unter sich sind oder in Gesellschaft anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natür-

lichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurteilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwiderung finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen: die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und Hilflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte; ich möchte sagen, wie der Mann gegenüber der Frau rücksichtsvoller, höflicher ist, gerade weil er der Stärkere ist. Dieses Verhältnis der Überlegenheit ist zwischen Lehrer und Kind noch in größerem Maße vorhanden. Aber gerade in dieser Überlegenheit liegt auch für ein edel denkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalon und seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen — eine Überwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe!" — So erzieht man zur Vaterlandsliebe!

Aber damit ist nur eine Seite des vielseitigen Problemes berührt. Mit kleinen Maßregeln werden sich die Übelstände unseres Erziehungswesens nicht abstellen lassen. Dem allgemein empfundenen Bedürfnis nach Reformen haben auch die Schulkonferenzen mit ihren Berechtigungsänderungen nicht entsprechen können. Das Wesen der Schulen ist davon kaum berührt worden. Man empfindet diese Maßnahmen schon heute, ehe sie recht in Wirkung treten konnten, als unzureichende Notbehelfe, als Flickwerk. Der Zweifel an der Trefflichkeit des uns überkommenen Erziehungsverfahrens greift immer weiter und tiefer um sich, und wer vor wenigen Jahren noch als verruchter Ketzer niedergeschrieen wurde, der wird heute schon ruhig und mit Aufmerksamkeit zu Wort gelassen. Es ist doch höchst beachtenswert, wenn sich ein so ruhig abwägender Geist,

Zeit scheint sich wieder erfüllen zu wollen. „Los von Rom" ist wie in der Religion, so auch in Erziehungsfragen das Losungswort. Die alte deutsche Schule wankt schon lange und kracht in allen Fugen. Neue Gedanken treten auf und verlangen nach Verwirklichung." Unsere Angriffe richteten sich dort gegen eine Schule, die nur dem Namen nach, zum Teil auch das nicht einmal — humanistisches Gymnasium, Realgymnasium! —, nicht ihrem Wesen nach, deutsch ist. Wir forderten, daß die deutsche Sprache im Mittelpunkt aller Belehrung stehe, und mit ihr die vaterländische Geschichte, das reiche völkische Schrifttum und die übrige deutsche Kunst. Wir glauben, daß sich die Weltanschauung unserer Schüler an diesen Stoffen am besten bilden, auch das Gemüt und die künstlerische Empfindung sich in rechter Weise nähren müßte. Wir bekämpfen die einseitige sprachlich-formale Bildung, die ihr Vorbild in den romanischen Rhetorenschulen hat, bekämpften die einseitige Verstandeskultur und den Gedächtnisballast zumal auf sprachlichen Gebieten, die unsere höheren Schulen noch immer zu engherzig philologischen Fachschulen, statt zu allgemein nationalen Bildungsstätten machen. Wie gegen die Lehrstoffe und ihre Bewertung, so wandten sich die Angriffe auch gegen die Methoden, welche nicht hinreichend auf die Psychologie des Kindes Rücksicht nehmend durch verfrühte und ungeeignete Kost häufiger Ermattung, Unlust und Ekel als fröhliche Neu- und Wißbegierde erregen. Der allgemeine Ruf ging nach gesunden Kindern, nach fröhlicher Wissenschaft, nach einer Entmündigung von fremden, uns durch eine Jahrhunderte lange Überlieferung aufgezwungenen Lehrmethoden, nach einer gewissenhaften, möglichst individuellen Pflege der natürlichen Anlagen und Triebe jedes Schülers, kurz nach einer wahrhaft deutsch-völkischen Erziehung, deren höchstes und letztes Ziel die freie Entfaltung zur Persönlichkeit sein müßte.

Der gut besuchte erste Tag in Weimar berechtigte zu der Hoffnung, daß die voraussichtlich alljährlich zusammentretenden Versammlungen die öffentliche Meinung kräftig anregen und einen Sammelpunkt für alle die bilden werden, welche mit uns der Meinung sind, daß unser Volk nunmehr geistig mündig und reif genug ist, um sich von der Bevormundung wenn auch noch so hoch stehender fremder Kulturvölker und ihrer Erziehungsverfahren frei zu machen.

Das sind nur Andeutungen. Wem diese Fragen nahe gehen — und ich meine, gleichgültig dürfen sie keinem Deutschen sein —, der wird die Verhandlung des Weimarer Erziehungstages, die im Drucke erscheinen, genauer einsehen.

Wer aber mit Hand anlegen will an diese große Aufgabe einer wahrhaft deutschen Jugenderziehung, der trete dem Gesamt-Deutschen Vereine bei, der mit Hilfe von Ortsgruppen diesem Ziele zustrebt; Anfragen sind zu richten an Herrn Arthur Schulz in Friedrichshagen bei Berlin (Verlag der „Blätter für deutsche Erziehung"). Ihm haben wir es zu danken, daß viele der Einzelbestrebungen, die sich in einer schier unabsehbaren Flut von Broschüren und Zeitungsartikeln über Deutschland ergossen, nun gleichsam in ein Flußbett geleitet, wirksam werden können. Der Ruf nach einer wahrhaft deutschen Bildung und Erziehung wird und soll nicht wieder verstummen!

Sprüche.

Weite die Seele! Die Erde ist weit.
Und über der weiten weinenden Erde
Wölben sich Himmel. Die Ewigkeit
Ist selber ihr stets sich erweiterndes „Werde".

* * *

Noch halten sie All' ihr Gesicht in die Zeit,
Noch leben sie sicher der Gegenwart!
Drum ist auch das Himmelreich weit, ach! so weit,
Wie die goldene Zukunft, die unsrer harrt.

* * *

Was über uns lebt, ist das Selige,
Was in uns strebt, ist das Ewige,
Was um uns lärmt, das Vergängliche,
Was gegen uns geht, das Verfängliche,
Was hinter uns liegt, das Verlorne,
Was vor uns, das Auserkorne.

Karl Ernst Knodt.

Staatssprache und Versammlungsrecht in Preußen.

Von

Heinrich Geffcken.

Seit nahezu einem Menschenalter wird in Preußen zwischen der Regierung und dem Polentum ein Kampf über die Frage geführt, ob in politischen Versammlungen, die innerhalb des preußischen Staatsgebietes stattfinden, der Gebrauch einer anderen als der deutschen Sprache von der Behörde verboten werden könne oder nicht. Stoßweise sind die Erscheinungen dieses Streites an die Öffentlichkeit getreten, mehrfach hat er sich in parlamentarischer Frage und Antwort Luft gemacht, eine Reihe von Urteilen des Oberverwaltungsgerichts haben ihn zu entscheiden versucht, neuerdings hat auch die juristische Theorie in die Erörterung eingegriffen, aber all' dies hat bis heute noch nicht dazu geführt, den Zwist endgültig beizulegen. 1876 wurde zum ersten Mal im Schoße der preußischen Volksvertretung über die Frage verhandelt. Damals richtete der Abgeordnete von Lyskowski eine Beschwerde an das Ministerium des Innern, welche die in jüngster Vergangenheit mehrfach wegen Gebrauchs der polnischen Sprache erfolgte Auflösung von Volksversammlungen als eine Verletzung der verfassungsmäßigen Versammlungsfreiheit des preußischen Staatsbürgers rügte. In seiner Antwort gab der Minister von Eulenburg zu, daß weder die preußische Verfassungsurkunde noch das Vereinsgesetz ausdrücklich bestimme, politische Versammlungen dürften nur in deutscher Sprache verhandeln. Dennoch ergebe sich diese Konsequenz aus dem Rechte der staatlichen Überwachung solcher Versammlungen, welches illusorisch sein würde, wenn das überwachende Polizeiorgan die Versammlungssprache nicht verstehe. Daß aber der preußische Staat, um diesem Dilemma zu entgehen, für Beamte sorgen solle, die polnisch gelernt hätten, sei eine Zumutung, die er zurückweisen müsse.

Ganz anders stellte sich kurz darauf das Oberverwaltungsgericht zu der Frage. Im Kreise Preußisch-Stargard war am 14. Dezember 1875 eine Versammlung von Polen aufgelöst worden, weil das Verlangen des überwachenden Amtsvorstehers, es solle deutsch gesprochen werden, un-

berücksichtigt geblieben war. Die hiergegen zunächst beim Kreisausschusse erhobene Klage wurde von diesem als unbegründet zurückgewiesen, das Bezirksverwaltungsgericht als Berufungsinstanz erklärte dagegen die geschehene Auflösung für ungesetzlich. Diesem Erkenntnis trat das Oberverwaltungsgericht durch Urteil vom 26. September 1876 (Entsch. I, 347) bei, in dessen ausführlicher Begründung es hervorhob, das Versammlungsrecht dürfe grundsätzlich dem Überwachungsrecht nicht untergeordnet, und die Ausübung des ersteren daher nicht dem Ermessen der Aufsichtsbehörden anheimgegeben werden. Da nun die Anwendung der Muttersprache der Beteiligten, also der Volkssprache, in Versammlungen dem Wesen der Sache entspreche und es an einer ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmung fehle, die trotzdem den Alleingebrauch des Deutschen in politischen Versammlungen vorschreibe, so könne von einer Befugnis des Staates, eine Versammlung nur wegen Gebrauchs eines nichtdeutschen Idioms aufzulösen, nach dem dermaligen Stande des positiven Rechts keine Rede sein.

Die Regierung hat sich zunächst lange Jahre bei diesem ihrer Auffassung widersprechenden Erkenntnis der höchsten gerichtlichen Instanz in Verwaltungsstreitsachen beruhigt. Erst im Jahre 1896, als das inzwischen durch rastlose Agitation gewaltig erstarkte Polentum dem Staate unheimlich zu werden anfing, wurden seitens des Ministeriums des Innern neue Versuche gemacht, die staatliche Auflösungsbefugnis auch auf den Fall des Gebrauchs einer Fremdsprache in politischen Versammlungen anzuwenden. Selbstverständlich jedoch führte dies Zurückgreifen auf die Eulenburgsche Praxis sofort wieder zu parlamentarischen Streitreden: am 8. Januar 1897 erhob die Zentrumspartei durch den Abgeordneten Dr. Stephan Beschwerde gegen das Vorgehen der Regierung, am 29. Januar schlossen sich die Polen v. Czarlinski und Genossen mit einer inhaltsgleichen Interpellation dem Beispiele des Zentrums an. Die Erklärungen, welche der Minister v. d. Recke im Verlauf dieser Debatten am 9. und 29. Januar 1897 abgab, wichen von dem Standpunkt, den sein Amtsvorgänger von Eulenburg zwanzig Jahre früher eingenommen hatte, insofern ab, als die Regierung nunmehr einräumte, politische Versammlungen könnten an sich gerade so gut polnisch wie deutsch verhandeln, und es sei der Verwaltung prinzipiell ganz gleichgültig, welche Sprache zur Anwendung gelange. Nur darauf komme es ihr an, daß das polizeiliche Überwachungsrecht durch den Gebrauch der Fremdsprache nicht illusorisch gemacht werde. Demgemäß werde das Ministerium auch künftighin in Gegenden, wo neben der deutschen noch eine andere Sprache als Volkssprache gebräuchlich sei, Verhandlungen in dieser letzteren dulden, weil

unter solchen Umständen der Polizei immer Organe zur Verfügung stehen würden, die das betreffende Idiom verstünden. Ihre Polizeibeamten zu Polyglotten auszubilden, dürfe dagegen der Verwaltung nicht angesonnen werden, und ebensowenig könne die Regierung es dulden, daß in rein deutschen Gegenden, wie z. B. in Westfalen, politische Versammlungen in nichtdeutschen Sprachen abgehalten würden.

Doch auch diese Argumentation hat keine Gnade vor dem Oberverwaltungsgericht gefunden. In einem neuen Urteil vom 5. Oktober 1897 (Entsch. XXXII, 396) blieb der Gerichtshof auf dem Standpunkt des Erkenntnisses von 1876 stehen und erklärte noch besonders, der Gebrauch einer nichtdeutschen Sprache in einer öffentlichen Versammlung könne nur dann als zulässiger Auflösungsgrund betrachtet werden, wenn er in der offenbaren Absicht erfolge, die Ausübung des staatlichen Überwachungsrechtes zu vereiteln. Als aber daraufhin die Regierung nunmehr begann, ihrer Praxis die regelmäßige Annahme einer solchen Vereitelungsabsicht zugrunde zu legen und demgemäß alle polnisch verhandelnden Versammlungen mit der Begründung aufzulösen, die Veranstalter bezweckten durch die Wahl der fremden Sprache, die polizeiliche Überwachung unmöglich zu machen, da schob das Oberverwaltungsgericht auch dieser Übung alsbald wieder einen Riegel vor, indem es durch Urteil vom 21. November 1899 den Grundsatz aussprach, es dürfe keineswegs aus dem Gebrauch der Fremdsprache ohne weiteres auf dolose Vereitelungsabsicht gegenüber dem Überwachungsrecht geschlossen werden, vielmehr müsse, um die Auflösung oder das Verbot einer fremdsprachig verhandelnden Versammlung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, das tatsächliche Vorliegen des erwähnten dolus jeweils aus den Umständen des Einzelfalls erweisbar sein. Dieser Nachweis aber sei selbst dann noch nicht als erbracht anzunehmen, wenn die fremde Sprache angewendet werde, trotzdem alle Teilnehmer der Versammlung notorisch des Deutschen mächtig seien, denn schon der Umstand, daß es ihnen bequemer sei, polnisch anstatt deutsch zu sprechen, rechtfertige für sie den Gebrauch des fremden Idioms.

Inzwischen aber hatte sich nun auch die wissenschaftliche Theorie der Frage bemächtigt. Schon im Jahre 1897 machte der Verwaltungsgerichtsdirektor Blümke in Danzig in zwei Artikeln der „Deutschen Zeitung" (vom 24. und 25. Dezember 1897, wiederabgedruckt in der „Ostmark" 1901, Nr. 12) gegen das Urteil des Oberverwaltungsgerichts vom 5. Oktober 1897 Front. Mit ganz ähnlicher, jedoch breiter ausgreifender Begründung trat dann 1901 der bekannte Staatsrechtslehrer, Professor Zorn in Bonn, gegen die Ansicht des Oberverwaltungsgerichts auf. Mit großem

Nachdruck erklärte er (Verwaltungsarchiv X, 1; XI, 189; auch als besondere Broschüre unter dem Titel „Die deutsche Staatssprache" erschienen), die Beziehungen, in welche die Polizeibehörde durch ihren überwachenden Beamten zu einer politischen Versammlung trete, seien ein „Geschäftsverkehr" im Sinne von § 1 des Gesetzes vom 28. August 1876, denn die Beaufsichtigung von Versammlungen, in denen öffentliche Angelegenheiten beraten würden, bilde eine gesetzliche Amtspflicht der Polizei. Da nun aber nach dem oben angeführten Gesetze die deutsche Sprache die ausschließliche Geschäftssprache aller Behörden, Beamten und politischen Körperschaften des Staates sei, so müsse sie auch im Geschäftsverkehr der Polizei mit politischen Versammlungen Alleinberechtigung genießen und demgemäß sei der eine solche Versammlung überwachende Beamte, falls die Teilnehmer der Veranstaltung sich bei ihrer Aussprache eines nichtdeutschen Idioms bedienten, nicht allein berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, zur Auflösung zu verschreiten, weil die Versammelten durch ihr Vorgehen die Autorität der in Preußen allein herrschenden deutschen Staatssprache verletzt hätten.

Zorns, wie man sieht, sehr weitgehende Folgerungen aus dem Prinzip der deutschen Staatssprache haben in den Reihen seiner Fachgenossen nur wenig Anklang gefunden. Die meisten Staatsrechtstheoretiker, welche sich nach ihm zur Sache äußerten, verhalten sich vielmehr ablehnend gegenüber seiner Auffassung, so neben Gerhard Anschütz (Preuß. Verwaltungsblatt, Jahrg. XXIII, Nr. 16) namentlich Hans Paalzow (Zur Polenfrage. Berlin 1902, S. 7—46) und Eduard Hubrich (Die Sprachenfreiheit in öffentlichen Versammlungen nach preußischem Recht. Königsberg i. Pr. 1903). Dagegen nahm die preußische Regierung zufolge der Zorn'schen Aufsätze den Kampf gegen die Praxis des Oberverwaltungsgerichts noch einmal auf. Erneut wurden die Behörden angewiesen, politische Versammlungen, in denen Polnisch verhandelt werde, aufzulösen. Auf die Interpellation, welche daraufhin mit vorauszusehender Promptheit am 7. Mai 1902 im preußischen Abgeordnetenhause erfolgte und von dem Abgeordneten Faltin begründet wurde, erwiderte der Minister des Innern von Hammerstein, es könne, wie das schon ein Beschluß der 2. Kammer aus dem Jahre 1849 schlagend beweise, aus dem Schweigen der Verfassung über die preußische Staatssprache nicht gefolgert werden, daß die nicht deutsch sprechenden Preußen ein besonderes Recht auf ihre Sprache hätten. Für die Auflösungspraxis der Polizeibehörden aber seien die gemischt-sprachigen Gebiete von den deutsch-sprachigen zu unterscheiden. In den ersteren müsse der Gebrauch fremder Sprachen, soweit es sich um

„private" Versammlungen handle, zugelassen werden, während er für „öffentliche" Veranstaltungen auszuschließen sei. In deutsch-sprachigen Gegenden aber dürfe auch in privaten politischen Versammlungen nur deutsch gesprochen werden, denn hier müsse beim Gebrauch eines anderen Idioms stets die Vermutung platzgreifen, daß es sich um bewußte Vereitelung der polizeilichen Überwachung handle.

Das letzte Wort im Streit um die Versammlungssprache hat dann bisher wiederum das Oberverwaltungsgericht gehabt. Durch Urteil vom 20. März 1903 (Deutsche Juristenzeitung VIII, 527) hat es erneut den Grundsatz der Sprachenfreiheit in politischen Versammlungen für geltendes preußisches Recht erklärt und insbesondere die Ansicht abgelehnt, daß schon aus der Veranstaltung nichtdeutsch verhandelnder Versammlungen seitens solcher Personen, die der deutschen Sprache mächtig sind, die Absicht, sich der polizeilichen Überwachung zu entziehen, gefolgert werden könne. Die eingehende Begründung dieses letzten verwaltungsgerichtlichen Erkenntnisses in der Sprachenfrage richtet sich namentlich auch gegen Zorn.

Versuchen wir nunmehr auf Grund des hier in Kürze skizzierten Für und Wider uns ein selbständiges juristisches und politisches Urteil über das in Rede stehende Problem zu verschaffen! Auszugehen ist dabei von der Doppelfrage: hat Preußen eine bestimmte Staatssprache? und wenn ja, was bedeutet der Besitz einer bestimmten Staatssprache rechtlich für Preußen?

Ein neuerdings in der publizistischen Literatur häufig zitiertes, 1899 erschienenes Buch des damaligen Privatdozenten, jetzigen Professors Rudolf Hermann von Herrnritt in Wien („Nationalität und Recht, dargestellt nach der österreichischen und ausländischen Gesetzgebung") teilt die Staaten der heutigen Kulturwelt zum Zwecke juristischer Folgerungen in national einheitliche und national gemischte; die letzteren sondert Herrnritt wieder in Staaten mit einer Hauptnation und in Nationalitätenstaaten. Im national einheitlichen Staate (Spanien, Italien, Großbritannien und Frankreich) sind die etwa eingestreuten fremdnationalen Elemente zu völliger Bedeutungslosigkeit verurteilt und führen lediglich ein auf sich selbst beschränktes Innenleben. Anders im national gemischten Staate. Seine eine Gruppe, der Nationalitätenstaat, erkennt grundsätzlich die volle politische Gleichberechtigung mehrerer ihm angehöriger Nationalitäten an und erklärt es für seine Pflicht, deren sprachliche und sonstige kulturelle Eigentümlichkeiten zu schützen und zu pflegen. Zu dieser Gruppe gehören in Europa die Schweiz, Belgien und Österreich. Die andere Gruppe des national gemischten Staates aber ist der Staat mit

einer Hauptnation, d. h. der Staat, in dem zwar eine Nationalität die vielfache Majorität gegenüber den Staatsangehörigen fremden Volkstums besitzt, in dem aber die fremdnationalen Gruppen doch eine politische Macht darstellen, mit welcher der Staat als solcher zu rechnen hat. In diese national gemischten Staaten mit einer Hauptnation nun reiht Hermann von Herrnritt auch das Königreich Preußen ein.

Herrnritt's Buch ist an sich eine sehr tüchtige Leistung und dient namentlich auf dem nur mühsam gangbaren Boden des österreichischen Sprachenrechts als zuverlässiger Führer. Aber seine Staateneinteilung ist teilweise von ethnisch-politischem Standpunkt aus gewonnen und entbehrt daher der juristischen Brauchbarkeit. Denn für die rechtliche Betrachtung der Nationalität eines Staates kommt es, wie schon Hubrich (a. a. O. S. 17f.) treffend ausgeführt hat, einzig und allein darauf an, welcher Nationalität der Staat selbst kraft seiner autoritären Rechtsmacht angehören zu wollen erklärt. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen sich zwar die beiden Herrnritt'schen Hauptgruppen des Nationalstaates und des Nationalitätenstaates aufrechterhalten, aber sein Staat mit einer Hauptnation rückt von dem Nationalitätenstaate ab und wird zum Nationalstaat, gleich dem „national einheitlichen" Staate. Der Nationalitätenstaat ist danach dasjenige staatliche Gemeinwesen, welches seine verschiedenen nationalen Elemente als gleichberechtigt anerkennt, während der Nationalstaat alle seiner Nationalität fremden Elemente für minderberechtigt erklärt. Innerhalb der Kategorie des Nationalstaates nun noch weiterhin den national einheitlichen und den Staat mit einer Hauptnation zu sondern, liegt kein Bedürfnis vor, denn hier handelt es sich, wie gesagt, nur um ethnisch-politische Gradunterschiede. Auch die „national einheitlichen" Staaten Herrnritts enthalten fremdsprachige Volkselemente, und ihr Wille, diese letzteren nicht zu politischer Bedeutung kommen zu lassen, ist rechtlich betrachtet kein anderer als derjenige von Staaten mit einer Hauptnation, denen die fremdsprachigen Volksbestandteile vielleicht wie Pfähle im Fleisch stecken. Es kann sich demgemäß für uns hier zunächst auch nur darum handeln, ob Preußen durch die Aufnahme größerer Bestandteile der polnischen und dänischen Nation aus dem deutschen Nationalstaat, den es vor den polnischen Teilungen unzweifelhaft bildete, ein Nationalitätenstaat geworden ist, d. h. ob es das polnische und späterhin das dänische Volkselement als grundsätzlich gleichberechtigt mit seinem bis dahin alleinherrschenden deutschen Volkstum anerkannt hat.

Dies ist nun keineswegs der Fall. Trotz mancher verhängnisvoller Schwankungen seiner Polenpolitik hat der preußische Staat doch seit dem

Wiener Kongreß von 1815, der die Grundlage des östlichen Besitzes der Monarchie schuf, seinen reindeutschen Charakter stets als etwas Selbstverständliches betrachtet. Und zwar auch schon in der Zeit des noch absoluten Königtums. Freilich hatte ein Allerhöchster Zuruf an die Einwohner des neu gebildeten Großherzogtums Posen vom 15. Mai 1815 erklärt, die polnische Sprache solle neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden und jedem preußischen Polen solle nach Maßgabe seiner Fähigkeiten der Zutritt zu den öffentlichen Ämtern des Großherzogtums sowie zu allen Ämtern, Ehren und Würden des preußischen Reiches offen stehen (Gesetz-Sammlung S. 47). Aber die weiter gehenden Ansprüche der Polen, welche dem Großherzogtum die Sonderstellung eines nur noch durch Realunion mit Preußen verbundenen politischen Organismus zu verschaffen strebten, wurden doch, so oft sie auftauchten, unzweideutig zurückgewiesen. Und auch darüber, daß der erlaubte Gebrauch der polnischen Sprache neben der deutschen keine volle Gleichberechtigung der ersteren mit der letzteren bedeuten solle, haben die preußischen Machthaber der vorrevolutionären Zeit keinen Zweifel aufkommen lassen. Nicht nur, daß die Verordnung betreffend die Justizverwaltung im Großherzogtum Posen vom 9. Februar 1817 (Gesetz-Sammlung S. 37) und die sie ergänzende Verordnung vom 16. Juni 1834 (Gesetz-Samml. S. 74) den Vorrang der deutschen Sprache grundsätzlich feststellte und bei allen zweisprachig abzufassenden Schriftstücken dem deutschen Text die alleinige Authentizität beilegte, nicht nur, daß laut dem Regulativ vom 14. Februar 1832 (v. Kamptz, Annalen der inneren Verw. S. 351) auch der Schriftwechsel sämtlicher Verwaltungsbehörden mit Einschluß der geistlichen und landschaftlichen in deutscher Sprache zu erfolgen hatte, — auch die Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. selbst haben in bedeutsamen Kundgebungen, nämlich in den beiden Abschieden des posenschen Provinziallandtages vom 14. Februar 1832 und vom 30. Dezember 1843, das Deutsche ausdrücklich als die „Landessprache" des preußischen Staates, als „die allgemeine Geschäftssprache in der Monarchie" bezeichnet oder, was dasselbe ist, erklärt, die Staatssprache Preußens sei deutsch. Daß aber die immerhin weitgehende Rücksicht, welche nach den angeführten Verordnungen und Erlässen zunächst noch dem polnischen Idiom zuteil wurde, von der preußischen Regierungspolitik nur als Zugeständnis einer Übergangszeit aufgefaßt wurde, die man möglichst abzukürzen wünschte, erhellt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit aus dem Anfang jener bekannten Denkschrift vom 15. März 1841, in welcher der posensche Oberpräsident

von Flottwell die Grundsätze entwickelt hat, denen er bei seiner Verwaltung der Provinz Posen gefolgt ist. Denn da heißt es: „Während meiner Wirksamkeit ... habe ich die der Verwaltung dieser Provinz gestellte Aufgabe dahin verstehen zu müssen geglaubt, ihre innige Verbindung mit dem preußischen Staate dadurch zu fördern und zu befestigen, daß die ihr eigentümlichen Regungen, Gewohnheiten und Neigungen, die einer solchen Verbindung widerstreben, allmählich beseitigt und daß dagegen die Elemente des deutschen Lebens in seinen materiellen und geistigen Beziehungen immer mehr in ihr verbreitet werden. Jede äußere Annäherung fördert unbewußt und sogar wider den Willen die innere Verschmelzung der beiden Nationalitäten; die gänzliche Vereinigung derselben als der Schluß dieser Aufgabe kann nur durch das entschiedene Hervortreten deutscher Kultur erlangt werden."

Während der Revolutionszeit hat dann freilich die preußische Regierung auch in dieser Frage eine recht schwankende Haltung gezeigt. Der erste Verfassungsentwurf, den sie am 20. März 1848 der Nationalversammlung vorlegte, verkündete in seinem § 1 nichts geringeres als den Verzicht auf die staatliche Assimilierung des Großherzogtums Posen, indem er dasselbe ausdrücklich von dem zum deutschen Bunde gehörigen preußischen Staatsgebiet ausschloß und ihm eine besondere nationale Reorganisation und Verfassung versprach. Mit dem Erlaß der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 kehrte man dann zunächst von diesem Irrwege wieder zurück, jetzt lautete der Art. 1: „Alle Landesteile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das preußische Staatsgebiet", womit gesagt war, daß Posen eine Ausnahmestellung nicht gewährt werden, sondern daß es einen dem übrigen homogenen Teil Preußens ausmachen solle. Aber nochmals drohte dieser entschiedenen Betonung des einheitlichen Deutschtums der preußischen Monarchie Gefahr. Denn inzwischen hatte § 188 der Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 allen nicht deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands „ihre volkstümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, so weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterricht, der inneren Verwaltung und der Rechtspflege". Der politischen Aktion, welche die Polen daraufhin in der preußischen Volksvertretung eröffneten, um Art. 1 der oktroyierten Verfassung im Sinne der Paulskirche umzugestalten, setzte das Ministerium keineswegs den erwünschten Widerstand entgegen. Es ist daher das Verdienst der zweiten Kammer gewesen, wenn die deutsche Staatsraison endlich doch siegte und polnische Zusatzanträge zum ersten Verfassungs-

artikel, welche die organische Sonderstellung des Großherzogtums Posen verewigen sollten, abgelehnt wurden.

An und für sich befand sich daher der preußische Verfassungsstaat seinen polnischen Untertanen gegenüber zunächst auf genau demselben Rechtsstandpunkte, wie sein Vorgänger, der Staat des absoluten Königtums. Nach wie vor bestand die nicht unerhebliche Rücksicht zu Recht, welche laut der Verordnung vom 9. Februar 1817 im Gerichtsverkehr auf die polnische Sprache genommen werden sollte, und noch im Jahre 1859 hat das preußische Obertribunal anerkannt, daß in Posen auch der Deutsche als Beklagter polnisch verhandeln müsse, wenn polnisch geklagt sei (Striethorst, Archiv XXXII S. 148). Andererseits aber hatte sich auch nichts in bezug auf das Prinzip geändert, wonach trotz solchen Entgegenkommens im einzelnen die „Landessprache" und die „allgemeine Geschäftssprache" der preußischen Monarchie das Deutsche war.

Und doch haben sich durch den Erlaß der Verfassung die grundsätzlichen Voraussetzungen für die Fortentwicklung des preußischen Sprachenrechtes in einer nicht unbedeutsamen Weise verschoben. In der Zeit des absoluten Polizeistaates konnte es nicht zweifelhaft sein, daß das Axiom der deutschen Staatssprache für Preußen einen primären Charakter gegenüber den tatsächlich dem polnischen Idiom gemachten Zugeständnissen besitze, die letzteren galten nur, soweit sie ausdrücklich fixiert waren, die Vermutung dagegen stritt stets für die Alleinherrschaft des Deutschen. Anders seit 1850. Denn in die endgültige Verfassung vom 31. Januar genannten Jahres war auch ein Verzeichnis jener unveräußerlichen Rechte aufgenommen worden, die dem Zeitgeiste als Palladium der staatsbürgerlichen Freiheit galten: Titel II unserer Verfassungsurkunde beschäftigt sich ausschließlich mit den „Rechten der Preußen". Sollen diese „Grundrechte" nun überhaupt irgend welche Bedeutung haben, so muß sie darin liegen, daß der Staat in ihnen prinzipielle Grenzen seiner nach innen gerichteten Herrschaft erkennt, daß er zugesteht, im Gebiet der Grundrechte streite die Vermutung immer für die volle Bewegungs- und Handlungsfreiheit des einzelnen Staatsangehörigen, so daß also trotzdem im öffentlichen Interesse vorgenommene Beschränkungen dieser absoluten Freiheit nur dann als rechtmäßig angesehen werden können, wenn sie auf besonderer gesetzlicher Ermächtigung beruhen.

Unter den Grundrechten des Preußen figuriert nun aber auch das Versammlungsrecht. Denn nach Art. 29 Abs. 1 der Verfassung sind alle Preußen berechtigt, sich ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubnis friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln. Über die

Sprache, deren sich die versammelten Staatsbürger bei ihren Verhandlungen zu bedienen haben, ist in Art. 29 der Verfassung nichts gesagt, aus dem Wesen des Grundrechts heraus muß daher gefolgert werden, daß dem Verfassungsgesetzgeber von 1850 kein öffentliches Interesse bewußt war, das ihn hätte bestimmen können, die natürliche Handlungsfreiheit der Staatsangehörigen hinsichtlich der Versammlungssprache einzuschränken.

Auch aus der kurz nach Erlaß der Verfassung ergangenen „Verordnung" vom 11. März 1850 aber wird man eine solche Absicht nicht herauslesen können. Diese Verordnung oder, richtiger gesagt, dies Gesetz wurde mit Zustimmung der Volksvertretung erlassen, um die Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechtes zu regeln und insbesondere die Gefahren hintanzuhalten, die der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit aus der Vereins- und Versammlungsfreiheit erwachsen können. Zu diesem Behufe mußten den zuständigen Polizeibehörden gewisse Aufsichts- und Überwachungsrechte eingeräumt werden. Bezüglich solcher Versammlungen, in denen öffentliche Angelegenheiten erörtert oder beraten werden sollen, ist das in doppelter Weise geschehen. Denn § 1 des Gesetzes bestimmt, daß der Unternehmer einer derartigen Versammlung ihr Stattfinden mindestens 24 Stunden vor ihrem Beginn unter Angabe des Ortes und der Zeit bei der Ortspolizeibehörde anzuzeigen hat. In § 4 aber wird dann weiterhin die Ortspolizeibehörde für befugt erklärt, in jede Versammlung der fraglichen Art einen oder zwei Abgeordnete zu entsenden, welche als solche erkennbar sein müssen und welche nach §§ 5, 8 Abs. 3 berechtigt sind, die Versammlung aufzulösen, falls die gesetzlich vorgeschriebene Bescheinigung der rechtzeitigen Anzeige nicht vorgelegt werden kann, wenn in der Versammlung Anträge oder Vorschläge erörtert werden, die eine Aufforderung oder Anreizung zu strafbaren Handlungen enthalten, wenn in der Versammlung Bewaffnete erscheinen, die, der Aufforderung des Abgeordneten der Obrigkeit zuwider, nicht entfernt werden, und endlich wenn Frauenspersonen, Schüler oder Lehrlinge der Versammlung eines politischen Vereins beiwohnen und sich auf die Aufforderung des anwesenden Abgeordneten der Polizei nicht entfernen. Vom Gebrauch einer nichtdeutschen Sprache als Auflösungsgrund ist dagegen in dem ganzen Gesetze nicht die Rede, und so wird man wiederum zunächst mindestens zugeben müssen, daß die Verordnung vom 11. März so wenig wie die Verfassung vom 31. Januar 1850 das öffentliche Interesse erkannt hat, welches eine Beschränkung der Versammlungsfreiheit in der Richtung des Sprachenrechtes hätte nahe legen können.

Da das Vereinsgesetz somit einen positiven Anhalt nicht ergibt, hat, wie früher aufgewiesen, die Verwaltungspraxis das polizeiliche Auflösungsrecht wegen Gebrauchs einer Fremdsprache aus der Natur der Sache abzuleiten versucht und erklärt, die Anwendung z. B. der polnischen Sprache hebe das polizeiliche Überwachungsrecht an sich auf, da der Abgeordnete einer preußischen Behörde regelmäßig kein Polnisch verstehen werde, und es jedenfalls der preußischen Polizei nicht zuzumuten sei, daß sie ihre Beamten Polnisch, womöglich noch in seinen verschiedenen Mundarten des Wasser- und des Hochpolnischen, lernen lasse. Aber leider ist es auch damit nichts. Denn auf die Entstehungszeit der Verfassung und des Vereinsgesetzes, deren Auffassung doch gerade für eine derartige Argumentation entscheidend sein muß, trifft die letztere zweifelsohne nicht zu. Wenn, wie wir sahen, 1850 und noch ein volles Vierteljahrhundert weiterhin die Justizverwaltung in Posen dem Polnischen weitgehende gesetzliche Konzessionen machte, wenn also auch die dortigen richterlichen Beamten regelmäßig des Polnischen mächtig waren, so läßt sich kaum annehmen, daß der Polizei damals nicht ebenfalls die nötigen, Polnisch verstehenden Organe zur Verfügung gestanden haben sollen, zumal das polnische Vereins- und Versammlungswesen in den fünfziger und sechziger Jahren noch verhältnismäßig gering entwickelt war. Haben sich aber seither die Verhältnisse geändert, steht heute einer weit über die Provinz Posen hinausgreifenden großpolnischen Vereins- und Versammlungsagitation nur eine unzureichende Anzahl Polnisch verstehender Polizeiorgane gegenüber, so ist damit doch nach dem positiven Recht noch kein Anspruch der Verwaltung gegeben, daß in allen öffentlichen Versammlungen deutsch und nur deutsch verhandelt werde. Das würde nur der Fall sein, wenn das polizeiliche Überwachungsrecht dem staatsbürgerlichen Versammlungsrecht übergeordnet wäre. An dem aber ist es nicht. Beide Befugnisse laufen vielmehr vollkommen gleichberechtigt nebeneinander her, ohne sich zu berühren: die zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten vereinigten Staatsbürger üben ihr Versammlungsrecht, die Polizei durch ihren Abgeordneten das obrigkeitliche Überwachungsrecht aus, im übrigen ignorieren sie sich gegenseitig, und insonderheit leistet der Polizeibeamte der Versammlung nur eine passive Assistenz, er darf nicht in ihre sachlichen Erörterungen eingreifen, er sitzt da, schweigt und hört. Ist ihm ein Fremdwort, ein Zitat, ein bildlicher Ausdruck oder eine Anspielung, die alle Versammlungsteilnehmer verstehen, unverständlich, so kann er nicht verlangen, daß man ihm die Sache erkläre, es ist vielmehr Sache der Polizeibehörde, Abgeordnete von genügender Bildung und Auffassungs-

gabe zu entsenden. Ebenso aber auch von ausreichenden Sprachkenntni
um das Überwachungsrecht in den Grenzen ausüben zu können, die
nun einmal zur Zeit noch durch die nach der Seite des Sprachenr
unbeschränkte Versammlungsfreiheit des preußischen Staatsbürgers
gezogen sind.

Damit hängt bereits zusammen, was hier noch über das G
betreffend die Geschäftssprache der Behörden, Beamten und politi
Körperschaften des Staates vom 28. August 1876 zu sagen ist.
oben (S. 693 f.) ausgeführt, hat Zorn aus dem Umstande, daß als
Geschäftssprache in dem genannten Gesetz ausschließlich die deutsche Sp
anerkannt wird, die Folgerung gezogen, auch der „Geschäftsverkehr"
öffentlichen Versammlung mit dem sie überwachenden Polizeibeamten n
in deutscher Sprache erfolgen. Dem kann aus vielen Gründen nicht
gepflichtet werden. Zunächst würde, selbst wenn zuzugeben wäre,
hier ein Geschäftsverkehr im Sinne des Gesetzes vom 28. August
vorläge, derselbe doch jedenfalls ein mündlicher sein. Das Gesetz fo
jedoch nur, daß der schriftliche Verkehr mit den Behörden, Beamten
Körperschaften des Staates in deutscher Sprache erfolge, und daß d
gleichzeitig implicite auch für den mündlichen Verkehr mit den St
organen das Deutsche vorgeschrieben sei (so z. B. Hubrich a. a. O. S.
ist eine Behauptung, die nicht allein dadurch bewiesen werden kann,
man sie als in der unmittelbaren Logik der Sache liegend bezeic
Aber die pflichtgemäße Anwesenheit des Polizeiabgeordneten in
politischen Versammlung ist ja überhaupt gar kein Geschäftsverkehr
dieser letzteren. Wir sahen ja, daß Überwachungsrecht der Obrigkeit
Versammlungsrecht der Staatsbürger einander parallel laufen und
an keiner Stelle schneiden. Erst wenn die Versammlung die ihr vom G
gezogenen Schranken durchbricht, und die bisherige Passivität des
wachenden Beamten dadurch in aktives Vorgehen umgesetzt wird —
dann kommt es zu einem Geschäftsverkehr desselben mit der Versa
lung als solcher, nämlich zu ihrer Auflösung. Daß hierbei der Be
sich seiner Geschäftssprache, d. h. des Deutschen, bedienen muß, ist s
verständlich und wird auch von niemand bestritten, gestattet aber k
Rückschluß auf die Sprache, welche die Versammlung bei ihren Verh
lungen zu gebrauchen hat.

Das Ergebnis unserer juristischen Erörterung kann somit nur d
lauten, daß zwar das Deutsche nach wie vor den polnischen Annexi
als die Staatssprache des deutschen Nationalstaates Preußen anzu
ist, neben der alle fremdsprachigen Idiome preußischer Staatsangehö

als prinzipiell minderberechtigt zu gelten haben, daß es aber andrerseits dem positiven Recht bisher noch nicht gelungen ist, dem Deutschen die völlige Alleinherrschaft im öffentlichen Leben zu verschaffen, und daß es insonderheit der Verwaltung an einer gesetzlichen Handhabe fehlt, um politische Versammlungen lediglich wegen Gebrauchs einer nichtdeutschen Sprache aufzulösen.

Das ist sicherlich von dem deutschnationalen Standpunkt aus, den der Verfasser der vorstehenden Ausführungen mit allen Anhängern dieser Zeitschrift teilt, ein höchst unerquicklicher Zustand. Ja, noch mehr: er droht auf die Dauer für den deutschen Nationalstaat Preußen unerträglich zu werden. In welchen Zukunftsträumen sich bereits jetzt das Großpolentum wiegt, mögen die Auslassungen beweisen, welche sich die in Graudenz erscheinende „Gazeta Grudzionska", das Hauptorgan der polnischen Volkspartei, im April 1902 geleistet hat. Da hieß es:

„Wir verlangen, daß es uns freisteht, unter der preußischen Regierung Polen zu sein und unser Polentum und unsere polnische Literatur zu pflegen. Zu diesem Zweck fordern wir von der Regierung, daß unsere polnische Sprache auf allen Behörden, wie auch im ganzen bürgerlichen Leben zum mindesten gleichberechtigt wird. In den Volksschulen müssen unsere Kinder anfangs nur auf polnisch unterrichtet werden, und nachher müssen sie so gut wie möglich in der deutschen Sprache ausgebildet werden. Auf allen Behörden muß der Pole die polnische Sprache gebrauchen dürfen, sei es schriftlich oder mündlich. In den polnischen Landesteilen müssen die Beamten geborene Polen sein, mindestens aber die polnische Sprache fließend beherrschen. Alle polnischen Landesteile, also Schlesien, Posen, Westpreußen, Masuren und Ermland müssen zu einem Ganzen unter der Verwaltung eines besonderen königlichen Statthalters mit einem besonderen Landtag vereinigt werden. Außerdem muß in Berlin ein besonderer Minister für polnische Angelegenheiten sein. Dieser Statthalter und dieser Minister müssen die polnische Sprache zum mindesten genau kennen. Natürlich müssen alle gegen die Polen erlassenen Ausnahmegesetze und Verordnungen aufgehoben und ein Gesetz erlassen werden, das den Beamten und Behörden bei strengen Strafen jegliche Bedrückung und Verfolgung der polnischen Nationalität verbietet."

Hier haben wir, wie Paalzow (a. a. O. S. 4f.) richtig bemerkt, ein vollständiges sprachlich-nationales Programm unseres preußischen Polentums in Händen. Könnten wir es uns verwirklicht denken, so wäre damit nichts Geringeres als der Verzicht Preußens auf seinen Charakter

als deutscher Nationalstaat ausgesprochen. Denn es ist nun einmal nicht anders: ein Staat kann nur entweder Nationalstaat oder Nationalitätenstaat sein wollen, ein Drittes gibt es nicht.

Um aber ein Nationalitätenstaat sein zu wollen, müßte Preußen mit den Überlieferungen einer achthundertjährigen Vergangenheit brechen. Denn seine märkischen Kernlande sowohl als auch sein östlicher Besitz sind der in unendlicher Kriegs- und Friedensarbeit errungene Siegespreis des deutschen Volkstums im Kampf gegen die zurückgebliebene Kultur der Slawen. Auf dem deutsch-preußischen Kolonialboden östlich der Elbe ist die früheste Aussöhnung des mittelalterlichen Partikularismus der deutschen Stämme erfolgt, die sich alle an der Germanisierung dieser Gebiete beteiligt haben, ein süddeutsches Herrschergeschlecht übernimmt seit dem 15. Jahrhundert die Führung und schenkt seit dem Großen Kurfürsten dem preußischen Staate eine Reihe von Monarchen, deren Erfolge ihn schließlich an die Spitze des neu geeinten deutschen Reiches rufen. Wer wollte leugnen, daß in solchem, durch drei Jahrtausendviertel bewährten geschichtlichen Berufe Recht und Pflicht auch für die Gegenwart und Zukunft liegt? Als deutsch-polnischer Nationalitätenstaat hätte Preußen jeden Anspruch auf seine Stellung als Führer der deutschen Nation verwirkt, was heute noch sein wohlerworbenes Gut, wäre dann nichts als haltlose Anmaßung. Ja, noch mehr: der Nationalitätenstaat wäre, wie das Beispiel Österreichs zeigt, der Anfang vom Ende des Staates selbst. Denn kein Einsichtiger vermag sich darüber zu täuschen, daß auch die Erfüllung des extremen Programms der „Gazeta Grudzionska", welches wir vorhin zitierten, nur eine Abschlagszahlung bedeuten würde, nur eine Etappe auf dem Wege, den unser Polentum vom finis Poloniae zum finis Borussiae zurücklegen zu können hofft.

Nur eines der Mittel, um diesen Hoffnungen einen unüberwindlichen Damm entgegen zu setzen, aber wahrlich keines der schwächsten, wäre der Ausbau des Prinzips der deutschen Staatssprache im Sinne der Alleinherrschaft der deutschen Versammlungssprache. Daß dieser Erfolg sich freilich nicht auf dem Wege extensiver Auslegung bestehender Gesetze erreichen läßt, hat sich aus unseren Erörterungen ergeben, und das öffentliche Leben muß sich überhaupt aus Gründen, die in seiner besonderen Natur liegen, viel ängstlicher vor solchen erweiternden Interpretationen seiner Rechtsnormen hüten, als innerhalb der Sphäre privater Lebensbeziehungen nötig erscheint. Denn nichts erbittert, ja vergiftet den Kampf der Parteien mehr, als wenn der Staat sich gegenüber ganzen Gruppen seiner Untertanen Befugnisse zuschreibt, deren Rechtsbeständigkeit nicht

außer allem Zweifel steht. So kann denn hier auch nichts anderes helfen, als der Erlaß eines Spezialgesetzes, das das Deutsche zur allein zugelassenen Sprache politischer Versammlungen im preußischen Staatsgebiete erhebt. Freilich hat Zorn recht, wenn er, wohl im Hinblick auf die zarte Rücksicht, die das Polentum trotz seiner Staatsgefährlichkeit immer noch in der preußischen Volksvertretung findet, bedenklich meint, die Klinke der Gesetzgebung sei hier nicht so „rasch gepackt". Das besagt aber, wie die Dinge nun einmal liegen, doch nichts anderes, als daß die Regierung günstigere Zeiten, als es die gegenwärtigen sind, für die endgültige gesetzliche Regelung der Frage hat unbenutzt vorübergehen lassen. Warum hat nicht bereits der Minister von Eulenburg, wie er 1876 für den Fall des Unterliegens seiner Auffassung verhieß, eine Gesetzesvorlage eingebracht, wonach das Abhalten polnisch sprechender Versammlungen verhindert werden könne? Warum hat 1897 sein Nachfolger von der Recke, trotzdem er gleiche gesetzgeberische Perspektiven für den Fall des Scheiterns seiner Verwaltungspraxis eröffnete, sich des gleichen Unterlassungsfehlers schuldig gemacht? Sollen wir darum auch jetzt, nachdem das Oberverwaltungsgericht den bestehenden Rechtszustand nun doch wohl endgültig festgestellt hat, wiederum zuwarten, ob es sich nicht vielleicht im Laufe der Zeit eines anderen besinnt? Das wäre der verhängnisvollste Fehler, den die Regierung begehen könnte. Mit um so größerer Genugtuung ist es zu begrüßen, daß zuverlässig verlautet, es werde demnächst dem preußischen Landtage ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, der die Alleinherrschaft der deutschen Versammlungssprache für Preußen zum geltenden Rechte machen solle. Eine derartige Vorlage würde auch keineswegs aussichtslos sein. Schon bei den Beratungen des Abgeordnetenhauses über die Faltinsche Interpellation im Mai 1902 haben die deutschkonservative, die freikonservative und die nationalliberale Partei der Regierung ihre Unterstützung für ein solches Gesetz zugesagt, eine feste Haltung des Ministeriums müßte diesen Block noch erheblich zu verstärken imstande sein, und es könnte ein Gesetz zustande kommen, das unhaltbaren Zuständen ein Ende macht, ein Gesetz, das in der Entwicklung des deutschen Sprachenrechtes eine Epoche bilden würde.

Ehelosigkeit und Luxus.

Von

E. von Oertzen.

Durch den Überschuß der Zahl der Frauen über die der Männer ist zirka eine Million Frauen in Deutschland von vornherein zur Ehelosigkeit bestimmt. Diese bekannte Tatsache hat an sich nichts Beunruhigendes. Nicht für alle Frauen besitzt die Ehe Anziehungskraft, und viele der befriedigendsten Frauenberufe, wie der der Krankenpflegerin, der Lehrerin, der Leiterin von Anstalten, erfordern den Cölibat. Der Bedarf in dieser Hinsicht dürfte nicht gedeckt werden, wäre die Zahl der Frauen und Männer gleich groß. Den Kernpunkt dessen, was die Frage des Frauenüberschusses — dieser so starken Grundlage der modernen Frauenbewegung — zu einer ernsten macht, treffen wir erst, wenn wir uns sagen, daß zu der Zahl der ledigen Frauen auch noch die der ehelos bleibenden Männer hinzuzuzählen ist, daß diese Ehelosigkeit auf beiden Seiten keineswegs immer eine freiwillige ist und daß sie fast ausschließlich die mittleren und insbesondere die höheren Stände trifft.

In den unteren Ständen spielt der Mangel an passender Heiratsgelegenheit in der Regel gar keine Rolle. Wie groß z. B. auch die Töchterzahl einer Landarbeiterfamilie sei, sind sie im Besitz gesunder Sinne und Glieder, so macht ihre Zukunft niemand Sorge; auf vier kräftige Arme hin wird bald eine kleine Häuslichkeit gegründet, auf die dann das Wort Anwendung finden kann:

Een Stuw to wischen
Een Kind to tüschen
Een Mann to plegen —
Wat för'n Glück un Segen!

Je kräftiger, gesünder und arbeitsfähiger die Mädchen sind, um so größer ist für sie die Auswahl unter den Bewerbern, denn die Ehefrage ist auch hier eine Mitgiftfrage, nur daß sie, wenn auch nicht nach den idealsten, so doch von sehr viel gesünderen Gesichtspunkten aus geregelt wird, als in den höheren Ständen.

Wenn, wie behauptet wird, die Witzblätter trotz aller Verzerrung ein charakteristisches Spiegelbild ihrer Zeit abgeben, so spielt die Jagd nach einer reichen Frau jetzt eine besonders hervorragende Rolle. Sie wird unaufhörlich in immer neuen Variationen, dabei aber mit so gutem Humor behandelt, auch in den Scherzecken ernsthafter Blätter, als handele es sich nicht um eine der demoralisierendsten Erscheinungen unseres Volkslebens, die uns allmählich zum Niedergang zwingen wird, wenn wir höhere Bahnen nicht wieder zu erreichen vermögen. Recht kennzeichnend liest man da u. a.: Heiratsvermittler: „Dann mache ich Ihnen hier noch einen anderen Vorschlag, auch eine sehr reiche Dame; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, sie hat einen kleinen Schönheitsfehler, eine Hasenscharte." Kunde: „Nun, durch eine Million würde ich diese Scharte als ausgewetzt ansehen."

Es liegt auf der Hand, wie es auf die Fortentwicklung der Rasse wirken muß, wenn äußere Rücksichten die Wahl der Gatten bestimmen, wenn dagegen Mädchen von der Ehe ausgeschlossen bleiben, welche durch ihre geistigen und körperlichen Vorzüge, durch ihre ganze Anlage besonders geeignet erscheinen, Mütter des künftigen Geschlechts zu werden, denen nichts hierzu fehlt, als der gefüllte Geldsack. „Hat sie denn was?" ist die allgemein übliche Frage bei jeder Verlobung, und welcher wichtigste aller Vorzüge unter diesem „was" zu verstehen, das braucht niemand erst erklärt zu werden.

Umgekehrt ist es natürlich ebenso; der bescheidene Bewerber von gediegenem Charakter muß zurückstehen, durch unbegreiflich verblendete Mütter werden die Töchter gedrängt, wenn sie nicht selbst schon Geschäftssinn genug besitzen, dem verbrauchten Lebemann mit dem großen Portemonnaie den Vorzug zu geben.

In Amerika spielt die Mitgift nicht die Rolle wie bei uns. Die Mädchen erhalten in der Regel keine Aussteuer, ein kleines oder auch gar kein Nadelgeld, der Gatte muß in der Lage sein, seine Frau zu unterhalten. Doch wirkt die Aussicht auf das künftige Erbe selbstverständlich mitbestimmend ein.

Gewiß wäre dem Übelstand und seinen schweren Folgen schnell abgeholfen, wenn überall nur die Söhne erbten oder alle Mädchen die gleiche Mitgift erhielten, wenn irgend welche Fonds hier ausgleichend einträten, aber das sind Utopien, auf die es sich nicht verlohnt einzugehen.

Doch sollten wir ernsthaft darüber nachdenken, wie wir das heranwachsende Geschlecht von dem grausen Fluch der Geldheirat befreien, welcher unser deutsches Familienleben mit kaltem Druck zu ertöten droht.

Die Frau zur Mitverdienenden zu machen, scheint am naheliegendsten. So möchte man z. B. die Lehrerinnen vom Cölibat befreien, sie ihren Beruf als Hausfrau und Mutter eigner Kinder ausüben lassen, ihre Tätigkeit in der Schule aber nicht einschränken. Sind aber nicht die umgekehrten Bestrebungen berechtigter, welche auch die Frauen unterer Stände von den unnatürlichen Zwang erlösen wollen, auswärts arbeiten zu müssen, statt mit allen Kräften ihrer Familie zu leben? Ohne Frage, — es gibt nur ein einwandfreies Mittel, den höheren und mittleren Ständen die Eheschließung zu erleichtern: Mutige Rückkehr zur Einfachheit.

Das Wort von der Steigerung der Ansprüche ist in jedermanns Munde; streben wir mit allem Ernst danach, sie wieder zu vermindern, diejenigen Ansprüche, deren Vorhandensein eine Last ist, deren Befriedigung die Freude am Dasein nur scheinbar erhöht, Ansprüche, welche nicht aus der Steigerung der Kultur hervorgehen, sondern aus der Steigerung der Genußsucht, aus elendem Nachahmungstrieb, aus verkehrtem Schönheitsideal, aus einer Verkennung dessen, was das Leben in Wahrheit wertvoll, lebenswert macht. Wer hätte es nicht erlebt, daß diesen Ansprüchen zarte Neigungen zum Opfer fallen mußten, welche zum beglückendsten Bunde hätten führen können? Die Ansprüche herabsetzen heißt die Zahl der Neigungsheiraten erhöhen, das unter kalter Berechnung Kränkelnde, Sieche, Greisenhafte in unserm Volksleben ausscheiden, die Ehen vermehren, die es durch neue Lebenskraft gesund machen helfen.

Ist das nicht ein erstrebenswertes Ziel für uns Frauen? Denn von uns Frauen muß diese Bewegung ausgehen; erst allmählich werden wir die Männer zu Bundesgenossen gewinnen. Es hat unter ihnen so viele Erfinder gegeben, welche uns den Gebrauch von Dingen gelehrt haben, an die noch in der Großväter Zeit niemand dachte, wir Frauen sollten sozusagen zurückzuerfinden suchen, was davon wieder entbehrlich.

Vergebliches Bemühen! wird man einwenden. Niemand gelang es je, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, nie ist ein Geschlecht trotz aller Mahnungen zu den Sitten der Väter umgekehrt, immer hat es sich seine eignen geschaffen.

Das ist unbestreitbar wahr. Andererseits aber wird mit jedem derben gesunden Knaben der Drang mitgeboren, sich des überflüssigen Kulturzwanges, der tausend sogenannten Bequemlichkeiten zu entledigen, die im Grunde nur Beschwerden sind, als ein neuer Robinson auf wüster Insel, in den ursprünglichsten Verhältnissen selbstschaffend von vorn zu beginnen. Und in jedem echten kleinen Mädchen wird auch in luxuriösester Umgebung das Hausmütterchen wach, welches das kostbare Spielzeug, das

feine Porzellanservis bei seite schiebt und mit ein paar irdenen Töpfchen und Tellerchen auf eignem Kochherd loswirtschaftet.

An diesen Naturtrieb zur Bedürfnislosigkeit sollten wir bei der Erziehung unserer Kinder immer wieder anknüpfen, ihn sollten wir pflegen und stärken, statt ihn durch Verwöhnung und Verweichlichung zu schwächen und schließlich zu töten.

In andern Ländern wird sehr viel mehr Gewicht auf Erlernung von Handfertigkeiten der Knaben gelegt als bei uns. In Schweden ist der Slöjd überall im Schulunterricht mit inbegriffen. Auch bei uns gewinnen diese Bestrebungen jetzt mehr Raum, und mancher Schüler einer höheren Lehranstalt lernt wie die Hohenzollernsöhne nebenbei ein Handwerk. Für die Mädchen aller Stände sollte es sich von selbst verstehen, — verschiedene Schulen haben ja bereits die nötigen Einrichtungen getroffen — daß die Fähigkeit, einen bescheidenen Haushalt zu führen, mit zu ihrer Ausbildung gehört, welchen Beruf sie auch später ergreifen mögen. Einfache Mahlzeiten selbst bereiten, ein Kleid anfertigen, ein Kind mit Verständnis warten, die Wäsche handhaben, das sollten sie alle verstehen, um auf der Grundlage dieser Fähigkeiten, die sich später leicht erweitern lassen, die Pflichten einer Hausfrau dereinst übernehmen zu können. Je mehr es in der Strömung der Zeit liegt, von der unsere Jugend mit ergriffen wird, diese Pflichten und Fähigkeiten als etwas Minderwertiges anzusehen, desto fester sollten wir Mütter daran halten, sie als selbstverständlich für jede gebildete Frau hinzustellen. Denn in irgend einer Häuslichkeit wird vor der Hand noch jede zu leben haben, wie sich auch ihr Leben gestalte; praktischen Sinn wird jede einmal nutzbar machen können, jede wird es einmal zu entbehren haben, wenn sie ihn nicht besitzt.

Und nur die wirtschaftlich gut ausgebildete, tüchtige Frau wird mit Erfolg den Kampf gegen den Luxus aufnehmen können, einen Kampf, zu dem wir uns alle zusammenscharen sollten. Denn durch die Möglichkeit früher Eheschließung dienen wir zugleich den Sittlichkeitsbestrebungen, die gehässige Schärfe der sozialen Gegensätze helfen wir mildern.

Es ist ganz merkwürdig, zu beobachten, was hierin die Macht des Beispiels vermag. Ein einziger mit Geschick geführter, anspruchsloser Haushalt wirkt oft befreiend auf einen ganzen Kreis. Wie von quälenden Zwangsvorstellungen erlöst, wagt dieser und jener, in die gleiche Bahn einzulenken. Es gehört nicht einmal moralischer Mut dazu, sich durch Einfachheit hervorzutun. Üppigkeit und Prunk finden jederzeit willige Mitschwelger, aber auch beißende Kritiker und ernste Mahner, immer

noch aber werden der Anspruchslosigkeit und besonnenen Sparsamkeit rückhaltlose Anerkennung zuteil. Wenn heut die Zeitungen entzückt von Festlichkeiten berichten, die ein Vermögen kosteten, so ist morgen die Menge ebenso bereit, die Tatsache zu bewundern, daß irgend ein vielfacher Millionär vierter Klasse fährt oder ein einziges Gericht zu Mittag ißt. Und wenn das Gepränge feierlicher Monarchenempfänge der Glanz festlicher Einzüge in der Erinnerung längst verblaßt sind, wird das eiserne Feldbett unvergessen sein, in dem unser greiser Heldenkaiser schlief.

Es ist sehr zu bedauern, daß die Ansprüche an das sogenannte Kommisvermögen der Offiziere, welches den Heiratskonsens bedingt, in jüngerer Zeit heraufgesetzt und damit ausgesprochen worden ist: die bisherige Lebenshaltung genügt nicht mehr für euren Stand. Grade das Heer sollte durch spartanisch einfache Lebensweise, durch vornehme Bedürfnislosigkeit dem ganzen Lande voranleuchten, davon überzeugt und andere überzeugend, daß im Entsagen, im Entbehrenkönnen ein stilles, stolzes Heldentum liegt, eine stramme Zucht, die durch keine andere Schulung zu ersetzen ist und für die Kämpfe stählt, welchen dieser ernste Beruf gewachsen sein muß. Wohl dem Regiment, dessen Kommandeur seinen weitgehenden Einfluß dazu benutzt, um in diesem Sinne auf die jüngeren Offiziere einzuwirken.

Nach unendlich vielen Richtungen ließen sich im öffentlichen wie im Familienleben Ersparnisse machen, ohne daß berechtigte Interessen darunter litten. Man hört oft darüber klagen, daß jetzt zuviel Feste gefeiert werden. Uns will scheinen, wir feiern gar keine mehr. Diese offiziellen Veranstaltungen und Festlichkeiten, diese Jubiläen und feierlichen Zusammenkünfte mit ihren Reden und Gegenreden, mit ihren Lobeserhebungen herüber und hinüber, die der Draht schleunigst durch die Welt verbreitet, haben mit dem köstlichen Begriff eines Festes eigentlich nichts gemein. Dazu gehört ein gastliches Heim, ein frohgestimmter Hausherr, eine sorgliche Hausmutter, ein auch dem Herzen nach vereinter, traulicher Freundeskreis, blühende, harmlos vergnügte Jugend, klingende Lieder und herzliche Worte. Aber wo wird das noch gefunden? In der Kunst, Feste zu feiern, hat die neuere Zeit erstaunliche Rückschritte gemacht. Wenn früher mit weichem, lindem Fußtritt auf schneebedeckten Pfaden das Weihnachtsfest herannahte, da wurde der Familientisch an den Adventsabenden so lang ausgezogen, als es nur irgend ging, und alle, alle vereinten sich daran, Eltern, Kinder und Dienstboten. Das Rauschgold knisterte, die roten Äpfel und klappernden Nüsse rollten, das

Zuckerwerk duftete, und nun wurde geschnitten und geklebt, vergoldet und mit Bändern versehen, da entstanden Ketten und Sterne, Fähnchen und Netze, jeder zeigte seine Kunstfertigkeit, und, wer noch keine besaß, wie die Kleinsten der Kleinen, den erfüllte es doch mit glückseligem Stolz, daß er „zureichen" durfte. Eine Weihnachtsgeschichte wird vorgelesen, die alten, lieben Weihnachtslieder erklingen und grüßen das kommende Fest, den Tag, den Gott gemacht. Nimmermehr vergißt solche Stunden, wer sie wonneklopfenden Herzens dereinst miterlebte. Heutzutage werden die mehr oder weniger geschmackvollen Gebilde, von denen die Schaufenster erstrahlen, rasch gekauft, und in wenig Stunden der Baum damit aufgeputzt. Ein Schmuck, der oft viel Geld gekostet hat, aber wenig Nachdenken und gar keine Zeit.

Ähnlich zum Osterfest. Die buntgefärbten, harten Eier legt der Hase, auf dem Lande wenigstens, noch überall, aber die köstlichen Klappereier, mit bunten Bonbons inwendig, mit den Zeichnungen, Bildchen, Verschen auswendig, die so geheimnisvoll und beziehungsreich unter emsigen Elterhänden entstanden, sie sind geschwunden. Der Konditor liefert die ganze Bescherung fix und fertig, und man staunt, bis zu welchen Beträgen für Familien, die oft in Sorge um das Nötigste leben müssen. Denn auch unsere Kinderfeste hat ein kalter Materialismus gepackt. Schokolade und Kuchen, wilde Spiele, wenn es einmal sehr hoch kam, Topfschlagen, eine Lotterie um wertlose Kleinigkeiten, die meist erst schnell im Hause zusammengesucht werden mußten — was sind wir einst übermütig vergnügt dabei gewesen! Jetzt kaum eine Einladung ohne die großartigsten Vorbereitungen dazu, denn ohne besondere Veranstaltungen, Umzüge, Feuerwerke und dergleichen und wenn die Erwachsenen nicht atemlos von Anfang bis zu Ende mittun, ist „nichts los". Vor allem aber darf kein Kind mit leeren Händen nach Hause zurückkehren. Ganz nette Summen müssen wir aufwenden, wenn die Vergnügungen bei uns nicht zur Beschämung der eigenen Kinder hinter denen „der Andern" zurückstehen sollen. Es ist, als wolle man ihnen schon bei Zeiten einprägen: Freuden im kostenlosen Stil sind nicht viel wert, es muß schon ein materieller Gewinn damit verbunden sein.

Besser hat es der „Wandsbecker Bote" verstanden, wenn er schreibt:

„Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, außer den respektiven Geburts- und Namens-Tagen, schon verschiedene andere Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das Knospenfest, den Widderschein,

den Maimorgen, den Grünzüngel, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen"

und dann zwei neue Festtage schildert, den Herbstling und den Eiszäpfel,

„beide gar erfreulich und nützlich zu feiern. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man so viel Äpfel, als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner quota gekürzt werde, tut sie in den Ofen, wartet, bis sie gebraten sind und ißt sie dann. So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sich's aus, wenn's recht gemacht wird. Daß dabei allerhand vernünftige Diskurse geführt, auch oft in den Ofen hineingeguckt werden muß usw., versteht sich von selbst".

Das Fest zündet noch immer, ebenso wie der Eiszäpfel, bei dem am Schluß eine Laterne in den hohlen Kopf eines Schneemanns getan wird, und „das n. b. von Anfang bis zu Ende mit trockenem Munde gefeiert wird". Sehr wirksam ist sogar solch Fest, wenns recht gemacht wird."

Denn er ist immer noch nicht altmodisch und unzeitgemäß geworden, unser Martin Claudius, weil er so urdeutsch ist, und in jedem deutschen Herzen, wenn auch oft überschüttet und überwachsen von modernem Raffinement, ein Stück seines Sinnes lebt.

Ein starker Drang nach Rückkehr zur Natur geht belebend durch unser Volk. Man denke an Pfarrer Kneipp und die Tausende seiner Schüler und Jünger, an all die barfuß Laufenden, Licht- und Luft-Badenden und die Neigung zu gesunden Leibesübungen, an den ungeheuern Erfolg von Jörn Uhl mit seiner „Heimatkunst" und seinem „Erdgeruch", die heut so mächtig auf die Menschen wirken.

Wir sind wieder erwacht aus der Betäubung der Gründerjahre und ihrer unseligen Wirkung auf unsere Anschauungsweise. Unsere Kinder verstehen uns, wenn wir die einfachsten, jedermann zugänglichen Freuden als die höchsten schätzen, wenn uns der Millionär als solcher weder interessiert noch imponiert, der reine Wille und die tüchtige Kraft aber überall da, wo wir sie finden. Erzählen wir ihnen von Henri Thoreau, der durch seiner Hände Arbeit in wenigen Wochen genug verdiente, um ein seinen Bedürfnissen entsprechendes genußreiches Leben im Walde zu führen. Von Justinus Kerner, der ohne Bedenken seine Braut heimführte, obgleich das Heim eine einzige Stube in einem Gasthaus umfaßte, die jedesmal geräumt werden mußte, wenn der Wirt eine Tanzgesellschaft gab, was häufig geschah. Und hier wurde der Grund gelegt zu einem Familienleben, dessen Schimmer die größten Zeitgenossen herbeizog, ja, das noch in unsere Tage herüberleuchtet.

Ein echt deutsches Haus! Wer wünschte nicht, daß sein Heim diese Bezeichnung verdiene? Aber wem schwebte bei ihrem Zauberklang, wie vielleicht bei dem Wort: ein echt französisches Haus, das Bild von mit überflüssigen Nichtigkeiten beladenen Räumen vor, von eleganten Modedamen und erlesenen Diners? — Können wir es uns nicht doch noch eher in Kerners einzigem Stübchen im Gasthaus vorstellen?

Nicht wer viel hat, ist reich, sondern wer wenig bedarf. Die kälteste Berechnung kann zu Schanden werden; und so lange wir hier unter dem wechselnden Mond wandeln, schauen wir alle in eine unsichere Zukunft. Mögen unsere Kinder trotzdem hochgemut ins Leben treten, ihr Glück Gott und der eigenen Kraft anvertrauend, damit, wenn es ihnen vergönnt ist, einen eigenen Herd zu gründen, ihnen dann ein echt deutsches Haus erstehe!

Armes Kind.

Es ist so ein müdegewandertes Kind,
Hat blonde sonnige Haare,
Und kleine Hände, die streicheln so lind,
Und Augen, sternleuchtende, klare.

Es trägt ein graues, zerschlissenes Kleid,
Und lächelt verschüchtert bange:
„Ich bin gewandert so weit — so weit,
Ich suchte dich lange schon, lange.

Ich komm' von Frau Herzeleide,
Die grüßt dich, und ich, — bin die Freude".

Eugen Stangen.

Deutschlands Anteil an der wirtschaftlichen Erschließung der asiatischen Türkei.

Von

H. Schwatlo.

I.

Wenn neuerdings Kleinasien in den Mittelpunkt des Interesses der europäischen Staaten getreten ist, so sind die Ursachen, warum sich die verschiedenen Staaten mit dem erst aus dem Schlafe zu erweckenden Dornröschen beschäftigen, sehr verschiedener Art. Der Expansionstrieb Rußlands will sich nichts, was irgendwie in seinem näheren Bereiche liegt, entgehen lassen, und es muß zu gleicher Zeit von Kaukasien aus sein altes Ziel Konstantinopel auf dem zweiten möglichen Wege zu erreichen versuchen. Frankreich sieht seine im Oriente früher eingenommene Stellung gefährdet und seinen Einfluß schwinden. Es bricht in den Warnungsruf aus: „L'Allemagne s'implante en Orient!“ Mehr als zwei Milliarden französisches Geld sind im Oriente angelegt, davon allein 1500 Millionen in türkischen Papieren, während 672 Millionen in gewerblichen oder Handelsunternehmungen stecken oder immobilisiert sind. Der Wert des in französischen Händen befindlichen Grundbesitzes in der asiatischen Türkei wird allein auf 54 Millionen Franken angegeben, wovon ein Drittel auf Besitzungen der Ordensniederlassungen, fast ebensoviel auf solche der Alliance Israélite Universelle fällt. Die durch Handelshäuser dargestellten Kapitalien überschreiten 30 Millionen Franken, 202 Millionen Franken sind bei Eisenbahnunternehmungen beteiligt. Neben diesen materiellen Werten, die für Frankreich ins Spiel kommen, ist die Aufrechterhaltung der politischen Stellung eine ungleich wichtigere Aufgabe seiner Staatsmänner. Diese erklären daher die Fortdauer des französischen Protektorates über die katholischen Christen, als Grundlage von materiellem Einfluß, für eine gebieterische Notwendigkeit. Wirklich erreichten die Schüler, welche französische Schulanstalten im Orient besuchten, nach den eigenen Worten des Ministers Delcassé im Frühjahr 1901 die Zahl von 90000. Seitdem hat ihre Anzahl zweifellos noch zugenommen. Durch die lediglich für

französische Interessen wirkenden geistlichen Niederlassungen mit Schulen wird Frankreich so bald nicht aufhören, eine sehr beachtenswerte, ja führende Rolle im Oriente zu spielen, und deutsche Katholiken, welche im Schuldienste wirken, ziehen in der Regel an demselben Strang, indem sie sich bedingungslos dem französischen Einflusse unterwerfen. Jetzt, wo auch die deutsche Sprache im Oriente in weiteren Kreisen sich auszubreiten beginnt und wo sie für den Handeltreibenden fast unentbehrlich geworden ist, suchen französische Schulleiter der von deutschen Schulen drohenden Konkurrenz dadurch zu begegnen, daß sie deutschen Unterricht einführen und hierzu Schwestern aus Deutschland kommen lassen. Daß durch sie deutsche Allgemeininteressen Förderung erfahren werden, wird niemand behaupten wollen; im Gegenteil wirken jene deutschen Ordensschwestern da nur um so eifriger in französischem Sinne, wo katholisch und französisch gleichbedeutend ist. Indessen ist doch schon eine Bresche in die Festung des französischen Protektorates gelegt, indem man es deutscherseits nicht hat an Entschiedenheit fehlen lassen, um den Standpunkt zu vertreten, daß die deutschen Katholiken nicht unter dem französischen Schutze stehen. Da Italien mit demselben Anspruche folgte, hat Delcassé Anfang 1903 in der Deputiertenkammer zugestehen müssen, daß das Protektorat nicht an Ausdehnung gewinnt und sich immer weniger auf Fremde erstreckt. Es soll zwar nach dem Minister seinen universellen Charakter beibehalten, „kann sich aber wegen des Vorwiegens der französischen Elemente darauf beschränken, sich nur zugunsten der Franzosen und ihrer ausschließlichen Unterstützung geltend zu machen". Der hierdurch bezeichnete Rückzug ist etwas schnell gekommen, ein Zeichen, daß von anderer Seite kräftige Keile vorgetrieben worden sind.

Deutschland treibt im Oriente nach den Worten des leitenden Staatsmannes keine aktive Politik, aber wollte man selbst diese Worte als die vorsichtige Äußerung eines feinen Diplomaten auffassen, sind doch die Zeiten für immer vorbei, wo der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen sich rühmen durfte, den Kourier aus Konstantinopel nicht zu lesen. Andererseits ist es jedoch ein übertriebenes Phantasiebild, das französische Chauvinisten von den Absichten Deutschlands im Oriente entwerfen. Sie sehen schon im Geiste, wie die deutschen Bestandteile des österreichischen Kaiserstaates Anschluß an Deutschland finden und dieses Land um 32 Millionen Einwohner reicher ist wie Frankreich. Sie rechnen aus, daß dann die deutsche Feldarmee 1366000 Gewehre, 72800 Säbel und 2080 Kanonen stärker sein werde als die französische, und sie nehmen als ganz bestimmt an, daß das deutsche Kaiserreich

gewisse Österreich zugeschriebene Absichten auf Gebietserweiterung im Oriente mit Ausgang nach dem Golf von Salonik hin nicht nur in sein Programm aufnehmen, sondern auch verwirklichen werde. Eine so ausschweifende Phantasie besitzen die stets sehr real angelegten deutschen Politiker, soweit sie wirklich auf diesen Titel Anspruch machen dürfen, nicht. Hingegen kann nicht geleugnet werden, daß Kleinasien, unter welchem kurz die ganze Ländermasse bis zum persischen Golf hin verstanden sein soll, für Deutschland ein bedeutendes Interesse besitzt, schon aus dem Grunde, wenn wir bescheiden sein wollen, weil sich darin möglicherweise ein Feld für deutsche Arbeit nach den verschiedensten Richtungen hin eröffnet. Suchen wir heute nach neuen Absatzgebieten, so kann sie uns das neu zu erschließende Land in reichem Maße liefern; sucht man nach einer Rennbahn zum Wettlauf technischen Könnens und Wissens, so kann kein Land eine bessere als Kleinasien liefern; will das ärztliche „Proletariat", das sich in Deutschland unter dem Druck der Überproduktion zu bilden beginnt, einen Abfluß, kann es dort Wirkungskreise in weitestem Umfange finden; will ein Lehrer dem allgemeinen großen Deutschland in der Ferne dienen, wobei er aber von vornherein davor gewarnt werden soll, sich selber Lorbeerkränze wegen seiner patriotischen Aufopferung zu flechten — die Regierung tut es gewiß noch nicht —, so kann er seine Wanderjahre in dem alle geistigen Kräfte durch Anschauungen der verschiedensten Art fördernden Lande zubringen; für Bergingenieure wird es endlich bei wirklicher Erschließung Kleinasiens alle Hände voll zu tun geben.

Ob auch für Landwirte und Obstbauern wie Weinproduzenten, ist noch die Frage. Nicht daß das Land die darauf verwendete Bemühung nicht lohnte. Im Gegenteil! Der Reisende beurteilt gern die Türkei nach den Strichen, die er durchfährt, bevor er nach Konstantinopel kommt, und gewinnt daraus die Ansicht, die er in dem schleunigst veröffentlichten Reiseberichte mit dem Titel „Auf ottomanischer Erde" oder „Quer durch das Land des kranken Mannes" niederlegt, daß nämlich kein Land so darniederliege wie die Türkei und daß darin auf Schritt und Tritt die Spuren deutlichen Verfalls zutage treten. Zugegeben, es gibt kaum etwas Jammervolleres als das türkische Land, das man beim ersten Morgengrauen von Tschataldscha an bis Konstantinopel aus dem Abteilfenster erblickt, aber der Schluß ist durchaus irrig, daß die ganze europäische Türkei gleich öde und gottverlassen sein müsse. Nirgendwo legt man, soweit man es vermeiden kann, die Eisenbahnstrecken durch Gegenden, in denen der Grunderwerb wegen der Güte des Bodens besonders kost-

spielig ist. Den ersten türkischen Eisenbahnbau führte aber der Baron von Hirsch aus, dem mit seinen Hintermännern weniger daran gelegen war, die berechtigten Interessen der Landesregierung oder der Bevölkerung zu wahren, als einen möglichst großen Gewinn für die beteiligten Kapitalisten herauszuschlagen. Wäre es nach dem württembergischen Ingenieur Wilhelm von Pressel gegangen, der als erster, schon seit dem Jahre 1869, Studien behufs Anlage von Eisenbahnen im türkischen Reiche machte und als Lohn für seine uneigennützigen Bemühungen 1901 zu Konstantinopel im deutschen Hospital fast im Elend starb, wäre die Eisenbahnstrecke an der Gebirgskette von Strandscha vorbeigeführt worden und hätte die Orte Kirk-Kilissé, Jena, Sisa und Saraï berührt. In diesem Falle würde der Reisende eine andere Idee vom türkischen Lande und Boden bekommen haben, etwa wie derjenige, welcher sich über Demotika nach Dedeagatsch verirrt und auf der französischen Jonction-Linie durch das köstlichste Paradies bei Drama und Seres vorbei nach Salonik fährt, obgleich auch hier die allerfruchtbarsten Gegenden nicht durchkreuzt werden. Einen kleinen Begriff von dem Reichtum und der Ergiebigkeit des kleinasiatischen Hochlandes und seiner Abhänge, der Kornkammer des Altertums, erhält man auf einer Fahrt das Gedis-(Hermos-)Tal aufwärts oder auf einer solchen durch das Defilé des Sakaria und des Kara-Szu von Vezier-Han bis Biledschik.

Ertragfähig ist die anatolische Erde also zweifellos in hohem Grade, ja sie nimmt in bezug auf Fruchtbarkeit einen hervorragenden Platz in der Reihe der Kulturländer ein, aber es fehlt ihr an der richtigen Bewirtschaftung, zunächst weil die Zahl ihrer tätigen Einwohner zu gering ist. Das bestbevölkerte Vilajet (Provinz) Aïdin-Smyrna, hat nur eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von 39 Menschen auf dem Quadratkilometer und Trapezunt noch 34, die nächsten Bezirke aber, das Sandschak (Regierungsbezirk) Ismidt und die Vilajets Brussa und Castamuni, sinken bereits auf 22 bez. 21,2 und 21,5 herunter, während sonst verhältnismäßig gut bevölkerte Vilajets weit hinter der mittleren Bevölkerungsdichte des europäischen Rußlands zurückstehen. Die geringe Volksmenge steht mit den Schwierigkeiten bei der Erwerbung des sonst an sich nicht teuren Bodens in Zusammenhang.

Beiderlei Umstände, die Ertragfähigkeit des Bodens und der Bevölkerungsmangel in Anatolien, haben einige deutsche Reisende und Politiker auf den Gedanken gebracht, daß Kleinasien ein vorzügliches Kolonisationsfeld für Deutsche sei und daß man sich ein Verdienst daraus erwürbe, die deutsche Einwanderung hierher zu lenken. Um beurteilen zu

können, wie weit sich diese Absichten verwirklichen lassen, müssen einige genauere Erwägungen angestellt werden. Bei der Beurteilung der Kolonisationsfähigkeit eines Landes kommt in erster Linie seine natürliche Bodenkraft in Betracht. Kolonisation und rationelle Wirtschaft sind meist sich bedingende Begriffe, und so ist von vornherein anzunehmen, daß der der Kolonisation unterworfene Boden höheren Ertrag ergibt als vorher. Jedoch ist das Jetzt, soweit es festgestellt werden kann, immerhin ein Anhaltspunkt für das Später. Wir sind in der glücklichen Lage, über die Beschaffenheit des anatolischen Bodens, wofern er in der Nähe der Eisenbahnstrecke liegt, durch den besten Kenner der kleinasiatischen Landwirtschaft genau unterrichtet zu sein. Nach seiner Darstellung [1]) sind die Bodenpreise ungemein verschieden. Von dem alluvialen, in der Gegend von Ismidt zu Gemüsebau verwendeten Boden kostet das Donum (1088 Quadratmeter), wenn es überhaupt zu haben ist, 15 bis 20 türkische Pfund (277,50 bis 370 Mark), während eine gleiche Menge gewöhnlichen Ackerlandes für 37 Mark zu haben ist. Auf dem Hochplateau bei Afiun-Karahissar kostet das Donum Mohnacker 92,50 Mark, das Ackerland dagegen nur 6,80 bis 10,20 Mark. Den Durchschnitt von letzterem mit 8,60 Mark angenommen, stellt sich der Preis des Hekters auf etwa 80 Mark; er steigt aber unter außergewöhnlich günstigen Verhältnissen auf nahezu 850 Mark oder auf das drei- bis vierfache, sowie es sich um besseres Gemüseland handelt. Was die eigentlichen Bodenerträge betrifft, so stehen sie nur für die Gerste insoweit fest, als in guten Jahren das zwölfte Korn geerntet wird. In schlechten bekommt der Bauer vielleicht nur das Doppelte seiner Aussaat zu sehen. Der Anbau von Weizen lohnt sich in manchen Gegenden gewiß sehr, doch gibt es auch Stellen, wo man Weizenhalme von 15 bis 20 Zentimeter Höhe in reichlicher Entfernung voneinander ein sogenanntes Feld bilden sieht.

Aller Wahrscheinlichkeit nach lassen sich die im folgenden kurz zu nennenden Kulturen zwar nicht überall einbürgern, aber es könnte je nach dem Gelände darunter eine Auswahl getroffen werden. Mohnfelder ergeben durch Opium und durch Samen pro Hektar etwa 315 Mark Ertrag. Eine noch bessere Bruttoeinnahme liefert der Sesam, dessen Verfrachtungsmenge auf der Anatolischen Eisenbahn innerhalb von drei Jahren sich von 212 auf ungefähr 150 000 Kilogramm vermehrt hat. Baumwollkulturen würden sich mit einem Bruttoertrage von etwas über 300 Mark pro Hektar vielleicht in tieferen Lagen mit Erfolg betreiben

[1]) R. Herrmann, Anatolische Landwirtschaft auf Grund sechsjähriger Erfahrung. Leipzig, Grunow. 1900.

lassen; großen Gewinn wirft, wie allgemeiner bekannt, die Tabakpflanze, dann auch die Weinrebe und die Olive ab. Von der letzteren kann auf einen Ertrag von 10 Mark für den Baum, der keiner besonderen Pflege bedarf, wenn er einmal veredelt ist, gerechnet werden; auf einem Hektar liefert der Tabak eine Bruttoeinnahme von etwa 850 Mark, die Weinrebe aber auf der gleichen Fläche eine solche von mindestens 1500 Mark. Die Anbauversuche, die mit Kartoffeln angestellt wurden, haben ein ermutigendes Ergebnis gehabt; durchschnittlich belief sich der Ertrag auf das fünffache, stieg aber in einzelnen Gegenden auf das zwölffache, wobei zu berücksichtigen ist, daß der Marktpreis der Kartoffel in den günstigsten Zeiten nicht unter 5 Mark für den Zentner sinkt.

Die Berechnung der Nettoeinnahmen stößt natürlich auf Schwierigkeiten; es wäre aber bei ihrer Schätzung zu berücksichtigen, daß erstlich Löhne für eventuell heranzuziehende Arbeitskräfte, wobei nur Männer in Frage kommen können, bei der Anspruchslosigkeit der Bevölkerung und dem allgemeinen Geldmangel sehr niedrig sind. Ferner sind die Preise für das Nutzvieh nicht hoch. Das anatolische Pferd, welches nie zum Ziehen, aber zum Tragen von Lasten bis zu 200 Kilogramm verwendet wird, ist im allgemeinen zum Preise von 92 Mark bis 148 Mark zu haben. Fehlerfreie, schöne Tiere kosten 275 Mark. Die Fohlenzucht verursacht gar keine Kosten, und wenn das arbeitende Pferd täglich nur etwa 1 Kilo Gerste erhält, so ergibt sich daraus, wie lohnend die Pferdezucht ist und wie gering die durch das Nutzvieh, so weit es Pferdearbeit betrifft, verursachten Betriebskosten sind. Zum Ziehen ist das anatolische Pferd bei seinem eleganten Körperbau meist nicht zu verwenden, hierzu dient vielmehr der Ochse oder besser der Büffel. Das erstgenannte Tier ist wenig leistungsfähig, da es durch Inzucht degeneriert ist; es kostet daher auch nicht viel. Die beste Kuh, die freilich täglich nur $1^1/_4$ bis $2^1/_2$ Liter Milch gibt, steht im Preise von 72 Mark, eine schlechtere kann man für 27 Mark erstehen. Regierungsseitig sind durch Aufstellung von Zuchtbullen, in Aïdin und Konia z. B., neuerdings Versuche gemacht worden, die Rindviehzucht zu verbessern. Obwohl die Benutzung der Zuchttiere den Bauern unentgeltlich gewährt wird, haben diese bisher noch wenig von der Vergünstigung Gebrauch gemacht. Ihre Vorurteile sind zu groß. Die prächtigen Tiere scheinen auch das trockene Höhenklima schlecht zu vertragen. Denn der eine Bulle ist nach einem Jahre bereits eingegangen. Nennenswerte Verbesserung der Zucht ist vorläufig bei den vom Bullen besprungenen Kühen nicht festzustellen gewesen. Dagegen ist der leistungsfähige Büffel, der wie alle anatolischen Geschöpfe

bescheiden ist und neben Maisstroh und Häcksel nur $2^1/_2$ bis $3^3/_4$ Kilogramm Gerste jeden Tag beansprucht, höher im Preise. Ein Paar Büffel kostet 460 bis 550 Mark, eine frischmelkende und bis 10 Liter sehr fette Milch gebende Büffelkuh etwa 100 Mark.

Ohne Zweifel würde sich die Einbürgerung von besserem Nutzvieh in solchen Gegenden, die durch Transportwege oder durch Eisenbahnen mit größeren Städten verbunden sind, ganz gut bewähren. Verschiedene Zuchtbetriebe sichern aber jedem anatololischen Landwirt namhaften Gewinn zu, nämlich die der Hammel, der Angoraziegen und des Geflügels. Wenn der türkische Staat jährlich 73 Millionen Mark durchschnittlich aus der sogenannten Hammelsteuer einnimmt, so gibt diese Zahl wohl einen Begriff von der Ausdehnung der Schafzucht. Ziegen von kräftigem Schlage werden zum Zweck der Milchgewinnung überall gehalten, ebenso kommt die Angoraziege auf dem Hochland in seiner ganzen Ausdehnung fort. Neun Jahre werden die Ziegen zur Zucht benutzt und dann geschlachtet. In 2 Jahren hat ein im Alter von $1^1/_2$ Jahren für 18,50 Mark eingekauftes Paar bereits durch seine Wolle allein das Anlagekapital eingebracht. Von da an gibt es jährlich vermittelst der Wolle (60 Piaster), der Milch (25 Piaster) und der Nachzucht (100 Piaster) Roheinnahmen von 185 P.S. oder 31,45 Mark. Die ganzen aus diesem Zuchtbetriebe erwachsenden Unkosten sind außerordentlich gering, gar keine verursacht aber die Geflügelzucht. Die Hühner säen und ernten nicht, ihr Besitzer tut dies noch weniger für sie, und doch ernährt sie der Herrgott; wovon, entzieht sich meist selbst der genauesten Forschung. Die trockene Witterung befördert das Wachstum der Hühnerschar, indem die Hennen zwei- bis dreimal brütig werden und so viel Nachwuchs erzeugen, daß sie schon nach drei Jahren als ältere Generation unbesorgt dem Schlachtmesser verfallen können. Bei wirklich vernunft- und theoriegemäßer Ausnutzung so günstiger Verhältnisse ließe sich mit der Hühnerzucht unter der Bedingung des Vorhandenseins von günstigen und nicht zu teuren Transportmitteln erklecklicher Gewinn erzielen. In Anbetracht dessen, daß ein Hühnchen im Alter von sechs Wochen 1 Piaster = 17 Pfennig kostet, ein ganzer geschlachteter Hammel aber zwischen 10 und 15 Mark, sollten sich da nicht ähnliche Einrichtungen lohnen, wie sie zum Zweck des Transportes von eingefrorenem Fleisch von Australien nach England bereits geschaffen worden sind? Freilich könnte eine solche Idee nicht von einem kommerziellen Don Quixote, wie Leute dieses Schlages öfters in der Türkei auftauchen, verwirklicht werden, sondern nur von einer ernsten und wohlberatenen, dazu auch kapitalkräftigen Gruppe von Industriellen. Eine solche vermöchte auch mit Erfolg

eine Verwertung der in Anatolien ohne große Schwierigkeiten, sozusagen wie das liebe Unkraut aufwachsenden Truthühner in ihr Programm aufzunehmen. In den Straßen der größeren Städte, besonders Konstantinopels, werden ganze Herden des „indischen Vogels", der aber einstmals aus Nordamerika zu uns kam, getrieben und feilgeboten, wobei der Preis des lebenden Tieres 1,50 Mark nicht überschreitet. Wollte man dem mageren Puter einige Zeit nahrhafte Kost liefern, erzielte man einen prächtigen Ausfuhrartikel, der über Hamburg keinen zu hohen Aufschlag durch den Transport erführe. In ähnlicher Weise ließe sich das Wild behandeln, das schon jetzt, so weit es die im großen höchstens 85 Pfennige das Stück kostenden Schnepfen anbetrifft, einen gangbaren Ausfuhrartikel bildet.

Die im vorhergehenden genannten Nutzungswerte sind die augenblicklichen, die sich aber bei intensiverer Wirtschaft bedeutend erhöhen lassen. Vom Wein-, Tabak- und Sesambau abgesehen, stellen sie gewissermaßen nur das dar, was die Natur ohne jede Unterstützung dem Menschen in den Schoß wirft. Denn der ganze eigentliche landwirtschaftliche Betrieb steht auf der allerniedrigsten Stufe. Nur die Gemüsezüchter, vielfach Bulgaren, kennen die Segnungen der Düngung und sorgen in nachahmenswerter Weise für Bewässerung ihres dankbar hergebenden und das ganze Jahr hindurch grünen Gartenlandes. Die Ackergeräte, die in Anatolien zur Verwendung kommen, machen einen vorsintflutlichen Eindruck, und die Art, wie damit gearbeitet wird, ist eine mehr wie nachlässige. Hier und da bürgert sich aber dank einiger Flüchtlinge, die bessere Ackergeräte mitgebracht haben, einiger Großbetriebe, die aufklärend wirken, und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft, die Pflüge hat verteilen lassen, maschineller Betrieb ein. Neben besseren Pflügen und Drillmaschinen, neben Walzen, deren Anwendung von der Natur des Bodens beinahe gebieterisch verlangt wird, Dresch- und Säemaschinen werden besonders europäische Trieurs benötigt, um das Saatgut zu reinigen, schließlich Maschinen zum Entkörnen des Mais und solche, um den Reis sowie das Getreide verkaufsfähig herzustellen. Es ist z. B. unglaublich, wieviel Körner bei dem aus ältester Zeit stammenden Dreschen mit dem Dreschschlitten verloren gehen.

Eine weitere Frage, die sich in bezug auf eine etwa in Aussicht zu nehmende Niederlassung deutscher Bauern in Anatolien erhebt, ist die nach den gesundheitlichen Verhältnissen. Es ist richtig, daß einige Gegenden mit ihrer Fieberluft sehr ungesund sind und durch die in ihr herrschende Malaria zunächst jede Besiedelung unmöglich machen. Aber durch Regulierung der Flußläufe und Austrocknung von Sümpfen ließe sich diesen

Übelständen vermutlich bald beikommen. Ein Einzelner ist natürlich nicht imstande, so bedeutende Aufgaben zu lösen, vielmehr könnte dies nur durch Mitwirkung größerer Kräfte, entweder schon bestehender oder noch zu gründender Gesellschaften, geschehen. Indessen gibt es für den Anfang noch genug unbebaute Flächen mit gesundem Klima, welche dem Anbau unterworfen werden können, es ist nur die Frage, ob seitens der Regierung Bereitwilligkeit besteht, solches Gelände herzugeben.

Wenn im vorhergehenden der Beweis erbracht sein sollte, daß Kleinasien im weiteren Sinne seinen Bodenverhältnissen nach günstige Vorbedingungen für eine von außen kommende „Kolonisation" bietet, ist eine weitere Frage, ob eine solche in Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse überhaupt ausführbar sei. Es gibt zwar manche Volksbeglücker, die, den Mund außerordentlich voll nehmend, der Ableitung des Bevölkerungsüberflusses in Deutschland nach Kleinasien hin das Wort reden und über das fremde Land als Sitz deutscher Kolonisten so verfügen, als handle es sich um ein ganz unbewohntes oder zum mindesten frei zur Verfügung stehendes Land. Nun aber ist diese Voraussetzung nicht im geringsten zutreffend. Wenn es in manchen Schriftsätzen so klingt, als sei Kleinasien leicht durch Einwanderung in ein deutsches Kolonialgebiet zu verwandeln, so ist dies ein so abstruser Gedanke, daß bei ihm zu verweilen nicht der Mühe lohnt.

Dadurch ist indessen die Ansetzung deutscher Ansiedler in einzelnen Gruppen mit Genehmigung der Regierung nicht absolut ausgeschlossen. Sind diese Pläne aber in Anbetracht der allgemeinen nationalen, der wirtschaftlichen und der politischen Verhältnisse ausführbar? Wenn auch ein Franzose neuerdings behauptet, daß ganz sicher die Deutschen der Bevölkerung des Ottomanischen Reiches weder sympathisch sind noch es je sein werden, zeigt im Gegenteil die Erfahrung, daß unter allen europäischen Völkerschaften der Deutsche die meiste innere Verwandtschaft mit dem guten Kern des osmanischen Volkes besitzt. Die oberen Zehntausend des türkischen Volkes stehen freilich mit wenigen Ausnahmen im Banne der ihnen gewordenen französischen Erziehung. Sie bilden ein lebendiges Beispiel dafür, wie Volkselemente durch Erlernung einer fremden Sprache völlig für die Nation, deren Sprache sie sprechen, gewonnen und ihr in bezug auf allgemeine Kultur angeglichen werden. Auch in der Umgebung des Sultans lassen sich ausnahmslos alle Würdenträger von den Franzosen ins Schlepptau nehmen. Der Einfluß der letzteren umfaßt auch fast alle Spitzen der Regierung. Der einzig sozusagen deutschgesinnte Mann ist der Sultan selbst. Das Vertrauen, das

er mit dem größeren, aber weniger einflußreichen Teile seines Volkes den Deutschen entgegenbringt, beruht einzig und allein auf der Überzeugung, daß jene verhältnismäßig am wenigsten selbstsüchtige Zwecke verfolgen und wirklich das Interesse des Landes im Auge haben, was die anderen nur vorgeben. Ist man doch ganz davon durchdrungen, daß alle Volksbeglückungspläne seitens der Nichtdeutschen einen stark egoistischen Hintergrund haben. Wenn dann gewisse Kreise auch etwas ihre Interessen wahrnehmen, indem sie die Ausbeutungsabsichten der Fremden unterstützen, so darf das kaum als eine vom moralischen Standpunkt allzu verwerfliche Handlungsweise aufgefaßt werden. Infolgedessen zerfällt aber so manche der Türkei wirklich nützliche wirtschaftliche oder industrielle Bestrebung in ihr Nichts, sowie sie den „vitalen Interessen" der hohen Funktionäre zuwiderläuft oder sowie diese bei dem vorgeschlagenen Geschäft nicht genügend auf ihre Rechnung kommen. Alle türkischen Politiker sind Augenblicksmenschen, und sie sind genötigt, es zu sein. Als Finanzmänner leben sie aus der Hand in den Mund, und ernstgemeinte Warnungen und Reformvorschläge stoßen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Um einen, wenn auch nur sehr langsamen Heilungsprozeß der Finanzen in die Wege zu leiten, wären derartige gesetzliche und rechtliche Änderungen erforderlich, daß sie einen völligen Bruch mit allem Bisherigen, ja selbst mit dem Koran bedeuteten. Und wer wollte den Mut haben, seine Hand zu einer „friedlichen Revolution" zu geben, wo noch nie in der Weltgeschichte ein solcher Versuch geglückt ist?

Irgendwelche Pläne und Anträge, die, bei der türkischen Regierung angebracht, sich nicht der Unterstützung einer der Botschaften erfreuten, hätten somit von vornherein keine Aussicht auf Erfolg. Denn es würden die von allen Seiten her erwachsenden Unkosten binnen kurzem einen so erheblichen Betrag erreichen, daß die Rentabilität des Unternehmens ausgeschlossen ist. Gewöhnlich muß erst eine Industriegesellschaft verkrachen, damit neues Leben aus den Ruinen erblühen kann. Es könnten in ansehnlicher Reihe Gesellschaften in Konstantinopel und anderswo namhaft gemacht werden, welche aus ihren verschiedenen Betrieben recht erhebliche Einnahmen erzielen, trotzdem ihr Anlagekapital nur sehr mäßig verzinsen (z. B. mit 1%) und langsam amortisieren, weil im Laufe des Baues oder der Errichtung so viele Hindernisse auftraten, die mit neuen Unkosten beseitigt werden mußten, daß schließlich die hineingesteckten Gelder eine zu hohe Summe erreichten. Auch um diejenigen Unternehmungen, für deren Zustandekommen sich eine Botschaft lebhaft erwärmt, ist es mitunter eine mißliche Sache. Die mit voller Berechtigung mißtrauische

Regierung fragt sich, da sie erfahrungsmäßig bisher immer die Zeche hat bezahlen müssen, was der Bittende wohl für Absichten und Hintergedanken habe. Wenn es nicht beim ersten Anlauf materielle Vorteile zu erringen gilt, so steckt etwas anderes dahinter. Das ist die einfache Schlußfolgerung der Pforte. Wie z. B. einer der deutschen Reformer nach dreijähriger Tätigkeit seinen Vertrag mit der Regierung zu verlängern bereit war, aber keine höheren Gehaltsforderungen stellte, zerbrach man sich wochenlang auf der hohen Pforte den Kopf, was der Fremdling eigentlich vorhabe und erreichen wolle. Und wenn man so von einem Deutschen denkt, dessen Redlichkeit noch am meisten anerkannt wird, wie dann erst von Angehörigen anderer Nationen! Aus diesem Grunde wird, soweit sich dies beurteilen läßt, die Taktik der parsimonia in Wünschen und Forderungen beobachtet, wodurch der Vorteil erlangt wird, daß wirklich wichtige Dinge mit dem nötigen Nachdruck behandelt werden dürfen. Es entzieht sich vorerst der Kenntnis, ob sich die deutsche Botschaft entschließen könnte, einer umfangreichen Niederlassung von deutschen Ansiedlern in Kleinasien das Wort zu reden; die Vermutung mag aber gestattet sein, daß sie es nicht tun wird in der leicht begreiflichen Befürchtung, dadurch Verdacht und Anstoß zu erregen und wichtigere Dinge in ihrem Erfolge zu gefährden. Ohne wohlwollende Förderung durch die kaiserlich deutschen Behörden wäre aber der Niederlassungsplan deutscher Kolonisten, gleichviel in welchem Umfange, ein Unding.

Zunächst müßten den Einwanderern gewisse Erleichterungen erwirkt werden, wie sie stets in anderen Ländern, wo Kolonisation auf Wunsch und Einladung der Herrscher erfolgte, bewilligt worden sind und wie sie auch den muhamedanischen Kolonisten in Kleinasien zugestanden werden. Denn die Lasten des anatolischen Bauern sind durchaus nicht gering. Er hat von seiner ganzen Ernte den „Zehnten" zu entrichten, der sich infolge von verschiedenen Aufschlägen, z. B. für die Schulen, bereits auf 12½% beläuft. Außer dem Zehnten zahlt der Bauer 4‰ Grundsteuer und 5‰ Haussteuer, jährlich entrichtet er eine Wegesteuer von 16 Piastern und für jedes Schaf, jeden Hammel und jede Ziege 4½ Piaster oder 0,77 Mark. In neuester Zeit ist die letzte Steuer auf alle vierfüßigen Tiere, die im landwirtschaftlichen Betrieb verwendet werden, ausgedehnt worden. Alle die genannten, aus dem Rechtstitel des Grundbesitzes sich ergebenden Steuern müßten wenigstens nach einer Reihe von Jahren auch von jedem fremden Kolonisten aufgebracht werden, selbst wenn er die türkische Staatsangehörigkeit nicht annähme. Während nämlich sonst direkte Steuern von Ausländern im ottomanischen Reiche nicht gezahlt

werden, müssen sie sich doch, wenn sie Grundbesitz erwerben, den recht erheblichen Abgaben unterziehen. Daß diese von Einwanderern gleich von Anfang an aufgebracht werden, ist so gut wie unmöglich.

Außerdem wären von der Regierung gewisse Kautelen dafür zu geben, daß späterhin ein Kolonist bei Abschätzung seines Zehnten auch zu seinem Rechte gelangen könnte, wofern er vom Zehntenpächter „übervorteilt" werden soll. Vorderhand ist der Bauer dem letzteren fast rettungslos preisgegeben. Gäbe es keine besonderen Bürgschaften für den neu ins Land kommenden Ansiedler, so wäre es für jeden Zehntenpächter ein Leichtes, entweder mit oder ohne Einverständnis mit der umwohnenden Bevölkerung den Eindringling zu ruinieren. Man muß nämlich auch nicht denken, daß fremde Ansiedler von den Muhamedanern mit offenen Armen bei sich im Lande aufgenommen werden würden. Selbst Deutsche nicht. Herrmann erzählt zwar in seinem Buche über die anatolische Landwirtschaft, daß sein Freund Achmed-Bey in Ak-Schehir mit anderen aufgeklärten Ottomanen sehr erfreut gewesen sei, als sie in der Zeitung lasen, es würden nun bald 5000 deutsche Familien nach Anatolien kommen, um große Kolonien zu bilden. Aber ohne daß an der Aufrichtigkeit der Gefühle des wackeren Achmed gezweifelt werden soll, besteht doch ein großer Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Die erstere wird von der Gruppe Achmed und Genossen vertreten, aber es ist mindestens ungewiß, ob dieselben bei ihrer Meinung verbleiben würden, wenn in ihrer Nähe ein Koloniſtendorf entstände, das den sich gerne einkapselnden Türken wenigstens mit der Zeit lästig fallen würde.

Aus dem Gesagten ergibt sich unter anderem als einfache Folgerung, daß eine Versuchsansiedlung in Kleinasien nicht von einem einzelnen, sondern nur in größeren Gruppen, die sich selbst genug sind und eine gewisse Festigkeit nach außen hin besitzen, bewerkstelligt werden darf. Es gibt aber noch einen Punkt, auf den die Aufmerksamkeit zu richten ist. Den unanfechtbaren Besitz des von Gruppen oder Gesellschaften angekauften Landes kann nur eine einflußreiche Behörde erst verschaffen und dann sichern. Denn gerade in bezug auf das Eigentum herrschen in dem türkischen Recht und in der Rechtspraxis die wunderlichsten Bestimmungen und Eigentümlichkeiten. Daß jemand ein Haus besitzt, den Grund und Boden, auf dem es steht, aber nicht, so daß er es nicht verkaufen kann, ist ebensowenig etwas seltenes, als daß jemand ein Gelände besitzt, auf dem er kein Gebäude aufführen kann, weil ihm die einem anderen gehörige Luft nicht zu eigen ist. Bei jeder Erwerbung ist es daher unumgänglich, daß nicht bloß die äußerste Vorsicht angewendet wird, damit

spätere Überraschungen ausbleiben, sondern daß auch von vornherein die Unterstützung der Kaiserlichen Behörden zum Zwecke der Sanktionierung des Kaufgeschäftes und der Vermeidung von sonst recht erheblichen Nebenkosten in Anspruch genommen wird.

Alle die gegebenen Hinweisungen haben, obwohl sie zur Klärung der ganzen Frage dienen, doch insofern nur bedingsweise Wert, als es ja durchaus nicht als sicher, ja nicht einmal als wahrscheinlich feststeht, daß die deutsche diplomatische Vertretung für irgend welche der türkischen Regierung vorzulegenden Kolonisationspläne in Anatolien zu haben ist. Indessen gibt es vielleicht noch einen anderen Weg, um zum Vorteil des Landes, zu seiner Erweckung und Gesundung deutsche Arbeit dorthin zu verpflanzen. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H., Stuttgart und Berlin. Preis à Band geb. Mk. 2.

Goethe und Cotta sind, seit die erste Gesamtausgabe von des Dichters Werken 1806 in diesem Verlage erschienen, eng mit einander verbunden. Anläßlich jenes bald hundert Jahre bestehenden Bundes hat sich die Verlagshandlung entschlossen, dem Dichter durch eine Neuausgabe seiner sämtlichen Werke ein Ehrendenkmal zu setzen. Maßgebende Gesichtspunkte waren in der Hauptsache folgende: Unter Berücksichtigung der von Goethe selber als „Summe seiner Lebensarbeit" angesehenen Werke, sowie des umfangreichen bedeutenden Materials all dasjenige einem größeren Publikum darzubieten, was heute auf ein weiteres Interesse zählen darf. Damit ist ein ideales Unternehmen begonnen, von dem nunmehr Bände vorliegen, reich in wissenschaftlicher, wie in künstlerischer Beziehung. Die Werke des Dichters sind darin von namhaften Goetheforschern mit knappen, sachlich klaren, fesselnden Einleitungen versehen, während den Beschluß textkritische Anmerkungen bilden, die dem Zwecke dienen, den Lesern mit wissenswerten Erläuterungen über Einzelheiten an die Hand zu gehen und die so auch zu ihrem Teil dem Verständnis zuhülfe kommen. Dem ersten Bande ist eine hübsche Wiedergabe der Trippelschen Büste des jugendlichen Goethe beigefügt, auch im übrigen befriedigt die Ausstattung alle Ansprüche vollauf. Eine eingehendere Würdigung der Ausgabe werden wir uns für später noch vorbehalten. Als Herausgeber zeichnet Eduard von der Hellen.

Hier bietet sich also auch dem sparsam Rechnenden die günstige Gelegenheit, eine wirklich gediegene, gründliche und doch recht billige Ausgabe unseres großen Dichters als Hausschatz sich allmählich anzuschaffen; möchten möglichst viele davon Gebrauch machen! Unsere Zeit ist eine Zeit der tätigen Mitanteilnahme an allen wichtigsten Dingen des äußeren Lebens. Dies aber kann dauernd nur zu erfreulichen Resultaten führen, wenn auch ein inneres Tatleben sein pochendes Recht in Mühe und Ernsthaftigkeit empfängt. Goethe ist die gegebene Grundlage, durch den wir sicher ins Weite und Reiche dringen werden; dies aber ist dem Einzelnen heute notwendiger, denn jemals. Hermann v. Blomberg.

Kunst und Laienurteil.

Von

L. Bartning.

In einem alten Kompendium der Malerei für Kunstliebhaber von Pierre Le Brun aus dem Jahre 1635 findet sich ein Kapitel „über die rechte Art, von schönen Gemälden zu reden". Es erscheint dort als eine Sache des Anstands und der Bildung, niemals die Malerei als solche oder den Maler zu loben, sondern die Gegenstände des Bildes wie wirkliche zu betrachten und von ihnen zu sprechen, als vergäße man, daß man Kunstwerke vor sich habe: „Seht diese Fische! Gießt Wasser über sie, sie werden fortschwimmen — gebt Acht auf den Vogel, gleich wird er davonfliegen! — So natürlich sind diese Figuren, daß man schwören könnte, sie sprächen." — Was hier, in der Zeit des Rubens und der Caracci, zur Formel gebildeter Redeweise verknöchert ist, entspricht der Anschauungsweise, mit der die ganze Renaissance Kunstwerken gegenüberstand. Dante sagt zum Lob eines vollendeten Kunstwerks:

Morti li morti, e i vivi parean vivi

oder vom Engel der Verkündigung Mariä

Giurato si saria ch'ei dicess' „Ave";

Lionardo führt zum Ruhme der Malerei an, sie vermöge Kinder und unvernünftige Tiere durch den Schein vollkommener Wirklichkeit zu täuschen oder dem Liebenden die ferne Geliebte geradezu körperlich nahezubringen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der uns heute jede Verwechslung zwischen Kunst und Wirklichkeit, oder auch nur ihr Schein als naiv oder gar barbarisch erscheint, führt auf einen tieferen Gegensatz unserer Anschauungsweise gegen die der Renaissance, als auf den ersten Blick sichtbar wird. Denn nicht darin besteht er, daß wir gelernt haben, einen schärferen Unterschied zu machen zwischen der groben Täuschung der Sinne durch das Gebilde der Kunst und der „Illusion", die uns nur geistig in das Kunstwerk hineinversetzt, unsere Sinne aber im klaren läßt über die Beschaffenheit dessen, was wir vor uns sehen — vielmehr ist

der eigentliche Gegensatz der, daß wir über die im Bild dargestellten Dinge auch nicht urteilen, wie über wirkliche. Wenn Dante, Lionardo oder Pierre Le Brun einem gemalten Pferde, exempli causa, Leben zuschrieben, so will das heißen, sie verlangten so viel Wirklichkeit von ihm, daß ein guter Pferdekenner es nach seiner Brauchbarkeit, seiner Rasse oder ähnlichen Dingen wie ein lebendes beurteilen konnte und durfte. Wenn heute dagegen ein Anatom das Bild eines nackten Menschenleibes nach seiner wissenschaftlichen Kenntnis, ein Landwirt das einer Wiese oder eines Feldes nach seinen Erfahrungen über Wuchs und Wert der Gewächse beurteilt, so weisen Künstler und Kunstkenner ein solches Urteil als „laienhaft" und, was ihnen gleichbedeutend ist, als unberechtigt zurück. Wollte man eine unsern heutigen Anschauungen entsprechende Regel über „die rechte Art, von schönen Gemälden zu reden", aufstellen, so müßte die lauten: suche das künstlerische Problem, würdige seine Bewältigung, erkenne die Eigenart des Künstlers, finde Genuß an der Schönheit der Darstellung — das Dargestellte aber betrachte nicht mit den Augen, mit denen du es in Leben und Wirklichkeit ansehen würdest.

Goethe hat den Kunstkenner, der das Kunstwerk von der technischen und ästhetischen Seite und nach den Verdiensten des Malers zu beurteilen versteht, mit Vorliebe und in seiner edelsten Form geschildert. Er stellt ihn dem Kunstfreund gegenüber, den das stoffliche Interesse anzieht. Und immer wird eine Betrachtungsweise, die von den Kunstmitteln, ihrer Anwendung und ihrem Wert ausgeht, ihr Recht haben: sie ist dem Künstler unerläßlich und dem Kunstforscher Quelle der Erkenntnis und Bildung.

Verhängnisvoll aber ist es, wenn diese Stellung zur Kunst zur alleinmöglichen und alleingültigen, auch für den Laien, erhoben werden soll. Und das ist, was in unseren Tagen geschieht.

Die Wahrnehmung, daß außer einer kleinen Schar von Fachleuten, die in den Interessen der Künstler aufging, die Mehrheit des Publikums mit Gleichgültigkeit, mit Widerwillen oder mit dem bedauernden Verzicht gegenüber etwas völlig Unverständlichem dem Gang unseres Kunstlebens zusah, die Erkenntnis, daß in dieser Lostrennung der Kunst vom Empfinden des Volkes, in dieser völligen „Kunstlosigkeit", eine schwere Gefahr für die gesamte geistige Entwicklung liegt, hatte sich Bahn gebrochen und der Wunsch und redlichste Wille war erwacht, dem Volke die Kunst und der Kunst das Volk wiederzugeben. Aber sie selbst war inzwischen einen Weg gegangen, der sie so abseits von allen Beziehungen zum Leben des Laien geführt hatte, daß man ein Verhältnis zu ihr nur noch, bildlich gesprochen, vom Atelier des Malers aus finden konnte. Ein Ein-

schulen auf ihre völlig abgesonderte Gedankenwelt schien notwendig, um eine Möglichkeit des Verständnisses anzubahnen. Als charakteristisches Beispiel der Darstellung ihrer Entwicklung für den Laien von einem solchen Standpunkt aus möchte ich Muthers viel angefochtene Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts nennen. Der größte Teil unserer heutigen Kunstkritik, soweit sie der Vermittlung zwischen der Kunst und dem Publikum dient, bewegt sich in ähnlichen Bahnen. — Es muß anerkannt werden, mit welcher Wärme von der Laienwelt die Möglichkeit aufgegriffen wurde, einen Weg zum Verständnis der lebenden Kunst zurückzufinden. Wie groß die Anforderungen der Künstler an den guten Willen ihres Publikums sein mochten, sich seiner eigenen unmittelbaren Meinung zu entschlagen und im Eingehen auf die ihr widersprechende Empfindungs- und Darstellungsweise des Malers Verständnis für ihn zu suchen, sie finden einen Kreis, der sich mit ehrlichem Eifer bemüht, ihnen nachzukommen.

Als Erfolg ist zweierlei selbstverständlich: der Laie lernte die Kunst als etwas völlig außerhalb seines eigenen Urteilsbereiches Liegendes betrachten, auf das keines der Gesetze Anwendung finden kann, denen er sein eigenes Leben unterwirft — dem Künstler aber wurde die Laienmeinung, die ihm bis daher etwas Feindseliges bedeutete, nun zu etwas Belangloserm, da sie ja nur wiederholt, was er selbst zu urteilen und zu sagen vermag — in vielen Fällen wohl besser als der Laie.

Ein Symptom dieses merkwürdigen Zustandes war es, als bei der Bewegung zur Abwehr gegen die berüchtigte lex Heinze sich die völlige Unmöglichkeit ergab zu bestimmen, welches Recht die allgemeinen und speziell die bürgerlichen Anschauungen von Sittlichkeit und Schamgefühl der Kunst gegenüber beanspruchen müssen oder dürfen. Ein Symptom waren von neuem die letzten Verhandlungen über Kunstdinge im Reichstag und in verschiedenen Landtagen und die sich daran knüpfenden Debatten in der Presse, bei denen es sich als ebenso unmöglich erwies, die Rechte des Künstlerstandes und seiner Interessen innerhalb des Staatslebens in irgend einer befriedigenden Weise zu umgrenzen, da sich kein Gesichtspunkt ergab, nach dem man ihre Bedeutung für das öffentliche Leben abzuschätzen vermocht hätte.

Bei diesen beiden und bei manchen anderen Gelegenheiten zeigte gerade der wertvollste und vom besten Willen für die Förderung der bildenden Künste beseelte Teil der öffentlichen Meinung eine außerordentliche Bereitwilligkeit, ihnen eine völlige Selbstherrschaft zuzugestehen und sie mit keinem andern als dem von den Künstlern selbst angezeigten

Maße zu messen. So erfreulich das scheinen mag, so ist es doch im Grunde viel weniger ein Zeichen für ihre Freiheit und das Ansehen, das sie genießen, als vielmehr für ihre völlig abgesonderte Stellung außerhalb der Welt des wirklichen Lebens. Man wird dem Tag entgegensehen müssen, wo die Laienwelt die Konsequenz daraus zieht und ihre Ansprüche auf Verständnis und Förderung als eine unnütze Last abschüttelt oder wenigstens den Spezialisten dieses Faches zuweist — während umgekehrt die Künstler es vielleicht müde sein werden, sich vom Laien den Streit um Theorien und Prinzipien der Kunstübung wie von einem Echo wiederholen zu lassen, den sie eben unter sich ausgefochten haben.

Unter diesen seltsamen Umständen, die man mit fast noch größerer Sorge und Beklemmung sich herausbilden sieht, als vordem die allgemeine Entfremdung von der Kunst, erscheint mir ein jüngst erschienenes Buch von Dr. Albert Dresdner „Die Wege der Kunst" von einer ganz klar zu bezeichnenden Bedeutung. Es ist die Stimme eines Laien, der mit der größten Konsequenz und Klarheit von den Erfahrungen und dem Inhalt seines Lebens ausgeht, wenn er die Frage an die Kunst unserer Tage richtet: was ist zwischen mir und dir?

Ein Bild dessen, was die Kunst in dem lebendigen Kreislauf der Kräfte eines Volkes bedeuten kann, gewinnt er aus der Renaissance. Dann durchwandert er die Entwicklung der Kunst im letzten halben Jahrhundert mit der Frage: welches sind die Künstler und Werke, die uns unsere Welt deuten und zu ihrer Gestaltung den Weg weisen? Vieles, was der Kunstgeschichte und dem Künstler an dieser Entwicklung wichtig erscheint, wird vor einer solchen Frage bedeutungslos; anderes, was jenen nebensächlich ist, rückt in ein Licht, in dem es sich plötzlich als der eigentliche Schatz zwischen den Schlacken offenbart.

So selbstverständlich an sich eine derartige rein menschliche Stellungnahme zur Kunst wäre, so ist sie doch unter den seltsamen Verhältnissen, die ich zu kennzeichnen versucht habe, derartig verpönt, ihre Spuren, wo sie sich noch finden mochten, sind derartig verwischt worden, daß ich zuerst an einigen sehr einfachen Beispielen dartun möchte, in welchem äußerst greifbaren Sinne hier das Laieninteresse an der Kunst verstanden werden soll, welche Bedeutung es für den Laien selbst und welchen Wert es für den Künstler haben kann.

Wenn ein Offizier die Kunst der Gegenwart und Vergangenheit unter dem einzigen Gesichtspunkt betrachtet, Waffenstücke, Uniformen, Pferde und Kriegsmaschinen kennen zu lernen, so hat er jedenfalls ein unmittelbareres Interesse an ihr, als wenn er genötigt ist, sich mit Farbenharmonien, Kompositionslehre, Freilichtprinzipien, Neoimpressionismus und ähnlichen

Dingen zu befassen. Wenn er den Wandel kriegerischen Wesens in den verschiedenen Zeiten, den Übergang vom Ritter zum Offizier sich gleichsam vor seinen Augen vollziehen sieht, so schöpft er vielleicht eine ganz neue Kenntnis seines eignen Berufs aus ihr. Wenn er, vom stofflichen Interesse ausgehend, an den Schlachtenbildern, die alljährlich den Ehrensaal unserer großen Kunstausstellung schmücken, einen Anteil nimmt, den sie nach ihrem Kunstwert nicht verdienen, so hätte man, um ihn eines besseren zu belehren, nicht im mindesten nötig zu beweisen, daß es schlechte Bilder sind. Man könnte ihm an den Menzelschen Zeichnungen zur Geschichte Friedrichs des Großen zeigen, mit welcher Lebendigkeit bildliche Darstellung die Bedeutung und den Charakter eines Feldzuges, einer Schlacht veranschaulichen kann: so wird er, wenn in ihm das natürliche Gefühl für die historische und menschliche Größe unseres letzten Krieges mit Frankreich lebendig ist, von selbst erfassen, daß diese Bilder ihr nicht gerecht werden. Vor Jahren, als Franz Stuck mit seinem „Krieg" in die Reihe der führenden Münchener Künstler eingerückt war, hörte ich einen alten Offizier in einem Kreise von Malern mit Entrüstung sagen, das Bild enthalte eine brutale Unwahrheit über das, was für uns heute die bewaffnete Auseinandersetzung zweier Völker bedeute, und sei der Nation unwürdig, die im Jahre 1870 gesiegt habe. Und er traf mit seinem Urteil den Kern auch der künstlerischen Schwäche des Werkes besser, als irgend einer der Fachgenossen des Malers, die durch die glänzenden technischen Eigenschaften des Bildes geblendet waren. — Oder ein anderes Beispiel: ein religiös empfindender Mensch kann in den Deckenbildern der Sixtina die göttliche Schöpfermacht offenbart fühlen wie in den Worten der Genesis, ohne Michelangelos Künstlergröße auch nur einen Gedanken zu schenken; und ich zweifle nicht daran, daß Buonarotti sich mit einem solchen Beschauer einiger gefühlt hätte, als mit einem Bewunderer seines monumentalen Freskostiles. Und wenn derselbe von Uhdes religiösen Bildern sagt, er bringe in ihnen doch nur den einen sehr rationalistischen Gedanken der Gegenwart der Gestalt Christi in unserem täglichen Leben zum Ausdruck, so umgrenzt er die Tragweite von Uhdes künstlerischer Leistung, ohne daß er seine Bedeutung als Glied der „modernen Richtung" zu kennen braucht.

Es ist selbstverständlich, daß die Fähigkeit des Laien, von seinem Lebenskreise aus Verständnis und Urteil für die Werke bildender Kunst zu gewinnen, von dem Horizont dieses Lebenskreises bestimmt und begrenzt ist. Wer sich als Mensch von einem engherzigen Partei- oder Fachinteresse, von Mißtrauen und Vorurteil nicht loszuwinden vermag,

dessen Urteil über Kunstdinge wird ebenso unleidlich sein, wie sein Urteil über Dinge des Lebens. Ebenso selbstverständlich, daß das Anschauungsvermögen durch Übung geschult werden muß, um die Beziehung zwischen Kunstwerk und Wirklichkeit überhaupt herstellen zu können. Das zur Erklärung der Erfahrungstatsache, daß so oft Laienurteil über Kunstdinge scheinbar gerade dann am unverständigsten und kurzsichtigsten ist, wenn es sich auf den Vergleich mit der Wirklichkeit stützt und mit ihrem Maßstab mißt — eine Erfahrungstatsache, die, falsch gedeutet, immer wieder dazu benutzt wird, dem Laien das Recht seiner natürlichen Stellung zur Kunst zu bestreiten und ihm den Mut seines Urteils zu rauben. —

Die Gedankenwelt, von der aus und für die Dresdner die Kunstschöpfungen unserer Tage zu werten unternimmt, ist eine weite: seine geistige Bildung beruht auf dem Studium der Geschichte und, im Zusammenhang mit ihr, der Dichtung; seine Arbeit an der Tagespresse führt ihn auf die Fragen des sozialen und politischen Lebens und der Gesellschaftsordnung im weiteren Sinne; das natürliche Gebiet einer Betätigung, auf dem jeder einzelne sein Teil der großen Probleme zu lösen hat, ist ihm der eigene Kreis der Geselligkeit, der Freundeskreis im engern Sinne und die Familie — aber sie ist, was mir ebenso wertvoll erscheint, keine uferlose: es spielen beispielshalber die naturwissenschaftliche, physikalisch-technische, religiöse oder philosophische Seite des modernen Denkens nur eine untergeordnete Rolle darin. Sein Verhältnis zur bildenden Kunst nenne ich das des Laien, nicht weil ihm das Verständnis für die Schaffensbedingungen des bildenden Künstlers fehlte, — daß er sie besitzt, beweisen die Ausführungen über die Schulorganisation des Künstlerstandes in der Zeit der Renaissance und über das Verhältnis von Naturstudium und freiem Schaffen in der Gegenüberstellung von Menzel und Böcklin — sondern weil er in seinem Urteil nicht von ihnen ausgeht, wie es der Fachmann täte, dem die Kunst Gegenstand der Forschung und des Wissens ist, vielmehr von den Bedingungen seines eigenen Lebens, dem Inhalt seines Wissens und seiner Arbeit, dem Kreis seiner Umgebung. Seine Darstellungsweise beweist eine höchst glückliche Mischung von Kühnheit und Vorsicht, von Phantasie und realer Lebenskenntnis, die ihn vor nüchterner Philisterei ebenso sicherstellt wie vor lebensfremden Träumen.

Ich nenne kurz einiges von dem, was er, auf ihnen fußend, in den Schöpfungen unserer Kunstepoche findet und was er in ihnen als schmerzliche Lücke vermißt.

Menzel hat die Kraft des alten Preußentums, die Gestalt seines Schöpfers und seiner Helden zum Kunstwerk zusammengefaßt; wo ist der

Künstler, der uns das junge Kaiserreich und Bismarcks geniale Kraft vor Augen stellt? Menzel hat die Methode der spröden historischen Wissenschaft künstlerisch verwertet; wann werden die Künstler aus den Ereignissen der Tagesgeschichte in der Form, wie sie sich der Öffentlichkeit darbietet, ihre Stoffe zu schöpfen lernen? Millet und Meunier haben uns den Bauernstand und den Arbeiterstand verständlich und dadurch ehrwürdig gemacht; kann nicht der wirre soziale Kampf aller Stände gegeneinander, den wir erleben, Ordnung und Schönheit gewinnen, wenn sie sich gegenseitig im Bilde der Kunst erkennen und achten lernen? Böcklin hat das Verhältnis des Menschen zur Natur in ein neues Licht gerückt; wann wird die Ordnung menschlicher Geselligkeit, deren wir so müde sind, in der Darstellung des Künstlers ein neues Vorbild und dadurch neue Anziehungskraft gewinnen? Die moderne Kunst enthält ein Zeugnis über unsere Stellung zur Frau und damit über unsere Auffassung der Liebe; müssen wir es als wahr anerkennen, haben wir nichts besseres darüber zu sagen?

So wird für den Laien die Teilnahme und das Interesse an dem Kunstleben unserer Zeit aus dem Gebiet der Geschmacksfragen, Stimmungsschwärmerei und ähnlicher unklarer Dinge in den Kreis der Fragen gerückt, die entweder in ihrer Gesamtheit oder mindestens zum Teil jeden Menschen bewegen und für seine eigene praktische Wirklichkeit beschäftigen müssen. Das Glück oder das Versagen der künstlerischen Kräfte bei ihrer Bewältigung wird *ihm* zur Lebensfrage — und darum sein Urteil dem Künstler zum entscheidenden im letzten Sinne.

Ein Kunstwerk, das nur um der Kunst willen geschätzt wird, ist wie ein Liebeslied, dessen Strophenbau und Reimschönheit gelobt wird, das aber keine Liebe weckt in dem Herzen, dem es bestimmt ist. Welcher Künstler sollte es nicht müde werden, sich auf den Wegen seiner Technik nachtasten zu lassen, nach der Bewältigung seiner Probleme gewürdigt zu werden, wenn es ihm einmal nur begegnet ist, daß ihm ein *Laie* sagt: in deinem Werk tut sich mir ein neuer Blick in mein eigenes Leben auf, ich sehe etwas vor Augen, das ich vergeblich gesucht habe; nun wo ich's kenne, vermag ich glücklicher zu sein! — Die Beurteilung der technischen Leistung (im weitesten Sinne des Wortes) ist die Sache des Fachgenossen, des Kunstlehrers, des Meisters. Sie kann nicht streng genug sein und kein Künstler darf sich ihr ungestraft entziehen: sie gibt seinem Schaffen Form und Gesetzmäßigkeit. Aber daß es noch Menschen gibt, die als *Menschen* sein Werk verlangen und empfangen, das gibt seinem Schaffen Inhalt, Tragweite und Lebenskraft. Darum ist ein

Verständnis der Kunst, wie es sich in Dresdners Buch auftut, für ihn ein glückliches Geschenk, gerade weil es selbständig und unabhängig ist von dem Maßstab, mit dem der Fachmann sein Werk mißt.

Aber in dieser Art des Verständnisses ruhen zugleich Ansprüche und Forderungen, die noch unerfüllt sind. Sie werden dem Künstler unberechtigt, ja sogar vielleicht der Natur des künstlerischen Schaffens fremd erscheinen, weil sie grundverschieden sind von den Erwägungen und Gedanken, mit denen er selbst seinem Werke gegenübersteht. Der innere Gehalt desselben stellt sich ihm so sehr als Eingebung dar, der bewußten Überlegung und damit auch dem Rat und dem Verlangen anderer entrückt, daß es ihm unmöglich scheint, sich etwa die Gestalt Bismarcks als Thema vorschreiben zu lassen, wenn es sich ihm nicht von selbst aufdrängt. Nur die Form des Schaffens kennt er als Gegenstand der Überlegung und der Anforderungen von außen. — Und freilich stehen Beispiele genug zur Verfügung, daß Aufträge, die seine Kunst in den Dienst fremder Interessen stellen, staatliche Bevormundung und theoretische Spekulationen, die ihm Wege weisen sollen, sich als wertlos, ja sogar schädlich herausstellten.

Und doch beweisen diese Beispiele nicht mehr, als daß die Versuche des Laien, auf das Werk der Kunst bestimmenden Einfluß zu gewinnen, dann unfruchtbar bleiben, wenn sie keinem lebendigen, innerlich notwendigen Bedürfnis des persönlichen und des Volkslebens entspringen. Es ist der eigentlichste und tiefste Sinn, in dem die Renaissance ihre Kunstwerke als wirklich nahm: sie waren ihr wirksam, unmittelbar, täglich, für jeden Einzelnen. Sie waren nicht nur Abbild, sie waren Vorbild für alle Formen des Lebens, Kleidung und Bauten, Schmuck und Handwerksgerät, Geberden und Handlungen, sittliche Begriffe und heitere Lebensfreuden. Und weil die Menschen seine Gaben zu verwerten wußten, drum konnten sie das Unerhörteste vom Künstler verlangen: welche Aufgaben sind ihm damals gestellt worden! Zwischen Himmel und Hölle gab es nichts, das er nicht malen mußte.

Und es ist der sicherste Prüfstein dafür, daß uns die Kunst nichts ist, als ein Mittel ästhetischen Genusses, keine unerläßliche Lebensbedingung: wir denken gar nicht daran, daß das, was sie uns zeigt, für unser Leben wirksam sein könnte. Ein Beispiel für viele: man kann die Landschaftsmalerei die Grundlage der modernen Malerei nennen; aber wo sind die Landschaften, die wert wären, Wirklichkeit zu werden? Und wenn es welche gibt (Böcklin hat sie gemalt), wer denkt daran, daß sie es werden könnten?

Das ist der Grund, weshalb auf fast allen Laienforderungen und -ansprüchen an die Kunst der Fluch der Unfruchtbarkeit liegt. Denn nur der vermag fruchtbare Forderungen an sie zu stellen, der ihrer Werke bedarf, weil er sie zum Aufbau seiner Persönlichkeit, zur Vollendung seines Lebenskreises, zur Schönheit dessen, was ihn umgibt, im Dienst der Volksgemeinschaft schöpferisch zu verwerten weiß. Wohl dem Künstler, der sich solchen Forderungen nicht verschließt, wohl ihm, wenn er sie zu erfüllen imstande ist! Denn dann erlebt er die köstlichste Vollendung seines Werkes, die ihm anders immer versagt bleibt: was er als Schatten und Traum einer Wirklichkeit in Bild oder Marmor offenbart hat, wird ihm als lebendige Wirklichkeit von den Menschen, für die er geschaffen hat, wiedergegeben.

Um der Kunst anders als ästhetisch gegenüberstehen zu können, um aus ihr etwas Lebendiges zu gewinnen, dazu ist es nötig, selbst schöpferisch zu sein — nicht als Künstler mit Pinsel und Meißel, sondern als Mensch im eigenen Lebenskreise und mit dem Wissen und Können, das jedem gegeben ist. Dresdners Buch legt Zeugnis dafür ab, daß er nicht nur in seinem Urteil über die Kunst von seiner eigenen Welt ausgeht, sondern auch mit dem, was er dabei gewonnen, zu ihr zurückkehrt, daß er sein historisches Wissen damit zu vertiefen und zu beleben, sein Verständnis des öffentlichen Lebens unserer Zeit zu stärken und zu klären und den persönlichsten, engsten Kreis seiner Umgebung zu formen und zu gestalten versteht. Darum sind seine Urteile unwiderleglich, weil sie lebendig, seine Ansprüche an die Kunst unabweislich, weil sie fruchtbar sind.

Und weil der Geist eignen Schaffens und Gestaltens das Zeichen ist, an dem sich schöpferische Naturen ohne weiteres und mit Sicherheit gegenseitig erkennen, ob sie nun in Farbe und Marmor bilden oder im Handwerk, Wissenschaft, Politik oder Gewerbe dem Leben Form verleihen, so ist sein Rat, wie dem heranwachsenden Geschlecht die lebendige Teilnahme an der Kunst wiedergeschenkt werden kann, nicht der, ihm möglichst bald, möglichst viel Kunstwerke zugänglich zu machen, sondern der, die künstlerische, d. h. schöpferische Kraft, in jedem einzelnen auf dem eigenen Gebiet seines Lebens, seines Lernens, Arbeitens, seiner Freuden und seiner Nöte, wachzurufen. Er gibt in seinem Buche ein Beispiel, wie ein Stoff des geschichtlichen Unterrichts für die Lebenskenntnis eines jungen Menschen fruchtbar gemacht werden kann. Ich kann als reicheres Beispiel dafür sein Buch selbst anführen, in dem die Geschichte der Kunst des letzten halben Jahrhunderts mit den geistigen Mitteln, die seinem

eignen Gebiet des Lebens angehören, zur „lebendigen Speise" geschaffen ist für den, der nicht die Kunst, sondern das Leben zu erfassen bestrebt ist.

So zeigt sein Werk dem verschiedenen Betrachter ein doppeltes Gesicht. Dem Künstler sagt es: was habe ich mit dem Laien zu schaffen, der mein Werk von mir nimmt. Dem Laien: was ich mit der Kunst, von der man mir sagt, daß ich ihrer bedürfe — beiden aber: wie schreitet unser aller Leben auf dem „Wege der Kunst", d. h. der schöpferischen Kraft des Menschengeistes, zu größerer Vollendung weiter?

Bücherschau.

Goethe. Vorlesungen von Herman Grimm. Siebente Auflage. 2 Bände. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H. Stuttgart und Berlin 1903. 10 Mk.

Bedenken wir, welche Riesenauflagen heute innerhalb kürzester Frist manche Werke verschiedenster Literaturgebiete aufzuweisen haben, so will uns die siebente Auflage dieses 1876 zuerst aus Vorlesungen hervorgegangenen vortrefflichen Buches nicht eben sonderlich hoch erscheinen; anderseits aber ist doch immer nur in Ausnahmefällen die große Verbreitungsziffer ein sprechendes Zeugnis für die Güte des Werkes selber gewesen. Herman Grimm gegenüber würde sich eine unvornehme Reklame doppelt peinlich ausnehmen. Wir können von dem vorliegenden Buche nur immer wieder hinweisend sagen: Es bietet wohl mit das Beste und Großzügigste, was überhaupt je über Goethes Leben und Werke geschrieben worden ist — aus der Fülle tiefsten Verstehens und den Gaben einer schöpferischen Gestaltungsfähigkeit heraus. Es war nicht die Art des verstorbenen Grimm, sich bei wenigsagenden Kleinigkeiten lange aufzuhalten; mit jugendlicher Frische ging er an die verschiedenartigen Teile seiner Arbeit heran und ließ nicht das geistige Band aus den Händen, das sie zu einem beseelten Ganzen verknüpfte. So ist unter seinen Händen eine Goethe-Nachschöpfung geworden, die uns — worauf es denn doch dem gebildeten Publikum einzig ankommen dürfte — zweierlei greifbar vergegenwärtigt: Einmal Goethes große geistige Persönlichkeit in ihren individuellen Besonderheiten, anderseits die vielfältigen Kräfte der Zeit, aus der dieser einzige Mensch hervorgegangen und ohne deren Kenntnis das Unvergängliche seines geistigen Gehaltes sich uns minder sicher und unmittelbar einprägt. Aber nicht nur wird uns diese Zeit mit geistreicher Virtuosität geschildert, sondern die ihr voraufgegangenen Zeitepochen entwickeln sich lebendig, bis sie in steter Umwandlung begriffen, sich zu dem gestaltet haben, was wir in ihrer Summe als das 18. Jahrhundert kennen. Die ruhige, vollendete Sicherheit mit der Grimm „die Zeiten der Vergangenheit" farbenprächtig hinstellt und uns zugleich fast unvermerkt zum Bewußtsein bringt, was die Gegenwart ersichtlich von ihnen scheidet — verdient die wärmste Teilnahme.

Die Sprache Grimms trägt wesentlich zur Erhöhung des Interesses bei. Er hat es verstanden, seinem Stil die unmittelbar wirkende Frische zu wahren, diesen beinahe auffallend zwanglosen Vortragston, den nicht nur die Veranlassung, aus der das Werk hervorging, an die Hand gab, sondern der von ihm mit Absicht gepflegt wurde. Möchten wir recht bald eine neue Auflage anzeigen dürfen von diesem menschlich und künstlerisch gleich schönen und vornehmen Werke!

Weimar. Hermann von Blomberg.

Konstitutionelle Monarchie und parlamentarische Regierung.

Von

Karl von Stengel.

I.

Die konstitutionelle Monarchie ist diejenige, in welcher der Monarch in Ausübung der Staatsgewalt, die in seiner Person vereinigt ist, durch die Mitwirkung einer das gesamte Volk repräsentierenden Volksvertretung beschränkt und an die Gegenzeichnung von verantwortlichen Ministern gebunden ist.

Die Beschränkung des Monarchen in der Ausübung der Staatsgewalt liegt vor allem darin, daß der Monarch kein in die Freiheit und die Rechte der Untertanen eingreifendes Gesetz ohne die Zustimmung der Volksvertretung erlassen kann und daß er daher auch an ein jedes in dieser Weise zustande gekommenes Gesetz gebunden ist und dasselbe deshalb auch nicht einseitig abändern oder von demselben dispensieren kann. Selbstverständlich ist der Monarch auch in gleicher Weise zur Beobachtung der Vorschriften der Verfassung verpflichtet, mag im übrigen der Inhalt dieser Vorschriften wie immer beschaffen sein.

Während der konstitutionelle Monarch in bezug auf die gesetzgebende Gewalt beschränkt ist, ist er in der Ausübung der vollziehenden Gewalt grundsätzlich frei, doch bestehen auch auf diesem Gebiete Beschränkungen für ihn. Zunächst ist in allen konstitutionellen Monarchien eine Mitwirkung der Volksvertretung bei den wichtigsten Maßnahmen der Finanzverwaltung, wie namentlich der Feststellung des Budgets, der Aufnahme von Staatsschulden usw. gegeben. Sodann kommt aber in Betracht, daß der unverantwortliche Monarch bei allen Regierungsakten der Mitwirkung (Gegenzeichnung) von Ministern bedarf, welche hierdurch die Verantwortung für diese Regierungsakte übernehmen. Daraus ergibt sich auch daß die Volksvertretung, welche die Verantwortlichkeit der Minister geltend zu machen befugt ist, ein umfassendes Recht der Kontrolle gegenüber der gesamten Staatsverwaltung besitzt, das sich bis zur Ministeranklage steigern kann.

Die Verfassungsform der konstitutionellen Monarchie ist in England entstanden und zur Ausbildung gelangt. Von England ist sie auf den Kontinent, und zwar Ende des 18. Jahrhunderts zuerst nach Frankreich übertragen worden, seitdem ist sie in fast allen europäischen Monarchien zur Einführung gelangt und hat selbst in Japan Fuß gefaßt. Freilich erlitten die englischen Verfassungseinrichtungen bei ihrer Übertragung auf den Kontinent insofern Änderungen, als man ihnen Grundsätze und Ideen unterlegte, wie die Idee der Volkssouveränität und die Theorie der Gewaltenteilung, die ihnen ursprünglich fremd waren und

ihren Charakter in mancher Beziehung veränderten. Man muß diesen Umstand bei der Betrachtung der Entwicklung des konstitutionellen Staatsgedankens berücksichtigen, wie man auch nicht übersehen darf, daß der englische Parlamentarismus manche Begleiterscheinungen zeigt, die nicht notwendig sich aus der Verfassungsform der konstitutionellen Monarchie ergeben, sondern nur durch die besonderen Verhältnisse des englischen Staatswesens veranlaßt waren.

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung der parlamentarischen Einrichtungen Englands ist die Magna Charta vom Jahre 1215. In ihr wurden bestimmte Schranken der Gerichtshoheit, der Polizeigewalt und der Finanzhoheit des Königs festgesetzt, um auf diesen Gebieten die Willkür der Krone und ihrer Beamten möglichst auszuschließen. Zu diesem Zwecke enthält die Magna Charta Bestimmungen über eine feste Ordnung der Gerichtsverfassung, Vorschriften zum Schutze gegen willkürliche Verhaftungen und ungerechte Verurteilungen, Bestimmungen über die Notwendigkeit eines gerichtlichen Verfahrens bei Verhängung von Polizeistrafen, eine gewisse Fixierung der finanziellen Lasten der Staatsangehörigen usw. Zur Sicherung der in der Magna Charta enthaltenen Zusagen wurde ein landständischer Ausschuß mit anerkannten Widerstandsrechten eingesetzt und außerdem ein Zustimmungsrecht der Kronvasallen in gewissen Fällen, in denen es sich um finanzielle Leistungen derselben handelte, festgesetzt. Wie Gneist mit Recht hervorgehoben hat, enthält die Magna Charta sehr wenig formelles Verfassungsrecht; sie ist aber deshalb von so großer Wichtigkeit für die spätere Entwicklung des englischen Verfassungslebens, weil sie der zutreffende Ausdruck der richtigen und politisch einsichtsvollen Stellung der englischen Großen gewesen ist. In dem Gefühle der Unmöglichkeit des Einzelwiderstandes gegen das Königtum setzten die großen Vasallen ihre Kraft daran, in ihrer Gesamtheit, gemeinschaftlich mit der Geistlichkeit und getragen durch die Zustimmung des Volkes, die Willkürherrschaft der Krone zu brechen, sich und dem gesamten Volke gemeinschaftliche Rechte und Garantien gegen die Wiederkehr willkürlicher Ausübung der Staatsgewalt zu erkämpfen und so die Verfassung auf die persönliche Freiheit und auf den gleichmäßigen Rechtsschutz aller Untertanen für Person und Vermögen zu gründen. Nicht Sonderrechte erstritt der Adel für sich, sondern Grundrechte für alle Klassen der Bevölkerung, und deshalb hatte er auch in den späteren Kämpfen mit dem Königtum, so lange diese Kämpfe die gleiche Richtung hatten, Volk und Geistlichkeit auf seiner Seite.

Die Entwicklung des englischen Verfassungslebens bewegte sich in den nächsten vier Jahrhunderten im wesentlichen auf der Grundlage und im Sinne der Magna Charta. In diese Zeit fällt die Entstehung und Ausbildung der Reichsstände — des Parlaments —, für welche der Keim durch die Magna Charta im Zustimmungsrecht der Kronvasallen in gewissen Fällen gelegt war. Zuerst bildeten nur die Prälaten und Barone das Parlament, im 14. Jahrhundert traten aber die Repräsentanten der Grafschaften und Städte hinzu, welche dann im „Unterhause" oder dem Hause der Gemeinen (Commoners) vereinigt, mehr und

mehr ein gleichberechtigter Faktor neben dem aristokratischen „Oberhause", dem House of Lords wurden, bis schließlich im 18. Jahrhundert das Unterhaus namentlich in Finanzangelegenheiten das Übergewicht erhielt, das es im 19. Jahrhundert nicht bloß zu erhalten, sondern auch erheblich zu vermehren wußte.

Wie die Magna Charta und die mit derselben im engsten Zusammenhang stehende Entwicklung des Parlaments äußerlich veranlaßt war durch den Kampf der Prälaten und Barone mit König Johann, so wurde weiterhin eine bedeutsame Ausgestaltung der englischen Verfassung durch den Kampf nicht allein der englischen Großen, sondern fast des ganzen englischen Volkes mit den Stuarts bewirkt, in welchem Kampfe König Jakob II. unterlag und des Thrones vom Parlamente für verluftig erklärt wurde. Bemerkenswert war dabei, daß dieses Ergebnis durch die Vereinigung der beiden innerhalb der politisch herrschenden Klassen bestehenden, die konservative und liberale Richtung vertretenden Parteien der Tories und Whigs erreicht wurde, und daß man die gewaltsame Thronentsetzung Jakobs II. durch die Fiktion einer Thronentsagung zu verdecken suchte, indem man annahm, daß die Krone in korrekter Weise auf die älteste Tochter Jakobs II. übergegangen sei, welche auch in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, Wilhelm von Oranien, als rechtmäßige Thronerbin anerkannt wurde. In dieser vom Parlamente angenommenen Thronentsagung Jakobs II. lag eine gewisse Mäßigung, hervorgegangen aus der Einsicht, daß eine Revolution, mag der Anlaß zu derselben ein noch so dringender und gerechter sein, ein Unglück für das Staatswesen ist, und daß der für den Bestand der Monarchie so notwendige Zusammenhang der Krone mit dem Volke durch jede Abweichung von der gesetzlichen Erbfolge gelockert wird. Auch dem weiteren Vorgehen des Parlaments läßt sich eine gewisse Mäßigung nicht absprechen. Allerdings erfolgte durch die „Deklaration der Rechte" (Bill and declaration of rights) v. J. 1689 eine vertragsmäßige Festsetzung zwischen der Krone und dem Parlamente, durch welche alle bisherigen Überschreitungen der Prärogative der Krone in bezug auf die Ausübung gewisser Hoheitsrechte für ungesetzlich erklärt wurden, allein die 13 Sätze der Deklaration betreffen durchweg Punkte, in welchen die königlichen Regierungsrechte tatsächlich in den vorausgegangenen Jahrzehnten mißbraucht worden waren. Keiner der Sätze der „Deklaration der Rechte", welche nach ihrem praktischen und speziellen Inhalte sehr verschieden sind von den unbestimmten Phrasen der Erklärung der Menschenrechte, welche der französischen Revolution ihre Entstehung verdankt, tritt dem monarchischen Prinzip etwa in der Weise zu nahe, wie die Bestimmung der französischen Konstitution vom 3. September 1791, wonach der König in bezug auf die Gesetzgebung nur ein suspensives Veto haben sollte.

Auch nach der Bill of Rights blieb das Königtum der Idee nach noch die Quelle aller in ihm vereinten Staatsgewalten, wenn auch beschränkt in der Ausübung derselben durch das Gesetz und durch die Notwendigkeit, zu jeder Änderung der Gesetze die Zustimmung der beiden Häuser des Parlaments zu erholen. In der Praxis freilich trat allmählich eine Verlegung des Schwerpunktes von der Krone

ins Parlament ein; je mehr die Krone gezwungen war, nicht bloß beim Erlasse von Gesetzen, sondern überhaupt bei allen wichtigeren Maßregeln, namentlich auf dem Gebiete der Finanzverwaltung und selbst in bezug auf den Fortbestand des von der alljährlichen Bewilligung durch das Parlament abhängigen Heeres die Mitwirkung und Zustimmung des Parlamentes einzuholen. Dazu kam noch, daß auch die Könige aus dem im Jahre 1714 auf den Thron gelangten Hause Hannover nicht alle befähigt waren, die Rechte und das Ansehen der Krone dem Parlamente gegenüber in jeder Beziehung zu wahren. So bildete sich denn nach und nach die Anschauung, daß eine gedeihliche Führung der Regierungsgeschäfte nur möglich sei, wenn der König jeweils die Häupter der herrschenden Partei im Parlamente zu seinen Ministern bestelle. Eine derartige Parteiregierung, die sogenannte „parlamentarische Regierungsweise", war in England deshalb möglich, weil in den Tories und Whigs zwei große, geschlossene, das ganze politische Leben beherrschende Parteien vorhanden waren, welche sich zwar in vielen Punkten bekämpften, aber in ihren Grundanschauungen von Staat und Kirche auf dem gleichen Boden standen, und welche daher in der Regierung abwechseln konnten, ohne daß zu befürchten war, daß die eine Partei alles beseitigen würde, was ihre Vorgängerin in der Regierung geschaffen hatte.

Hervorzuheben ist dabei, daß diese „parlamentarische Regierungsweise" nicht durch einen Rechtssatz geschaffen wurde und auch keineswegs eine notwendige Folge der parlamentarischen Verfassung Englands ist. Sie war und ist lediglich der Ausdruck der politischen Machtverhältnisse in England. Sie wird daher verschwinden, sobald bedeutende Verschiebungen in diesen Verhältnissen eintreten, denn das Recht der Krone, sich die Minister nach freiem Ermessen zu wählen, ist auch in England nicht bestritten, wie es auch außer Zweifel steht, daß der König jedem vom Parlamente beschlossenen Gesetzentwurfe die Sanktion verweigern kann, wenn auch gerade mit Rücksicht auf die parlamentarische Regierungsweise von diesem Rechte schon seit langer Zeit kaum einmal Gebrauch gemacht worden ist.

Man kann nun nicht sagen, daß in den parlamentarischen Einrichtungen, wie sie sich in England seit dem Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt hatten, etwas in jeder Hinsicht Neues vorlag. Auch in der ständischen Monarchie des Festlandes findet sich eine mitunter recht weitgehende Beschränkung des Königtums in der Ausübung der Staatsgewalt durch eine Art Volksvertretung (Landstände, Generalstaaten usw.). Der Unterschied gegenüber den englischen Verhältnissen lag aber in einem doppelten. Einmal darin, daß die ständische Vertretung der festländischen Monarchien vollständig auf der mittelalterlichen Gliederung des Volkes in rechtlich geschiedene Stände beruhte und daß in den Landständen oder Reichsständen lediglich die sogenannten höheren Stände, in erster Linie Adel und Geistlichkeit und außerdem das Bürgertum der Städte, vertreten waren, während der die große Masse der Bevölkerung darstellende Bauernstand in den Landständen oder Reichsständen in der Regel keine aktive Vertretung fand. In England dagegen, wo die ständische Gliederung des Volkes

niemals so tiefe Wurzel gefaßt hatte wie auf dem Kontinent, wurde sehr bald der Zusammenhang zwischen der ständischen Gliederung und der Bestellung der Volksvertretung aufgegeben, was schon dadurch zum Ausdruck kam, daß das Parlament nicht in drei oder vier den Ständen entsprechende Abteilungen, sondern in zwei Häuser zerfiel. Allerdings konnte man im Oberhause eine Vertretung der beiden oberen Stände erblicken, das Unterhaus dagegen beruhte in keinem Falle auf der ständischen Gliederung des Volkes, da es die Vertretung der Grafschaften und Gemeinden darstellte. Trotz des aristokratischen Charakters des Oberhauses konnte daher das Parlament als eine wirkliche „Volksvertretung" bezeichnet werden, zumal es die Rechte und Interessen des ganzen Volkes zu wahren bestrebt war, während sich die festländischen Stände in der Regel nur um ihre eigenen Rechte kümmerten. Dazu kam noch, daß die Stände auf dem Kontinent, eben weil sie zu sehr nur an die Wahrung ihrer eigenen Interessen und Rechte dachten und daher der die fortschreitende Entwicklung des Staatslebens vertretenden Regierung fortwährend Widerstand entgegensetzten, entweder ganz beseitigt worden waren oder gegenüber dem Königtum jeden Einfluß verloren, während das englische Parlament im Laufe der Zeit an Macht gewonnen hatte.

So ist es begreiflich, daß man in Frankreich, als man sich um Abhilfe gegen den Absolutismus umsah, in England das Ideal einer den Interessen und Rechten des Volkes entsprechenden Verfassung erblickte.

Bekanntlich war es vor allem Montesquieu, der auf die englische Verfassung als nachahmenswertes Beispiel hinwies. Freilich hat Montesquieu die parlamentarischen Einrichtungen Englands nicht in jeder Hinsicht richtig erfaßt, da er sie zu sehr vom Standpunkte der Gewaltenteilung — séparation des pouvoirs — beurteilte.

Er hat die Bedeutung der Gewaltenteilung darin gefunden, daß sie eine Gewähr für die staatsbürgerliche Freiheit bilde, die gefährdet sei, wenn alle drei Gewalten in einer und derselben physischen oder auch juristischen Person vereinigt seien. Im Interesse der Freiheit und Sicherheit der Staatsbürger müßten daher Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung auf drei verschiedene selbständige und sich im Gleichgewichte haltende Organe verteilt sein. Montesquieu glaubte nun das Ideal einer derartigen Gewaltenteilung in England gefunden zu haben, indem daselbst die gesetzgebende Gewalt dem Parlamente zustehe, während die richterliche Gewalt den Gerichten und die vollziehende Gewalt dem Könige übertragen sei. Das war und ist aber eine durchaus verfehlte Anschauung hauptsächlich deshalb, weil das Parlament keineswegs allein gesetzgebender Faktor ist, sondern dem Könige von jeher gegenüber den von Parlamenten beschlossenen Gesetzentwürfen nicht etwa bloß ein der Theorie der Gewaltenteilung entsprechendes suspensives Veto, sondern die Sanktion zusteht. —

Der Einfluß der Theorie der Gewaltenteilung auf die Anschauungen über das Wesen und die Bedeutung parlamentarischer Einrichtungen war nun zunächst

nicht sehr groß. Viel weittragender war es zunächst, daß mit diesen Einrichtungen in Frankreich die Idee der Volkssouveränität in Verbindung gebracht wurde. Diese Idee hängt auf das Innigste zusammen mit der bis ins Altertum zurückreichenden und von der naturrechtlichen Schule aufgenommenen und von J. J. Rousseau in seinem Contrat social auf das Schärfste ausgeprägten Auffassung, daß der Staat durch freie Vereinbarung der zunächst staatenlos lebenden Menschen entstanden sei. Nach dieser Auffassung ist der Staat nicht eine naturnotwendige, durch das Wesen des Menschen gegebene Erscheinung, sondern eine von den Menschen geschaffene willkürliche Einrichtung. Die notwendige Folgerung dieser Auffassung ist, daß das im Staate organisierte Volk, das durch seinen freien Willen die staatliche Gemeinschaft geschaffen hat, nicht bloß deren Verfassung bestimmen konnte, sondern auch stets in der Lage ist, dieselbe jederzeit nach seinem Ermessen zu ändern und daher auch den an der Spitze des Staates stehenden, mit der Ausübung eines größeren oder geringeren Teiles der Staatsgewalt betrauten Menschen, mag derselbe den Titel Fürst oder Präsident führen, seines Amtes zu entsetzen. Genau betrachtet, verträgt sich diese Theorie, nach welcher die den Staat bildenden Menschen das sogenannte Volk, der eigentliche Souverän des Staates sind, nur mit der unmittelbaren Demokratie, wie dies auch Rousseau erkannt und dargelegt hat, bei dem daher auch der Mehrheitsbeschluß der sämtlichen Staatsbürger — la volonté générale — allein als das Gesetz des souveränen Staats erscheint. Freilich mußte man, da in einem großen Staatswesen wie in Frankreich die Staatsform der unmittelbaren Demokratie ein Ding der Unmöglichkeit ist, zur Einrichtung der Repräsentation greifen. Aus dem Gedanken der Volkssouveränität ergab sich aber von selbst die Folgerung, daß die Volksvertretung, welche als Stellvertreterin des wahren Souveräns, des Volkes, erscheint, das allein maßgebende Organ die Staatspersönlichkeit ist, während der Fürst, soweit formell wenigstens die Monarchie noch zugelassen wurde, nur die Stellung eines Mandatars des souveränen Volkes haben kann.

Recht bedenklich ist bei dieser Idee, daß bei der Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Wortes „Volk“ jede Bevölkerungsklasse geneigt sein wird, sich als das eigentliche und wahre Volk zu betrachten. Es ist daher durchaus begreiflich, daß in der französischen Revolution, durch welche der sogenannte dritte Stand die politische Herrschaft erlangte, sich dieser Stand als das eigentliche Volk betrachtet wissen wollte und König, Adel und Geistlichkeit als nicht zu demselben gehörig behandelte. Bald aber verfuhr auch der sogenannte vierte Stand, der Bourgeoisie, dem „Mastbürgertum“ gegenüber ebenso, und wenn sich jetzt die Sozialdemokratie als die Vertreterin des wahren Volkes geltend machen will, so bewegt sie sich in demselben Gedankenkreise.

Man kann wohl sagen, daß in den zwei Revolutionen, welche England im Laufe des 17. Jahrhunderts durchgemacht hat, das englische Volk praktisch die Idee der Volkssouveränität zur Geltung brachte. Dagegen läßt sich im allgemeinen nicht behaupten, daß man in England die parlamentarischen Ein-

richtungen als eine notwendige Folge der Idee der Volkssouveränität betrachtete. Dem steht schon die Tatsache entgegen, daß diese Einrichtungen allmählich infolge der geschichtlichen Entwicklung entstanden, nicht aber aus bestimmten Ideen heraus besonders geschaffen worden sind. Als man aber den Parlamentarismus nach Frankreich übertrug, verquickte man denselben mit der Idee der Volkssouveränität und prägte demselben dadurch einen republikanischen Charakter auf, den er zunächst in England nicht hatte. Man muß diese Tatsache festhalten, weil sich daraus die Entwicklung der konstitutionellen Idee auf dem Festlande erklärt.

Die Theorie der Gewaltenteilung, die ja eine gewisse Berechtigung hat, verträgt sich sehr gut mit der Idee der Volkssouveränität, wenn man die Gewaltenteilung in dem allerdings verfehlten Sinne auffaßt, daß die Volksvertretung allein die gesetzgebende Gewalt bildet, während dem Monarchen nur die vollziehende Gewalt übertragen ist und sich sein Anteil an der Gesetzgebung auf ein suspensives Veto beschränkt.

Die in Frankreich infolge der Revolution des Jahres 1789 eingeführte konstitutionelle Monarchie hatte daselbst zunächst keinen Bestand, sie machte der Republik und dann dem napoleonischen Cäsarismus Platz. Als aber nach der Restauration der Bourbonen die konstitutionelle Monarchie in Frankreich neuerlich eingeführt wurde, entwickelte sich daselbst namentlich durch Benjamin Constant eine konstitutionelle Theorie, welche sich als eine Verarbeitung der parlamentarischen Einrichtungen Englands mit der Idee der Volkssouveränität und der Theorie der Gewaltenteilung darstellte. Diese Verquickung hatte nicht sowohl Veränderungen in den parlamentarischen Einrichtungen selbst zur Folge, die man ziemlich unverändert von England übernahm. Dagegen machte sie sich in bezug auf die Auffassung von der Bedeutung und dem Wesen dieser Einrichtungen in dem Verhältnisse des Parlaments zur Krone geltend. In letzterer Beziehung wurde die sogenannte parlamentarische Regierungsweise als der Kernpunkt der konstitutionellen Verfassungsform betrachtet. In diesem Sinne wurde die konstitutionelle Verfassungsform in den meisten Staaten des Kontinents eingeführt.

II.

Als bald nach der Gründung des Deutschen Bundes, zum Teil wohl veranlaßt durch den Artikel 13 der Bundesakte, der die Einführung landständischer Verfassungen in allen deutschen Staaten in Aussicht stellte, hauptsächlich aber unter dem Einflusse moderner konstitutioneller Ideen in verschiedenen deutschen Staaten konstitutionelle Verfassungen erlassen wurden, waren vielfach noch die Erinnerungen an altständische Einrichtungen maßgebend. Es zeigte sich dies namentlich darin, daß in einzelnen Staaten, wie im Königreiche Sachsen, in Meiningen, in Lauenburg usw., zunächst wenigstens die landständischen Einrichtungen einfach in Kraft gelassen wurden, in anderen Staaten aber, wie in Württemberg, bei dem Erlasse der neuen Verfassungsgesetze tunlichst an die alte Landesverfassung angeknüpft wurde und wieder in anderen Staaten, z. B. in

Bayern, wenigstens in einzelnen Punkten, wie bei der Zusammensetzung der Volksvertretung und dem Steuerbewilligungsrecht, altständische Grundsätze und Einrichtungen beibehalten wurden.

Einen viel größeren Einfluß als altständische Anschauungen übte aber unzweifelhaft auf die Entwicklung des deutschen Verfassungsrechts die konstitutionelle Doktrin, wie sie in der bereits dargestellten Weise sich in Frankreich ausgebildet hatte und in Deutschland rasch Eingang fand. Es ist daher nicht auffallend, daß sich sehr bald, namentlich in den Landtagen der süddeutschen Staaten, die Neigung zeigte, die Theorie der Gewaltenteilung zu betonen und den Fürsten lediglich als das Haupt der der gesetzgebenden Gewalt untergebenen Exekutive aufzufassen. Um derartigen Auffassungen und Bestrebungen, die namentlich von Rotteck und seiner Schule vertreten wurden, entgegenzutreten, wurde in Artikel 57 der Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 bestimmt: „Da der Deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souveränen Fürsten besteht, so muß dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben und der Souverän kann durch die landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden."

Durch diesen Artikel war in der bestimmtesten Weise Stellung genommen für das sogenannte monarchische Prinzip, d. h. für die Auffassung, daß der Monarch alle Rechte der Staatsgewalt in sich vereinigt und nicht bloß Haupt der sogenannten vollziehenden Gewalt ist und daß daher auch die Volksvertretung nicht alleinige Inhaberin der gesetzgebenden Gewalt ist, sondern dem Monarchen lediglich bei Ausübung dieser Gewalt beschränkend zur Seite tritt.

Zunächst hatte dieser Artikel der Wiener Schlußakte die gewünschte Wirkung, zumal es sich in den ersten Jahrzehnten des konstitutionellen Lebens in den verschiedenen deutschen Staaten hauptsächlich um Fragen handelte, die eine größere oder doch wenigstens näher liegende praktische Bedeutung hatten als die Theorie der Gewaltenteilung. Bei den Streitigkeiten zwischen der Volksvertretung und den Regierungen, die sich in Bayern, Württemberg, Baden usw. abspielten, drehte sich der Kampf in erster Linie um den Einfluß der Volksvertretung auf die Feststellung des Budgets, um die Rechte des Landtags in bezug auf Gesetzesinitiative und dergl., um die Zusammensetzung der zweiten Kammer, um Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit, um die Einführung der Schwurgerichte, um die Grundentlastung und ähnliche aktuelle Gegenstände.

Wie sehr aber die Ideen der Volkssouveränität und der Theorie der Gewaltenteilung auch in Deutschland Boden gefaßt hatten, zeigte sich in den Jahren 1848—1850 bei der Feststellung der Reichsverfassung vom Jahre 1849 und dem Zustandekommen der preußischen Verfassungen vom 5. Dezember 1848 bezw. 31. Januar 1850.

Daß die auf eine Reform des Deutschen Bundes im Sinne einer Umwandlung desselben in einen Bundesstaat gerichteten Bestrebungen, wie sie im

Jahre 1848 mit Lebhaftigkeit zutage treten, einen dauernden Erfolg nur haben konnten, wenn die Bundesreform durch eine Vereinbarung zwischen den Bundesregierungen einerseits und dem deutschen Volke bezw. einer von demselben gewählten Vertretung andererseits ins Auge gefaßt wurde, war selbstverständlich. Nur dieser Weg, der auch bei Schaffung des Norddeutschen Bundes eingeschlagen wurde, konnte zum Ziele führen. In diesem Sinne hatte auch der Bundestag am 30. März 1848 beschlossen, die Bundesregierungen aufzufordern, in ihren zum Bunde gehörigen Landen Wahlen von „Nationalvertretern" anzuordnen, deren Aufgabe sein sollte, durch „Vereinbarung zwischen den Regierungen und dem deutschen Volke das deutsche Verfassungswerk zustande zu bringen".

Die infolgedessen gewählte Nationalversammlung trat am 18. Mai 1848 in Frankfurt a. M. zusammen, erklärte sich aber im Widerspruch mit ihrer Zweckbestimmung bereits am 27. Mai 1848 auf Grund der „Nationalsouveränität" als „konstituierend" in dem Sinne, daß sie allein das Verfassungswerk durchzuführen habe. Wenige Wochen später errichtete die Nationalversammlung eine „provisorische Zentralgewalt" mit dem Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser, deren durch verantwortliche Minister auszuübende Gewalt die Handhabung aller gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation mit Ausschluß des der Nationalversammlung vorbehaltenen Verfassungswerkes umfassen und bis zu dessen Vollendung und Ausführung dauern sollte. Diese persönliche Stellung des Reichsverwesers erkannten die Bundesregierungen an. Gleichzeitig übertrug die Bundesversammlung, ehe sie sich am 12. Juli 1848 auflöste, dem Reichsverweser die Ausübung aller ihr zuständig gewesenen Befugnisse und Pflichten, während die Stellung der Nationalversammlung als konstituierende Versammlung in dem Sinne, daß sie allein, ohne Mitwirkung der Regierungen der Einzelstaaten, die Bundesreform durchzuführen befugt sein sollte, von den letzteren niemals anerkannt worden ist.

Die weitere Entwicklung der Bundesreformbestrebungen ist hier nicht darzustellen, nur das muß hervorgehoben werden, daß das schließliche Scheitern derselben jedenfalls zum großen Teile dadurch veranlaßt war, daß die Nationalversammlung sich als Vertreterin des souveränen Volkes betrachtete und sich für befugt erachtete, die Reichsverfassung vom 28. März 1849 den Einzelregierungen aufzudrängen. Dies konnten sich die Regierungen nicht gefallen lassen, wenn sie nicht den Grundsatz der Volkssouveränität mit allen seinen bedenklichen Folgerungen für Deutschland anerkennen wollten.

In der auf Grund des Wahlgesetzes vom 8. April 1848 zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung berufenen und am 22. Mai 1848 eröffneten sogenannten Nationalversammlung waren die von der Idee der Volkssouveränität beseelten Parteien herrschend, so daß es der Regierung nicht gelang, mit der Nationalversammlung die Verfassung zu vereinbaren. Infolgedessen löste die Regierung die Nationalversammlung am 5. Dezember 1848 auf. Gleichzeitig wurde die sich möglichst an die Beschlüsse der Nationalversammlung anschließende

Verfassung vom 5. Dezember 1848, die sogenannte oktroyierte Verfassung, verkündigt.

Mit der auf Grund der Wahlgesetze vom 6. Dezember 1848 bezw. 30. Mai 1849 gewählten, aus zwei Kammern bestehenden neuen Volksvertretung gelang es dann, nach langwierigen Verhandlungen, eine Revision der oktroyierten Verfassung vom 5. Dezember 1848 durchzuführen und die revidierte Verfassung vom 31. Januar 1850 fertigzustellen. Von derselben sind allerdings die bedenklichsten Bestimmungen ferngehalten worden, welche die Linke, für welche die auf der Idee der Volkssouveränität beruhende belgische Verfassung Ideal und Vorbild war, in das preußische Verfassungsrecht aufgenommen wissen wollte. Trotzdem enthält die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 einzelne Bestimmungen, welche auf dem deutschen monarchischen Staatsrechte fremden Vorstellungen beruhen und daher gar nicht wörtlich genommen werden dürfen, wenn nicht in die Verfassung ein mit dem monarchischen Prinzip in Widerspruch stehendes Element hineingetragen werden soll.

Zu den Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde, die deutlich die Zeit ihrer Entstehung verraten, gehört namentlich der Art. 62 Abs. 1: „Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und durch zwei Kammern ausgeübt" und Art. 45 Satz 1: „Dem Könige allein steht die vollziehende Gewalt zu."

Geht man vom monarchischen Prinzip aus, so kann man diese Bestimmungen nur so auslegen, daß dem Rechte nach dem Könige allein, wie die vollziehende so auch die gesetzgebende Gewalt zusteht, daß er aber bei Ausübung der gesetzgebenden Gewalt durch die Mitwirkung der Kammern beschränkt ist, während in Beziehung auf die sogenannte vollziehende Gewalt eine derartige Beschränkung des Königs grundsätzlich nicht besteht.

Wer sich dagegen auf den Standpunkt der Theorie der Gewaltenteilung und der Idee der Volkssouveränität stellt, der wird geneigt sein, diese Bestimmungen dahin auszulegen, daß nur in bezug auf die vollziehende Gewalt der König als der alleinige Inhaber erscheint, daß dagegen die gesetzgebende Gewalt dem Könige und den Kammern gemeinschaftlich zusteht und daß daher die Kammern dem Könige in bezug auf die Gesetzgebung als ein durchaus gleichberechtigter Faktor gegenüberstehen. Diese Auffassung ist denn auch bis zur Gegenwart vom radikalen Liberalismus vertreten worden, obwohl man doch bei der Auslegung dieser Verfassungsbestimmung davon ausgehen muß, daß in dem Erlasse der Verfassungsurkunde eine Selbstbeschränkung des bis dahin absoluten Königtums lag und daß nicht anzunehmen ist, daß sich die Krone durch eine derartige Bestimmung die Volksvertretung als Mitinhaber des wichtigsten Bestandteiles der Staatsgewalt zur Seite stellen wollte.

Daß die aus der Idee der Volkssouveränität sich ergebenden Folgerungen in Preußen praktisch nicht gezogen wurden, obwohl das Abgeordnetenhaus während der ersten fünfzehn Jahre des Bestehens der Verfassung sehr geneigt war, die-

selben zu ziehen, ist schließlich doch nur dem Umstand zu danken, daß die Krone in dem bekannten Verfassungskonflikte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Siegerin geblieben ist.

Es ist bereits betont worden, daß die parlamentarische Regierungsweise keineswegs ihren Grund in einer verfassungsrechtlichen Bestimmung hat. Und es bedarf wohl keiner besonderen Darlegung, daß die parlamentarische Regierungsweise dem Charakter der konstitutionellen Monarchie an und für sich widerspricht. Das Wesen derselben beruht ja doch auf dem Zusammenwirken zweier voneinander unabhängiger und selbständiger Faktoren, der Krone und der Volksvertretung. Die Selbständigkeit der Krone zeigt sich namentlich auch darin, daß der Monarch sich die Minister frei auswählen kann. Fehlt dem Monarchen diese Freiheit, so wird er mit Notwendigkeit auf die Stellung eines erblichen Hauptes der vollziehenden Gewalt herabgedrückt.

Ferner, war und ist die parlamentarische Regierungsweise in England nur deshalb und nur insolange möglich, als daselbst zwei große geschlossene politische Parteien einander gegenüberstanden bezw. stehen, welche sich in der Führung der Regierungsgeschäfte ablösen können.

Sind diese Voraussetzungen in einem Staate nicht gegeben, so muß, wenn unnatürliche Koalitionen verschiedener kleiner Fraktionen zur Herstellung einer Parlamentsmehrheit notwendig werden, die parlamentarische Regierungsweise zur Fratze werden, und es kommen unter Umständen Parteien zur politischen Herrschaft, welche nicht mehr auf dem Boden der geltenden Staatsauffassung stehen, wie die Ultramontanen und die Sozialdemokraten, die beide, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, Gegner der dem modernen Staatsleben zugrunde liegenden Auffassungen sind.

Trotz dieser schweren Bedenken, welche gegen die parlamentarische Regierungsweise bestehen und trotzdem dieselbe in England lediglich infolge ganz besonderer, in einem bestimmten Zeitabschnitt vorhanden gewesener Verhältnisse entstanden ist, hat die konstitutionelle Doktrin, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gebildet hat und gegen Mitte des Jahrhunderts allgemein anerkannt war, die politische Verantwortlichkeit der Minister und die daraus sich mit Notwendigkeit ergebende parlamentarische Regierungsweise als einen der wichtigsten Grundsätze des Staatsrechts der konstitutionellen Monarchie erklärt, und selbst ein so weit blickender und die historische Entwicklung der staatlichen Einrichtungen so klar erkennender Schriftsteller wie Lorenz von Stein vertrat die Ansicht, daß durch die parlamentarische Regierungsweise jeweils „die Harmonie zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt" hergestellt werden könne. Dies hatte bewußt oder unbewußt wohl seinen Grund darin, daß ein innerer Zusammenhang der parlamentarischen Regierungsweise mit der Idee des Volkssouveränität und der Theorie der Gewaltenteilung sehr nahe liegt.

Es ist eines der größten Verdienste Bismarcks, wenn nicht sein größtes, daß er die Tatkraft besaß, dieser „fable convenue", der parlamentarischen Regierungs-

weise, die damals bis ins königliche Haus Anhänger hatte, entgegenzutreten und diese für Deutschland wenigstens für immer zu zerstören. Ebenso ist es ein Beweis für die staatsmännische Einsicht des Königs Wilhelm I. und seine unerschütterliche Festigkeit, daß er trotz des Jahre lang dauernden Ansturmes des Abgeordnetenhauses an seinem Minister festhielt und den ihm aufgedrungenen Konflikt bis zum siegreichen Ende durchkämpfte.

Dem Umstande, daß in Deutschland die monarchische, nicht die demokratische Auffassung von der konstitutionellen Monarchie zur Geltung gelangt ist, ist es jedenfalls zuzuschreiben, daß, nachdem der Verfassungskonflikt in Preußen zu Gunsten der Krone entschieden war, in keinem deutschen Staate mehr ein ernstlicher Versuch gemacht worden ist, die parlamentarische Regierungsweise einzuführen, oder wo das wirklich geschah, wie z. B. in den siebziger Jahren in Bayern, die bezüglichen Bestrebungen der Volksvertretung ohne besondere Schwierigkeit zurückgewiesen werden konnten. —

Die konstitutionelle Staatsverfassung wurde vor einem Jahrhundert auf dem Festlande allenthalben mit Jubel begrüßt, man erwartete von ihrer Einführung ein goldenes Zeitalter für das Staatsleben. Inzwischen hat sich gezeigt, daß auch diese Form ihre großen Schattenseiten hat, namentlich ist, abgesehen von anderen Nachteilen, auch in den nicht parlamentarisch regierten Staaten eine für das Staatswohl bedenkliche Schwächung des Königtums eingetreten.

Nunmehr ist an die Stelle der anfänglichen Überschätzung des Parlamentarismus eine vielleicht zu weit gehende Geringschätzung desselben eingetreten. Welche Gründe dies veranlaßt haben, ob namentlich nicht dabei vielleicht auf mehr zufällige Begleiterscheinungen des Parlamentarismus ein zu großes Gewicht gelegt wurde, mag dahingestellt bleiben. Dagegen ist hervorzuheben, daß die konstitutionelle Monarchie gegenüber der absoluten Monarchie die höher stehende Verfassungsform ist, weil sie einen entwickelteren Organismus besitzt und weil sie in der Volksvertretung dem Volke eine für dessen geistige und sittliche Entwicklung hochbedeutsame aktive Teilnahme am Staatsleben ermöglicht. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß die konstitutionelle Monarchie namentlich in denjenigen Staaten, in welchen das Zweikammersystem besteht, die Vorteile der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie in sich vereinigt. Bei dieser Sachlage erscheint die Rückbildung der konstitutionellen Monarchie in die absolute Regierungsform ausgeschlossen. Andererseits erscheint auch, wenigstens in Deutschland, die Ersetzung der monarchischen Staatsform durch die republikanische Staatsform nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen. Wenn daher mit der konstitutionellen Monarchie als einer auf absehbare Zeit gegebenen Tatsache gerechnet werden muß, so kann es sich nur darum handeln, diese Verfassungsform so zu handhaben, daß ihre Schattenseiten möglichst zurücktreten und ihre Vorzüge sich tunlichst geltend machen.

Die retrospektive Ausstellung in Dresden.

Von

Paul Schubring.

Dresden hat in diesem Jahre wiederum eine bedeutende, ungemein reichhaltige und doch nicht verwirrende, weil klug gesichtete Ausstellung eröffnet, deren hohes Niveau durch das einmütige Zusammenwirken aller der Männer bedingt wurde, die in der sächsischen Hauptstadt eine führende Stellung einnehmen und in den verschiedensten Berufen und Stellungen tätig sind. Es ist hier nicht wie in Berlin, wo leider immer nur Künstler die Ausstellungen arrangieren, wo deshalb Jahr für Jahr Gleichartiges ohne den Rhythmus der Überraschung angeboten wird. Es besteht an der Elbe keine Feindschaft und Eifersucht zwischen den Künstlern und Museumsleitern; wenigstens vergißt man die Gegensätze in dem Augenblick, wo es gilt, gemeinsam etwas Charaktervolles zu schaffen. Eine ungewöhnlich strenge Jury sorgt dafür, daß die modernen Säle anziehend bleiben und man hier das Wichtigste, was in den letzten zwei Jahren geschaffen wurde, beisammen findet; der leidige Gegensatz von Moabit und Charlottenburg existiert hier nicht, und politische Gesichtspunkte spielen hier keine Rolle, da es keine offizielle Richtung gibt. Wie schon in früheren Jahren, ist auch diesmal die Abteilung der Graphik, die wir wieder dem Direktor des Dresdener Kupferstichkabinetts Max Lehrs verdanken, ein Glanzpunkt. Hier ist wie überall diesmal das Ausland ausgeschlossen geblieben; das ist eine kluge Beschränkung und nicht im chauvinistischen Sinne gemeint. Nur Rodin hat unter der Wallot-Kuppel mit dem assyrischen Löwenfries eine — wenig befriedigende — Sonderausstellung erhalten. Neben den Hauptgruppen der Ölgemälde (572 Nummern), Aquarelle, Pastelle und Zeichnungen (531 Nummern), der Schwarzweißkunst (425 Nummern), der Plastik (397 Nummern) finden sich noch Sonderausstellungen von R. Diez, dem Berliner Radierer K. Köpping, dem großen Zeichner Otto Greiner in Rom-Leipzig, den Dresdener Malern Sascha Schneider und O. Zwintscher; ferner gibt es eine Biedermeier-Abteilung mit Biedermeiergarten, und vor allem eine retrospektive Abteilung, die über die Kunst des 19. Jahrhunderts (330 Nummern) einen umfassenden Überblick gibt. So verlockend es für mich wäre, die Leser zu einem Rundgang durch all diese Säle und Schätze zu bitten und sie in die große, durch Fritz Schumacher äußerst charaktervoll dekorierte Haupthalle vor Mattiellis pompösen Brunnen zu bitten, so muß ich mich doch auf die

Führung durch die rückschauende Abteilung beschränken, die reichlich genug Beschauung für einen kurzen Bericht bietet.

In der retrospektiven Abteilung, die mit Anton Graffs (1736—1813) und Goyas (1746—1828) Porträts einsetzt und mit Böcklin endet, sind folgende Schulen vertreten: Berlin mit 15 Künstlern (nicht Bildern), Brüssel mit 6, Dresden mit 8, Düsseldorf mit 8, Frankfurt mit 3, Hamburg mit 2, Karlsruhe mit 3, London mit 10, München mit 18, Paris mit 81 (!), Wien mit 25 Künstlern. Größere Folgen sind von Menzel (42 Bilder und Zeichnungen), Böcklin (11), Lenbach (10), Schwind (9), Leibl, Karl von Pettenkofen und Waldmüller (je 8), Graff und Ingres (7), Somoff (6) und Feuerbach (5) ausgestellt. Leider gibt der Katalog nur in ganz ungenügender Weise den jetzigen Besitzer all dieser 330 Bilder an, so daß die Aussteller dieser seltenen Schätze schwer erkennbar sind. Nur der Besitz des Konsuls Weber in Hamburg und der Berliner Galerie Ravené läßt sich überblicken. Vieles ist aus der Kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien liebenswürdig hergeliehen worden; das übrige entstammt zumeist Berliner, Dresdener, Münchener, Frankfurter und Pariser Privatbesitz. Von öffentlichen Galerien haben außer der Wiener nur noch die Dresdener Staatsgalerie und die Stuttgarter beigesteuert. Es darf als Bitte an zukünftige Ausstellungen hier ausgesprochen werden, daß der Bedeutung so kostbarer Ausstellungen, wie diese Rückschau, der Katalog entsprechen möge und daß nicht wie diesmal durchaus ungenügende Katalognotizen die Teilnahme erschweren. Es fehlen diesem Katalog alle Provenienzangaben und viele Heimatsbezeichnungen, vor allem aber alle Zahlen (nicht einmal das Jahr des Bildes, geschweige die Lebenszeit der Künstler ist notiert!), kurz, das ganze Handwerkszeug des Historikers, das doch auf dem nachdenklichen Laien so oft Anhaltspunkte bietet. Man trenne einen derartigen wissenschaftlichen Katalog am besten von dem allgemeinen und sorge dann auch für umfassendere Illustration. Düsseldorf hat in dieser Hinsicht schon vor zwei Jahren und auch heuer wieder mustergültiges geleistet. Ferner bedauerte ich es, daß man zu keiner Stunde in Dresden sachkundige Männer antraf, die Auskunft hätten geben wollen, während in Düsseldorf stets einer der Kapitäne auf der Kommandobrücke stand. Ich sage dies alles nicht aus undankbarem Herzen, sondern weil mich die Hilflosigkeit des Publikums dauerte, die ich mir doch nur allzu gut erklärte.

Um den Haupteindruck vorweg zu nehmen: die Auswahl war, obwohl natürlich vom Zufall stark abhängig, sehr glücklich in den meisten Abteilungen; geschmerzt hat es mich nur, daß Deutschlands größter Romantiker im 19. Jahrhundert durch ausgesucht schlechte Bilder vertreten war. Wir, die wir in tiefer Verehrung zu Böcklin aufschauen, dürfen und müssen es uns allmählich eingestehen: er hat bisweilen unverantwortlich schlecht gemalt. Dies zu zeigen war aber nicht die Aufgabe und sicher nicht der Zweck der Dresdener Ausstellung. Nur zwei Bilder (Cimbernschlacht und Jagd der Diana) waren einwandfrei, das andere höchstens mittelgut. Gerade den herrlichen Leibls und dem raffiniert

gut ausgesuchten Lenbach gegenüber wirkte dies peinlich. Der Glanzpunkt der Ausstellung war nicht im größten Saal zu finden, der wieder wie vor zwei Jahren Porträts konfrontierte. Interessant genug war die Reihe der Bildnisse von Graff, Goya und Reynolds und Menzel an bis zur Gegenwart; aber sie besaß weder die Kraft der Qualität noch der Überraschungen. Diese brachte die Ausstellung der Wiener Schule um 1850.

Ich möchte möglichst einen Namenkatalog vermeiden und statt dessen die Probleme der einzelnen Schulen und Richtungen hervorheben. Da war denn folgende Beobachtung die wichtigste und betrübendste: Unsere moderne Malerei, die sich einseitig dem Lichtproblem und der Impression hingibt, hat über solchen Bemühungen einen hohen Besitz an Form und Komposition verloren, der sich in den glücklichen und vielseitigen Bemühungen der Zeit zwischen 1850 und 1870 angehäuft hatte. Im Bewältigen neuer Probleme hat man das eben Abgeschlossene allzu leichten Herzens abgeschoben und sich damit um einen Schatz betrogen, dessen Größe uns erst jetzt wieder zum Bewußtsein kommt. Diese Ablehnung der eigenen Vergangenheit konnte nur dadurch aufkommen, daß wir das Neue nicht selbst fanden, sondern von Paris übernahmen. Frankreich hat sich aber gehütet, einen solchen Schritt zu machen und den Ast abzusägen, auf dem es saß. Hier bedeutet Barbizon wohl eine neue Richtung, ein anderes Tempo, aber keinen Bruch.

Reinere und abgeklärtere Arbeiten als die der frühen Schule von Fontainebleau lassen sich gar nicht denken. Freilich begann auch hier in der Zeit, als die Pioniere der neuen Landschaft das Auge geschlossen hatten, ein wildes Getümmel, ein Drauflosprobieren, aus dem wir uns auch heute noch nicht ganz herausgerettet haben. Unsere großen schöpferischen Naturen haben diesem Gestrudel fern gestanden und sind ihre eigenen Wege gegangen. Die von der Zeitströmung getragenen und fortgerissenen sog. modernen Künstler dagegen haben in dem Bemühen, einen der völlig veränderten Gegenwart entsprechenden neuen Stil zu schaffen, die Errungenschaften eingebüßt, über welche die Zeit vor 1870 sicher und freudig verfügte.

Diese Errungenschaften zu übersehen und zu belächeln, ist man heute nur zu sehr geneigt, weil die Bilder dieser jungen Vergangenheit uns heute altmodisch anmuten, weil manches glatt, hart, trocken, geistlos ist, weil aller Geistreichtum im Motiv und in der Pinselführung fehlt, weil die Novelliſtik Purzelbäume schlägt und die romantische Zaubernacht allerorts blinzelt. Ein moderner Technikus wird hier freilich enttäuscht; aber es genügt andererseits keineswegs die behäbige Biederkeit, über die der Altberliner verfügt, um diesen Bildern beizukommen und nicht nur manches possierlich zu finden. Wer die Schwindschen Bilder „rührend“ oder „putzig“ nennen will, der vergreift sich schlimm an dem Ernst ihrer innigen Gedanken; wie denn die ganze Wiener Schule viel mehr ergreifende stille Wirklichkeit hat, als man beim ersten Blick erfassen kann. Freilich bleibt namentlich im Porträt der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine fatale Glätte üblich, die nur in so ausgezeichneten Stücken wie dem Porträt der Frau

Jordan von Theodor Große (1865) leichten Herzens mit in den Kauf genommen werden kann. Hier hat Lenbach eingesetzt mit viel Geist und Eigenart; seine frühen Bildnisse sind und bleiben eine Eroberung, auch wenn man die spätere Manier verurteilt. Übrigens war ein Frauenporträt Makarts (Nr. 198) ausgestellt, das deutlich verriet, wem Lenbach seine Art zu staffieren verdankt; nicht umsonst begleitete er Makart auf der ägyptischen Reise. Ging man aber von einem guten Lenbachschen Porträt, etwa dem König Ludwig I, herüber in das französische Kabinett zu Manets Selbstporträt von 1881 aus der Sammlung Linde, oder zu Leibls Gesichtern, so fühlte man die leere Mache des Münchener Regisseurs auf's peinlichste.

Übrigens sind diese glatten Porträts, die Stieler, Winterhalter, Gustav Richter, T. von Amerling, E. Bendemann und wie sie alle heißen, gemalt haben, wenn auch konventionell, so doch äußerst bezeichnend für eine Zeit, die, von historischen Gedanken beherrscht, dem abgeschlossenen, abgerundeten Leben viel mehr zugewandt war als die Gegenwart, die im Bann der naturwissenschaftlichen Denkweise in allem Lebendigen nur Stufe, Wachstum und Problem sieht. Wir wollen das Glaubensbekenntnis einer früheren Zeit, auch wenn es nicht das unsrige ist und uns ungenügend, weil Gegensätze verschleiernd, erscheint, dankbar vernehmen. Die ruhige Abgeklärtheit der Persönlichkeit scheint ja auch uns höchstes Glück der Erdenkinder; nichts anderes wollen die glatten Porträts sagen. Sie zeigen die Menschen festlich, wie es auch Rubens und von Dyck taten; milde feierliche Klarheit klingt daraus und eine Liebenswürdigkeit, die zwar nicht tief, aber gewinnend ist. Ich meine, eine Zeit und ein Volk, das noch so wenig natürliche Liebenswürdigkeit wie das deutsche hat, sollte sich solche Bilder zu Herzen nehmen, statt achselzuckend und überlegen vorbeizugehen.

So stark, numerisch betrachtet, die Pariser Schulen wirkten, man fühlte sich von dieser Nähe nicht bedrückt, weil in den deutsch-österreichischen Abteilungen genug eigenartige und vollwertige Gegenleistungen hingen. Bei den Franzosen begann die Übersicht bei dem kühlen Klassizisten des ersten Kaiserreiches Jacques Louis David (1748—1825) und der liebenswürdigsten Porträtistin des Empire, Madame Vigée-Lebrun († 1842); dann folgte der farbengewaltige Delacroix (1798 bis 1863) und seine Truppe mit kleinen, aber guten Stücken. Delaroche (1797 bis 1874) und Couture (1815—79) waren gleichfalls vertreten, letzterer als Lehrer Feuerbachs besonders interessant. Der von der Pariser Zentenale-Ausstellung von 1900 der Verkennung wieder entrissene große Kolorist Théodore Chassériau (1819—56) war zwar nicht durch das berühmte Doppelporträt der Schwestern, wohl aber durch ein Tepidarium und die Esther (1841) vertreten. In diesem Frühverstorbenen betrauern wir viel weniger den Lehrer G. Moreaus als den Meister, der im Sinne Puvis de Chavannes, aber kräftiger und farbenfrischer den großen Freskenstil beherrscht hat; seine leider untergegangenen Fresken im Rechnungshofe des Pariser Stadthauses haben vielleicht die bedeutendste Raumkunst seiner Zeit repräsentiert. Auch Eugène Fromentin, den man als den

Verfasser der maîtres d' autrefois höher stellt denn als Maler, wirkte mit seiner ägyptischen Landschaft in der gleichen Richtung; dagegen fehlte leider Flandrin. Die Schule von Barbizon war an zwei köstlichen Landschaften Th. Rousseaus (1862—67), an Corots (1796—1875), Duprés (1812—89), Diaz' (1807—76) und Daubignys (1817—78) Bildern zu verfolgen. Den stärksten Eindruck aber bot G. Courbets (1819—77) großes durchaus nicht geschwärztes Bild der Steinklopfer (von 1851), das die Dresdener Galerie kürzlich um 35000 Francs erworben hat und das nun in glänzendster Umgebung seine Qualitätsprobe glänzend bestand. Es ist jenes Bild, von dem der Sozialist Prudhomme 1851 sagte, daß es ein Evangelium aufwiege, während die meisten Kritiker sich entsetzt abwandten und jene Achtung Courbets inszenierten, die den Künstler immer mehr provozierte und schließlich zum Sturz der Vendomesäule trieb. Von Millet, der als Poet der Größte, als Maler kleiner als Courbet war, gab es nur ein kleines Ölbild mit der lebendigen Dorfstraße von Barbizon; und an diesem, in Rousseaus Art gemalten Bild war gerade die Mystik, die Millets Bilder so eigenartig und ich möchte sagen, unfranzösisch macht, die sie zu pantheistischen Dichtungen erhebt, nicht wirksam. Courbet und Millet ergänzen die Gruppe der Barbizoner Landschafter, weil sie die stärksten Persönlichkeiten waren; gemeinsam ist allen diesen Malern die Wärme ihrer Empfindung und und der Reichtum seelischer Poesie. Nie ist mir die Objektivität, die absichtliche Kühle E. Manets (1833—83) so eindrucksvoll gewesen, als in dieser Ausstellung. Mit ihm setzt jene Beobachtungs-Neutralität ein, die ein für allemal das Psychische ausschließt und allein die Probleme der künstlerischen Behandlung gelten läßt. So bedeutend Manet war und so wichtig er als Erzieher wurde, seine blasierte Art hat für uns Deutsche etwas Erkältendes, die das Blut aus der Seele treibt und zum Ersatz Augenreize ohne Nachklang anbietet. Ich weiß, es gilt als rückständig, das heute auszusprechen; aber wir wollen nicht immer sachlich und objektiv sein und müssen uns auf unsere deutsche Eigenart mehr besinnen, deren man gerade in Dresden bei der Betrachtung der deutschen Gruppe wieder herzlich froh werden konnte. Von den Künstlern der Manetschen Gruppe waren Degas, Forain, Renoir und Toulouse-Lautrec vertreten; dann die (späteren) Landschafter Monet, Pissarro, Sisley, d'Espagnat, Ziem und Cazin. Unter diesen Malern tritt der 1841 geborene Renoir, von dem ein Bildnis aus dem Jahre 1871 ausgestellt war, immer bedeutender hervor.

Wie gesagt, diese Abteilung war fesselnd, reichhaltig und zum Teil bedeutend, aber sie bewies nicht die stets behauptete Überlegenheit der französischen Kunst. Denn auf der deutsch-österreichischen Seite standen Künstler in Bereitschaft, die den Vergleich aushielten. Die größten Namen waren: P. Cornelius, A. Rethel, Feuerbach, Marées, Böcklin, Menzel, Leibl, Lenbach, Schwind, Pettenkofen, Waldmüller, L. Richter, Victor Müller, A. Graff, Tischbein, J. A. Koch, F. von Amerling, R. von Alt, Schmitson. Eine stolze Reihe! Weniger Qualitätsbegriffe als Persönlichkeiten, weniger Schulgruppen als Individualitäten, reich

an Widerspruch und vielleicht ohne die feine rationelle Staffelung der Pariser Gruppen, dafür aber stark umrissen und der deutschen Seele sicher verständlicher als alle französische Impression.

Im nächsten Jahre werden es 25 Jahre, seit Anselm Feuerbach in jener venetianischen Wirtshausstube einsam und vergessen nach einem bitteren, freudearmen 60jährigen Leben starb. Vielleicht wird dies nächste Jahr eine späte allseitige Rehabilitierung des Künstlers bringen, dessen Eigenart, Kämpfe und Verzweiflung wir aus den kürzlich erschienenen Briefen jetzt so deutlich erkennen können. Die Iphigenie von 1871, welche die Stuttgarter Galerie nach Dresden geliehen hatte, wirkte wie ein Symbol seiner Kunst, die ja auch das Land der Griechen mit der Seele suchte. Das Wesen von Feuerbachs Kunst ist ruhige Monumentalität. Um ihretwillen hat er in Rom das große Opfer der Farbe gebracht und seinen Bildern jenen hellen kühlen zartbewegten Ton verliehen, der in schroffem Gegensatz zu der Farbenlehre seines Lehrers Couture steht. Welcher Mut gehörte zu solchem Verzicht auf alles Lebende, in Zeiten, wo Makart noch lebte und Piloty auf der Höhe stand! Rom hat diesem Künstler die Seele beruhigt und ihn zu jener bewußten Einseitigkeit erzogen, die zunächst leicht enttäuscht, allmählich aber als Bedingung zu ganz persönlichen Leistungen erfaßt wird. Wir stehen heut vor diesem vor nur 30 Jahren gemalten Bild der Iphigenie wie vor einem Meisterwerk der alten Kunst; denn alles scheint hier Notwendigkeit, Geschlossenheit, Ruhe. Kein Tasten, kein Effekt, sondern höchste Schlichtheit mit einigen seltenen Überraschungen. Wie Iphigenie eine Priesterin, so hat auch das Bild selbst priesterliche Art. Es sind feierliche edle Gedanken einer großklingenden Seele; in schlichter Weise altmodisch gemalt und ohne interessante Stellen, aber alles ist Tempelkunst, weil einer gesammelten vornehmen Art entströmend.

Außer diesem Hauptbild war Feuerbach noch in vier andern Bildern vertreten, einem Frühlingstag mit drei Frauen im Freien, von 1868, einem frühen, ganz in Coutures Art gemalten Selbstbildnis und in zwei Skizzen, von denen namentlich die der Versuchung des hl. Antonius sehr großzügig und wild wirkte. Die Berliner Nationalgalerie hat neuerdings einige Zeichnungen zum Wiener Titanensturz erworben, auf deren Schönheit hier besonders hingewiesen sei.

Zur gleichen Zeit mit Feuerbach lebte auch Hans von Marées (1837—87) in Rom, ohne daß es zwischen den beiden Eigenartigen zu einer Freundschaft hätte kommen können. Wir haben in den letzten Monaten zwei Marées-ausstellungen erlebt; eine in seiner Vaterstadt Elberfeld, die zugleich Bilder der ganzen Marées-Gruppe vorführte, eine zweite in Wien, wohin die Hauptbilder aus Schleißheim geliehen waren. In Künstlerkreisen ist man sich über die Bedeutung Marées längst einig; man verehrt ihn hier vor allem als Lehrer, der auch den Malern und Klassikern der Gegenwart noch viel zu sagen hat. Diese Verehrung zollt ihm nicht nur die von Marées ganz abhängige Hildebrand-Schule, sondern auch die so gänzlich anders gerichtete der Impressionisten. Nur die handwerksmäßigen Maler können es ihm nicht verzeihen, daß er sich an seinen Bildern nie genug

tun und ihnen deshalb keinen Abschluß zu geben wußte. Die Dresdener Ausstellung führte ein Bild Hans von Marées aus H. Prells Besitz vor, zwei Gestalten in freier Baumlandschaft stehend, der Mann mit leuchtend rotem Hüfttuch, das Weib still und leuchtend in ihrer Nacktheit. Also eines seiner Hesperidenstücke, wo freinatürliche Menschen in den weiten Räumen der Wälder und Haine sich ruhig heiter bewegen, leuchten und lächeln, ohne Hast und ohne Zweck die feierliche Stunde des Sonnenkusses erleben. Alles erscheint hier in gereinigter Bildung, in ruhig geschwisterlicher Harmonie, der Wirklichkeit weit entrückt und doch fern aller Verstiegenheit in metaphysische Zonen. Mir erscheint dies Naturevangelium Marées' seit langer Zeit das Lauterste und Innigste, was die ganze moderne Kunst zu bieten hat. Wer die Fresken in der Bibliothek des Neapeler Aquariums kennt, wer in Schleißheim oder bei Hildebrand in München die Hesperidenbilder gesehen hat, der kann diesem Künstler gegenüber nicht kühl bleiben. Er wird das Unvollkommene und Unvollendete leicht zudecken in der Gewißheit, daß ein Abschluß im Sinne äußerer Mache für Marées eine Kleinigkeit gewesen wäre.

Leider fehlte nun in der Reihe der deutschen Römer jener Tage der jung verstorbene Stauffer-Bern, von dem Isolde Kurz letzthin (Juniheft der deutschen Rundschau) so ergreifende Gedichte veröffentlicht hat. Gewiß hätten die Züricher Künstler gern sein Porträt der Frau Lydia Escher, oder die Berner Galerie den Kruzifix und die zwei Totenschädel hergeliehen. Stauffer-Bern ist nicht nur in seinen Radierungen und Plastiken hervorragend; je weniger Bilder es von ihm gibt, desto zugänglicher müssen sie gemacht werden. So zeigt z. B. der den Wenigsten bekannte Berner Kruzifix einen ganz neuen Gedanken: es ist ein derber junger Bursche, der am Kreuz hängt, krebsrot von der heißen Sonne und wie verbrannt von den Strahlen; wie jammert uns dieser frühe Tod des gesunden festen Körpers!

Die Nazarener, ebenfalls Römlinge, aber eine Generation älter, waren durch Peter Cornelius, Josef von Führich, Joh. Fried. Overbeck, Ludwig Richter und Julius Schnorr von Carolsfeld gut und herzlich vertreten. Wieder erschien mir Führich als der bedeutendste. Man weiß, was man von der Brüderschaft S. Isidoro zu erwarten hat, was man hier nicht verlangen darf. Man bedenke, daß der ausgezeichnete Porträtist Anton Graff (geb. 1736) noch bis 1813, also noch dreizehn Jahre nach Wackenroders Herzensergießungen lebte. Warum war es unserer deutschen Malerei versagt, ruhig hier bei Graff anzuknüpfen, und im Besitz einer gesicherten Technik stetig fortzufahren, statt in jungfräulicher Unbefangenheit auf dem römischen Monte Trinità neu zu beginnen, nachdem man in übervoller Empfindung vergessen hatte, was eigentlich Pinsel und Farben waren? Immerhin haben die Nazarener in ihrer Sonderprovinz Bedeutendes geleistet. Niemand konnte sich in Dresden dem Zauber von Schnorr von Carolsfelds Verkündigung entziehen, die wie ein Perugino anmutet und auch des Umbrers ruhige Hallenschönheit besitzt. Und wenn man an die römischen Muskelhelden und Marmorfrauen J. L. Davids dachte, die zu gleicher Zeit wie diese Ver-

kündigung in Paris gemalt wurden, so gab man wohl den alten Präraphaeliten Recht zu ihrem Sentiment und viel eigenartigerem Repristinismus. Hier wie dort fühlte man, wie tief, wie gründlich die französische Revolution geschnitten hat; man versteht Goethe in all seiner Ablehnung, in all seiner Angst um Vernichtung des Erreichten. Goethe hat damals (um 1795) ein schlimmes Wort geprägt: „Franztum drängte in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück". Die bildende Kunst muß diese Parallele zwischen 1789 und 1517 leider gutheißen; denn für sie bricht in beiden Umwälzungen die ruhige Pflege zarten Besitzes ab, für beide bedeutet der sog. Geistesfrühling Bedrohung und Erschütterung. Wo die Herzen erregt glühn, die Köpfe sich kampffroh erhitzen und die Hände sich mächtig heben, da flieht die bildende Kunst. Sie braucht Stille und Zeit, sie haßt den Waffenlärm und die leeren Kassen. Kommt dann für sie wieder bessere Zeit, so löst sie sich nur langsam aus dem Bann des Schlafes; es ist, als würde sie von neuem ein Kind und müßte das Gehen erst wieder neu lernen.

Josef von Führich (1726—1800) leitet unmittelbar zur Wiener Gruppe herüber. Er, Steinle und Schwind haben die Wiener Romantik geprägt, die beiden ersten in der Legende, der dritte, der sich zu Steinle verhält, wie Fra Filippo zu Beato Angelico, im Märchen. Schwinds Märchen vom deutschen Wald kann man Webers Musik vergleichen, der sie ähnlicher sind als der immer wieder zitierten Winterreise Schuberts. Wie tief mußte diesem Maler der Zauber deutscher Sage ins Herz gedrungen sein, daß er selbst in Rom an „Ritter Kurts Brautfahrt" ruhig weiter malte, wenn er aus der Sistina kam. Des Knaben Wunderhorn bläst auf Schwinds Bildern seine goldenen Weisen, und ein kindlich reiner Frieden leuchtet aus all den Wiesen, Hainen und Stübchen. Von den neun Bildern der Dresdener Ausstellung war: „Kaiser Max auf der Martinswand" und die berühmte „Morgenstunde" das Bedeutendste. Das letztere Bild zeigt Schwinds kleine Tochter, die im Nachthemdchen ans Fenster eilt und den ersten Sonnenstrahl begrüßt. Die Martinswand mit dem in schwindelnder Höhe betenden Kaiser, für dessen Seele sie drunten im Tal die Messe lesen, hat eine tiefe stimmungsvolle Schönheit; in ein Märchenland bringen wir, wo alles wahrhaftige Innigkeit ist und wir fromm mitknieen an den Altären der Väter.

Aus dem Schwindschen Kreise waren in Dresden vertreten: Joseph Danhauser (1805—45) mit seiner Biedermeier-Moral, Anton Straßgeschwandtner (1826—81), aber leider nicht mit einem seiner schönen Tscherkessenbilder, und vor allem Ferdinand Georg Waldmüller (1793—1866), neben Schwind der bedeutendste österreichische Maler um 1850 und der erste Wiener Sezessionist. Er wurde auf der Wiener Ausstellung von 1898 förmlich neu entdeckt, und darf nicht nur als Maler, sondern auch um seiner Kampfschrift gegen den Schlendrian der Akademie willen nicht wieder vergessen werden. Aus der jüngeren Gruppe sind Rudolf von Alt (geb. 1812), Friedrich von Amerling (1803—87) und Joseph Matthias Trenkwald (1824—98) hervorzuheben. Amerling, der sich an Stieler

durch die starke Förderung des Individualismus wie durch die geistige Befreiung segensreich, aber durch und durch nüchtern, daher auch dem phantasievollen Schwulst der Perückenzeit abhold, aufs praktische gerichtet, von dem allgemeinen Nützlichkeitsstandpunkt, der auch eine gemeine Welt- und Lebensklugheit hervorbrachte, beseelt, überall Regelmäßigkeit, Plattheit, äußere Gesetzmäßigkeit erstrebend. Wie alles das schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts sich vorbereitete, sei hier nicht ausgeführt[2]): die Modernen, in erfolgreichem Kampfe gegen die „unnützen Grillen" des humanistischen Pedantismus, des orthodoxen Pfaffentums stehend, konnten sich um 1700, in der „galanten Zeit", als wahrhafte Träger der Kultur, des Fortschritts vorkommen und sich zugleich im Vollgefühl ihrer feinen galanten gesellschaftlichen Bildung an dem Glanze derselben sonnen. Der Typus dieser Modernen ist Thomasius, auf den die spätere Blütezeit der Aufklärung die Anfänge derselben mit einem gewissen Recht zurückgeführt hat, der, vollständig auf dem Boden der französischen Bildung stehend, seine Landsleute mit Hilfe der Franzosen zu freier Bildung führen wollte, durchaus ein Vorkämpfer des „gesunden Menschenverstandes" und von ihm alles Heil erwartend. Aller „Schwärmerei" abhold, bekämpfte er später auch den Pietismus, mit dem er anfangs im Kampf gegen die Orthodoxen sympathisiert hatte. Es war ein erstes Anzeichen des Gegensatzes von „Verstand" und „Gefühl". Denn gerade im Pietismus lag, was hier auch nicht weiter ausgeführt sei, eine, auch wieder früher vorbereitete gewaltige Reaktion des Herzens, des Gefühls gegen die verknöcherte Theologie der Zeit wie gegen das äußerliche, weltmännische, auf geistigem Gebiet rein intellektuell gerichtete Treiben der „Hofleute", der Idealmenschen der galanten Zeit. Wir werden sehen, wie diese pietistische Strömung im 18. Jahrhundert gewaltig nachwirkte und zwar ganz direkt (bei Gellert z. B.): zunächst beschränkte sich diese neue Innerlichkeit, dieser Kultus des Gefühls, der Weichheit auf abgeschlossene, die Welt fliehende Kreise, die bald auch durch allerlei Übertreibungen und Auswüchse sich schadeten. Die Modernen wollten, wie bisher, geistig weiter, den Gewinn für das Innere sahen sie nicht. Der Verstand blieb der Herrscher im Geistesleben; der große Prophet der Zeit aber wurde Christian Wolff.

* * *

Er, der in Halle, von Leibniz empfohlen, Professor wurde, als Thomasius nach den Zeiten der Verfolgung dort eine glänzende Stellung einnahm, zeigte, daß man über Thomasius rasch hinausgekommen war. Die Bedeutung Wolffs als Philosoph von Fach interessiert uns hier gar nicht — wahrhaft große Bedeutung hat er vor allem für seine Zeitgenossen gehabt: er hat das große Publikum philosophisch denken gelehrt — selbst Bauern haben nach seiner Behauptung seine Logik gelesen — und dadurch die theologischen Fesseln alles höheren Geisteslebens

[2]) Diese Dinge, überhaupt das in der Einleitung hier nur angedeutete, werden in dem Kapitel „Die Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß" in dem Buche selbst näher entwickelt.

der Durchschnittsdeutschen mit gelöst. Er, der Mann der trockenen Nüchternheit, ist recht eigentlich der Mann der mittelmäßigen Geister, die aber doch die Grundlage für die weitere Entwicklung bildeten; seine Klarheit, Glätte und Ordnung war für sie geschaffen und beförderte die Lehrbarkeit seiner Anschauungen. Die Grundlage der gesamten Aufklärung ist die totale Reformbedürftigkeit der Zeit, die Wolff ebenso erkennt wie Thomasius. Die Ziele der Aufklärung im eigentlichen Sinne treten aber bei Wolff schärfer hervor, auch schon in den Schlagworten, die Menschen zu heben, zu erziehen durch die Bildung des Verstandes und die Pflege der Tugend oder Moral. Das dritte Schlagwort der Aufklärung „Natur" hatte schon Thomasius in der Wertschätzung der natürlichen Art der Franzosen angedeutet. Charakteristisch ist eine Äußerung Wolffs über seine Absichten in den „Vernünfftigen Gedanken von Gott und Welt": „Wer die gegenwärtigen unglückseligen Zeiten erwäget," heißt es da, „der siehet, wie sie aus Mangel des Verstandes und der Tugend herkommen. Da ich von Jugend auf eine große Neigung gegen das menschliche Geschlecht bei mir gespürt, so daß ich alle glückselig machen wollte, wenn es bei mir stände, habe ich mir auch niemals etwas angelegener sein lassen, als alle meine Kräfte dahin anzuwenden, daß Verstand und Tugend unter den Menschen zunehmen möchten." Wolff gilt als Popularisator Leibniz', schon sein Schüler Bilfinger hat den Ausdruck „philosophia Leibnitio-Wolffiana" eingeführt: aber erst Wolffs systematische Behandlung der mehr angedeuteten und aphoristischen Anschauungen Leibniz' hat doch eine unabhängige Philosophie in Deutschland eigentlich geschaffen. Vor allem sucht er zuerst bewußt die „Vernunft" in eine selbständige Stellung zur Religion zu bringen. Daß schon in Leibniz die Keime zu einer kritischen Stellungnahme vorhanden waren, zeigt trotz aller seiner vermittelnden Äußerungen und Handlungen die Bezeichnung, die ihm der Volksmund beilegte: Löwenix (Glaubenichts). Seinem Sarge ist auch kein Geistlicher gefolgt. Aber wenn er schon gewißlich nicht auf dem Boden der materialistischen, mechanischen englisch-französischen Aufklärung stand, so hat doch auch Wolff dieser gegenüber sich durchaus ablehnend verhalten. Er hat weder von der „abgeschmackten Freidenkerei der Engelländer" noch von dem „einreißenden Deismus, Materialismus und Skeptizismus der Franzosen" etwas wissen wollen. Gewiß ist er der Begründer des Rationalismus, der eigentlichen Aufklärung, aber er bleibt ganz auf dem Boden der Kirche. Er sucht die ganze Welt aus der Vernunft herzuleiten, aber die „Hauptsätze der Religion" darf die Philosophie nicht antasten. Mit den Wundern wie mit der Offenbarung findet er sich durchaus ab. Vernunft und Glaubenswahrheiten lassen sich vereinigen. Seine kompromißartigen Lehren entsprachen so recht der Stimmung vieler Zeitgenossen, die vernünftig denken, aber den Glauben bewahren wollten, sie haben auch dem Auslande über die Maßen zugesagt, und in Frankreich glaubte Wolff sogar selbst durch seinen Einfluß den der Engländer zurückdrängen zu können; und wenn diese Lehren ihn auch zu Anfang starken Verfolgungen, jetzt gerade vonseiten der Pietisten (Francke), aussetzten, wenn sogar Thomasius,

freilich mehr wegen der ihm unsympathischen methodischen Art Wolffs, gegen ihn agitierte, so sind sie doch überraschend schnell in die Universitäten, überhaupt in den allgemeinen Bildungsstand gedrungen. Wolff konnte sich als Reformator der Menschheit vorkommen. Seine Schriften wurden in alle Kultursprachen übersetzt, er wurde Mitglied auswärtiger Akademien, wie er im Inlande mit Ehren überhäuft wurde; er zählte Fürsten wie Minister, protestantische Theologen wie Jesuiten zu seinen Anhängern; auf den Kathedern saßen bald überall Wolffianer; bis 1737 gab es nach Ludovici schon 107 schriftstellernde Wolffianer; es gab ganze Gesellschaften seiner Anhänger, wie die von Manteuffel 1736 gestiftete Gesellschaft der Alethophilen; es wurde alles so wolffianisch, daß er selbst vor leeren Bänken las. So konnte 1740 Joh. Christian Edelmann spöttisch schreiben: „Wer weiß nicht, daß die Wolffsche Philosophie gegenwärtig die à la mode Philosophie ist, die schier unter allen Gelehrten, ja sogar unter dem weiblichen Geschlecht dergestalt beliebt worden, daß ich fast glauben sollte, es sei eine wirkliche Lykanthropie (Wolfsmenschheit) unter diesen schwachen Werkzeugen eingerissen." Wolffs Weisheit war Schulweisheit geworden und blieb es lange. Zu tiefen Auffassungen waren die Menschen dieser Periode noch nicht reif: Wolffs aller Mystik entbehrende Theologie ließ sich so leicht erfassen. Das Jenseitige ließ man hübsch draußen, und so war alles klar, einfach und der großen Masse verständlich.

So war der „Verstand" zur völligen Herrschaft gekommen: vorbereitet durch die verstandesmäßige Art der neufranzösischen Bildung. Auch jener Nützlichkeitsstandpunkt läßt sich bei Wolff erkennen. Alles ist zum Nutzen der Menschen geschaffen, der gütige Schöpfer hat alles zu seinem Besten erdacht. Und die Vernunft soll auch das sittliche Handeln beherrschen: sie „lehret uns, was wir tun und lassen sollen". Die Moral wurde hierdurch von der Theologie völlig unabhängig. Es leuchtet aber durch diese freiere Auffassung die alte Äußerlichkeit doch noch hindurch; es war nur eine sehr hausbackene Sittenlehre, die Wolff verkündete. Die moralischen Fortschritte dieser Zeit, die Erziehung zur „Tugend" seien im übrigen hier beiseite gelassen,[3]) so wichtig sie sind. Wolffs moralische Arbeit ging auch schon einer weitreichenden allgemeinen moralischen Reformbewegung parallel, die, von England angeregt, vom deutschen Bürgertum getragen war, deren Organe, die „moralischen Wochenschriften", zunächst überaus erfolgreich gewirkt haben.

Sehr beteiligt an dieser Arbeit, Herausgeber zweier Wochenschriften, der „Vernünftigen Tadlerinnen" und des „Biedermanns", war ein Mann, der um den Aufschwung der damaligen Deutschen überhaupt die größten Verdienste hat, der aber seine Hauptarbeit weniger in den Dienst der sittlichen Reform als in den der geistigen Bildung unter dem Zeichen der Verstandesherrschaft gestellt hat, Gottsched. Dieser nüchterne und klare Ostpreuße begann seine aufklärerische Tätigkeit zunächst ganz im Sinne der Zeit als Apostel der Wolffschen Philosophie,

[3]) Im Buche selbst werden sie näher geschildert.

des dem Bürgertum so sehr zusagenden gesunden Menschenverstandes, dann folgte seine Beteiligung an den moralischen Wochenschriften ebenso zeitgemäß. Er griff aber nun weiter auch jenes, von Wolff wie von den Wochenschriften schon geförderte, ja man kann sagen vom ganzen Publikum wie ein lang entbehrtes Gut fast mit Begeisterung in Rede und Schrift, in Schule und Haus gehegte und gepflegte Gebiet als seine besondere Domäne heraus, das war die Pflege der freilich noch stark reformbedürftigen Muttersprache nach der reinen und korrekten Seite hin. Wenn später die Leuchten unserer Literatur auf den steifen Pedanten herabsehen konnten, so durften sie nicht vergessen, daß er vor allem ihnen die Möglichkeit, zu einer literarischen Höhe zu klimmen, gegeben hat, daß die Zustände vor ihm ganz andere waren. Hier war er wirklich ein Führer zu Neuem. In der schon bestehenden Leipziger „deutschübenden (später deutschen) Gesellschaft" wurde er bald das Haupt, wesentlich durch ihn breitete sich ein Netz ähnlicher „deutscher Gesellschaften" über Deutschland aus, die übrigens doch auch wieder als Pflegestätten geistiger Kultur, als allgemeine Reformbünde und ebenso wie ihre Vorgänger im 17. Jahrhundert, die fruchtbringende Gesellschaft z. B., nicht nur als Sprachgesellschaften aufzufassen sind. Vor allem wirkte er auch durch seine sprachlichen Schriften, durch Kritik, durch Aufstellung klassischer Autoren und Regeln auch durch seinen eigenen früh bewunderten Stil wie durch seinen ausgedehnten Briefwechsel. Er setzte die obersächsische Sprache als maßgebend für die Schriftsprache durch: seine Hauptforderung für die Korrektheit, zugleich freilich ein Zeichen seiner dem Ursprünglichen und Volkstümlichen abgeneigten Pedanterie, war Freiheit vom Dialekt, von Provinzialismen, weiter Reinheit von Fremdwörtern, und vor allem „Natürlichkeit und Vernünftigkeit". Die von ihm bekämpften Schreibarten sind der galante Hofstil und der unglaublich unnatürlich-formelle und verschnörkelte Kanzleistil, die er mit Recht barbarisch nennt. Die Verbreitung der neuen Schreibart schreibt er selbst „der gereinigten Weltweisheit (Wolff) und der dadurch sehr beförderten Art, natürlich zu denken, mancherlei wöchentlichen (also den moralischen) Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmacks und der Schreibart als der Sitten zur Absicht gehabt, nebst den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unserer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden", zu. Man sieht immer den Zusammenhang aller Reformbestrebungen. Klar, logisch und natürlich ist so die Sprache geworden, freilich zunächst auch platt und breit: immer sollte nur der Verstand, noch nicht das Gefühl herrschen. Und mit diesem starren zeitgemäßen Rationalismus suchte nun der Sprachdiktator auch eine neue deutsche Literatur zu begründen.

. . . . . .

Bei seinen nationalen literarischen Reformbestrebungen hatte nun Gottsched doch wieder, wie die Wochenschriften für ihre Moralbestrebungen, ein fremdes Muster im Auge, die hochstehende französische Literatur, für deren Blüte ja freilich ganz andere Vorbedingungen, ein Zentrum wie Paris, feinerer Geschmack, größere geistige und gesellschaftliche Durchbildung, nationaler Geist, vorhanden waren. Die

Poesie wollte er auf französischen und antiken Grundlagen zu einem Klassizismus führen, wie es Boileau in Frankreich getan hatte. Mit theoretischen Regeln wollte er eine nationale Literatur schaffen: aus der Vernunft sollten diese Regeln herkommen, die Poesie wird zu einem Teil der rationalistischen Wolffschen Philosophie. Es war zwar ein Fortschritt, wenn er den noch immer herrschenden Lohensteinschen und Hoffmannschen Schwulst scharf bekämpfte, es war viel, wenn er als Muster der Natürlichkeit Günther empfahl, aber seine vernunftmäßige Auffassung der Poesie, die nie etwas Unwahrscheinliches behandeln sollte, konnte doch nur zur nüchternen Kälte, zur breiten Plattheit, zur Herrschaft der Mittelmäßigkeit führen, mußte jede höhere Strömung ertöten. Auf der Bühne gelang es ihm, den Hanswurst und damit die Volkstümlichkeit zu verdrängen und französische Trauerspiele und Lustspiele — auch die Oper bekämpfte er aus Vernunftgründen — durchzusetzen, die von Leipzig aus bald sich im ganzen Norden verbreiteten. Gerade Leipzig, wo sich wie in Wien und Berlin das deutsche Theater gegen die Oper noch am besten gehalten, sogar eine treffliche Leiterin in der Neuberin hatte, bot ihm ein vortreffliches Feld für seine Arbeit.

Leipzig war überhaupt ein Zentrum Deutschlands und hätte am ehesten auf die Bezeichnung einer deutschen Hauptstadt Anspruch gehabt. Wirtschaftlich war es durch seine Messen, als Vermittelungspunkt des Handels mit dem gesamten Osten, auch als Vertriebsort der entwickelten sächsischen Industrie zu größter Bedeutung gelangt, literarisch außerordentlich wichtig geworden als Hauptsitz des Buchhandels, der immer mehr und mehr auch die literarische Produktion dorthin zog. Dazu kam seine frequentierte Universität, die das ohnehin ja wesentlich gelehrt gefärbte geistige Leben noch mehr hob und die Glieder zu literarischen Gesellschaften stellte. Es war endlich auch ein Brennpunkt der neuen feinen gesellschaftlichen Kultur der galanten Zeit, nicht nur ein „Pleiß-Athen", sondern auch ein „Klein-Paris". „Du fällst mir," dichtete Hunold, „schöner Ort vor allen andern ein, So offt nur mein Gemüth an was Galantes denkt." Die feine Welt gab sich gern, namentlich zur Zeit der Messen, dort ein Stelldichein: und selbst die damals rohe Studentenwelt nahm im „galanten" Leipzig feine Manieren an und bildete sich etwas darauf ein. Für die Entfaltung des gesellschaftlichen Luxus bot der materielle Wohlstand des Bürgertums die Grundlage. Man muß überhaupt die Rolle Chursachsens in der Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark betonen. Industriell steht es z. B. entschieden an der Spitze. Neben Leipzig steht Dresden, das „Elbflorenz", das in der galanten Zeit und als Sitz des führenden Hofpoeten König eine gewisse literarische Rolle spielte, weiter als Sitz des prachtliebenden Hofes die höfische Kultur der Zeit am glänzendsten darstellte, vor allem aber auch das künstlerische Leben durch seine Prunkbauten, wie den Zwinger, und durch seine hervorragenden Sammlungen, namentlich von Gemälden, weit über Sachsen hinaus befruchtete. Dieser künstlerische Einfluß zeigte sich erst später in der Anziehung Dresdens für tüchtige Maler (Mengs, Oeser, Graff), auch aus Frankreich und Italien (Silvestre,

Hutin, Canaletto), wie in der Wirkung auf Winckelmann. Doch um wieder auf Leipzig zu kommen, so hat gerade für seine Gestaltung als literarisches Zentrum trotz aller Vorerscheinungen ähnlicher Art niemand mehr Bedeutung gehabt als Gottsched. Er hat von dort aus eine wirkliche literarische Organisation geschaffen, es zum maßgebenden Ort für die hochdeutsche Sprache gemacht, zum Orakelort der Kritik, zum Vorort aller nationalen schöngeistigen Bestrebungen. Die Leipziger „deutsche Gesellschaft" war für alle anderen maßgebend und wurde von anderen ausdrücklich als Lehrerin anerkannt.

Indessen, es kam eine Zeit, wo in Leipzig und damit in Deutschland ein anderer als der übrigens bald eitel gewordene und als eigentlicher Dichter gar nichts bedeutende Gottsched gepriesen und gesucht war und jener, schon seit 1740 ignoriert, sogar verhöhnt wurde, bis er durch einen größeren Kritiker, durch Lessing, vollends totgemacht wurde. Es war natürlich, daß Friedrich der Große, als er sich über die von ihm mißachtete deutsche Literatur orientieren wollte, dies in Leipzig tat. So beschied er 1757 den großen, von ihm auch besungenen Diktator Gottsched zu sich. Drei Jahre darauf ließ er aber den Professor Gellert kommen, den er dann noch öfter sah. Sein Urteil: das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched, war aber schon das Urteil der Zeit überhaupt. Der Übergang von Gottsched zu Gellert bedeutete erst den völligen Bruch mit einer wesentlich auf das Äußerliche gerichteten Zeit. In diesem äußerlichen Geist war noch das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts trotz seiner Fortschritte mit dem galanten ersten Viertel verwandt gewesen. Dabei sei von der höfisch-servilen Art Gottscheds ganz abgesehen: sein Bemühen um die Höfe, sein an Leibniz erinnernder Verkehr mit vornehmen Adeligen kann sogar als Zeichen der Annäherung zwischen Adel und Bürgertum auf geistigem Gebiet, wie sie der Pietismus auf religiösem herbeiführte, angesehen werden, und andererseits läßt auch Gellert an Devotheit nach Oben nichts zu wünschen übrig. Die Verwandtschaft zeigt sich vielmehr in der andauernden einseitigen Schätzung der äußeren Verstandeskultur. Bei Gottsched (nicht bei allen Moralreformern) ist auch die Erziehung zur Tugend nur auf intellektuelle Bildung gegründet. Die äußere Verstandeskultur ließ ihn die Größe eines Shakespeare, eines Milton verkennen, das Wunderbare bei den Alten, bei Ariost als „unwahrscheinlich" zurückweisen, und ihn über das Erlaubte des Wunderbaren bei Homer und Milton in den Streit mit den Schweizern Bodmer und Breitinger geraten, die auf Milton besonders fußten, gelegentlich auch Shakespeare priesen. Sie ließ ihn das „Märchen von D. Fausten", das „lange genug den Pöbel belustiget", als „Alfanzerei" ansehen, führte ihn überhaupt allein, wie schon Weise und andere, zur an sich berechtigten Bekämpfung des Schwulstes, den er auch bei den Schweizern findet, ließ ihn endlich auch das neue Genie, den Verfasser des „Messias", heftig befehden. Nach der tiefen Seite ging die allgemeine Gegengewegung zunächst noch nicht: aber breit und bald krankhaft und ohne Halt und Schranken setzte gegen diese bloße Verstandeskultur die Vorherrschaft einer Gewalt ein, die Gottsched nicht kennt, des Herzens.

Das vom Verstand nie ganz unterdrückte Gefühlsleben tritt nun immer ungestümer hervor. Längst hatte es freilich schon im Pietismus unbestrittene Pflege gefunden und auch die Schäferpoesie Philipps von Zesen darf schon als Vorläuferin gelten, ein wenig Sentimentalität hatte schließlich auch die Arbeit der moralischen Wochenschriften an sich getragen, denn die notwendige Beschränkung auf die privaten Dinge, der Mangel an öffentlichen großen Interessen wandte den Blick bald zu sehr auf die Innenwelt und ließ die Sehnsucht des Herzens zuweilen laut werden: der Apostel des „Herzens" für die große Allgemeinheit aber wurde immer mehr der Fortsetzer ihrer Arbeit, der gefühlvolle Erzieher zur Tugend und Moral, Gellert. Unzweifelhaft ist auch Gellerts selbstquälerische Gefühlspflege, seine sanfte, oft hypochondrische Rührseligkeit zunächst religiös begründet und berührt sich mit den Einflüssen des Pietismus. Er war Pfarrerssohn und eigentlich auch selbst Theologe, blieb ferner trotz aller Aufklärung, die auch er vertrat, trotz seiner Anerkennung der Weltlichkeit, trotz seines Lustspieles „Die Betschwester", immer tief religiös. Seine geistlichen Lieder waren zum Teil Oden für das Herz, die freilich nicht mit ursprünglicher Kraft, sondern mit Hilfe erbaulicher Betrachtung das Gefühl wecken sollten. Gerade die große Rolle des religiösen Bedürfnisses, die trotz der Abwendung von der orthodoxen Kirche in dieser aufklärerisch-reformerischen Zeit sehr zu betonen ist, erklärt zum Teil den außerordentlichen Einfluß Gellerts. „An Gellert," urteilte man einmal, „die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publico beinahe eins." Daß man dabei aber nicht dogmatisch gebunden war, zeigt Gellerts Ansehen auch im katholischen Deutschland. Gerade so machte Gellert seine moralische Arbeit, die im ganzen in der Richtung der Wochenschriften fortgeht, eindrucksvoller. Daneben förderte er die nationale Bildungsarbeit, die sich mehr und mehr auf Pflege einer reinen und natürlichen Sprache und Schreibart konzentrierte, nach besten Kräften und wurde durch seinen graziösen, leichten, behaglichen, aber korrekten Stil auch hierin ein allgemein verehrter Lehrer. Auch für seinen Einfluß war höchst wichtig, daß er seinen Sitz zu Leipzig hatte. Erst dadurch wurde er der populärste Schriftsteller Deutschlands oder, wie ihn die Nachrufe bei seinem Tode priesen, „ein Lehrer Deutschlands, ein Lehrer für ganz Europa, ein Lehrer des menschlichen Geschlechts". Die Verehrungsausbrüche bei seinem Tode gingen selbst seinem begeisterten Biographen Cramer zu weit. Sein außerordentlicher Briefwechsel mit Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Mann und Weib, gibt Kunde von der Bedeutung dieses Typus der Harmlosigkeit und tugendhaften Lebensfreude in der deutschen Kulturgeschichte und zeugt zugleich von dem tiefgehenden allgemeinen Drang, sich zu bilden und sich zu bessern. Namentlich der Jugend und den Frauen, für die und unter deren eifriger Mitwirkung auch Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen" geschrieben waren, hatte er es angetan. „Die Verehrung und Liebe", sagt Goethe „welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich". „Vater Gellert" nannte ihn eine Leipzigerin. Die Frauenwelt, die er gerne in ihren Schwächen schildert, immer jedoch anmutig und liebenswürdig

darstellt, war aber auch ein Hauptobjekt seiner Tätigkeit, und wenn ihn Danzel darum den Frauenzimmerlichen genannt hat, so ist vielmehr der richtige Blick Gellerts dafür anzuerkennen, daß die beste Stütze aller wahren, inneren Reform das ursprüngliche und nicht verbildete Gemütsleben der Frauen sei. Ihr Herz und ihre Natürlichkeit schätzt er noch viel höher, als schon einzelne Wochenschriften. Den Brief einer „niedrigen Mutter" empfiehlt er einmal vornehmen Damen als Muster: die Frauen hielt er als solche für eine natürliche Schreibart von vornherein befähigt. Die Frauen und Mädchen sind es nun auch gewesen, die an dem weiteren Durchringen eines weichen und „empfindlichen" Gefühlslebens den innigsten Anteil gehabt haben. Zündeten Gellerts Oden gerade bei ihnen, so fand auch die erhabene, in die Tiefen gehende, fortreißende Dichtung des jungen Klopstock, der nun neue schwunghafte Gefühlstöne anschlug, besonders bei ihnen begeisterten Widerhall, soweit sie sich zu seiner Höhe von der Gellertschen Kindlichkeit und behaglichen Verständlichkeit aufschwingen konnten. Auch Klopstock wurzelt in den religiösen Gefühlsstimmungen, die auf den Pietismus zurückgehen, wie die Begeisterung für seinen Messias abgesehen vom nationalen Untergrund vor allem eine religiöse war. Aber das Feuer seiner Schwärmerei und der lyrische Schwung des Gefühlsausdruckes, die Kunst, tiefe Stimmung zu erwecken, war bisher kaum geahnt. Klopstock bedeutete eine große Etappe in der Entwicklung des Gefühlslebens und half die eigentliche Überschwenglichkeit später durch die Oden vom religiösen auf das weltliche Gebiet hinüberleiten, wenn auch immer die Erhabenheit, das Übersinnliche das Grundelement auch seiner weltlichen Dichtungen bleibt. Und dem Fluge seiner hohen idealen Phantasie und der überschäumenden Gefühlsfülle, die sich um die klare Gestaltung der Gedanken nicht weiter kümmerte, suchte auch die staunende Menge zu folgen, obwohl zunächst nur die literarische Welt ihm nachahmte, und die „Seraphiker" sich bald unangenehm bemerkbar machten. Auch im Verkehr kam bereits die neue fühlende Art zum Vorschein. Statt sich steif zu begrüßen, begannen auch Männer sich zu umarmen und zu küssen, wie die Leipziger Gründer der sich von Gottsched emanzipierenden „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", die Gellert anhingen und zu deren Mitarbeitern auch Klopstock gehörte. Echt Klopstocksche Jünger waren später die jugendlichen Begründer des Göttinger Hainbundes mit ihrem „Bundesgelübde": „Religion, Tugend, Empfindung", wozu sich dann unklare Freiheitsschwärmerei und Deutschtümelei nach seinem Muster gesellte.

In den Oden Klopstocks namentlich trat nun auch in schöner Form ein stimmungerregendes Element hervor, das für die Entwicklung des neuen Innenlebens überhaupt von größter Bedeutung ist, ein echtes und wahres Naturgefühl, eine wirkliche Naturbegeisterung. Ihn, der in körperlichen Übungen und freiem Naturleben von Jugend auf groß geworden war, kennzeichnet ein tiefes Mitleben mit der Natur, und so gewährt sie ihm auch die höchste Freude. Daher seine Begeisterung für den Eislauf. „Eislauf", sagt sein Freund

Cramer, „predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers ... eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter"! Einem Manne wie Gottsched war das alles fremd, aber es ist bezeichnend, daß er schon seiner Frau ihre Naturschwärmerei gelegentlich vorhalten mußte. Gerade sie zeigt, wie wohl manche Frauen ihrer Zeit, bereits eine hohe Empfänglichkeit für Eindrücke der Natur, ist dabei freilich noch ein wenig steif: ihr „Geist ergötzt sich an den vortrefflichen Werken der Natur". Aber der allgemeine Drang zum Natürlichen läßt doch überhaupt auch die Natur selbst besser schätzen; ein Dichter wie Günther hat wahres Naturgefühl. Und so verlor man immer mehr die Blindheit der früheren Zeit, die z. B. noch Bayle gegenüber den Schönheiten der Umgebung des Genfer Sees zeigte. Man verlor den Geschmack an dem künstlichen französischen Garten, der mehr eine „Fortsetzung des Hauses" war, und der freiere, freilich wie wir sehen werden, sentimental gefärbte englische Garten beginnt sich wenigstens in seinen ersten Etappen zu verbreiten. Man schätzt zwar die ebene, mit Alleen durchzogene Gegend, die man in der Verstandeszeit als „angenehm" oder „gar fein und luftig" bezeichnete, die man zur Anlage von Lustschlössern, wie Nymphenburg oder Schwetzingen (trotzdem Heidelberg so nahe war) wählte, noch lange, aber man findet den Harz oder den Schwarzwald nicht mehr „betrübt" oder die sächsische Schweiz nicht mehr „furchtbar", wie 1716 die Lady Montague, der dann Dresden „wunderbar anmutig in einem schönen großem Platze" erschien. Brockes findet vielmehr die „rauhen Höhn" des Harzes schön, und bald besteigt man den Brocken, „um die Sonne aufgehen zu sehen". Ja man nennt auch das Hochgebirge allmählich nicht mehr „gräulich und langweilig" wie im 16. Jahrhundert. Unter den Schweizern selbst freilich hat es schon damals Bewunderer desselben gegeben, wie Conrad Gesner oder Aretius. Andererseits ist noch im 18. Jahrhundert der vielgelesene Dichter der „Alpen" (1729), Haller, der allerdings die Alpennatur dem europäischen Publikum nahe gebracht hat, keineswegs in die romantische Schönheit der Alpen eingedrungen, behandelt sie vielmehr idyllisch und moralisierend, und den noch lange überwiegenden Eindruck der Furcht hat erst der Einfluß des wahren Entdeckers der Hochgebirgs-Romantik, Rousseaus gebannt. Reisebeschreibungen um 1750, wie die J. G. Altmanns, enthalten — abgesehen von Scheuchzer, der schon um 1700 alpine Schönheiten schilderte — häufiger bewundernde Äußerungen über die Pracht der Gletscher u. a. Immerhin ist zunächst das Naturgefühl noch nicht ganz rein und frei, oft künstlich und immer noch mit gelehrtem Apparat verquickt. Der Wald, in der Perückenzeit nicht geschätzt, ist auch in der Zopfzeit noch kaum wieder entdeckt. Die Waldlyrik steht der wahren Natur des Waldes noch fremd gegenüber. Der Einfluß der schäferlich-idyllischen Richtung äußert sich in der phantastischen Auffassung ferner fremder Landschaften, etwa der Südseeinseln, deren wilde Bewohner wie freundliche Kinder, rosengeschmückt in arkadischem Frieden dahinlebend, in Kalendern und sonst dem nun schwärmerisch gewordenen Publikum vorgeführt werden. Für diese idyllische Richtung, die Bescheidenheit des Ganzen, wie für das Nachwirken des

alten Nützlichkeitsstandpunktes ist auch die Schätzung des Landlebens bezeichnend, wie sie bei Gleim, überhaupt den Anakreontikern, bei Ewald von Kleist, der sonst einen weiteren Fortschritt zu innigem Naturgefühl bedeutet, hervortritt. Das Sanfte, „Angenehme" steht noch lange im Vordergrund, bis eben Klopstock kräftigere, schwungvolle, aber auch stark überschwengliche Töne anschlug. Vor allem ist die Naturschwärmerei wieder religiös gefärbt, das zeigen Gleim, Gellert, auch Kleist und wieder Klopstock. Die Allmacht des Schöpfers wird bewundert, man beginnt bei einer Harzaussicht um 1750 Gellerts Lied „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" anzustimmen. Es steckt also immer noch das lehrhafte Element darin, die Naturbetrachtung: wirkliche Stimmung, Empfindung, unbestimmt zwar und nebelig, kommt wesentlich nur bei Klopstock wieder zum Vorschein.

Indessen wird allmählich für das Naturgefühl ein Zug der wichtigste, der überhaupt für das ganze neu erwachte Gefühlsleben, ähnlich wie bei der dem Kindesalter entwachsenen Jugend, überaus bezeichnend ist, die Empfindsamkeit. Das Idyllische kehrt das negative Element, das in ihm steckt, stärker heraus, die Flucht in die friedliche Einsamkeit vor der Kultur, der Gesellschaft, vor der damals freilich nur selten unruhigen Stadt. Der innerlich Kranke sucht Genesung am reinen Busen der Natur, er sucht Beruhigung, Erlösung in stillen Tränen beim Versenken in den Anblick des sanften, magischen Mondlichtes. Geßners Idyllen tragen solchen Charakter. Überhaupt mischt sich in die Wonne der Natur die Sehnsucht, das Weh, das im Menschen bei ihrer Betrachtung stärker erweckt wird, so bei Ewald von Kleist. Namentlich düstere Naturbilder wirken nun stark: die Nacht, ihre „Todesstille", der Sang des Wächters: „Leiser, dumpfer tönt es hier, In der bangen Seele mir, Nimmt den Strahl der Hoffnung fort, Wie den Mond die Wolke dort" (Jacobi). Man wird durch die Gefühle, die die Natur erweckt, zum Weinen gebracht. Klopstock wandelt nach Cramer „am Bache und weint", er „geht aus im Lenze auf den Blütengefilden, und sein Auge fließt von Tränen über". Woher diese Stimmung? War sie durch die wachsende Naturliebe gefördert, so war sie doch nicht von ihr verursacht. Warum weinten die Leser bei der Lektüre des Messias, bei der Lektüre des Homer? Warum vergoß man Tränen, wenn man am seligsten war? Schon der Pietismus war immer mehr in krankhafte Gemütserregung ausgeartet: indem man sich, wie z. B. Hallers Tagebuch zeigt, fortwährend selbstquälerische Vorwürfe machte, Sündhaftigkeit in seinem Leben überall fand, geriet man in melancholische Stimmung, die auch, wie z. B. bei dem jungen Buddeus in Jena, zum Selbstmord führte. Auch Gellert hatte namentlich später aus religiösen Gründen starke Beunruhigungen über sein „Elend und seine Strafwürdigkeit", aber wenn bei ihm sonst das Weltliche sein Recht fand, wenn er einer schwermütigen Korrespondentin sogar empfiehlt, sich vorzuhalten: „deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du sündigst an dir selbst" — so gibt doch gerade sein Briefwechsel Zeugnis von der weiten Verbreitung der Melancholie, namentlich auch im weiblichen Geschlecht. Oft wurde ihm die Frage vorgelegt, ob man sich dem Hange zur

Schwermut überlassen dürfe; er muß die Meinung eines Mädchens, deren „allzu empfindliches Herz" von der Ehe nichts wissen will, bekämpfen. Aber gerade seine Betonung des „guten, empfindlichen Herzens" förderte doch die ganze Stimmung. Er selbst spricht einmal von einer freundschaftlichen Stelle eines Rabenerschen Briefes an ihn, „die ihn beinahe vor Empfindung getötet habe".

Es war der natürliche Überschwang eines neuen, ungewohnten Innenlebens, zum Teil, wie auch bei Gellert selbst, versetzt mit einem unreifen, selbstgefälligen Prunken mit den neuen Empfindungen, ja mit Scheinsucht und Unnatur. Vortrefflich spiegelt sich die Stimmung in dem Briefe eines jungen Mädchens an Gellert: „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermut geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Tränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern". Weiter aber preist sie die Lektüre als ihren „liebsten Zeitvertreib": „ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann".

Hier wird ein wichtiges, die Stimmung förderndes Moment, die wachsende Bedeutung der schönen Literatur für das Innenleben recht deutlich. Auf der einen Seite erwuchs eben aus dem neuen Gefühlsleben ein anderer Charakter dieser Literatur, auf der anderen aus dem Bedürfnis der Anregung eine vermehrte Produktion. Wie die äußerliche Versemacherei als „nützliche" Tätigkeit bereits seit langem eifrig betrieben wurde und wie sehr die Gelegenheitsdichtung für das ganze Leben als unentbehrlich galt, — diese „handwerksmäßige" Poesie blieb, qualitativ an Wert steigend, noch lange im Kurse, und Goethe hat bekanntlich die Gelegenheitsgedichte reichlich gepflegt — sei hier nicht erörtert. Jetzt trieb dazu immer stärker der innere Drang, und andererseits nahm in den höheren Interessen des ganzen Volkes bei dem Mangel an öffentlicher Arbeit, an politischer und sozialer Betätigung die Literatur immer mehr den Hauptplatz ein. Diese einseitige Richtung des allgemeinen Interesses hat eben die Schnelligkeit, den schönen Flug der Entwicklung unserer Literatur im 18. Jahrhundert wesentlich mit hervorgerufen. Vor den sich mehr an den Verstand wendenden Wissenschaften, namentlich den naturwissenschaftlichen und philosophischen Disziplinen, welche die Vorherrschaft der Theologie im geistigen Leben gebrochen hatten, treten nun die gefühlsmäßigen Richtungen der Literatur in den Vordergrund, d. h. die schöne Literatur, durch deren Gewand zum Teil schon die moralischen Reformer zu wirken gesucht hatten. Die schöne Literatur wurde nun zur „Herzenssache" der Nation; sie wurde es vollends später in der klassischen Zeit. Von dem Deutschen um 1785 konnte Freytag sagen: „Fast alles Große, Edle, Erhebende

lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgültig." Zunächst aber wirkte solche literarische Neigung vor allem auf das Gefühlsleben immer lebhafter anregend und führte zu einem wirklichen Gefühlskultus.

Immerhin ist die Empfindsamkeit allein aus der Entwicklung des deutschen Menschen heraus nicht zu verstehen: wieder tat fremdes Vorbild recht viel zu der Weichheit der deutschen Seele hinzu. Es kommt hier der Einfluß Englands in Betracht, der schon bei den Anfängen geistiger Befreiung im 17. Jahrhundert — Locke, der später die Aufklärung in Deutschland nachhaltig beeinflußte, führte schon bei Thomasius die Abwendung von den Pietisten herbei —, weiter in der raschen Verbreitung des Robinson, maßgebend sodann bei der moralischen Reformbewegung im 18. Jahrhundert wirkte und den wir immer stärker auf geistigem Gebiet seitens der englischen Freidenker und Deisten noch beobachten werden. Woher der empfindsame Geist der Engländer kam, bedürfte einer eigenen Untersuchung. Es war im Grunde natürliche Reaktion gegen den französischen Geist der Kälte und des Verstandes. Jedenfalls zeigte auch der englische Parkgarten, der an sich einen Fortschritt zu größerer Natürlichkeit bedeutete und die Verschiedenheiten der englischen Landschaft selbst gewissermaßen malerisch zusammenfaßte, denselben Charakter wie die rührselige Literatur. Er verbreitete auch solchen Geist mit seinen Stätten der Einsamkeit, den Empfindung weckenden Inschriften in Holz und Stein, den Tempeln der Freundschaft und Liebe, wie in Frankreich, wo Rousseau sein Apostel wurde, so seit 1750 auch in Deutschland: mit Gewalt sollte der Wandler Stimmung empfinden und weich werden. Aber schärfer noch wirkte die Literatur selbst. Kleists Naturschwärmerei verdankte Thomson das meiste, der wie Pope schon auf Haller und Brockes wirkte. Gellerts Korrespondenz bestätigt selbst den Einfluß der Richardson und Young auf ihn und zeigte ihre Verbreitung im sonstigen Publikum; Klopstock schöpfte die Anregung zu seinem schwungvollen Messias nicht zum wenigsten aus der Lektüre von Miltons verlorenem Paradies, das ihm „ebenso natürlich wie voll Majestät" dünkte: aber nicht minder ist seine Schwermut, die Todesgedanken, die sich später immer mehr mit seinen frischen Naturgefühlen eigenartig mischen, wohl mit den „Nachtgedanken" Youngs, mit dem er in freundschaftlicher Korrespondenz stand, zusammenzubringen, wenn auch beide vielleicht an sich dieselben Wege wandelten. Diese Nachtgedanken, freilich erst 1760 übersetzt, hatten in Deutschland überhaupt ein größeres Publikum als in England selbst, wenigstens nach Ansicht des englischen Gesandten in Berlin. Einige Zeit vorher war auch der letzte Roman Richardsons „Grandison" zur Lieblingslektüre der lesewütigen deutschen Welt geworden. Vor allem aber begann damals Sterne zu wirken, und gerade die eigentliche Periode der Empfindsamkeit, die der Gellertschen Rührseligkeit folgte und zum Sturm und Drang führte, wird auf ihn zurückgeführt, wie auch das Wort sentimental, auf Lessings Vorschlag mit „empfindsam" übersetzt, von seiner „sentimental journey" stammte. Goethe meinte, da er von

dem krankhaften Fieber, das er mit dem Werther nicht erregt, sondern aufgedeckt habe, spricht: auf den Ursprung und Fortgang einer gewissen Sentimentalität, die sich zu der schönen ästhetisch-literarischen Entwicklung gesellt habe, „weil der Bezug nur aufs Innere ging", dürfe man Sternes Einfluß nicht verkennen. „Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Asketik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerey gewöhnlich ausarten mußte." Freilich erscheint ein Einfluß nach dieser Richtung dem heutigen Leser des großen Humoristen kaum verständlich. In der Tat gab aber z. B. Sternes Mönch Lorenzo Anlaß zur Verbreitung der Lorenzodosen, die gleichsam das Ordenszeichen eines sanften Tugendbundes waren. Und Lichtenberg bestätigt, daß Sternes „warmes, gefühlvolles Herz" usw. „unter uns Deutschen zum Sprichwort geworden" war. Für die Stärke des englischen Einflusses sei weiter erinnert an die Wirkungen des idyllischen Vicar of Wakefield, der Herders Vorliebe für das Volkstum befruchtenden Reliques of ancient english Poetry von Percy. Vor allem kommt aber gerade für die Entwicklung der Empfindsamkeit der von Macpherson angeblich nur herausgegebene, in Wahrheit von ihm gedichtete „Ossian" in Betracht, der ungeheuer wirkte. Herder wünschte ihn als „Lieblingsdichter junger epischer Genies", Werther liest Lotten kurz vor der Katastrophe aus ihm vor. Mit tiefen Herzenstönen verband sich hier wieder die Anregung durch die Schilderung einer nebelhaften, durch Starrheit und Öde wirkenden, Schwermut weckenden Natur. Gerade die Wirkung des Ossian verstärkte nun auch jene melancholische Naturbetrachtung, die aus der Natur nicht Heiterkeit und Friede, sondern Wehmut und Seelenschmerz sog. (Schluß folgt.)

Verkämpft.

Ich hab meiner Liebe ein Grab gemacht
In tiefen Waldesmitten,
Hab einmal noch an sie gedacht,
Und bin davon geritten.

Zwei Falken flogen droben her
In tollen Liebesspielen,
Der eine traf den andern schwer,
Und rote Tropfen fielen.

Da ließ er sich auf höchstem Baum,
Auf raunender Tanne nieder
Und schüttelte wie im Fiebertraum
Sein graues Flaumgefieder.

Schrie durch den warmen Vormittag
Noch einmal in Weh und Wonne,
Und flog mit langem Flügelschlag
Weit fort in die brennende Sonne.

Börries von Münchhausen.

Aus: Ritterliches Liederbuch. F. R. Lattmann Verlag, Berlin-Goslar-Leipzig.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

19. Juli 1904.

Der Kampf zwischen Rußland und Japan wogt nach wie vor, unter großen beiderseitigen Verlusten hin und her. Er läßt sich im ganzen wohl dahin charakterisieren, daß Rußland bisher gleichsam nur mit einer Hand die Verteidigung führt, während Japan bereits seine volle Macht in einer kühnen und zähen Offensive daran setzt, um die Vorteile auszunutzen, welche ihm seine volle Kriegsbereitschaft geboten hat und noch bietet. Die Belagerung Port Arthurs, das Zurückdrängen der Russen aus ihren mandschurischen Positionen, die übermächtige Stellung zur See, das sind die Erfolge, die sie bisher aufweisen können. Vielleicht hat, wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen, auch die erwartete große Schlacht gegen die Hauptmacht Kuropatkins bereits stattgefunden, und falls wiederum der Sieg, wie bisher stets, den Japanern zufallen sollte, die russischen Streitkräfte weiter auf den Norden, vielleicht bis Charbin zurückgeworfen.

Aber selbst diesen ungünstigen Fall angenommen, ist dadurch noch lange nicht ein Prognostikon für den schließlichen Ausgang gegeben und auch in keiner Weise die Wahrscheinlichkeit eines Friedensschlusses näher gerückt. Vielmehr liegen die Dinge so, daß Rußland einen Frieden nicht schließen kann oder doch meint nicht schließen zu können, den es nicht diktiert. Das verlangt nicht nur die Erhaltung des russischen Prestige in Asien, sondern auch die Stellung Rußlands in der Reihe der großen Mächte. Und um dieses Prestige und diese Stellung zu behaupten, arbeitet Rußland nun mit voller Kraft daran, sich auch die andere Hand frei zu machen und dann die Überlegenheit zur Geltung zu bringen, welche ihm die gewaltige Überzahl seiner Bevölkerung und die größeren materiellen Mittel, über die es verfügt, sowie, was doch von wesentlicher Bedeutung ist, die festere Stellung, die es im Gefüge der Kulturvölker einnimmt, sichern muß. Denn daran wird man immer festhalten müssen: eine Wandlung in der Weltstellung Rußlands würde von weit größerer Bedeutung für alle übrigen Mächte sein, als ein Zurücktreten Japans in die Stellung, die es vor dem erstaunlichen Aufschwunge einnahm, der diesen homo novus seit seinem chinesischen Kriege aus der Reihe der asiatischen Völkerschaften plötzlich in die der Kulturvölker eintreten ließ. Aber verkennen läßt sich nicht, daß schon die Entwicklung, die sich in dem letzten Halbjahre vor unseren Augen vollzogen hat,

bleibende Spuren hinterlassen muß und daß jenes Europa, das vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges bestand, nicht mehr vorhanden ist. Die Beziehungen der Mächte zu einander haben sich verschoben, es haben sich neue Kombinationen vorbereitet, und Probleme, deren Lösung sorgfältig vertagt wurde, haben sich in den Vordergrund gedrängt, während wiederum andere zurückgetreten sind.

Als ein erfreuliches Symptom dieser Wandlung können wir zunächst die veränderte Haltung Rußlands uns gegenüber bezeichnen. Die bösartige Stellung, welche die von einer zum Teil inspirierten Presse geleitete öffentliche Meinung Rußlands Deutschland gegenüber einnahm, hat einer ruhigeren und mehr besonnenen Haltung Platz gemacht. Wie im Jahr 1891, als die große Hungersnot in Rußland alle Kräfte der Nation so gelähmt hatte, daß sie fast wehrlos oder doch mindestens auf das Äußerste geschwächt und unter den ungünstigsten Voraussetzungen jedem Angriff von außen her gegenübergestanden hätte, nicht der gefürchtete Überfall kam, der als Antwort auf die vorausgegangenen Anfeindungen von Deutschland gefürchtet wurde, sondern vielmehr eine freundschaftliche Rücksichtnahme auf die russischen Notstände, welche auch den meist Verblendeten beweisen mußte, daß uns nichts ferner lag als prinzipielle Feindschaft, so hat auch seit dem Februar dieses laufenden Jahres Deutschland alles getan, was an ihm lag, um durch eine freundliche Neutralität die Sorge zu heben, wir könnten die Verlegenheiten des Nachbarstaates benützen, um durch Taten eine Revanche zu nehmen für all die Unfreundlichkeiten, mit denen wir seit bald 30 Jahren zu rechnen genötigt waren. Diese freundliche Neutralität Deutschlands bedeutet allerdings für Rußland ganz außerordentlich viel, und das liegt so klar zutage, daß auch unsere bittersten Feinde in Rußland dieser Tatsache gegenüber ihre Augen nicht verschließen konnten. Man beginnt in Petersburg und Moskau einen anderen Ton anzuschlagen, und namentlich die Vergleichung zwischen der Haltung, welche die nation aimée et alliée von vornherein in dem ostasiatischen Konflikt einnahm und der unzweideutigen und klaren Position, die wir von Anfang an behaupteten, ließ keinen Zweifel darüber, daß wir mit der Notwendigkeit rechnen, einem Nachbarn, mit dem wir nun einmal Schulter an Schulter stehen, Vertrauen einzuflößen und ihm keine Steine in den Nacken zu werfen, wenn er genötigt ist, die Stirn nach anderer Seite zu kehren. Daß damit die prinzipiellen Gegensätze nicht aus der Welt geschafft werden können, welche durch Geistesrichtung, geschichtliche Entwicklung, Differenz der Weltanschauung und mit einander streitende wirtschaftliche Interessen entstanden sind, das versteht sich von selbst, läßt aber um so deutlicher die Tatsache hervortreten, daß man trotzdem ehrlich zusammenstehen kann. Wir glauben, daß, wie immer der Ausgang dieses Krieges sein mag, große Wandlungen in dem politischen Leben Rußlands die Folge sein müssen. Was trotzdem bleibt, ist die Nachbarschaft und die Notwendigkeit, miteinander zu rechnen und sich ineinander zu finden. Sie besteht in gleicher Weise für Rußland in Bezug auf keinen anderen Staat,

und dieses Verhältnis und den dauernden Charakter desselben wird, wie wir meinen, dieser Krieg besonders deutlich klarlegen.

In den französisch-russischen Beziehungen ist ohne Zweifel eine Wandlung eingetreten. Von der alliance franco-russe ist nur der Schein übrig geblieben, und auch dieser wird nur schlecht gewahrt. Trotz aller Mühen die man in Petersburg wie in Paris daran setzt, dieses Geheimnis zu verhüllen, täuscht sich darüber niemand in aller Welt. Wenn England der Alliierte Japans ist und Frankreich erklärt, unter keinerlei Umständen im fernen Osten mitspielen zu wollen, zugleich aber in Vertragsverhältnisse zu England tritt, die weit mehr den Charakter eines tatsächlichen Bündnisses tragen als die entsprechenden russisch-französischen Beziehungen, so kann man wohl mit vollem Recht die Frage aufwerfen, was denn von dieser Allianz übrig geblieben ist? Das tritt noch deutlicher zutage, wenn man bedenkt, daß die Auslieferung Marokkos an Frankreich gegen den Willen und gegen das Interesse Rußlands stattgefunden hat, daß Rußland in dem Ausgleich, der in der ägyptischen Frage stattgefunden hat, eine direkte Minderung seiner eigenen Machtstellung erblickt, daß das Zusammengehen Englands mit Frankreich auf der Balkanhalbinsel dem Gegenteil der russischen Wünsche entspricht und daß endlich der tibetanische Feldzug Englands bei einer anderen Haltung der französischen Politik ohne allen Zweifel nicht möglich gewesen wäre. Über derartige unliebsame Vorgänge kann man wohl in den Stunden der Not schweigen, aber man kann sie um so weniger vergessen, als sie stetig nachwirken müssen, und der Tag muß kommen, da aus alle dem eine Schlußfolgerung gezogen wird.

Wir finden aber nicht, daß Frankreich durch den vollzogenen Frontwechsel dauernd gewinnen kann. Das wäre nur dann der Fall, wenn es gleichzeitig seine Revanchegedanken über Bord geworfen hätte. Wie die Dinge heute liegen, könnte man sogar zum Schluß kommen, daß Frankreich verwundbarer geworden ist, da die englische Kombination ein Zusammenwirken Frankreichs und Rußlands ausschließt und, für den Fall eines mit englischer Bundesgenossenschaft geführten Revanchekrieges, es Deutschland möglich macht, seine ganze Landmacht zur Offensive nach Frankreich hinein zu verwenden und sich zur See auf eine starke und gewiß nicht unwirksame Defensive zu beschränken. Zugleich aber ist Frankreich heute an der ganzen nordafrikanischen Küste nicht nur von der Seeseite her, sondern noch weit mehr durch jede Erhebung des Islam so verwundbar geworden, daß es nie in der Lage sein wird, seine Kolonialtruppen auf europäischem Boden zu verwenden.

Dagegen läßt sich allerdings nicht bezweifeln, daß England wesentlich stärker geworden ist. In Ostasien hat es Japan gegen Rußland vorgeschickt und auf lange hinaus durch die russisch-japanische Rivalität jede Aktion Rußlands gegen die Glacis von Indien höchst unwahrscheinlich gemacht. Die französische Entente sichert zudem die exponierte Stellung Hinterindiens, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ganz Vorderasien, d. h. Afghanistan, Persien und die

asiatischen Dependenzen der Türkei sich von Rußland ab und England zuwenden werden. Schon heute macht sich das steigende Gewicht des englischen Einflusses in Konstantinopel geltend, und all die mittleren und kleinen Balkanstaaten fühlen sich infolge dessen Rußland gegenüber stärker und fähiger, ihre auf volle Unabhängigkeit gerichteten Pläne zu verwirklichen. Endlich im Mittelmeer hat die immerhin gefürchtete Rivalität Frankreichs aufgehört, und wenn England sich auch dazu bequemt hat, die volle Neutralität des Suezkanals anzuerkennen, ist es doch mehr als je in der Lage, mit Hilfe seiner Mittelmeerflotte das Rote Meer und die Ausfahrt aus den Meerengen zu beherrschen.

Auf der Balkanhalbinsel ist Österreich-Ungarn ebenfalls stärker geworden, da die trotz der Abmachungen von 1897 fortbestehende russisch-österreichische Rivalität sich ungehinderter, als früher möglich war, geltend machen kann, ohne daß jeder kleine Vorteil, den die Habsburgische Monarchie erringen könnte, sofort einen russischen Gegenzug zur Folge haben muß. Vielmehr läßt sich voraussetzen, daß Rußland es heute vorziehen wird, solchen Unzuträglichkeiten gegenüber die Augen zuzudrücken. Überhaupt ist Österrrichs Stellung insofern eine stärkere geworden, als die slavische Opposition ihren Rückhalt an Rußland verloren hat, womit freilich nicht gesagt werden soll, daß Rußland als Staat die Tschechen, Ruthenen, Kroaten und Serben der Monarchie unterstützt hätte, aber es duldete die Agitation des Slavenkomitees und erweckte so die Vorstellung von einem Rückhalt, der in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Die österreichischen Slaven aber schöpften aus diesem Schein ihre Kraft und agierten damit wie mit einer Realität. Heute, da Rußland alles Interesse hat, sich keine Verlegenheiten im Rücken seiner Stellung zu bereiten, fällt jener ideelle Machtfaktor der slavischen Agitatoren fort, und das hat sich schon jetzt fühlbar gemacht.

In Italien wirkt weniger die Beziehung zu Rußland als die Tatsache, daß die Rivalität Frankreichs und Englands im Mittelmer aufgehört hat. Darin liegt die Erklärung für die so geflissentlich und demonstrativ hervorgehobene Rückkehr zu den alten Überlieferungen der französisch-italienischen Freundschaft. Es spielt dabei auch der alte Gedanke französischer Politiker mit, eine union latine zustande zu bringen, die freilich für die Franzosen die Bedeutung hat, daß ihnen die Hegemonie im südwestlichen Europa gehöre. Aber diese Bestrebungen lassen sich kurzweg als utopisch bezeichnen. Denn abgesehen davon, daß der Dreibund erst kürzlich erneuert wurde und trotz mancher Mißverständnisse nach wie vor eine politische Realität ist, muß jede engere Verbindung mit Frankreich die antidynastisch-republikanischen Elemente in Italien wie in Spanien stärken. In beiden Staaten aber ruht die nationale Einheit und Selbständigkeit auf monarchischer Grundlage, so daß nicht nur die Monarchisten und die Dynastie hier wie dort einer allzu engen Freundschaft mit Mißtrauen entgegenwirken müssen, sondern ebenso alle Unitarier, und das bedeutet die ungeheure Mehrheit.

Ein neues Moment ist dann nicht in der antiklerikalen, wohl aber in der antikatholischen Politik hinzugekommen, die Frankreich seit den Tagen des

Ministeriums Combes verfolgt. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß sie zu einem Bruch mit der Kurie führen und damit würde ein weiterer Gegensatz lebendig werden, der dem Gedanken der union latine ungünstig ist. Die wichtigste Folge dieser neuen Wendung aber muß das Aufhören der bevorzugten Stellung sein, die bisher trotz allem von der Kurie den Franzosen im katholischen Orient eingeräumt wurde. Es wird von allergrößtem Interesse sein, grade diese Seite der neuen Kirchenpolitik zu verfolgen.

Um dieser allgemeinen Charakteristik der durch den russisch-japanischen Krieg neugeschaffenen politischen Lage das noch fehlende Glied anzuschließen, bemerken wir, daß die Haltung der Vereinigten Staaten japanfreundlich und entschieden antirussisch ist. Der Staatssekretär Hay hat darüber keinen Zweifel gelassen, und da die bevorstehende Präsidentschaftswahl die größte Rücksicht auf die Strömungen der öffentlichen Meinung verlangt, läßt sich daraus schließen, daß damit der allgemein vorherrschenden Stimmung der richtige Ausdruck gegeben wird. Die Gründe, die für diese politische Richtung sprechen, sind einerseits dem Widerwillen entnommen, mit dem man in Amerika dem absolutistischen Regiment prinzipiell gegenübersteht, dann hat die ungeheure Agitation der amerikanischen Judenschaft infolge der Kischinew-Affäre mitgespielt, endlich aber, und das ist wohl der entscheidende Gesichtspunkt, Japan hat sich stets zu einer Politik der offenen Tür bekannt, während man in den großen amerikanischen Handelsplätzen von Rußland Handelschikanen und Beschränkungen fürchtet. Unzweifelhaft hat der Krieg in Ostasien zudem die neue Form der Monroe-Doctrin weiter gekräftigt. Man will den stillen Ozean zu einem amerikanischen Gewässer machen und erwartet, daß solchen Bemühungen von einem siegreichen Japan minderer Widerstand entgegengesetzt werden wird, als von einem siegreichen Rußland. Wie weit diese Rechnungen sicher angelegt sind, ist eine andere Frage. Wir unsererseits sind der Überzeugung, daß als Hauptrivalen in diesen Gewässern sich einmal England und die Vereinigten Staaten gegenüberstehen werden und daß der Ausgang ein Kompromiß sein muß, bei dem nicht nur diese Mächte, sondern alle handeltreibenden Nationen ihren Vorteil finden müssen, womit der fortschreitenden Weltkultur auch am besten gedient wäre. Übrigens ist ein allzu mächtiges Eingreifen der Vereinigten Staaten nicht vor Vollendung des Panamakanals zu erwarten, der mindestens noch ein Jahrzehnt beanspruchen dürfte. Aber wie schnell fließen 10 Jahre dahin!

Von den politischen Ereignissen des letzten Monats verdient die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit König Eduard VII. besonders hervorgehoben zu werden. Sie mündete in den Abschluß eines deutsch-englischen Schiedsvertrags nach der Schablone des zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Vertrags aus und hatte den Besuch unserer Kriegsflotte in Plymouth zufolge. Die englische Presse hat diese Tatsachen teils freundschaftlich, teils, wie die uns stets feindselig gestimmte Times, überaus ungnädig kommentiert. Man darf aber wohl sagen, daß heute diese Zeitungslaunen von geringerer Bedeutung sind als noch vor einem Jahre, wo

sie eine wirkliche Kriegsgefahr zu bringen schienen. Schließlich erträgt eine Nation von gesundem politischen Sinne auf die Dauer nicht, systematisch durch Übertreibungen und unehrliche Verdächtigungen getäuscht zu werden. Die antideutsche Politik der Times und ihrer Filialen hat den Höhepunkt ihres Einflusses entschieden überschritten, und die Engländer lassen sich heute nicht mehr einreden, daß die Welt für sie und für uns zu klein sei und daß daher Deutschland weichen müsse, wenn England gedeihen solle. Auch sagt man sich, daß es immerhin ein böses Abenteuer bedeutet, uns zu einem Kampf auf Leben und Tod herauszufordern, wie Times und National Review fordern. Deutschland würde sich wehren und die Welt an der deutschen Flotte vielleicht ähnliche Überraschungen erleben, wie 1866 an der preußischen Armee. Vor allem aber, man beginnt einzusehen, daß die Prämisse, auf welcher der ganze phantastische Bau der Deutschenfeinde sich gründet, falsch ist und daß die Erde nicht nur groß genug ist für England und Deutschland, sondern auch für all die anderen, die sich ihre Früchte durch ehrliche Arbeit erringen wollen.

Die Wendung, welche die Lage in Südwestafrika nimmt, darf man wohl als erfreulich bezeichnen. Ist auch im Kampf gegen die Hereros noch keine Entscheidung gefallen, so bereitet sie sich doch vor; umsichtig und kraftvoll werden alle Maßnahmen für einen entscheidenden Schlag getroffen, und wenn er gefallen und die mörderischen Feinde für alle Zeit unschädlich gemacht sind, dann dürfen wir auch mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß eine neue lebendige Periode in unserer Kolonialpolitik anheben wird. Schon am 16. Juni ist durch Annahme der Vorlagen für die afrikanischen Bahnen durch den Reichstag eine Bresche in die frühere, den Kolonien fast könnte man sagen feindselige Haltung der Reichstagsmajorität geschlagen. Wir hegen die besten Hoffnungen, daß auch die Frage der Entschädigung unserer durch den Hereroaufstand so schrecklich betroffenen Kolonialpioniere in groß gedachter Weise gelöst werden wird. Je weniger wir geizen, um so mehr nützen wir der Sache.

Überhaupt rückt in unserem politischen Denken die Frage der Zukunft der deutschen Kolonien immer mehr in den Vordergrund. Wir wissen, daß ohne große Opfer auch große Erfolge nicht zu erreichen sind und fühlen die Verpflichtung, durch rechtzeitige Hilfe und entschlossene Arbeit einer Zukunft die Wege zu ebnen, in welcher die Sicherheit und die Ertragsfähigkeit der Kolonien auch eine Lebensfrage für das europäische Deutschland sein wird.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Juli 1904.

Mit der Vertagung des Reichstags ist die Zeit herangekommen, in der in jedem Jahre das innere politische Leben stillzustehen scheint, wenn nicht Wahlen oder besondere Ausnahmeverhältnisse das allgemeine Interesse noch länger in Anspruch nehmen. Diesmal hat der preußische Landtag dafür gesorgt, daß noch bis in die ersten Tage des Juli hinein der Beginn der politischen Sommerferien zurückgehalten wurde.

Ein Rückblick auf die Verhandlungen des preußischen Landtags lehrt zunächst, daß in der Gewährung von Diäten allein kein sicheres Mittel gegeben ist, um der Krankheit des modernen Parlamentarismus, der unverantwortlichen Zeitvergeudung, vorzubeugen. Das preußische Abgeordnetenhaus hat bei der Etatberatung genau ebenso gesündigt wie der Reichstag. Von 92 Sitzungen sind 56 nur dem Etat gewidmet gewesen, der denn auch nur mit arger Verspätung fertiggestellt werden konnte. Aber der Landtag hat in dem letzten Teil seiner Tagung wieder gutzumachen gesucht, was er anfangs versäumt hatte. Eine große Zahl kleiner, bedeutungsvoller und notwendiger Vorlagen ist durch ihn erledigt worden. In den Rahmen einer Übersicht über einen größeren Abschnitt brauchen wir freilich auf diese einzelnen Arbeiten der preußischen Landesgesetzgebung nicht einzugehen, Arbeiten, die bei aller Wichtigkeit für die Verwaltung des Staats und für bestimmte Interessenkreise doch den Beobachter der großen, bedeutsamen Erscheinungen unseres nationalen Lebens nicht näher zu berühren brauchen. Aber der Landtag ist auch mit Arbeiten befaßt worden, deren nationale, wirtschaftliche oder soziale Bedeutung über die Interessen eines einzelnen Bundesstaats, und sei es auch der größte und führende im Deutschen Reich, weit hinausgeht.

Zu den wirtschaftspolitisch bedeutenden Vorlagen der preußischen Staatsregierung, deren wir früher schon öfter gedacht haben, gehören in erster Linie die fünf „wasserwirtschaftlichen Vorlagen". Die Notwendigkeit, diese schwierige und verwickelte Aufgabe endlich ihrer Lösung entgegenzuführen, hat es hauptsächlich mit sich gebracht, daß der Landtag — dem sonstigen Gebrauch entgegen — nicht geschlossen wurde, um erst im Januar nächsten Jahres wieder

zusammenzutreten, sondern, wie der Reichstag, vertagt wurde, um im Herbst die erst zu einem Teil erledigten Arbeiten ungestört wieder aufnehmen zu können. Zwei von den wasserwirtschaftlichen Vorlagen sind bereits fertig. Es ist zunächst das Gesetz zur Verhütung von Hochwassergefahren in der Provinz Brandenburg und ferner das Vorflutgesetz für die untere Oder, Havel und Spree. Aber die drei übrigen Vorlagen sind gerade diejenigen, über die die meisten Meinungsverschiedenheiten bestehen. Vor allem ist darunter die eigentliche „Kanalvorlage", die in so vielen Beziehungen zu einem merkwürdigen Stein des Anstoßes in unserer inneren Politik geworden ist. So ist denn in dieser großen Streitfrage vorläufig nur ein Waffenstillstand zu verzeichnen, der über die letzte Entscheidung nicht mehr zu sagen gestattet, als schon früher darüber festgestellt werden konnte.

Ein großes Verdienst hat sich der preußische Landtag dadurch erworben, daß er das früher kurz erwähnte Ansiedlungsgesetz in einer allen wesentlichen Absichten der Staatsregierung gerecht werdenden Form glücklich verabschiedet hat. Das Gesetz bedeutet nichts anderes, als daß der Regierung die Möglichkeit gegeben ist, die Frage der Besiedlung national gefährdeter Landesteile nicht formaljuristischen und rein privatrechtlichen Gesichtspunkten zu überlassen, sondern sie in nationalem Sinne zu lösen. Man kann die Tragweite dieser bedeutenden gesetzgeberischen Leistung und die dabei zum Ausdruck gekommene glückliche Überwindung außerordentlicher grundsätzlicher Schwierigkeiten gar nicht hoch genug veranschlagen. Das Bestreben unserer ganzen heutigen Gesetzgebung geht sonst dahin, in dem Gesetz eine so vollkommene Bindung der Exekutivgewalt zu schaffen, daß die Vorschrift, so lange sie nur überhaupt als solche noch geachtet wird, auch die unverständige und übelwollende Gewalt sicher im Sinne des Gesetzgebers leitet. Freilich kann auch hier wie überall das Ideal nicht erreicht werden; vielleicht ist sogar keiner Zeit so allgemein wie der heutigen zum Bewußtsein gekommen, wie leicht gerade unter der Herrschaft des unpersönlichen juristischen Formalismus Vernunft Unsinn, Wohltat Plage wird. Aber trotzdem ist die Abneigung, dem Inhaber irgend einer gesetzmäßig auszuübenden Gewalt diskretionäre Vollmachten zu erteilen, nach den im vorigen Jahrzehnt mit einer Reihe von höchst unglücklichen Gesetzvorlagen — Umsturzvorlage, Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen, lex Heinze — gemachten Erfahrungen eher in der Zunahme als im Schwinden begriffen. Um so mehr ist anzuerkennen, daß die Mehrheit der beiden Häuser des preußischen Landtags in Debatten und Abstimmungen die Überzeugung klargestellt hat, daß die Leitung der Ansiedlungsfrage in einem den nationalen Interessen des Gesamtstaats entsprechenden Sinne nicht in abstrakten Paragraphen festgelegt werden kann, sondern daß hier der persönlichen Entscheidung einer verantwortlichen Gewalt von Fall zu Fall Raum gegeben werden muß. Starke Kräfte waren es, die an dieser Überzeugung rüttelten. Wären nur die üblichen leidenschaftlichen Deklamationen der Polen und der klerikalen Polenfreunde dagegen ins Feld geführt worden, so wäre es

nur natürlich gewesen, daß der Landtag sein Ohr dagegen verschloß. Selbstverständlich fehlte dem Konzert der Meinungen auch diese Note nicht. Das preußische Herrenhaus hat vielleicht noch niemals eine so scharfe, von Leidenschaft durchglühte Rede gegen einen von der Regierung vorgeschagenen Gesetzentwurf gehört, wie sie von Herrn v. Koscielski gehalten wurde. Der Redner ging bis hart an die Grenzen heran, die die Geschäftsordnung den Angriffen gegen die Regierung gesteckt hat. Damit wurde freilich die Mehrheit des Hauses auch darauf hingewiesen, welch ein Abgrund die Interessen des preußischen Staats von den Wünschen und Bestrebungen der Polen trennt, und insofern hatte die Rede des Herrn v. Koscielski wohl eher einen dem berechneten entgegengesetzten Erfolg. Die eigentliche Gefahr für das Zustandekommen der Vorlage lag diesmal wo anders. Bei der Neigung unserer Volksvertretung zum Theoretisieren mußte es besondere Schwierigkeiten haben, ein Gesetz durchzubringen, das sehr leicht als ein Ausnahmegesetz gekennzeichnet werden konnte und dessen Verfassungsmäßigkeit von manchen Seiten bezweifelt wurde. Begreiflicherweise stürzte sich in der Presse die Opposition gegen das Gesetz vornehmlich auf diesen Punkt, der der angreifbarste in der Haltung der Regierung zu sein schien. Man stellte die Behauptung auf, das Ansiedlungsgesetz schließe die Polen von dem Erwerb von Grundbesitz aus, und darin wurde die Verfassungswidrigkeit, der Ausnahmecharakter des Gesetzes gesucht. Nun enthält aber weder dem Wortlaut, noch der tatsächlichen Wirkung nach das Ansiedlungsgesetz eine solche ausschließende Bestimmung. Keinem Polen ist der Erwerb von Grundbesitz in dem Sinne verwehrt, wie ihn die Verfassung als einen Teil der persönlichen Rechte den preußischen Staatsbürgern gewährleistet. Es *kann* den Polen der Ankauf von neuem Grundbesitz nach dem neuen Gesetz nur da versagt werden, wo die mit der Absicht des Kaufs verbundenen Umstände den allgemeinen Staatsinteressen nicht entsprechen. Die Verfassung beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Staatsbürger sich mit den allgemeinen Staatsinteressen verbunden erachtet. Wenn aber ein Staatsangehöriger einen ihm sonst gestatteten Schritt in der ausgesprochenen Absicht unternimmt, dadurch Bestrebungen zu fördern, die dem Staatswohl und dem Staatsbestande durchaus entgegengerichtet sind, — und das ist bei den Bestrebungen der Polen der Fall, die durch das Ansiedlungsgesetz durchkreuzt werden sollen, — so muß dem Staat das Recht zustehen, den erwähnten Schritt unter *solchen* Umständen und Bedingungen zu hindern. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß in jedem einzelnen Fall entschieden werden muß, ob solche Umstände vorliegen; jede allgemeinere Festlegung würde eben dem Gesetze den verfassungswidrigen Ausnahmecharakter geben. Und darum war die Erteilung einer diskretionären Vollmacht an eine verantwortliche Behörde unter diesen Verhältnissen eine Notwendigkeit. Daß die Mehrheiten der beiden Häuser des Landtages dies klar erkannt haben und infolgedessen sich nicht haben abhalten lassen, einen sonst gewöhnlich grundsätzlich verschmähten oder wenigstens für sehr bedenklich erachteten Weg zu betreten, zeigt, wie sowohl das Verständnis für die vom Polentum

ausgehende Gefahr, als auch das Vertrauen, daß die Regierung dieses Verständnis ihrerseits gewonnen habe und weiter festhalten, bewahren und betätigen werde, jetzt doch schon einen festen Boden gewonnen hat. Das ist beinahe noch erfreulicher, als das Zustandekommen des Gesetzes selbst, so wichtig dieses auch sein mag. Denn es wird dadurch weiter der Weg gebahnt zu der Erkenntnis, die nach meiner Meinung in der Polenfrage die wichtigste und grundlegende ist und die ihren Ausdruck findet in dem bekannten englischen Wort: „men, not measures". Der Landtag hat das Seinige getan, um vertrauensvoll das persönliche Wirken einer von ihrer nationalen Aufgabe durchdrungenen Regierung in Tätigkeit zu setzen. Hoffentlich wird dieses Vertrauen nicht getäuscht werden, sondern den Anfang bilden zu der Polenpolitik, die uns not tut, nämlich nicht zu einer schematischen und bureaukratischen, die bald leise, bald schroff auftritt, sondern zu einer lebendigen, persönlichen, die im Einklang mit allen bewußt deutschen Bevölkerungskreisen dem Polentum auf allen Gebieten, wo es dem Deutschtum den Rang abzulaufen sucht, mit vollem Verständnis und Einsatz aller persönlichen Wirkungen entgegentritt.

Neben den erwähnten Bedenken galt es übrigens auch, wirtschaftliche Besorgnisse zu besiegen. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die konservativen Parteien der Versuchung widerstanden haben, die nationalpolitisch bedeutsame Vorlage nach den engherzigen Gesichtspunkten zu beurteilen, die in rein agrarischen Kreisen dagegen geltend gemacht wurden. So sehr wir in einer verständigen Berücksichtigung der Interessen der deutschen Landwirtschaft eine der wichtigsten Grundlagen nationaler Politik schätzen und diese Meinung auch in verwirrenden Parteikämpfen stets hochhalten werden, so haben wir leider doch schon wiederholt feststellen müssen, daß die neueste einseitige und extreme Entwicklung in der Leitung des Bundes der Landwirte nicht mehr eine vollständige Gewähr dafür gibt, daß in der agrarischen Sache zugleich die nationale vertreten wird. Auch die Verhandlungen über das Ansiedlungsgesetz haben gezeigt, wie unzuverlässig das strenge Agrariertum vornehmlich in der Polenfrage ist. Das Gesetz wurde hier mit Mißbehagen und unverhohlener Abneigung begrüßt, weil es geeignet ist, ein Sinken der Bodenpreise in den Provinzen Posen und Westpreußen auf einen normalen Stand herbeizuführen. Diese Preise waren unnatürlich gestiegen, und zwar —, was das wahrscheinlichste ist, obwohl es natürlich von manchen Seiten lebhaft bestritten wird, — hauptsächlich durch die Wirksamkeit der polnischen Ansiedlungsbanken. Das engherzige und kurzsichtige Agrariertum wünscht die Hochhaltung dieser Güterpreise im Interesse derjenigen Landwirte, die bereits teuer gekauft haben oder die noch zu verkaufen wünschen. Der Staat aber kann diesen Interessen nicht gerecht werden, wenn er nicht wichtigeres auf das Spiel setzen will: die Heranziehung neuer deutscher Ansiedler und die allmähliche Gesundung der Rentabilitätsverhältnisse in der Landwirtschaft dieser national gefährdeten Provinzen. Das haben die für die Landwirtschaft stets warm eintretenden konservativen Mitglieder des preußischen Landtags auch richtig

erkannt; sie haben sich gehütet, um jener agrarischen Trugschlüsse willen den Absichten der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Man kann also auch in dieser Beziehung mit Genugtuung auf das Zustandekommen des Ansiedlungsgesetzes zurückblicken.

Die Vertagung des Landtages anstatt des sonst üblichen Schlusses lenkt die Aufmerksamkeit diesmal auch noch auf einige andere Fragen, die den Landtag beschäftigt haben nud im Herbst wieder zur Sprache kommen werden. Noch nicht erledigt ist z. B. das Gesetz zur „Erschwerung des Kontraktbruchs ländlicher Arbeiter", wie es — wenig geschickt — bezeichnet worden ist. Die unglückliche Wahl der Überschrift stellt eine unwillkürliche Gedankenverbindung her mit gewissen Bestrebungen zur Einschränkung des Selbstbestimmungsrechts der ländlichen Arbeiter. Die namentlich in den östlichen Provinzen herrschende Arbeiternot auf dem Lande hat diesen Bestrebungen, die zum Teil in höchst unbedachter und verhängnisvoller Weise an der Freizügigkeit und auch anderen in der volkstümlichen Vorstellung besonders hoch bewerteten Freiheiten rütteln, ein großes Gewicht gegeben. Der Inhalt des Gesetzentwurfs zeigt, daß die Regierung bereit ist, ihr Möglichstes zu tun, um Übelständen und Mißbräuchen bei der Anwerbung ländlicher Arbeiter zu steuern, aber — was wohl zu beachten ist, — ohne dem Selbstbestimmungsrecht der Arbeiter zu nahe zu treten. Die Vorlage richtet sich gegen das Treiben gewissenloser Arbeitgeber, die ohne Rücksichtnahme auf die allgemeine Kalamität nur ihren eigenen Vorteil auf unrechtliche Weise sichern wollen, indem sie ihrerseits durch vorteilhafte Angebote die Arbeiter ihrer Nachbaren zum Kontraktbruch verleiten. Der Gesetzentwurf verdankt seine Entstehuug einer konservativen Anregung, die jene Gesichtspunkte nicht mit der wünschenswerten Klarheit zum Ausdruck brachte. Aus diesem Ursprung des Entwurfs erklärt sich auch wohl die ungeeignete Überschrift. Abgesehen davon kann man nur wünschen, daß der Inhalt des Entwurfs Gesetz wird.

Unter den Resten, die der Landtag bei Beginn seiner Sommerpause zurückgelassen hat, befindet sich auch ein Antrag, der besonderer Erwähnung wert ist, obwohl man an einen daraus etwa entspringenden praktischen Erfolg nicht glauben kann. Es ist ein Antrag auf Abänderung des Landtagswahlrechts, der von den liberalen Parteien des Abgeordnetenhauses einschließlich der Nationalliberalen eingebracht worden ist. Daß das preußische Landtagswahlrecht Anspruch auf Mustergültigkeit hat, ist wohl noch von niemand behauptet worden. Bismarck hat es sogar einmal im Unmut das elendeste aller Wahlsysteme genannt, — eine Sentenz, die man freilich ebensowenig verallgemeinern und als theoretischen Grundsatz betrachten sollte, wie andere oft mißbrauchte Aussprüche des gewaltigen Staatsmannes. Neuerdings scheint man öfter geneigt zu sein, dasjenige Wahlrecht für das beste zu halten, das uns ein der Regierung und den gerade herrschenden Parteien möglichst bequemes Parlament liefert. Eine ernstere und freiere politische Überzeugung wird dem nicht zustimmen können. Wir wollen in

dem Parlament nach Möglichkeit ein Spiegelbild der wirklichen Bedürfnisse und Meinungen des Volkes sehen. Aber die Frage, durch welche Wahlmethoden das Parlament am besten zu einem Niederschlag aller bemerkenswerten Regungen und Meinungen der Volksseele nach ihrem richtigen Wert und Verhältnis gemacht werden kann, ist vielleicht niemals so wenig geklärt gewesen, wie eben jetzt. Denn während es sonst für die Vertreter freiheitlicher Anschauungen nahe lag, in dem allgemeinen, direkten und möglichst gegen Beeinflussungen geschützten, also geheimen Wahlrecht eine Annäherung an das Ideal zu sehen, zeigt unser Reichstagsjammer, wie leicht die brutale Wirkung der Zahl die wirklich überlegene Intelligenz und alle die Regungen und Anschauungen, die für die Beurteilung der Volksseele von allergrößter Bedeutung sind, aus der Volksvertretung hinausdrängt und in die Minderheiten der Wahlkreise verschwinden läßt. Und wenn auch trotzdem jeder ernsthafte Politiker sich gegen ein Rütteln an diesem Reichstagswahlrecht entschieden verwahrt, weil die Zurücknahme eines Rechts immer Wirkungen auslöst, die selbst bei vollständiger Klarheit über das, was dann werden soll, unberechenbar sein würden, so ist doch so viel sicher, daß unter derartigen Umständen die Neigung zum Experimentieren mit irgend einem bestehenden Wahlrecht auf ein Mindestmaß herabsinken muß. Die Parteien, die in Preußen die parlamentarische Mehrheit haben, tun schon ihrem Herzen genug Zwang an, wenn sie erklären, nichts gegen das Reichstagswahlrecht unternehmen zu wollen; daß sie ein Wahlrecht, das ihnen die Mehrheit gibt und die Sozialdemokratie fernhält, im Sinne einer Annäherung an das Reichstagswahlrecht ändern lassen könnten, wird niemand annehmen können. Und falls eine Zufallsmehrheit das Unwahrscheinliche zum Ereignis machen sollte, wird keine Staatsregierung bei einiger Übersicht über die Eigenheit dieser Frage dem zustimmen können. Der Antrag bedeutet also nichts anderes als eine parteitaktische Demonstration, die sich aus der Nachwirkung der letzten Landtagswahlen entwickelt hat. Man hat damals, wie wir früher gezeigt haben, mit großem Nachdruck versucht, die ursprünglichen, grundlegenden Parteiprinzipen vor den Einzelfragen der Parteiprogramme wieder mehr zu Ehren zu bringen. Alle Parteien, die sich liberal nannten, sollten ihren Liberalismus bekennen. Nun will das Land doch wenigstens einmal sehen, was denn nun eigentlich in diesem Liberalismus Gemeinsames ist. Das ist nicht ganz leicht, denn die Einheit dieser Parteien ist und bleibt nun einmal — namentlich unter den besonderen Verhältnissen des preußischen Staats — ein Phantom. Aber es mußte doch etwas gefunden werden, worin allenfalls deutlich gemacht werden konnte, daß eine gewisse Gemeinsamkeit des Ziels trotz allem vorhanden war. Und so ist man auf das Wahlrecht gekommen, als bester Dekoration einer nicht vorhandenen Einheit der Anschauungen. Das sieht gut aus und kostet nichts. Bezeichnend ist übrigens, daß die freisinnige Presse die bitterste Kritik an ihrer eigenen Partei geübt hat, weil sie in dem Antrag zu große Zugeständnisse gemacht habe, um das Zusammengehen mit den Nationalliberalen überhaupt zu ermöglichen.

Wir haben uns diesmal ausschließlich mit Angelegenheiten des preußischen Landtags beschäftigen müssen, weil er in dem hier zur Besprechung vorliegenden Zeitabschnitt der Träger der Vorgänge war, die vornehmlich für die innere deutsche Politik in Betracht kommen. Wir könnten hier noch auf das Scheitern des Schulgesetzes in Württemberg und die dadurch erzeugte Bewegung gegen die Erste Kammer eingehen, aber es ist vielleicht besser, in einem späteren Rückblick bei größerer Klarheit der Lage darauf zurückzukommen. Und dann wird auch wohl Gelegenheit sein, auf einige andre Dinge hinzuweisen, die jetzt noch nicht in vollem Zusammenhange beurteilt werden können.

Einst!

Meine Träume wandern weltenweit,
Wandern müde, mit bestaubten Füßen,
Einer fernen, großen, stillen Zeit
Tiefen Frieden sehnsuchtsvoll zu grüßen.

Doch wie Noahs Taube eingekehrt,
Weil ihr Hoffen keinen Trost gefunden —
Beben sie zurück vor Kampf und Schwert,
Vor der Menschheit tausendfachen Wunden.

Immer wieder send' ich sie hinaus,
In der Zukunft nebeldunkle Räume:
Ohne Botschaft kehren sie nach Haus,
Immer wieder — — unerfüllte Träume!

Meine Seele aber weiß gewiß:
Einmal wird ein großes Jauchzen klingen —
Über Kampf und Leid und Finsternis
Werden sie das Friedenszeichen bringen.

Alice Freiin von Gaudy.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

XI.

Neue Versdichtung: Wilhelm von Polenz, Erntezeit. — Paul Heyse, Mythen und Mysterien. — Gustav Schüler, Meine grüne Erde. — Hans Benzmann, Moderne deutsche Lyrik.

Wenn man zu einem größeren Kreise von deutscher Lyrik spricht, so hat man oft das Gefühl, man rede in die leere Luft hinein. Handelt es sich um einen Roman oder ein Drama — nun, dann kann man versuchen, klarzumachen, was daran gut oder schlecht, falsch oder echt ist, und man wird fast immer auf Verständnis bei einem feiner gebildeten Publikum stoßen. Nicht so, wenn es sich um Lyrik handelt. Da versagt die große Mehrzahl völlig. Und da sich hier nichts glatt und einfach beweisen läßt, muß der Freund dieser zartesten Kunst stärker als je den Glauben seiner Zuhörer in Anspruch nehmen. Wie manchen Menschen der Sinn für Dichtung überhaupt, für Musik oder Malerei fehlt, wie mir selbst das Verständnis für höhere Musik, für Beethoven z. B., leider völlig abgeht, so mangelt im besonderen den allermeisten jedes Gefühl für Lyrik, und es ist ein seltenes und herrliches Fest, wenn sich da zwei Gleichgestimmte treffen, und ihre einsame Begeisterung zusammenschlägt. Man beklagt dann wohl — ob die Beklagten selbst auch darüber lächeln — die außenstehenden, die den Wundern der Verskunst nicht nachzukommen vermögen; man beklagt sie doppelt, wenn man keine Möglichkeit sieht, sie der Wunder teilhaftig werden zu lassen und wenn man selbst die weitaus höchsten künstlerischen Eindrücke des Lebens daraus erfahren hat.

Das allerschlimmste jedoch ist es, daß man die Freude, die hin und wieder ein neues Gedichtbuch im Publikum erregt, gewöhnlich auch noch stören muß. So haben jetzt die nachgelassenen Verse von Wilhelm von Polenz: „Erntezeit" (Berlin 1904, F. Fontane & Ko.) einiges Interesse auch in Kreisen geweckt, die sonst der Lyrik fremd und kühl gegenüberstehen. Es ist dann fast schmerzlich, erklären zu müssen, daß der lyrische Wert dieses Buches gleich Null ist, der dichterische dürftig und einzig in Frage kommend der persönliche, der doch nur für diejenigen gilt, die den Schriftsteller Polenz an und für sich lieben.

Wie sehr sich dieser Mann in sich selbst und seiner Begabung getäuscht hat, ersieht man mit Staunen aus einem Briefe, den das Vorwort zitiert und in dem es heißt: „Gewisse Gefühle und Bekenntnisse schreien nach der lyrischen Form, nach der großen lyrischen Form. Und daß mir diese gegeben ist, beweisen mir die zwei Dutzend Gedichte, die ich hier geschrieben habe."

Die Gemeinde der Gläubigen könnte das vielleicht gar zu leicht nachsprechen, und deshalb muß man mit ebensolcher Bestimmtheit feststellen, daß Polenz kaum einen Hauch von wirklicher Lyrik je verspürt hat und daß die Gedichte, auf die er sich beruft, teils dilettantisch, teils mittelmäßig sind. Ich scheue mich sogar nicht, sie unecht zu nennen. Sie sind unecht nicht etwa in dem Sinne, daß ihr Schöpfer nicht ehrlich gefühlt und gedacht hätte, was darin ausgesprochen ist. O, das hat er natürlich getan! Aber das tut der Dilettant auch: er empfindet gewiß aufrichtig, wenn er in der Erregung erster Liebe Verse stammelt. Doch schon Hebbel hat einmal gesagt, auch jenes Gedicht sei falsch und unecht, in dem ein echtes Gefühl keine ebensolche Form gefunden hätte. Und das ist der Fall Polenz. Für Beichten und Bekenntnisse, die er als Prosanotizen nicht veröffentlichen wollte und die sich erzählerisch nicht rein darstellen ließen, rief der tüchtige und strebende Schriftsteller die lyrische Muse als Nothelferin an. Und er machte es wie alle Nichtlyriker: nämlich wie man einen Teig in eine Kuchenform schlägt, schlug er das, was er grade ausdrücken wollte, in ein Versschema, in eine Strophenform. Man hat das Gefühl, das in dem Buche doch auch eine gewisse direkte Bestätigung findet, daß er sich jedes Gedicht erst in Prosa notiert und bei Gelegenheit mit heißer Mühe diese Notizen in Verse umgemünzt hat. Es gibt ja unzählige Leute, die sich wirklich das Entstehen von Lyrik so vorstellen und die da meinen, wenn man den „Gedanken" hätte, so sei das übrige nur mehr eine Frage der handwerklichen Technik, der Geschicklichkeit, womöglich gar des Silbenzählens.

Darüber läßt sich natürlich nicht mehr debattieren. So können allenfalls stolze Gedichtleichen entstehen, nicht aber lebendige Kunstwerke. Die Form ist kein mehr oder minder geschickt gefertigtes Gefäß, in das man den beliebigen Inhalt hineinschüttet — sie ist, um Theodor Storm zu zitieren, der Kontur, der den lebendigen Leib umschließt. Form und Stoff bedingen sich gegenseitig so, wirken so auf einander ein, daß es unmöglich ist, sie zu trennen, ja daß man nur mit leisem Widerstreben die beiden irreführenden Worte ausspricht, die begrifflich zerreißen und auseinanderziehen, was ewig verbunden und nur in der innigsten gegenseitigen Vermischung und Durchdringung vorhanden und lebendig ist.

Bei den Polenz'schen Gedichten wird jeder Lyriker häufig den organischen Zusammenhang von Form und Stoff vermissen, und vor allem aus diesem Grunde nenne ich die Gedichte unecht trotz aller Echtheit des Empfindens. Es ist natürlich schwer, wenn nicht unmöglich, das beweiskräftig zu erhärten, weil hier eben Gefühl alles ist. Aber es sei doch versucht, an einem besonders krassen Beispiel klarzumachen, wo der Hase im Pfeffer liegt.

Wilhelm von Polenz hat oft genug bewiesen, in „Wald“ sowohl wie in anderen Büchern, daß er Naturstimmungen einfangen kann. Eine Maischilderung würde ihm also, wenn nicht glänzend, so doch gut, schlicht und eigen gelungen sein. Nun versucht er solche Mai-Schilderung und -Stimmung in Versen zu geben. Der Stoff, wenn wir die rohe Scheidung schon vornehmen wollen, ist der gleiche; Nebensächliches wird vom Verse schon selbst ausgeschieden, so daß die reineren und größeren Linien nur bleiben. Aber in der Unfähigkeit, die lyrische Form zu beherrschen, seine individuelle Anschauung des Mai's, sein individuelles Fühlen, das er in Prosa auch individuell ausgedrückt hätte, nun auch in die Lyrik zu übertragen, greift Polenz unbewußt zu den fertigen Formhülsen. Die übliche Schablonenform, die sich jedermann darbietet, ist stärker als er. Er glitscht, ob er will oder nicht, einfach in die ausgefahrenen Rinnen hinein. Das zeigt so ganz den Dilettanten. Der junge Mann, der sein Mädchen andichtet, fühlt auch individuell und möchte gerade diesem eigenen Fühlen entsprechenden Ausdruck leihn. Aber er reimt dennoch Liebe und Triebe. Und Polenz, der den Mai gewiß individuell gefühlt hat, reimt dennoch:

„Daß er die schlummernde kosend erwecke,
Hat sich der Lichtgott der Erde genaht,
Unter der eisig starrenden Decke
Sprießt schon im Triebe die grünende Saat.
Jetzt noch gefangen, einst bist du frei!
Aus ist der Winter, nah ist der Mai!“

So geht das weiter. Wenn mir ein Anfänger derartiges zur Beurteilung sendet, so antwort' ich ihm, daß er ein hoffnungsloser lyrischer Dilettant ist. Soll ich nun anders urteilen, weil das Gedicht zufällig von Polenz herrührt? Versgeklapper bleibt Versgeklapper. Oder nehmen wir ein anderes, viel besseres Gedicht „Gedenken“. Kein Zweifel, daß innige Empfindung da nach Ausdruck rang. Aber die lyrische Ohnmacht konnte eigne Wege nicht finden — surr, da rutscht Polenz wieder in eine alte Rinne hinein. Er kopiert epigonenhaft ein berühmtes Vorbild.

Das ist eine Kategorie von Gedichten. Eine zweite stellt sich dar in Poemen, wie etwa „Ernte“ eins ist (oder „Todessehnen“, „Der Landstreicher“ usw.). Man kann da nicht gerade das Vorbild, nach dem sie gearbeitet sind, nennen. Sie sind allgemein konventionell: so etwa „Ernte“, wo der Tod mit knochendürrer Faust die Hippe schwingt. Das ist gerade das anständige Mittelmaß. Nicht die Spur eines eigenen Tones. Und die Form so breit zerlaufend: beinah sechzig Zeilen braucht Polenz; ein Lyriker hätte den dritten Teil gebraucht. Ja, in den acht Zeilen des Martin Greiffschen Erntegedichtes („Nun störet die Ähren im Felde Ein leiser Hauch“), das noch lange nicht so viel Worte hat wie Polenz Zeilen, steht eigentlich mehr darin als in dem langweilig fortgereimten Gedichte, von dem wir hier sprechen. Das ist der Romanzier, der Epiker, der an Breite gewöhnt ist und dem auch lyrisch alles auseinanderrinnt; der breit und deutlich ausmalt, wo der Lyriker mit leiser Andeutung Schauer und Ahnung weckt.

Eine dritte Reihe von Gedichten endlich, worunter die besten sind, ist aus einem bestimmten Grunde sehr interessant. Ich sagte vorhin, wie der Mangel an Beherrschung des lyrischen Ausdrucks, der lyrischen Form Polenz dazu zwinge, individuell Empfundenes gleichsam in alte Hülsen zu stecken. Er wird ganz unfrei. Je mehr er nun aber die strenge Form opfert, um so freier kann er sich bewegen und um so eigner gibt er sich. An seinen reimlosen Gedichten sieht man erst, wie er sich mit dem Reim gequält haben muß. Denn die reimlosen Gedichte sind unvergleichlich besser, freier, eigentümlicher als die andern. Unter ihnen findet man das schönste Gedicht des Buches „Die Eltern"; findet man „Mannestränen". Ein Gesicht haben auch diese Poeme nicht; es könnten viele sie gemacht haben. Aber das ist bei einem Dichter, der nichts weniger als ein Lyriker ist, selbstverständlich.

Natürlich gibt es hier auch „freie Rhythmen". Ich möchte sie nicht kritisieren oder vielmehr nur in der Art, daß ich einige Worte über diese Form an sich sage. Wir wissen alle, daß wir unsterbliche Gedichte darin haben: voran den Goetheschen Prometheus und Hyperions Schicksalslied von Hölderlin. Das ist Beweis genug, daß sie sich manchmal mit zwingender Notwendigkeit darbietet. Und zwar eigentlich nur dort, wo man in zu jähem Gefühl rast oder stammelt, aufgrollt zu den Göttern und trotzig oder drohend die Hände ballt. Da ist dann das feste Gefüge der Form, da ist vor allem der Reim zu hell und beruhigt, ja fast zu spielerig. Aber im ganzen wird der Fall, daß freie Rhythmen sich als notwendig aufdrängen, selten sein, und noch viel seltener wird dabei die Dichtung profitieren. Denn die gewaltige Erregung schafft fast niemals Bleibendes. „Begeisterung ohne Verstand," sagt Novalis, „ist unnütz und gefährlich. Der Dichter kann nicht besonnen genug sein. Es wird ein verworrnes Geschwätz, wenn ein reißender Sturm in der Brust tobt." Ähnlich Jean Paul: „In der Kunst wird das Ganze zwar von der Begeisterung erzeugt, aber die Teile werden von der Ruhe erzogen. Keine Hand kann den lyrischen Pinsel fest halten und führen, in welcher der Fieberpuls der Leidenschaft schlägt. Der Dichter muß zugleich Flammen werfen und an die Flammen den Wärmemesser legen." Also kurz zusammengefaßt: freie Rhythmen sind die geborne Form für ekstatische Improvisationen, diese ekstatischen Improvisationen haben aber höchst selten Kunstwert. „Gestammelten Halbunsinn" hat Goethe solch eine Improvisation in freien Rhythmen genannt. Nun jedoch haben sich unzählige die scheinbar leichte und billige Form zu nutze gemacht. Tausend Dilettanten schwelgen darin, denn da Reim, Strophengefüge und alles Hemmende fortfällt, so können sie hier in größter Bequemlichkeit „dichten". Wer keinen vernünftigen Vers zustande bringt, macht freie Rhythmen, indem er schwungvolle Prosa ungleichmäßig zerhackt. Daß meistenteils der Anarchismus der gewählten Form zu dem Inhalt in gar keinem Verhältnis steht, ist gleichgültig. Denn nicht Notwendigkeit, sondern Bequemlichkeit führt die Mehrzahl zu diesen freien Rhythmen, die zur Schilderung eines friedlichen Sommerabends ebenso benützt werden wie zum

Ausdruck titanenhaften Aufbegehrens. Endlich aber: wenn man auch in der Kunst von leicht und schwer nicht reden kann, sondern von Können und Nicht-Können, möcht ich des schnelleren Verständnisses halber doch einmal die beiden Worte brauchen und sagen, daß diese „leichteste" Form in ihrer Art die „schwerste" ist. Jede andre hält von selbst schon mehr zusammen, bindet und beschränkt. Hier aber, wo unbeschränkte und ungehemmte Freiheit zu herrschen scheint, muß der Poet sich doppelt in außerordentlicher Beschränkung als Meister zeigen. Das können gerade diejenigen nicht, die am liebsten zu freien Rhythmen greifen, und deshalb läuft ihnen der Teig immer ungeheuerlich auseinander. Gedichte in freien Rhythmen sind fast stets Bandwürmer. Und gerade diese Form, die von Dilettantenscharen um allen Kredit gebracht ist, sollte nur Meistern erlaubt sein, nur den feinsten Beherrschern der Verskunst. Wer aber eine praktische Lehre aus diesen Auseinandersetzungen mitnehmen will, dem rate ich dies: allen Lyrikern zu mißtrauen, die viel in freien Rhythmen schreiben und Gedichte in freien Rhythmen nicht zu lesen, denn von 1000 so auftretenden Poemen sind 999 sicherlich nichts wert.

Das war nun wohl ein langes Kapitel, aber ich hoffe, es war nicht ergebnislos. Man lernt aus schwachen Büchern oft mehr als aus besseren, und so hab ich die Gedichte von Polenz hier an die Spitze gestellt und nicht den neuen Band Verse, den Paul Heyse unter dem Titel „Mythen und Mysterien" herausgegeben hat (Stuttgart, J. G. Cotta Nachflg. 1904).

Nicht genug kann man sich über den greisen Poeten, der noch schaffenslustig ist wie ein junger, wundern. Der Born versiegt ihm nicht, ob er auch ununterbrochen, über ein halbes Jahrhundert lang, aus ihm schöpfte. Noch kurioser ist aber dies, daß sich durchaus kein Abnehmen der Kraft bemerkbar macht, kein Verholzen des Stiles, keine Ermüdung. Daß hin und wieder eine Novelle matter ausfällt, will nichts sagen. Dergleichen kommt in den besten Jahren vor. Aber wie erfreulich war vor einiger Zeit das „Wintertagebuch", und wie erfreulich sind jetzt wieder die „Mythen und Mysterien". Wohl halte ich auch Heyse nicht für den geborenen Lyriker, doch ein glänzender Versdichter ist er auf alle Fälle. Man lese eine Seite Polenz und eine Seite Heyse — da merkt man den Unterschied. Da wird der Vers, der dort schwerfällig hinkroch, lebendig und tanzt, da singt er und springt er, und alles so mühelos leicht, so elegant, so frei, so natürlich. Denn Heyse besitzt jene Feinhörigkeit, ohne die ein Versdichter so wenig denkbar ist wie ein Koch ohne Geschmack. Eine Feinhörigkeit, die doch nicht nur für den bloßen Wohllaut sorgt. Die Verse von Polenz z. B. könnten ein ganz Teil wohllautender, exakter gebaut, technisch besser gemacht sein — sie würden doch nicht leben, sie blieben tot. Es fehlte ihnen der Herzschlag. Was das ist? Heinrich Heine sagt es: „Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen wie Wortlaut."

Sechs Dichtungen hat Heyse in den „Mythen und Mysterien" vereint: Lilith, Kain, Perseus, Am Tor der Unterwelt, Der Waldpriester, Gespräche im

Himmel. Fünf davon sind 1903 geschrieben, eine 1852, also vor einem halben Jahrhundert. Man merkt den Unterschied: diese eine, Perseus, ist fraglos die farbigste, wozu allerdings auch der Stoff beiträgt. Andrerseits aber ist der Vers noch weniger abgeschliffen; es läuft vieles unter, was gereifterer Geschmack nicht mehr schreiben würde. Und drittens, will mir scheinen, hat der 22jährige Heyse stärker goethesiert, als es der 72jährige tut.

Es wird manchen geben, dem Paul Heyses Verse zu glatt, zu leicht, zu poliert sind. Das fällt am meisten in der reinen Lyrik auf, wo sie nur ein Gefühl auszudrücken haben. Diese Heyse'sche Lyrik läuft dann leichtlich bei aller feinen Schönheit wie Öl ab — ich sagte, daß Heyse auch für mich kein geborner Lyriker ist. Aber die Sache ändert sich, sobald er mit seiner immensen Verskunst an einen größeren Stoff geht. Da ist die formale Bewältigung dieses Stoffes immer meisterhaft, und im epischen Gedicht läßt man sich mit Freuden die Überlegenheit des Dichters, die Eleganz und Glätte der Diktion gefallen, die der reinen Gefühlslyrik nicht so ansteht. Deshalb sind im Durchschnitt Heyses Dichtungen immer besser gewesen als seine Gedichte und seine Sprüche besser als seine Lieder. Dort ist seine Domäne, wo neben dem Herzen auch der feine Kopf sich betätigen kann. Er schafft in Klarheit und Klugheit; er schafft immer bewußt. So ist er als Poet niemals ein Wundertäter, wie es die ganz echten Lyriker sind. Seine Feinheit ist größer als seine Kraft, er hat mehr Grazie als Tiefe. Er ist kein Apoll, aber — wie Julius Grosse ihn allerdings in äußerlichem Bezuge genannt hat — ein Apollino. Es ist töricht, diesen Dichter, der nicht nur vieles, sondern auch viel kann, als Epigonen zu bezeichnen. Epigonen können keine Nachahmer und Schüler haben. Heyse jedoch hat selber einen Epigonen — er nennt ihn Freund und hat ihm die „Mythen und Mysterien" gewidmet. Dieser Epigone Paul Heyses, an dem man die Schwächen und Eigenschaften des Meisters in der Vergröberung studieren kann, heißt Ludwig Fulda.

So mögen die neuen Dichtungen des greisen Poeten allen denen empfohlen sein, die an feiner und überlegner Kunst, an edel geschliffner Form, an reifer und herzlicher Klugheit ihre Freude haben.

Noch stärkeres Interesse aber erbitte ich mir für das Buch eines jungen Dichters, der sich schwer aufwärts ringt und dem es zu gönnen wäre, wenn der Sonnenstrahl des Erfolges sein Leben heller machte und wenn er nicht immer nur gelobt, sondern auch einmal gekauft würde. Dieser junge Dichter heißt Gustav Schüler, und seine Gedichte tragen den Titel „Meine grüne Erde" (Dresden 1904, Carl Reißner).

Der Titel könnte täuschen: „Heimatskunst" steckt nicht in dem Buche. Es ist auch nicht eigentlich Erdfreude darin, die Erdfreude des naiven, natureinigen Poeten. Ganz im Gegenteil: Gustav Schüler ist, wenn man klassifizieren will, nicht naiver, sondern sentimentalischer Dichter. Er ist nicht Natur, sondern er sucht sie: „Natur, Natur! Wie dürfte ich danach!" Er wird deshalb niemals eigentlicher Liedsänger werden, ob er vom Volkslied auch viel gelernt hat. Er

wird kaum ein einziges Liebeslied singen können, und was er jetzt darin und in vielen kleinen anmutigen Gedichten gibt, ist nicht sein Bestes und Eigenstes. Er ist nur da groß, wo er flehend oder grollend die Arme zum Himmel streckt, wo er emporschreit, wo er hadert, wo er große Symbole schafft.

Aber in diesen Gedichten, die im Buche auch voranstehen, hat er eine Wucht, die schüttelt, ein Pathos, das rollt, einen Schwung, der mitreißt, eine Gedankenfolge, die man staunend auf sich wirken läßt. Diese seine besten Gedichte kann man nicht leise sprechen. Unwillkürlich schwillt die Stimme dabei an. Etwas wie Orgelbrausen ist in den Versen, etwas wie Rufen und Dröhnen. So beginnt gleich das erste an seinen Vater im Jenseits:

„Du bist ein Jahr zu Haus. Ich rufe dich,
Wenn man die Abgeschiednen rufen kann.
Ich habe wehe Fragen. Höre mich!
Ich habe keinen andern. Hör mich an!"

Und prachtvoll die eine dieser Fragen:

„Ich frage dich: Wie hoch bist du gereift?
Und gibts auch Sterne dort, drin Heimweh loht?
Und sind die Seelen, die dein Flügel streift,
Unselig wachsend oder selig tot?"

Das ist Gustav Schüler, da spricht ein Eigner eigne Sprache. Von den Gedichten dieser Art ist eins immer besser als das andere. Schon aus den Überschriften erkennt man den sentimentalischen Pathetiker. Da sind erstens eine Menge Gebete: Gebete an den Sonntag, Frühlingsgebete, Abendgebete, sonstige Gebete. Da sind Verse an den Schmerz, an das Glück, an die Schönheit, an die Not, an den Sturm, an die Nacht. Da sind drittens Poeme: Wo bist du, Gott?, der Gottsucher, Gott ist tot! Vor Christus usw. Und viertens endlich Gedichte, die aus anderen Künsten empfangene Eindrücke poetisch ausmünzen: Klingers Beethoven, Böcklin und der Tod, aus Rethels Totentanz, 1. Satz der IX. Symphonie Beethovens, Faust und die Hexen.

Fraglos also kein naiver Poet, sondern einer, der, ob er auch Walther von der Vogelweide anfingt, viel mehr seiner Art nach zu Schiller neigt, als zu Walther und Goethe, dem das Brausen besser gelingt als das Säuseln. Ich möchte noch einige Proben geben, von denen ich wünsche, daß sie auf das Buch neugierig machen. Wie mächtig ist der Einsatz in dem Gedicht „Unterdessen":

„Schönheit ist Atem. Aber Brot ist Brot,
Und tausend hungern und die Mühlen mahlen" usw.

Wie schön klingt es in dem Gebet an den Sonntag:

„Allen, die nach Liebe gingen
Sechs verarmte Tage lang,
Sollst du sieben Leuchten bringen,
Sieben Harfen voll von Klang!"

Wie charakterisiert er sich und sein Lied in „an die Not."

„Mein Lied sucht Gott. Es bangt, wo einer fleht,
Es hofft, es glüht, es jubelt mit der Lust,
Es ist für meine Brüder ein Gebet,
Es ist die zweite Welt in meiner Brust.

Ich frag' um nichts. Ich gehe, wie ich soll
Und schreite selig über Schutt und Stein,
Und bin der Erde und des Himmels voll,
Und sagt mir's Gott, dann werd' ich stille sein."

Auch ein Lied der Toten hat Gustav Schüler geschaffen, das ich als letztes hier anführen möchte. Es wäre sehr interessant, die Chöre der Abgeschiedenen, die wir in unserer Dichtung haben, einmal zusammenzustellen und zu vergleichen. Fast ein halbes Dutzend fallen mir ohne Nachschlagen ein. Davon ist einer von Platen, zwei andere, die schönsten und völlig gegensätzlichen, sind von Novalis und Konrad Ferdinand Meyer. Dieser hat den Chor der Toten kurz, gedrungen, mächtig gegeben: „Wir Toten, wir Toten sind größere Heere . . ." Unwillkürlich denkt man sich ernste Männer und Greise ihn anstimmen. Ganz anders Novalis: schwebende Jungfrauen in weißen Gewändern singen süß verworren, in Gleiten und Wiegen, singen ein Lied, das anhebt und verklingt und wieder anhebt, ohne Anfang und Ende: „Lobt doch unsre stillen Feste."

Gustav Schüler stellt sich näher zu Novalis:

„Da wir schweren Abschied nahmen
Von der Erde, weggelähmt,
Ach, da zitterten die Hände
Wie an morschen Stegs Gelände,
Nun wir hier hinüber kamen,
Wie ist alle Angst beschämt!

Einer ist des andern Brücke,
Einer ist des andern Hand,
Eines hier ist alles Sagen:
Höhen sich hinaufzutragen,
Bis vor neuem, großem Glücke
Keiner mehr sich selbst erkannt. usw."

Es muß mit diesen Proben genug sein. Ich wiederhole aber nochmals, wie sehr diesem Poeten ein freundlicher Erfolg zu gönnen ist und daß jeder, der für Lyrik Interesse hat, ein wenig dazu mithelfen sollte. —

Zuletzt möcht ich auf eine Anthologie aufmerksam machen, die schon deshalb Interesse beansprucht, weil sie fraglos in die weitesten Volksschichten dringen wird. Sie ist nämlich in der Reclamschen Universalbibliothek erschienen, und ein guter Lyrikkenner, der auch selber ein Dichter ist, Hans Benzmann hat diese „Moderne deutsche Lyrik" ausgewählt. Es ist selbstverständlich, daß jeder an solcher Anthologie verschiedenes auszusetzen hat. Die Hauptsache bleibt, daß lyrisches Feingefühl Hand in Hand geht mit einer genauen Kenntnis der ein-

schlägigen Literatur. Das ist hier der Fall, und ehe ich mein Bedenken vortrage, möcht ich deshalb betonen, daß hier in Summa ein gutes Werk geschaffen ist. Mir persönlich ist vor allem dies erfreulich, daß Benzmann ungefähr nach den gleichen ästhetischen Anschauungen ausgewählt hat, wie Maximilian Bern es in seiner, wie ich selbst es in meiner Sammlung tat. Das ist deshalb so wichtig, weil diese drei Anthologien unter den nach literarischen Gesichtspunkten zusammengestellten wohl die größte Verbreitung haben und also sich nicht in Grundfragen widersprechen und das Publikum verwirren, sondern sich nebeneinanderstellen und ergänzen.

In einer längeren literarhistorischen Einleitung versucht Hans Benzmann einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Lyrik zu geben. Frei von Einseitigkeit, national gerichtet, mit gutem Blicke für die einzelnen Poeten und ihre Bedeutung, führt er uns durch die dichtenden Heerscharen. Vielleicht ist diese Einleitung etwas zu leicht und lässig geschrieben, nicht abgerundet genug, mehr für Zeitung als für Buch passend, aber vielleicht kann ihr der Laie deshalb um so leichter folgen. Nur einen verhängnisvollen Fehler scheint mir Benzmann hier sowohl wie in der Anthologie selbst zu begehen, einen Fehler, der sich immer wiederholt: anstatt nämlich durch weise Beschränkung zu klären, verwirrt er durch übergroße Fülle. Trotzdem er die Poeten der älteren Generation (Heyse, Dahn, Lingg, Jensen usw.) schon von vornherein ausscheidet, bringt er Proben von 164!! Dichtern. Ich glaube ein guter Kenner gerade der neusten Lyrik zu sein: hier fand ich Namen, die mir völlig fremd geblieben waren. Und darin liegt ein Widersinn. Wenn ein Laie (und grade dieses Buch kommt doch in Laienhände) sich über neuste Lyrik unterrichten will und so viel Namen für die letzten zwei Jahrzehnte findet, wie nicht aus zwei Jahrhunderten geblieben sind, dann wird er entsetzt überhaupt verzichten. Warum werden alle die Eintagsfliegen mitgeschleppt, die keine einzige irgendwie charakteristische Note in die deutsche Lyrik warfen? Man mag noch so weite Grenzen ziehen: ich behaupte, daß ⅓ der von Benzmann aufgeführten Poeten ein vollständiges und überreiches Bild neuster Lyrik gegeben hätten und vor allem ein weit klareres. Ja, wenn solch Buch alljährlich erschiene, dann ließe man sich die Sache gefallen. Aber es soll ohne Neubearbeitung doch Jahre, vielleicht ein Jahrzehnt stehen bleiben, und es veraltet um so rascher, je mehr Eintagsfliegen es eingefangen hat. Denn die literarischen Eintagsfliegen wechseln beständig, und wenn man sich heute schon über viele Namen wundert, wie erst nach drei, fünf, sieben Jahren! Das ist mein großes Bedenken, und vielleicht wird der Herausgeber mir einst zustimmen.

Sonst aber wünsch' ich dem handlichen Buche alles Glück. Möcht' es der deutschen Lyrik für seinen Teil immer mehr verständige Freunde werben.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Kolonisator.

IV.

Afrikanische Bahnen.

In den letzten Jahren ist so viel von afrikanischen Bahnen die Rede gewesen, daß man unwillkürlich zu der Annahme gelangen mußte, es sei kein Zweifel daran, daß Bahnen das unfehlbare Mittel zur Entwicklung von Kolonien seien. Alle die Nationen, welche sich in den Besitz Afrikas geteilt haben, zeigen sich von diesem Gedanken durchdrungen und bauen dort eine Bahnlinie nach der andern. Von allen einigermaßen als Häfen brauchbaren Küstenpunkten des schwarzen Erdteils erstrecken sich bereits Schienenwege ins Innere, und schon sind Linien geplant, welche den Norden Afrikas mit dem Süden, den Westen mit dem Osten in direkte Verbindung setzen sollen.

Fragt man aber nach den finanziellen und wirtschaftlichen Ergebnissen der afrikanischen Bahnen, so findet man sehr bedeutende Unterschiede zwischen ihnen. Während die Bahnen Egyptens durchweg, die Südafrikas in der Mehrzahl rentieren, und diese Kolonien einen steigenden Wohlstand aufweisen, kosten die Bahnlinien Algiers dem Mutterlande jährlich mehr als 20 Millionen Francs an Zinsgarantien, und die Entwicklung dieses Landes läßt viel zu wünschen übrig. Unter den Bahnen, welche in den Kolonien der Ost- und Westküste Afrikas während der letzten Jahrzehnte entstanden sind, bringt endlich nur eine einzige, die Kongobahn, Gewinn. Verschiedene Kolonien aber, deren Bahnen bisher kaum die Kosten decken, stehen in verhältnismäßig bedeutendem Flor.

Schon diese zuerst in die Augen fallende Tatsache deutet darauf hin, daß die Begriffe: afrikanische oder koloniale Bahnen an sich sehr wenig besagen, daß es vielmehr zunächst auch bei ihnen darauf ankommt, welcher Natur das Gebiet ist, in dem sie erbaut werden. Egypten ist von zahlreichen Weißen bewohnt, die in den verschiedensten Berufen da tätig sind. Neben ihnen ist eine zahlreichere eingeborene Bevölkerung vorhanden, welche durch Betrieb von Ackerbau und Industrie sich eines steigenden Wohlstands erfreut. Jede Erleichterung des Verkehrs von den Provinzen des Innern zu den Hauptorten schafft hier neue Erwerbsmöglichkeiten. Infolgedessen machen sich die Bahnen durch Hebung des allgemeinen Wohlstands und Handels leicht bezahlt. Ähnlich liegen die Dinge im englischen Südafrika. Hier ist es freilich mit der Arbeitslust der schwarzen Bevölkerung nicht weit her, und Bahnen, die nur auf sie zu rechnen hätten,

würden daher schlechte Geschäfte machen. Aber hier gestattet das Klima in noch höherem Maße die Ansiedlung von Weißen. Dazu liefern hier die Gold- und Diamantenbergwerke den Bahnen reiche Frachten für Ein- und Ausfuhr sowohl unmittelbar als mittelbar, indem sie zahlreiche andere Berufe ins Leben treten lassen. Die Linien machen sich daher hier zum mindesten bezahlt und kommen auch der Entwicklung der Kolonien zu gute, indem sie die Ausbeutung ihrer Metallschätze fördern.

Wesentlich anders ist dagegen die Lage in Kolonien, wo weder eine dichte Bevölkerung, welche vielerlei exportfähige Waren erzeugt und andere in großen Mengen verbraucht, noch ein bedeutender Bergbau, der auf Schienenwege angewiesen ist, vorhanden sind. Das ist aber der Fall in fast allen Teilen Afrikas abgesehen von Ägypten und Südafrika. Weder in den Gebirgsländern wie Algier, Tunis, Marokko und Abessynien, noch in den tropischen Gebieten der Ost- und Westküste ist die eingeborene Bevölkerung sehr dicht. Ihre Ansiedelungen befinden sich immer nur in den durch natürliche Brauchbarkeit ausgezeichneten Landstrecken. Die großen wasserlosen oder weniger fruchtbaren Gebiete sind meist völlig menschenleer. Europäer aber kommen hier überall als Ansiedler fast gar nicht in Betracht; wenige Orte erlauben ihre dauernde Niederlassung. Hier kann mit ihnen nur als Beamten, Offizieren oder Leitern von Unternehmen gerechnet werden, die ganz auf eingeborene Arbeiter angewiesen sind. Die Erfahrung hat bisher immer gelehrt, daß Bahnbauten in diesen Gebieten nicht ohne weiteres ebenso beurteilt werden können, wie diejenigen in Ägypten und Südafrika.

Frankreich hat als erste unter den in Afrika interessierten Mächten Erfahrungen auf dem Gebiete gemacht. Veranlaßt wurde es dazu durch die Notwendigkeit, Algier, das seine Finanzen in schwerster Weise belastete, auf irgend eine Art zu rascher Entwicklung und zu finanzieller Selbständigkeit zu bringen. Nachdem verschiedene Versuche mit Ansiedelung europäischer Bauern gescheitert waren, wurde 1857 der Plan für den Bau eines Bahn- und Wegenetzes für die Kolonie entworfen. Die Ausführung der Bahnbauten überließ man privaten Gesellschaften, denen man Zinsgarantien zusicherte. Unter diesen Umständen machte der Bau der ersten Linien rasche Fortschritte. Bis 1877 waren über 500 km fertiggestellt, bis 1890 2800, bis 1892 über 3000 km. Aber die Erträge dieser Bahnen stiegen keineswegs im Verhältnis zu ihren Kosten. Sie sanken vielmehr um so tiefer, je weiter das Netz ausgebaut wurde. Von 3400 Francs pro 1 km im Jahre 1885 sanken die Reineinnahmen der Bahnen nach den Angaben in A. Zimmermanns Kolonialgeschichte 1894 auf 1263! Und dabei erhielten die Bahnen vom Staate alljährlich steigende Zuschüsse. Von 1889 an beliefen sich diese auf jährlich etwa 23 Millionen Francs. Im Ganzen hat Frankreich bis 1895 gegen 300 Millionen an Zuschüssen für die algerischen Bahnen ausgegeben, und seine Opfer werden für absehbare Zeit noch eine Steigerung erfahren. Das würde immerhin zu ertragen sein, wenn nur die Kolonie mit Hilfe der Bahnen einen solchen Aufschwung genommen hätte, daß sie Frankreich auf

anderen Gebieten für seine Aufwendungen entschädigen könnte. Nach allgemeiner Auffassung ist das aber nicht der Fall. Die meisten der Bahnlinien haben auf die wirtschaftliche Entwicklung der durchschnittenen Gebiete wenig Einfluß geübt. Die Eingeborenen zeigen sich in der Mehrheit so wenig zu dauernder Niederlassung und Verbesserung ihrer Arbeitsmethoden geneigt wie früher. Der Handel der Kolonie steigt zwar und ihre europäische Bevölkerung wächst auch, doch kaum in einem Verhältnis, um die etwa 80 Millionen wieder einzubringen, welche Frankreich für diesen Besitz alle Jahre opfert.

Wenn in Tunis bessere Erfahrungen gemacht werden und die 1400 Kilometer Bahnen, welche hier 1895 in Betrieb waren, dem Mutterlande verhältnismäßig geringere Aufwendungen verursachten, liegt der Grund darin, daß die tunesische eingeborene Bevölkerung betriebsamer und gleichzeitig der Bau der Bahnen mehr den vorliegenden wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt worden ist. Man hat hier Linien nur gebaut, wo genügende Bevölkerung und das Vorhandensein exportfähiger Erzeugnisse einen gewissen Nutzen in sichere Aussicht stellten, statt wie in Algier in die Wüste hineinzubauen, in der Erwartung, daß die Bahn auch den Verkehr schaffen werde. — Daß dieser von europäischen Verhältnissen abgeleitete Satz auf afrikanische nur ausnahmsweise paßt, hat Frankreich auch in seinem Besitz am Senegal erfahren. Auch hier kam die französische Verwaltung auf den Gedanken von Bahnbauten, da die Kolonie lange Jahrzehnte hindurch nicht vorwärts schritt und vom Mutterlande immer neue große Opfer forderte. Die Verwaltung versprach sich einen Umschwung von Erschließung des Hinterlandes, insbesondere von Verbindung der Kolonie mit dem dichter besiedelten Nigergebiete. Der Plan einer mehrere hundert Kilometer langen Bahn zwischen dem Senegal und Niger wurde entworfen, das Parlament bewilligte die für erforderlich erachteten Gelder, und 1880 begann der Bau. Doch zunächst zeigte sich dieser als weit schwieriger und kostspieliger, wie angenommen. Bis 1884 waren erst 35 Kilometer fertig, für die 25 Millionen Franks aufgewendet werden mußten. Die Kolonie mußte den Weiterbau mit Hilfe von Zwangsarbeit der Eingeborenen aus eigenen Mitteln fortsetzen, bis 1898 das französische Parlament sich zu neuen Opfern bereit finden ließ. Jetzt endlich naht die 560 Kilometer lange Linie ihrer Vollendung, aber von all den gehegten Erwartungen hat sich bisher keine erfüllt. Weder die Einfuhr ins Innere der Kolonie noch die Ausfuhr von da hat sich wesentlich gehoben. Wenn die Kolonie sich heute in besseren Verhältnissen befindet als früher, ist das lediglich die Folge des wachsenden Anbaues von Erdnüssen in den Küstengebieten und der gehobenen Nachfrage danach. Wenn dennoch verschiedene Leute vom Bau einer Bahn über den Niger nach Algier und einer weiteren von dort nach dem Tschadseegebiete schwärmen, werden sie nicht von wirtschaftlichen Erwägungen, sondern von dem Drange geleitet, die Herrschaft Frankreichs über ganz Nordwestafrika durch solche Schienenwege auch äußerlich der Welt darzutun. Daß diese je auch nur ihre Verzinsung einbringen würden, verspricht sich niemand im Ernste. — Die kleineren

Bahnlinien, welche Frankreich gegenwärtig in seinen Kolonien Guinée française. Côte d'Ivoire und Dahomey von der Küste zum Niger erbaut, sind sämtlich so geplant, daß sie dem Mutterlande keine großen Opfer auferlegen. Alle diese Gebiete decken seit einiger Zeit dank vorsichtiger Verwaltung und Erziehung der Bevölkerung zum Anbau zahlender Ausfuhrprodukte nicht nur ihre Kosten, sondern erzielen Überschüsse. Sie sind daher in der Lage, Mittel für Bahnbauten durch Aufnahme von Anleihen flüssig zu machen. Abgesehen davon reizt der Reichtum ihres Ackerbodens, der Holzreichtum ihrer Wälder und in Côte d'Ivoire auch die Aussicht auf Goldfunde Unternehmer, für Erteilung von Landkonzessionen die Verpflichtung zu Bahnbauten auf sich zu nehmen. Keine der Linien ist indessen weit genug fortgeschritten, um ein Urteil über ihren künftigen Erfolg zu ermöglichen. Vorderhand erscheint er überall dort, wo nicht wertvolle Mineralien, Elfenbein, Kautschuk u. dgl. im Innern in Mengen der Ausfuhr harren, sehr zweifelhaft. — Eine weitere Bahn, die Frankreich von seinem Besitz an der Somaliküste aus nach Abessynien unter Gewährung ansehnlicher Zuschüsse erbauen läßt, dürfte mehr politischen Zwecken dienen. Sie soll wohl in der Hauptsache dem französischen Einflusse im Reiche Menelik's ein dauerndes Übergewicht verschaffen.

Das von Frankreich gegebene Beispiel hat zuerst Portugal nachgeahmt. Sein einst ganz Afrika umfassender Besitz, der allmählich auf Angola und Mozambique zusammengeschrumpft war, krankte im neunzehnten Jahrhundert nach allen Richtungen. Nennenswerte Einnahmen brachte er nirgends, sondern forderte fortgesetzt Opfer vom Mutterlande. Als die Nachbarn Miene machten, sich der ohne jede Verwaltung und Aufsicht gelassenen Gebiete zu bemächtigen und der Verlauf der Kongoangelegenheit den Portugiesen zeigte, daß sie nirgends auf Unterstützung rechnen konnten, sah man sich in Lissabon nach Mitteln um, die Kolonien in die Höhe zu bringen und verfiel auf den Bau von Bahnen. 1883 erteilte Portugal englisch-amerikanischen Unternehmern die Konzession zum Bau einer Bahn an der Delagoabay von Lourenzo Marques nach Transvaal. 1885 schrieb es die Erbauung einer Bahnlinie in der Kolonie Angola von Loanda nach dem Innern aus. Sie sollte den Anfang eines transafrikanischen Schienenweges bilden. Die ersterwähnte Bahn ist in jeder Hinsicht erfolgreich gewesen, weniger durch Entwicklung des durchschnittenen Gebietes als durch die Menge der von Transvaal ein- und ausgeführten Produkte. Dieses entwickelte und reiche Hinterland hat der Stadt Lourenzo Marques zu raschem Aufblühen und Gedeihen verholfen. Wie die Delagoabahn, ist die 1891 genehmigte Beirabahn fast ganz auf das von ihr erschlossene Hinterland angewiesen. Beide Bahnen sind daher mehr als Teile des früher behandelten südafrikanischen Bahnnetzes, denn als Kolonialbahnen im engeren Sinne aufzufassen. Anders haben sich dagegen die Dinge bei der Angolabahn gestaltet, wo mit erschließbarem Hinterlande so wenig wie mit einer besonderer Entwicklung fähigen Kolonie zu rechnen war. Zehn Jahre hat es gedauert, ehe die Gesellschaft, welche die Herstellung der Bahn unternahm, nur 300 Kilometer fertigstellte, und alljährlich

mußte Portugal ihr für seine Verhältnisse ansehnliche Zuschüsse zahlen. Als die notleidenden Staatsfinanzen zur Aufbringung der Garantie nicht mehr imstande waren, wurde der Weiterbau eingestellt und der Betrieb der Bahn auf's allernötigste beschränkt. Die heute völlig bankerotte und vergebens zum Verkauf ausgebotene Linie hat weder den Handel noch die Bewirtschaftung der Kolonie irgendwie ernstlich gefördert; statt dem Mutterlande die Behauptung der Kolonie zu erleichtern, hat sie seine Lage noch erschwert. Man hat auch später noch erkannt, daß diese Bahn nicht einmal als Anfangsstrecke einer transafrikanischen Linie in Betracht kommen kann und hat sich entschlossen, hierfür neuerdings eine andere Bahn, die im Süden der Kolonie an der Lobitobay ihren Ausgang haben soll, zu konzessionieren. Die Unternehmer dieser Bahn, Engländer, haben allerdings finanzielle Unterstützung von Portugal nicht zugestanden erhalten, sondern haben ihm ihrerseits allerlei Leistungen versprochen. Für sie steht aber auch das Interesse Portugals gar nicht in Frage, sondern für sie handelt es sich nur um eine Zufahrtslinie nach dem Katangagebiete, wo sie die Ausbeutung von verschiedenen Minen im Auge haben. Außerdem hofften sie von der lebhaften Spekulation zu profitieren, welche sich einige Zeit lang in England besonders auf Minen und damit zusammenhängende Unternehmungen verlegt hatte. Da diese günstige Lage nicht lange vorgehalten hat und die Aufbringung der erforderlichen großen Kapitalien nicht geglückt ist, wird voraussichtlich die Lobitobaybahn niemals zur Ausführung gelangen und es mit der Entstehung der transafrikanischen Bahn in jenen Gegenden gute Wege haben.

Das in kolonialen Dingen so erfahrene England hat lange gezaudert, den Bau von Eisenbahnen im tropischen Afrika in die Hand zu nehmen. Seinen Sachverständigen scheint es früher niemals zweifelhaft gewesen zu sein, daß aus den in Südafrika und Ägypten gemachten Erfahrungen sich Rückschlüsse auf Bahnen in Gebieten an der afrikanischen West- und Ostküste nicht ziehen ließen. Trotz hundertjährigen Besitzes ist es an der ersteren dem Beispiele Frankreichs und Portugals daher nicht gefolgt. Sierra Leone, Goldküste wie Lagos sind bis in die allerletzte Zeit darauf angewiesen geblieben, ihre Entwicklung ohne die Hilfe von Eisenbahnen zu fördern. Es ist bekannt, daß ihnen das auch gelungen ist. Beide Kolonien gehören seit langem zu den blühendsten in Afrika. Anders ist die Stellungnahme Englands erst geworden, seit es aus Eifersucht gegen Frankreich mit seiner früheren Politik hinsichtlich Afrikas gebrochen und sich Ostafrikas und des Nigergebiets bemächtigt hat. In dem erstern stieß es sofort auf dieselben Schwierigkeiten wie Deutschland. Die Kolonie brachte sehr wenig ein und erforderte alljährlich erhebliche Zuschüsse vom Mutterlande. War das der englischen Kolonialverwaltung schon sehr unbequem, so machte noch ein anderer Umstand es England erwünscht, daß in diesem Gebiete ein rascher Wechsel der Dinge erfolge. Verschiedene seiner führenden Männer waren nämlich von dem Gedanken durchdrungen, daß Ostafrika mit dem daranstoßenden Uganda, welches das Quellgebiet des Nils umfaßt, eine Straße nach Oberägypten dar-

stelle, die von gleicher Wichtigkeit unter Umständen für England wie für Indien werden könne. Man unterschätzte dabei freilich sowohl die Entfernungen als die Schwierigkeiten und Kosten eines Schienenwegs und vergaß auch ganz der früheren Beobachtungen mit Bahnbauten in unerschlossenen Gebieten. Aber im Parlamente stieß der Gedanke auf Beifall, und es wurde, ohne brauchbare Vorarbeiten und Anschläge, eine Summe von 20 Millionen Mark für Erbauung einer Bahn von Mombas nach Uganda bewilligt. Kaum hatte die Ausführung des großen Werks mit Hilfe erfahrenster indischer Ingenieure und Arbeiter begonnen, da zeigte sich, wie irrig alle jene Erwägungen gewesen waren. Land und Klima verursachten größte Schwierigkeiten. Verkehr, der einigermaßen zur Deckung der Kosten hätte beitragen können, entstand nicht, ja selbst Erzeugnisse, die später von der Bahn hätten verfrachtet werden können, wollten sich nicht finden. Jahr auf Jahr verging, ehe die Linie fertig wurde. Die Kosten überschritten das ursprünglich bewilligte Kapital am Ende ums fünffache. Jetzt ist die Bahn endlich bis zum Viktoria Nyanza ausgebaut — das Endstück nach Uganda um den See herum hat man längst aus dem Programm gestrichen —, und nicht eine der darauf gesetzten Erwartungen hat sich erfüllt. Es ist richtig, daß die Beamten, Militärs und Missionare der Kolonie bequemer reisen können, und die Regierung an Transportkosten für sie und die in der Kolonie nötigen Vorräte spart. Auch können Touristen nun auf der Bahn bequem ein Stück des Innern des schwarzen Erdteils besichtigen. Das ist aber alles. Selbst die größten Optimisten haben den Gedanken, daß die Bahn je ihre Kosten aufbringen wird, fallen lassen. Man wird sehr zufrieden sein, wenn sie jemals nur ihre Betriebskosten decken sollte. Die bisher vorliegenden Beobachtungen zeigen keine nennenswerte Hebung des Handels der Kolonie. Der Anbau der Produkte, welche in ihr von alters her vorkommen, steigt nicht, da ihr Export sich nicht lohnt, wenn auf ihren Preis noch Transportkosten geschlagen werden müssen. Neue wertvollere einheimische Erzeugnisse haben sich bisher nicht entdecken lassen. Insbesondere waren alle Hoffnungen auf Entdeckung wertvoller Mineralien vergeblich. Von neuen Nutzgewächsen hat sich nur die Kartoffel bewährt. Aber auch sie lohnt die Ausfuhr nicht, und an Ort und Stelle ist nicht genug Nachfrage vorhanden. Zur Zeit setzt man die letzte Hoffnung auf Besiedelung des Hochlandes im Innern Ostafrikas mit weißen Bauern, welcher Art sie auch seien. Mißglückt auch dieser Versuch, so ist nicht abzusehen, was aus der Ugandabahn noch werden soll. Die englische Regierung müßte eben in Zukunft nicht nur die Betriebskosten zahlen, sondern auch noch die bald nötig werdende Erneuerung der Schienen und Materialien fortgesetzt aus eigener Tasche zahlen, wenn die Linie nicht eines Tages eingehen soll.

Ehe noch diese Sachlage sich so klar herausgestellt hatte, hat England sich zum Bau von Bahnen im Nigergebiete entschlossen, hier in erster Linie aus politischen Erwägungen. Man wollte die mohammedanischen Reiche des Innern vollständig unterwerfen und sie gegen Eindringen französischen oder deutschen Einflusses sichern. Dazu bedurfte es verschiedener Bahnbauten.

Doch hat man sich hier mit billigen Feldbahnen begnügt und dürfte mit dem Bau größerer Linien wohl warten, bis die Erfahrung zeigt, daß Finanzen und Handel der Kolonie von der bessern Verbindung des Innern mit der Küste wirklich ernstlichen Nutzen haben. In Lagos, Goldküste und Sierra Leone sind neuerdings kleine Bahnstrecken fertiggestellt worden; die bedeutendste ist die nach dem Aschantilande. Sie alle werden aber aus den Einkünften der betreffenden Kolonien bezahlt. Für diejenigen in Lagos und Sierra Leone ist außerdem die Möglichkeit einer Rentabilität vorhanden, da die durchschnittenen Gebiete von einer ziemlich dichten, an Arbeit gewöhnten Bevölkerung bewohnt und Erzeugnisse vorhanden sind, für deren Export die Bahnfrachten nicht erheblich ins Gewicht fallen. Die Aschantibahn aber ist berechnet auf den Gebrauch der zahlreichen Goldbergwerke, die im Gebiete der Goldküste in Entstehung begriffen sind. Sie muß sich bezahlt machen, wenn auch nur die Hälfte der über das Goldvorkommen in jenem Gebiete vorliegenden Nachrichten der Wahrheit entspricht.

Gegenwärtig wirft nur eine der im tropischen Afrika erbauten Bahnen Nutzen ab, die im Gebiete des Kongostaats erbaute und zu Ende der 90er Jahre eröffnete Linie zur Umgehung der Stromschnellen im Unterlaufe des Kongostroms. Als sie geplant wurde, wußte man, daß große Massen von Elfenbein und Kautschuk im weiten Kongobecken vorhanden waren, die selbst bei ziemlich hohen Frachten den Export lohnten. Es konnte daher eine Privatgesellschaft ohne allzu große Gefahr den Bau der Linie unternehmen. Hier hat denn auch der Erfolg den Erwartungen der Unternehmer entsprochen. Obgleich die Bahn viel höhere Kosten verursacht hat, als anfangs gerechnet wurde, decken ihre Einnahmen die Kosten und ermöglichen die Verteilung hoher Dividenden. Ermutigt durch diesen Erfolg, ist man jetzt am Werke, auch am obern Laufe des Kongo Bahnen zur Umgehung von Schiffahrtshindernissen zu errichten. Hier liegen aber die Verhältnisse viel schwieriger, und es ist sehr fraglich, ob dabei ein ähnlicher Nutzen wie bei der Bahn des untern Kongo erzielt werden wird. Alle die afrikanischen Bahnunternehmungen, welche im Vertrauen auf die Gewinne der Kongobahn unter ganz andern Umständen begonnen worden sind, haben sich sehr bald überzeugen müssen, daß die besonderen örtlichen Verhältnisse im tropischen Afrika von entsprechender Bedeutung sind und das Rentieren einer Bahnlinie nichts für andere besagt.

In Deutschland übersieht man diesen Umstand in kolonialen Kreisen noch heute für gewöhnlich. Man erwartet Nutzen von Bahnen in den Schutzgebieten lediglich, weil Bahnen immer einem Lande nützen und weil der Kongostaat so gute Geschäfte mit seiner Bahn mache. Daß diese Auffassung irrig ist, hat man aber bereits mit der Usambarabahn in Ostafrika erprobt. Die Ostafrikanische Gesellschaft hat mit Hilfe einiger Finanzleute den Bau dieser Bahn zu Anfang der 90er Jahre unternommen. Abgesehen von den allgemeinen Erwartungen vom Nutzen einer Bahn ließ sie sich dabei von der Hoffnung auf die Erträge der Kaffeepflanzungen in Usambara leiten und begnügte sich mit Zuweisung

größerer Landstrecken in der Nähe der Bahn, durch deren Verkauf sie die Kosten einzubringen hoffte. Sehr bald zeigte sich aber, daß diese Erwartungen sämtlich irrig waren. Die Bahn erzeugte weder Ansiedlung noch größere Produktion oder Verkehr. Die Kaffeepflanzungen erwiesen sich als Fehlschlag, und für das Land fanden sich nicht genügend zahlungsfähige Käufer. Dazu waren die Baukosten weit höher als veranschlagt. Nach wenigen Jahren stellte die Gesellschaft den Weiterbau und sogar Erhaltung der Linie ein und die Regierung mußte sie zurückkaufen. Obwohl diese Bahn heute auf Staatskosten nicht allein vollendet ist, sondern über ihr ursprüngliches Endziel weit hinaus verlängert wird, bringt sie weder die Betriebskosten ein noch hat sie die Erschließung des durchschnittenen Gebietes in nennenswerter Weise gefördert. — Die zweite Kolonialbahn ist deutscherseits in Südwestafrika, von vornherein auf Staatskosten, erbaut worden, hauptsächlich aus politischen Erwägungen. Es handelte sich darum, die von Viehseuchen, Hungersnöten und Unruhen der Eingeborenen bedrohte Kolonie zu retten. In dieser Beziehung hat die Bahn zweifellos Nutzen geschaffen, und sie würde es noch mehr getan haben, wenn gesundere allgemeine Verhältnisse in Südwestafrika geherrscht hätten, denn hier handelt es sich im wesentlichen um ein von Weißen besiedelbares Gebiet, wie das englische Südafrika, wo außerdem die geologischen Verhältnisse das Vorhandensein großer Minerallager wahrscheinlich machen. Herrscht hier einmal Ruhe und Frieden und eine den vorliegenden Bedingungen angepaßte Verwaltung, so werden hier Bahnen sich sicher bezahlt machen und dem Lande nützen. Zur Zeit ist eine Linie nach den Otaviminen von privater Seite ohne Staatshilfe geplant, und eine zweite wird von militärischer Seite errichtet, über die man sich freilich bisher noch kein Urteil bilden kann.

Nicht schlecht sind die Aussichten für eine Bahn in Togo, welche mit Hilfe einer besonderen, vom Reich der Kolonie vorgestreckten Anleihe gebaut werden soll. Die Kolonie ist fruchtbar, ihre Bevölkerung arbeitsam, für erfolgreichen Anbau neuer Produkte gute Aussicht vorhanden. Die kleine Linie wird daher wahrscheinlich sich zahlen und die schon aufblühende Kolonie weiter fördern. Skeptischer stehen Sachkenner der von Ostafrikainteressenten durchgesetzten neuen Bahn von Daressalam nach Mrogoro gegenüber. Hier liegen die Verhältnisse eher noch ungünstiger als in Usambara. An Besiedelung des durchschnittenen Landes ist nicht zu denken, die Aussichten auf erfolgreichen Plantagenbau sind gering, und es ist nicht abzusehen, wo eine besondere Steigerung des Handels herkommen soll. Wenn nicht alles täuscht, wird auch hier binnen wenigen Jahren die Regierung das Unternehmen zurückkaufen und die Kosten nebst der Verzinsung zu den übrigen Kosten der Kolonie zahlen müssen, wenn nicht etwa die Entdeckung von Mineralien oder ein anderer Zufall endlich einmal der von der Natur so stiefmütterlich bedachten Kolonie zu Hilfe kommt.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Warum

ist die

„Smith Premier“

Schreibmaschine

die Beste?

Deutsche Volltastatur.

Za. 250000 Stück im Gebrauch.

Weil

sie tatsächlich alle Forderungen voll und ganz erfüllt, die an eine tadellose Schreibmaschine gestellt werden müssen.

Verlangen Sie Prospekte durch

The Smith Premier Typewriter Co. m. b. H.

Leipzigerstr. 23 **Berlin W.,** Leipzigerstr. 23.

Tagebuchblätter und Briefe

1853—1871.

herausgegeben und eingeleitet von

Professor **Dr. Wolfgang Golther.**

Geh. M. 5.—. 400 Seiten mit 4 Bildern u. 3 faksim. Geb. M. 6.—.

Die von W. Golther herausgegebenen Briefe Wagners an Mathilde Wesendonk sind, abgesehen von ihrem Wert als Quellen für die Geschichte und Psychologie der Wagnerschen Werke, leuchtende Zeugnisse für die geistige Höhe, auf der sich Wagners Denken bewegte, und sie stellen in dieser Hinsicht alles in Schatten, was an Briefen berühmter Männer aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt geworden ist. „Der Kunstwart".

Der tiefste und aufschlußreichste Briefwechsel Richard Wagners, eine Perle der Weltliteratur wie Goethes Briefe an Frau von Stein.

„Die Wartburgstimmen".

Im Tiefsten ergriffen, voll stiller Wehmut, aber doch auch mit freudigem Stolz und dem Gefühl der Befreiung lege ich dies Buch aus der Hand. Es wird mir in Zukunft nahe bei der Hand liegen. „Der Türmer".

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstraße 43.

Title Page
SEP 8 1904
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

BEGRÜNDET VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

III. Jahrgang. September 1904. H

Inhalt des Septemberheftes:

Seite
Friedrich Ratzel: Leitspruch 801
Peter Cornelius: Dortjen-Märrer. Eine Halliggeschichte 801
Archivrat Dr. Rudolf Krauss in Stuttgart: Eduard Mörikes Liebesleben 818
Aus Eduard Mörikes Gedichten 830
Dr. H. Schwalle, Direktor der Deutschen Schule in Konstantinopel: Deutschlands Anteil an der wirtschaftlichen Erschliessung der asiatischen Türkei II. 831
Bücherschau (Th. Schiemann, Deutschland und die grosse Politik 1903 . 843
Privatdozent Dr. Fr. Medicus in Halle: Zur Philosophie der Geschichte 844
Fritz Philippi: Als der Welt Sterben zu dem Mädchen kam. Gedicht 855
Bruno Baumgarten: Nachtgesänge 856
Dr. G. Fritz, Bibliothekar der Volksbibliothek in Charlottenburg: Aufgaben und Organisation der modernen Volkserziehung . . . 858
H. von Guenther: Spruch 871
Bibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Cassel: Verstand und Gefühl im 18. Jahrhundert II. 872
T. Silvanus: Ein Anschlag auf die deutsche Schule in Ungarn 885
Prof. Dr. Heinrich Titze in Göttingen: Über die Begriffe Recht und Gerechtigkeit 894
Laura Frost: Briefe von Peter Cornelius 910
Dr. Georg Sydow in Berlin: Sombarts Theorie des modernen Kapitalismus 915
Aus neuen Büchern 929, 957
Prof. Dr. Th. Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik . . 930
H. Wildenstein: Waldeinsamkeit. Gedicht 936
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 937
Dr. Carl Busse: Literarische Monatsberichte XII (Oskar Blumenthal, Nachdenkliche Geschichten. — Heinrich Diefenbach, Aus der Dingskirchener Chronik. — Gerhard Ouckama Knoop, Hermann Osleb. — Max Mell, Lateinische Erzählungen.) 945
Dr. Otto Hötzsch: Das Deutschtum im Auslande III 953
Bücherschau (v. Kretschman, Kriegsbriefe. — J. Lohmeyer, Auf weiter Fahrt. — R. Eckart, Deutsche Frauenbilder. — P. Friedrich, Der Kampf um den neuen Menschen) 958

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang. Abonnementspreis vierteljährlich 3 Hefte M. 5.— (nach dem Ausland M. 6.25). Einzelne Hefte M. 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlungen, die Postanstalten oder vom Verlag. Prospekte gratis.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an

Dr. Otto Hötzsch,

Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart"

alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den

Verlag Alexander Duncker.

Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

„Seitdem ein Großstaat ohne wirtschaftliche Weltinteressen undenkbar geworden ist, ist auch ein wahrer Großstaat ohne Seemacht nicht mehr zu denken."

„Die Beherrschung des Meeres trägt aus den endlosen Horizonten einen großen Zug von Kühnheit, Ausdauer und Fernblick in den politischen Charakter der Seevölker hinein. Sie haben am wesentlichsten beigetragen zur Vergrößerung der politischen Maßstäbe. Die enge territoriale Politik ist ihrem Wissen nach kurzsichtig; das weite Meer erweitert den Blick nicht bloß des Kaufmannes, sondern auch des Staatsmannes."

„In Deutschlands Lage ist die Forderung enthalten, daß es immer ein solches Gleichgewicht zwischen seinen Land- und Seekräften aufrecht zu erhalten suchen muß, daß es seine Stellung in Mitteleuropa nicht zu schwächen braucht, um stark zur See zu sein, vielmehr die eine durch die andere stärken muß."

Friedrich Ratzel.*)

Dortjen-Märrer.

Eine Halliggeschichte.

Von

Peter Cornelius.

„Morgen gehts nach der Hamburger Hallig." Das war eine Freude für uns Schüler der Bredsumer Rektorschule, wenn diese Parole an heißen Sommertagen ausgegeben wurde! Frühmorgens, wenn die Sonne über das bemooste Strohdach des alten Schulhauses emporgekrochen war, marschierten wir auf dem festen, grauen Marschwege dem Außendeiche zu. Nun breiteten sich — denn es war „hohle Ebbe" — die grauen Watten vor unsern Blicken aus. Ein Wettlauf über die dielenebene Grasnarbe des Vorlandes begann, bis wir den zähen, grauen Schlick, den noch vor zwei Stunden die trüben, salzigen Fluten der Nordsee bespült hatten, erreichten.

*) In Friedrich Ratzel, der am 9. August plötzlich verstorben ist, ist auch unserer „Deutschen Monatsschrift" ein warmer Freund und treuer Mitarbeiter entrissen worden; wir werden in einem der nächsten Hefte eine Würdigung des auch um die nationale Sache hochverdienten großen Geographen bringen.

Wer überhaupt Stiefel trug, hatte sich ihrer schon am Deich entledigt. Hier aber „krempten" wir, Lehrer und Schüler, die Hosen möglichst weit in die Höhe, sodaß die Hosenbeine uns prall um die Schenkel saßen. Und mit großem Halloh begann nun der Schlicklauf. Der zähe Schlamm hielt fest, und es kostete nicht geringe Anstrengung, die nackten Füße hinterher zu ziehen. Hier und da standen Wasserlachen oder liefen Prielen[1]) über die Watten. Bis über die Knie sanken wir an diesen Stellen nicht selten in den tückischen Schlamm.

Für manche war es natürlich ein Hauptgaudium, in diesen Pfützen herumzupatschen, daß der Schlamm ihnen um die Ohren spritzte. Dann gab es ein Gelächter und Gejuchze, daß die Möven, die uns schreiend und Flügel schwingend umkreisten, ängstlich ein Stück zurückflogen. Noch größer war das Freudengeheul, wenn einer der kleinen Nordseekrebse einen von uns in die große Zehe zwickte, daß er laut aufschrie, oder man gar eine „Scholle griff". Mochten die Lehrer schelten und zur Ruhe und Vorsicht ermahnen, es half nichts. Die übermütigen Fohlen kamen nicht eher zur Ruhe, als bis sie sich in dem zähen Schlamm müde getobt hatten.

Dieser Zeitpunkt trat etwa in der Mitte zwischen dem Festland und der Hamburger Hallig ein. Nun keuchten wir gesitteter dahin. Ja manche ließen die Ohren schon hängen und krochen schneckenlangsam über die träge Masse des Nordseeschlicks.

Die Vorhut faßte die Hallig, die sich zuerst wie ein langer schwarzer Streifen am Horizont hingezogen hatte, sich aber, je näher wir kamen, in immer schärferen Umrissen aus dem Wattenmeer erhob, ernstlich ins Auge. Es galt als ein Ruhmestitel, den Entdeckerfuß zuerst auf das Eiland zu setzen. Einmal habe ich die Siegespalme errungen. Wer noch Proviant besaß — einige Nimmersatte hatten schon unterwegs mit ihren gesamten Vorräten aufgeräumt —, nahm nun einen Imbiß aus der Botanisiertrommel und einen Schluck aus der Flasche. Dann gings auf die Suche nach Eiern, Muscheln und ähnlichen begehrenswerten Dingen.

So grasten wir langsam um die eine Hälfte der Hallig herum, bis wir an das Schäferhaus, das einzige auf dem Eiland, kamen. Hier wurde Mittagsrast gehalten. Der Schäfer, Bunke Paysen, der seine wolltragenden Schützlinge in der Nähe des Hauses weidete, erwiderte unsern Gruß mit einem mißtrauischen Augenblinzeln. Der einsame Philosoph wußte, daß wir gern allerlei Schabernack trieben und sah deshalb lieber

[1]) Schmale Wasserläufe im Schlick.

unsern Rücken als unsere Vorderseite. Im Notfall sprach er ein Wort zu seinem Hunde, vor dem wir einen höllischen Respekt hatten; denn einzelne wußten aus schmerzlicher Erfahrung, daß Pluto so wenig mit sich spaßen ließ, wie weiland der Köter seines Namensvetters in der Unterwelt.

Bei der Schwester des Schäfers, die mit ihrem wortkargen Bruder mutterseelenallein auf der Hallig lebte, fanden wir eine bessere Aufnahme. Sie verabreichte uns für zehn Pfennig ein großes Glas Schafmilch und dazu noch eine ansehnliche Schnitte Schwarzbrot mit Schafbutter. Ihre Lieblinge, zu denen auch ich mich zählen durfte, bekamen sogar ein Stück Schafkäse dazu.

Nach der Verdauungsfiesta schlenderten wir um die andere Hälfte der Hallig herum. Die Flut war inzwischen herangekommen und hatte ihren Höhepunkt erreicht. Doch der „blanke Hans" tobte heute nicht wie ein wilder Hengst, sondern lag im Scheine der Nachmittagssonne so unschuldig lächelnd da, als hätte er nie in tückischer Wut und heulender Leidenschaft dies Eiland umrast und ihm ein Glied nach dem andern vom Leibe gerissen.

Ein paar Stunden trieben wir noch unser Unwesen auf der Hallig, wenn es uns auch schon etwas langweilig zu werden begann. Wir freuten uns, als die Flut so weit gesunken war, daß der Heimweg, der bedeutend gesitteter vor sich ging, angetreten werden konnte. Vorher verabschiedete ich mich jedesmal besonders förmlich von Dortjen-Märrer (Tante Dora), wie ich der friesischen Landessitte gemäß die Schwester des Schäfers nannte.

So lange ich noch kurze Hosen trug — bei uns zu Lande trägt die hoffnungsvolle Jugend schon mit zehn Jahren lange Beinkleider, dieses Zeichen männlicher Würde —, bekam ich jedesmal einen Abschiedskuß. Später wollte ich mir denselben in Ansehung des Spottes der Kameraden nicht mehr gefallen lassen, trotzdem ich das gute runzlige Gesicht Dortjen-Märrers wohl leiden mochte. Mit den Jahren entstand zwischen uns eine Art Freundschaftsverhältnis; denn noch als Primaner und Student habe ich sie alljährlich besucht. Ich brauchte nun nicht mehr über den Schlick zu laufen, weil inzwischen vom Festlande bis zur Hamburger Hallig eine „Sprocklahnung" [2]) gelegt worden war, auf der man trockenen Fußes hinübergehen konnte.

Das letztemal war ich als neugebackener Doktor auf der Hallig. Der Himmel blaute im reinsten Azur, kaum daß ein paar zarte Lämmer-

[2]) Ein aus Reisig und Knüppeln geschichteter Damm auf dem Schlick.

ordentlicher Menſch, er „kaute“ nicht und rauchte nicht und nie in meinem Leben habe ich ihn „duhn“ geſehen.

„Und ſchmuck ſah er aus, wenn er am Sonntag ſeine blaue Jacke mit den ſilbernen Knöpfen anzog — ich ſehe ihn heute noch —, viel ſchmucker als der kleine Jens Arffſten, der einzige Sohn des Bauern, der etwas verwachſen war und rote Haare hatte und dazu viele Sommerſproſſen, als hätte ihm einer das Geſicht mit gelber Tinte voll geſpritzt. Niß Thieſſen konnte er nicht vor Augen ſehen, ich glaube deshalb nicht, weil ich zu Niß freundlicher war als zu ihm; denn ich hatte ihm einſt — ſchwupps — eine Maulſchelle gegeben, als er mich von hinten umfaßte und küſſen wollte. Ich ſelbſt wußte es damals noch gar nicht recht, daß ich Niß Thieſſen gut war. Darüber gingen mir erſt den andern Sommer die Augen auf, als wir alle zuſammen in der Süderfenne zum „Heuſchwäln“ (Heumachen) waren.

„Ich hatte mir am Tage vorher mit heißem Waſſer die Finger der rechten Hand etwas verbrüht und konnte nur mit Mühe die Heuharke regieren. Es war mir daher nicht möglich, meinen „Strich“ ſo ſchnell zu harken, wie die beiden Tagelöhnerfrauen, die uns halfen. Niß Thieſſen, der neben dem kleinen Jens Arffſten mit der Forke (Heugabel) hantierte, mochte merken, daß mich dies genierte. Er nahm daher mit ſeiner Forke immer ſorgfältig die Schwaden vor meiner Harke weg, ſodaß ich nicht im „dicken Heu zu wogen“, ſondern mit meiner Reibe (Harke) nur loſe nachzuſtreichen brauchte. Darüber ärgerte ſich Jens Arffſten.

„Was ſchleichſt du da um Dortjen herum, wie der Fuchs um den Hühnerſtall?“ rief er zu Niß Thieſſen hinüber, „komm her und ſpitze den Heudiemen.“

„Ich verſtehe meine Arbeit beſſer als du, und weiß, was ich zuerſt und zuletzt zu machen habe,“ erwiderte gereizt Niß, der ein tüchtiger Arbeiter war und den faulen kleinen Jens zehnmal in den Sack ſteckte.

„Ach was, du biſt ein Faulpelz.“

Da ſtieß Niß wütend ſeine Heugabel in den Boden und ſprang auf Jens Arffſten los.

Es ſah gefährlich aus, wie die beiden mit miteinander rangen; denn ſie ſtanden ganz in der Nähe des „Zielzugs“[*]). Der lange Niß war gegen den kleinen ſtämmigen Jens, der den Gegner um den Leib gepackt hatte, im Nachteil, und ich fürchtete ſchon, Arffſten würde ihn in

[*]) Beſonders breiter Waſſergraben.

den Zielzug drängen. Aber noch am Rande riß sich Niß mit aller Macht von seinem Gegner los und gab ihm einen Stoß, daß Jens wie ein Häufchen Unglück kopfüber in den Zielzug kugelte. Es war zum Lachen, wie der kleine Kerl in dem nicht tiefen, aber morastigen Wassergraben „herumpulschte". Die beiden Tagelöhnerfrauen reichten ihm ihre Harkenstiele hin, und an ihnen arbeitete sich Arfsten aus dem Wasser und Morast heraus. Sofort griff der kleine pudelnasse Wicht zur Heuforke und hätte sie Niß Thiessen unfehlbar durch den Leib gejagt, wenn dieser nicht mit seinen langen Beinen Reißaus genommen hätte. Es war auch das Klügste, was er tun konnte. Noch an demselben Tage mußte er seinen Dienst verlassen. Als er, sein Bündel auf dem Rücken, zu mir trat, um mir Adjis zu sagen, da konnte ich es mit aller Gewalt nicht hindern, daß mir die Tränen über die Backen liefen.

„Blivst du mi tru, Dortjen?" fragte er noch, und ich — na, ich konnte nicht gut anders als „ja" sagen. Ich tat es auch gar nicht ungern.

Niß fand am nächsten Tag einen andern Dienst bei einem Bauern in Süderende, und auch ich kündigte zu Michaelis. Ostern ging ich als Großmagd zu Ketel Jessen in Oldsum. Ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß auch nur daran zu denken war, daß ich und Niß hätten zusammenkommen können. Es war damals ja noch in der dän'schen Zeit und auf Föhr durfte kein Mensch heiraten, der nicht wenigstens hundert Speziestaler besaß. Das aber war damals ein Kapital. Ich verdiente zwölf und Niß zwanzig Taler Lohn jährlich. Aber was wir davon erübrigten, das gab ich meinem Vater und er seiner alten, gebrechlichen Mutter. Das war uns so selbstverständlich, daß keiner dachte, es könnte anders sein. Wir warteten von Jahr zu Jahr und hofften und hofften auf die Zukunft und hätten wohl unser ganzes Leben lang gehofft, wenn nicht etwas eingetreten wäre, das uns ...

„Aber da kommen die Mannsleute, die können weiter erzählen. Sie wissen es besser als ich."

Damit stand Dortjen-Märrer auf und ging nach der Küche, um den auf dem Backsteinherd warm gestellten Kaffee zu holen. Die beiden langgesichtigen, sehnigen Friesen waren inzwischen in die Stube getreten und hatten nach kurzer Begrüßung am Tische Platz genommen.

Der Schäfer langte den braun polierten Tabakskasten von der Kommode und kratzte die schwarzen Tabaksreste aus seiner Meerschaumpfeife, während sein Bruder verlegen die graue Schirmmütze abwechselnd abnahm und wieder aufsetzte. Er war augenscheinlich unentschlossen, ob

er sie, wie sein Bruder, auf dem Kopf behalten oder sie mir zu Ehren abnehmen sollte. Endlich stülpte er sie mit einem entschlossenen Ruck auf den angegrauten Haarscheitel und schob der eben wieder eintretenden Schwester seine Kaffeetasse hin.

Ich fragte nach den Schafen, den Wollpreisen und was dergleichen mehr ist, bekam aber nur einsilbige Antworten. Erst bei der zweiten Tasse heißen Kaffees, als ich den neuesten Berliner Witz zum Besten gab, schmolz das Eis ihrer steifen Zurückhaltung soweit, daß der Schäfer den Mund zu einem breiten Schmunzeln verzog, während der Bruder in ein dröhnendes Gelächter ausbrach.

„Erzähle Herrn Cornelius doch, wie der kleine Jens Arfsten dazumal ums Leben kam," drängte Dortjen den mundfaulen Schäferbruder, „du kannst die Geschichte ja doch beinah auswendig".

Der aber ließ nur ein Brummen vernehmen, das etwa klang wie „hew keen Tid".

Da merkte ich, daß ich grobes Geschütz auffahren mußte, um diese unzugängliche Festung einzunehmen. Ich zog meine Zigarrentasche hervor, entnahm ihr langsam eine Havanna „mit der Leibbinde" und drehte sie nachlässig zwischen den Fingern. Der alte Schlauberger, der ein leidenschaftlicher Raucher war und, was bei Landleuten selten vorkommt, eine gute Zigarre zu würdigen wußte, ließ ein behagliches Grunzen vernehmen. Die rotgoldige Leibbinde, die sieghaft in dem zum Fenster einbrechenden Sonnenlicht strahlte, übte eine magische Wirkung auf ihn aus. Seine Augen wurden wacker und sein Geist wurde es auch.

„Bunke Ohm," warf ich mit einem Augenzwinkern hin, „habt Ihr noch Zeit, diese Zigarre zum Kaffee zu rauchen?"

„Ja ja, ich denke doch," grinste er, „wir können die Schafe ja durchs Fenster wahrnehmen."

Ich reichte ihm die Havanna hinüber und mein Federmesser dazu. Mit einer gewissen umständlichen Feierlichkeit schnitt er die Spitze ab, strich eins von den altmodischen, stinkenden Phosphorzündhölzchen, das er der Westentasche entnahm, an dem rechten Hosenbein an und setzte die Zigarre in Brand.

„Das soll wahr sein," knurrte er, nachdem er ein paar langsame Züge getan, „die schmeckt besser als Kaufmann Fedderſen seine aus der Fuhrmannskiste." Dabei streichelte er leise, fast zärtlich die rot-goldige Leibbinde.

„Das will ich meinen, Bunke Ohm, aber eine solche Havanna frischt auch ganz merkwürdig das Gedächtnis auf. Ich wette zehn gegen eins,

Ihr könnt uns jetzt die Geschichte von dem kleinen Arfsten tadellos erzählen? Wie?"

Dortjen-Märrer goß ihm aus dem unerschöpflichen Quell ihrer Riesenkaffeekanne zum drittenmal die Tasse voll mit den aufmunternden Worten: „Nu man to, Bunke. Du bist auch so zäh wie Lappleder."

Der Schäferhund, dessen Gebell wir eben noch draußen gehört, kam beruhigt zur Tür herein, legte seine Schnauze auf das rechte Knie seines Herrn und sah ihn treuherzig mit seinen braunen Augen an. Aber sein Herr hüllte sich noch immer in ein undurchdringliches Schweigen.

„Je Bunke," kam es ungeduldig aus dem Munde seines Bruders, „du sitzst vandage ja zu, als hättest du ein Pechpflaster auf dem Munde. Das beste wird wohl sein, wenn ich Herrn Cornelius die Geschichte erzähle."

„Nee nee, das is ganz nich nödig, Jörn, du kannst es ja doch nich ordentlich. Bist ja nicht dabei gewesen," sagte er verächtlich. „Und ich bin nun gerade so weit, daß ich anfangen kann."

Nachdem er einen Teil seines Kaffees in die Untertasse gegossen und sich durch einen Trunk zu dem schweren Werk gerüstet, tat er endlich, endlich den Mund auf.

„Ja, der kleine Jens Arfsten — ein kleiner Dreikäsehoch war er nur, aber ich sage euch, Herr Cornelius, handeln konnte er wie — nun beinahe so gut wie Jud Hirsch aus Husum. Und Viehverstand hatte er! Er griff so 'ner Quie nur mal in die Weichen und maß es hinten und vorn über die Schuften (Hüften). Die Kuh wiegt 730 Pfund, Bunke, sagte er, kannst dich darauf verlassen. Und man konnte sich darauf verlassen. Ja, ja, sei man still, Dortjen, ich weiß schon, was ich erzählen will.

„Na einerlei, wir beide gingen mitunter zusammen auf den Schafhandel aus. In den fünfziger Jahren ritten wir einmal mit noch einem andern nach Amrum, um eine Partie Schafe zu kaufen. Es war im Aprilmond, so um die Zeit der Springflut, und Arfsten hatte mir seinen alten Schimmel geborgt."

„Ritten?" fragte ich, „geht denn das?"

„Ja wißt ihr denn nicht, Herr Cornelius, daß man von Süderende auf Föhr zur Ebbzeit ganz gut mit Pferd und Wagen nach Amrum kommen kann? Der Weg ist durch Baken[4]) abgesteckt und beinah so fest wie die Diele hier. Nur an zwei Stellen, nahe bei Föhr und Amrum, laufen zwei Prielen über den Weg, wo das Wasser auch bei Hohlebbe fast bis an die Knie reicht. Paßt man nicht die richtige Zeit für die

[4]) Lange Stöcke mit Strohwischen.

Überfahrt ab, so können diese Stellen, man nennt sie Föhringer und Amrumer Tiefe, sehr gefährlich werden.

„Na einerlei, wir ritten, als der Tag eben graute, mit abnehmender Flut fort und kamen kreuzfidel auf Amrum an. Der Handel ging auch ganz nach Wunsch. Jens Arfsten machte wieder einen Priesterhandel; denn er kriegte drei „lumsche“ [5]) Schafböcke halb umsonst. Bauer Sönksen, dem sie gehörten, war . . .“

„Das gehört ja gar nicht dazu,“ mahnte Schwester Dortjen den Abschweifenden.

„Einerlei, Dortjen, wahr ist es doch; es ärgert mich noch diese Stunde, daß er mir die Böcke damals vor der Nase wegschnappte. Aber einerlei — ich wollte noch sagen, daß wir an dem Tage auch manchen Teepunsch tranken. Namentlich der kleine Kerl, ich meine Arfsten, konnte gar nicht genug bekommen. Er soff auch noch drei Gläser steifen Grog. Es war bitterkalt an dem Tag. Na einerlei, Ihr könnt Euch denken, Herr Cornelius, daß wir „etwas im Kopf“ hatten, als wir um Schummerabend im Krug die Gäule bestiegen. Als wir an den Strand kamen, merkten wir erst, das wir uns bei dem Handeln und Trinken etwas verspätet hatten; denn die graue Flut kroch schon von draußen heran.

„Der Bruder des Krugwirts, der uns bis an die erste Bake das Geleit gab, wollte absolut, wir sollten umkehren und bei ihm übernacht bleiben.

„Ihr holt das Stück nicht mehr, Leute, es ist ein Ding der Unmöglichkeit.

„Aber die andern wollten davon partout nichts wissen, und ich, der am wenigsten getrunken hatte, mochte mich nicht lumpen lassen. Na einerlei, wir setzten unsern Pferden die Hacken in die Seiten und ritten los. Wir kamen auch gut durch die Amrumer Tiefe hindurch, aber wir sahen doch, daß das graue Salzwasser immer schneller durch die Prielen lief und die niedrigen Stellen des Watts unter Wasser setzte. Die Pferde, die die Gefahr witterten, schlugen mit den langen Schwänzen die Flanken, schnoben ängstlich durch die Nase und liefen immer schneller zwischen den Baken dahin.

„Mittlerweile war es schon so schummerig geworden, daß wir nur noch von einer Bake zur andern blicken konnten. Aber das sahen wir ganz gut, daß eine graue Wasserschlange nach der andern über den Weg kroch. Meine zwei Kameraden hatten nun auch die Gefahr erkannt und

[5]) Kapitale, prachtvolle.

waren ganz still geworden. Wir trieben die Pferde noch mehr an, und wenn wir durch einen Tümpel ritten, spritzte das Schlammwasser uns hoch über den Kopf. Linker Hand hörten wir schon deutlich das Brüllen der Flut.

„Wir wußten jetzt, es ging um Leben und Tod. Und auch Arfsten war ganz nüchtern geworden. Na einerlei — wir dachten nur immer das eine: Wie kommen wir durch die Föhringer Tiefe? Wir konnten ausrechnen, daß sie nahe sein mußte. Und richtig, es dauerte auch nur ein paar Minuten, da hörten wir sie schon durch die Dämmerung sausen und brausen. Wo sonst nur die Prielen liefen, schlug jetzt die Nordsee ihre Wellen.

„Wir stoppten die Pferde und sahen einander an. Arfsten und der andere waren ganz weiß um die Nase, und ich werde wohl nicht viel anders ausgesehen haben. Na einerlei, wenn Not am Mann war, dann konnte Arfsten, so klein er auch war, sich noch am ehesten fassen. Vielleicht erriet er auch unsere Gedanken, die wir nicht recht laut werden zu lassen wagten; denn er rief plötzlich: „Besinnt euch nicht lange! Ihr mit euren großen Pferden werdet noch vielleicht durchkommen, für mich mit meinem kleinen Tier ist gar keine Aussicht. Ich werde ein bißchen zurückreiten zu der hohen Stelle. Vielleicht steigt die Flut nicht allzu hoch, so daß ich noch mit dem Leben davonkomme. Adjis, adjis."

„Damit wandte er seinen braunen Doppelpony, indes wir beiden andern unsere Pferde in die Flut hineintrieben. Die starken Tiere kämpften mit aller Macht gegen die Strömung an, aber als wir mitten in der Föhringer Tiefe waren, verlor mein Schimmel den Grund unter den Füßen und wurde von der Flut fortgerissen. Ich gab mich schon verloren und dachte: Gott sei mir Sünder gnädig, aber plötzlich merkte ich, daß das Tier wieder Boden unter den Füßen hatte und sich mit aller Kraft aus der starken Strömung arbeitete. Nun war ich aus dem Ärgsten und sah auch, daß mein Kamerad Bahne Johnsen sich durch das Loch gearbeitet hatte. Na einerlei — wir waren geborgen und erreichten schon in wenig Minuten den Strand. Wir klopften die Leute in Süderende aus dem Bett. Ein paar Fischer fuhren mit ihrem Boot noch hinaus. Aber sie fanden Jens Arfsten nicht, und da der Wind immer stärker aufkam, mußten sie froh sein, daß sie selbst mit heiler Haut ans Land kamen.

„Aber ich sehe, meine Schafe grasen zu weit; komm, Pluto, wir müssen hinaus. Jörn, bleib du nur hier und erzähl' Herrn Cornelius, wie es weiterging."

Der Schäfer zündete bedächtig wieder seinen Zigarrenstummel an und ging mit schweren Schritten hinaus.

Sein Bruder aber fuhr, ohne sich erst lange nötigen zu lassen, fort:

„Der alte Arfsten setzte eine Belohnung von hundert Talern aus für den, der ihm die Leiche seines Sohnes ins Haus brächte. Es waren natürlich viele, die sich gern die runde Summe verdient hätten. Auch Niß Thiessen, der damals als Bräutigam mit meiner Schwester versprochen war, ging mehr als einmal hinaus auf die Watten, um die hundert Taler zu verdienen.

„‚Wenn ich ihn finde, kann ich heiraten, sagte er, und warum sollte ich das Glück nicht ebenso gut haben wie andre?‘

„Aber er hatte das Glück nicht; denn vom kleinen Arfsten und seinem Pferd war nichts zu sehen, noch zu hören. Sie wurden auch nicht von der Flut an den Strand geschwemmt. Das Wasser hatte sie wohl in die See hinausgetrieben. Der Alte hatte die Hoffnung aufgegeben und beinahe kein Mensch sprach mehr über die Geschichte.

„Ich weiß nicht, wieviel Wochen darüber ins Land gegangen waren, genug, Niß Thiessen, der mitunter auf den Fischfang ausging, fuhr eines Tags mit der Schubkarre an unsrer Werft vorbei und rief mir durchs Fenster zu: ‚Willst du mit, Jörn? Ich will die Reusen nachsehen und das Schollgarn[6]) einholen. Du kannst eine Hand mit anlegen.

„Ich war damals ein Bengel von zehn Jahren und lief gern mit. Wir karrten wohl über eine halbe Stunde, ehe wir zum Schollgarn kamen. Die paar Schwänze, die sich in den Reusen gefangen hatten, waren nicht der Rede wert. Als wir das Schollgarn schon auf dem Karren festgebunden hatten, lugte Niß scharf nach Westen und sagte plötzlich zu mir: ‚Siehst du den schwarzen „Dutten“ da westsüdwest, Jörn? Was mag das sein?‘

„Vielleicht ein Seehund, ich will mal nachsehen.“

„Damit sprang ich schon über den Schlick auf das merkwürdige schwarze Ding zu. Was mochte es sein? Ein Seehund war's nicht, das sah ich bald, dazu war's auch zu groß. War das ein großes schwarzes Tuch? Als ich zwanzig Schritt davon war, erkannte ich es als einen schwarzen Koweih.[7]) Aber — es war noch mehr, es war noch etwas darunter. Erst als ich ganz dicht dabei war, sah ich an der einen Seite

---

[6]) Das Schollgarn ist ein winkelförmig in der See aufgestelltes Weidengeflecht, an dem die Reusen für den Fang angebracht werden.

[7]) Ein großer Mantel mit vielen Kragen, ähnlich den Kutschermänteln.

einen Stiefel hervorragen und an der andern einen Kopf. Das war Arfsten!

„Ich kann Ihnen sagen, Herr Cornelius, das Herz stand mir beinah still unter der Weste. Ich war ja doch noch ein Kind. So schnell ich konnte, wollte ich zurücklaufen, aber da sah ich, daß Niß mit der Schubkarre nachgekommen und schon ganz nahe war.

„Da liegt Arfsten," schrie ich.

„Hab es mir gedacht."

„Und damit schob Niß seine Karre dicht an den schwarzen Mantel heran. Die Leiche sah ganz schrecklich aus. In Haar und Bart und Kleidern hatten sich lange Büschel Seetang gesetzt. Der Tote war mit einer Schicht Schlamm fast ganz überzogen. Das Gesicht war von dem scharfen Seewasser schon stark angefressen und sah „gräsig" aus. Niß zog sein großes, rotbuntes Taschentuch heraus und band es Arfsten vors Gesicht. So gut es ging, reinigten wir dann den Toten von Seegras und Schlamm. Wollen Sie glauben, Herr Cornelius, daß ich dabei „zitterte und bewerte"?

„Man flink, man flink," trieb Niß an, „die Flut muß gleich kommen."

„Es war schon 'ne böse Anstrengung, den steifen, mit Seewasser gefüllten Körper in den nassen Kleidern auf die Schubkarre zu legen. Aber 'ne wahre Pferdearbeit war's, die Karre über den Schlick zu schieben; denn das Karrenrad schnitt mitunter vier Zoll tief in den zähen Schlamm ein. Ich zog vorn und Niß schob hinten, daß uns bald das Hemd auf dem Leibe festklebte. Das schlimmste war, daß die steife Leiche auf der Karre alle zwanzig Schritt das Gleichgewicht verlor. Dann mußten wir stille halten und den Körper erst zurechtlegen. Aber bald begann das Spiel von neuem. Und außer dem einen Strick, an dem ich zog, hatten wir kein Tauwerk, um die Leiche festzubinden.

„Es hilft alles nichts," sagte Niß endlich, „auf diese Weise kommen wir nicht zu rechter Zeit aufs Trockene. Siehst du, wie die Flut schon durch die Prielen läuft? Komm, hilf mir die Leiche auf den Rücken und dann lauf, was du kannst, ins Dorf und hole Hilfe."

„Es war mir ein greulicher „Angang", die Leiche anzufassen und hochzuheben. Aber was half's? Ich mußte sie auch noch mit dem Strick an Niß festbinden. Dann aber ging es, was das Zeug halten konnte, durch Prielen und Schlick hindurch. Auf dem Deich verschnaufte ich mich einen Augenblick. Niß sah aus wie ein kleiner Junge, der einen andern Huckepack trägt, und ich glaubte zu sehen, daß das Wasser schon um seine Füße spülte.

„Da rannte ich weiter, daß es mir dunkel vor den Augen wurde. Erst fünfzig Schritt vor dem Dorfe holte ich zwei Männer ein, die, den Spaten über der Schulter, vom „Kleien“ kamen.

„Leute,“ schrie ich ganz außer Puste, „wir haben — Arffsten draußen — im Schlick gefunden. Kommt schnell zu Hilfe — sonst versäuft Niß.“

„Ich zog sie am Ärmel mit, und die Leute begriffen dann auch bald, um was es sich handelte, und setzten sich in Trab. Als wir auf dem Kamm des Deiches standen, da sahen wir, daß alles schon „blank“ war. Und mitten in der Flut, knietief im Wasser watend, schleppte sich Niß mit seiner Last auf dem Rücken dahin. Wir konnten ihm aber nicht mehr zu Hilfe kommen, denn als wir zusammentrafen, setzte er eben seinen Fuß aufs Trockene und sank dann besinnungslos unter der Leiche nieder. Er sah „gräsig“ aus, nicht viel besser als der tote Mann, den er auf dem Rücken trug.

„So, Herr Cornelius, nun muß ich hinaus. Sonst schilt mein Schäferbruder. Wie es weiter ging, weiß Dortjen besser als ich.“

Bei diesen Worten war er aufgestanden, hatte ein Endchen Kautabak von der schwarzen Rolle abgebissen und stapfte mit langen Schritten zur Tür hinaus.

Dortjen-Märrer saß auf dem alten Lehnstuhl mit den Ohrklappen und strich sich gedankenvoll die graumelierten Haare unter die weiße Mütze. Der schnurrende Kater lag aufgerollt neben ihrem strohgeflochtenen Fußschemel.

„Wie ging es weiter, Dortjen-Märrer?“

„Ja, wie ging es weiter?“ Sie sagte es mechanisch, ohne daß der Blick, der in längst vergangene Zeiten schweifte, einen andern Ausdruck annahm.

„Sie brachten ihn zu uns ins Haus, und schon in der Nacht, wo ich an seinem Bett saß, brach ein hitziges Nervenfieber aus und er war kaum im Bett zu halten. Es war furchtbar, so eine Nacht wie die andere neben ihm zu sitzen und seine Phantasien zu hören. Er trug noch immer die Leiche über den Schlick und war in ständiger Todesangst.

„Binde den Strick tüchtig fest, Jörn, und dann lauf, lauf, daß ich die hundert Taler verdiene und wir uns auf Michaelis trauen lassen können.“ Und dann wieder: „Schneide den Strick durch, schnell Dortjen, schnell das Messer, Arffsten drückt mich tot, er würgt mir die Kehle, schnell, schnell Hilfe oder ich versaufe. Siehst du denn nicht, daß die Flut mir schon an den Hals geht?“

„So ging es acht Tage und Nächte, ohne daß Niß wieder zur Besinnung kam. Am neunten mußte es sich entscheiden, behauptete Doktor

Ketels von Wyk. Und es entschied sich auch, aber zum Tode. Vor seinem Ende kam er noch eine halbe Stunde zu sich und nahm Abschied von mir.

„Es hat nicht sein sollen, Dortjen; die hundert Taler vermache ich dir und das andere bekommt — Mutter. Grüße sie und alle — und nun Adjis, min Deern; ach, ach, ein schweres — Stück Arbeit ist's doch, wenn einer in so jungen Jahren — sich aufs Totenbett legen muß."

„Die andern kamen erst, als er schon im Todeskampf röchelte. Es ging schwer; denn er war ja jung und kräftig, und stieß mit den Füßen gegen die Bettlade, daß ich fürchtete, sie würde aus den Fugen gehen; denn sie war schon etwas gebrechlich. Ich dankte Gott, als es endlich aus war. Ja, das tat ich, Herr Cornelius, denn es sah zu schrecklich aus, und ich war wie zerschlagen an allen Gliedern.

„Am Tage nach der Beerdigung trat der alte reiche Arfsten durch die Tür, ich sehe ihn noch, wie der große Kerl sich bücken mußte. Er legte zehn Taler vor mir auf den Tisch, und drehte sich dann nach meinem Vater um mit den Worten: „Ich habe einen Strich durch deine Rechnung gemacht, Nickels."

„Wir hatten nämlich einen halben Scheffel Roggen und eine Speckseite bei ihm bekommen. Die zehn Taler habe ich meiner Schwiegermutter gegeben; sie hätte auch die hundert bekommen, wenn der Geizhals sie mir gegeben. Denn die alte Frau hatte es recht nötig, Gott tröst, das hatte sie, Herr Cornelius. — Aber was sehe ich, die Uhr sagt schon an zu fünf, ich muß ja zum Schafmelken, sonst wird Bunke verdrießlich.

„Nichts für ungut, Herr Cornelius, bleiben Sie über Nacht hier, so sollen Sie willkommen sein. Sie können ja mit Jörn in der Kammer schlafen. Andernfalls aber müssen Sie los, wir haben um Klock zehn Hochflut."

„Ja ja, ich will mich gleich auf die Socken machen, Dortjen-Märrer; aber wie ist es, können wir nicht noch eine Strecke mit einander längs gehen?"

„Gewiß, ich will nur schnell den Milchkessel aus der Küche holen."

Mein Blick fiel auf das billige Photographiealbum, das als einziges neumodisches Schmuckstück des Zimmers auf der braun gemalten Kommode lag. Es war, wie die steifen Züge der Inschrift bewiesen, das Geschenk einer Nichte. Mir fiel ein, daß Dortjen mich das vorige Mal gebeten hatte, ihre nicht zahlreiche Bildersammlung um mein Bildnis zu bereichern. Und so schob ich eine Photographie von mir, die ich zufällig in der Brusttasche hatte, zwischen die Blätter.

Als wir dann zur Tür hinaustraten, sah Dortjen-Märrer mit ihrem weitsichtigen Blick, daß die Milchschafe nahe bei der Sprocklahnung grasten.

Es war mir lieb, auf diese Weise die alte Frau noch eine Weile an meiner Seite zu haben.

„Dortjen-Märrer, das müßt Ihr mir noch sagen, habt Ihr nie wieder Lust gehabt zu heiraten? Ich dächte, Ihr müßtet noch mehr Bewerber gehabt haben."

„Das ist wohl wahr", meinte sie schmunzelnd, „denn ich konnte mich sehen lassen. Und mit den Jahren legte ich auch ein paar hundert Mark und einen Koffer voll Leinenzeug zurück. Aber wenn ich es Euch sagen soll, Herr Cornelius, hinter dem einen — Karsten Peter hieß er — war kein rechter Betrieb, er war mehr im Kruge als im Kleigraben zu finden. Und Sönke Ingwersen — der andere — hatte eine Hasenscharte. Sonst war er ja ein ordentlicher Mensch. Aber in jungen Jahren, Ihr wißt ja, will das Auge auch etwas haben. Kurz, keiner gefiel mir so gut wie mein seliger Niß und so blieb ich, was ich war.

„In jenen Jahren starb die Frau meines ältesten Bruders im Kindelbett und er saß mit seinen sieben Gören elendig da. Ich zog zu ihm und hab die Würmer groß gefüttert. Es waren wohl saure Jahre und knapp, knapp ging es her. Aber die Kinder danken es mir auch. Die jüngste verdient jetzt einen Lohn von achtzig Talern; Gott tröst, zu meiner Zeit verdienten wir acht Spezies. — Sie hat mir neulich so'n neumodsches Buch geschenkt, wo man Porträts in aufbewahrt, wirklich „nüdlich", Herr Cornelius. Aber auch die andern haben ihr gutes Brot. Als ihr Vater starb und Bunke die Hamburger Hallig pachtete, da zog ich zu ihm."

„Nun bin ich schon beinahe fünfzehn Jahre auf der Hallig, und wie lange wird es währen, so ziehen sie mir mein Totenhemd an. Es liegt schon seit Jahr und Tag in der untersten Schublade der Kommode."

„Ist es euch hier nie zu einsam geworden, Dortjen-Märrer? Habt ihr niemals Sehnsucht danach verspürt, in einer großen Stadt unter vielen Menschen zu leben?"

„In jungen Jahren mitunter wohl. Ich habe als Mädchen auch in Hamburg bei einem „Zollkonterlör" gedient. Es war nach Niß seinem Tode. Aber länger als ein Jahr hielt ich es nicht aus, da mußte ich wieder zurück. Herr Cornelius, glaubt Ihr, daß man sich zwischen den himmelhohen Häusern und den vielen, vielen Menschen einsamer vorkommen kann als auf der Hamburger Hallig? Man kann sich seines Lebens hier so gut freuen wie in Hamburg, und Krankheit und Kummer und Unvollkommenheit ist ja überall auf der Welt. Nein, mich bringen vier Pferde nicht mehr von der Hallig weg."

Der Abendstern flammte eben am blauen Firmament auf, und ich machte Dortjen-Märrer darauf aufmerksam.

„Ja ja, Herr Cornelius, ist es wahr, daß auch auf dem Abendstern Menschen wohnen? Jörn las es neulich aus den „Nordfriesischen Nachrichten" vor. Ich wollte es gar nicht glauben, aber er sagt, unsere Erde sieht von weitem auch wie ein Stern aus. So sagen wohl die Sterngucker und Gelehrten. Ich mußte Sonntag in der Kirche, als Pastor Petersen in Ulsum in der Predigt so viel von der neuen Erde sprach, daran denken, ob die nicht am Ende auf dem Abendstern liegt. Was meint ihr, Herr Cornelius? Und glaubt ihr, daß es auf der neuen Erde auch Halligen gibt? Ich möchte am liebsten ganz allein mit Niß auf einer kleinen Hallig wohnen und von der Schäferei leben. Das ist man nun einmal so gewohnt. Nur dürfte die Flut nichts von der Hallig abbeißen und die Sonne das kurze Gras im Hochsommer nicht ausbrennen und an Süßwasser kein Mangel sein. Es ist schrecklich, wenn das liebe Vieh nichts zu fressen und zu saufen hat.

„Aber hier sind meine Milchschafe. Adjis, Herr Cornelius, Adjis. Kommt gut nach Hause und macht euch nicht so rar."

Wir waren bei der Sprocklahnung angelangt und verabschiedeten uns mit kräftigem Händedruck. Ich schritt rüstig aus, denn die Dämmerung schlug ihre blauen Fittige um mich.

In Gedanken an Dortjen-Märrer gingen mir, wie ich so dahinschritt, die Verse, die ich in der Bredsumer Rektorschule gelernt, durch den Sinn:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinem Tempel und Bereich.

Freilich, verheiratet war sie nicht gewesen, wie die „alte Waschfrau", und Kinder hatte sie nicht geboren; aber ihr Leben war wahrlich nicht unfruchtbar gewesen:

Ich wollt, ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben.
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben

und gleich starke Hoffnung auf eine selige Ewigkeit und ein frohes Wiedersehen mit den verstorbenen Lieben.

Eduard Mörikes Liebesleben.

(Zum hundertſten Geburtstag des Dichters am 8. September.)

Von

Rudolf Krauſs.

Das menſchliche Herz mit ſeinen zarten Gefühlen und heißen Leidenſchaften, mit ſeinen törichten Hoffnungen und ſüßen Träumen iſt der Urquell aller Liederdichtung, und über dem bunten Chor ſeiner wechſelnden Regungen und Empfindungen thront die Liebe als unwiderrufliche Königin. Von Liebe haben daher die Dichter geſungen, ſo lange ſie auf den Höhen der Menſchheit gewandelt ſind, und von Liebe werden ſie ſingen, bis der letzte Liederklang ins Meer der Ewigkeit hinabgerauſcht iſt. Auch wenn wir in den Gedichten Eduard Mörikes, dieſes ſpät in ſeine Fürſtenrechte eingeſetzten Lieblings der lyriſchen Muſe, blättern, ſo ſteigen faſt Seite um Seite die Geſtalten holder Mädchen und edler Frauen vor unſerem Geiſte auf, die er entweder aus der Tiefe des eigenen von Liebesluſt und Liebesgram ergriffenen Herzens heraufbeſchwört, oder von deren ihm perſönlich ſcheinbar fremden Geſchicken er mit inniger Anteilnahme des Gemüts erzählt. So lange das große Publikum, ja ſogar die Mehrzahl der literariſch Durchgebildeten — und das war vor einem Jahrzehnt noch ſo — von Mörikes Leben nur eine ganz oberflächliche Vorſtellung gehabt haben, iſt die Meinung weit verbreitet geweſen, ihm ſeien alle ſeine Tage ohne Stürme und Erſchütterungen als friedſames Idyll dahingeglitten, und keine Frauenhand habe je verhängnisvoll in ſein Daſein eingegriffen. Ein ſeltſamer Glaube! Wie, dieſe wunderherrlichen Liebeslieder ſollten den Stempel der Urſprünglichkeit, den ſie an der Stirne tragen, nur erborgt, ihre Entſtehung einem Manne verdankt haben, der ſich nur künſtlich in nie von ihm durchlebte Seelenzuſtände hineinzuverſetzen verſtand? Das wäre über die Natur geweſen und darum wider die Natur. Heute wiſſen wir es beſſer. Wir wiſſen, daß auch er die Sehnſucht eines liebenden Herzens gekannt, in den Wonnen der Erfüllung geſchwelgt und die Schmerzen der Entſagung durchkoſtet hat. Ja wir können alle einzelnen Liebesgedichte Mörikes,

wenigstens so weit sie ein persönliches Gepräge tragen, und auch manche der Volkslieder und Romanzen als Spiegelungen bestimmter innerer Erfahrungen nachweisen. Und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, die sich durchkreuzenden Pfade wirklicher Erlebnisse und poetischer Ausgestaltungen im einzelnen zu verfolgen und zu entwirren.

Freilich, ein sinnbetörender Rausch ist ihm auch die Leidenschaft nicht gewesen, und sie mußte es sich gefallen lassen, seinen Begriffen von der sittlichen Würde der menschlichen Persönlichkeit unterworfen zu werden. Mörike hat sich als Liebender auf Wolframs, nicht auf Tannhäusers Standpunkt gestellt, und kein Verhältnis zu einer verheirateten Frau spielt eine Rolle in seinem Leben. Nur einmal hat eine tolle Studentenliebe, die gesellschaftlichen Schranken niederwerfend, sein ganzes Wesen in den Grundfesten erschüttert. Sonst haftete auch seinen höchsten Empfindungen etwas Passives an, so daß er sich lieber blutenden Herzens von dem Gegenstande seiner Neigung loslöste, als ihn mit verwegener Hand ungestüm an sich riß. Der harmonische Grundzug seiner Natur, der alles Gewaltsame, alles Unrechtmäßige zuwider war, verleugnete sich auch hier nicht. So ist denn auch seine gesamte Liebeslyrik auf den zarten Grundton der Herzensreinheit und Keuschheit gestimmt. Der Knabe, der sich so weit vermessen hat, Schön-Rohtraut auf den Mund zu küssen, vertraut seinen Jubel nur den verschwiegenen Blättern im Walde, und den Sturm der tobenden Gefühle in die Tiefe des Busens zurückdrängend, mahnt er sich selbst an die unverletzliche Heiligkeit seiner Gefühle mit dem bedeutsamen „Schweig stille, mein Herze!" Das ist des Dichters ureigene Meinung und unverfälschte Auffassung von der Liebe.

* * *

Mörike hat nur eine verschwindend kleine Zahl seiner poetischen Erstlinge für würdig erachtet, in die Gedichtsammlung aufgenommen zu werden. Das früheste — es nimmt die zweite Stelle ein — stammt in seiner ersten Fassung aus dem Jahre 1822 und trägt die Überschrift „Erinnerung. An E. N.": ein duftiges Genrebild, worin der junge Dichter seine Seligkeit ausmalt, als er einst mit dem lieben Mädchen durch die regnerischen Straßen der Stadt, unter einem Schirm geborgen, spazieren durfte —

Beide heimlich eingeschlossen
Wie in einem Feenstübchen,
Endlich einmal Arm in Arm!

Im Weitergehen ruft er ihr die gemeinsamen Jugendspiele ins Gedächtnis zurück, und beim Scheiden bittet er sie um das Röschen, das sie an der Brust getragen —

Und mit scheuen Augen schnelle
Reichtest du mirs hin im Gehen:
Zitternd hob ich's an die Lippen,
Küßt' es brünstig zwei- und dreimal.

Das Mädchen, dem Mörike diese Erinnerung gewidmet hat, war seine Base, Klärchen Neuffer. Ihre Mutter und die seine waren Schwestern, und in ihrem Vater, dem wackeren Pfarrer Neuffer in Bernhausen, fand er nach dem frühen Tode des eigenen einen treuen väterlichen Berater. Das gastliche Bernhauser Pfarrhaus ward ihm zur zweiten Heimat. Dort vergnügte er sich bald in ländlich heiterer Lust, bald im eifrigen Komödienspiel mit Klärchen und ihren Geschwistern. Das hübsche, mit ihm etwa gleichaltrige Mädchen erwählte er zur Herzenskönigin und streute auf sie die Blüten seines erwachenden Dichterfrühlings herab. Als der Uracher Seminarist im Frühjahr 1819 von ihr Abschied nahm, richtete er an sie die erst neuerdings bekannt gewordenen Verse:

Lebe wohl, vergiß mein nicht,
Ewig teuer meinem Herzen!
Denke Dein mit süßen Schmerzen,
Bis das Aug im Tode bricht.

Und in einem andern „Die Erscheinung" betitelten Gedichte schildert er, wie ihm in der Einsamkeit einer Uracher Berghütte, in die er sich gern träumend und phantasierend verschloß, ihr holdes Bild tröstend erschienen ist. Aber ach, es war nur eine Vision, und er endet mit den Worten:

Freundlich Bild im himmelblauen
Kleide mit dem Silbersaum,
Werde nimmer so dich schauen,
Und mich täuschte nur ein Traum.

Die Qualen des Zweifels und der Eifersucht blieben ihm nicht erspart. Sein Vertrauter war der jung in Rom verstorbene Poet Wilhelm Waiblinger, damals Gymnasiast in Stuttgart, mit dem Mörike von Urach aus in regem Briefwechsel stand. „Ich nannte einst ein Wesen mein," gestand er am 20. Dezember 1821 Waiblinger, „wie Du eines Dein nanntest: Dir ward's genommen, aber Du hast's noch. Ich hab's auch verloren, aber trauriger; denn zu einem andern ist's übergegangen." Bald wurde seine Stimmung gegen Klärchen wieder milder; ohnehin mußte ihm die Vernunft sagen, daß er doch nicht schon ein Mädchen auf Lebenszeit an sich fesseln könne. Als sie sich jedoch mit dem Pfarrvikar Christian Schmid wirklich verlobte, tat es ihm in der Seele weh, und es bereitete ihm süße Genugtuung, da er später Spuren von Reue bei ihr zu entdecken meinte.

* * *

Schon vor Klärchens Verlobung hatte in Mörikes Herzen die Stelle seiner Jugendfreundin eine andere eingenommen, die ihm nicht in der Gestalt einer unschuldigen Gespielin, sondern als gefahrbringende, mit allen Reizen eines üppig erblühten Weibes umgürtete Versucherin nahte. Noch immer lagern Schleier auf dem Bilde der geheimnisvollen Fremden, das sich weder aus der unsicheren und lückenhaften äußeren Überlieferung noch aus Mörikes die Geschehnisse verklärender Poesie mit vollkommener Deutlichkeit heraushebt. Er selbst hat es grundsätzlich vermieden, diese Episode seines Lebens auch nur mit einem Wort zu berühren und hat ihre papiernen Spuren sorgsam ausgetilgt. Dennoch ist es der neueren Forschung gelungen, mancherlei aufzuklären. Maria Meyer — so hieß sie — war am 1. August 1798 in der Schweiz als Kind wohlhabender Eltern geboren und hatte eine sorgsame Erziehung erhalten. Durch den Tod ihres Verlobten in ihrem Innern tief getroffen, schloß sie sich aus religiöser Schwärmerei der Wandergemeinde der Frau von Krüdener an, weshalb sie von ihren Eltern verstoßen wurde; eine andere, damit nicht vereinbare Tradition macht sie zu einer entlaufenen Nonne. Nachdem die schweizerischen Behörden dem unsinnigen Treiben der Frau von Krüdener ein Ende bereitet hatten, wollte Maria ins Haus der Eltern zurückkehren, die jedoch ihre Wiederaufnahme an die grausame Bedingung knüpften, daß sie zuvor zu ihrer Entsühnung drei Jahre Magdsdienste getan haben müsse. Sie zog nun dienend von Ort zu Ort, überall durch die Nachstellungen der Männer vertrieben, die ihre Schönheit zu frechem Begehren verlockte. In den ersten Monden des Jahres 1823 kam sie auf ihrer Wanderfahrt ins Schwabenland. Es ist unentschieden, ob sie Mörike zuerst in Tübingen oder in seiner Vaterstadt Ludwigsburg, wo er nicht selten bei Freunden zu Besuch weilte, gesehen hat — wahrscheinlich das letztere. Fest steht, daß ihn alsbald das wunderbare Äußere des Mädchens, erhöht durch den Zauber des Fremdländischen und Mystischen, in Bande schlug. Ihre auffällige Geistesbildung, die zu ihrer abenteuerlichen äußeren Existenz in scharfem Gegensatz stand, gab seiner Leidenschaft neue Nahrung. Als er die Osterferien 1823 in Nürtingen bei der Mutter verbrachte, befand er sich im Zustand der äußersten seelischen Erregung. Vergebens suchten ihn jene und seine ältere Schwester, die kluge Luise, die Vertraute seiner Liebe, auf andere Gedanken zu bringen. Nach Tübingen zurückgekehrt, blieb er mit Maria in brieflichem Verkehr, muß ihr auch wieder persönlich begegnet sein. Ursprünglich war sie ihm ganz als Heilige in Magdsgestalt erschienen, aber lange konnte ihm das Schillernde, das Zweideutige ihres Charakters, in dem sich mit religiös schwärmerischen

und somnambulen Zügen Sinnlichkeit paarte, nicht verborgen bleiben. Jetzt faßte er sie als „heilige Sünderin" auf. Die Zweifel an der Reinheit der Geliebten beschworen in seinem Gemüt furchtbare Stürme herauf. Als sie auf ebenso seltsame Weise, wie sie gekommen, aus dem Lande verschwunden war, mußte er vollends einsehen, daß sie seiner nicht würdig sei. Bald erfuhr er von Maler Köster in Heidelberg, Maria sei um Neujahr 1824 dort aufgetaucht, habe anfangs überall offene Türen gefunden, sich aber durch ihr Betragen bald unmöglich gemacht. „Du mein Gott," heißt es in Kösters Brief an Mörike, „was ist das für ein Geschöpf! Seinem Schöpfer gleicht es von außen, inwendig ein Chaos." Am tiefsten mußte Mörike die Nachricht betrüben, daß sie mit seinen Briefen Mißbrauch getrieben habe. Wie er äußerlich jede Beziehung mit Maria abgebrochen hatte, riß er sich nun auch innerlich in heftigem Ringen von ihr los.

„Weg, reuebringend Liebesglück in Sünden!" heißt es in der ersten Peregrina-Ode nach ihrer ursprünglichen Fassung. Er bezwang sich — eine schöne Tat sittlicher Willensfreiheit. Und im läuternden Bade der Poesie begann er sich von der irdischen Leidenschaft zu reinigen. Damals schwebte zuerst seinem Geiste der Plan vor, das Erlebte in einem Trauerspiele ausklingen zu lassen.

Da erschien in den ersten Tagen des Juli 1824 Maria wieder in Tübingen, elend, krank — sie war offenbar Epileptikerin. Sie berief sich auf Mörike. Die Kunde davon brachte das mühsam aufgerichtete Gebäude seiner Fassung von neuem ins Wanken. Erschüttert warf er am 6. Juli eines seiner herrlichsten Gedichte aufs Papier:

Ein Irrsal kam in die Mondscheinsgärten
Einer fast heiligen Liebe,
Und mit weinendem Blick
Hieß ich nun das zauberhafte,
Schlanke Mädchen
Fern von mir gehen.
Und ihre weiße Stirn,
Drin ein schöner, sündhafter Wahnsinn
Aus dem dunkeln Auge blickte,
War gesenkt, denn sie liebte mich.
Aber sie zog mit Schweigen
Fort in die graue,
Stille Welt hinaus.

Er wollte, er konnte sie nicht sehen. Schon war es ihm geglückt, ihre Gestalt verklärt in das Traumland der Poesie hinüberzuretten: und nun sollte sie ihm wieder in ihrer sündhaften und doch so verführerischen

Leibhaftigkeit entgegentreten? Alles drängte in ihn, der auch körperlich litt, Tübingen zu verlassen. Am 16. Juli ließ er sich von Freunden nach Stuttgart ins Haus der Mutter geleiten. Hier fand er langsam sich selbst wieder. Zwar hatte er noch einen neuen schweren Schlag zu verwinden: am 19. August starb plötzlich sein Lieblingsbruder August. Aber auch dieses Unglück konnte den Gesundungsprozeß nicht lange aufhalten. Im Herbst 1824 kehrte Mörike genesen nach Tübingen zu den Studien zurück. Genesen und doch ein anderer. Die große Passion seines Lebens mit all ihren schmerzlichen Erfahrungen hatte sein ganzes Wesen vertieft und ihm die Dichterweihe erst so recht verliehen.

Und Maria? Ihre Spuren werden seit jenen Julitagen des Jahres 1824 unsicherer und unsicherer, um sich bald ganz zu verlieren. Die mündliche Überlieferung, daß sie als brave und kinderreiche Schreinersfrau in Winterthur ihr Leben beschlossen habe, bedarf noch der Beglaubigung.

Aber durch Mörikes Poesie lebt sie in mehrfacher Gestalt fort. Schon in einigen Gedichten des Jahres 1823, wie „Nächtliche Fahrt", „Der junge Dichter", „Tag und Nacht", klingt seine Liebe zu ihr leise an. Ganz ihr gewidmet ist der aus fünf Oden bestehende Peregrina-Cyklus, der, im hochzeitlichen, juwelengeschmückten Sprachgewande glänzend und gleißend, zum Wunderherrlichsten gehört, was pathetische Lyrik jemals geschaffen hat. Ferner ist sie das künstlerisch freilich stark abgewandelte Urbild der Zigeunerin Elisabeth im „Maler Nolten". Das geplante Trauerspiel wurde im November 1824 wirklich vollendet, aber alsbald wieder dem Feuer übergeben, weil es ihm beim Durchlesen schien, er habe nicht die ganze Höhe seiner Idee erreicht.

* * *

Ein paar Jahre hielt sich Mörike nun der gefährlichen Flamme fern, die so grausame Wunden verursachen konnte. Nach dem Abgang von der Universität erfüllten Zukunftssorgen ganz sein Inneres. Kaum in den praktischen Seelsorgerberuf eingetreten, kam ihm auch schon zum Bewußtsein, daß er darin niemals seine volle Befriedigung finden könne. Ende 1827 setzte er es durch, einen längeren Urlaub nehmen zu dürfen, den er zu Versuchen benutzte, außerhalb der Theologie eine Lebensstellung zu gewinnen. Seit Februar 1828 weilte er zu Besuch bei seinem älteren Bruder Karl, der damals Amtmann in Scheer an der obern Donau war. Als er dort einst einem Hochamt in der katholischen Kirche beiwohnte, hörte er eine wunderbare Frauenstimme „den Sturm der Chöre" unterbrechen, die ihn, den großen Musikfreund, in Entzücken versetzte.

Wer ist's, der diese Himmelsklänge schickt?
Das Mädchen dort, das so bescheiden blickt.
Ich eile sachte auf die Galerie;
Zwar klopft mein Herz, doch tret' ich hinter sie.

Hier konnt' ich denn in unschuldsvoller Lust
Mit leiser Hand ihr festlich Kleid berühren,
Ich konnte still, ihr selber unbewußt,
Die nahe Regung ihres Wesens spüren.

So hat er die erste Begegnung mit „Josephine" in dem gleichnamigen majestätischen Gedichte geschildert. Sie war das Töchterlein des Scheerer Schullehrers. Sein Wohlgefallen an ihr überschritt zwar nicht die Schranken einer flüchtigen Neigung, war aber doch stark genug, um eine Reihe köstlicher Liebeslieder von ihm abzufordern, darunter das leichtfüßig-fröhliche „So ist die Lieb'! So ist die Lieb! Mit Küssen nicht zu stillen."

* * *

Nutzlos war die Zeit des fünfvierteljährigen Urlaubs verstrichen, und Mörike kehrte, um die Erfahrung reicher, daß er zum Journalisten nicht tauge, in den Kirchendienst zurück, um, wie er sich selbst ausdrückte, mit Knirschen und Weinen an der alten Speise zu kauen, die ihn aufreiben müsse. Daß er sich allmählich mit dem Unvermeidlichen abfand, ja sogar bis zu einem gewissen Grad mit seinem Beruf befreundete, das dankte er nicht zuletzt einem Mädchen, das jetzt abermals entscheidend in seinen Lebensgang eingriff.

Als Pfarrverweser nach dem auf den Höhen oberhalb Stuttgart gelegenen Dorfe Plattenhardt berufen, traf Mörike am 19. Mai 1829 dort ein. Das Pfarrhaus wurde noch von der Witwe des kürzlich verstorbenen Pfarrers Rau und ihren Kindern bewohnt. Mörike fühlte sich bald in dem Kreise dieser einfach guten Menschen behaglich. Vor allem zogen ihn die sanften Reize der zweiundzwanzigjährigen Luise an, und seit dem 14. August nannte er das Mädchen seine Braut. Es war eine jener Verlobungen, wie sie in schwäbischen Pfarrerkreisen besonders häufig sind, eingegangen mit der Aussicht auf geraume Wartezeit. Im besten Fall mußte es noch einige Jahre währen, bis der Bräutigam eine Pfarrei endgültig übertragen erhielt, und diese Frist verlängerte sich schließlich höchst unliebsam durch eine verhängnisvolle Verkettung widriger Umstände. Doch wollte ihm das Glück wenigstens soweit wohl, daß er die längste Zeit über seinem Mädchen räumlich nahe bleiben durfte. Seit Herbst 1829 wohnte sie mit den Ihrigen im Grötzinger Pfarrhause, dem

Mörikes damalige Amtssitze, das Städtchen Owen am Fuße der Teck und später das hochgelegene Albdorf Ochsenwang, ziemlich nahe lagen. Das war ein fröhliches Hin und Her, und manchen glücklichen Tag, manche selige Stunde durfte der Liebende in das Buch seines Lebens einzeichnen.

Wir müssen uns Luise Rau als ein naives Landkind vorstellen, ganz häuslich erzogen, ohne höhere Töchterbildung, aber durchaus nicht ohne geistige Interessen. Sie liebte die Poesie und die Musik, und nicht zuletzt war es ihr Gesang, durch den sie sich in das Herz ihres Eduard einschmeichelte. Wahrscheinlich wäre es ihm gelungen, sie sachte zu sich emporzuheben. „Mein Kind" — so beschreibt er sie selbst seinem vertrauten Freunde Wilhelm Hartlaub — „mußt du früher oder später doch sehen. Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen, das, weil andere es verkannten, lange im unklaren über seinen eigenen, tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne, erhob sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenn es einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinaus liegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte. Ihr Äußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Anschaun nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegle." Gewiß, Mörike hat seine Luise mit den Augen eines Verliebten betrachtet, aber ganz kann ihn sein überwallendes Gefühl doch nicht des besonnenen Urteils beraubt haben: sie muß Eigenschaften besessen haben, die sie seiner wert machten.

Wäre es überhaupt denkbar, daß ihm ein bloßes Gänschen mit niedlicher Larve solche Briefe, solche Lieder entlockt hätte? Jene weihevollen Sonette, in denen er im Vollgefühl des sichern Besitzes schwelgt, oder „Sehnsucht", „Heimweh", Stücke, die ihm, wie schon die Überschriften andeuten, der Gram vorübergehender Trennung eingegeben hat, oder das schwermütige „Rosenzeit, wie schnell vorbei", das fast wie ein Ahnen des schlimmen Ausgangs klingt. Dann wieder humoristisches Geplänkel, wie das erste von den Luise gewidmeten Gedichten, „Scherz" betitelt, worin er sich selbst als gehorsamen Liebhaber schildert, und der

aus ähnlicher Stimmung entsprungene „Rat einer Alten", endlich Gelegenheitsverse mannigfacher Art. Und dieses „Gänschen" sollte sich in des Dichters Phantasie zu der melancholisch liebreizenden Försterstochter Agnes im „Maler Nolten" ausgewachsen haben? An ein Gänschen sollte er jene in unserer epistolarischen Literatur fast einzig dastehenden Liebesbriefe, von reinster Poesie gesättigte Gefühlsergüsse in Prosa, gerichtet haben, denen er mit vollem Recht nachrühmen durfte, es sei „auch nicht ein falscher Hauch darin"?

Luise war kein Mädchen, das, wie Maria, die Feuerbrände verzehrender Leidenschaft zu schleudern vermochte: aber die stille, warme Liebe, die ihr eigenes Herz füllte und die sie in das des Geliebten hinübertrug, bot desto sicherere Bürgschaft für beständiges Glück. Ein feindliches Schicksal mißgönnte den Liebenden die Vereinigung. Die Unsicherheit seiner äußern Existenz, die fortgesetzte Verzögerung seiner definitiven Anstellung, der in seinem Hirn wieder und wieder auftauchende, der streng kirchlich gesinnten Familie Rau unerträgliche Plan, die Theologie zu verabschieden — dies alles fügte eine Kette von Verstimmungen und Irrungen zusammen, und schließlich ward im Spätjahr 1833 das Verlöbnis aufgehoben. Mörike, der noch nach Jahren versichert hat, er habe das Mädchen unsäglich geliebt und ihm schwindle, wenn er denke, daß sie auseinander seien, zog sich nach gewohnter Art in seinem frischen Jammer ganz auf sich selbst zurück und hüllte sich auch gegen die, welche ihm am nächsten standen, in tiefes Schweigen, bis die heilende Zeit auch diese Wunde vernarben ließ. Luise Rau ist später die glückliche und beglückende Frau eines schwäbischen Landpfarrers geworden und hat ihren Lebensfaden bis zum höchsten Greisenalter fortgesponnen.

* * *

Am 14. Mai 1834 hatte Mörike endlich seine Bestallung zum Pfarrherrn in Händen, und ein paar Wochen darauf hielt er seinen Einzug in das durch ihn berühmt gewordene Cleversulzbacher Pfarrhaus. Die Mutter und sein erst achtzehnjähriges Schwesterchen Klara zogen mit ihm, um ihm den häuslichen Herd zu bereiten. Jene hat er im Jahre 1841 auf dem Dorffriedhofe neben einer anderen Dichtermutter zur ewigen Ruhe gebettet. Klärchen dagegen blieb fortan bis an sein Ende seine unzertrennliche und unentbehrliche Lebensgefährtin und Hausgenossin, für sein leibliches Wohl und Behagen rastlos sorgend, an seinem poetischen Streben und Schaffen verständnisvoll teilnehmend. Sie war ein Hausmütterchen, seine Freundin, seine Vertraute, die er meist in

humoristischen, aber darum nicht minder tief empfundenen Versen unermüdlich besungen hat. Er gewöhnte sich allmählich so an die Schwester, daß er ohne sie hilflos war, ohne ihren Rat nichts tun mochte. Und schließlich hat er gewissermaßen aus ihrer Hand die Gattin empfangen. Schon in Cleversulzbach wurden allerlei Heiratsprojekte erwogen. Marie Kauffmann, die Frau eines Jugendfreundes, wollte ihn mit ihrer Freundin, Emilie Sigel, vereinen, die auf den Dichter einen vorteilhaften Eindruck gemacht zu haben scheint. Seit 1841 war im benachbarten Bürg der jung verstorbene Otto Schmidlin Pfarrer, mit dem sich Mörike rasch befreundete. Schmidlin war mit der liebenswürdigen Karoline Faber frisch vermählt, die in zweiter Ehe den Stuttgarter Dichter und Politiker Friedrich Notter geheiratet hat. Im Bürger Pfarrhaus lernte Mörike Karolinens Schwester Friederike kennen, die ihm gern die Hand geschenkt hätte und die auch ihm wohlgefiel. Doch zerschlugen sich beide Pläne. Gerade damals war der kränkelnde Mann auf dem Sprunge, sein Pfarramt ganz aufzugeben: wie hätte er da wagen dürfen, an seine unsichere Existenz eine weitere zu ketten?

* * *

Nachdem Mörike im Herbst 1843 wirklich in den Ruhestand getreten war, verbrachte er den folgenden Winter im Wermutshauser Pfarrhaus bei Freund Hartlaub, siedelte im Frühjahr 1844 nach Schwäbisch-Hall und im Herbst desselben Jahres nach Mergentheim über. Ende März 1845 bezog er mit Klärchen an Stelle seiner bisherigen „Fuchshöhle" eine freundlichere Wohnung am Marktplatze. Im oberen Stockwerke des Hauses wohnte deren Besitzer, ein pensionierter württembergischer Offizier, Oberstleutnant von Speth, mit den Seinigen. Kummer und Sorgen waren dort heimisch: der Wohlstand der Familie, die einst glänzende Tage gesehen hatte, zerronnen, ein hoffnungsvoller Sohn kurz zuvor aus dem Leben abgerufen, der andere in seinem Leichtsinn ein wahres Sorgenkind, der Vater schwerem Siechtum verfallen. Alles lastete auf Frau von Speth und ihrer Tochter Margarete. Diese und ihre neue Hausgenossin befreundeten sich rasch, und Eduard, ganz auf sein Klärchen angewiesen, konnte aus dem Bunde nicht ausgeschlossen werden. Er saß nun häufig am Bette des kranken Oberstleutnants, in dessen Pflege sich die beiden Mädchen teilten. Und wiederum zog die Liebe in Mörikes Herz ein. Margarete war damals 27 Jahre alt. Auf ihrer schlanken Gestalt lag noch der Duft jungfräulicher Anmut. Ihre braunen Rehaugen, die leichten, flinken Bewegungen ihrer Glieder, ihre Schüchternheit

veranlaßten Mörike, sie sein Hirschlein zu nennen. Daß er sie in Leid und Kummer antraf, erhöhte nur ihre Reize in seinen Augen.

Und abermals wurde seine Liebe zur Wünschelrute, die verborgene Schätze der Poesie aus seinem Innern ans Licht hervorzog. Gerne besang er Schwester und Geliebte in einem Liede, Klärchens Lust schildernd, „die Freundin immer neu zu schmücken", oder ihnen gemeinsamen Blumengruß sendend. Bald segnete er Margaretes schönen Namen, bald pries er in Catullscher Manier das Vöglein glücklich, dem das Los beschieden war, in Gretchens Hand zu verenden. Es waren vorwiegend leichte Lieder, aus des Augenblicks Stimmung rasch geboren, denen er als Gelegenheitsstücken im engern Sinne nur zum kleinsten Teil in den streng behüteten Tempel seiner Gedichtsammlung Zutritt gönnte. Doch daneben stehen einige feierliche, von den Weihestunden heiligen Lebensernstes empfangene Gedichte, wie das „Margareta" betitelte, in der Nacht vom 9. auf den 10. August 1845, in der Herr von Speth seine Seele ausgehaucht hat, entstanden:

Ach, muß der Gram mit dunkelm Kranz
Noch erst unschuld'ge Schläfe schmücken?
So hoher Sinn in ungetrübtem Glanz,
Er würde minder uns entzücken?
Ich weiß es nicht, nur dies weiß ich allein:
So gleichst du dir, und also sind wir dein.

Auch in der „Idylle vom Bodensee", die unter dem Einfluß des die Dichterschwingen befeuernden Verkehrs mit der Geliebten herangereift ist, hat er dieser ein Denkmal gesetzt: der holden Schäferin Margrete mußte sie außer dem Namen noch mancherlei Züge leihen.

Immer enger schlossen sich die Geschwister und Gretchen aneinander, immer schwärmerischer ward die Freundschaft der Mädchen, immer fester Eduards Neigung, an deren Erwiderung er nicht zweifeln konnte. Man sah die drei nur noch beisammen, sie machten gemeinsame kleine Reisen, und wenn sie je einmal kurze Zeit getrennt waren, flogen fast täglich Briefe als Sendboten der Treue hin und her. Längst betrachtete Mörike Gretchen als seine Braut, aber noch immer säumte er in seiner schwerflüssigen Art, die entscheidenden Schritte zu tun. Allerdings standen der Erfüllung seiner Wünsche mancherlei Hindernisse entgegen. Gretchen war strenggläubige Katholikin. Mörikes nächster Freund, Wilhelm Hartlaub, der ihm mehr als ein Bruder war, eiferte heftig gegen die Verbindung, und auf der andern Seite erschien auch der Spethschen Familie ein pensionierter Pfarrer, der kein Vermögen, wohl aber Schulden hatte, als

eine schlechte Partie für ihre Tochter. Aber ein Zurückweichen gab es nicht mehr. Das Gerede der Leute mußte endlich Mörike die Augen darüber öffnen, daß er auf dem besten Wege sei, die Geliebte in eine zweideutige Stellung zu bringen. Er raffte sich auf und reiste im Sommer 1851 nach Stuttgart, um sich dort eine neue Existenz zu gründen. Im August kam es zur förmlichen Verlobung. Was wurde nun nicht alles geplant und wieder verworfen! Schließlich gelang es seinen Freunden, nachdem ihre anderweitigen Bemühungen gescheitert waren, ihm am Katharinenstift in Stuttgart einen Lehrauftrag für Literatur zu verschaffen, der ihm wenigstens einen kargen Zuschuß zu seiner Pension eintrug. Am 25. November 1851 wurde in Mergentheim die Hochzeit ganz im stillen gefeiert.

In dem mystisch angehauchten Gedichte „Neue Liebe", das zur Zeit seiner erblühenden Neigung zu Gretchen entstanden ist, wirft er die lange Frage auf:

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein?

und antwortet darauf:

In langer Nacht bedacht' ich mirs und mußte sagen: Nein!

Er sollte die Wahrheit dieses ahnungsvollen Wortes an sich selbst erfahren. Niemals ist die Liebe zu Margarete in seinem Herzen erloschen; auch die schalkhaft-innigen Geburtstagsgedichte, die er ihr Jahr für Jahr gewidmet hat, bezeugen es. Aber die Naturen der beiden Menschen, die sich da aneinander gekettet hatten, waren im tiefsten Grunde verschieden: er phlegmatisch, bequem, entschlußscheu, sie aufgeregt, rasch, heftig, dabei beide willensschwach und doch wieder eigensinnig, so daß keines zu unterwerfen noch untertan zu sein verstand. Und dann, was vielleicht das Schlimmste war, stellte sich Klärchen, ohne es zu wollen, zwischen die Ehegatten. Zuversichtlich hatte der Unerfahrene einst seine Braut beruhigt, als ihr die „Dreiheit" ihres künftigen Daseins Sorgen einflößte. Sie sollte leider recht behalten. Klärchen war nach wie vor dem Bruder unentbehrlich, Gretchen fühlte sich überflüssig und quälte sich und die andern mit ihrer freilich nicht ganz unberechtigten Eifersucht. Es kam zu stürmischen Auftritten, die sich mit der Zeit häuften und immer schlimmer wurden. Mörike konnte es nicht länger ertragen und machte ein Ende. Ein paar Jahre mußte die unglückliche Frau von dem noch immer geliebten Manne und den beiden Töchterchen, die sie ihm geschenkt hatte, getrennt leben. Erst als er im Sterben lag, wurde sie heimberufen. Und im Angesicht des Todes, der über allen Menschen und

menſchlichen Leidenſchaften ſteht, reichten ſich die Ehegatten verſöhnt die Hände.

Am 4. Juni 1875 verſchied Mörike. Klara und Margarete überlebten ihn faſt drei Jahrzehnte, und ſie haben beide raſch hintereinander vor nicht allzu langer Zeit hochbetagt die Augen geſchloſſen. Der lange Reſt ihres Daſeins war der Erinnerung an den Mann geweiht, den ſie beide, jede in ihrer Weiſe, treu und heiß geliebt haben, und ſeine geiſtige Auferſtehung, deren Zeuginnen ſie noch ſein durften, warf einen verklärenden Schimmer auf ihren Lebensabend.

Worte aus Eduard Mörikes Gedichten:

„Was aber ſchön iſt, ſelig ſcheint es in ihm ſelbſt."

* * *

„Keinen Lorbeer will ich, die kalte Stirne zu ſchmücken:
Laß mich leben und gib fröhliche Blumen zum Strauß!"

* * *

„Wo die Weisheit ſich und die Schönheit werden begegnen,
Stellet den Dreifuß keck, bauet den Tempel nur auf!"

* * *

„Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Beſcheiden."

(Gebet.)

Deutschlands Anteil an der wirtschaftlichen Erschließung der asiatischen Türkei.

Von

H. Schwatlo.

II.

Zweierlei steht fest: Erstlich ist das Land, dem deutsche Intelligenz, verbunden mit redlichem Bemühen, zu gute kommen soll, mit seinen inneren Schätzen so beschaffen, daß es die Mühe lohnt. Zweitens aber ist es nur Deutschland, das hier eine selbstlose und mit angemessenem Gewinn zufriedene Tätigkeit zu entfalten in der Lage ist. Um dies zu verdeutlichen, wollen wir die Zahlen ihre Beweiskraft üben lassen. Es genügt eigentlich hervorzuheben, daß die türkische Regierung im Jahre 1899 für die 1022,888 Kilometer der Anatolischen Eisenbahnen bei einer Garantie von 15000 Franks für die Angoralinie und 13727 Franks für die Konialinie mit der Maßgabe, daß die Kaiserlich Türkische Regierung nie mit einer höheren Summe als mit 4995 Franks herangezogen werden kann, im ganzen 7071500 Franks an kilometrischen Garantien bezahlt hat, während ihr die französische Gesellschaft, welche die sogenannte Jonction zwischen Dedeagatsch und Salonik erbaut hat und betreibt, mit ihren 510,589 Kilometern bei einer kilometrischen Garantie von 15500 Franks die Summe von 6344575,68 Franks gekostet hat. Aber gehen wir noch mehr ins einzelne. Die letztgenannte Linie durchquert den fruchtbarsten Teil der europäischen Türkei mit seinen berühmten Tabakfeldern von Seres und Cavalla. Trotzdem hatte sie 1899 nur eine kilometrische Einnahme von 2290 Franks, weniger als die an den sterilen Gegenden der Salzwüste vorbeiführende Koniabahn mit ihren 2326,75 Franks, wobei noch zu berücksichtigen, daß die letztere erst im selben Jahre völlig dem Verkehr übergeben wurde, die andere aber schon seit 1897 im Betrieb war. Wenn selbst die Einnahmen der hauptsächlich aus strategisch-militärischen Rücksichten gebauten Linie Salonik-Monastir für den Kilometer 4062,94 Franks betragen, so müssen entweder die Anlagekosten der Jonction sehr hoch sein, — und wirklich ist anzuerkennen, daß sie

mit Überwindung von erheblichen technischen Schwierigkeiten erbaut ist, — oder aber die Verwaltungskosten überschreiten das gebührende Maß. Das System der kilometrischen Bürgschaften verführt gar zu leicht dazu, die Einnahmen künstlich niederzuhalten, damit die müheloſe Einheimſung der Staatsgelder zur Deckung des Defizits nicht verabsäumt wird. Es hat sich derartig als gefährlich erwiesen, daß ihm zum großen Teile die Schuld an der heutzutage mehr als traurigen Finanzlage des Reiches zuzuschreiben ist. Als Pfand für Einhaltung der eingegangenen Verpflichtungen hat die Türkei allmählich die Einkünfte ihrer reichsten Provinzen hergeben müssen. Im ganzen sind bis zum Ende des Jahres 1899 vom Staate 96¼ Millionen an kilometrischen Garantien bezahlt worden, und die jährlichen Ausgaben betragen etwa 20 Millionen (1899: 19871682,48 Franks). Um sie aufzubringen, sind die Zehnten von neun europäischen Sandschaks (Regierungsbezirken) verpfändet worden; von den 74 Sandschaks der asiatischen Türkei sind hingegen schon 28 zu gleichem Zwecke in Anspruch genommen. Einerseits ist zuzugeben, daß die Erschließung des Reichtums der asiatischen Türkei und die Wiedergeburt der alten Blüte nur durch die Anlage von modernen Verkehrsmitteln zu bewirken ist, aber wenn hierfür die zu anderweitigen Ausgaben notwendigen Staatseinkünfte verwendet werden, so wäre das ungefähr dasselbe Verfahren, wie wenn man in einer Stadt den Einwohnern durch die Steuerschraube das letzte Geld abnötigte, nur um die Straßen musterhaft herzustellen, dafür aber die Häuser verfallen und sich langsam in Ruinen verwandeln ließe. Einige kleinere Linien in der Türkei genießen keine staatlichen Bürgschaften, nämlich die folgenden:

Smyrna—Aïdin—Dinaïr mit Zweigstrecken — Länge 515,700 Kilometer — Einnahmen für das Kilometer (1899) 18009 Franks,

Mersina—Adana — Länge 67 Kilometer — Einnahmen für das Kilometer (1899) 8572 Franks,

Mudania—Brussa — Länge 41,280 Kilometer — Einnahmen für das Kilometer 6972 Franks,

Jaffa—Jerusalem — Länge 86,659 Kilometer — Einnahmen für das Kilometer 8456 Franks.

Es hat danach den Anschein, als sei der Eisenbahnbetrieb in gewissen Gegenden auch zu ermöglichen, ohne daß der Staat ihn selbst entkräftende Zuschüsse gibt. In der Tat ist dies der Fall, wo nicht die Verzinsung der immensen Anlagekosten vom Staate bewirkt werden muß.

Daß für die Anlage und den Betrieb von Eisenbahnen in solchen Gegenden, die von Teilstrecken einer größeren Bahnlinie durchlaufen werden

und die wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit eine Rentabilität der Eisenbahnanlagen verhindern, die Regierung mit einer gewissen Bürgschaft einspringt, kann ihr natürlich nicht verübelt werden, wofern durch kleine Opfer große Ergebnisse erzielt werden können. Aber im ganzen ist das System der Erbauung von Eisenbahnen auf Grund kilometrischer Garantien dazu geeignet, die Türkei langsam, aber sicher zu ruinieren. Jetzt sind die Staatseinkünfte zugestandenermaßen schon nicht weiter in der Lage, mehr als jährlich drei Monatsgehälter der Beamten zu decken. Neun Monate bleiben die ohnehin schlecht besoldeten Staatsdiener unbezahlt. Anderswo hätten diese Zustände längst eine Revolution hervorgerufen. Nunmehr hat sich als das einzige Mittel erwiesen, um wenigstens den unteren Beamten noch etwas mehr als bloß den vierten Teil ihres Gehaltes zukommen zu lassen, daß man denjenigen Beamten, die über 80 Pfund Türkisch an monatlichem Gehalt beziehen, von dem Überschuß Abzüge von 10 bis 40% macht, um die dadurch gewonnenen Summen an die Inhaber von niederen Stellen zu verteilen. Außerdem sollen alle überflüssigen Beamten entlassen werden.

Es ist ein schlimmer circulus vitiosus. Einerseits keine Verbesserung des Landes und der Finanzen ohne Erschließung des Landes, wozu Eisenbahnbauten unbedingt notwendig sind; andererseits ist es für den türkischen Staat eine Unmöglichkeit, das dem Inneren notwendige Eisenbahnnetz auf dem bisherigen Wege durch Übernahme von Bürgschaft für die zu erzielenden Einnahmen zu schaffen, wenn er sich nicht durch Verzicht auf seine letzten Einnahmequellen zugrunde richten will. Es ist gleichgültig, welche Wahl getroffen wird; die Türkei geht ihrem finanziellen Ruin entgegen, falls nicht neue Faktoren handelnd auftreten und dem dem Abgrund zueilenden Wagen in die Speichen fallen. Es gab schon anscheinend ein Rettungsmittel, welches der Türkei die kostenlose Erbauung der sogenannten Bagdadbahn verschafft hätte. Bevor der Gesellschaft der Anatolischen Eisenbahnen die Konzession erteilt wurde, haben sich die Engländer, nur um zu verhindern, daß die Deutschen in den Besitz der verlängerten Linie kämen, bereit erklärt, den Riesenbau ohne jede Garantie seitens der ottomanischen Regierung auszuführen. Dies Anerbieten wurde von der letzteren vernünftigerweise abgelehnt, da man sich erinnerte, wie die Beschlagnahme Ägyptens ihren Anfang in ähnlichen Operationen genommen hatte. Wenn nun die Bagdadbahn für England solche Bedeutung hat, daß es viele Millionen hineinzustecken wagt, so ist die Frage, ob nicht Deutschland dem Unternehmen denselben Wert beizumessen hat und gegebenenfalls dieselben Opfer für eine gewisse Zeit zu bringen in der Lage ist.

Zur Beurteilung dieser Frage sind über die Bagdadbahn einige Bemerkungen, welche leider im Verhältnis zu der Wichtigkeit des Gegenstandes dürftig ausfallen müssen, unerläßlich.

Zeit seines Lebens hat der deutsche Ingenieur Wilhelm von Pressel nicht aufgehört, für die nördlichere Linie, welche über Boli, Amasia, Sivas und Karput nach Diarbekr führen sollte, im Gegensatz zu der jetzt gewählten über Konia und Adana, zu kämpfen. Die nördlichen Gegenden gleichen an Fruchtbarkeit denjenigen, welche von Smyrna aus durch die beiden bestehenden, reichliche Einkünfte erzielenden Eisenbahnlinien erschlossen sind. Weiterhin hielt er dafür, daß besonders für eine schmalspurige Eisenbahn mit 1 m Meter breitem Gleis die Anlagekosten der nördlichen Linie weit hinter denen der südlichen zurückgeblieben wären. Dann richtete er die Aufmerksamkeit darauf, daß die reichlichen Kohlenlager an der Nordküste Kleinasiens und im Zentrum für den Eisenbahnbetrieb ausgenutzt werden könnten, während die Südstrecke diese guten und billigen Feuerungsmaterialien zu entbehren hätte. Auch strategisch und militärisch sollte endlich seine Linie den Vorrang verdienen.

Die Gründe, welche maßgebend gewesen sind, um zu bewirken, daß man trotz der einleuchtenden Einwürfe Pressels der Südbahn den Vorzug gegeben hat, liegen zunächst auf politischem Gebiete, indem Rußland wahrscheinlich energisch, auf früheren Abmachungen fußend, gegen die seiner „Interessensphäre" mindestens nahe kommende Eisenbahn protestiert hat. Die Hauptsache dürfte aber sein, daß man sich mit den vorhandenen, in Angora und in Konia ausgehenden Linien einmal festgefahren hatte. Da Rußland gegen eine Verlängerung der Angorastrecke nach Sivas Front machte, blieb nichts übrig, als Konia zum neuen Ausgangspunkt zu nehmen.

Die hier ihren Anfang nehmende Strecke wird 180 Kilometer hinter Konia von Eregli aus, bis wohin sie bereits im Bau ist, die ersten ernstlichen topographischen Schwierigkeiten finden, um über die in der Geschichte berühmten kilikischen Pässe in die vom Seihun bewässerte fruchtbare Ebene von Adana zu gelangen. Von der Stadt gleichen Namens führt eine Zweigbahn, in französischem Besitz, nach Mersina an das Meer. Ungeheure Kosten wird die Herstellung des Unterbaus der Bahn im Taurus (Bulgar-Dagh) verursachen, besonders auf dem im Süden und Südosten sehr steilen Abstieg, aber nicht minder schwer wird die Überschreitung des Antitaurus nordwestlich vom Giaur-Dagh fallen. Um aus der kilikischen Ebene herauszukommen, blieb nichts übrig, als entweder dem Laufe des zweiten Flusses, des Dschihan, zu folgen und in

seinem Tale bis Marasch aufwärts zu gehen. Oder man zog die Trace von Hamidié (Keschikköi) gerade westlich bis Bagtsche und folgte dann den Flußläufen, die nach dem Golf von Alexandrette herunterführen, um aber vorher auf den jetzt sanfter werdenden Abhängen nach Killis im Westen abzubiegen. Diese ganze Gegend zwischen Hamidié und Killis (20000 Einwohner) ist aber sehr schwach bevölkert, und außerdem läßt man dann das wichtige Aintab nördlich liegen, sodaß dorthin eine besondere Zweigbahn gebaut werden müßte. Trotzdem hat man dieser Möglichkeit den Vorzug gegeben. Westlich von Bagtsche tritt die Hauptstrecke bereits in das Vilajet Aleppo ein, dessen Hauptstadt 140000 Einwohner zählt und das außerdem drei Städte über 50000 Einwohner (Urfa, Marasch und Aintab) in sich schließt. Dennoch beträgt seine Bevölkerungsdichte nur 13,2 Einwohner. Um Umwege zu vermeiden, wird der Übergang über den Euphrat südlich von Biredschik, etwa bei Kumluk, gesucht werden, und der letztgenannte Ort wird mit dem ersteren ebenso wie später Haran mit Urfa und Nisibin mit Mardin durch Zweigstrecken verbunden werden. Mit Nisibin ist die Bahn bereits in das Vilajet Diarbekr mit einer Bevölkerungsdichte von 11,7 eingetreten. Die Hauptstadt Diarbekr, wo die wichtige große Straße von Karput und Sivas mündet, hat ungefähr 30000 Einwohner und wird notwendigerweise einmal in das große Netz, mindestens durch eine Zweigbahn bis Mardin, hineinbezogen werden müssen.

Von Killis an ist das Gelände nackter und ebener geworden und erfordert nur noch von Zeit zu Zeit Kunstbauten, unter ihnen besonders mehrere große Brücken über Euphrat und Tigris. Dafür ist es aber auch nur mageres Weideland oder Steppe. Die ganze Gegend bis Mosul hin ist schwach bewohnt. Die Bevölkerungsdichte im Vilajet Mosul, in das die Bahnlinie etwa 15 Wegstunden von Nisibin eintritt, sinkt auf 4,3, um sich im Vilajet Bagdad wieder auf 6,4 zu erheben und dann in Basra mit 5,3 zu endigen. Hochmesopotamien, das bei Mosul von den kurdischen Berglanden begrenzt wird, ist gebirgig und fällt erst südlich von Bagdad, wo sich Euphrat und Tigris nähern, in mehreren Stufen nach Niedermesopotamien ab. Während die Bahntrace von Mosul bis Bagdad dem Laufe des Tigris folgt, ohne den früher in Aussicht genommenen Umweg über Erbil—Kerkúk—Kifri zu machen, und nur eine Zweigbahn bis Hanekin an der persischen Grenze und eine bis Tus-Kharmati, wo eine Saline ausgebeutet wird, entsendet, richtet sie sich nach Übergang über den Euphrat auf den heiligen Wallfahrtsort der Schiiten, Kerbela (22000 Einwohner), auf Hille (11000 Einwohner) von

derselben Bedeutung und dann nach Nedschif, wo das Grab Alis, des Schwiegersohns des Propheten, die höchste Verehrung seitens der schiitischen Muhamedaner genießt. Das ganze Gelände von Tekrit, das etwa 40 Wegstunden nördlich von Bagdad am Euphrat liegt, bis Bagdad (180000 Einwohner) und von da an bis Nedschif ist fast menschenleer und wüst. Im Süden von Bagdad wird es sumpfig; weite Strecken mit Torfmoorboden, der mit dichtem Riesengestrüpp bewachsen ist, sind nur zeitweise von Sanddünen durchschnitten, sodaß sich eine hier mit Mühe durchwindende Eisenbahn, nur um die größten Sümpfe zu vermeiden, sich von den wenigen schwachbewohnten Flecken fernhalten muß. Endlich gelangt sie nach dem jetzt 22000 Einwohner zählenden Basra (Bassorah) oder vielmehr nur bis Zobeir am Schatt-el-Arab. Denn Basra zu heben wird kaum gelingen, da man den Schatt-el-Arab erst durch Wegräumung der riesigen Sandbänke, die sich seiner Mündung vorgelagert haben, schiffbar machen müßte. Infolgedessen hat man es vorgezogen, als Endpunkt der Linie die kleine Stadt Kasima am Golf von Koweit in Aussicht zu nehmen. Dies wäre hinsichtlich der Tiefe und des Schutzes vor den Winden ein unvergleichlicher Hafen geworden, aber leider ist es einem dort mächtigen, von den Türken so gut wie unabhängigen Scheich namens Habarek, der sich des Schutzes der hier stark interessierten und wie immer im trüben fischenden Engländer erfreute, gelungen, von der ottomanischen Regierung das Zugeständnis zu erhalten, daß ihm das ganze Küstengebiet von Koweit an bis ungefähr zum Schatt-el-Arab gehöre. Als neuer Endpunkt der Bahn ist daher bereits Fao in Aussicht genommen; um aber hier einen Hafen zu schaffen, sind umfangreiche Bauten und Baggerarbeiten erforderlich.

Die große neue Lebensader, welche den Körper des türkischen Reiches durchziehen und mit neuem Leben erfüllen soll, wird zusammen mit allen Zweiglinien eine Länge von ungefähr 2800 Kilometern haben. Mit welchen Kosten sie zu schaffen sein wird und was sie einmal einbringt, läßt sich nur annähernd schätzen und berechnen. Alles in allem genommen dürfte selbst mit Berücksichtigung der 168 bis 180 Kilometer, die über den Taurus führen, die Bausumme die durchschnittliche Höhe von 200000 Franks für das Kilometer nicht überschreiten. Man hätte demnach auf eine Ausgabe von 530 Millionen Franks zu rechnen, wozu noch 25 Prozent an Aufschlag für sogenannte Emissionskosten und für anderes mehr kämen. Das gesamte Anlagekapital dürfte daher auf 660 bis 670 Millionen Franks zu veranschlagen sein, wofern die Konzessionäre den Bau in eigener Regie ausführen.

Welche Einnahmen sich aus dem Betrieb der 2800 Kilometer ergeben werden, kann ebensowenig jemand mit Bestimmtheit angeben. Nach alter Erfahrung wirft der Passagierverkehr keinen allzu glänzenden Nutzen ab. Wenn im Jahre 1891 92046 Privatleute den Suezkanal passiert haben, so dürfte anzunehmen sein, daß künftighin annähernd die Hälfte den für die Strecke Wien—Bombay um sieben Tage kürzeren Landweg wählen wird. Für die englisch-indische Post würde sich nach der Aufstellung des Majors Schlagintweit bei Benutzung der neuen Verkehrsstraße gegenüber dem Transporte via Brindisi ein Zeitgewinn von mindestens vier Tagen ergeben. Indessen wird sich die englische Regierung trotz des bedeutsamen Zeitgewinns anfangs wohl noch etwas vorsichtig und abwartend verhalten. Obwohl sie sich offiziell wahrscheinlich erst später entschließt, den großen Postverkehr über Konstantinopel—Wien statt über Brindisi zu leiten, werden jedenfalls Private einen Anfang mit Benutzung des neuen Postweges machen. Bei den Warentransporten, die hier wie anderwärts den Löwenanteil der Einnahmen aufbringen müssen, wird der Transitoverkehr nicht die erste Rolle spielen. Die aus Indien und Ostasien kommenden Waren von höherem Gewichte ziehen wie bisher den billigeren Wasserweg bis an den Bestimmungsort oder in seine Nähe vor. Die Eisenbahnlinie wird aber dazu dienen, die oberhalb und unterhalb der Erde gewonnenen Schätze Kleinasiens aus dem Innern dahin zu führen, wo sie zum Ausgleich gebraucht werden und wo sie dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung dienen. Es sei nur an die Kohlenlager erinnert, die ihren kostbaren Inhalt abgeben können, damit anderswo, besonders in waldarmen Gegenden, das Gewerbe seinen Geburtstag feiere. Aber auch nach den Küsten soll der Überschuß verfrachtet werden. Daß dies bisher nicht geschieht, liegt an der Verteuerung der am Gewinnungsorte wohlfeilen Waren durch die Transporte. Nach den sorgfältigen Ermittelungen Vital Cuinets kostet die Tonne Weizen im Vilajet Sivas nicht mehr als 40 Franks, ihr Preis steigt indessen bis zum Hafenplatz Samsun auf 140 bis 160 Franks, indem die Fracht über Tokat und Amasia auf einer nebenbei gesagt ganz guten Straße von 346 Kilometer Länge den Preis beinahe vervierfacht. Die Verteuerung durch den Transport ist hier wie anderswo die einzige Ursache für den Niedergang des Getreidebaues in Kleinasien. Von den im genannten Vilajet jährlich erzeugten 800000 Tonnen Brotkorns können nur 25000 Tonnen aus der Gegend von Amasia, wo die härtesten Getreidesorten wachsen, ausgeführt werden.

Selbst von den Gegnern des großen Bahnprojektes ist anerkannt worden, daß die Hauptlinie bis Adana hin und dann wieder von Bagdad

bis Bassorah ziemlich gute Einnahmeergebnisse haben könne, auf dem Rest der Strecke werden erträgliche Einnahmen nur langsam kommen. Dagegen wird der Personen- und Warenverkehr auf den Zweiglinien bald große Lebhaftigkeit annehmen. Welche durchschnittliche Bruttoeinnahme indessen für das Kilometer erzielt wird, entzieht sich selbst der Mutmaßung. Die Abschätzung von sachverständiger Seite bewegt sich zwischen 1000 und 4000 Franks. Die kühnsten Hoffnungen schließen nur auf etwa ein Viertel derjenigen Summe, welche behufs des Betriebes und der Verzinsung der Anlagekapitalien im Minimum nicht nur wünschenswert, sondern unbedingt notwendig ist und welche als kilometrische Garantie vertragsmäßig festgesetzt ist. Kann aber der türkische Staat für den Fehlbetrag von mindestens 30 Millionen Franks jährlich aufkommen? Nach den geschilderten Finanzverhältnissen dürfte dies mehr wie zweifelhaft sein. Die militärisch-strategischen und kommerziellen Vorteile der neuen Linie mögen für das Reich noch so bedeutend sein: wenn es sie mit seinen letzten verfügbaren Geldern erkaufen wollte, wäre dies mit der Bestellung seines Sterbekleides gleichbedeutend.

Es handelt sich aber für die Türkei bei der Erbauung der Bagdadbahn nicht um diese allein, damit durch sie ein modernes Verkehrsmittel gewonnen werde, vielmehr ist die Eisenbahnlinie nur Mittel zum Zweck. Es gilt mit ihr zugleich jeder Provinz unter Berücksichtigung ihrer eigenartigen Kulturverhältnisse die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer inneren Kräfte zu verschaffen. Dessen scheinen sich die Vertreter der Anatolischen Eisenbahngesellschaft und der Deutschen Bank bei Erlangung der Konzession bewußt gewesen zu sein, als sie in dem abgeschlossenen Vertrag für sich die Berechtigung forderten, an verschiedenen Punkten industrielle Anlagen ins Leben rufen zu dürfen. Nicht allein sind sie berechtigt, auf dem ihnen regierungsseitig überlassenen Terrain Steinbrüche und Kiesgruben anzulegen und während des Baues unentgeltlich, später gegen eine geringe Abgabe auszubeuten, noch weniger wollen wir davon reden, daß sie in den der Strecke benachbarten staatlichen Waldungen Nutz- und Brennholz für Bau und Betrieb gemäß dem dafür bestehenden Reglement schlagen lassen dürfen, sondern sie haben auch die Befugnis, an den von ihnen für passend erachteten Punkten Ziegeleien zur Herstellung von Backsteinen und Dachpfannen anzulegen und in Betrieb zu erhalten. Wo sich ein Bedürfnis geltend macht, können sie Lagerhäuser und Silos einrichten. Von der hierdurch erzielten Reineinnahme stehen dem Staate 25 Prozent zu. Ferner hat die Gesellschaft das Recht der Ausbeutung aller Minen innerhalb einer Zone von 20 Kilometern von der Axe der Schienenstrecke

aus. Sehr wichtig ist, daß die Gesellschaft die Erlaubnis hat, die elektrische Kraft auszunutzen, welche entweder aus dem natürlichen Gefälle der Wasserfälle oder durch Stauungen gewonnen werden kann. Abgesehen endlich davon, daß die Gesellschaft davon befreit ist, um die Erlaubnis betreffs der Nachforschungen nach Kunstgegenständen und Antiquitäten nachzusuchen, ist sie mit zwei wichtigen Vorrechten ausgestattet. Bis Anfang 1910 hat sie Frist, um sich darüber zu entscheiden, ob sie die drei zum Eisenbahnbau als zugehörig betrachteten Häfen mit Quaianlagen und allem Zubehör für Ladung und Löschung, sowie für die Lagerung der Waren, nämlich in Bagdad am Tigris, in Basforah am Schatt-el-Arab und endlich an einem näher zu vereinbarenden Punkt am Persischen Golf anzulegen sich entschließt. Nur wenn entweder der Plan von ihr fallen gelassen ist oder wenn die Hafenbauten bis 1914 nicht vollendet sein sollten, hätte die Regierung das Recht, die Konzession an dritte Personen zu vergeben. Ebenso soll einen integrierenden Bestandteil des Eisenbahnbetriebes die Segel- und Dampfschiffahrt bilden, zu deren Entwicklung und Unterhaltung auf dem Euphrat, Tigris und Schatt-el-Arab die Konzessionäre während der ganzen Bauzeit der Eisenbahn die Genehmigung erhalten haben. Dies Vorrecht gilt einem Monopol, welches sich daraus entwickeln kann, schon so ziemlich gleich.

Mit den genannten Nebenbetrieben wären jedoch die Aufgaben der zukünftigen Bahngesellschaft noch nicht erschöpft. Wenn die Haupteinnahmen eine allmähliche Steigerung durch Warentransporte erfahren sollen, hätte sie alles daran zu setzen, die Kraft des Landes in bezug auf Hervorbringung landwirtschaftlicher und gewerblicher Erzeugnisse zu steigern. Es handelt sich darum, dem Boden durch Zufuhr und Verteilung von genügender Feuchtigkeit seine frühere Fruchtbarkeit wiederzugeben. Kanalbauten und Stauungswerke sind hierzu unerläßlich, wie auch sumpfige Gegenden zu entwässern und in fruchtbare Ebenen, die sie im Altertum gewesen sind, zu verwandeln wären. Schon die bisherige Anatolische Eisenbahndirektion hat, wie den Eingeweihten bekannt, für ihre bisherige Einflußsphäre ähnliches im Auge gehabt. Abgesehen von Besserungsarbeiten müssen bewährte Regeln für den landwirtschaftlichen Betrieb verbreitet und Versuchs- und Musterkulturen, Baumschulen und dergleichen angelegt werden. Hierdurch aber könnte vornehmlich die künftige Gesellschaft in einem dem deutschen Interesse förderlichen Sinne wirken. Sie hat sich zwar verpflichten müssen, mit Ausnahme des Personals der Direktion, der Komptabilität und der technischen Dienstzweige ihre Angestellten und Agenten aus der Zahl der türkischen Staatsangehörigen

zu entnehmen, aber sie wäre ganz gut in der Lage, zur Lösung aller der genannten, außerhalb des eigentlichen Eisenbahnbetriebes liegenden Aufgaben deutsche Ingenieure, Kulturtechniker, Landwirte, Gärtner und Aufsichtsbeamte kommen zu lassen und anzustellen. Wenn dann irgendwo durch die hilfreichen Fremdlinge ein fester Kern gebildet würde, daß sich andere Volksteilchen daran ankrystallisieren könnten, würde der Zuzug nicht ausbleiben, und keine Behörde, nicht einmal eine türkische, würde so unklug sein, dem Reiche nützliche Anfänge nicht weiterwachsen zu lassen. In dieser Weise könnte äußere und innere Kultur ins Land gebracht werden. Vorbedingung ist nur, daß durch eine schon bestehende und anderweitig festgegründete Gesellschaft die Voraussetzungen gegeben werden, unter denen die Ansetzung von Kolonisten nicht als unbesonnenes Wagnis zu betrachten ist. Jene selbst hätte weiter nichts mit den Folgen einer sich von selbst ergebenden Handlungsweise zum Nutzen desjenigen Staates, dem sie dient, zu tun und wäre dafür nicht verantwortlich. Eins stützt aber das andere: falls die allgemeine Volks- und Landwohlfahrt gehoben wird, steigt die Rentabilität der Eisenbahn; diese aber sorgt für jene. Hierzu ist aber die leitende Stelle am besten dadurch befähigt, daß sie tüchtige Kräfte heranzieht. Wo die mindest interessierten Elemente zu entdecken sind, braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Ob aber Bereitwilligkeit seitens der verordneten Organe der Anatolischen Gesellschaft und damit auch der Bagdadbahn in dem Sinne besteht, daß hauptsächlich deutsche Interessen durch ein Unternehmen gefördert werden, in dem in erster Linie deutsches Geld steckt, ist nach der Ansicht Eingeweihter nicht über jeden Zweifel erhaben. Bei dem Betriebe einer Eisenbahn ist es selbstverständlich ausnehmend wichtig, daß das rollende und sonstige Material einheitliche Form und Gestaltung hat. Ist dies nicht der Fall, häufen sich die Schwierigkeiten des Betriebes und der Verwaltung ins Ungemessene, und es werden durch einen solchen Mangel auch die Unkosten vermehrt. Obgleich die anatolische Bahn vermöge ihrer Entstehung und der zeitweise in ihr vorwiegenden Einflüsse die bunteste Musterkarte von Lokomotiven, Tendern, Waggons usw. ihr eigen nennt, hat sie doch die letzten Jahre hindurch des Einheitsprinzips wegen ihre Bedürfnisse aus Deutschland befriedigt und daher die sowohl billigeren wie besseren Maschinen bezogen. Weil nunmehr neues Material für die Erweiterung der Linie zu beschaffen ist, im allgemeinen aber berücksichtigt werden muß, daß 40 Prozent des Anlagekapitals für die neue Bagdadbahn der französischen Gruppe zur Unterbringung zugesichert sind, wurden zur Preisangabe und zum Wettbewerb neben deutschen Fabriken auch

französische aufgefordert. Im ganzen scheint es, als lege die Leitung der Anatolischen Bahnen unbegründet viel Gewicht auf die Presse und lasse sich durch deren Äußerungen zu sehr einschüchtern. Jeder sogenannte Sturm in der englischen, russischen oder französischen Presse ist ihr, um von den kleineren Hetzartikeln, die ihr auf die Nerven fallen, zu schweigen, höchst unbequem und lästig. Deshalb möchte man ihr wirklich von Herzen bessere Nerven wünschen. Bonis placuisse sat est, wäre eine passende Devise in ihr Wappen.

Wessen sich die Franzosen von ihr versehen, geht deutlich aus einer Stelle einer neueren, auf gutem sachlichem Material aufgebauten Schrift hervor. Darin heißt es, daß heutzutage der Direktor zwar Schweizer ist, aus dem Kanton Neuchâtel stammt und unter französischem Schutz steht, daß aber trotzdem nichts an der Sachlage geändert sei, da sein Vorgesetzter, der Generaldirektor, ein Deutscher und Vertrauensmann der Deutschen Bank ist. Der Schreiber der genannten Zeilen weiß aber gar wohl, daß der erstgenannte Direktor ein Verwaltungsgenie ersten Ranges ist und daß gegen ihn aufzukommen vermutlich mehrere Vertrauensmänner der deutschen Bank keine geringe Mühe haben würden. Er spielt daher wohl bloß ein wenig Versteck, um seine Behauptung zu stützen, daß periculum in mora sei und daß die französischen Konsuln darauf sehen müßten, ne quid detrimenti capiat res publica.

Es ist nicht allein Einfluß der zahlreichen, über das Thema der vorstehenden Auseinandersetzungen handelnden französischen Quellen, daß wir nach ihrem aus der antiken Rhetorik entnommenen Muster mit einer Conclusio schließen und darin die Hauptpunkte unserer Ansichten zusammenfassen. Wenn wir dies tun, entspringt es dem lebhaften und dringenden Wunsche, nicht mißverstanden zu werden. Über so manche Punkte kann eine ganz unumwundene Aussprache nicht gepflogen werden, aber es wird an vielen Punkten herausgefühlt werden, was uns am Herzen liegt. Folgendes kann indessen ganz frei herausgesagt werden. Der Gedanke an eine Besetzung Kleinasiens mit deutschen Kolonisten in größerem Maßstabe ist vorderhand als völlig unausführbar anzusehen, da

1. keine deutsche diplomatische Vertretung für diese Projekte sich erwärmen wird,

2. die türkischen Behörden sich diesen Eingriff in das berechtigtermaßen als ihren ausschließlichen Besitz betrachtete Land ebensowenig gefallen zu lassen brauchten, wie dies Sachsen oder Mecklenburg tun würde, wenn sich Chinesen bei ihnen als Kolonisten niederlassen wollten,

3. und da endlich die Bedingungen für eine zu bewerkstelligende Niederlassung noch nicht derartig sind, daß sie irgendwelchen Erfolg versprechen. Denn

a) der Boden ist zwar an sich recht ertragfähig, kann aber nicht in geeigneter Weise ausgenutzt werden, da der ganze landwirtschaftliche Betrieb aus Mangel an zweckentsprechenden Geräten und an gutem Nutzvieh darniederliegt, die Heranschaffung von solchen notwendigen Hilfsmitteln aber nur in den seltensten Fällen erfolgen kann.

b) Ferner ist nicht abzusehen, ob und in welcher Weise, sowie auf welchem Wege bei dem Fehlen guter Straßen und Beförderungsmittel ein Bauer die Frucht seiner Arbeit und seiner Felder in dem erforderlichen Maße zu verwerten imstande sein würde.

c) Nicht sicher ist es auch, ob die freundliche Gesinnung, mit der zunächst die Ankömmlinge von seiten der Einheimischen begrüßt sein werden, auf die Dauer stand halten wird.

d) Zur Verbesserung der klimatischen Verhältnisse müssen vor einer Niederlassung in einzelnen Bezirken erst durchgreifende und mit größeren Kosten verbundene Maßregeln von staatlicher Seite oder durch finanzkräftige Sozietäten irgendwelcher Art geschaffen werden.

e) Der von seiner deutschen Scholle losgelöste und nach Kleinasien verpflanzte Bauer gibt alles auf, was ihm in der Heimat lieb und teuer war, materielle Genüsse sowohl wie verwandtschaftliche Bande, den Zusammenhang mit der Gemeinde, Kirche und Schule. Infolgedessen wäre es seitens derjenigen Leute, die ihn zur Auswanderung auf ungewisse Verhältnisse hin veranlassen wollten, geradezu ein leichtfertiges Unternehmen, wenn nicht ein Frevel.

Aber die große Gesellschaft, welche vorzugsweise mit deutschem Kapital gegründet ist, teilweise auf derselben Grundlage ihre Erweiterung erfahren soll, hat alles in ihrer Hand; sie kann aus ihrer Toga ebenso Segen wie Schaden schütteln. Wie sie beizutragen vermag zur wirtschaftlichen Hebung, so kann sie es auch zur Mehrung des deutschen Ansehens in allen denjenigen Gegenden, in denen sie zu wirken berufen ist. Zu dem ersteren ist sie nach verschiedenen Richtungen beizutragen imstande. Ist es doch ihr eigenstes Interesse, darauf hinzuarbeiten, daß allmählich die Erträge des Landes, das sie mit einer neuen Verkehrsader versieht, im Verhältnis zu seiner natürlichen Hervorbringungskraft zunehmen. Dann erst kommen die ihr anvertrauten Kapitalien zu ihrem Rechte. Die besten Ergebnisse erzielt die Gesellschaft, wenn sie

1. alle diejenigen Bestrebungen unterstützt, welche die materielle Hebung Kleinasiens und die Wohlfahrt seiner Bewohner zum Zwecke haben, wenn sie ferner

2. nach allen Richtungen Unternehmungen zur Besserung des Bodens und der Landwirtschaft, sowie zur Ausbeutung der mineralischen Schätze entweder selbst ins Leben ruft oder seitens anderer unterstützt, und wenn sie endlich darauf bedacht ist,

3. die Zahl der tätigen Bewohner des Landes durch Heranziehung genügender Kräfte zu vermehren.

Welche Vorteile sich unter solchen Bedingungen für Deutschland ergeben, muß die Folgezeit lehren: daß sich die Hoffnungen der Sanguiniker, wie Rohrbach, Hildebrandt und anderer erfüllen, dürfte kaum anzunehmen sein; aber wenn nur ein ganz geringer Teil der von Franzosen gehegten Befürchtungen bezüglich der „Besitzergreifung Kleinasiens" sich als gerechtfertigt erwiese, wollten wir Deutsche mit den erzielten Erfolgen ganz zufrieden sein.

Bücherschau.

Th. Schiemann, Deutschland und die große Politik anno 1903. 409 Seiten. Berlin, Georg Reimer. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Zu „besprechen" brauchen wir die neue Folge der politischen Aufsätze unseres hochverehrten Mitarbeiters hier nicht. Prof. Schiemanns Art, den Verlauf der auswärtigen Politik auf der Grundlage eindringendster historischer Kenntnis und mit klarem und scharfem Urteile zu verfolgen, ist den Lesern der „Deutschen Monatsschrift" aus jedem Hefte wohlbekannt. Darum brauchen wir hier bloß darauf hinzuweisen, daß ein neuer Band dieser in der politischen Publizistik Deutschlands schlechterdings einzig dastehenden Sammlung erschienen ist, um sicher zu sein, daß er dasselbe Interesse wie seine Vorgänger finden wird. Als besonderer äußerer Vorzug muß das ausführliche Personen- und Sachregister hervorgehoben werden, und als einen diesem Bande besonders eigenen Zug heben wir die unermüdliche, meisterhafte Verfolgung des von der „National Review" angeführten Feldzugs der antideutschen Elemente in England und Frankreich hervor, der Sekundanten unter Tschechen, Magyaren und Panslavisten fand und findet. Gerade hierin hat sich Prof. Schiemann ein besonderes Verdienst erworben, zumal der üblichen Zeitungsbetrachtung diese Zusammenhänge vielfach ganz unbekannt sind. Mit warmem Dank an den Verfasser wird jeder diesen wertvollen Beitrag zur politischen Erziehung der Gebildeten aus der Hand legen. O. H.

Zur Philosophie der Geschichte.

Rückblicke und Einblicke.

Von

Fritz Medicus.

Die bedeutendste philosophische Leistung der neueren Zeit war die Aufstellung eines Programms. Zwar hat Kant ohne allen Zweifel mehr geben wollen: ein seinem wesentlichen Inhalt nach bleibendes System. Aber es half ihm wenig, daß er in hohen Jahren dies gegen Fichte betonte, der es gewagt hatte, ein paar in der „Kritik der reinen Vernunft" untergelaufene Wendungen in jenem Sinne zu interpretieren. Über die Anhänger des Kantischen „Systems" ist der große Entwicklungsgang der Probleme schnell und leicht hinweggegangen; aber das „Programm" der kritischen Philosophie hat nichts eingebüßt von seiner Kraft, die Geister zu angestrengter Arbeit anzuspornen — sie aufzurufen zum Kampf um die Entscheidung der größten Fragen.

Denen, die vor hundert Jahren dem Kantischen „System" anhingen, mochte es freilich scheinen, als ob die damals jüngsten Wortführer der „Transscendentalphilosophie" kaum eine Ahnung vom eigentlich Kantischen an Kant hätten, als ob sie zurückgefallen wären in jenen Dogmatismus, den die Kritik überwunden hatte, ja als ob sie den alten Dogmatismus noch an Zügellosigkeit überböten.

Wir wissen heute, daß die Dinge anders liegen. Bei Fichte und auch bei den Romantikern sind Probleme zutage getreten, die gerade in denjenigen Partien der Kantischen Lehren angelegt waren, an denen die blöden Blicke derer vorüberglitten, die ihren Kant nur studierten, um seine Sprache zu reden und mittels der von ihm ausgeschliffenen Begriffe ihr bischen Denkarbeit zu tun. Nicht Verständnislosigkeit war es, was Fichte und die an ihn Anknüpfenden von Kant wegtrieb, sondern im Gegenteil tiefstes, schöpferisches Verständnis für die Probleme der Vernunftkritik — in jenen Männern lebten diese Probleme fort; was bei Kant keimartig geblieben war, entwickelte sich und trat unverhüllt hervor. Es ist darum nicht von ungefähr, wenn gerade jetzt, nachdem die letzten Jahrzehnte einem intensiven Studium Kants gewidmet gewesen sind, das Bedürfnis fühlbar

wird, sich auch mit denen auseinanderzusetzen, die nach dem Königsberger aufgetreten sind, um neue Problemstellungen und -lösungen mit seinem Werk zu vereinigen.

Für Kant selbst ist diejenige Wirklichkeit, deren Erkenntnis ihm als Ziel der intellektuellen Arbeit gilt, die Natur, das Wort in einem sehr bestimmten Sinn genommen. „Natur ist das Dasein der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist." Kant hat geglaubt, vollendete Erkenntnis der „Natur" sei das Ideal aller überhaupt möglichen Wirklichkeitserkenntnis. Und auch die „Dinge an sich", die er als metaphysischen Grund der Phänomene annahm, mit denen sich unser Erfahrungswissen beschäftigt, — auch sie sind nichts als Grund der Naturobjekte.

Verwunderlich ist eine derartige Ausschließlichkeit der naturwissenschaftlichen Wirklichkeitsauffassung bei Kant nicht: wenn er sich die Frage nach dem Wesen des Wissens und der Wissenschaft vorlegt, so denkt er an Newton und an die anderen großen Physiker und Astronomen des 17. und 18. Jahrhunderts. An ihnen hat er sich gebildet, zu ihrem Werke hat er selbst einen unverlierbaren Beitrag geleistet: die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" von 1755.

Fichte, der zeitlich erste unter den ganz großen und zugleich überhaupt der größte unter den Nachfolgern Kants, stand der Naturwissenschaft weit weniger nahe als Kant. Dafür beschäftigt er sich in seinen Mußestunden damit, aus spanischen, portugiesischen oder italienischen Dichtern zu übersetzen, oder er versucht, das letzte Wort seiner Philosophie in poetischer Form auszusprechen — die Unendlichkeit des Lebens, die in keiner begrifflichen Analyse aufgeht. Die homerische Frage interessiert ihn; und Goethe, der bei Kant nirgends, auch nicht in den Briefen oder im Nachlaß, Erwähnung findet, ist derjenige seiner Zeitgenossen, vor dem Fichte größeren Respekt hat als vor irgend einem anderen.

Das ist wohl nicht ohne tiefer liegenden Grund. Kant hatte für die Wertbeurteilung von Menschen nur den kategorischen Imperativ — eine Formel, deren Anwendung auf den großen Dichter freilich kein sehr schmeichelhaftes Resultat ergeben mochte. In der Definition vom „Genie" hatte zwar die „Kritik der Urteilskraft" den möglichen Ansatzpunkt zu einer Vertiefung der Werttheorie getroffen: aber dies Kapitel war doch für Kant von nur peripherer Bedeutung, und es fehlte viel, daß es in das Ganze seiner Lehrmeinungen hineingearbeitet worden wäre. Fichte aber war in der ganzen Art und Weise, wie er Menschen und Dinge betrachtete, Historiker. Seine Werke, seine Briefe, seine Tagebücher zeigen ihn so; überall ist er bestrebt, in die lebendige Eigenart der

menschlichen Leistungen einzudringen. Man darf sagen: sein Wirklichkeitsbegriff ist ein historischer, wie Kants Wirklichkeitsbegriff ein naturwissenschaftlicher war. Nicht die „Natur" interessiert ihn, sondern die menschliche Tat — die Natur nur soweit, als sie das „Materiale" zu solcher Tat ist. Die Gegenstände, die wir um uns sehen, sind menschlichem Tun entsprungen. Das gilt zunächst von den Erzeugnissen bewußter Arbeit, den Artefakten; es gilt aber in einem weiteren Sinne auch von den Objekten der Natur als solchen: denn was kann ich von ihnen wissen? Nur was ich an ihnen durch intellektuelle Tätigkeit erfaßt habe. In wie weit sind sie überhaupt für mich da? Genau in so weit, als mein Erkennen sie durchschaut hat: die Tat des Erkennens schafft erst die Gegenstände, von denen ich reden kann. „Wird nicht reflektiert, so erscheint nichts; wird aber ins Unendliche fort reflektiert, so muß jeder neuen Reflexion die Welt in einer neuen Gestalt heraustreten, und so in einer unendlichen Zeit, welche gleichfalls nur durch die absolute Freiheit der Reflexion erzeugt wird, ins Unendliche fort sich verändern und gestalten und hinfließen als ein unendliches Mannigfaltige" (S. W. V, 456). Hier erfährt der Kantische Grundgedanke, daß alle Objekte ein Bewußtsein voraussetzen, eine ganz unkantische Wendung: die „Natur" wird zurückgeführt auf ein Reflektieren, ein Tun: das Ideal der Wirklichkeitserkenntnis trägt nicht die Form der naturwissenschaftlichen, sondern der historischen Einsicht; auch was ich von der „Natur" wissen kann, muß sich auf Taten des Bewußtseins gründen, und alles überhaupt Wißbare hat seine Stelle in der „Geschichte" dieses Bewußtseins.

Unkantisch habe ich soeben diese Spitze genannt, zu der Fichte die Erkenntnistheorie geführt hat. Aber man wird sagen müssen: sie ist es nur, wenn das „System" Kants den Maßstab abgibt: für sein „Programm" bedeutet sie ganz im Gegenteil eine sehr wesentliche Bereicherung. Die großen Gedanken der Kantischen Philosophie konnten nur dann für eine historische Wirklichkeitsauffassung fruchtbar gemacht werden, wenn als Preis das Kantische „System" dahingegeben wurde.

Von jener Fichteschen These nimmt nun die Philosophie der Romantik ihren Ausgang: die Welt soll verstanden werden, wie man Geschichte versteht. Wie sich der Geschichtsforscher in seinen Stoff hineinlebt, so will alle Wirklichkeitswissenschaft eindringen in das Leben, in dem ihre Objekte wurzeln. Auch die Naturerkenntnis, so meinten die Romantiker, bleibt auf einem untergeordneten Standpunkt, so lange sie sich damit begnügt, allgemeine Gesetze festzustellen, nach denen sich die Veränderungen berechnen lassen: darüber hinaus gelte es, die Natur

selbst in ihrem schaffenden Tun zu belauschen: wir stehen ihr ja nicht wesensfremd gegenüber, sondern sind von demselben Stoff. Wie wir nun ein Kunstwerk verstehen, wenn wir nacherleben, was der Künstler beim Schaffen erlebt hat, so verstehen wir die große Künstlerin Natur, wenn wir, die Enge unseres Individualbewußtseins zum Weltbewußtsein erweiternd, nachfühlend miterleben, wie sie ihre Erzeugnisse aus sich hervorgehen läßt.

Fichte selbst hat sich gegen derartige Folgerungen aus seinem Prinzip energisch gewehrt: Naturphilosophie war ihm Schwärmerei. Der Natur ein Leben für sich zuschreiben, das wir nachzuerleben hätten, wenn wir sie erkennen wollen, erschien ihm als einer der verderblichsten Irrtümer, und er wurde nicht müde, gegen diese Lehre seine Waffen zu richten. Die Natur entspringt zwar dem Lebendigen, wie alles, was da ist, aus dem Lebendigen stammt: aber sie hat kein Leben für sich, und ihre Erkenntnis kann nur bestehen in einer Reduktion ihrer Phänomene auf allgemeine Gesetze.

Von anderen Vordersätzen her kommend als Kant, begegnet er sich mit ihm in dieser Auffassung der Naturerkenntnis.

Indessen, der hochflutenden romantischen Bewegung vermochte er nicht Einhalt zu tun. Zu deren Erstickung bedurfte es anderer Mittel. Es war der Aufschwung der naturwissenschaftlichen Forschung, der jenen romantischen Spekulationen den Stempel der Phantastik aufprägte, und das so nachdrücklich, daß zunächst die Philosophie überhaupt in Gefahr schien, verschwinden zu müssen: alles Heil liegt in der Erfahrung, nur unter ihrer strengen Führung gedeiht wahre Wissenschaft.

Hatte es aber zuerst geschienen, als ob mit dieser neuen Parole die Philosophie verabschiedet sei, so fand man nach einiger Zeit, daß innerhalb der philosophischen Bewegungen selbst diese These schon ausgesprochen war, und vor allem entdeckte man Kant als einen ihrer Verfechter. So entwickelte sich aus der antispekulativen Naturwissenschaft heraus eine Richtung, die in Kant den Philosophen der exakten naturwissenschaftlichen Forschung sah.

Wenn Kant das Bild hätte sehen können, das seine damaligen naturwissenschaftlichen Bewunderer für sein wahrhaftes Konterfei ausgaben! Etwas pauvre wäre es ihm wohl vorgekommen. Von den Zügen, die ihn als den Verfasser der Kritik der praktischen Vernunft und der der Urteilskraft charakterisierten, war fast keiner und nicht ein einziger richtig angegeben — der Primat der praktischen Vernunft war ohne weitere Umstände ignoriert. Je mehr nun aber gerade diese Ge-

dankenreihen zurückgedrängt wurden, um so selbstverständlicher erschien die Gleichsetzung von Natur und Wirklichkeit, von Naturforschung und Wissenschaft. Der Bann dieser Auffassung hat lange nachgewirkt, und selbst heute ist er noch nicht ganz gebrochen: noch heute steht die Philosophie, mehr als ihr selbst bewußt ist, im Verhältnis der Abhängigkeit zur Naturwissenschaft.

Indessen, es kann kein Zweifel sein, daß dieses Abhängigkeitsverhältnis der „kritischen" Philosophie wenig ansteht: gerade wenn sie im Sinne Kants fortschreiten will, muß sie sich aller positiven Forschung gegenüber ihre Freiheit wahren. Nicht als ob sie in deren Resultate hineinzureden hätte: ein Diskutieren der Forschungsergebnisse kann immer nur innerhalb des Gebietes der betreffenden Wissenschaft geschehen, und die Philosophie hat hierzu nichts zu sagen. Aber die Methode der positiven Wissenschaften gehört nicht mehr jenen Forschungsgebieten selbst an, sondern ihre kritische Untersuchung ist Sache der Wissenschaftslehre.

Die Ausbildung der wissenschaftlichen Methoden geschieht regelmäßig im unmittelbaren Zusammenhange mit der positiven Forschung. Die Methode wird zunächst nicht als solche erkannt, sondern sie wird lediglich geübt. Dem Philosophen aber bleibt es überlassen, die Frage nach der Methode als besonderes Problem zu stellen. Der Forscher behauptet, Erkenntnisse gewonnen zu haben: wenn er recht hat, wenn das, was er als gesichertes Resultat ausgibt, wirklich Wahrheit ist, so muß den von ihm vollzogenen Gedankenfortschritten eine Notwendigkeit innewohnen, auf der ihr Wahrheitscharakter beruht. Eine falsche Gedankenführung unterscheidet sich von einer wahren dadurch, daß jene gegen die Gesetzmäßigkeit verstößt, die in dieser gewahrt ist.

Es ist die Sache jeder einzelnen Wissenschaft, ihre Sätze immer mehr an das Ideal der Wahrheit anzugleichen. Dabei stützt sie sich fortwährend auf jene Wahrheit begründenden notwendigen Prinzipien, sie wird sich jedoch nicht bemühen, diese Prinzipien aus den Inhalten herauszuschälen, mit denen sie es gerade zu tun hat. Die positive Forschung interessiert sich nur für die konkrete Anwendung — nicht aber für das abstrakte Gesetz, das der Anwendung ihre Rechtmäßigkeit garantiert.

Der philosophischen Besinnung liegt es ob, diese Gesetzmäßigkeit der Erkenntnis hervorzuholen — und zwar „kritisch", d. h. es kann sich nicht darum handeln, aus der Wissenschaft, wie man sie antrifft, das Methodische herauszulösen: sondern die erkenntnistheoretische Analyse hat derart zu geschehen, daß die Notwendigkeit eingesehen werden kann, die

den Prinzipien der Wahrheit zukommt. Nicht das will der Philosoph wissen, nach welchen Regeln die Forscher ihre Vorstellungen verknüpft haben — dabei können ja Fehler untergelaufen sein —, sondern er will wissen, warum sie ihre Vorstellungen so und nicht anders verknüpfen müssen, wenn die Resultate gültig sein sollen.

Das Verhältnis der Philosophie zur positiven Wissenschaft in dieser Weise als ein erkenntnistheoretisches bestimmt zu haben, ist das Werk Kants. Wenn nun Kant in der Ausführung dieses Grundgedankens der Naturwissenschaft die beherrschende Stellung zugewiesen hat, so ist das aus dem Charakter, den die Wissenschaft zu jener Zeit trug, leicht verständlich. Allein es leuchtet ein, daß dies eine Einseitigkeit war, und daß diese Einseitigkeit nicht dazu da ist, um systematisch konserviert zu werden. Das Problem der historischen Methode ist uns so wichtig wie das der naturwissenschaftlichen.

Oder gibt es etwa nur eine einzige Methode, die schlechthin die wissenschaftliche zu heißen hätte? Ohne Prüfung läßt sich darüber nichts ausmachen. Jedenfalls aber war die historische Erkenntnis ein von Kant vernachlässigtes Gebiet, und hier also mußte die Untersuchung einsetzen.

Es ist bezeichnend, daß die Bestrebungen, über die historische Methode klar zu werden, vorzugsweise von Geschichtsforschern ausgegangen sind: die zünftige Philosophie hat sich erst spät entschlossen, das Thema aufzugreifen. Es ist dies merkwürdig. Eigentlich sollte die positive Wissenschaft gar keinen Anlaß haben, nach ihrer Methode zu fragen. Wenn sie es doch tut, so ist das ein Zeichen von Unsicherheit: sie ist an sich selbst irre geworden und sieht sich nach den festen Grundlagen um, die ihr Halt geben. Wie ist eine solche Erscheinung zu verstehen?

So viel ich sehen kann, nur durch Konfrontierung mit der zeitgenössischen Naturwissenschaft: hier ertönt lautes Triumphgeschrei, hier werden Resultate gewonnen, die die Welt in Erstaunen setzen, hier treibt alles zur Massenwirkung. — Dem ernst forschenden Historiker brauchte hieran nun freilich nicht viel zu liegen: er konnte sich wohl der Erfolge mitfreuen, die das menschliche Erkennen in der Naturwissenschaft erntete, aber unmittelbar ging ihn das nichts an. Oder sollte es sich anders verhalten haben?

In der Tat, es scheint, als hätten nicht alle Historiker es vermocht, neidlos zuzuschauen, als hätten einige das Bedürfnis gefühlt, ebenso laut zu reden wie die Naturforscher. Erfaßt von der großen Tendenz ihrer Zeit, von der unbedingten Wertschätzung der naturwissenschaftlichen Methode, verkündeten sie: die Geschichte sei noch gar keine richtige Wissenschaft; zum

Range einer solchen müsse sie erst erhoben werden, und zwar habe diese Erhebung zu geschehen durch Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode. „In der Naturwissenschaft sind die scheinbar unregelmäßigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen worden; wenn wir die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg" (Buckle). Wenn der Historiker beim Naturforscher in die Schule geht und von ihm lernt, wie man das in der Erfahrung gegebene Material wissenschaftlich behandelt, dann wird er nicht länger mehr zurückstehen müssen, sondern sich ihm als Gleichberechtigter an die Seite stellen können. Und so konstruierte man denn die Methode zu einer Geschichtswissenschaft, die man noch gar nicht hatte. Während sonst, mit Hegel zu sprechen, der Satz galt, daß die Philosophie ihr Grau in Grau erst malt, wenn eine Gestalt des Lebens alt geworden ist, versuchten jene Historiologen, nach dem grau in grau gemalten Rezept der philosophischen Prinzipien eine Gestalt des Lebens, die neue Geschichtswissenschaft, erst zu schaffen.

Hegel wußte bekanntlich nur von einem einzigen Fall in der menschlichen Geschichte, in dem der Gedanke vor der Wirklichkeit war: der französischen Revolution: „So lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herum kreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken, stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut" (S. W. IX^{3}, 535). Hier sollte ein zweiter Fall dieser Art verwirklicht werden.

In dem erwähnten Zusammenhange sagt Hegel weiterhin: „Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen." Es ist erstaunlich, wie ungezwungen auch hier der Vergleich paßt. Wenn man liest, mit welch begeisterten Worten die beabsichtigte Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft gefeiert worden ist, wird man nicht anstehen, Hegels Wort passend zu finden. Man versicherte sich gegenseitig, die neue Ansicht habe „so sehr die Kraft der Wahrheit für sich, daß ihre Gegner kaum noch sich zu verteidigen vermögen, dagegen Annäherungen an sie sich unwillkürlich aufdrängen". Man schwelgte im Genusse der großen Perspektiven, die sich für die Weiterentwicklung der menschlichen Kultur auftaten, und war eifrig bemüht, die nötigen Fremdwörter zu schmieden, um nur von der Fülle der Gesichte nicht erdrückt zu werden, sondern ihr mit wissenschaftlichem Rüstzeug zu begegnen. Von Relations-

systematik und Komplexanschauung, von Personalindividualismus und Individualindividualismus, von Diapasons und von der Immanenz der sozialpsychischen Faktoren war gar viel die Rede: ein neues Zeitalter war damit für die Geschichtsforschung heraufgeführt, sie war wahrhafte Wissenschaft geworden — oder vielmehr: der Weg war offenbar geworden, auf dem sie wahrhafte Wissenschaft werden wird. —

Die Ursprünge dieser Geschichtsphilosophie darf man — wenn man von vereinzelt gebliebenen Vorläufern absehen will — in Frankreich suchen. Condorcet und Comte wären als ihre ersten namhaften Vertreter zu erwähnen. Dann hat England diese Gedanken aufgegriffen: namentlich Buckle hat viel für ihre Verbreitung gewirkt, nicht zum wenigsten auch in Deutschland, wo seine „Einführung in die Geschichte der Zivilisation in England" alsbald nach ihrem Erscheinen durch die Übersetzung Arnold Ruges Eingang fand. — Außerordentlich zu statten kam der ganzen Bewegung die Bundesgenossenschaft des Darwinismus. War hier nicht von der Naturwissenschaft selbst Licht verbreitet worden über die Urgeschichte der Menschheit? Und warum sollte man bei diesen Anfängen stehen bleiben? Sollte sich nicht auch das spätere geschichtliche Dasein ebenso gut in die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise einfügen?

Dabei übersah man nun freilich Eines, und viele übersehen es heute noch. Man kann willig zugeben, daß das menschliche Dasein keine Erscheinung bietet, der die naturwissenschaftliche Untersuchung fern zu bleiben hätte. Alles was da ist kann betrachtet werden als eingeschlossen in jenes „Dasein der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist". Aber die Antworten auf die in diesem Sinne gestellten Fragen erschöpfen das nicht, was wir billig über die Wirklichkeit zu wissen begehren. Wer da fordert, nur die allgemeinen Gesetzeszusammenhänge seien das Objekt der Wissenschaft, begeht einen gleichartigen Fehler, wie ihn die Romantiker begingen, als sie alles wahrhafte Wissen im nacherlebenden Verstehen suchten. War dies ein Verkennen des Sinnes der naturwissenschaftlichen Forschung, so ist jenes ein Verkennen des historischen Wissensgebietes.

Der Aufschwung der Naturforschung hat es mit sich gebracht, daß man mit größerem Interesse als vorher den allgemeinen gesetzlichen Zusammenhängen nachspürte, die sich durch das menschliche Dasein hindurchziehen. Man hat dabei manche wertvollen Resultate gewonnen — nur daß das keine historischen Erkenntnisse waren, sondern Einsichten, die in der Geschichte nur allenfalls Hilfsdienste leisten können —; man hat aber auch sehr viele Fragen gestellt, die um ihrer logischen Ungeheuerlichkeit willen eine sinnvolle Antwort nicht haben finden können. Hierher gehört

alles, was auf Gesetze des geschichtlichen Lebens, auf „historische Gesetze“ abzielte: denn alles — im streng wissenschaftlichen Sinne des Wortes — *Gesetzliche* ist eben darum kein Gegenstand des *geschichtlichen* Erkennens mehr; was wir in seiner Gesetzmäßigkeit begreifen (und mithin, prinzipiell wenigstens, auch berechnen) können, fällt aus dem Rahmen des historischen Wissens heraus. Mit gutem Rechte sagt *Eduard Meyer* von den „Gesetzen des historischen Lebens, wenn es solche gäbe: in dem Moment, wo sie entdeckt wären, würden sie aufhören der Geschichte anzugehören, sie würden für die historische Forschung niemals Objekte, sondern Voraussetzungen sein“ („Zur Theorie und Methodik der Geschichte“ S. 29). Nach alledem, wovon einmal festgestellt ist, daß es nach strengem Gesetz sein *muß*, wird der Historiker nicht erst suchen wollen, sondern seine Aufgabe wird er stets nur darin sehen, dasjenige zu erkunden, was trotz aller Kenntnis allgemeiner Gesetzeszusammenhänge unableitbar ist.

Ein solches nicht-ableitbares Moment ist nun aber schlechterdings in jeder Tatsache enthalten: wir können jede wirkliche Tatsache unter allgemeine Gesetze subsumieren — aber nicht eine einzige können wir lediglich aus allgemeinen Gesetzen ohne alle Zuhilfenahme unableitbarer Faktoren herausklauben. Aus dem allgemeinen Gesetz folgt erst dann etwas, wenn ein Tatbestand gegeben ist, auf den es Anwendung findet. Diesen Tatbestand aber kann das allgemeine Gesetz sich nicht selber geben, ihn gibt nur die Wirklichkeit.

Zutreffend hat *Rickert* in seinem bedeutenden Werke „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ die Geschichte „die eigentliche Wirklichkeitswissenschaft“ genannt (255). Denn in eben dem Wirklichen, das nie in den allgemeinen Gesetzen als solchen angetroffen werden kann, und das darum notwendig der naturwissenschaftlichen Forschung unzugänglich bleibt, findet sie ihren Gegenstand.

Der Naturforscher begreift das Naturdasein in allgemeinen Gesetzeszusammenhängen, in Abstraktionen, die ohne Zweifel von hohem Erkenntniswert sind, die indessen dem Lebendig-Wirklichen ihrem logischen Wesen nach niemals nahe kommen können. Auch wo er vom „Leben“ spricht, in Physiologie etwa oder Biologie, muß der Naturforscher schematisieren: das individuelle Faktum, das er vor sich hat, ist ihm nicht um seiner selbst willen, nicht um seines individuellen Lebens willen da, sondern es gilt ihm nur als Spezialfall eines allgemeinen Gesetzes. Das allgemeine Gesetz ist aber nie etwas Lebendig-Wirkliches, auch ein biologisches oder psychologisches Gesetz nicht.

So wenig jedoch die Bedeutung der toten Schemata unterschätzt werden soll, so wenig mit dieser Benennung etwas Verächtliches gesagt sein soll —: darin tut man ihnen gewiß nicht unrecht, wenn man behauptet, daß die Wirklichkeit nicht bloß aus ihnen besteht.

Es ist die ungeheure Einseitigkeit des Naturalismus, daß er dies verkennt. Und darum ist die Geschichte seine unversöhnliche Feindin. Historisches Wissen ist nicht ein Wissen von Abstraktionen, sondern es ist Nacherleben von dem, was lebendige Wirklichkeit gewesen ist, es ist Nachschaffen und Neuschaffen der Werte, die das menschliche Tun realisiert hat. Indem wir in die Geschichte eindringen, kämpfen wir die Kämpfe wieder mit, um die die Menschheit gestritten hat, und wir erstreiten uns den Glauben an die Werte, die wir in ihr entdecken. Die großen geschichtlichen Taten sind insgesamt Kämpfe, und im Grunde Glaubenskämpfe: die Werte allein, an die wir glauben, vermögen unsere Kraft zu entfesseln — und es macht hierbei keinen Unterschied, ob der Streit auf dem Schlachtfeld ausgefochten wird oder am Kreuz des Märtyrers, ob in der Stille der Studierstube oder vor der Staffelei des Malers: überall ist es der Kampf für einen Glauben gewesen, der das Große geleistet hat. Man betrachte sich doch einmal ein altes sienesisches Madonnenbild und lege sich die Frage vor, was denn daran so überzeugend, so bezwingend ist, daß wir nicht anstehen, von großer Kunst zu reden trotz aller Zeichenfehler, trotz aller Unbeholfenheit? Nichts als der Kampf um die Seele, den jene Sienesen heldenmütig durchgefochten haben. Es ist ein unendlicher Unterschied, ob heute ein routinierter Maler einen bestimmten psychischen Ausdruck mit den überkommenen Darstellungsmitteln sicher zu charakterisieren weiß, oder ob die ganze Kraft einer hochbegabten Künstlergeneration um das noch unentdeckte Land kämpft, weil sie daran glaubt. Und wenn wir heute als späte Erben eines reichen Schatzes künstlerischer Werte zum wahren Verständnis dieser Güter kommen wollen, so bleibt uns kein anderer Weg, als der durch die Geschichte der Kunst. Keine künstlerische — und überhaupt keine Überzeugung, die nicht irgendwann einmal als das Neue und noch nicht Dagewesene erschienen wäre, als der Sieg eines neuen Glaubens. Hierauf gründet sich „das unveräußerliche metaphysische Recht der Historik, das Vergangene in dieser seiner einmaligen unwiederholbaren Wirklichkeit für die Erinnerung der Menschheit festzuhalten" (Windelband, Geschichte und Naturwissenschaft 23).

Später verschwinden dann die Spuren des Kampfes und der Anstrengung, und es wird vielleicht leichtsinnig und obenhin behandelt,

was einst der Preis edelsten Mühens gewesen ist — gleichviel wieder, ob eine künstlerische oder eine wissenschaftliche oder eine vaterländische oder eine religiöse Tat in Frage kommt. Der Glaube an die alten Werte kann dahinschwinden — vielleicht zerstört durch neue Kämpfe um größere Güter, vielleicht auch nur vergessen und verschleudert. Hier führt historische Arbeit in die Tiefen, denen die Taten der Menschheit entstammt sind, sie hält uns von neuem die Ziele vor, die je als erstrebenswert gegolten haben, und indem wir mit historischem Sinn jene Kämpfe nacherleben, projizieren wir sie auf das, was unser eigenes Leben erfüllt, was für uns den Sinn des Daseins bedeutet. Nacherlebend kämpfen wir alle die „Glaubenskämpfe" mit durch — die Kämpfe um Ehre, um Geld, um Macht, um Erkenntnis, um Schönheit, um Frieden. Wir kämpfen die Kämpfe mit, wir verfolgen ihre Verwicklungen und sehen ihre Ausgänge. Wir verstehen die menschliche Arbeit und würdigen ihren Wert: wir sehen, was da auftaucht und wieder versinkt, und wir sehen auch, welche Kämpfe ihr Ziel nicht in dem haben, was vernichtbar ist. Wir sehen, wie zwei Welten auseinandertreten: die eine, in der sich der ewige Sinn des menschlichen Daseins in der historischen Tat darstellt, — die andere, in der das Entstehende wert ist, daß es zu Grunde geht.

Unter solchem Gesichtswinkel betrachtet ist die Geschichte freilich etwas anderes als Kenntnisnahme von anekdotenhaften Tatsachen — sie ist, um Euckens Worte anzuführen, „Umsetzung des Fremden in eigne und ursprüngliche Tat. Dazu gehört ein kritisches Wirken, ein Scheiden und Ausscheiden, ein Abstreifen des Zufälligen und Vergänglichen, nicht minder aber auch ein Herausheben des Ewigen, ein Verjüngen und Neubeleben des Wesenhaften, eine energische Konzentration zum Ganzen eines Werkes und Lebens" („Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt", S. 185).

Hier werden wir erst die ganze Weite der Kluft inne, die zwischen Natur und Geschichte befestigt ist: nicht in allgemeinen Gesetzesformeln will die Geschichte begriffen sein, nicht in Abstraktionen liegt ihr Sinn, sondern in dem lebendigen Tun, in den neuen Welten, die — unerhört und unableitbar — ein kräftiger Glaube baut auf den Trümmern der alten.

Die Naturwissenschaft behält gewiß ihren ruhmreichen Platz, stellt sie doch selbst eines der stolzesten Gebiete dar, das die historische Arbeit der Menschheit hervorgebracht hat. Aber eine Weltanschauung kann sie nimmermehr geben. Die Stellung des Menschen zum Universum und sein Wert kann nicht erkannt werden ohne Rücksicht auf das in keiner abstrakten Formel aufgehende historische Schaffen. In seiner Geschichte

zeigt das menschliche Geschlecht, was es ist. Die Naturgesetzlichkeit ist die Schranke, die seiner freien Darstellung gesetzt ist.

Das historische Leben ist der fortgesetzte, der unendliche Kampf gegen diese Schranke. In ihm äußert sich der Glaube, daß diese Schranke keine letztgiltige Tatsache ist, sondern daß sie da ist, um überwunden zu werden. Der Mensch will mehr sein als bloßes Naturwesen; sein Wert und der Sinn seines Daseins liegt in dem, was er aus diesem Glauben und Wollen heraus schafft. Zeigt ihn die Naturwissenschaft umschlungen von allgemeinen Gesetzen, ergriffen von der Gewalt, die alle Wesen bindet, so zeigt ihn die Geschichte auf dem großen Wege der Selbstüberwindung.

Als der Welt Sterben zu dem Mädchen kam.

Im Nebel erstickte der Sonnenschein.
Die Welt ward alt und grau.
O Heiland im Himmel, muß es sein,
Daß ich das Sterben schau?

Die Welt ist gealtert um tausend Jahr.
Gedrückt schleicht hin der Wind.
Einst winkte ein Fenster vom Berg so klar;
Nun ist es verweint und blind.

Mein Herz ist so jung und mein Blut ist so rot
Und mag nicht ruhen im Grab . . .
O Heiland, du bist erstanden vom Tod,
Bring die Sonne vom Himmel herab!

Fritz Philippi.

Nachtgesänge.

Von

Bruno Baumgarten.

I.

Da steh ich, Freundin, die ich so lange mied,
Nun wieder Aug in Auge mit dir, o Nacht,
Ich trat hervor aus schwüler Enge:
Siehe, da harrtest du mein am Tore.

Und schon umfaßt du mich mit dem dunklen Arm
Und lenkst den heimgewendeten Schritt mir ab.
Ich wandle hoch auf grader Straße,
Neben mir wandeln die heil'gen Wasser.

Sieh dort das Mondlicht, wie es die Welle trinkt,
Weithingestreift: So fließet die Seele mir
In wirren, seligen Gedanken
Über die atmende Welt der Stille.

II.

Ich sah vom Deich um Mitternacht
Der Schollen bleiche Meerespracht.

Und was ich kaum am Tag vernahm,
Traf nun mein Ohr so wundersam.

Ihr Lied, im Stillen klingt's so stark,
Ihr Ton, der trifft ins tiefste Mark.

Was jagen sie? Was sagen sie?
Was fragen sie? Was klagen sie?

Ist in dem Liede Seel' und Sinn?
Mir ist, ich hör's: Woher? Wohin?

Und keine Antwort, keine Ruh —
Es treibt und treibt — wohin? wozu?

III.

Der Mond, der wie ein Wüstenfluß
Bald schwindet und bald schwillt,
Aus eignem, goldnem Überfluß
Sich immer wieder füllt:

O Herz, das ist dein eigen Bild!
Wie öd' ist oft die Brust —
Doch aus der eignen Tiefe quillt
Dir immer neue Lust.

IV.

Der Mond rückt auf, die Nacht wird bleich,
Es seufzt der Strom: Wie weit zum Meer!
Ganz draußen steh'n wir zwei am Deich —
Die Welt ist stumm — wie menschenleer.

Als wär kein Mensch — nur ich und du!
Ein steuerloses Schiff die Welt —
Das, schaukelnd nur, in ewiger Ruh
Auf weiten Wassern windlos hält.

V.

Kahn an Kahn im Hafen ruht,
Träumt von künft'gen Lasten;
Auf der leicht bewegten Flut
Schaukeln dunkle Masten.

Keine Seele schafft an Bord,
Boot und Bootsmann schlafen —
Auch der letzte Dampfer dort
Schleppt sich müd zum Hafen.

Doch auf einmal, wie erwacht,
Kommt er hergeflogen.
Leuchtend schießt er durch die Nacht
Hafenein im Bogen.

Eh' der Geist sich schlafen legt,
Müd' vom Späh'n und Ringen
Wagt ers einmal noch und regt
Stolzen Flugs die Schwingen.

VI.

Heut wie ich unter der Weide saß,
Kam über den Hügel ein schwarzes Weib,
Hatt' einen wallenden Mantel um
Und wuchs im Schreiten zur Riesin auf,
Bis an den Himmel ihr Scheitel stieß.
Da blitzten droben die Sterne vor,
Der Mantel deckte die bleiche Flur,
Und in der Mitte der Heide stand
Mit himmlisch duftendem Haar das Weib
Und sang: Ich bin die Nacht . . .
  Ich bin die Nacht, die anfangs war,
  Die Nacht, die alles Licht gebar,
  Vor der das Licht vergeblich flieht,
  Die alles, alles an sich zieht.
Das war ein wirrer, süßer Drang,
Als meinem Schoß das Licht entsprang.
Der morgenfrischen Kraft bewußt,
Stieg es hervor mit Götterlust,
Schuf flammend seine Welt aus Nichts —
Und Kinder seid ihr all des Lichts.

Doch langsam, leise, hörbar kaum
Verfolg ich durch den ew'gen Raum
Geduldig meines Kindes Spur
Und breite weit den Mantel nur.
Ich ruf' euch nicht, ich lock' euch nicht,
Ihr wendet selbst euch ab vom Licht.
Das Weh, das euch der Tag entfacht,
Ihr schreit's ins Ohr der Mutter Nacht;
Und wo's euch selig übermannt,
Da tastet ihr nach meiner Hand.
Mir euer Glück, mir euer Leid!
Ich breite nur den Mantel weit
Und nehme stückweis' Schritt vor Schritt
Des Lichts vergänglich Wesen mit,
Bis sterbend einst die letzte Glut
Der Nacht im Mutterschoße ruht.
  So wandl' ich hart in seiner Spur
  Und warte noch ein Weilchen nur,
  Ein Stückchen noch zur Ewigkeit —
  Und breite schon den Mantel weit.

Aufgaben und Organisation der modernen Volkserziehung.

Von

G. Fritz.

I.

Über ein Menschenalter bevor die sich in unserer Zeit in unaufhaltsamem Fortschritt vollziehende Emanzipation der arbeitenden Klassen in das soziale Leben der Kulturvölker als bestimmender Faktor eintrat und, von einer Welt neuer Hoffnungen und Forderungen erfüllt, an den alten Formen gesellschaftlichen Daseins zu rütteln begann, untersuchte Herder die Entwicklung der allgemeinen menschlichen Kultur und gab unter dem Gesichtspunkte des christlichen Humanismus einen Überblick über die Zusammenhänge, die ihre einzelnen Phasen und Richtungen auf dem Wege nationaler Bildung verknüpfen. Für ihn begriff die Tendenz der Menschennatur ein Universum in sich mit der Aufschrift: keiner für sich allein, jeder für alle, und mit dem Endziele der Glückseligkeit aller, abhängig von den Bestrebungen der Gesamtheit. Bei Herder zum erstenmale finden wir auch den Begriff der Volkserziehung, nach seinem Ausdruck der Demopädie, zu voller Klarheit durchgebildet und sie als die Aufgabe bezeichnet, in deren Dienst ein jeder zur Hebung des allgemeinen Wohles seine Kräfte zu stellen berufen ist. Und nicht minder sah Fichte etwa ein Jahrzehnt später in seinen Reden an die deutsche Nation gegenüber den tiefgreifenden Schäden seines Zeitalters in einer universellen Nationalerziehung das Heil für die Zukunft; er kennzeichnete die Bedeutung der echten Volksbildung mit den Worten: „Diejenige Bildung allein, die da strebt und die es wagt, sich allgemein zu machen und alle Menschen ohne Unterschied zu erfassen, ist ein wirklicher Bestandteil des Lebens; und ist ihrer selbst sicher.“ In noch schärferer Formulierung hat in unseren Tagen Gustav Schmoller das oft zitierte Wort von der Dissonanz der Bildungsgegensätze als dem letzten Grunde aller sozialen Gefahr gesprochen und damit in der eindringlichsten Weise auf die volkserzieherischen Aufgaben hingewiesen, deren Lösung die Gegenwart erheischt.

Fassen wir die Aufgaben der Volkserziehung nach ihrer verschiedenen Richtung als ein organisches Ganzes, als den Ausfluß einer universalen, auf die Ausbildung aller Kräfte des Menschen gerichteten Weltanschauung, so werden wir gewahr, daß sich die darin enthaltenen Probleme gegenseitig durchdringen müssen, um zu voller innerer und äußerer Durchbildung zu kommen, und wir

werden dann ihr letztes Ziel in der Verinnerlichung unseres sittlich-kulturellen Lebens und des Nationalzusammenhanges bei ungehemmter Entfaltung der Einzelpersönlichkeit und immer weiter gehender sozialer Annäherung erblicken. Die enge Berührung der höher und niedriger stehenden Bevölkerungsschichten bei gemeinsamer Arbeit und Erholung muß auf alle Weise in die Wege geleitet werden, nur so kann das erziehliche Moment, die Seele aller Volksbildungsbestrebungen, zur Geltung kommen. Erst neuerdings hat einer unserer hervorragendsten Sozialpolitiker, Freiherr von Rottenburg, in einer zu Bonn gehaltenen Rede darauf hingewiesen, daß durch Erhöhung der Bildung die besitzlosen wie die besitzenden Klassen zum Verständnis der Grundlagen unserer wirtschaftlichen Ordnung erzogen werden müssen und auf dieser Grundlage die Nation bei allen sich scheinbar kreuzenden und einander widerstreitenden Interessen der Gesellschaft gegenseitigem Verständnis zugeführt werden kann. Die Volksbildung muß jederzeit als ein Mittel der Volkserziehung betrachtet werden. „Alles, was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich." Mit diesem Worte Goethes wenden wir uns gegen die einseitige Verstandeskultur, die zur Halbbildung führt, gegen die Vermittlung alles dessen in Kunst und Literatur, was der Seele des Volkes stets fremd bleiben muß und sie nur zu verwirren geeignet ist. Fern bleibe auch stets der unreife Gedanke eines möglichen Bildungskommunismus, wie er in unklaren Köpfen hier und da spukt. Die Gliederung in der geistigen Kultur wird als Voraussetzung des sozialen und nationalen Fortschritts niemals aufgehoben werden können. Aber die Wiedergewinnung eines gemeinsamen Bildungshintergrundes, wie ihn unser Volk zu Zeiten besessen hat, und als vornehmstes Mittel dazu die Ausgleichung sozialer Gegensätze durch Zuführung rechter Bildung darf niemals aus den Augen gelassen werden. Carlyles Wort von der Tragödie des Menschen, der im Besitze von Fähigkeiten unwissend stirbt, klingt bitterernst. Aber nicht nur der Philanthrop, der das Glück der Menschheit durch die ausgebreitetste Zuführung von Bildungsschätzen vermehren möchte, auch der nüchternste Sozialpolitiker wird die Erhöhung der allgemeinen Volksbildung im Hinblick auf die Forderungen des modernen Lebens, namentlich des internationalen Wettbewerbes auf allen Gebieten, gutheißen müssen. Der zunehmende Industrialismus, für den die möglichst hohe Ausbildung der Einzelintelligenz von Wert ist, um der Konkurrenz auf dem Weltmarkt die Wage halten zu können, die politischen Pflichten, die die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts mit sich bringt, die allgemeine Volksschule und der allgemeine Heeresdienst, sie treten als wesentliche Faktoren hier gebieterisch hervor. Wie eng ferner Volksbildung und Volkswohlstand miteinander verknüpft sind, hat Ernst Schultze in einer diesem Gegenstande gewidmeten Schrift überzeugend dargelegt. Bestätigt doch neben zahlreichen Einzelerfahrungen auch die Statistik, daß durch volkserzieherische Arbeit der Kriminalität und dem Alkoholismus ein wirkungsvoller Damm entgegengesetzt werden kann.

Für die Erwerbung von Fachbildung ist bei uns zu Lande in einer Weise gesorgt, die längst den Neid und die Bewunderung des Auslandes gefunden hat. Der der Volksschule entwachsenen Jugend stehen Fortbildungsschulen von immer größerer Vervollkommnung offen, von den höheren Bildungsgelegenheiten gar nicht zu reden. Alles dies aber verhindert nicht, daß der Einzelne, frühzeitig auf eigene Füße gestellt, wo es sich um die Befriedigung allgemeinerer Bildungsbedürfnisse handelt, bei der leichten und billigen Zugänglichkeit des gedruckten Wortes in eine Atmosphäre gerät, die tausend giftige Stoffe und Miasmen aller Art in sich birgt. So wird er nur zu leicht infolge des Mangels an geeigneten Bildungsmitteln die Beute eines blinden Parteifanatismus oder im noch schlimmeren Falle ein Opfer der Verseuchung durch Schmutzliteratur, deren endliche Eindämmung auf das dringendste zu fordern ist. Daß in Arbeiterkreisen ein bemerkenswerter Bildungstrieb herrscht, davon legt die im Jahre 1900 auf Grund einer Enquête verfaßte Schrift von A. H. Th. Pfannkuche, betitelt „Was liest der deutsche Arbeiter?“ Zeugnis ab. Es sind darin außer Volks- und Fabrikbibliotheken besonders Gewerkschafts- und sozialdemokratische Arbeitervereinsbüchereien berücksichtigt worden. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die von den Arbeitern gebildeten Organisationen nicht in der Lage sind, das Bildungsbedürfnis ihrer Mitglieder in genügender Weise zu befriedigen und daß ein starkes Verlangen nach gut ausgestatteten öffentlichen Bibliotheken hervortritt. Auch die von ihm gemachte Beobachtung ist bedeutsam, daß das Bildungsinteresse der Arbeiter sich hauptsächlich auf solche Bücher richtet, die über die Entwicklung in Natur-, Kultur- und Geistesleben Aufschluß enthalten, weniger auf Literatur über die politische Entwicklung der Gegenwart, eine Tatsache, die in den in Volksbibliotheken und Arbeiterbildungskursen gemachten Erfahrungen ihre Bestätigung findet. Auch in der Bevorzugung der gediegeneren Werke der schönen Literatur und an dem starken Interesse an künstlerischen Darbietungen, wofern diese nur auf das richtige Niveau gestimmt sind, zeigt sich, welcher Wert dem Bildungsstreben der Arbeiterschaft, von dem das des Mittelstandes gar oft in betrübender Weise absticht, zuzumessen ist.

Den geistig höher stehenden Schichten aber erwächst alledem gegenüber die unabweisbare Pflicht, bei der Vermittlung der Bildungsgüter auf die Wahl der rechten Mittel und Wege bedacht zu sein und Einrichtungen zu schaffen, die zugleich neben der intellektuellen Vervollkommnung auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens der Weckung gegenseitigen Verständnisses dienen. Der Weg, der bisher mit wachsendem Erfolge beschritten worden ist, bietet diese Gewähr in hohem Maße.

II.

Es ist die im Jahre 1892 auf Anregung des damaligen Geheimen Staatsarchivars Dr. Ludwig Keller zu Münster i. W. begründete Comenius-Gesellschaft gewesen, die den Gedanken der allgemeinen Bildung unter dem Gesichts-

punkt der Volkserziehung am klarsten erfaßt und überall gangbare Wege zur Verwirklichung der daraus sich ergebenden Forderungen gefunden hat. Den Grundsatz verfolgend, daß sich alle auf die Erhöhung des allgemeinen Wohles gerichteten Bestrebungen nur dann als wertvoll erweisen können, wenn sie von der Basis einer festgegründeten Weltanschauung ausgehen, hat die Gesellschaft an die großen Erziehungsideale wieder angeknüpft, die vornehmlich von Comenius und seinen großen Geistesverwandten, vor allem Leibniz, Kant, Herder, Fichte, vertreten worden sind. Im Geiste des echten christlichen Humanismus wurzelnd, hat sie sich zum Ziele gesetzt, an der innerlichen Erneuerung und praktischen Förderung unseres Volkes erziehend und bildend zu arbeiten, ohne in den Dienst politischer oder konfessioneller Organisationen zu treten, Aufgaben, die weit über den Rahmen der Volksbildungsarbeit im landläufigen Sinne hinausgehen. Es muß anerkannt werden, daß trotz der schwierigen Verhältnisse, unter denen die Comenius-Gesellschaft ins Leben trat, sie doch gleich bei ihrer Begründung zu beweisen vermochte, daß der in der Volkserziehung gipfelnde Humanitätsgedanke in den geistig regsamen Schichten der Nation noch fortwirke. So entstanden, hat sie ihr Arbeitsfeld bei fortdauernd wachsender Mitarbeit der weitesten Kreise von Jahr zu Jahr ausgedehnt: auf den Gebieten der Volkshochschul- und Bücherhallensache, der Frauenbildung, der Schaffung von Landerziehungsheimen, der Reformschulbewegung, der Pflege volkstümlicher Kunst und vielen anderen, nicht zuletzt durch die Anknüpfung fruchtbarer Beziehungen zur akademischen Jugend ist sie mit wertvollen Anregungen, zum Teil auch in selbständiger praktischer Wirksamkeit hervorgetreten.

Verwandte Bestrebungen verfolgt auch die im Anschluß an die Feier des 150. Geburtstages des größten Schweizer Pädagogen im Jahre 1896 in Zürich begründete Pestalozzi-Gesellschaft zur Hebung der Volksbildung und Volkserziehung im Sinne und Geiste Pestalozzis. Ihr Organisationsstatut umfaßt die Begründung öffentlicher Bibliotheken und Lesesäle, die Veranstaltung von Volkskonzerten, öffentlicher Vorträge und dergleichen, ferner die Veröffentlichung geeigneter Schriften, die Veranlassung von Versammlungen zur Behandlung von Fragen der Jugend- und Volksbildung sowie die Gründung und Unterstützung weiterer Institute, die dem Gesellschaftszweck dienen. In den acht Jahren ihres Bestehens hat die Pestalozzi-Gesellschaft in echt volkstümlicher Weise Hervorragendes geleistet dank der opferwilligen Tätigkeit ihrer Mitglieder und der Unterstützung von seiten der Regierung und der Stadt Zürich.

Auch die 1892 begründete Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur hat, von weiteren Gesichtspunkten ausgehend, die Förderung der Volksbildung in ihr Programm aufgenommen. Ihr muß besonders das Verdienst zuerkannt werden, durch die Errichtung der ersten öffentlichen Lesehalle in Berlin entscheidend auf die Bücherhallenbewegung eingewirkt zu haben.

Vornehmlich der Förderung des öffentlichen Bibliotheks- und Vorlesungswesens zugewandt ist die Tätigkeit der seit 1871 bestehenden „Gesellschaft für

Verbreitung von Volksbildung", die 1902 in dem bekannten Parlamentarier Heinrich Rickert einen ihrer bedeutendsten Vorkämpfer verloren hat. Ihr Ziel ist, der Bevölkerung, der durch die Volksschulen im Kindesalter nur die Grundlagen der Bildung zugänglich gemacht worden sind, ausreichenden Bildungsstoff und Bildungsmittel zuzuführen, um sie in höherem Grade zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in der Gemeinde und in der Gesellschaft zu erfüllen. Durch die Begründung und Unterstützung zahlreicher Volksbildungsvereine, namentlich in kleineren Städten und Ortsgemeinden, sowie durch die Aussendung berufsmäßiger Wanderredner hat sie es zu einer außerordentlich großen extensiven Wirkung gebracht.

Die Zahl der Vereinigungen, die sich in den Dienst der Volksbildungssache gestellt haben, ist damit noch bei weitem nicht erschöpft. Selbst wenn man von allem, was lediglich lokal oder landschaftlich beschränkten Interessen dient, absieht, so treten noch eine Reihe von größeren Organisationen hervor, die teils ihre Fürsorge auf bestimmte Schichten der Bevölkerung beschränken, wie der seinerzeit von Adolf Lette und Rudolf von Gneist geleitete Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen und der Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter „Concordia", teils solche, die wie der 1844 in Bonn begründete katholische Borromäusverein eine konfessionell beschränkte Wirksamkeit entfalten.

Daneben fehlt es nicht an Unternehmungen, die, leider häufig auf Kosten des hier so unendlich wertvollen Solidaritätsprinzips, lediglich bestimmten Aufgaben der Volksbildung gewidmet sind. Von einer ausgedehnteren und planmäßigen Organisation kann man freilich bei uns zu Lande, von einzelnen Anläufen dazu abgesehen, erst seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts reden. Und zwar ist es die Volkshochschul- und im Anschluß daran die sogenannte Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung gewesen, die dies bewirkt hat.

Nach den Ideen Grundtvigs fand in Dänemark bereits seit dem Jahre 1844 der Gedanke der Volkshochschule in der Weise seine praktische Verwirklichung, daß bei gemeinsamem Zusammenleben der fast ausschließlich aus den Kreisen der ländlichen Bevölkerung zusammengesetzten Schüler von meist akademisch gebildeten Lehrern Winterkurse in vaterländischer Geschichte, Sprache, staats- und volkswirtschaftlichen Fächern, Naturwissenschaft und anderem mehr unter Betonung ihrer Bedeutung für das bürgerliche Leben abgehalten wurden. Nicht nur in Dänemark, auch in Norwegen und Schweden hat sich bis zum heutigen Tage diese Einrichtung unter namhafter Unterstützung der Regierungen entwickelt. In Dänemark allein bestanden 1897: 68 Volkshochschulen, die bis zu diesem Zeitpunkte 82000 Schüler und Schülerinnen ausgebildet haben. Waren für die Errichtung dieser Bildungsanstalten von spezifisch nordischem Charakter vornehmlich die Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung maßgebend gewesen, so traten in den siebziger Jahren und zwar zuerst in England Unternehmungen hervor, die darauf abzielten, die Vorteile des Universitätsunterrichts den breitesten Schichten der Bewohnerschaft der Städte zu vermitteln. Es war James Stuart, Professor

der Mechanik in Cambridge, der 1871 zuerst mit dem Gedanken durchdrang, die Dozenten der Universität zur Abhaltung volkstümlicher Vorträge zu veranlassen. Dem Beispiele Cambridges folgten London und Oxford, das, wie die Schwesteruniversität, aus seiner Reserve heraustrat und die Einrichtung von Wanderbibliotheken für solche Städte hinzufügte, für die der zur Unterstützung der Kurse nötige Bildungsstoff sonst schwer zu erlangen gewesen wäre. Diese summer meetings, an denen sich beispielsweise im Jahre 1900 in Cambridge über 900 Hörer aus allen Ländern beteiligten, pflegen von der Dauer eines halben bis zu einem ganzen Monat zu sein und erstrecken sich auf die verschiedensten Fächer aus dem Lehrgebiete der Universitäten. Die außerordentlichen Erfolge wurden dadurch erleichtert, daß die Regierung diese Bestrebungen durch materielle Beihilfe unterstützte und auch die englischen Gewerkvereine (trade-unions) sie auf jede Weise zu fördern suchten. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß von Anfang an die minder gebildeten Volksschichten sich stark beteiligten und, wie die ausgestellten Zeugnisse dartun, tüchtige Leistungen aufweisen. Nach dem Vorgange Englands haben sodann Schottland, die Vereinigten Staaten, diese in besonders ausgedehntem Maßstabe, Canada, Australien und die übrigen englischen Kolonien, Belgien, ja sogar Rußland (Odessa) volkstümliche Universitätskurse mit bestem Erfolge eingeführt. In Österreich wirkte seit den achtziger Jahren der vorzüglich organisierte Wiener Volksbildungsverein in dieser Richtung, seit 1893 unter staatlicher Unterstützung und bei starker Beteiligung der Arbeiterschaft, besonders der Gewerkschaften, wie in England. Seit einiger Zeit nimmt überhaupt Österreich in dieser Richtung unbestreitbar die erste Stelle auf dem Festlande ein, besonders seitdem in Wien im Anschluß an die Kurse Prüfungen eingeführt sind und sich die Vertreter der verschiedenen Lehrorganisationen alljährlich auf einem Delegiertentage zusammenfinden.

Verhältnismäßig spät hat man sich in Deutschland dazu entschlossen, der Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung Tür und Tor zu öffnen. Es hat dies vornehmlich seinen Grund in der von den Verhältnissen anderer Länder abweichenden, durchweg vorzüglichen Verfassung unseres Unterrichts- und Fortbildungsschulwesens, welch letzteres beispielsweise in England nur mangelhaft ausgebildet ist. Man konnte sich indes bei uns auf die Dauer dem in den weitesten Kreisen rege gewordenen Verlangen nach volkstümlichen Unterrichtskursen nicht verschließen. In Jena, wo aus den Mitteln der Carl Zeiß-Stiftung neuerdings ein prachtvoll ausgestattetes Gebäude für die Zwecke der öffentlichen Lesehalle und des volkstümlichen Vortragswesens entstanden ist, werden seit 1896 auf Anregung der Comenius-Gesellschaft populäre Kurse veranstaltet, ähnliche in München und Leipzig seit 1897. Seit 1898 besteht der Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern, ins Leben gerufen auf Anregung der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, die auch in segensreicher Weise die Fühlung mit den in erster Linie in Betracht kommenden Arbeiterkreisen herzustellen wußte. Nach diesem entscheidenden Vorgehen kam es 1899 zur Begründung eines Ver-

bandes für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des Deutschen Reiches. Die Mehrzahl unserer Universitäten und Hochschulen haben sich dieser Organisation angeschlossen. Die erforderlichen Geldmittel werden, abgesehen von den Teilnehmerhonoraren, teils innerhalb des Verbandes aufgebracht, teils durch Zuschüsse von den Stadtgemeinden zur Verfügung gestellt. Über die Erfolge dieser Hochschulkurse lauten die Berichte von allen Seiten her günstig. In Berlin nahmen im Winter 1903/04 7250 Personen an den Veranstaltungen teil. An Mitgliedern zählte der Verein 151. Es fanden im ganzen 24 Kurse statt. Am meisten besucht war davon der von Professor Waldeyer über Anatomie, an dem 580 Personen teilnahmen, auffallend schwach eine Vorlesung über soziale Hygiene. Der Unterricht fand unter Mitwirkung von Studierenden der Universität und der technischen Hochschule statt. Von den Hörern standen 70 Prozent im Alter von 21—40 Jahren, 53,4 Prozent entstammten dem männlichen Arbeiterstande, dann folgten unselbständige Kaufleute mit 15,6 Prozent. Die Städte Berlin und Charlottenburg unterstützten die Arbeit finanziell und auch sonst.

Außer diesen volkstümlichen Universitätskursen, die ich wegen ihrer Bedeutung an erster Stelle genannt habe, gibt es noch eine ganze Reihe von anderen Veranstaltungen ähnlicher Art. Bereits die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hatte die Abhaltung populärer Vorträge in ihr Programm aufgenommen. Dieser Aufgabe dient ferner die im Jahre 1878 vom Wissenschaftlichen Zentralverein begründete Humboldt-Akademie in Berlin. Im ersten Quartal 1904 wurden in diesen zusammen 124 Vortragszyklen und Unterrichtskurse abgehalten und von 4444 eingeschriebenen (ständigen) Hörern besucht. Bemerkenswert ist ferner der vom Freien deutschen Hochstift in Frankfurt am Main ins Leben gerufene Ausschuß für Volksvorlesungen. Für ihn ist charakteristisch die enge Beziehung zu den arbeitenden Klassen, die dadurch hergestellt wird, daß Gewerkschaften, Krankenkassen usw. Abgeordnete in den Ausschuß entsenden, weiter auch, daß bei völlig unentgeltlicher Teilnahme der Hörer die Dozenten auf Honorar verzichten. In Dresden ist der von Viktor Böhmert begründete Verein Volkswohl sowie die Gehe-Stiftung in dieser Richtung tätig. Auch in Süddeutschland haben sich ähnliche Bestrebungen entwickelt. Besondere Unterrichtskurse für Frauen werden in dem 1868 zu Berlin begründeten Viktoria-Lyzeum abgehalten. Daß es an zahlreichen Veranstaltungen, die Tendenzzwecken, besonders katholisch-konfessionellen und sozialdemokratischen dienen, nicht fehlt, sei nur nebenbei bemerkt.

Eine Weiterbildung der geschilderten Bestrebungen ist in einer von der Comenius-Gesellschaft innerhalb der deutschen Studentenschaft angeregten Bewegung zu erblicken, die sich darauf richtet, Beziehungen der akademischen Jugend zur Volksbildungssache herzustellen, ein Vorgehen, das ebenfalls in ausländischen Einrichtungen, wie den englischen university settlements (working men's colleges, Toynbee Hall in London usw.) und der Volksbildungsarbeit des Kopenhagener und Upsalaer Studentenbundes sein Vorbild hat. Der Aufruf, den die Gesellschaft

im Jahre 1901 ergehen ließ, fand starken Widerhall und zeigte, daß die deutsche Studentenschaft ihre Kräfte auch nach dieser Seite hin in den Dienst idealer Aufgaben zu stellen bereit war. Die sozialwissenschaftliche Abteilung der Wildenschaft der Kgl. Technischen Hochschule zu Charlottenburg hat das Verdienst, mit ihren Freien Fortbildungskursen für Arbeiter die ersten ausschließlich studentischen Bildungskurse in Deutschland ins Leben gerufen zu haben. Hier wurden neue Wege beschritten, um unter möglichst weitgehender Berücksichtigung der Bedürfnisse des einfachen Arbeiters diesem die Möglichkeit einer für das praktische Leben brauchbaren und sich an die bereits erworbenen elementaren Kenntnisse eng anschließenden Fortbildung zu gewähren. Die ersten Kurse umfaßten Rechnen, Algebra, Geometrie, Technologie, Literaturgeschichte (Schillers Leben), Chemie, Erdkunde und Elektrizitätslehre. Sie wurden in der Weise organisiert, daß bei der Gesamtdauer eines jeden Kursus von 10—19 Wochen jeder Abend in zwei Teile, Vortrag und Übungen, zerfällt, um eine möglichst intensive Wirkung herbeizuführen. Die Oberleitung liegt in den Händen einer Kommission, die in stetem Verkehr mit den von den Teilnehmern gewählten Vertrauensmännern bleibt. Unter der Voraussetzung geringer Vorkenntnisse wird jedem Unterrichtsgegenstande eine sorgfältige und gründliche Behandlung zuteil. Die erziehliche Wirkung der Kurse, vor allem die Erziehung zum folgerichtigen Denken soll auf alle Weise gefördert werden. Die Wünsche der Arbeiter werden bei Bildung möglichst kleiner Lehrgruppen im weitesten Maße berücksichtigt. Für die Teilnahme an dem ersten Kursus sind 50 Pfennig, für jeden weiteren 25 Pfennig Einschreibgebühr zu zahlen. Die nötigen Räumlichkeiten stellte der Magistrat der Stadt Charlottenburg durch Überlassung von Klassenzimmern städtischer Schulen bereitwilligst zur Verfügung. Die Kurse finden in den Abendstunden zwischen 8 und 10 Uhr statt und dauern in der Regel eine Stunde. Im Sommersemester 1903 wurden als Neuerung Einzelvorträge abgehalten, dazu kamen als weitere Ergänzungen Exkursionen, auch die Pflege der Geselligkeit unter Lehrern und Lernenden muß als ein wertvolles erziehliches Moment hervorgehoben werden. Als Unterrichtsmaterial dienen besonders angefertigte Unterrichtsblätter, ferner Apparate und Modelle aus den Sammlungen der Kgl. Technischen Hochschule. Auch der Hinweis auf geeignete Bücher aus der vortrefflich ausgestatteten städtischen Volksbibliothek leistet gute Dienste. Im Wintersemester 1902/03 nahmen an den Kursen insgesamt 177 Hörer teil, der Unterricht lag in den Händen von 57 Studierenden. Ähnlich wie in Charlottenburg werden auch in Breslau seit dem Jahre 1900 von dem akademischen Zweigverein des Humboldt-Vereins auf besondere Anregung des früheren Landtagsabgeordneten W. Wetekamp mit wachsendem Erfolge Arbeiterkurse abgehalten, in Leipzig wirkt seit 1902 der akademische Ausschuß zur Abhaltung volkstümlicher Vorträge in Arbeiterkreisen, 1903 ist die Freie Studentenschaft der Universität Jena gefolgt, und in Halle wird die Abhaltung von Arbeiterbildungskursen für die nächste Zeit geplant. Wer die Berichte des Leiters der Charlottenburger Kurse, des Ingenieurs

Wilhelm Wagner liest, kann nur den Eindruck gewinnen, daß der deutschen Studentenschaft für den hingebenden Eifer, mit dem sie sich ihrer hohen sozialen Aufgabe zu widmen begonnen hat, volle Anerkennung gebührt. Nach den glücklichen Anfängen steht zu hoffen, daß die Bewegung in schnellem Fortgang auch auf die anderen deutschen Hochschulen übergreift und zu dauernden Erfolgen führt.

III.

Als ein innerlich verbundenes Ganzes stellen sich uns die verschiedenen Aufgaben der Volkserziehung dar. So geht parallel mit der Entwicklung des volkstümlichen Vortragswesens auch die der populären Bibliotheken, die einen nicht minder wichtigen Rang in der sozialen Fürsorge einnehmen. Reicht ihre Einrichtung in ihren ersten Anfängen zeitlich weit über jene Bestrebungen hinaus, so haben doch auch hier erst die letzten Jahrzehnte es zu nennenswerten Leistungen bringen können. Die beiden großen angelsächsischen Reiche England und Amerika nehmen dabei wiederum den Vorrang in Anspruch. In beiden Staaten tritt seit 1850 als charakteristisch hervor, daß mit Hilfe der Gesetzgebung das öffentliche Bibliothekswesen einen riesenhaften Aufschwung genommen hat, ferner der gesunde demokratische Zug, daß bei der Einrichtung solcher Anstalten jede soziale Scheidung vermieden wurde und durchweg die Einheitsbibliothek, die „Allgemeine Bildungsbibliothek" erstand. In England war es die sogenannte Ewart-Bill, die es in ihrer späteren Modifikation den größeren Stadtgemeinden ermöglicht, auf ein Pfund zu zahlender Steuern einen Aufschlag bis zu einem Penny für Bibliothekszwecke zu erheben. Dies hat zur Folge gehabt, daß sich die Städte bald dazu entschlossen, mit Bibliotheksgründungen vorzugehn. Dazu kam noch das Interesse der geistig führenden Kreise, ich nenne hier die Namen eines Bulwer, Dickens, Thackeray, Gladstone, und die Bereitwilligkeit wohlhabender Bürger, bedeutende Summen für solche Bildungsanstalten zu stiften. Noch großartiger haben sich die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten entwickelt, wo ebenfalls die Gesetzgebung den staatlichen Zuschuß regelt und bis auf den heutigen Tag Schenkungen von fast schwindelnder Höhe zu verzeichnen sind. Es genügt mitzuteilen, daß der bekannte Milliardär Andrew Carnegie allein in dem Zeitraum von Juli 1900 bis Juli 1901 fast 12¾ Millionen Dollars ausschließlich für die Errichtung von Bibliotheksgebäuden gespendet hat. Im ganzen hat Carnegie allein für Bibliothekszwecke die Summe von mehr als neunhundert Millionen Mark gestiftet. In den einzelnen Staaten der Union sind die Verhältnisse natürlich sehr ungleich. Am höchsten steht Massachusetts, wo von 349 Gemeinden 342 im Besitze öffentlicher Bibliotheken sind. Im Staate New York zählt man über 400 Bibliotheken.

Verhältnismäßig spät hat man sich in den Ländern deutscher Zunge dazu entschlossen, das Volksbibliothekswesen, das von den übrigen Bibliotheken gelehrten oder fachwissenschaftlichen Charakters durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt zu sein schien, den übrigen Bildungsanstalten entsprechend zu re-

organisieren. An Anläufen fehlte es freilich nie. Hatte doch schon Luther in seinem Sendschreiben an die Ratsherren deutscher Städte die Errichtung öffentlicher Bibliotheken auf das Wärmste befürwortet. Die ausgebreitete Tätigkeit der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, in Stadt und Land Volksbüchereien zu begründen, habe ich bereits erwähnt. Aber alle diese Anstalten vermochten ein gewisses Niveau nicht zu übersteigen und blieben ohne tiefere Wirkung. Es ist eine kennzeichnende Tatsache, daß man ein bis vor etwa zehn Jahren geschriebenes Buch, das soziale Bildungsfragen behandelt, fast ausnahmslos durchblättern kann, ohne die Volksbibliotheken nach irgend einer Seite hin gewürdigt zu finden. Es bedurfte einer grundsätzlich veränderten Auffassung von dem Wesen der Volkserziehung, wie sie am entschiedensten von der Comenius-Gesellschaft zum Ausdruck gebracht worden ist, um die alten Vorurteile umzustoßen und auch hier in ein neues Stadium sozialer Arbeit einzutreten.

Neben der Comenius-Gesellschaft stellte sich die Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur in den Dienst der Aufgabe, beide angeregt und unterstützt von einer Reihe von Vorkämpfern für die Sache; ich nenne hier als die ersten C. Nörrenberg, der im Jahre 1893 auf der Chicagoer Weltausstellung das mächtig entwickelte amerikanische Bibliothekswesen hatte kennen lernen und seitdem in Wort und Schrift für eine Reform auf deutschem Boden eintrat, ferner E. Jeep, den Begründer der Charlottenburger Städtischen Volksbibliothek, Ernst Schultze, der besonders literarisch mit wertvollen Beiträgen hervorgetreten ist, und für Österreich den Universitätsprofessor Eduard Reyer, dessen Verdienste um die Ausgestaltung des populären Bildungswesens seines engeren Vaterlandes überhaupt nicht hoch genug angeschlagen werden können. So wurde die Bücherhallenbewegung, auch mit dem Namen Lesehallenbewegung bezeichnet, weil die Einrichtung solcher eine wesentliche Rolle bei der Agitation spielte, mit Nachdruck eingeleitet. Die Errichtung der Lesehalle der Gesellschaft für Ethische Kultur in Berlin im Jahre 1895 gab den ersten Anstoß zu einer völligen Umwälzung und zu dem Gedanken der völligen Neugestaltung des städtischen Bibliothekswesens, wofür die Begründung der Charlottenburger Städtischen Volksbibliothek im Jahre 1898 von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Zum ersten Male in Deutschland erkannte damit eine Stadtgemeinde die Verpflichtung an, für die geistigen Bedürfnisse aller Bevölkerungsschichten in ausgiebiger und gleichmäßiger Weise zu sorgen. In zahlreichen größeren Städten machte die Bewegung alsbald die erfreulichsten Fortschritte. Berlin begann neben der Errichtung städtischer Lesehallen mit der Ausgestaltung seiner auf Anregung von Friedrich von Raumer seit 1844 entstandenen Volksbibliotheken und hat neuerdings die Organisation einer zentralen Stadtbibliothek in die Hand genommen. 1899 wurde hauptsächlich auf das Betreiben Nörrenbergs seitens der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg die öffentliche Bücherhalle ins Leben gerufen. Auch die private Fürsorge begann einzugreifen. Großes leistete Friedrich Krupp in Essen im gleichen Jahre durch die Begründung einer mit bedeutenden Mitteln

ausgestatteten Bücherhalle, in gleich hervorragender Weise entwickelte sich die auf Anregung der Comenius-Gesellschaft und der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur in Jena bereits 1896 aus den Mitteln der Carl Zeiß-Stiftung errichtete Lesehalle. Die öffentliche Bibliothek in der Alexandrinenstraße zu Berlin verdankt ihr Entstehen dem Stadtverordneten und früheren Verlagsbuchhändler Hugo Heimann, der, obwohl Sozialdemokrat, diese Anstalt in völlig tendenzloser Weise aus eignen Mitteln ins Leben rief.

Nach dem Vorgange Charlottenburgs wurde ebenfalls ausschließlich aus kommunalen Mitteln 1902 die Stadtbücherei zu Elberfeld durch Nörrenberg organisiert. In anderen Städten, wie z. B. in Breslau, Frankfurt a. M., Düsseldorf, Bonn, Darmstadt, Stuttgart, Bremen hat man, meist unterstützt durch die Tätigkeit lokaler Vereinigungen, ebenfalls Hervorragendes geleistet.

Die preußische Regierung betonte in einem 1899 an die Oberpräsidenten gerichteten Erlasse unter Zusicherung weitgehender staatlicher Förderung die Eigenart der Volksbibliotheken als freier Veranstaltungen der kommunalen Selbstverwaltungen oder der Bildungsvereine. Im Kultusetat ist eine jährliche Unterstützungssumme von 70000 Mark ausgeworfen, auch in den übrigen Bundesstaaten sind Beihilfen seitens der Regierung häufig, halten sich aber in der Regel in sehr engen Grenzen.

Für die Förderung der Sache durch Interessierung der Kommunalverwaltungen bedeutungsvoll war die Versendung eines Rundschreibens der Comenius-Gesellschaft an die Magistrate der deutschen Städte im März 1899, das die folgenden von E. Jeep formulierten Grundsätze für die Organisation von Bücher- und Lesehallen enthielt: Leitung und Betrieb der Bibliothek durch einen wissenschaftlichen Bibliothekar im Hauptamt; tendenzlose, für alle Kreise des Volkes berechnete Auswahl der Bücher; zentrale Verwaltung; Lage der räumlich ausreichenden Bibliothek an günstiger Stelle der Stadt; Verbindung der Ausleihbibliothek mit einer Lesehalle; freier, durch unnötige Förmlichkeiten nicht erschwerter Zutritt für jedermann an jedem Tage.

Diese Kundgebung hatte, abgesehen davon, daß sie als ein abgeschlossenes, heute allgemein anerkanntes Programm der Bücherhallensache gelten darf, vor allem die praktische Folge, daß sich eine große Mehrzahl der deutschen Städte dazu entschloß, die Ausgestaltung ihres Bibliothekswesens vorzunehmen, wie sie Charlottenburg bereits durchgeführt hatte und die Förderung derartiger Bestrebungen als einen Teil ihrer kommunalen Sozialpolitik aufzufassen begann. Es war damit auch der Weg gewiesen, den die Bücherhallenbewegung einzuschlagen hat, um zum Ziele zu gelangen: die Zentralisation des gesamten städtischen Bücherbesitzes als Grundform der äußeren Organisation. Daher ist es im Interesse der Sache dringend zu wünschen, daß die Städte in der Verfolgung einer gesunden „Bibliothekspolitik" gegenüber den zahlreichen Unternehmungen von Vereins- oder privater Seite, die allerdings fast überall durch ihre Opferwilligkeit mit gutem Beispiele vorangegangen sind, sich immer mehr

dazu entschließen, die Ausgestaltung des volkstümlichen Bibliothekswesens als eine ausschließlich kommunale Angelegenheit zu betrachten. Dies könnte auch dadurch sehr gefördert werden, daß etwa beabsichtigte Stiftungen direkt in die Hände der Stadtverwaltungen gelangen, die Überweisung jedoch unter Bedingungen geschieht, wie es 1897 von dem Verlagskunsthändler Emil Werckmeister in Charlottenburg getan ist. Der gesicherte Bestand und die Tendenzlosigkeit solcher Anstalten kann allein durch Übernahme in städtische Verwaltung gewährleistet werden. Das letzte Ziel bleibt dabei immer die Einheitsbibliothek, die Schaffung allgemeiner Bildungsbibliotheken, die auch für die Bedürfnisse der geistig und sozial höher stehenden Schichten der Bevölkerung berechnet sind und ihre Ergänzung durch Fachbibliotheken der verschiedensten Art zu finden haben. Auch die Forderung, daß die Oberleitung in den Händen wissenschaftlich gebildeter Fachleute liegen muß, ist wichtig, leider aber wegen finanzieller Beengung, namentlich in kleineren Städten, nicht durchführbar, wenn man sich nicht zu einer Zentralisierung entschließt und die Bibliotheken kleinerer oder größerer Bezirke unter einheitliche Verwaltung stellt. So allein wird es möglich sein, das allgemeine Niveau zu heben und die Bildungsanstalten ohne erhebliche Kosten gleichmäßig über das ganze Land zu verteilen. Denn was wir brauchen, sind nicht Bildungsoasen, sondern Bildungszentren. In Oberschlesien hat man im Laufe des Jahres 1903 auf Anregung des Regierungsrates Küster zuerst den Versuch gemacht, durch Gründung eines Volksbibliotheksverbandes, dem sich über siebzig einzelne Anstalten angeschlossen haben, eine gemeinsame Tätigkeit zu organisieren, von der man sich nur Gutes versprechen kann.

Es darf nicht geleugnet werden, daß die Bücherhallenbewegung trotz vieler glänzender Resultate, die der erste große Anstoß gezeitigt hat, seit einiger Zeit zur Stagnation und Verflachung neigt, indem die bedenkliche Tendenz wieder hervortritt, der doch als dringend notwendig erwiesenen Reform aus dem Wege zu gehen und die alte dürftige Volksbibliothek ihre Auferstehung in höchst fragwürdiger Gestalt, allenfalls erweitert durch eine Lesehalle, feiern zu lassen. Es sind eben die Bücherhallen wegen des beträchtlichen Aufwandes, den sie erfordern, den Hochschulkursen und ähnlichen Bestrebungen gegenüber entschieden in einer ungünstigen Lage. Es will überlegt sein, ehe sich eine Stadt dazu entschließt, ihren Etat durch eine fortlaufende jährliche Ausgabe von 15—20000 Mark zu belasten. Immerhin haben wir allen Grund, uns der bisherigen Entwicklung zu freuen, namentlich angesichts der Tatsache, daß unsere populären Bibliotheken auch unter den bescheidensten Verhältnissen in der segensreichsten Weise als Bildungsstätten zu wirken vermögen. Freilich wächst die Benutzung bei ausgedehnterer Öffnungszeit und besserer innerer und äußerer Ausstattung in ungeahnter Weise, wie zahlreiche Beispiele dartun. Das sollten sich namentlich manche Stadtverwaltungen gesagt sein lassen, die da meinen, an einer bescheidenen Einrichtung erst die geistige Aufnahmefähigkeit ihrer Bewohner erproben zu können.

In den übrigen Kulturstaaten hat sich das volkstümliche Bibliothekswesen in sehr verschiedener Weise entwickelt. Hervorragendes ist in Österreich auch in dieser Hinsicht durch Reyer (Verein Zentralbibliothek in Wien) geleistet worden. Auch die Volksbüchereien der nordischen Länder, der Heimat der Volkshochschulen, verdienen alles Lob. Die französischen Bibliotheken leiden unter dem Druck einer zu straff gespannten Zentralisation. Bemerkenswert bleibt, daß neuerdings in Rußland das Volksbibliothekswesen bedeutende Fortschritte zu machen scheint; wie weit freilich seine Förderung mit der Zensur vereint werden kann, ist fraglich.

Viele Anstalten der allgemeinen Wohlfahrtspflege, die der Volksbildung nur sekundär dienen, wie die Volksheime und Ähnliches, müssen hier übergangen werden. Aber auf die Hebung der allgemeinen künstlerischen Bildung sei noch hingewiesen. Wie man der Kunsterziehung der Jugend mehr und mehr ein verständnisvolleres Interesse entgegenbringt, so hat man allgemach auch das Verhältnis breiterer Volksschichten zur Kunst zu würdigen begonnen. Bei uns wie in den übrigen Kulturländern laufen zahlreiche Bestrebungen parallel, weitere Kreise unter besonderer Berücksichtigung der arbeitenden Klassen zu künstlerischem Genuß anzuleiten. Volkskonzerte und Theatervorstellungen, Museumsführungen, wie sie zuerst vom Ausschuß für Volksvorlesungen in Frankfurt am Main und von der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen angeregt worden sind, gehören hierher. Um die Verbreitung künstlerischen Wandschmucks hat sich die Zeitschrift „Kunstwart" mit ihren Meisterbildern verdient gemacht. Der Verein zur Förderung der Kunst, im Jahre 1897 zu Berlin von Heinz Wolfradt begründet, hat zuerst 1901 in Charlottenburg, dann auch in anderen Berliner Vororten populäre Kunstabende veranstaltet mit der nachahmenswerten Neuerung, grundsätzlich jedesmal ein harmonisch abgerundetes Programm bei möglichster Verbindung von Dichtung, Musik und bildender Kunst zu bieten. Auch der Verein für Massenverbreitung guter Schriften, die Wiesbadener Volksbücher und seit 1902 die von Ernst Schultze ins Leben gerufene Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung verfolgen den Zweck, die Freude am literarisch Wertvollen in die breitesten Schichten der Bevölkerung zu tragen.

Die Gefahr des Auseinandergehens und der Isolierung der verschiedenen volkserzieherischen Bestrebungen hat nun neuerdings Veranlassung zu höchst zeitgemäßen Vorschlägen zu einer zusammenfassenden Organisation der gesamten Volkserziehungsarbeit gegeben. Sie rühren her von dem bekannten Pädagogen Oberstudiendirektor Dr. Julius Ziehen und sind zuerst in den Comeniusblättern, dann als besondere Denkschrift der Comenius-Gesellschaft erschienen und von dieser zum Gegenstande einer ausgedehnten Propaganda gemacht worden. Drei Hauptgesichtspunkte hebt Ziehen in seinem wohldurchdachten Plane hervor: er befürwortet einmal den gegenseitigen Schriftenaustausch aller volkserzieherischen Vereinigungen und daran anschließend gemeinsame Besprechungen auf Wanderversammlungen, wie sie in den letzten Jahrzehnten der Pflege der verschiedensten Interessen dienen. Dann aber tritt Ziehen ein für die Errichtung

eines besonderen Reichsamts für Volkserziehung, analog dem bereit bestehenden Reichsgesundheitsamte. Ihm müßte, da die Staatsbehörde solchen Bestrebungen gegenüber weder gesetzgeberisch hervortreten noch überhaupt die Initiative ergreifen kann, eine beobachtende und beratende Tätigkeit obliegen. Ein gewaltiges Arbeitsfeld würde sich hier eröffnen: die Gewinnung und Verarbeitung statistischen Materials, die planmäßige Verfolgung der im Auslande gemachten Erfahrungen und schließlich die Veröffentlichung einschlägiger Schriften, vor allem eine umfassende Bibliographie des gesamten Volkserziehungswesens, daneben auch Preisausschreibungen und die Unterstützung literarischer Publikationen. Die Förderung der speziellen sozialpädagogischen Forschung als einer selbständigen Disziplin ist der dritte Punkt, auf dessen Wichtigkeit Ziehen nachdrücklich hinweist. Die Frankfurter Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften ist nach seiner Ansicht in erster Linie dazu berufen, durch Abhaltung von Kursen den weitesten Kreisen die Gewinnung sozialpädagogischer Einsicht zu vermitteln und der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiete zu dienen. Die praktische Verwirklichung dieses Programms, insbesondere die Errichtung eines Reichsamts für Volkserziehung müßte von großer Bedeutung sein. Daß die ganze bisherige Entwicklung diesem Ziele zustrebt und die Tendenz vorherrscht, immer neue Organisationen zu gemeinsamer Arbeit zu bilden, habe ich an verschiedenen Beispielen aufgezeigt. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn sich die Reichsregierung bald zur Begründung eines Instituts entschließen würde, das alle solche Bemühungen krönen und im sozialpolitischen Wettbewerb der Völker unserm Vaterlande ein neues Ruhmesblatt sichern würde!

Spruch.

Du sagst, es hab' dein Glück
Dich ganz verlassen.
Geh einmal nur zurück
Die schmalen Gassen.

* * *

Geh nur einmal zurück
Die engen Stege:
Glaub mir, du siehst dein Glück,
Dein Glück am Wege.

Hans von Guenther.

Verstand und Gefühl im 18. Jahrhundert.

Bruchstücke aus einer „Geschichte der deutschen Kultur".

Von

Georg Steinhausen.

II.

(Schluß.)

So zog denn wie eine ansteckende Seuche durch die Gemüter der Menschen jene immer wachsende empfindsame Stimmung; sie wuchs sich zu einer modischen Plage aus, die bei vielen nicht tiefer ging, als die galanten Allüren der abgelaufenen Periode. Insbesondere ergaben sich ihr die Frauen völlig: „unsere heutigen Mädchen," klagte Wieland, „sind, Gott seis geklagt, fast durchgängig auf Schwermut und Empfindsamkeit gestellt." Die Frau, der die galante Zeit wieder gesellschaftlichen Nimbus, der Pietismus einen größeren gemütlichen Einfluß gegeben hatte, war schon bei den moralischen Reformern, bei Gellert und den „Bremer Beiträgern" der bevorzugte Teil des Publikums geworden. Ihre Bildung war ein Hauptziel der Schriftsteller, und mit dem immer engeren Verhältnis der Frauen zur Literatur stieg auch diese Bildung, zugleich aber mit der Empfindsamkeit ihr Gefühlskult und weiter der Einfluß der Weiblichkeit überhaupt, unter dem noch die Klassiker und Romantiker stehen. Vor allem erhält aber eben die empfindsame Epoche einen vorwiegend weiblichen, unmännlichen Charakter. Mit dem Leben wird man nicht mehr fertig; auf seine unangenehmen Seiten reagiert man immer empfindlicher. Der Selbstmord greift seitdem grassierend um sich. Auch diese Manie schreibt Goethe zumteil der Lebensüberdruß verbreitenden ernsten moralisch-didaktischen englischen Poesie zu, welchem Trübsinn dann Ossian das „passende Lokal" gegeben habe. Aber immer wirkte doch auch das Unbefriedigende der damaligen Zustände: das Innere ist geweckt, strömt über, die Wirklichkeit drückt, engt ein, tötet. „Von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinbehalten zu müssen," fügt daher Goethe den Motiven der Selbstmordgrübler hinzu. Sein Werther, in dem er sich selbst von solcher Stimmung befreite, schlug ungeheuer ein. Die „Explosion war deshalb so mächtig, weil die junge Welt schon selbst untergraben hatte und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam." Solche Stimmung,

die wir hier schon etwas vorgreifend schildern, obwohl sie einer erst nachher zu beobachtenden neuen Phase des Gefühlslebens entspringt, ging denn auch über die bisherige bloße Tränenseligkeit weit hinaus: allerdings wuchs diese auch zum völligen Kultus der Tränen aus. Man weinte schon bei der Lektüre freundschaftlicher Briefe, beim Wiedersehen, beim zärtlichen Tête-à-tête. Man fand am Weinen geradezu Genuß. Der junge Claudius wünscht von Gerstenberg anstatt süßer Tändeleien „lieber ein Trauerspiel oder sonst tragische Stücke, dabei man recht weinen muß. Wie unaussprechlich süß ist die Thräne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück seines Freundes weint, und wer wird uns die Thränen besser herauslocken können als Sie?“ Sehr bald hatte sich freilich bei der Gefühlsseligkeit das Unwahre und Unnatürliche jedes Überschwangs gezeigt, das unendlich wachsen mußte, je mehr die Sache Mode war. Schon bei der moralischen Bewegung war viel Unwahres hervorgetreten. Die „Tugend“ wurde mehr im Munde geführt als geübt: die äußerliche Weltklugheit blieb immer noch Hauptmaxime, und die Sittlichkeit gewann wenig. Wie „kläglich“ und niedrig ist die Liebes- und Heiratsgeschichte Johann Salomo Semlers, die Gustav Freytag uns wieder vorgeführt hat! Wie sittlich anstößig ist etwa der Inhalt der „Schwedischen Gräfin“ von Gellert trotz aller „tugendhaften“ Umhüllung! Ganz ähnlich war es in der ersten Epoche der Rührseligkeit. Schon die Pietisten hatten einen eigenen gefühlsmäßigen Apparat, den man anwandte, ohne wirklich das Ausgesprochene zu fühlen. Und so gab es auch im Kultus des Herzens eine stereotype Ausdrucksweise, die genau so modisch war wie vorher die galanten Redensarten und Gebärden. Die Träne und der freundschaftliche Kuß waren dabei zwei Hauptrequisite, die Tränen kamen nur allzuleicht, und wenn man von ihnen schrieb, waren sie nicht immer geflossen; die exaltierten Beteuerungen der Zärtlichkeit und der Liebe waren auch häufig nur Phrasen. Man trieb Effekthascherei, vor allem auch mit den gefühlsseligen Briefen und Tagebüchern, für die man nichts sehnlicher wünschte als recht viel Leser. Entsprechend war auch in jenem natürlich sein wollenden englischen Garten viel Künstlichkeit und Spielerei bewahrt geblieben. Die widersprechendsten landschaftlichen Bilder wurden auf kleinen Flächen zusammengedrängt und durch einen Mischmasch von Bauten aus allen Zeiten und Ländern noch theatermäßiger gestaltet. Und als das Gefühlsleben wirklich immer tiefer und kräftiger wurde, als man, wie wir noch sehen werden, in der Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und Natur im Banne Rousseaus den subjektiven Wallungen allerfreiesten Lauf ließ, in der Zeit der Stürmer und Dränger, war auch in dem genialischen Gebahren der jungen Titanen mit den vielen O's und Ha's nur allzuviel hohles und nachgemachtes.

Noch eine bedenkliche Seite hatte der Gefühlsüberschwang: er stärkte den durch die Verstandeskultur zurückgedrängten und noch jetzt durch die Aufklärer aufs heftigste befehdeten Zug zum Geheimnisvollen und Wunderbaren. Es erwuchs nun über die älteren Mystiker und Pietisten hinaus das ins Geniale gedrehte Prophetentum eines Lavater, dem viele begeistert anhingen, die Geisterkunde eines

Jung-Stilling, es trat der „große Magus des Nordens", Hamann, auf: aber es trat auch das alte Magier- und Schwarzkünstlertum wieder in die Erscheinung. In der Schweiz wallfahrtete man zu dem wundertätigen Teufelsbanner, Pfarrer Gaßner in Klösterle und dem Harnschauer Michael Schuppach in Langenau. Theosophie ferner und Visionarismus, namentlich auf Grund der Lehre Swedenborgs, Magnetismus (Mesmer) und Hellseherei standen in Blüte. Noch immer glaubte man an Alchemie und Goldmacherkunst, selbst Männer wie Georg Forster und Semler. Die vornehme Welt stand im Banne des geheimnisvollen Grafen Saint Germain und ganz Europa in dem des großen „ägyptischen" Schwindlers Cagliostro, zu dem übrigens auch Lavater, „dem scharfklugen und scharf urteilenden Genius Saeculi" zum Trotz, zeitweise bewundernd aufschaute, ebenso wie er für Gaßner und Mesmer eintrat. Für die feine Gesellschaft war bei diesem Treiben auch ein genußsüchtiges Raffinement mit im Spiel.

Aber wenn man für solche Strömung, die auch die Verbreitung der Freimaurerei begünstigte, zum Teil das aufgeregte Gefühlsleben verantwortlich machen kann, so muß man die segensreichen Wirkungen des neuen Innenlebens auf die mit ihm in enger Wechselwirkung stehende literarische, überhaupt die geistige Entwicklung höher einschätzen. Und noch auf ein anderes wichtiges Gebiet äußerte es höchst fruchtbringende Einflüsse, das war die Musik. Neben dem galanten Musizieren, das um 1700 in der vornehmen Welt trotz einer z. B. bei Locke hervortretenden Zurücksetzung der Musik als Kunst seitens der Verstandesmenschen stark Mode war, sich aber auch in studentischen und kaufmännischen Kreisen besonderer Pflege in dilettantischen Kreisen (collegia musica) besonders um die Mitte des Jahrhunderts erfreute, freilich mit Vermeidung des zu schweren konzertierenden Stils und unter Bevorzugung der italienischen Sinfonie, neben der Herrschaft der italienischen Oper, die in Dresden unter August III. auch in der Hand von Deutschen wie Hasse einen besonderen Mittelpunkt fand, hatte sich der deutsche bürgerliche Geist, der die moralische Reformarbeit trug, auch schon höchst bedeutsam geltend gemacht, nämlich auf dem Gebiet der sonst schon vor der weltlichen Musik zurücktretenden Kirchenmusik, in den deutschen bürgerlich-protestantischen, innigen und tiefen Schöpfungen Johann Sebastian Bachs und in den damals weit mehr anerkannten, aber hinter Bach zurückstehenden Oratorien Händels. Weiter eroberte sich dann auch auf weltlichem Gebiet neben der italienischen Oper das deutsche Singspiel seinen Platz, eben in Leipzig, wo Gottsched die verhaßte Musik gerade erst von der Bühne gejagt hatte, und fand dann vor allem durch Hiller erfolgreiche Pflege. Nun aber eroberte sich die deutsche Musik auch die große Oper: der bis dahin italienische Opern komponierende Gluck brach 1767 durch seine „Alceste" gründlich mit dem verschnörkelten, verkünstelten und auf Kunststücke der Sänger berechneten italienischen Stil und betonte als Ziel neben „edler Einfachheit" vor allem den Ausdruck des Gefühls. Auf diesen zuerst dem neuen Gefühlsleben sich öffnenden, aber noch herben Meister, der seine Verwandtschaft mit Klopstock auch in tief empfundenen Kompositionen

von dessen Oden zeigte, konnte Mozart folgen. Und schon hatte auch in Wien, dem Mittelpunkt eines neuen Musiklebens, Haydn die Instrumentalmusik vertieft. Seine Sonaten und Symphonien hoben sich nach steifen und spröden Anfängen zu schwungvollem und erhabenem Ausdruck unter Wahrung frischer, volkstümlicher Naivetät. Auf Haydn sollen die viel im Elternhaus gesungenen Volkslieder tiefen Eindruck gemacht haben, und das Lied vor allem ist es denn auch, dessen Pflege sich unter dem Einflusse des neuen Gefühlslebens als Ausdrucksmittel der Stimmung und Empfindung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts rasch hob. Das seit langem im Hause gesungene Lied hatte sich von dem polyphonen, verstandesmäßig aufgebauten kontrapunktischen Kirchengesang allmählich emanzipiert: der ursprünglich einstimmige, dann mehrstimmige Gesang baute sich schon auf melodietragender Stimme in harmonischer Begleitung anderer Stimmen auf. Aber im Zeitalter der Perücke überwog beim Kunstlied zunächst doch eine allzu nüchterne und die wahre Musik verkennende Handhabung: wie die Verse wurden auch die Melodien dazu von jedem Unberufenen nach Belieben „verfertigt", vor allem freilich in Nachahmung der italienischen Arien. Jetzt verschwand dieses äußerliche Treiben vor einem gefühlsmäßigen, im Grunde an das innige Volkslied anknüpfenden neuen Liede, das vor allem in Begleitung des Klaviers das deutsche Haus beherrschte, zärtlicher Freundschaft und Liebe seinen Dienst widmete. Das so beliebt gewordene Singspiel war im Grunde auch nur eine Aneinanderreihung schnell volkstümlich werdender Lieder. Die erwähnte Steigerung des Gefühlslebens zeigt sich übrigens auch in der Musik: dem weichlichen Geist der Zeit entsprechen nach Riehls gutem Ausdruck die „butterweichen Adagios der Tageskomponisten", die „alle schönen Seelen in Rührung schmelzen lassen".

Hatte nun das neue Empfindungsleben die ältere Verstandesrichtung gänzlich verdrängt? Keineswegs. Zwar die Entdeckung des Herzens galt für das ganze Geschlecht, aber die von Wolff beeinflußte Richtung der Klarheit und Nüchternheit, immer eng mit reformerischen Ideen verknüpft, ließ sich doch ihr Recht nicht nehmen, sie entwickelte sich zur eigentlichen Aufklärung, zum Teil in unbefangener Mischung mit dem empfindsamen Geist, zum Teil in direktem Gegensatz dazu, schließlich freilich gerade von dem Genieweſen der Sturm- und Drangperiode arg bedrängt. So ganz ausschließlich hatte der Überschwang überhaupt nicht geherrscht. Zum Beispiel blieb der alte epikureisch-frivole Zug stark lebendig und fand nach den Anakreontikern einen großen literarischen Vertreter in Wieland, der sich von dem überschwänglichen, seraphischen Wesen Klopstocks, in dem er sich schon mit Eifer versucht hatte, abwandte und gegenüber den englischen den alten französischen Einflüssen getreu, leichte Lebensluſt als Ideal proklamierte. Hatte er einst Uz und Genossen als „Rotte schwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus" und „Bande epicureischer Heiden" angeschwärzt, so schrieb er 1762 an Zimmermann: „Ich habe aufgehört, Schwärmer, Asket, Prophet und Mystiker zu sein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen."

Er, der Verfasser des „Don Sylvio“ und der „Komischen Erzählungen“, war ein Epikureer aus Prinzip, und bald fand er Nachfolger, die wie Heinse weit über ihn hinausgingen. Überhaupt ist der sinnlich-frivole Zug in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dauernd erkennbar: und vorher hatte eben der feine und gewandte Wieland gerade durch diesen Zug im deutschen Adel Geschmack an deutscher Dichtung verbreitet.

Aber wichtiger und folgenreicher war gegenüber dem Gefühlsüberschwang ein mit der Aufklärung zusammenhängender nüchterner Realitätssinn, dessen größter Vertreter Lessing wurde. Überhaupt kam in das deutsche Leben gegenüber dem Mangel an öffentlichen Interessen, der den Kultus des Innern mit hervorrief, gegenüber der Misere der politischen und sozialen Zustände, auch gegenüber der einen Friedrich II. nicht verstehenden abstrakt vaterländischen Begeisterung Klopstocks, der vor allem mit Hermann und den Cheruskern operierte, die Wirklichkeit mit idealen Bildern verdeckte und allzu hohen Wert auf die geistige Höhe der damaligen Deutschen legte, ein reales Moment hinein durch die große politische Persönlichkeit eben Friedrich des Großen. Es galt das vor allem auch für die Literatur, in welche nach dem bekannten Ausspruch Goethes „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges kam“. Man hat den fridericianischen Einfluß auf das ganze Empfinden der Deutschen wie auf die weitere Kräftigung des bürgerlichen Geistes wohl überschätzt: immerhin war sein Auftreten für viele die Lösung von einem Bann, und seine Manneskraft, die alle Gegner überwand, wurde zum allgemein bewunderten Ideal, das gegenüber den sonst gepriesenen den Vorzug realer Existenz hatte. Es waren nicht nur seine Preußen, die opferfreudig für ihn kämpften und starben oder daheim darbten und litten, nicht nur die Protestanten, die den König schon früh als Schützer der Bedrängten ansahen: auch das Ausland jubelte über jeden Sieg des Helden und trauerte über seine Niederlagen. Vor allem war es aber doch eine Befriedigung des seit langem theoretisch verfochtenen nationalen Strebens, daß hier ein Deutscher so gewaltig gegenüber dem hochmütigen Ausland, namentlich dem sich in jeder Beziehung überlegen fühlenden und auch immer noch bewunderten Frankreich triumphierte. Viel hatte Deutschland von den Franzosen gelernt: aber die nach der galanten Zeit als notwendig erkannte Emanzipation von der französischen Kultur, die sich in den sprachlichen Bestrebungen, in der Arbeit der moralischen Wochenschriften und auch bei dem von den Franzosen sonst abhängigen Gottsched ankündigte, der offene Kampf gegen das Franzosentum, wie ihn vor allem aus dem Motiv, nicht hinter ihnen zurückzustehen, Klopstock mit seinem Messias in dichterischer wie religiöser Beziehung durchfocht, war allmählich eine Forderung der Besten des Volkes geworden. Freilich derselbe Friedrich, der die Franzosen bei Roßbach schlug, stand ganz im Banne der französischen Philosophie und Literatur: aber auch ohne ihn schritt die Abwendung von den Franzosen fort, und am meisten half dazu Lessing. Wenn Friedrich also nur indirekt den nationalen Geist förderte,

so ist die Förderung des realen durch ihn selbst von den Zeitgenossen erkannt. Aus der Berliner Luft konnte Sulzer an Gleim schreiben: „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe, desto unschmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantasie Klopstocks ihren Ursprung verdankt." Und selbst Bodmer nannte später Friedrich „den Gesandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt". Solcher Geist ist aber unter den Eindrücken der Zeit und der Umgebung vor allem in Lessing, dem Träger einer mit Recht als realistisch bezeichneten Poesie, groß geworden. Von früh an eine ganz andere Natur als Klopstock, der pietistisch-religiösen Strömung unzugänglich, kritisch veranlagt, eine eifrige und nach Freiheit dürstende Kampfnatur, ernst-verständig und doch dem Leben offen, war Lessing „ein Mann in einer weiblichen Epoche". So wenig bei Friedrich dem Großen Spuren der allgemeinen Sentimentalität, etwa im Ausdruck des Schmerzes beim Verlust eines geliebten Freundes fehlen, so wenig hat sich Lessing der Rührseligkeit der Zeit ganz entziehen können, wie das vor allem die englisch beeinflußte „Miß Sara Sampson" zeigt, aber seine Gefühle waren selbst in dieser bald überwundenen Epoche doch schon tiefer, leidenschaftlicher gefaßt, und das Tragische hebt sich bei Lessing weit über die bloße Rührstimmung. Er war der erste wirklich freie Schriftsteller, er ist es vor allem in Berlin geworden. Er hat auch am edelsten das neue Berlin verkörpert.

Berlin war zunächst unter Friedrich Wilhelm I. merkwürdig geworden. Ein König, so gar nicht im Sinne der prunkvollen Zeit und der feinen französischen Bildung, ganz wie ein bürgerlicher Hausvater um seinen ganzen Staat besorgt, sich um jedes Detail kümmernd, von früh bis spät arbeitend, äußerst sparsam, derb und energisch, ein Tyrann, mit dem Allheilmittel Disziplin den Staat regierend und die beste damalige Verwaltung hervorbringend, vor allem aber ein Soldatenkönig durch und durch. Soldatischer Geist war seit dem großen Kurfürsten in Brandenburg heimisch, jetzt wurde er zum soldatischen Fanatismus. Und vom einseitigen König ging er auf die Hauptstadt über, deren Bevölkerung zum größten Teil auch aus Soldaten bestand: in einem Bericht von 1723 heißt es „Aussi le discours ordinaire de nos docteurs, prêtres, bourgeois et même de nos dames ne roule que sur les affaires militaires." In dieser Militärstadt nun, dem Sitz der Nüchternheit und Ordnung, in dem aber auch seit langem ein wirklich protestantischer und in konfessionellen Dingen toleranter Geist durch die Herrscher gepflegt war, war nun ein Feuerkopf König geworden, der ganz Anhänger französischer Bildung und Aufklärung, allen geistigen Dingen und freien Regungen größtes Interesse entgegenbrachte, dabei selbst eifrig literarisch produzierte. Unendlich wandelte sich die Atmosphäre des Hofes und allmählich auch der Hauptstadt, der mehr als die an den Hof gezogenen Ausländer eine Reihe geistig bedeutender jüngerer, amtlich hinberufener oder freiwillig kommender Kräfte ein Relief gaben. Aber die Nüchternheit des Milieus, der scharfsinnige, kühle, kritische Geist und die Spottlust der Norddeutschen im Verein mit der ausschließlich französischen Richtung des Königs und seiner Ignorierung der gerade

im großen Geschmacksübergang befindlichen deutschen Literatur ließen das neue geistige Leben eben nur im Sinne der aufklärerischen Verstandesarbeit sich entwickeln. Für Empfindsamkeit war hier kein Ort, wie dem empfindsamen Geist der Zeit gerade die kriegerische Ader des Herrschers und seines Volkes zunächst nur Entsetzen verursacht hat. Berlin wurde nun der gegebene Sitz der Aufklärung und löste in dieser Beziehung auch Leipzig, dem es schon unter Friedrich I. durch Heranziehung von dort vertriebener Kräfte Konkurrenz gemacht hatte, ab, wie Preußen Kursachsen politisch zurückdrängte. Einst das Zentrum des gelehrt-pedantischen wie des galanten Wesens, war Sachsen jetzt dem modischen Kultus des Herzens zugetan, und der Gegensatz zwischen sächsischem und preußischem Wesen ist so bezeichnend, daß er, häufiger behandelt, in seiner Form auch in Lessings Minna von Barnhelm wiederkehrt. Zu dem neuen literarischen Leben — es begannen literarische Zeitschriften, freilich immer nur wenige Jahre, zu erscheinen, in der Akademie wetteiferte französischer und deutscher Geist, Schriftsteller wie Mendelssohn, Nicolai, Lessing begannen sich zu verbinden und organisierten Einfluß zu üben, vor allem hat Lessing Berlin selbständig gemacht — hatte der König ohne Zweifel starken Anstoß gegeben. Als Nicolai die „Literaturbriefe", den neuen Mittelpunkt der Berliner kritischen Kräfte, insbesondere Lessings Organ, gründete, hat er, wie er später schrieb, an den König gedacht: „Der König spannte Alles mit Enthusiasmus an, und so glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen." Als Lessing nach Berlin zurückkehrt, freut er sich, nunmehr offen und nicht nur den Bekannten ins Ohr sagen zu können, „daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist". Hier in Berlin erlebte die Verstandeskultur nunmehr ihre eigentliche Blütezeit.

. . . . . .

Auch Friedrich der Große hatte ursprünglich unter dem Banne Wolffs gestanden: er hatte seine glänzende Rehabilitierung in Halle bewirkt. Aber Wolffs Stern verblaßte bald, wie bei vielen andern, vor neuen Gestirnen, vor Locke, Newton, Bayle und namentlich vor Voltaire, der bekanntlich den direktesten Einfluß auf Friedrich gewann, wie er ja auch in Lessings erster Periode eine so wichtige Rolle spielte. Voltaire war der Hauptverkünder der neuen englischen Anschauungen, die er in dreijährigem Aufenthalt in England in sich aufgenommen hatte, für Frankreich gewesen, an Schärfe und literarischer Gewandtheit über seine Vorbilder hinausgehend. Sein Einfluß auf Friedrich den Großen zeigt aufs neue, wie es immer die französische Bildung der vornehmen deutschen Gesellschaft war, die freidenkerische Anschauungen einbürgerte. Mit Friedrich war der typische Herrscher der Aufklärungszeit auf den Thron gekommen, und wie er im Staatsleben und in der Wirtschaft sich als solcher zeigte, so zog er alle Konsequenzen auch auf dem Gebiete freien Denkens. Ohne wirkliche Fühlung mit der deutschen Bildung hat er in dieser fortschrittlichen Richtung auf sie mächtig gewirkt. Seine Gewährung der Glaubens- und Gewissensfreiheit mußte der Aufklärung bei ihm eine Heimstätte geben: begeistert

hat ihn Kant deswegen gepriesen als den, „der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit wenigstens von Seiten der Regierung entschlug". Derselbe Kant nannte deshalb seine Zeit „das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs". In Berlin lebte Nikolai, in Berlin lebten auch die Theologen Sack und Spalding, Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat, Hauptvertreter des Rationalismus. Gerade sie zeigten ihn jetzt in reinster Form, in völliger Annäherung an die englischen Freidenker. Und diese Richtung der natürlichen oder Vernunftreligion wurde nun überhaupt in Deutschland allgemein: das Dogmatische wurde abgestreift, das Moralische stand im Vordergrund, „Gott, Unsterblichkeit, Tugend" waren die großen Wahrheiten, an denen man sich genügen ließ. Von Friedrichs Religionsspötterei blieb man dabei entfernt, wie man auch eifrig den französischen Atheismus und Materialismus bekämpfte, so z. B. der Naturforscher Haller und der Mathematiker Euler. Auch an der Offenbarung rüttelte man nicht. Aber die Lessingsche Erkenntnis, daß diese Versöhnungsrichtung die „Leute unter dem Vorwande, sie zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen machte", führte eine Reihe von Köpfen weiter. Man kam zur Kritik der Offenbarung selbst: am schärfsten kam dieser Standpunkt in den von Lessing 1774 bis 1778 herausgegebenen Wolfenbütteler „Fragmenten" zum Ausdruck, deren verstorbener, nicht genannter Verfasser Hermann Samuel Reimarus war und die auf die gebildete Welt aufregendsten Einfluß übten. Auf ihren Inhalt — die Apostel sind nach dem letzten Fragment Betrüger, Erfinder der ganzen evangelischen Geschichte — ist hier so wenig näher einzugehen wie auf das später veröffentlichte Ganze der Reimarusschen Schrift. Im ganzen wurden sie doch abgelehnt, und Lessing, der selbst nicht allem zustimmte, stand ziemlich isoliert und wurde heftig angefeindet.

Indessen ging man in andrer Beziehung weiter: es breitete sich ein förmlicher Haß gegen die „Pfaffen" aus, und ebenso wuchs die schon in der galanten Zeit hervortretende modische Religionsspötterei stark an, worüber sich z. B. Schiller in der Vorrede zu den Räubern ereiferte. Den Charakter gänzlicher Auflösung trug das religiöse Leben zur Aufklärungszeit trotz alledem nicht. Der Hauptzug bleibt die einst von Wolff inaugurierte Vermittlung. Dessen Vernunft und Offenbarung vereinigende Mittelstellung, die „vernünftige" Frömmigkeit erschien auch jetzt noch der Mehrzahl gegenüber der Freigeisterei als allein richtig, wie schon Gellert und Klopstock diese erwünschte Mittelstellung eingenommen hatten und gerade darum als Herolde der Empfindungen ihrer Zeitgenossen galten. In wunderlicher Mischung von Unklarheit und Kritik blieb die „Vernunftreligion" die Herrscherin, säuberte nach „vernünftigen" Anschauungen Gottesdienst und geistliche Lieder und suchte die Predigt für die ökonomische und sittliche Besserung nutzbar zu machen.

Denn diese Volkserziehung war immer eine wichtige Seite der Aufklärung; ihre Popularisierungsarbeit wuchs weit über die Bestrebungen der moralischen Wochenschriften hinaus. Die sogenannten „Popularphilosophen", die Abbt, Garve, Engel, Mendelssohn, arbeiteten wie an der religiösen Befreiung, bei der sie übrigens

in ihrem zahmen Deismus und platten Rationalismus weit hinter Reimarus zurückblieben, so an der Hebung der allgemeinen Bildung mit rührendem Eifer. Vor allem wirkte man auch durch das alte Mittel der Zeitschrift. Führend waren hier Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek" und die von Gedicke und Biester gegründete „Berlinische Monatsschrift". Die Richtschnur gab immer der „gesunde Menschenverstand", in diesem Zeichen wollte man siegen.[1])

Zu den „Populärphilosophen" rechnet man häufig auch Justus Möser. Aber dieser, der am meisten aus dem wirklichen Leben schöpfte, den nicht nur die Berliner Monatsschrift, sondern auch Goethe mit Franklin verglich, ist mit der „Aufklärung" nicht in einem Atem zu nennen. Er, eine einsame Erscheinung, ist vielmehr ihr größter Feind, soweit sie mit dem Verstand alles lösen und begreifen zu können glaubte, ist auch all dem konstruierten, regelmäßigen und „vernünftigen" Wesen von Herzen abhold, opponiert dem aufgeklärten Staat und seiner zentralisierenden weisen Bureaukratie und glaubt nicht an die beglückenden Fortschrittstheorien der Aufklärung. Konservativ, volkstümlich und praktisch stellt er die Wirklichkeit und die wahren Mächte der Entwicklung in den Vordergrund, erkennt vor allem, geschult durch die bunten Zustände seiner osnabrückischen Heimat, die Menschen und Zustände der Gegenwart als etwas geschichtlich gewordenes, stellt Bauerntum und Grundbesitz als wichtigste Faktoren hin und sucht zuerst Verständnis für unser eigentliches Volkstum zu verbreiten. In begeistertem Preis einer freilich allzu hoch eingeschätzten germanischen patriarchalischen Urzeit kommt er über die unklare Klopstocksche nationale Begeisterung weit hinaus, wie er seinen Patriotismus auf die praktischen Erfordernisse des wirklichen Volkes und nicht auf abstrakte Theorien gründet. Er allein hatte auch Sinn für ein wirkliches öffentliches Leben, polemisierte gegen die „ewige Sittenlehre" der Wochenschriften und verwies auf England, wo auch dem geringsten Manne das öffentliche Wohl am Herzen liege. So ist es verständlich, daß ein solcher Mann der jüngeren Generation, in der sich eine neue Reaktion gegen die herrschende Verstandeskultur vorbereitete, als Bundesgenosse erscheinen mußte. 1773 ließ Herder ein Büchlein „Von deutscher Art und Kunst" erscheinen, das neben einer eigenen Abhandlung über die Notwendigkeit einer deutschen Volksliedersammlung und über die lebensvolle Größe eines wahren Dichters wie Shakespeare eine begeisterte, im Lob des Straßburger Münsters gipfelnde Apologie der gotischen Kunst von dem jungen Goethe enthielt, dazu aber auch Abschnitte aus Mösers „Osnabrückischer Geschichte" fügte. Das Wehen eines neuen Geistes kündigte sich in diesem Büchlein an. Mehr als der seiner Zeit opponierende Möser verstand der rasch entflammte und entflammende Herder in die Weite zu wirken, selbst wieder nachhaltig beeinflußt von dem nur unklar auf die neuen Ziele der Ursprünglichkeit, der Natur, der Leidenschaft weisenden „Magus des Nordens", dem Herausgeber der „sibyllinischen Blätter", von Hamann, der denn auch

[1]) Das eben Ausgeführte wird im Buche selbst eingehender dargestellt.

1774 im „Deutschen Merkur" ausdrücklich als Urheber der neuen Strömung hingestellt wurde. Aber Herder war es, der sie kritisch und zielweisend erst wirklich faßte und leitete. Seine damals noch nicht zur vollen Klarheit gelangten und mehr den inneren hohen Drang der Unbefriedigtheit verratenden Gedanken wurden dann zur Tat in seinem Schüler, dem jungen Goethe, der den revolutionären „Götz" in die aufgeklärte Welt hineinprasselte. Shakespeares Geist sollte hier wieder lebendig werden, den schwächlicher schon vorher Gerstenberg in seinem „Ugolino" hatte beleben wollen. Shakespeare, nach Addisons Vorgang schon von Bodmer gepriesen, war auch Hamanns Stichwort neben der Antike gewesen und auf Herder vererbt. Als „Genie" war er auch von Lessing gewürdigt worden und ganz im Geist der Neueren als ein solches, „das alles bloß der Natur zu dancken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket". Das war es: nicht Regel, sondern ursprüngliches Genie, nicht Verstand, sondern Leidenschaft, nicht Kunst, sondern Natur. Einem Mann wie Lessing konnte der völlig regellose „Götz" mit Recht freilich nicht als Ideal erscheinen, auch Herder fand allzu viel Nachgemachtes darin, aber die junge Welt schwor darauf und noch mehr jetzt auf Shakespeare selbst. Gerade die Regellosigkeit wurde auch theoretisch von Gerstenberg gepriesen. Wieder war es also das Vorbild der Engländer, das die Deutschen anregte, aber der schon für die Empfindsamkeit von uns als wichtig erkannte englische Einfluß war auch sonst für die neue Strömung von größter Bedeutung. Ossian, als Fälschung nicht erkannt, weckte wie Percys Sammlung bei Herder, wohl wieder unter Hamanns Einfluß, jenen Sinn für das Volkslied, in dem er die wahre Poesie des natürlichen Menschen, die Urpoesie sah. Auf den jungen Goethe übertrug er dann ähnliche Neigungen, wie sie sich in dem Sammeln elsässischer Volkslieder aussprach. Auch die Begeisterung für Homer, in dem man über eine mit der schon vorhandenen idyllischen Neigung zusammenhängende Odysseeschwärmerei hinaus die ursprünglichste Naturpoesie zu sehen glaubte, war von England beeinflußt. 1759 hatte Young in seinen 1760 schon zweimal übersetzten „Gedanken über die Originalwerke" auf Homer wie auf die reine Natur hingewiesen: wie er nur nach der Natur gedichtet habe, so müsse jeder wahre Dichter nicht nach Regeln, sondern nach seinem „Genie" schaffen. Weiter kommt dann noch eine Schrift von Wood (Essay on the original genius and the writing of Homer) von 1760 in Betracht.

Es könnte nun scheinen, als ob für die ganze Richtung, die man als „Sturm und Drang" bezeichnet, weniger der Einfluß der Engländer als der eines Franzosen, Rousseaus, von Bedeutung sei. Dieser hatte durch seine „Neue Heloise" zu Beginn der sechziger Jahre in die Empfindsamkeit jene größere Leidenschaftlichkeit und Aufgeregtheit hineingebracht, zugleich das sentimentale Naturgefühl durch seine stimmungsreiche Schilderung des Genfer Sees und der Alpenlandschaft unendlich vertieft und zum Romantischen entwickelt, wieder dabei Schätzung des Wilden, Ursprünglichen gelehrt. Aber keineswegs war er darin ein Vertreter französischen Geistes, als welcher damals vielmehr Voltaire zu gelten

hat. Rousseau steht in seiner Gefühlsrichtung ebenfalls unter englischem Einfluß, wie unter dem Richardsons, wenn er auch weit mehr verinnerlichte und tiefer ging, ebenso auch in seinem Grundgedanken der Rückkehr zur Natur. Die von diesem Gedanken ausgehende Umwälzung der Erziehung, die er im „Emile" predigte, war schon lange durch Locke vorbereitet. Aber auch hier kam Rousseau viel weiter. Unendlich wirkte er nun auf das junge Geschlecht. Die Abwendung von einer verdorbenen Zivilisation — als solche konnte die dekadente höfische Kultur namentlich in Frankreich wohl erscheinen — wurde mit Jubel begrüßt und ebenso das mit zündender Leidenschaft vorgetragene Evangelium von der Rückkehr zur Natur. Tief drangen seine Erziehungsideen, die den Menschen nicht planvoll abrichten, sondern ihn sich frei nach allen seinen Anlagen entwickeln lassen wollten, ein, und auch in der Lebenshaltung befolgten die jungen Genies das von Rousseaus Erziehungsideal geforderte Naturmenschentum, trugen sich loser, ließen die Haare wallen und schwärmten für kalte Bäder im Freien. Rousseaus Evangelium, die Bewunderung des Volksliedes, Shakespeares, Homers — auch der griechischen Kunst kam man damals durch Winckelmann erst näher und sah auch in ihr kein Produkt von technischen Regeln, sondern eine freie Schöpfung des Volksgeistes —, eine neue Auffassung des alten Testaments, alles lief auf dasselbe hinaus: nichts Gemachtes mehr, sondern Natur, Original.

Die auch von der Aufklärung geforderte „Natürlichkeit" wurde nun durch einen ganz andern inbrünstigen Naturbegriff abgelöst. Der Zug zur Urnatur ging nun weit über die Schäferspiele und Bauernwirtschaften hinaus, in denen sich die höfische Genußsucht auf Augenblicke von ihrer Steifheit befreit hatte, auch über die idyllische Hirtenstimmung, die Theokrit wie die Odyssee nährten, und die Geßner poetisch wiedergab. Aber auch die Innensucht, die Pflege des Gefühlslebens ließ die der Verstandeskultur unsympathische Gellertsche Empfindsamkeit wie die seraphische Stimmung Klopstocks, auch die bloße Melancholie und Tränensucht, weit hinter sich. Es kam zu jenen Explosionen, wie der erwähnten Selbstmordmanie; tiefer und tiefer geriet man, eben durch Rousseau, in ein aufgewühltes, zerrissenes Seelenleben. Schärfer aber als je ging man nun aufs Innere und lehnte die Außenwelt ab, verlor auch wieder den kaum erlangten Wirklichkeitssinn, wozu das Nachlassen des belebenden Einflusses des Preußenkönigs, die harte, mechanische, selbst Lessing später unbehagliche Atmosphäre seines Staates beitragen mochte. Andererseits zeigt der neue Geist doch auch wieder die Steigerung realistischen Sinnes zum Naturalismus, wie man die Reformgedanken der Aufklärung zur Revolution steigerte, freilich dem Übergewicht der literarischen Interessen entsprechend, nicht auf sozialem und politischem, nur auf geistig-literarischem Gebiete. Zunächst konnte auch die neue Richtung, deren Träger sich zudem noch sehr absurd gebärdeten, das Alltäglichste mit den kraftvollsten Übertreibungen ausdrückten, sich immer als vulkanische, ungeheuerliches wälzende Naturen gaben, und daher, wie wir sahen, wieder affektiert und unnatürlich wurden, auf den herrschenden Geist nur abstoßend wirken. Entrüstet

über die „neuen Genies", in deren Tun und Sprache sich übrigens auch ein gut Teil Studentisch-burschikoses, also weniger Aufsehen verdienendes, mischte, waren nicht nur die Nicolai und Genossen, gegen deren, auch später anhaltendes Nörglertum die zukunftsreiche Jugend sich kräftig wehrte: auch Lessing, der freiheitliche Verfasser der „Emilia Galotti", der klare Kopf, der kräftige männliche Bekämpfer der Gefühlsseichtheit und Schilderer wahrer Menschen, sah all seine Arbeit ignoriert und klagte: „die jungen Genies verscherzen mutwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit". Zu dem von den Jungen bewunderten Muster der Regellosigkeit, dem Götz, dem dessen Verfasser, von Shakespeare zu Rousseau wandelnd, alsbald den Lessing erst recht abstoßenden Werther als Ausfluß jener explosiven Gemütsstimmung zur Seite setzte, kamen die Produkte des hohl deklamierenden Klinger, nach dessen kraftgenialem Drama: „Sturm und Drang" die ganze Richtung benannt wurde, weiter der Wagner, Lenz usw. Nicht zu den eigentlichen Stürmern und Drängern gehörte der junge Verfasser der sonst von ähnlichen Elementen erfüllten „Räuber". Ebenso wirkte jene Richtung nur zum Teil auf eine norddeutsche, auf Klopstock schwörende, freiheitsbegeisterte Schule, den Göttinger „Hain", unter dessen „bardischen" Gliedern Bürger dem Einfluß des Götz sich öffnete und, wieder durch die englische Ballade angeregt, volksmäßige Töne hervorragend anzuschlagen wußte, ein anderer, Miller, den Werther durch den Siegwart überwertherte und unendlich verwässerte. Auch die Begeisterung für deutsche Vergangenheit, die Minnesänger und die Nibelungen, fand hier guten Boden. Die neue Bewegung sympathisierte endlich auch mit der dem Verstandesmäßigen abgewandten schwärmerisch-mystischen Richtung, wie sie auch Hamann vertreten hatte, wie sie vor allem in Lavater, dem der junge Goethe begeistert zugetan war, Ausdruck fand. Auch bei ihm spielte das „Genie" vermöge der göttlichen Eingebung, die den Dichter erfüllte, eine Rolle. Den späteren Goethe hat die Unwahrheit und Selbstgefälligkeit des Lavaterschen Überschwangs freilich wieder abgestoßen. Ein wichtiges Moment war bei diesen Schwärmern aber die Pflege der Religiosität, die ja überhaupt seit den Pietisten mit der Pflege des Gefühls Hand in Hand ging. Auch hier war wieder Hamann von Wichtigkeit, und sein Schüler Herder suchte in begeistertem Enthusiasmus der Aufklärung durch Belebung der Religion Abbruch zu tun, den Glauben gegenüber der Vernunft neu zu festigen, die „Offenbarung" zu preisen. War die neue Bewegung in diesem Kampf, in dem die Aufklärung übrigens entschieden Sieger blieb, wie in dem gegen die verstandesmäßige Kultur rückwärts gewandt, so waren ihre vereinzelten revolutionären Ansätze auf politischem Gebiet eher im Geiste der vorwärts gerichteten Zeit. Doch blieben sie zunächst völlig ergebnislos. Man beruhigte sich auch allmählich.

Und ebenso trat eine Beruhigung auf dem damals wichtigsten literarischen Gebiet ein. Man erkannte schließlich doch das Unmögliche der Regellosigkeit. Aber nachdem die „Gährung aller Begriffe", wie Goethe sagte, zur Ruhe gekommen war, hatte man doch an innerer Kraft bedeutend gewonnen. Der Hauptgewinn war der

Durchbruch des Subjektivismus. Seit dem 16. Jahrhundert war der Einzelne innerlich beständig freier geworden: aber der traditionellen geistigen Bindungen gab es noch genug. Am wenigsten vermochte der Einzelne sich den sozialen Fesseln, der schroffen ständischen Gliederung, den Zeremonien des Verkehrs zu entziehen, überhaupt die innere Freiheit nach außen zu dokumentieren. Dazu war nun die zunächst eintretende Vorbedingung jene weit stärkere Betonung und das bewußte Heraustreten des inneren Menschen. Schon die Pietisten pflegten die Beobachtung des eignen Innern und suchten mit ihrer Seele im Verkehr mit anderen Seelen zu glänzen. Mit der geschilderten Rolle des Herzens wächst dann die Selbstbeobachtung, die Selbstzergliederung und damit die Wertschätzung des eignen Innern: das Tagebuch wird wichtig als Dokument der Gefühle, des Herzens. Daher auch der Wandel der schon durch die bisherige geistige und sprachliche Entwicklung stilistisch gehobenen Briefe zu Stätten der Gefühls- und Empfindungsmalerei. Daher nun auch die Fortschritte der Charakterisierungskunst bei den Schriftstellern, am höchsten bei Lessing. Daher jene von Lavater gepflegte Physiognomik: seine physiognomischen Fragmente sollten, wie der Titel betont „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" dienen. Aber je mächtiger man das Seelenleben kultivierte, um so stärker wird der Drang, es andern zu enthüllen. Es war nicht allein die modische Effekthascherei, die Sucht, als Beherrscher des vollen Ausdrucks der Gefühle zu glänzen, es war auch ein Drang zur Beichte, der Wunsch, andern das Innere zu zeigen. Der Brief gerade wird ein Hauptmittel, man gab dem andern jetzt „Herzblut in Briefen", „Abdrücke der Seele", der Brief galt als „Seelenbesuch". Nun ergab sich erst eine außerordentliche Steigerung des Briefverkehrs an Häufigkeit wie an Umfang. Auch das Tagebuch hielt man nicht mehr geheim, sondern ließ es gern liegen. Aus demselben Bedürfnis ging ein Wandel der Selbstbiographie hervor. Rousseau hatte ihn begründet. Es kam nun auf die psychologische Analyse, die Zerfaserung des eigenen Innern an; es war die Form der Beichte vor der vollsten Öffentlichkeit. Daher auch die „allgemeine Offenherzigkeit", von der Goethe spricht, die so groß war, „daß man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten", daher die Berichte vom eigenen Innern, von Seelenkämpfen seitens des Predigers auf der Kanzel, des Lehrers in der Schule, daher endlich der Freundschaftskultus der Zeit. Wenn man im Perückenzeitalter fortwährend „Bekanntschaften", „Korrespondenten" suchte, um äußere Förderung zu haben, so wird jetzt die Sehnsucht nach Gefühlsaustausch zu einer wahren Freundschaftsmanie. Wie der Briefkultus war auch der Freundschaftskultus schon mit der empfindsamen Gellertschen Zeit erwachsen. Der Freund galt mit einem Ausdruck aus dem Roman Grandison als „zweites Gewissen". Die geschwätzige Freundschaftsversicherung dieser Zeit erfuhr eine Verinnerlichung durch Klopstock und wurde zum Freundschaftsenthusiasmus. Höchst affektiert und daher verflacht trotz allen Überschwangs war dann die Zärtlichkeit, die Küsserei und sonstige Läppischkeiten des Gleimschen Kreises: Herder nannte mit

Recht diese ewigen Liebeserklärungen in Briefen zwischen Männern „faden Unsinn". Jetzt, im Sturm und Drang, wird die Freundschaft wieder seelenvoller, nimmt aber an Exaltation nicht ab. Die Genies warfen sich im Nu Gleichgestimmten als Freunde an die Brust. Die Hainbündler schlossen ihren Bund bei Nacht im Mondenschein und tanzten dabei um eine Eiche herum. Exaltation überall: nannte Stolberg Bürger seinen „liebsten Mitadler", so Hamann Jacobi seinen „Seelen-Jonathan". Am schlimmsten gebärdete sich Lavater. Viele Einzelheiten über diese Strömung findet man in meiner „Geschichte des deutschen Briefes". Zwei charakteristische Szenen mag man auch bei Freytag nachlesen: wie Fritz Jacobi und sein Bruder bei einer Rheinreise sich gelegentlich um den Hals fallen und die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft segnen, und wie Wieland seine alte Freundin Sophie Laroche und ihren Gatten mit allem Aufwand von Gebärden und Tränen begrüßt. Aber das Wesentlichste bei all solcher eigenen und wechselseitigen Erregung ist doch eben die Entfesselung des eigenen Ichs, dessen Wertschätzung gerade in der Sturm- und Drangperiode auf ihren Höhepunkt kam. Wie man sich mit ungeheurem Selbstgefühl als „Originalgenie" hinstellte, wie man den rednerischen Kraftaufwand nur trieb, weil man jedes Wort für höchst bedeutend hielt, und wie mit den großen Worten wieder die Hochachtung der „Titanen" vor sich selber wuchs, so stellte man überhaupt das eigene Ich als souverän hin und verwarf wenigstens theoretisch jede Autorität und jede Fessel. Aber wenn nach der „Genieperiode" auch die Überschwänglichkeiten schwanden oder sich milderten, wenn man, gesunder geworden und geistig gewachsen, „mit Lächeln" darauf zurücksah, das Resultat — der Subjektivismus war doch geblieben.

Ein Anschlag auf die deutsche Schule in Ungarn.

Von

T. Silvanus.

Ein neues Volksschulgesetz ist es, womit die ungarische Regierung den vor einigen Monaten vollzogenen Eintritt der siebenbürgisch-sächsischen Reichstagsabgeordneten in die Regierungspartei honoriert, ein Volksschulgesetz, mit dessen Hilfe jede ungarische Regierung in jedem Augenblick mit nur einigem guten Willen dem ganzen deutschen Schulwesen in Ungarn den Garaus machen kann. Natürlich auf gleiche Weise auch jeder anderen nichtmagyarischen Volksschule, aber da die deutsche Volksschule hier am höchsten entwickelt ist, — die magyarische Statistik sieht sich genötigt nachzuweisen, daß der Schulbesuch auch bei den Magyaren weit hinter dem der Deutschen[1]) steht, — so droht den Deutschungarn auch der größte Verlust. Außerdem bleibt z. B. der Rumäne bei seinen bescheidenern Kulturbedürfnissen auch ohne seine Schule Rumäne, während der fortgeschrittenere Deutsche mit seiner Schule so eng zusammenhängt, daß deren Verlust unverhältnismäßig stärker auch sein Volkstum und das Gefühl dafür gefährdet. Den Magyaren ist aber auch an der Eroberung des deutschen Volkstums am meisten gelegen, weil es für sie den höchsten kulturellen Wert repräsentiert.

Doch lassen wir die Tatsachen sprechen, die bis jetzt vom größten Teil der deutschen Presse leider kaum zur Kenntnis genommen wurden. Und doch handelt es sich dabei für die Magyaren darum, das Machtbereich der deutschen Sprache auf ihrem Wege nach Osten einzuengen und damit in weiterer Wirkung auch materielle deutsche Interessen empfindlich zu schädigen.

---

[1]) Es gibt in Ungarn 2½—3 Millionen Deutsche. Nach amtlicher ungarischer Zählung des Jahres 1900 allerdings nur 2 135 181, doch sind dies bekanntlich nur die Deutschen, die den Mut hatten, die verfängliche Frage, welche Sprache man „am liebsten" spreche, ehrlich zu beantworten. Die Zählblättchen formulierten zwar jene Frage noch so: „Welche Sprache sprechen Sie am besten und liebsten?", allein die offizielle deutsche Übersetzung der Instruktion erklärte dies für die Deutschen schlechtweg mit der Frage nach der Sprache, die man „am liebsten" spreche. Leichter konnte man es ja einem abhängigen oder ängstlichen Deutschen nicht machen, seine Muttersprache zu verleugnen. Und doch gelang dies bei 2 135 181 Personen nicht! Als dann die „Kronstädter Zeitung" die Ergebnisse der Volkszählung mit der Bemerkung veröffentlichte, sie seien „mit allen Mitteln der Kunst" zustande gekommen, wurde der Schreiber dieser verhältnismäßig doch recht zahmen Kritik wegen Amtsehrenbeleidigung und -Verleumdung zu 300 Kronen Geldstrafe verurteilt.

Zweierlei Tendenz verfolgt das neue ungarische Volksschulgesetz, das derzeit nur im Referentenentwurf vorliegt, schon in diesem Herbst aber, wie Ministerpräsident Tisza angekündigt hat, auch dem Reichstag vorgelegt und baldigst Gesetz werden soll. Die Lehrer der nichtmagyarischen Schulen will die Regierung sich auf Gnade und Ungnade ausliefern lassen, und die Schüler sollen mit magyarischem Sprachunterricht so überfüttert werden, daß an einen ersprießlichen Unterricht in anderen Gegenständen kaum noch gedacht werden kann.

Dem ersten Zweck dient die willkürliche Übertragung der Disziplinargewalt in den Wirkungskreis der politischen Verwaltungsbehörde. Diese soll in Zukunft befugt sein, auch einen Lehrer an Schulanstalten der autonomen schulerhaltenden Kirchengemeinschaften — also auch der deutsch-evangelischen Schulen in Siebenbürgen — seines Amtes zu entsetzen, wenn er den Unterricht in der magyarischen Sprache vernachlässigt oder das gesetzlich gestellte Ziel bei den Schülern nicht erreicht, oder wenn er ein unerlaubtes Hilfsmittel in der Schule gebraucht (also etwa einen in Österreich oder im Deutschen Reich hergestellten Atlas, beziehungsweise Landkarten mit deutschen Ortsnamen, — sie wurden alle, grade so wie die geschichtlichen Handbücher solcher Herkunft, schon bisher aus den deutschen Schulen hinausgeräuchert). Die Amtsentsetzung des Lehrers soll ferner zulässig sein, wenn er eine staatsfeindliche Richtung verfolgt, das heißt, gegen den „nationalen magyarischen Charakter des Staates sich vergeht", und endlich, wenn er sich mit Auswanderungsangelegenheiten befaßt.

Dasselbe Gesetz verlangt an anderer Stelle, daß sich die Schüler der sechsklassigen Volksschulen die magyarische Sprache in einem Maße aneignen, um „ihre Gedanken rein und präzise magyarisch ausdrücken zu können" und um „magyarisch fließend lesen, richtig schreiben und rechnen zu können." Wer unter den Lehrern also dies Lehrziel bei seinen Schülern (meist Bauernjungen, die in Jahr und Tag kein magyarisches Wort hören, noch brauchen) nicht erreicht, kann einfach weggejagt werden.

Die ungarische Regierung ist sehr leicht bei der Hand mit dem Verbot von Lehrbüchern. Es kommt vor, daß solche jahrzehntelang unbeanstandet gebraucht wurden und daß plötzlich ein Ukas erlassen wird, es sei dieses Buch sofort außer Gebrauch zu setzen. Noch vor zwei Jahren ereignete es sich, daß der Unterrichtsminister auf eine im Reichstag erfolgte Denunziation hin eine ganze Reihe von Lehrbüchern, deren Gebrauch vom Ministerium nach vorausgegangener Überprüfung gestattet worden war, nun einer neuerlichen strengen Superrevision unterzog. Der Minister (Julius Wlassich) wackelte eben in dieser Zeit sehr bedenklich auf seinem Posten, und da galt es, sich rasch noch einige patriotische Verdienste sammeln. Es half freilich dem schwankenden Herrn nichts, er ist dem a. D. nicht entgangen, aber sein Nachfolger (Berzeviczy) bemüht sich, es noch besser zu machen, darum schafft er dies Volksschulgesetz. Es ist übrigens bezeichnend für die Sterilität der kossuthistischen Epigonenpolitik, daß der Angriff auf die siebenbürgisch-sächsischen Lehrbücher, der im

Jahre 1902 von den Bänken der Regierungspartei erfolgte, im August dieses Jahres von kossuthistischer Seite in täuschend ähnlicher Form wiederholt wurde. Die Absurdität dieser Angriffe wurde auch diesmal von sächsischer Seite im Reichstag mit dürren Worten nachgewiesen, und der Minister eröffnete, daß „die bezügliche Amtshandlung (Superrevision der Schulbücher) noch im Flusse sei" und daß man „dem Ergebnis dieser Prüfung entsprechend vorgehen werde". Die gewichtigste Anklage des Kossuthisten, der die Sache wieder aufs Tapet brachte, bestand in der Behauptung, daß in einem Lehrbuch der Geschichte Rákóczy II. (der bekanntlich mit türkischer und französischer Hilfe gegen das Haus Habsburg gekämpft hatte) ein „Rebell" genannt werde. Das gab Veranlassung zu dem den Siebenbürger Sachsen zugedachten wiederholten Zwischenruf: „Schurken! Deutsche Hunde! Sie sollen nach Österreich bellen gehen!" Nachher stellte der Kultusminister nebenbei fest, daß in dem betreffenden Geschichtsbuch „mit bezug auf Rákóczy der beschimpfende Ausdruck, den der geehrte Abgeordnetenkollege angeführt hat, nicht enthalten ist". ... In „Sachsendebatten" des ungarischen Reichstags prasseln solche Unwahrheiten regelmäßig hageldicht nieder; ihren Dienst tun sie immer, auch wenn sie als solche dargelegt werden: sie machen Stimmung. Die Widerlegungen bringen die magyarischen Blätter ohnehin nicht. So läßt sich also denken, was alles mit diesem Schulbücherparagraphen des neuen Gesetzes und der entsprechenden parlamentarischen Nachhilfe geschafft werden kann.

Die brauchbarste Bestimmung gegen unbequeme Lehrer ist jedoch die auf ihre politischen Anschauungen und deren Ahndung bezügliche. Dies ist die Krone der ganzen Gesetzesschöpfung. Denn was in Ungarn alles „staatsfeindliche Richtung" heißt, das wissen die ungarischen Preß- und Geschwornengerichte und die von ihnen in Behandlung genommenen „Agitatoren". Gegen den „nationalen Charakter" des ungarischen Staates muß sich füglich jeder Lehrer in Ungarn vergehen, der hier auch Deutsche und Rechte der Deutschen kennt und hievon kein Hehl macht. Grade weil die Lehrer am ersten berufen sind, Liebe fürs deutsche Volkstum zu pflegen und der heranwachsenden deutschen Jugend das nationale Rückgrat zu stärken, grade darum faßt der Gesetzentwurf hier an die Wurzel.

Was die „Befassung mit Auswanderungsangelegenheiten" anlangt, so steht die Sache so: Da aus Ungarn vielfach Leute in die Fremde, z. B. nach Württemberg als „Saisonarbeiter" u. dgl. gehen, läßt es sich nur schwer hindern, daß sie hier manches finden, was sie in Ungarn vermissen. Unter anderm werden sie dort beobachten, was sich alles in der deutschen Volksschule lernen läßt, wo sie nicht unter dem Ballaste eines fremdsprachigen Unterrichts leidet, dessen Pflege alle andern pädagogischen Gesichtspunkte blindlings untergeordnet werden. Da es nun nahe liegt, daß der deutschungarische Bauer, der sich in deutschem Lande materielle und geistige Kost holen will, seinen Schullehrer um Rat fragt, wohin er sich am besten wenden soll, wird diesem bei Androhung der Entlassung verboten, Auskunft zu geben, also „sich mit Auswanderungs-

angelegenheiten zu befassen". Was bisher nur als Redensart galt, deren Richtigkeit doch von manchem ungläubigen Gemüt bezweifelt wurde, wird nun gesetzlich inartikuliert: Extra Hungariam non est vita.

Was für praktische Folgen aus den Bestimmungen über das Ausmaß des magyarischen Sprachunterrichts — den Lehrplan hiefür soll der Unterrichtsminister festsetzen, also auch hier eine schrankenlose Auslieferung der nichtmagyarischen Schule an die diskretionäre Gewalt, an die Willkür des jeweiligen Ministers! — was für Folgen aus diesen Bestimmungen für die Schüler und den allgemeinen Unterrichtserfolg sich ergeben, läßt sich denken. Und damit die nichtmagyarischen Schulerhalter sehen, wie bitter ernst es der magyarischen Staatsgewalt mit ihren Forderungen ist, wird in dem vorliegenden Referentenentwurf verfügt, daß an Stelle eines in der bezeichneten Weise abgesetzten Lehrers der Minister einen Nachfolger ernennt. Das gesetzlich garantierte Wahlrecht der nichtmagyarischen Schulerhalter wird ganz einfach kassiert. Damit aber nicht die magyarische katholische Kirche sich wegen ihrer konfessionellen Anstalten Sorge mache, soll nach dem Gesetze der also ernannte Lehrer der Konfession angehören, „deren Charakter die Schule trägt". Von der Nationalität des zu Ernennenden ist keine Rede; man wird also einen Magyaren an die frei gemachte Stelle setzen oder einen nationalen Renegaten. Wiederholt sich aber der Fall einer solchen Absetzung, so soll der Minister befugt sein, die Schule sofort zu sperren und an ihrer Stelle eine staatliche (magyarische) Schule zu errichten. Damit ist jede, unbedingt jede nichtmagyarische Schule der Laune der politischen Verwaltungsbeamten, des Komitatsverwaltungsausschusses, der jene Art Disziplinargewalt gegen die Lehrer auszuüben berufen sein soll, preisgegeben. Dieser Ausschuß besteht zwar zurzeit bei den Sachsen in den meisten Fällen größtenteils aus Volksgenossen; sowie aber die im Prinzip gesetzlich schon inartikulierte Verstaatlichung der Verwaltung durchgeführt ist, kann auch hier ungehindert der allmächtige magyarische Absolutismus eingerichtet werden. Die noch deutschen Gemeindeschulen unter den übrigen (außersiebenbürgischen) Deutschungarn, also bei mehr als neun Zehnteln des ungarländischen Deutschtums, würden gleich nach dem Inslebentreten des Gesetzes ans Messer geliefert.

Aber der Gesetzentwurf hat Handhaben genug, um auch auf andere Weise das deutsche Volkstum in der deutschen Schule zu knebeln*). So ist z. B. die nichtmagyarische Schule, an der 20 v. H. magyarische Schüler eingeschrieben sind (sie brauchen sich nur als Magyaren zu bekennen, und wie leicht das geht, ist aus dem oben angeführten Beispiel der reich entwickelten Volkszählungstechnik zu ersehen), verpflichtet, außer der Unterrichtssprache der Anstalt auch noch die magyarische Unterrichtssprache zu benutzen. In magyarischen Schulen aber, die auch

*) Außer der konfessionellen, beziehungsweise Gemeindebehörde und dem Verwaltungsausschuß übt nach dem Gesetze ein Aufsichtsrecht noch der Minister, der Stuhlrichter, der Schulinspektor und der Schulaufseher!

eine (unbestimmte) Anzahl nichtmagyarischer Schüler haben, wird auch für den Unterricht in der Muttersprache „nach Möglichkeit" Sorge getragen werden. Die bisherige Praxis bei ähnlichen Gesetzesbestimmungen hat erwiesen, daß diese „Möglichkeit" nie vorhanden war. Die Deutschen denken darum auch gar nicht mehr daran, vom Staat in seinem Wirkungsbereich die Einhaltung des Gesetzes zu fordern, sondern sind froh, wenn man ihnen erlaubt, dem Gesetze Genüge zu tun.

Jedoch der magyarische Staat nimmt nicht nur, er fordert nicht nur, sondern er gibt auch, er schenkt sehr gerne, wenn man ihn bittet; sogar wenn man ihn nicht bitten wollte. Der Gesetzentwurf bestimmt ein gewisses Gehaltsminimum der Lehrer; kann der Schulerhalter dies nicht aufbringen, so muß Staatshilfe angenommen werden, und wenn diese für einen Lehrer mehr als 120 Kronen (100 Mark) beträgt, so fällt dem Staat damit die Bestätigung der Lehrerwahl zu. Gibt der Staat mindestens 800 Kronen für eine neu systemisierte Lehrerstelle, so ernennt der Unterrichtsminister den Lehrer. Man rechnet hier, wie es auch der Minister recht unverblümt ausgesprochen hat, damit, daß die nichtmagyarischen Schulerhalter nicht imstande sein werden, den an sie gestellten Forderungen finanzieller Natur nachzukommen, und daß auf diese Weise die Staatsregierung ihre Hand auf die nichtmagyarischen Volksschulen legen kann, ohne die ganze schwere Last der Schulerhaltung auf sich zu nehmen, der sie unmöglich gewachsen wäre. Jetzt versteht man auch, warum Tisza in seiner Antrittsrede (am 4. November 1903) erklärte: „Ich war niemals ein Freund der Verstaatlichung des Unterrichtswesens!" Er besorgt die Magyarisierung auf anderm Wege viel billiger.

Aus allem ist zu ersehen, daß dieser Entwurf die Lebensgrundlagen der deutschen Volksschule in Ungarn bedroht, und es ist darum begreiflich, wenn dort allenthalben zur entschiedensten Abwehr gerüstet wird. Das evangelische Landeskonsistorium in Hermannstadt, die oberste Kirchenbehörde der Siebenbürger Sachsen, hat in einer Vorstellung ans ungarische Gesamtministerium in höchst würdiger Form Verwahrung eingelegt gegen den Entwurf, der nach dem treffenden Ausdruck des magyarischen Jakobinerblattes „Magyar Szó", „eiserne Ruten in Aussicht stellt". Mit ernstem Nachdruck beruft sich diese Eingabe auf die in Gesetzen, Staatsverträgen, Friedensschlüssen und endlich im königlichen Krönungseide gewährleistete Autonomie der Landeskirche. Es wird gewiß nichts fruchten. Aber daß diese Behörde der Sache in dieser Form nahetritt, ist uns ein Gradmesser für deren Bedeutung: da muß wirklich eine Gefahr sondergleichen für das Deutschtum in Ungarn heraufziehen, wenn schon diese Männer in verantwortungsvollster Stellung sich zu solcher Stellungnahme entschließen. Denn nicht nur ans Ministerium, sondern auch an den Reichstag und in letzter Linie an den Kaiser und König selbst will sich das Landeskonsistorium wenden, wenn seine erste Vorstellung, woran nicht zu zweifeln ist, taube Ohren findet. Die schwierigste Aufgabe fällt aber den siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten des ungarischen Reichstags zu; sie werden in erster Linie dafür zu sorgen haben, daß sich dieser Anschlag auf die

deutsche Schule nicht so geräuschlos vollziehe. Sie, die einzigen parlamentarischen Vertreter des ungarischen Deutschtums, sind zwar in dem Glauben der Regierungspartei beigetreten, es werde die Autonomie der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen unangetastet bleiben. Mürbe gemacht durch die Erfahrungen der letzten Jahre, folgten sie den Werbungen Tiszas, obwohl sie durch ähnliche Manöver in den letzten vier Jahrzehnten gewitzigt sein konnten und obwohl ihre Wähler sich nur widerwillig mit der neuen Lage der Dinge abfanden[3]). So ist denn wieder deutsche Nachgiebigkeit übel belohnt worden, und die sächsischen Abgeordneten empfinden es gewiß am allerpeinlichsten, in welch traurige Stellung sie nun gebracht sind. Aber um so lebhafter werden sie sich nun auch der moralischen Nötigung bewußt sein, ihr Volk gegen diesen Anschlag mit Anspannung aller Kräfte zu verteidigen. Man weiß es allerdings: sie werden unfehlbar niedergestimmt werden, wenn sie der Stimme ihres Gewissens folgen und im Parlamente pflichtgemäß ihren Mann stellen. Immerhin wird ihre Haltung auch eine positive gute Wirkung haben. Breiten Massen der ungarländischen Deutschen wird es erst jetzt voll ins Bewußtsein treten, was ihrem Volkstum droht. Und durch die Verhandlung im Parlament kommt die Sache auch vor ein größeres europäisches Forum. Es kann nicht daran fehlen, daß außerhalb Ungarns gerade die Deutschen diese Vorgänge mit der lebhaftesten Teilnahme verfolgen. Wenn aber das deutsche Volk gewahr wird, wie wenig den Magyaren an der Erhaltung ihrer freundschaftlichen Beziehungen zum Deutschtum und damit auch zu Deutschland liegt, so wird auch auf deutscher Seite die natürliche Reaktion darauf gewiß nicht ausbleiben.

---

[3]) Die Rumänen fordern seit einigen Wochen ihre der Regierungspartei angehörigen Abgeordneten der Reihe nach auf, gegen den Gesetzentwurf Stellung zu nehmen oder aus der Partei auszutreten, und drohen ihnen, daß „die Nichtbeachtung dieses Wunsches ihnen bei den Wahlen fühlbar gemacht werden würde" und ihr führendes Blatt, die „Tribuna", schrieb in diesen Tagen, daß „in der Regierungspartei heute kein Rumäne stehen könne, ohne daß seine Stirne vom Stigma des Volksverrats erglühe".

Über die Begriffe Recht und Gerechtigkeit.[1])

Von

Heinrich Titze.

Von allen Disziplinen, die auf den deutschen Universitäten gelehrt werden, erfreuen sich nur wenige solcher Unpopularität, wie die Jurisprudenz. Nicht nur, daß der größte Teil der Laien, sowohl Männer wie Frauen, ihr gleichgültig gegenübersteht: bei vielen ist es sogar eine ausgesprochene Abneigung, die sie gegen die Rechtswissenschaft empfinden. Diese Gefühle negativer Art erklären sich zu einem guten Teile aus den eigentümlichen Denkformen der Jurisprudenz. Zwar sind ihre Begriffe weniger abstrakt, als die der Philosophie, mit der sich doch die gebildeten Kreise aller Nationen von altersher gern beschäftigt haben. Die Rechtsbegriffe gehören zum größten Teile auch dem täglichen Leben an. Nur daß die Juristen sie regelmäßig in schärferer Fassung und größerer Präzision verwerten, also erst, nachdem sie sie mit den Instrumenten ihrer Wissenschaft gespitzt und gefeilt haben, eine Arbeit, die im Interesse rascher, sicherer und gleichmäßiger Rechtsanwendung notwendig und unentbehrlich ist, mag sie dem Unkundigen auch leicht als Begriffsspalterei oder gar als Sophisterei erscheinen. Aber gerade in der Schärfe, welche die Rechtswissenschaft den Begriffen des täglichen Lebens verleiht, liegt wahrscheinlich ein gutes Teil des geheimnisvollen Schauers begründet, den viele vor der Jurisprudenz empfinden. Mit stumpfen Waffen versucht jeder, mit geschliffenen Waffen nur der Geübtere zu hantieren.

Soweit die Unpopularität der Rechtswissenschaft die eben geschilderte Ursache hat, dürfte es nicht möglich sein, sie im Rahmen eines kurzen Aufsatzes zu überwinden. Denn den Wert der juristischen Denkform zu begreifen, die Notwendigkeit der sogenannten technischen Rechtsfindung einzusehen, vermag nur derjenige, der sich längere Zeit mit ihr beschäftigt und sie in irgend einer Form praktisch geübt hat.

Es ist aber nicht nur die Besonderheit ihrer wissenschaftlichen Methode, welche dem Laien die Anteilnahme an der Jurisprudenz erschwert bezw. unmöglich macht. Ihre mangelnde Volkstümlichkeit liegt zum großen Teile an dem Objekte, mit dem sie sich beschäftigt, also am Rechte selbst, indem über dessen Wesen und Aufgabe in den Laienkreisen vielfach irrtümliche und fehler-

[1]) Das Folgende gibt einen am 14. Januar 1904 im Göttinger Frauenverein gehaltenen Vortrag wieder.

hafte Vorstellungen herrschen. Es ist nämlich der Glaube weit verbreitet, daß Recht und Gerechtigkeit identische Begriffe seien und daß darum das wahre Recht von der wahren Gerechtigkeit niemals abweichen dürfe. Und da nun jeder einmal im Leben, sei es an sich, sei es an Anderen, die Erfahrung gemacht hat, daß irgend eine Äußerung des Rechts der Gerechtigkeit nicht entspreche, so glaubt man allgemein, über das Recht, wie es ist, die Achseln zucken zu dürfen, weil es mit dem wahren und wirklichen Recht nicht übereinstimme. Damit ist dann gleichzeitig auch jedes Interesse für die Wissenschaft, die dieses Pseudorecht zum Gegenstand des Studiums und der Forschung macht, im Keime erstickt. Soweit die Abneigung gegen die Rechtswissenschaft auf diese fälschliche Gleichstellung der Begriffe Recht und Gerechtigkeit zurückzuführen ist, läßt sich ihr unschwer durch eine Klarstellung dieser Begriffe begegnen. Und diesen Versuch möchte ich hier unternehmen. Ich will also zeigen, daß die Begriffe Recht und Gerechtigkeit nicht ohne weiteres zusammenfallen, daß jeder vielmehr durchaus selbständiger Natur ist und daß es darum nichts gegen das Recht beweist, wenn es nicht in allen Fällen die Forderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen vermag. Wenn aber im folgenden das Verhältnis des Rechtes zur Gerechtigkeit klar gestellt werden soll, so müssen wir uns vorerst über den Begriff der Gerechtigkeit zu verständigen suchen.

Gerechtigkeit ist bekanntlich eine Eigenschaft. Sie ist eine der sieben Kardinaltugenden. Schon daraus erhellt, daß es sich zunächst um eine menschliche Eigenschaft handelt. Doch wenden wir den Begriff auch auf solche Wesen an, die wir uns in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Qualitäten behaftet vorzustellen pflegen: z. B. auf die Gottheit. Wir sprechen von einem gerechten Menschen, aber auch von einem gerechten Gott. Ja, wir übertragen schließlich den Begriff von den Personen auf ihre Handlungen: wir reden von der gerechten Strafe, die ein Vater über sein Kind verhängt, von der gerechten Kritik, die jemand geschrieben, oder indem wir in den Erscheinungen der Natur und dem Walten der Geschichte das Handeln Gottes erblicken, von dem gerechten Blitze, der einen Bösewicht erschlagen, von der gerechten Niederlage, die Napoleon auf den Schlachtfeldern Rußlands erlitten. Was ist in allen diesen Fällen mit der Aussage, es handle sich um gerechte Vorgänge, gewonnen?

Das wird uns sofort deutlich, wenn wir uns die Personifikation vorstellen, welche die Gerechtigkeit erfährt, sobald sie uns in symbolischer Darstellungsform entgegentritt. Da erscheint sie uns bekanntlich als eine Jungfrau, die eine Binde vor den Augen und eine Wage in der Hand trägt. Was soll die Binde vor den Augen? Sie bedeutet, daß die Gerechtigkeit da keine Verschiedenheiten sehen soll, wo keine Verschiedenheiten sind und da keine Gleichheit finden soll, wo Verschiedenheiten obwalten. Ein Erfordernis der Gerechtigkeit ist es also, das Gleiche gleich, das Ungleiche ungleich zu behandeln. Und wie zu behandeln? Das sagt uns die Wage in der Hand: die Gerechtigkeit soll jedem an Gutem und Bösem so viel zusprechen, als ihm in Wahrheit zukommt; in die eine Wagschale also

das Verhalten des einzelnen, in die andere soviel an Vergeltung legen, bis beide sich das Gleichgewicht halten. Von Gerechtigkeit sprechen wir somit da, wo keine Gleichheit und keine Verschiedenheit übersehen und das richtige Wertverhältnis von Gut und Böse als Folge des von den Menschen gezeigten Verhaltens verwirklicht wird. Daß dabei freilich die Ansichten, was gleich und was ungleich sei und welches das richtige Wertverhältnis von Gut und Böse sei, nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen sind, und daß auch heute noch in dieser Beziehung die Anschauungen vielfach auseinandergehen, ist so bekannt und so selbstverständlich, daß es hier kaum erwähnt zu werden braucht.

Wie verhält sich nun das Recht zu den eben erwähnten Anforderungen der Gerechtigkeit? Natürlich kann die Frage nur dahin verstanden werden, ob das Recht denjenigen Begriffen von Gerechtigkeit entspreche, die zurzeit seiner Geltung bei der Mehrheit der ihm Unterworfenen herrschen. Denn nach dem eben Gesagten ist ja die Gerechtigkeit kein absoluter Begriff, sondern stellt sich selbst in ein und demselben Zeitpunkt in verschiedenen Köpfen verschieden, in der Phantasie des Anarchisten und Sozialdemokraten anders, als in der Denkweise des loyalen Staatsbürgers dar. Läßt sich also mit dieser Einschränkung wenigstens sagen, daß das Recht die wahre Gerechtigkeit verwirklicht?

Ehe wir diese Frage beantworten, wollen wir in Kürze zusehen, was denn überhaupt unter dem Rechte zu verstehen ist. Das Recht ist eine geistige Macht, ähnlich wie die Religion, die Sitte und die Sittlichkeit. Mit diesen Faktoren gemeinsam ist ihm, daß es sich mit der Regelung des Zusammenlebens der Menschen befaßt, auf dieses einen bestimmenden Einfluß ausüben will. Insofern ist es ein Kulturfaktor und zwar, wie wir ohne Übertreibung sagen können, neben der Religion der wichtigste Kulturfaktor, den wir kennen. Dabei unterscheidet es sich vornehmlich von der Religion und der Sittlichkeit dadurch, daß es sich ausschließlich mit dem äußeren Verhalten der Menschen befaßt, während jene sich auch bezw. vor allem an das menschliche Innenleben wenden. Und von der Sitte unterscheidet sich das Recht dadurch, daß ihm eine zwingende Kraft innewohnt, daß es auch da, wo es von dieser Kraft ausnahmsweise keinen Gebrauch macht, doch stets mit der Tendenz des Zwanges auftritt, während der einzelne sich über die Sitte je nach dem Maße von Mut und Selbstbewußtsein, das ihm eigen ist, hinwegsetzen kann, sie es also dem einzelnen mehr oder minder überläßt, ob er ihre Vorschriften befolgen will oder nicht. Ferner legen Religion und Sittlichkeit in ihren Lehren den Hauptwert auf die Pflichten, die sie begründen. Das Recht hingegen stellt nicht nur Pflichten auf, sondern teilt auch Rechte aus. In ihren Rechtssätzen tut die Rechtsordnung den Menschen nicht nur kund, was sie tun und lassen müssen, sondern auch, was sie tun und lassen dürfen. Die Aufstellung der Rechtssätze aber und ihre zwangsweise Verwirklichung ist in erster Linie Sache des Staates. Daraus folgt auch, daß eine Rechtsordnung zunächst nur innerhalb der Grenzen des Staates gilt, der sie erlassen hat.

Wie verhält sich dieses Recht zur Gerechtigkeit? Zweifellos muß das Recht mit allen Fasern danach *streben*, die Anforderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen, ihren Wahrheiten zum Siege zu verhelfen. Denn wenn wir schon von dem einzelnen Menschen verlangen, daß er in seiner Handlungsweise „gerecht" sei, um wie viel mehr müssen wir solches Ansinnen an die Friedensordnung stellen, die die Menschheit zu dem Zwecke unter sich aufgerichtet hat, daß sie jedem das Seine gebe. Sie soll die Machtsphäre und den Wirkungskreis der einzelnen nicht nach Laune und Willkür abstecken, sondern offenbar nach den Grundsätzen und den Geboten der Gerechtigkeit. Ein Recht, das von diesem Streben nicht beseelt wäre, das die Grundsätze der Gerechtigkeit geflissentlich verleugnen wollte, etwa den Übeltäter statt ihn zu bestrafen belohnen, den Helfer in der Not statt ihn zu belohnen bestrafen würde, wäre in Wahrheit *kein* Recht und könnte sich auf die Dauer ebensowenig behaupten, als diejenige Religion Anhänger fände, die mit offenbar ungerechten Anforderungen an die Menschen heranträte. Also das *Ziel*, das die Rechtsordnung zu verfolgen hat, muß immer die Verwirklichung der *Gerechtigkeit* sein. Eine andere Frage ist es, ob das Recht dieses Ziel *erreichen* kann? Und diese Frage ist, wie ich schon vorhin andeutete, zu *verneinen*. Das Recht wird immer hinter der wahren Gerechtigkeit zurückbleiben. Es soll ihr zwar mit allen seinen Kräften dienen, aber gleichkommen kann es ihr nie. Zwischen Gerechtigkeit und Recht herrscht das Verhältnis, das überall im Leben zwischen Ideal und Wirklichkeit obwaltet.*)

Damit sage ich freilich niemandem etwas Neues. Daß das Recht unvollkommen ist, hat jeder schon einmal an sich selbst erfahren. Das, was man von mir wissen will, ist ja grade das „Warum" dieser Erscheinung. Warum muß das Recht notwendigerweise unvollkommen sein? Warum kann es nicht ein wahrhaft gerechtes Recht geben?

Eine Antwort auf diese Frage können wir nur gewinnen, wenn wir uns mit den Aufgaben und dem Wesen des Rechtes etwas näher vertraut machen.

Ich sagte vorhin, daß das Recht sich mit der Regelung des Zusammenlebens der Menschen befasse. Ich hätte noch weiter gehen können. Das Recht befaßt sich nicht nur mit der Regelung des Zusammenlebens der Menschen, sondern ohne das Recht wäre ein geordnetes Zusammenleben der Menschen überhaupt nicht denkbar. Es würde dann auf Erden ein chaotischer Zustand herrschen. Denn der Mensch ist von Natur aus egoistisch veranlagt, d. h. der einzelne ist von Natur aus bestrebt, in erster Linie *seinen* Interessen zu leben und *seine* Bedürfnisse zu befriedigen. Da aber die Erde die Güter, mittels deren die Bedürfnisbefriedigung erfolgt, nur in beschränkter Anzahl hervorbringt, so würde, wenn *keine* Rechtsordnung existierte, der *Stärkere* der Herr der Welt sein. Das einzige Recht, das dann herrschen würde, wäre das *Faustrecht*. Dessen Herrschaft aber bedeutet Anarchie und diese ist für die Menschen un-

*) Vgl. *Gierke*, Deutsches Privatrecht I S. 120 Anm. 33.

erträglich, weil sie keinem einzigen das Gefühl der Ruhe und der Sicherheit, des Besitzens und Genießens beläßt. Kein Individuum könnte sich dabei ungestört entfalten oder überhaupt nur auf die Dauer existieren. Und darum richtet die Menschheit unter sich die Rechtsordnung auf, die das äußere Verhalten der Individuen zueinander regeln und die sich für sie aus dem Zusammenleben ergebenden Befugnisse und Pflichten festsetzen soll.

Mit dieser Aufgabe, deren Größe und Bedeutung niemand verkennen wird, hängen auf das innigste eine Reihe von Eigenschaften des Rechtes zusammen, die uns über die Gründe, warum das Recht vielfach hinter der wahren Gerechtigkeit zurückbleibt, die gewünschte Auskunft geben.

Zunächst: weil das Recht das menschliche Zusammenleben ermöglichen soll, kann es Recht nur geben, wo Menschen beieinander wohnen. Für den Robinson auf der einsamen Insel gibt es keine Rechtsordnung. Er bedarf ihrer auch nicht. Denn er ist ja ohnedies Herr aller Güter, die sein Eiland hervorbringt und kann in seiner Einsamkeit tun und lassen, was er will. Ebensowenig aber, wie für den Robinson auf der einsamen Insel produziert die Natur da, wo Menschen beieinander wohnen, von sich aus irgend welches Recht. Zwar hat die Natur in den Menschen den Rechtstrieb gesenkt; die Keime, aus denen der Rechtsgedanke sproßt, sind also natürliche. Aber die einzelnen Regeln, nach denen die Menschheit leben will und ohne die sie nicht leben kann, muß sie sich selbst setzen. In diesem Sinne ist Recht Menschenwerk. Mit göttlichen Offenbarungen hat es die Religion, mit menschlichen Satzungen hat es das Recht zu tun. Jeder Rechtssatz, auch der denkbar einfachste, hat erst von Menschen aufgestellt werden müssen, um zu existieren. Und meistens hat es langer, oft Jahrhunderte langer Kulturarbeit bedurft, ehe sich die Menschheit zur Aufstellung eines Rechtssatzes durchgerungen hat. So hat selbst ein scheinbar so selbstverständliches Gebot, wie: Du sollst nicht töten, nicht von Anbeginn an, also nicht vermöge eines ewig waltenden Naturrechts gegolten. Sondern auch bei ihm handelt es sich um ein mühsam errungenes Postulat der Rechtsordnung. Das erkennen wir an der stufenweisen Entwicklung, die das Gebot in der Geschichte durchgemacht hat: erst allmählich hat es sich sein heutiges Geltungsbereich erobert; noch während des ganzen Mittelalters hat es auf deutschem Boden ein Recht der Fehde und der Blutrache gegeben. Und ehe z. B. das Verbot: Du sollst nicht stehlen, erlassen werden konnte, mußte dem Menschen die Unterscheidung von Mein und Dein aufgegangen sein, mußten Regeln darüber existieren, unter welchen Voraussetzungen Eigentum an einzelnen Sachen erworben und unter welchen Voraussetzungen Eigentum an einzelnen Sachen verloren wird. Alles das setzt aber schon ein hohes Maß von Einsicht und Erkenntnis voraus, das der Mensch bei seinem Eintritt in die Welt unmöglich besessen haben kann, sondern das er erst durch lange Erfahrung und Übung gewonnen hat.

Wenn aber Recht Menschenwerk ist, so muß es mit menschlichen Schwächen behaftet sein. Denn alles Menschliche ist unvollkommen. Auf die dem mensch-

lichen Können gezogenen Schranken läßt sich also in vielen Fällen die Nichtübereinstimmung von Recht und Gerechtigkeit zurückführen. Und zwar sind es hier besonders folgende Punkte, wo das menschliche Unvermögen recht augenfällig hervortritt. Einmal bei der Beantwortung der Frage: Welche Maßregel ist denn in jedem einzelnen Falle die gerechte? Wir sahen ja vorhin, daß sich das Bild der Gerechtigkeit in verschiedenen Köpfen, auch der Zeitgenossen, verschieden malt. Nun wird zwar, wie ebenfalls schon betont, in sehr vielen Dingen eine herrschende Ansicht, eine communis opinio darüber, was gerecht ist, existieren, sodaß hier das Recht über seine Pflichten angesichts der Forderung der Allgemeinheit nicht im Zweifel sein kann. Daß der Königsmörder zu bestrafen ist, gilt als eine Forderung der Gerechtigkeit auch dann, wenn die Anarchisten das Gegenteil behaupten. Aber vielfach liegt die Sache tatsächlich so, daß über die Frage nach der Gerechtigkeit einer Maßregel die Meinungen völlig auseinandergehen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen. Im letzten Jahrzehnt haben die Warenhäuser in Deutschland angefangen, eine große Rolle zu spielen. Die einen sehen in ihnen eine verderbliche Erscheinung des Wirtschaftslebens, weil durch sie viele kleine Existenzen vernichtet werden. Die anderen erblicken in ihnen einen freudig zu begrüßenden Fortschritt der Kultur, u. a. auch deswegen, weil sie vielen Existenzen, die sonst gescheitert wären, ein sicheres Unterkommen gewähren. Die einen meinen darum, daß die Warenhäuser zu bekämpfen, etwa durch Auferlegung einer Steuer in ihrem Wachstum zu beschränken seien; die anderen wollen im Gegenteil ihnen von Staats wegen alle mögliche Förderung zu teil werden lassen. Was ist hier gerecht? Die meisten können überhaupt keine Antwort auf die Frage geben, und die wenigen, die sich infolge ihrer Sachkunde eine solche zutrauen, sind verschiedener Ansicht. Was soll das Recht da tun? Wären die Menschen allwissend, dann wäre die Antwort klar: das Richtige soll es tun. So lange wir das Richtige aber mit absoluter Sicherheit nicht feststellen können, bleibt dem Rechte nichts anderes übrig, als zu experimentieren: entweder in der Weise, daß es eine Maßregel, die vielleicht angebracht wäre, nicht ergreift, oder in der Weise, daß es eine vielleicht unangebrachte Maßregel ergreift. In beiden Fällen kann es dann kommen, daß das Recht eine Zeit lang ungerecht gewesen ist.

Aber noch in anderer Beziehung macht sich die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens dem Rechte gegenüber geltend. Die Menschen können nämlich bei der Fixierung der Rechtssätze immer nur die Lebens- und Verkehrsverhältnisse ins Auge fassen, die gegenwärtig vorliegen, nur den gegenwärtigen Anforderungen der Gerechtigkeit können sie also im besten Falle die Rechtssätze anpassen. In die Zukunft zu schauen ist ihnen verwehrt. Auf der anderen Seite müssen die Gesetze für eine gewisse Dauer gemacht werden. Denn bei der Kompliziertheit, die der Gesetzgebungsapparat in konstitutionellen Staaten aufweist und aufweisen muß, und bei der Schwierigkeit, die es kostet, ihn zu handhaben, ist es nicht möglich, jeden Tag neue Gesetze zu machen. Eine allzu rasche Aufeinander-

folge von Gesetzen, insbesondere eine allzu rasche Ablösung alter Gesetze durch neue ist auch gar nicht wünschenswert, weil sie die Verkehrssicherheit in hohem Maße erschüttert. So kann es denn nicht ausbleiben, daß sehr oft, wenn Gesetze erlassen sind, sich hinterher Neubildungen im Verkehrsleben zeigen, die der Gesetzgeber nicht voraussehen konnte und die sich darum im Gesetze nicht berücksichtigt finden.

Als man im Jahre 1870 unser Strafgesetzbuch schuf, da hatte man bei der Regelung des Diebstahls nur die Fälle im Auge und konnte wohl auch nur die Fälle im Auge haben, wo jemand einem anderen eine Sache in Aneignungsabsicht wegnimmt. Darum lautet der § 242 unseres Reichsstrafgesetzbuchs: „Wer eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft." Später ereignete es sich, daß sich jemand die elektrische Einrichtung eines anderen dadurch nutzbar machte, daß er den elektrischen Strom aus dessen Leitung in die seinige hinüberführte. Es fragte sich damals*): kann dieser Mann wegen Diebstahls bestraft werden oder nicht? wobei berücksichtigt werden muß, daß der Strafrichter aus guten Gründen in viel stärkerem Maße als der Zivilrichter an den Wortlaut des Gesetzes gebunden ist. Oder ein anderes Beispiel. Die Gesetze über die Sonntagsruhe verbieten bekanntlich in gewissem Umfang den Abschluß von Kaufgeschäften an Sonn- und Feiertagen. Nach Erlaß dieser Gesetze werden die Automaten erfunden bezw. sie erlangen eine Verbreitung, an die im voraus nicht zu denken war. Dadurch entsteht die Frage: fällt das Feilbieten von Waren mittelst des Automaten auch unter das Verbot der Sonntagsruhe? Und solcher Beispiele, wo die Gesetze infolge der dem Menschen mangelnden Prophetengabe Lücken aufzuweisen haben, ließen sich noch viele anführen. Nun muß aber der Richter, wenn ein im Gesetzbuch nicht vorgesehener Fall vor sein Tribunal gebracht wird, eine Entscheidung fällen — denn er darf einen Urteilsspruch niemals aus dem Grunde verweigern, weil das Gesetzbuch über den ihm vorgelegten Fall keine Bestimmungen enthalte. Kann nun der Richter die Antwort auf die ihm gestellte Frage dem Wortlaut des Gesetzes nicht unmittelbar entnehmen, so muß er sie indirekt aus ihm zu gewinnen suchen durch das Mittel der sogenannten Auslegung: d. h. der Richter muß sich durch eine möglichst scharfe Abgrenzung der im Gesetzbuch aufgestellten Begriffe und durch ein Zurückgehen auf die den einzelnen Gesetzesbestimmungen zu Grunde liegenden Zwecke und Prinzipien ein Urteil darüber bilden, ob er einen ihm unterbreiteten Tatbestand einer ihrem Wortlaut nach auf ihn nicht passenden Gesetzesregel unterstellen darf oder nicht. Diese Gedankenoperation wird von einem Richter, also wiederum von einem Menschen vorgenommen. Und hier kann die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes von neuem zur Fehlerquelle werden. Denn Menschen sind, wie wir sahen,

*) Jetzt hat sich die Kontroverse durch das Reichsgesetz vom 9. April 1900 erledigt. Danach wird die Entziehung von Elektrizität mit Gefängnis und mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark geahndet.

Irrtümern unterworfen und haben vor allen Dingen nicht immer dieselbe Ansicht. So kann es geschehen, daß ein Richter ein Gesetz auf einen Tatbestand für anwendbar, ein anderer Richter dasselbe Gesetz auf denselben Tatbestand für unanwendbar erklärt. Das entspricht freilich nicht den Anforderungen der Gerechtigkeit, denn hier wird ja offenbar das Gleiche ungleich behandelt. Dennoch trägt jede der beiden Entscheidungen den Charakter eines richterlichen Urteils und muß als solches respektiert und, wenn es rechtskräftig geworden ist, vollzogen werden. Hier haben wir es also mit einer der früher erwähnten Unvollkommenheiten des Rechtes zu tun, einer Unvollkommenheit aber, die, wie ich gezeigt zu haben glaube, unvermeidlich ist, und die darum mit in Kauf genommen werden muß, wenn anders wir überhaupt eine Rechtsordnung besitzen wollen.

Nun wird vielleicht mancher einwenden: ließen sich solche Lücken im Gesetze nicht durch eine dem Richter freieren Spielraum gewährende Fassung der einzelnen Paragraphen vermeiden? In gewissem Sinne ja; und wo eine weite Fassung unbedenklich ist, wird der Gesetzgeber sie stets einer engen, ihn und die Rechtsprechung in Fessel schlagenden Bestimmung vorziehen. Nur wird dadurch der vorhin berührte Übelstand: die Möglichkeit einander widersprechender richterlicher Entscheidungen eher vermehrt als vermindert. Um das zu beweisen, braucht man bloß an den Strafgesetzentwurf zu erinnern, den die Münchener Neuesten Nachrichten vor Jahren in einer ihrer Fastnachtsnummern zum besten gaben. Es wurde da vorgeschlagen, an Stelle des jetzigen Strafgesetzbuchs einen einzigen Paragraphen zu setzen, der etwa lautete: „Wer etwas tut, was er nicht tun soll, wird bestraft. Alles übrige bleibt dem Richter überlassen." Wer glaubt wohl, daß sich auf Grund dieses doch wahrlich weit genug gefaßten Gesetzes eine einheitliche Rechtsprechung entwickelt hätte? Und wenn jemand meint, bei diesem Fastnachtsscherze handle es sich eben um das andere Extrem, das Gute liege, wie überall, so auch hier in der Mitte, so läßt sich auch an der Hand eines solchen die richtige Mitte einhaltenden Gesetzesparagraphen nachweisen, daß jedes Recht, auch das idealste, der Gefahr divergierender richterlicher Urteile ausgesetzt ist. Nehmen wir an, ein Hausbesitzer schickt seinem Mieter eine Kündigung. Wann wird diese wirksam? In dem Moment, wo er sie schreibt? In dem Moment, wo er sie zur Post gibt? In dem Moment, wo sie beim Mieter ankommt? Den Zeitpunkt der Wirksamkeit genau zu fixieren ist von Wichtigkeit, einmal, weil bis zu diesem Zeitpunkt die Kündigung noch widerrufen werden kann, und sodann, weil sich ohne ihn die Frage nach der Rechtzeitigkeit der Kündigung nicht beantworten läßt. Das heutige Recht steht auf dem Standpunkt, daß die Kündigung nicht schon in dem Moment wirksam ist, wo sie geschrieben oder zur Post gegeben wird, sondern erst in dem Zeitpunkt, wo sie beim Adressaten anlangt. Aber welcher ist das? Der Augenblick, wo der Mieter die Kündigung zu lesen bekommt? oder wo sie der Briefträger dem ihm öffnenden Dienstmädchen aushändigt bezw. er das Schreiben in den Briefkasten wirft? Und wie, wenn er den Brief einem der Kinder des Mieters ausliefert, denen er auf der Straße begegnet? Es lassen sich

hier offenbar eine Unmenge von im voraus nicht übersehbaren Eventualitäten denken. Um nicht Gefahr zu laufen, durch eine Aufzählung der einzelnen hier möglichen Fälle den einen oder den anderen zu übersehen, bestimmt das Bürgerliche Gesetzbuch[4]) als Zeitpunkt der Wirksamkeit der Kündigung schlechthin den Moment, wo das Schriftstück dem Vertragsgegner „zugeht". Hier haben wir also eine Fassung des Gesetzes, die weit genug ist, um dem Richter den gewünschten Spielraum zu gewähren. Und was ist die Folge davon? Daß der Richter nunmehr im einzelnen Falle ein Urteil darüber abgeben muß, wann die vom Vermieter dem Mieter gegenüber abgegebene Willenserklärung als „zugegangen" anzusehen ist. Bei einer großen Reihe von Tatbeständen wird ja natürlich jeder Zweifel über diesen Zeitpunkt ausgeschlossen sein. So sind sich heutzutage alle Juristen darüber einig, daß der Brief nicht erst dann als zugegangen gilt, wenn der Mieter ihn gelesen hat, sondern schon dann, wenn er in den Briefkasten geworfen oder an der Türe abgegeben worden ist. Aber wie verhält es sich in dem vorigen Beispiel, wo der Briefträger den Brief unterwegs den Kindern des Adressaten einhändigt? Und wie, wenn der bereits in den Briefkasten gelegte Brief von einem Dritten, der Geld in ihm vermutet, herausgenommen und entwendet wird? Ist hier die Kündigung wirksam geworden? Und wie ist es gar, wenn ein Hausbesitzer, der seinem Mieter mündlich kündigen will und vergeblich bei ihm klingelt, die Kündigung auf eine neben der Türe hängende Schiefertafel schreibt und die Schrift darauf von bösen Buben gelöscht wird? War hier die Kündigung zugegangen? Wir sehen: die Auslegung spielt hier dieselbe bedeutsame Rolle wie vorhin, wo sie in die vom Gesetzbuch gelassenen Lücken eintreten mußte. Mit der Notwendigkeit der Auslegung ist aber wieder die Gefahr einander widersprechender richterlicher Entscheidungen gegeben. Mag also eine Gesetzesbestimmung eng oder mag sie weit gefaßt sein, nie vermag das Recht diesen Übelstand zu vermeiden. Zwar kann ihm in gewissen Grenzen dadurch abgeholfen werden, daß man im Wege des Instanzenzuges von den Rechtssachen so viele wie möglich an ein einziges höchstes Gericht bringt, das sie dann in einheitlichem Sinne entscheidet. Dieses Mittel läßt sich aber auch nur innerhalb gewisser Grenzen verwerten und vermag darum das Übel wohl zu lindern, aber nicht zu heilen.

In diesem Zusammenhang, wo wir die Unvollkommenheiten des Rechtes auf die dem menschlichen Intellekt gezogenen Schranken zurückführen, muß ich noch eines Punktes Erwähnung tun. Die Rechtsordnung kann das, was Recht sein soll, niemals im voraus unter Bezugnahme auf einen einzelnen bestimmten Fall festsetzen, sondern sie kann ihre Normen immer nur in hypothetischer Form erlassen, d. h. sie kann immer nur bestimmen: wenn die und die Voraussetzungen vorliegen, dann soll das und das geschehen. Beispielsweise: wenn der Nichteigentümer eine Sache im Besitz hat, die dem Eigentümer gehört, dann soll er

[4]) Vgl. § 130.

sie ihm herausgeben. Oder: wenn jemand den Monarchen beleidigt hat, dann soll er bestraft werden. Es sagt das Gesetz also immer nur, was in thesi Recht sein soll. Was dann aber in hypothesi rechtens sei, das ist sehr oft streitig, weil sich nicht immer sagen läßt, ob die Voraussetzungen, an welche die Rechtsordnung die betreffenden Folgen knüpft, im konkreten Falle vorliegen oder nicht. So behauptet z. B. Müller, Herr Schulze sei ihm tausend Mark aus einem Darlehn schuldig. Die Rechtsordnung sagt uns nur: wenn Schulze von Müller tausend Mark geborgt erhalten hat, dann muß er sie ihm zurückgeben. Ob aber Herr Schulze von Herrn Müller tausend Mark bekommen hat — was letzterer behauptet, ersterer aber leugnet —, darüber kann die Rechtsordnung begreiflicherweise gar nichts aussagen. Und ähnlich ist es, wenn der Staatsanwalt einen X. wegen Majestätsbeleidigung anklagt. Das Recht sagt uns nur, wenn X. die und die Äußerung getan hat, dann soll er bestraft werden. Ob er sie getan hat — was der Staatsanwalt behauptet, der Angeklagte wiederum bestreitet —, das weiß das Recht natürlich nicht. Dann müssen also die strittigen Tatsachen erst im Wege des Beweisverfahrens klargestellt werden. Beweismittel aber gibt es immer nur in beschränkter Anzahl, und die Beweismittel sind auch nicht immer untrügerisch. So kann es kommen, daß der Richter wahre Tatsachen für unwahr, unwahre Tatsachen für wahr hält und infolgedessen dem Berechtigten ein ihm zustehendes Recht aberkennt, dem Unberechtigten ein ihm nicht zukommendes Recht zuspricht, oder im Strafprozeß den Schuldigen freispricht und den Unschuldigen verurteilt. Dann hat sich die wahre Gerechtigkeit sicherlich nicht erfüllt. Und doch hat das Recht im einzelnen Falle alles getan, was in seinen Kräften stand, um ihr zum Siege zu verhelfen. Aber an der mangelnden Allwissenheit des Menschen ist es gescheitert. Dieser verdanken wir, nebenbei bemerkt, noch ein anderes Rechtsinstitut, durch welches die Gerechtigkeit sehr häufig verletzt wird: die sogenannte Untersuchungshaft. Sie will verhüten, daß der eines Verbrechens Verdächtige sich der Bestrafung durch die Flucht entzieht. Soweit derjenige, der in Untersuchungshaft gesetzt wird, der Verbrecher wirklich ist, hat das Institut darum nichts Ungerechtes an sich. Durch eine unglückliche Verkettung von Umständen kann aber jemand verdächtig werden, der die Tat nicht begangen hat. Wird dieser dann in Haft genommen, so wird ihm zweifellos nicht das zuteil, was ihm in Wahrheit zukommt. Er ist also nicht gerecht behandelt worden. Dem Rechte aber kann daraus, so lange wir nicht ins Verborgene schauen können, kein Vorwurf gemacht werden.

Bisher haben wir Unvollkommenheiten des Rechtes kennen gelernt, die in der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und Könnens ihren Grund haben. Die Rechtsordnung leidet aber auch an Mängeln, die sich nicht auf die Fehlerhaftigkeit menschlichen Denkens zurückführen lassen, die vielmehr so tief in der Natur des Rechtes selbst begründet liegen, daß sie auch der weiseste Gesetzgeber nicht vermeiden kann. Hierher gehört die mit seinen Aufgaben auf das innigste

zusammenhängende Kompromißnatur des Rechtes.[5]) Dem Rechte liegt nämlich seinem Zwecke gemäß eine wesentlich vermittelnde Tätigkeit ob: es soll vermitteln zwischen den sich heterogen gegenüberstehenden Interessen der Einzelnen, von denen jeder kraft der ihm innewohnenden egoistischen Triebe seine Kräfte ohne Rücksicht auf den anderen entfalten möchte. Und zwar muß das Recht hier immer so vermitteln, daß es den Wirkungskreis des einen nicht mehr einengt, als es im Interesse des anderen notwendig ist und daß es ihn hinwiederum auch nicht weiter absteckt, als es mit dem Interesse des anderen verträglich ist. Es hängt mit der Aufgabe des Rechtes auf das innigste zusammen, daß die Freiheit, die es dem A. gewährt, sich als Schranke für den B. darstellt; daß der Vorteil des einen der Nachteil des andern ist; daß es die Interessen des einen nicht berücksichtigen kann, ohne die des andern zu verletzen. Das zeigt sich schon an dem einfachsten Beispiel: wenn das Recht das Eigentum des A. zu respektieren gebietet, so werden dadurch allen anderen Menschen Schranken auferlegt, indem sie vor dem Eigentum des A. Halt machen müssen, obwohl ihr Interesse im einzelnen Fall einen Eingriff darein vielleicht wünschenswert erscheinen läßt. Daß das Recht bei dieser Vermittlungstätigkeit vor eine äußerst heikle und schwierige Aufgabe gestellt ist, liegt auf der Hand. Soll das Recht z. B. da, wo der Nichteigentümer ein Interesse daran hat, in das Eigentum eines anderen einzugreifen, dieses Interesse unter keinen Umständen berücksichtigen? Man denke sich, daß jemand ein für die Wissenschaft nützliches Werk herausgeben will, dazu aber eine Reihe wertvoller Manuskripte braucht, die sich im Eigentum einer alten Dame befinden, welche sie nicht herausgeben will. Soll die Rechtsordnung hier einen Eingriff in deren Eigentum wider ihren Willen zulassen? Manche würden das vielleicht für gerecht halten. Bei genauer Abwägung aller hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte wird man aber doch wohl sagen müssen — und so entscheidet auch unser heutiges Recht —, daß das dem Eigentum entgegenstehende Interesse noch nicht groß genug ist, um ihm die grundsätzliche Unantastbarkeit des Eigentums zu opfern. Der Widerstand der Dame würde also nicht gebrochen werden können. Und ähnlich lägen die Dinge, wenn jemand zwecks Errichtung eines großen Fabriketablissements einen Häuserkomplex aufkaufen müßte und ein kleiner Parzellenbesitzer die Hergabe seines Grundstücks zu noch so hohem Preise verweigerte. Auch hier würde heutzutage ein großes und vielleicht nützliches Unternehmen an der Starrheit und Unverletzlichkeit des Eigentums scheitern können. Anders wäre es hingegen, wenn der Staat eine für die Allgemeinheit wichtige neue Eisenbahnstrecke bauen will, sein Plan aber dadurch auf Hindernisse stößt, daß ein Bauer, über dessen Wiese die Eisenbahn führen soll, zum Verkaufe seines Grundstücks nicht zu bewegen ist. Hier sieht die Rechtsordnung das Interesse der Allgemeinheit an der Vervollkommnung der Verkehrsstraßen

[5]) Vgl. über diese Merkel, Juristische Encyklopädie (2. Aufl.) § 40 und Elemente der allgemeinen Rechtslehre in der 5. Auflage von Holtzendorffs Encyklopädie der Rechtswissenschaft § 11.

als das überwiegendere an, und darum würde hier der Bauer, wenn auch nur gegen entsprechende Geldentschädigung, seines Eigentums entsetzt werden können. Und unter Umständen können auch *individuelle* Interessen von *solcher* Stärke mit dem Eigentum kollidieren, daß sie vom Rechte im Gegensatz zu letzterem berücksichtigt werden. Man nehme an, daß ein Ertrinkender sich zu seiner Rettung an einem fremden Kahn festhält. Die Rechtsordnung gestattet hier dem Eigentümer des Kahnes *nicht*, diesen Eingriff in seine Rechtssphäre zu verbieten. Vielmehr ist hier der in Gefahr Befindliche *berechtigt*, sich, soweit es zur Erhaltung des Lebens erforderlich ist, der fremden Sache zu bedienen. Den ihr etwa zugefügten Schaden freilich muß er ersetzen.[6])

Schon diese spärlichen Beispiele zeigen uns, vor welche schwierigen Fragen hier der Gesetzgeber gestellt ist, wie sehr sich das Recht bei ihrer Beantwortung auf des Messers Schneide bewegt und wie wenig sich ihnen gegenüber mit dem Schlagwort „Gerechtigkeit" ausrichten läßt. Vielmehr kann hier das, was Recht sein soll, immer nur auf Grund diffizilster Abwägung der miteinander streitenden Interessen, häufig also nur auf Grund rein praktischer, nüchterner, oft zahlenmäßig statistischer Erwägungen festgesetzt werden.

Ich könnte, wenn ich nicht fürchten müßte, den Leser zu ermüden, noch hunderte von Erscheinungen aus dem Rechtsleben herausgreifen, an denen wir die Kompromißnatur des Rechtes erkennen würden. Um nur noch einiges zu erwähnen: sehr häufig wird durch die Handlungsweise eines Menschen ein anderer, sei es an seinem Körper, sei es an seinen Sachen geschädigt. Soll der Schädiger dem Geschädigten diesen Schaden nur dann ersetzen, wenn er ihn *verschuldet*, oder auch dann schon, wenn er ihn lediglich *verursacht* hat? Denken wir uns, es wird jemand von meinem Hunde angefallen, der von meinem Dienstmädchen an der Leine geführt wurde und sich mit Gewalt von ihr losgerissen hat. Wer soll den Schaden tragen, der Gebissene oder ich? Ersterer wird sagen: wie komme ich dazu, mich von deinem Hunde beißen zu lassen? Und ich werde sagen: was kann ich dafür, wenn mein Hund sich von der Leine losreißt und dich beißt, ich habe ja alles getan, was in meinen Kräften stand, um so etwas zu verhüten. Soll ihn etwa das Dienstmädchen ersetzen? Die wird sich erst recht weigern, indem sie anführt, daß sie den Hund fest an der Leine gehalten habe, daß sie das Tier im übrigen gar nichts angehe, daß sie es vielmehr nur widerwillig und nur auf Befehl ihrer Herrschaft mitgenommen habe. Was ist hier gerecht? und was soll die Rechtsordnung tun? Unser Bürgerliches Gesetzbuch entscheidet, daß *prinzipiell* nur derjenige schadensersatzpflichtig ist, der einen Schaden *verschuldet* hat. Wer aber ein *Tier* hält, soll für den Schaden, den es anrichtet, *ohne weiteres*, also ohne Rücksicht auf ein Verschulden aufzukommen haben.[7]) Im Interesse der Verkehrssicherheit kann

[6]) Vgl. Bürgerliches Gesetzbuch § 904.
[7]) Vgl. Bürgerliches Gesetzbuch § 833.

man diese Vorschrift wohl mit Freuden begrüßen. Den Interessen des Tiereigentümers, namentlich wenn er die Tiere zu seinem Schutze oder in seinem Gewerbe braucht, wird diese Bestimmung aber nicht gerecht. Die Rechtsordnung sieht hier indessen das Interesse der Allgemeinheit, von fremden Tieren nicht geschädigt zu werden, als das überwiegendere an.

Bekanntlich ist derjenige, der eine Wohnung gemietet hat, zur Zahlung des Mietzinses verpflichtet und den meisten wird es auch bekannt sein, daß bei zweimaliger Nichtzahlung des Mietzinses der Vermieter berechtigt ist, den Mietvertrag ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist zu lösen.[8]) Stellen wir uns vor, ein vielfacher Millionär hat in einem seiner vierstöckigen Häuser eine arme Arbeiterfamilie wohnen, die infolge unverschuldeten Unglücks an zwei Quartalsterminen den Mietzins nicht bezahlen kann. Der hartherzige Vermieter läßt diese Familie wegen eines Ausstandes von vielleicht vierzig Mark exmittieren. Ist das gerecht? Wird hier wirklich das Gleiche gleich, das Ungleiche ungleich behandelt? und wird dem Arbeiter einerseits, dem Vermieter andrerseits das zu teil, was er in Wahrheit verdient? Gewiß nicht; voll innerer Empörung sehen wir vielmehr den Mann mit der Waffe des Rechtes in der Hand das schreiendste Unrecht, oder doch zum mindesten eine offenbar unsittliche Handlung begehen. Unser Gefühl sagt uns, daß in solchem Falle der Reiche dem Armen den kleinen Mietzins zu stunden, wenn nicht gar zu schenken hat. Soll das Recht nun eine solche Vorschrift aufnehmen? Man erwäge: wie viele würden dann wohl mit Rücksicht auf ihre Armut die Zahlung des Mietzinses verweigern? Und was wäre die Folge? Daß sich niemand mehr finden würde, der an Leute, deren Solvenz nicht ganz außer Zweifel stünde, Wohnungen vermieten möchte. Denn mit Unbekannten läßt man sich in Vertragsverhältnisse nur solange ein, als man die Sicherheit hat, daß das Recht einem die Durchsetzung der aus dem Vertrage erwachsenden Ansprüche, soweit es in seinen Kräften steht, garantiert. Es wäre also ein zweischneidiges Schwert, wenn die Rechtsordnung den reichen Gläubiger zwingen wollte, dem armen Schuldner die Schuld zu erlassen. Der Kredit der wirtschaftlich Schwachen wäre damit ruiniert und die Bestimmung würde sich in letzter Linie gegen die kehren, deren Schutz sie bezwecken soll. Es hat also dabei zu bleiben: dem Gläubiger muß seitens der Rechtsordnung die Exekution gegen den Schuldner bedingungslos zugestanden werden, selbst da, wo sie unserem Gefühle von Menschlichkeit widerspricht. Ein gewisser Trost kann hier in dem Gedanken gefunden werden, daß das Recht ja nicht der einzige Kulturfaktor ist, der das Zusammenleben der Menschen regelt. Weil das Recht unter Umständen ungerecht sein muß, ist es gut, daß neben ihm Religion und Sittlichkeit stehen, die in dem Gewissen des Menschen eine Instanz geschaffen haben, die ihn oft verhindern wird, ein ihm verliehenes Recht zum Schaden seiner Mitmenschen zu gebrauchen.

---

[8]) Vgl. Bürgerliches Gesetzbuch § 554.

Das letzte Beispiel führt uns in unseren Betrachtungen einen Schritt weiter. Es zeigt uns, daß es einseitig wäre, in einem Auseinanderfallen von Recht und Gerechtigkeit immer eine Unvollkommenheit der Rechtsordnung zu erblicken. Wie wir sahen, gibt es Fälle, wo vielmehr die Verwirklichung der Gerechtigkeit eine Unvollkommenheit des Rechtes darstellen würde. Das erklärt sich aus der Aufgabe des Rechtes. Diese ist nämlich, wie schon mehrfach betont, eine eminent praktische: das Recht soll die sich aus dem menschlichen Zusammenleben und dem wirtschaftlichen Verkehr ergebenden Schwierigkeiten und Differenzen beseitigen oder doch wenigstens verringern. Allerdings soll es das tun nach den Grundsätzen und nach den Lehren der Gerechtigkeit. Oft aber würde deren Befolgung die oben erwähnten Schwierigkeiten nicht heben, sondern vermehren. Alsdann erscheint es unzweckmäßig, die Forderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen. Wenn aber bei einer Maßregel Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit nicht zusammentreffen, muß das Recht, als ein vorwiegend praktisches Institut, die Interessen der letzteren wahren. Andernfalls wäre es kein gutes und brauchbares Recht.[9]) Hier sind es also gerade seine Vorzüge, die es mit der Gerechtigkeit in Konflikt bringen. Jedermann weiß, daß man Verträge erst abschließen darf, wenn man im Sinne der Rechtsordnung geschäftsfähig geworden ist. Wann aber ist dieser Zeitpunkt gekommen? Offenbar dann, wenn der Intellekt des Menschen sich so weit entwickelt hat, daß dieser in jedem einzelnen Falle die Tragweite seines Handelns zu übersehen vermag. Das abstrakt Gerechte wäre also, die Geschäftsfähigkeit bei jedem Menschen mit dem Moment eintreten zu lassen, wo er diese geistige Reife erlangt hat. Letzteres ist aber bekanntlich bei den Menschen in sehr verschiedenem Alter der Fall. Wollte man hier also den Anforderungen der Gerechtigkeit entsprechen, so würde der Beginn der Geschäftsfähigkeit bei jedem Menschen anders, je nach seinem individuellen Entwicklungsgang anzusetzen sein. Damit würde die Sicherheit des Rechtsverkehrs untergraben sein. Denn es würde an jedem Kriterium fehlen, an dem man im einzelnen Falle erkennen könnte, ob jemand geschäftsfähig geworden oder geschäftsunfähig geblieben ist. Kommt es doch mitunter vor, daß geistig hochstehende Menschen, Gelehrte und Künstler von Ruf, in allen Fragen des praktischen Lebens bis in ihr hohes Alter unselbständig bleiben und die zur Geschäftsfähigkeit erforderliche Reife des Intellektes eigentlich nie erlangen. Andererseits gibt es oft ungebildete halbwüchsige Burschen von solcher ausgebildeten Schlauheit und Durchtriebenheit, daß man ihnen schon in jungen Jahren die Abwicklung der schwierigsten Rechtsgeschäfte überlassen könnte, ohne fürchten zu müssen, daß sie dabei übervorteilt werden. Angesichts dieser individuellen Verschiedenheiten bleibt der Rechtsordnung nichts anderes übrig, als ein Durchschnittsalter, in welchem die meisten Menschen die erforderliche geistige Reife zu erlangen pflegen, heraus-

[9]) „Der Maßstab des Rechtes ist nicht der absolute der Wahrheit, sondern der relative des Zwecks." Jhering, Der Zweck im Recht I (3. Aufl.) S. 439.

zugreifen und an dieses den Eintritt der Geschäftsfähigkeit zu knüpfen. So kann es kommen, daß jemand volljährig wird, der in Wirklichkeit die nötige Reife dazu nicht besitzt, während umgekehrt jemand, der längst dazu reif ist, überflüssig lange minderjährig bleibt. Hier wird also Ungleiches gleich behandelt. Im Interesse der „Praktikabilität" des Rechtes muß diese Ungerechtigkeit mit in Kauf genommen werden. Das gerechte Recht würde hier ein schlechtes Recht sein. Dazu noch folgendes Beispiel. Jedermann hält es für gerecht, daß derjenige, der ein Verbrechen begangen hat, bestraft wird. Der Übeltat soll die Sühne folgen. Diese Forderung der Gerechtigkeit wird im allgemeinen auch von der Rechtsordnung erfüllt. Die Verfolgung von Verbrechen ist aber naturgemäß für den Staat mit schweren Opfern an Zeit und Kraft, für die Untertanen häufig auch mit Gefahren und Belästigungen verbunden. Diese Mißstände steigern sich in erheblichem Maße, je größer der Zeitraum wird, der seit Begehung der Tat verstreicht. Andererseits schwindet dabei auch immer mehr die Aussicht auf Erfolg der aufgewendeten Bemühungen. Darum steht der Forderung der Gerechtigkeit, daß ein begangener Frevel gesühnt werde, das Interesse der Allgemeinheit und des Staates gegenüber, daß sich nach einem gewissen Zeitablauf der Schleier der Vergessenheit über begangene Delikte breite, daß also die Zeit ihre versöhnende Macht ausübe. Auf Grund solcher Erwägungen kommt die Rechtsordnung dazu, die Befugnis bezw. Pflicht des Staates zur Strafverfolgung einer je nach der Schwere der einzelnen Verbrechen längeren oder kürzeren Verjährung zu unterwerfen. Dadurch wird es freilich unter Umständen möglich, daß ein Mörder sich öffentlich eines Mordes rühmt, ohne daß ihm ob seiner Tat auch nur ein Haar gekrümmt werden könnte. Ihm wird die wahre Vergeltung offenbar nicht zu teil. Aber es darf eben das Recht klar erkannte Forderungen der Zweckmäßigkeit nicht der abstrakten Gerechtigkeit zuliebe unerfüllt lassen. Welchen gefährlichen Experimenten wären die Völker ausgesetzt, wenn ihre Gesetzgeber diesen Grundsatz nicht immer im Auge behielten! Die großen Philosophen des Altertums und die scharfsinnigen Juristen Roms sind sich wohl bewußt gewesen, daß das Institut der Sklaverei den Prinzipien der Gerechtigkeit zuwiderlaufe, daß es „contra naturam" sei. Dennoch hat das Altertum nie den Versuch gemacht, die Sklaverei aufzuheben; keiner der römischen Kaiser hat sie beseitigt. Und das war weise gehandelt. Denn in einem großen Reiche, dessen wirtschaftliche Verhältnisse durchweg auf die Existenz eines unfreien Arbeiterstandes zugeschnitten sind, läßt sich nicht mit einem Schlage das System freier Lohnarbeit einführen. Im Jahre 1861 hob bekanntlich Kaiser Alexander II. in Rußland die Leibeigenschaft auf. Diese Maßregel war zweifellos eine gerechte. Zwar nicht alle, aber doch viele einsichtige Politiker hielten sie auch für eine zweckmäßige, indem sie von ihr das Heil der Zukunft für Rußland erwarteten. Wäre sie etwa hundert Jahre früher verfügt oder gar schon von Peter dem Großen getroffen worden, so hätte sie dadurch an Gerechtigkeit wahrlich nichts eingebüßt. Aber eben so unzweifelhaft wäre sie dem Russischen Reiche damals ver-

derblich geworden. Denn das Jahrhundert wäre solchem Ideale noch nicht reif gewesen.[10]) —

Damit glaube ich der Beispiele genug gebracht und die wichtigsten Gründe angeführt zu haben für das oft beobachtete Zurückbleiben des Rechts hinter der Gerechtigkeit. Teils infolge seiner Mängel, teils infolge seiner Vorzüge kann es den Anforderungen der letzteren nicht immer entsprechen. Das mag man von einer höheren Warte aus, von der man überhaupt die Unvollkommenheit alles Irdischen bedauert, beklagen. Der versöhnende Gedanke, um dessentwillen wir das Quantum Ungerechtigkeit, das im Rechte notwendigerweise einbeschlossen liegt, mit in Kauf nehmen, liegt darin, daß der Zustand, wie ihn das Recht schafft, zwar nicht immer vollkommen ist, daß er ohne das Recht aber unerträglich wäre. Denn ohne Recht könnten die Menschen nicht nebeneinander existieren. Die Menschen aber müssen beieinander wohnen, weil sie einander bedürfen: ohne das Zusammenleben der Menschen gäbe es keine Kultur. In dieser seiner Notwendigkeit, in seiner Bedeutung als Träger der gesamten Kultur liegt die Größe, ja liegt die Majestät des Rechtes. Um seiner hohen Aufgabe willen müssen wir das Recht auch da lieben, wo es als ungerechtes in die Erscheinung tritt. Denn wenn auch das Recht selbst nichts ideales im landläufigen Sinne ist, so hätten wir doch ohne das Recht nichts von alledem, was wir die idealen Güter der Menschheit zu nennen pflegen. Alles, was uns das Leben lebenswert macht: das Glück der Familie, die Freude an der Natur, an Kunst und Wissenschaft, die Errungenschaften der Technik und der Industrie, sie alle werden erst ermöglicht, gewährleistet und gesichert durch das Recht. Dieses ist die heilige Ordnung, die segensreiche, die das Gleiche leicht und frei und freudig bindet. Vom Momente an, wo der Mensch das Licht der Welt erblickt bis zu dem Augenblicke, wo er abberufen wird von dieser Erde, vergeht keine Stunde, keine Minute, ja keine Sekunde, wo er nicht, wenn auch unbewußt, die Segnungen des Rechtes genießt. Indem es den Einzelnen in seiner Freiheit beschränkt, garantiert es ihm erst die wahre Freiheit, vermöge deren er seine Kräfte unbehindert entfalten kann. Das Recht ist es also, welches den Boden bereitet für die ganze sittliche Weltordnung.[11]) Darum können wir denen, die in Unkenntnis von seinem Wesen über seine Mängel spotten, stolz und gelassen erwidern: gewiß, das Recht ist nicht das Vollkommene; aber ohne das Recht hätten wir nichts Vollkommenes!

---

[10]) „Wo das Leben an der Finsternis hängt, ist Hineinbringen des Lichts ein todeswürdiges Verbrechen." Jhering a. a. O. S. 447.

[11]) Vgl. Windscheid, Recht und Rechtswissenschaft (Greifswald, 1854) S. 4.

Briefe von Peter Cornelius.

Von

Laura Frolt.

Es war am 6. November 1874, als in dem „Muſikaliſchen Wochenblatt“ von E. W. Fritzſch der Anfang einer Autobiographie von Peter Cornelius, dem kurz vorher, am 28. Oktober verſtorbenen Dichterkomponiſten, veröffentlicht wurde. Die Arbeit ſollte auf Cornelius, als den Verfaſſer tief empfundener Gedichte, die in einzelnen Sammlungen 1859 und 1861 erſchienen waren, den Komponiſten wertvoller Lieder für Männerchor und gemiſchten Chor — und der jetzt allgemein bekannten Weihnachtslieder — und den Dichterkomponiſten der Opern „Der Barbier von Bagdad“ und „Cid“ aufmerkſam machen, dem das Leben die verdiente Anerkennung ſchuldig geblieben war. Heute gedenkt eine kunſtſinnige Gemeinde in verſtändnisvoller Bewunderung ſeiner und erfreut ſich an ſeinen Schöpfungen; aber zur Zeit ſeines Lebens kam Peter Cornelius wenig zu ſeinem Recht. Gleich manchem andern Künſtler litt er unter der Tragik der Tatſache, daß das Publikum zu ſpät ſeinen Wert erkannte, ſo daß er ohne ſeine erwärmende und anregende Gegenliebe ſchaffen mußte. Die Herausgeberin des kleinen Buches: „Briefe in Poeſie und Proſa von Peter Cornelius“ (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger), Natalie von Milde, betrachtet es daher, wie ſie im Vorwort ſagt, als eine Pflicht, nichts zu unterlaſſen, was imſtande wäre, das Bild dieſes vielſeitig begabten Künſtlers und liebenswürdigen Menſchen zu vervollkommnen und noch nach ſeinem Tode zu der Anerkennung ſeiner Bedeutung beizutragen. Dieſem Zwecke ſoll auch die Veröffentlichung der vorliegenden Briefe dienen.

In der dem erſten Teil des Buches eingefügten Selbſtbiographie erzählt Peter Cornelius von ſeinem Leben im Elternhauſe. Er war als der dritte Sohn des Schauſpielerpaares Carl und Friederike Cornelius am Weihnachtsabend 1824 zu Mainz geboren. Der Vater beſtimmte ihn für das Theater, doch ſollte er die Muſik nebenbei kultivieren, „um einſt in ältern Tagen das Schauſpiel nicht als leidiges Muß fortzuſetzen“. Intereſſant iſt es, wie nun von früheſter Kindheit Muſik und Poeſie in gleicher Weiſe ihn feſſeln, wie bald die eine, bald die andere Kunſt die Oberhand gewinnt. Ein altes Exemplar von Goethes Gedichten, das er auf dem Speicher in einer großen Kiſte voll Büchern fand, war ſein unzertrennlicher Begleiter. Er ſprach die Verſe laut vor ſich hin, wenn er draußen im Feld auf einſamen Spaziergängen war, er ſang ſie, er griff dazu, ſo

gut es ging, am Klavier die begleitenden Akkorde. Sehr mangelhaft war seine wissenschaftliche Ausbildung; nur bis zum 14. Jahre besuchte er die Bürgerschule, und er erzählt von sich, daß er sich „seine paar Körnchen Bildung später auf eigenem Weg habe auflesen müssen, wo andern die volle Tafel geboten wird". Ebenso unvollkommen war seine musikalische Erziehung; ein gründlicher Unterricht fehlte ihm, und auch hier mußte er sich von allen Seiten die nötige Belehrung holen. Dazu war er der lernbegierigste Schüler seines Vaters bei dessen Bemühungen, den Sohn zum Schauspieler zu bilden.

Ein lebensgefährliches Nervenleiden, das Peter Cornelius für lange Zeit an das Krankenlager bannte und zur Untätigkeit verurteilte, gab ihm Gelegenheit, zur Klarheit über sein Streben und Wollen zu kommen. Er entschloß sich, einen Beruf um des andern willen aufzugeben und wählte die Musik. Doch schied er mit Schmerz von dem Ideal, dramatischer Künstler zu werden, und nur der Gedanke gab ihm Trost, daß er als dramatischer Autor, als Komponist komischer Opern immer mit der Bühne in engster Beziehung bleiben würde. — Als Cornelius 19 Jahre alt war, starb sein Vater; von nun ab übernahm sein berühmter Onkel, der Maler Peter Cornelius in Berlin, die Sorge für seine weitere musikalische Ausbildung. Fast zehn Jahre vergingen bei fleißigem Studium in Dessau und Berlin; dann ging er 1853 nach Weimar.

Hier endet die Selbstbiographie; ihr schließen sich die persönlichen Erinnerungen Natalie von Mildes aus der Zeit seines Weimarer Aufenthalts an.

Es herrschte damals ein reges geistiges Leben in Weimar. Die Altenburg, das Heim von Franz Liszt und der Fürstin Wittgenstein, bildete den Vereinigungspunkt für eine Menge auserlesener Menschen, von denen ein jeder, auf welchem Gebiet der Kunst oder Wissenschaft er sich auch auszeichnete, Verständnis und Anregung fand. Vor allem traf dies für den Musiker zu. Liszt hatte sich mit Begeisterung der Wagnerschen Musik zugewandt und machte sich zum künstlerischen Interpreten derselben. Unter seiner Leitung fand z. B. 1850 in Weimar die erste Lohengrinaufführung statt; er gewann derselben, unterstützt von ersten Kräften, eine glänzende Aufnahme beim Publikum.

Der Ruf dieser Aufführungen zog manchen jungen Musiker nach Weimar. Auch Peter Cornelius, damals (1853) achtundzwanzigjährig, konnte der Lockung nicht widerstehen. Er unterbrach seine musikalischen Studien in Berlin und kam nach Weimar, zunächst, um sich nach eigener Prüfung eine Meinung über die vielumstrittene Musik Wagners zu bilden. Dann aber drängte es ihn auch, von Liszt, dem „über alles Kleinliche erhabenen Künstler und Menschen", ein Urteil über seine eigenen Studien zu erbitten; er sehnte sich nach einem solchen, das unbeeinflußt durch persönliche Rücksichten war. Weimar ließ ihn nicht wieder fort; aus dem beabsichtigten Ausflug dorthin wurde ein dauernder Aufenthalt. „Das erhabene Kunstleben und Kunsttreiben," schreibt er, „das mich dort wie mit einem Zauberschlag berührte, entschied mich augenblicklich dahin, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern, wie mir es auch ergehen möge, aufs neue an-

zufangen, Kunst zu lernen und womöglich, früher oder später, diesem Kreis anzugehören."

Mit liebevollem Versenken in jene Zeit berichtet Natalie von Milde, wie bald er diesem Kreise von Künstlern angehörte, und wie groß der Einfluß seiner humorvollen Heiterkeit und seines liebenswürdigen Wesens auf denselben war. Cornelius selbst fühlte sich außerordentlich wohl darin und erkannte dankbar, wie vieles er ihm bot, was sein Talent fördern konnte. In ganz besonders innige Beziehungen trat er zu dem Künstlerpaar Feodor und Rosa von Milde; gemeinsame Interessen schufen zwischen ihnen ein warmes Freundschaftsverhältnis, das namentlich für Cornelius' Leben bedeutungsvoll wurde. Später einmal, von Wien aus, schrieb er in dankbarer Erinnerung der Weimarer Tage: „Nein, ich begegne nicht mehr im Leben zum zweitenmale Menschen, wo ich in einem ganzen Kreis von Gestalten alles liebe, wo Kunst und menschliche Gesinnung mein ganzes Innere in Anspruch nimmt. Weimar hat mir alles gegeben: künstlerisches Selbstbewußtsein und Richtung und das Streben nach einer vollkommenen Bildung." Seinen besten Freunden aber, dem Ehepaar Milde, hat er in seinen Briefen und Gedichten ein liebewarmes Andenken gesichert. Ein kleines Gedicht, das Cornelius einer Gedichtsammlung, die er Rosa von Milde überreichte, vorangestellt hat, eröffnet auch die Erzählungen der Herausgeberin von dem Dichter-Komponisten, wie sie selbst ihn gekannt hat:

Eine Blüt' im Lenz,
Dann welkes Laub;
Ein pochend Herz,
Dann ein bischen Staub.
Ein Liedeshauch, und dann, ach, so still,
Und niemand, der mein gedenken will.
Was wär' ich, daß ich so enden müßt',
Wenn Gott nicht ewig von mir wüßt'.

Diese Verse, die wie eine alte liebe Volksweise klingen, nennt Natalie von Milde ein treffliches Selbstporträt des Freundes; sein schlichtes, inniges Gemüt komme darin zum sprechenden Ausdruck. Von dem Reichtum von Liebe und Frohsinn berichtet sie, den er in das Haus ihrer Eltern gebracht habe, an dem alle teilnehmen durften. „Ist es schon für den einzelnen das höchste Glück," schreibt sie, „vollkommener Freundschaft teilhaftig zu werden, wie bedeutsam, wie unschätzbar wird ein Freund, wenn jedes Glied dieses Hauses, jedes der Eltern, jedes Kind das gleiche Anrecht an den Einkehrenden geltend macht! . . . . Wir Kinder haben uns damals gewiß eingebildet, Peter Cornelius gehöre in erster Linie zu uns. Wir nahmen ihn in Besitz, so oft das nur anging."

In unbegrenzter Ergebenheit und Verehrung hatte Cornelius sein Herz Frau Rosa von Milde zugewandt. „Meine Herrin," nannte er sie. Ihr vertraute er seine Schaffenspläne, legte ihr die Skizzen seiner Arbeiten vor und bat um ihren Rat. In allen schwierigen Zuständen seines Lebens war sie sein

Halt. Es gab deren viele, und er war sehr benötigt eines solchen Haltes. Außerordentlich zart besaitet, unterlag er leicht den Widerwärtigkeiten des Tages, um allerdings auch ebenso schnell durch eine kleine Freude wieder zu erhöhtem Lebensgefühl emporgetragen zu werden. Aber auch in großen Lebensfragen ging das Schicksal oft hart mit ihm um. „Weniger Glück haben kann man nicht leicht, als er hatte," schreibt die Herausgeberin.

Cornelius hatte in Weimar seine erste Oper „Der Barbier von Bagdad" komponiert und seine schönsten Hoffnungen für die Zukunft damit verwoben. Liszt selbst wollte den jungen Künstler in die Welt des Erfolges einführen. Unter seiner Leitung wurde das Werk im Dezember 1858 vor vollem Hause gegeben; die Darstellung war eine ausgezeichete. Trotzdem erlitt die Oper eine Niederlage. Persönliches Übelwollen, das sich nicht gegen Cornelius richtete, hatte eine Opposition organisiert, die mit hartnäckigem Zischen sich gleich von Anfang an dem Applaus gegenüber stellte, dadurch den Humor der Künstler und die Stimmung des Publikums beeinflußte und zum Schluß zu einem etwa zehn Minuten währenden regelrechten Kampf zwischen Applaudieren und Zischen führte. Trotz seiner großen Bescheidenheit ließ sich Cornelius durch dieses Mißgeschick nicht in seiner Selbstschätzung beirren. „So gering ich scheine," schrieb er später einmal, „so hoch schlage ich mich dennoch im Innersten an. Ich weiß, daß ein bedeutenderer Mensch in mir steckt, als es jetzt den Anschein hat".

Aber von Weimar trieb es ihn fort. Seine Hoffnungen waren ihm hier nicht erfüllt, er mußte an anderm Orte sein Glück versuchen. Er riß sich los aus dem sympathischen Kreise, von dem geliebten Mildeschen Hause und ging nach Wien. Eine rote Mappe aber ließ er den Freunden seines Herzens zurück mit der Bitte, sie möchten alle die schriftlichen Mitteilungen, die er ihnen senden würde, darin aufbewahren. Durch einen lebhaften Briefwechsel mit ihnen wollte er es sich ermöglichen, das gemeinsame Leben auch in der Ferne fortzusetzen; hatte diese Gemeinsamkeit doch so viel Wert für ihn, daß er sie für unentbehrlich hielt zu seinem weitern Wohlbefinden und Schaffen. Der Inhalt der roten Mappe ist es, der im zweiten Teile des Buches jetzt dem großen Leserkreise freigegeben wird. Besonderes Interesse dürfte diesen noch der Umstand sichern, daß er die bisher am wenigsten bekannte Lebensepoche des Dichter-Musikers umfaßt: die Jahre zwischen der Niederlage der ersten Oper „Der Barbier von Bagdad" und der Erstaufführung der zweiten Oper: „Cid".

Schwer war für den Mittellosen der Anfang in der fremden Stadt; die peinliche Frage um Sein oder Nichtsein drückte sein ganzes Wesen oft schwer danieder. Das war nicht fördernd für seine Arbeiten. Ein wenig mehr Sonne auf seinem Lebensweg hätte wohl noch manche süße Melodie aus seiner liederreichen Brust zum Leben erweckt, manchen seiner vielen Pläne zur Ausführung gebracht. Er war sich dessen voll bewußt. „Ein Hauch und ein Strahl," sagt er, „und es blüht meine zweite Oper von selbst auf, wie eine Blume". Diese zweite Oper war der „Cid", in die Zeit ihres Entstehens führen uns die Briefe

aus Wien, die den Hauptinhalt der roten Mappe bilden. In allen Stimmungen seines Gemüts wandte er sich an Frau von Milde; ihre Freundschaft war zu einer Grundbedingung seines innerlichen Lebens geworden; mit dem besten, was sein Wesen hatte, war er allzeit bereit, ihr dafür zu danken. Nach Beendigung der Vorarbeiten zum „Cid" schreibt er an sie: „Ich bedarf nur einen kräftigen Anstoß, um das Libretto bald ins Werk zu setzen — es muß mein Leben nur Miene machen, sich irgendwo günstig zu wenden, nur etwas Hoffnung muß mir lachen, — daß ich den schönen Mut zum Dichten finde". In den Zeiten tiefer Niedergeschlagenheit war sie es allein, die ihn trösten konnte. „Schreiben Sie mir nur bald wieder," bittet er. „Es ist mir ja, als ob ich den Ton Ihrer Stimme dann hörte, und das beseligt mich und gibt mir Mut für's Leben."

Weiter berichten die Briefe, wie ihm bei der Arbeit an seiner zweiten Oper abermals der Becher des Glücks gezeigt wird, um ihm abermals im letzten Augenblick entrissen zu werden. Wagner interessiert sich für seine Oper; er gibt ihm Ratschläge und will selbst sie in Weimar dirigieren. Aber die Intendanz in Weimar legt dagegen ihr Veto ein und schädigt Cornelius dadurch aufs empfindlichste in seinem weitern Schaffen. Wieder leidet er unter der Gewißheit, wie sehr ihm die Aufmunterung fehlt zu schönern, reifern Werken, die Form zu finden, in der er „sein Eigentümlichstes am ungetrübtesten, am innigsten geben kann und muß . . . Wie oft redet es in mir, daß ich eigentlich eine soziale Mission in mir habe, plötzlich mit einem unendlichen Aufschrei nach Liebe und geistiger Schönheit die Menschen in einer Sprache anzurufen, die Hoch und Nieder, Jeder, Alle verstehen müßten"!

Endlich ist der Cid fertig und soll, allerdings ohne Wagners Mitwirkung, in Weimar zur Aufführung kommen. Cornelius ist glücklich darüber; hat er doch für Feodor und Rosa von Milde die Hauptpartien geschrieben; ihnen ganz ist das Werk gewidmet. Im letzten Augenblick wird die Aufführung wieder fraglich. „Es geschieht mir ein Leid, es wird eine Saite in mir verletzt, die so zart ist, wie nur alles beste in der Welt sein kann, wenn ich mein Werk nicht erleben darf —", so schreibt er verzweifelt und nennt sich vom Glück verlassen.

Der Schlag wird glücklich abgewehrt. Im Mai 1865 findet der Cid seine erste Aufführung in Weimar. Ein dankerfüllter Brief an Rosa von Milde zeigt das Glück seines Herzens:

„Um zwei in der Nacht aus dem lauten, lachenden Kreis der Freunde heimkehrend, hab' ich noch Besuch gemacht an Eurer Tür, um Euch zu danken. — Mein Gott! Das Stück Leben, das Sie mir gestern geopfert, wie soll ich dafür danken, als mit einer Liebe, die nicht Grab und Tod endet! — In fünf Depeschen lief heute schon die Nachricht meines Glückes durch die Welt, nach München, Düsseldorf, Mainz, Wien, Berlin. Der Großherzog ließ mir heute telegraphieren, daß er zur ersten Vorstellung nicht habe kommen können, dagegen zur nächsten kommen werde. — Den ganzen Morgen war mein Stübchen voll von Gratulierenden in Worten, Gedichten, Blumensträußen. — Meine liebe Herrin, mein Stern, mein

besseres Ich! Jeder Kranz, den ich je verdienen könnte, schmücke nur Deine Stirn. Heilig bist Du mir und Dein geliebter Mann! — Habt auch lieb Euren Cornelius."

Eine so stark verinnerlichte Künstlernatur nahm natürlich mit ungewöhnlich tiefer Empfindung alles auf, was das Schicksal über sie verfügte; wie hier nach der Aufführung des Cid die Freude zum überströmenden Ausdruck kommt, so sind in der roten Mappe — und leider in der größeren Zahl — Briefe vorhanden, die von dem Leid des Schreibenden erzählen, von seiner Einsamkeit und Verlassenheit, von seiner Sehnsucht nach Freundschaft und Verständnis, von seiner Klage um das Ausbleiben des Glückes und von der Verzagtheit seiner Seele. So schreibt er im Dezember 1859 nach fast einjähriger Trennung von Weimar:

„Ich habe Barbara-Zweige vor mir stehen, das ist hier so Sitte. Ich wollte, sie schlügen aus und bekämen helle, grüne Blätter. — Aber alles mahnt an den Winter. In mir ist alle Poesie wie erstorben. Ich kann mich nicht hinsetzen und arbeiten, ich habe keinen Begriff davon, was das heißt. Es muß etwas innerlich in mir lebendig werden, und dann ist alle Arbeit nichts als Freude und Befriedigung — wenn ich aber noch so viel Noten schriebe ohne das, was Leben gibt, so hilft es nichts. . . . Jeden Morgen fange ich guten Mutes wieder an — aber, wie kann ich's erzwingen? Das ist ja scheußlich! — nein — in keiner, keiner Weise lacht und glänzt mir hier ein Sonnenstrahl in innerlichen und äußerlichen Beziehungen. Kalt, fremd, isoliert stehe ich da — ohne Hoffnung auf eine günstige Entwicklung in irgend einer Weise. Alles schlägt fehl, — ist fehlgeschlagen. . . . An solchen erregten Tagen, wie der heutige, und wie fast alle, — lache ich mich selbst aus mit allen Plänen — verliere allen und jeden Mut — völlig nichtig erscheint mir dann all mein Leben. Zur dramatischen Produktion gehört Leidenschaft und etwas Selbsttäuschung, als wenn etwa so ein Stück Schiller und Beethoven in einer Person wäre. — Wo man nicht Selbstgefühl — und sogar Selbstüberhebung hat, — wird man nichts leisten. — Wie oft habe ich nicht in den letzten Monaten geseufzt um einen frischen belebenden Hauch in Kunst und Leben — nur einmal einen Sonnenstrahl; warum koste ich nur alles Bittere und Herbe des Lebens?

Da Cornelius den Freunden so häufig schrieb, so teilte er ihnen auch alles mit, was ihn bewegte, seine Erlebnisse sowohl, wie seine Ansichten über die verschiedensten Fragen, namentlich auf dem Gebiete der Kunst. Von Interesse sind dabei seine Gedanken über die Dichtkunst und Wagner:

„Ich kann nicht umhin, mir für den heutigen Dichter das konkret geschichtliche und das soziale Drama als die eigentliche Aufgabe zu denken. Hebbel hat auch lange vor diesem Stoff gezaudert. Hätte er seinem innersten Genius gefolgt, mich dünkt, er hätte in einer potenzierten, geklärten Maria Magdalena seinen Gipfelpunkt finden müssen. Aber — die Zeiten sind wohl noch nicht reif. Es werden noch im Laufe dieses Jahrhunderts entsetzliche Stürme wehen, die Alles bis in den Grund aufwühlen! Steigt dann Deutschland gekräftigt und verjüngt nochmals zu einem geistigen — politisch-poetischen Gipfelpunkt empor, dann erst kann sich der Boden bilden, auf dem der deutsche Shakespeare ersteht. Mit

der höchsten Freiheit die frische Schönheit! Unter den heute Schaffenden gebe ich ohne Bedenken weitaus dem Wagner den ersten Preis. Er ist weit mehr, als er selbst weiß. Ich glaube, er wird auf beide Richtungen, auf isolierte Dichtung und isolierte Musik, großen Einfluß üben. Er ist eine Grenzmarke in den Zeiten. Die Oper wird, glaube ich, wie schon bei ihm selber, im Hans Sachs, von dem akuten Musikdrama wohl manche Rückkehr suchen und finden —, aber die Opernschablone ist ein für allemal unbrauchbar gemacht, die poetische Idee wird die Formen bestimmen und erzeugen, in einer weit innigeren und brennenderen Zusammenwirkung, als dies vor ihm der Fall war. Hätten Sie doch, liebe Freundin — den Feuerzauber aus der Walküre in Wien hören können! — Ja, in der Benennung liegt alle Kritik für diese Musik: Feuer und Zauber!"

Daß Cornelius mit seiner lebhaften Anteilnahme an dem Kunstleben mit einer Reihe von Künstlern in Verbindung stand, ist begreiflich. Der Leser seiner Briefe wird viele bekannte Namen finden und wird sich des sichern Urteils, vor allem aber der neidlosen Anerkennung freuen, mit der Cornelius die Werke seiner Zeitgenossen beurteilt. Er spricht über Wagner, Liszt, Heyse, Tausig, Köhler, Lassen und manchen andern Künstler, über die Leistungen der darstellenden Künstler, und mit Entzücken von dem Geschauten in den Museen.

Zwischen die Briefe gestreut sind Gedichte. Sie sind leicht hingeworfen, zum größten Teil Augenblicksschöpfungen, wie sie starke Empfindung unwillkürlich zum poetischen Ausdruck bringt. Kleine Erlebnisse und Gedanken des Tages werden darin berührt, oder sie übermitteln der fernen Freundin die warme Verehrung eines zärtlichen Herzens. Nur einzelne von ihnen sind schon vor der Herausgabe dieses Buches im Druck erschienen.

In die Schaffenswerkstatt eines Künstlers zu schauen, sein tiefstes Denken und Wünschen zu vernehmen, vervollkommnet das Bild seiner Persönlichkeit. In noch größerm Maße ist dies der Fall, wenn sich gleichzeitig ein Herz dem Blick des Schauenden öffnet. Für Alle, die sich an Corneliusscher Musik und Poesie erfreuen, wird das kleine Buch daher eine willkommene Gabe sein. Denn es zeigt die Persönlichkeit des Dichterkomponisten in ihrer edlen Einfachkeit und warmen Lebensempfindung und erweckt neben der Anerkennung für den hochbegabten Künstler die warme Zuneigung für den edel veranlagten, liebenswerten Menschen.

Sombarts Theorie des modernen Kapitalismus.

Von

Georg Sydow.

Werner Sombarts große Werke „Der moderne Kapitalismus“ [1]) und „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ [2]) haben von berufener Seite bereits eingehende Würdigung erfahren. Keineswegs nur Lob ist über sie ausgeschüttet worden. Die scharfe Feder des Verfassers, der gegen alte Glaubenssätze, wo sie ihm anfechtbar erscheinen, mit beißender Ironie ins Feld zieht, die nicht selten mit Absicht hervorgekehrt selbstbewußte Darstellung, die, ohne Rücksicht auf den wissenschaftlichen Ruf des Gegners, diesem den Fehdehandschuh zuschleudert, haben ebenso starken Widerspruch ausgelöst. Trotz aller Bekämpfung im einzelnen geht aber doch durch alle Kritiken mit verschwindenden Ausnahmen der Ausdruck ehrlicher Anerkennung der gewaltigen Arbeitsleistung, die das Werk verkörpert, das Zugeständnis, daß es einen wesentlichen Schritt vorwärts in der Erkenntnis des Werdeganges unseres heutigen Wirtschaftslebens darstellt.

Und mit Recht. „Der moderne Kapitalismus“ ist ein tiefgründiges, groß angelegtes Werk. Er gehört zu den Büchern, die von ihren Lesern ein hohes Maß von Ausdauer und Energie verlangen, die gegen ein flüchtiges Durchblättern sich vollständig spröde verhalten und ein Sichhineinversenken in den Gedankengang des Verfassers beanspruchen, die aber dann zu einer sprudelnden Quelle der Belehrung und Anregung werden. Dem Gelehrten bieten sie einen Prüfstein für seine eigenen Theorien, dem Scholaren der Volkswirtschaft weiten sie das Verständnis für das Spiel der Kräfte im Wirtschaftsleben und geben ihm namentlich einen Maßstab für die Wertung der verschiedenen Gestaltungsfaktoren in der historischen Entwicklung der Volkswirtschaft, der gebildete Laie gewinnt aus ihnen eine Vorstellung von dem komplizierten Mechanismus, in dem er selbst als Produzent oder Konsument ein winziges Rädchen darstellt. Das letztere gilt

---

[1]) Werner Sombart: „Der moderne Kapitalismus“. Erster Band: „Die Genesis des Kapitalismus“. 669 Seiten. Zweiter Band: „Die Theorien der kapitalistischen Entwicklung“. 646 Seiten. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. 1902.

[2]) „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“. Berlin. Georg Bondi 1903. 647 Seiten.

insbesondere von der „deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert", die in mehr gemeinverständlicher Form vielfach die Gedankengänge des „modernen Kapitalismus" reproduziert.

Art und Aufbau der Darstellung des „modernen Kapitalismus", der aus dem oben angedeuteten Grunde für die wissenschaftliche Würdigung hauptsächlich in Betracht kommt, erinnern in mancher Beziehung — und das ist ein Ausdruck hoher Anerkennung — an Adolph Wagners grundlegende Werke. Nur wenige unter den systematischen Werken der deutschen Nationalökonomie zeigen einen so zielbewußten, logischen und bis ins einzelne konsequent durchgeführten Gedankengang wie Wagners „Grundlegung". Scharf umrissen hebt sich aus dem Gesamtbilde das Knochengerüst der Begriffe, um das sich die Darstellung rankt, stets nur von dem Gedanken geleitet, in prägnanter Fassung die Begriffe zu lebendiger Vorstellung zu erheben, vor allem alle unfruchtbaren Abschweifungen, die das klare Bild verschleiern, zu vermeiden. Mit Erfolg hat Sombart namentlich im ersten Bande, der „Genesis des Kapitalismus", sich Wagners Prinzip zu eigen gemacht. Die Idee des alles durchdringenden, alles zersetzenden Kapitalismus, der keine anderen Götter neben sich duldet, ist scharf und ohne unnützes Beiwerk herausgearbeitet, während sie im zweiten Bande, der „Theorie der kapitalistischen Entwicklung", durch allzu üppig wuchernde Nebenranken zeitweise etwas verdeckt wird. Hier hätten manche Kapitel zum Vorteil eines klareren Bildes kürzer gefaßt werden können. Doch davon später.

Der Stil der Darstellung ist glänzend, stellenweise von künstlerischer Vollendung. Er läßt dadurch über Untugenden, wie sie in der Bildung von unschönen, undeutschen Worten (Verumstandung I. 135, Geeigenschaftetheit II. 442) und veralteten, gezwungenen Wendungen wie „Wasmaßen" oder „Will sagen" hinwegsehen. Ein anderer Mangel, der hier gleich Erwähnung finden mag, besteht darin, daß der Verfasser in dem Bestreben, alles erschöpfende Definitionen zu geben, sich bisweilen verleiten läßt, diese so langatmig und ineinandergeschachtelt zu gestalten, daß ihre begriffliche Klarheit darunter leidet.

Wenn auch die großen Vorzüge der Schöpfung Sombarts volle Würdigung verdienen, so ist damit noch nicht gesagt, daß alle Behauptungen, die er aufstellt, alle Schlüsse, die er zieht, ohne Widerspruch hingenommen werden müssen. Zunächst ganz von Einzelheiten abgesehen, tritt dies namentlich dem Gesamteindruck des Werkes gegenüber zutage. Es hinterläßt das Gefühl, daß der Verfasser in dem Bestreben, die Allgewalt des Kapitalismus in der heutigen Wirtschaftsordnung nachzuweisen, Licht und Schatten nicht überall gleichmäßig und unparteiisch verteilt hat. In seinem Eifer, die unbedingte Überlegenheit der kapitalistischen Unternehmung gegenüber allen handwerksmäßigen Wirtschaftsformen zu zeigen, läßt er sich verleiten, diesen in seiner Grundwurzel richtigen Gedanken zu einseitig zu verfolgen, alle Vorgänge und Ereignisse zu ausschließlich diesem Gesichtspunkte unterzuordnen, diejenigen Momente, die nicht vollkommen in die Beweisführung hineinpassen, mehr nebensächlich zu behandeln, andere

weniger ausschlaggebende über Gebühr hervorzuarbeiten. Das wird bei der nun olgenden inhaltlichen Besprechung zutage treten.

Sombart unterscheidet in dem wirtschaftlichen Leben der europäischen Völker seit dem Niedergang der antiken Kultur drei große aufeinanderfolgende Epochen: die „bäuerlich-feudale Organisation", die zunächst an die Stelle der alten Wirtschaftsverfassung tritt und beherrscht wird von dem Grundgedanken, auf eigener Scholle den Unterhalt für sich und die Seinen zu gewinnen, die „handwerksmäßige Organisation", die die Existenzmöglichkeit von dem Ertrag der Scholle loslöst und den Grundgedanken der Wirtschaftsverfassung dahin umformt, „durch eigene, zunächst nur gewerbliche Arbeit für andere sich die standesgemäße, traditionelle „Nahrung" zu sichern", endlich die Epoche, in der wir heut leben, „die erfüllt ist von dem Grundgedanken, daß der Zweck des Wirtschaftens der Geldgewinn sei". Sombart bezeichnet sie als die „kapitalistische Epoche" und faßt die Aufgabe seines Werkes dahin zusammen, „dem Leser einen Faden in die Hand zu geben, der ihn durch das Labyrinth der dritten großen Wirtschaftsepoche: der kapitalistischen, zu führen vermöchte. Es wird versucht, das kapitalistische Wirtschaftssystem von seinen Anfängen bis zur Gegenwart zu verfolgen, seine eigenen Bewegungsgesetze aufzudecken und die Gesetzmäßigkeit seines Überganges in eine zukünftige Wirtschaftsepoche (eine sozialistisch-genossenschaftliche) darzustellen."

Der Inangriffnahme des Themas geht eine Definition der Begriffe, mit denen Sombart hauptsächlich zu operieren hat, voran. Zunächst wird scharf zwischen Wirtschaft und Betrieb unterschieden. „Betrieb ist Arbeitsgemeinschaft, Wirtschaft ist Verwertungsgemeinschaft", beide sind voneinander wesensverschieden; eine Wirtschaft kann verschiedene Betriebe umfassen, ein Betrieb sich über mehrere Wirtschaften erstrecken. Ein großer Teil der Unklarheiten in der Beurteilung der heutigen wirtschaftlichen Entwicklung wäre vermieden worden, wenn man sich dieser Begriffsverschiedenheit klar geworden wäre, wenn man erkannt hätte, daß z. B. Großbetrieb und kapitalistische Unternehmung keineswegs identisch seien, vielmehr das eine eine Betriebs-, das andere eine Wirtschaftsform darstelle.

Der scharfen Scheidung der verschiedenen Betriebsformen sowie der genauen begrifflichen Festlegung ihres Inhalts wird eine eingehende Untersuchung gewidmet. Ihr Gesamtergebnis geht dahin, daß Sombart zu einer Ablehnung der bisher üblichen principia divisionis, des „Zweckes", sowie der „Größe und des Umfanges" als nicht ausreichend gelangt, vielmehr unter Feststellung der „Anordnung der Produktionsfaktoren" als Einteilungsprinzip zwischen solchen Betrieben unterscheidet, „in denen die Anordnung der Produktionsfaktoren derart ist, daß das Produkt als Produkt eines einzelnen Arbeiters erscheint" und solchen, „in denen die Anordnung der Produktionsfaktoren derart ist, daß das Produkt als Produkt eines Gesamtarbeiters erscheint". Erstere nennt er „Individualbetrieb" und rubriziert darunter den Allein-, Familien- und Gehilfenbetrieb, letztere „Gesellschaftliche Betriebe", wie Manufaktur und Fabrik.

Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Neueinteilung einen bedeutenden Fortschritt in der Betriebssystematik bezeichnet, um so mehr, da Sombart mit seinen beiden Betriebsgruppen nicht auskommt und dazwischen noch eine dritte, sogenannte „Übergangsbetriebe", schieben muß, die sich auf der einen Seite an die Individualbetriebe, auf der andern an die gesellschaftlichen Betriebe anlehnen und eine wenig glückliche Erfindung darstellen.

Der Betriebssystematik folgt eine neue Theorie der verschiedenen Wirtschaftssysteme, da keine der bisher vorhandenen (Rodbertus, Marx, Engels, Schmoller, Bücher) Sombart ausreichend erscheint; „keine von ihnen ist kritisch, keine handhabt das von ihr erkorene Einteilungsprinzip in einwandfreier Weise, keine vermag mit ihrer Einteilung die Fülle der wirtschaftlichen Erscheinungen zu erschöpfen". Sombart erhebt das Maß der Vergesellschaftung des Wirtschaftslebens zum Einteilungsprinzip und unterscheidet danach analog seinem Vorgehen in der Betriebssystematik drei Wirtschaftsstufen, die Individualwirtschaft, die Übergangswirtschaft und die Gesellschaftswirtschaft, er schiebt also auch hier wieder zwischen die beiden entgegengesetzten Pole ein schillerndes Bindeglied und beeinträchtigt dadurch die Schärfe seiner Umgrenzung. Die drei Wirtschaftsstufen geben ihm jedoch nur den äußeren Rahmen der verschiedenen Wirtschaftsweisen, sie erhalten ihren Inhalt durch das Leitmotiv der jeweiligen Wirtschaftsepoche und sind danach „Bedarfsdeckungswirtschaften", wenn das Leitmotiv die Bedarfsbefriedigung, und „Erwerbswirtschaften", wenn das Leitmotiv das Streben nach Erwerb über die Bedarfsbefriedigung hinaus ist. Unter die erste Kategorie rubriziert Sombart 7 verschiedene Wirtschaftssysteme von der „urwüchsigen Geschlechterwirtschaft" bis hinauf zur „Tausch- insbesondere Stadtwirtschaft", unter die andere deren 3, die „Sklavenwirtschaft des Altertums", die „Sklavenwirtschaft der modernen Kolonien", die „kapitalistische Verkehrswirtschaft mit freier Lohnarbeit". In diesen beiden Gruppierungen kommt zugleich der Gegensatz zwischen der handwerksmäßigen Organisation als der Verkörperung der Bedarfsdeckungswirtschaft und der kapitalistischen Unternehmung als der typischen Erwerbswirtschaft zum Ausdruck. Die Darstellung des Kampfes zwischen diesen beiden Wirtschaftsformen, der Nachweis des unaufhaltsamen Vorwärtsschreitens der kapitalistischen Unternehmung ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat.

Das Streben des Handwerkers geht dahin, als „selbständiger Produzent" ein „standesgemäßes Auskommen" zu erwerben. Er verfügt über die hierzu erforderlichen Produktionsmittel, die nötigen persönlichen Eigenschaften und ist der Leiter des Produktionsprozesses. Nicht erforderlich als Kennzeichen handwerksmäßiger Tätigkeit ist die z. B. von Bücher geforderte direkte „Kundenarbeit", da, wie Sombart an Beispielen nachweist, auch die Hausiererei, der Absatz der Waren auf Messen und Märkten sowie an Zwischenhändler in Handwerkerkreisen durchaus üblich gewesen ist.

Die Existenzmöglichkeit des Handwerkers, die Möglichkeit, das „standesgemäße Einkommen" zu erwerben, ist an eine Reihe von Bedingungen geknüpft.

Ihre vollkommenste Erfüllung finden diese im Mittelalter, weshalb dieses die Blütezeit des Handwerks darstellt. Hier schafft es sich eine feste „korporative Gliederung, die Zunftorganisation und eine seinen Bedürfnissen entsprechende Schutzgesetzgebung, die Zunftordnung" (S. 131). Doch diese Tatsache ist nicht die alleinige Voraussetzung für ein kräftiges Handwerk, denn selbst scharfe Schutzgesetzgebungen haben in einer späteren Zeit den Niedergang des Handwerks nicht aufzuhalten vermocht, es muß noch tieferliegende Existenzbedingungen haben. Sombart trägt sie Stein für Stein zusammen. Zwei Grundtatsachen stellen die „Bevölkerungsverhältnisse" und der „Stand der ökonomischen Technik" dar. Die Ausführungen über den Zusammenhang zwischen der Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse und der Lebensfähigkeit des Handwerks stimmen ihrem Sinne nach in manchen Punkten mit denen von Franz Oppenheimer überein, der in seinem umfassenden Werke „Großgrundeigentum und soziale Frage" zuerst auf die Bedeutung der in die Städte einströmenden „landwirtschaftlichen Überschußbevölkerung" eingegangen ist und auch die Einflüsse der Bevölkerungsdichtigkeit und ihrer „Agglomeration" in den Städten gewürdigt hat. Wirklich feinsinnig sind Sombarts Untersuchungen über die Abhängigkeit der „eigenartigen Absatzverhältnisse von der Technik und der populationistischen Signatur der Zeit" und ihre Beziehungen zu der Lebensfähigkeit des Handwerks. Ein lebensfähiges Handwerk ist nur solange möglich, als die Absatzverhältnisse „sicher und stabil" sind, d. h. „wo zwischen Angebot und Nachfrage ein stetes Gleichgewicht oder ein Mißverhältnis derart besteht, daß die Nachfrage dem Angebot vorauseilt; wo aber für den einzelnen Produzenten Produktions- und Absatzbedingungen annähernd natürlich gleiche sind." Die Stabilität des Absatzes wird gesichert durch eine qualitativ und quantitativ sichere Nachfrage und durch eine möglichst geringe Konkurrenz auf seiten des Angebots, beides Bedingungen, die in der Struktur des mittelalterlichen Wirtschaftslebens gegeben sind. Diese „realen Bedingungen" — wie sie Sombart bezeichnet — sind die grundlegenden Voraussetzungen für ein starkes, blühendes Handwerk, vielmehr als Zunftorganisation und Zunftgesetzgebung, die nur „Hilfskonstruktionen" darstellen, die erst vorgenommen werden, wenn der eigentliche Bau ins Wanken gerät und die den Verfall des Handwerks vielleicht aufhalten, niemals diesem aber neue Lebenskraft einflößen können.

Die Enge der gewerblichen Produktion, der rein handwerksmäßige Charakter jener Epoche wird durch einen Abriß über den gleichzeitigen Handel in ein noch helleres Licht gerückt. Auch dieser Handel war, wie es Sombart ausdrücklich bezeichnet, nichts weiter als „Handwerk". Der Händler wird nicht wie der kaufmännisch-kapitalistische Unternehmer der modernen Zeit von einem gierigen Gewinnstreben beherrscht, sondern wie der Handwerker will er nichts anderes, „nicht weniger, aber auch nicht mehr, als durch seiner Hände Arbeit sich recht und schlecht den standesgemäßen Unterhalt verdienen" (I. 175). Der Kaufmann ist nichts weiter als ein „technischer Arbeiter", dem das Schreiben fast völlig fremd ist, dessen Rechenkunst sich auf niedrigster Stufe bewegt. Die Gesamt-

handelsumsätze der größten Handelsplätze, über die Sombart interessante Ziffern bringt, sind verschwindend klein. Das Handelsrecht, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, ist auf die kleinsten Verhältnisse zugeschnitten. Charakteristisch ist das kanonische Zinsverbot, in dem zum Ausdruck kommt, wie jeder Gewinn ohne technisch ausführende Arbeit als „unehrlich und unstatthaft" angesehen wird.

Der Idylle handwerksmäßiger Produktion tritt die „kapitalistische Unternehmung" gegenüber, „deren Zweck es ist, durch eine Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlage (Profit) dem Eigentümer zu reproduzieren. Ein Sachvermögen, das solcher Art genutzt wird, heißt Kapital". Sie stellt sich in jeder Beziehung in Gegensatz zu der handwerksmäßigen Wirtschaftsform. Nicht mehr der „festumschriebene Bedarf einer Person ... wirkt richtunggebend", sondern nur der Gesichtspunkt, das Kapital möglichst zweckmäßig zu verwerten. Nicht mehr das „individuelle Können des kapitalistischen Unternehmers entscheidet über die im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung vollzogene Tätigkeit (wie etwa im Handwerk), sondern die durch Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer Personen".

Damit aber der Kapitalismus überhaupt möglich werde, müssen eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein. Es muß einmal in den Händen des kapitalistischen Unternehmers bereits eine „Akkumulation von Sachvermögen" stattgefunden haben, jener muß ferner, um die akkumulierten Geldbeträge in Kapital zu verwandeln, „spezifisch kapitalistischen Geist" besitzen. Zu diesen subjektiven Bedingungen tritt die objektive der Notwendigkeit einer Rechtsordnung, „die derart beschaffen sein muß, daß sie die vom Wesen der kapitalistischen Unternehmung erheischten Rechtsverhältnisse und Verträge mindestens zulasse".

Die Darstellung der Kapitalakkumulation, die Bloßlegung der Wurzeln, aus denen die kapitalistische Unternehmung herausgewachsen ist, ist die Aufgabe der nächsten Kapitel und eine der Grundaufgaben des gesamten Werkes, denn ihre Lösung soll das Fundament schaffen für den Nachweis, daß mit dem Augenblick, in dem das Kapital als Faktor in die wirtschaftliche Entwicklung eintritt, der Absterbeprozeß des Handwerks beginnt. An dieser Stelle muß der bereits erwähnte Vorwurf gegen Sombart erhoben werden, daß er, um die Richtigkeit seiner Theorie zu erweisen, nicht in eine objektive Wägung der ins Gewicht fallenden Faktoren eintritt. Die gesamte ursprüngliche Kapitalbildung ist ihm nicht Produkt einer Summe von Faktoren, des Handels, der Geldleihe, der Steuerpacht, der Münzerei, des Bergbaues, sie ist allein „akkumulierte Grundrente" (I. 291).

Der Reichtum der bürgerlichen Familien in den größeren Städten ist nach ihm dadurch entstanden, „daß der größte Teil der städtischen Grundrente als unearned increment den wenigen grundbesitzenden Familien der Stadtgemeinde zuwachsen mußte". Durch umfassendes, an und für sich sehr interessantes Material

ſucht er den Beweis für ſeine Behauptung zu führen. Es gelingt ihm nicht. Wenn auch ohne weiteres zugeſtanden werden muß, daß die Grundrente und ihr Anwachſen Anteil an der urſprünglichen Vermögensbildung beſitzt, ſo iſt es doch unzweifelhaft, daß ſie nur einen der in Betracht kommenden Faktoren darſtellt und daß mit ihr die anderen Faktoren wie Handel, Geldleihe, Steuerpacht uſw. beteiligt ſind. Delbrück hat mit ſeinem reichen hiſtoriſchen Wiſſen gerade dieſen Punkt des Sombartſchen Werkes in einer Beſprechung[1]) mit ſehr einleuchtenden Gründen zurückgewieſen, wenn auch ſeine Schlußfolgerung, daß damit das Werk überhaupt zuſammenfalle, da der von Sombart formulierte Gegenſatz zwiſchen der alten handwerksmäßigen Produktion und der modernen kapitaliſtiſchen Produktion ein Hirngeſpinſt geworden ſei, zu weitgehend iſt. Ein Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Produktionsformen iſt zweifellos vorhanden, darin iſt der Sombartſche Gedanke berechtigt, jedoch wird auch hier wieder die Tatſache beſtätigt, daß es ſich bei den großen Fragen des Wirtſchaftslebens faſt immer um relative Wahrheiten handelt, die ſich nicht in ſtarre, unveränderliche Formen prägen laſſen, wie es Sombart hier getan hat, ſondern die man immer nur in bedingter Form ausſprechen kann.

Neben der Akkumulation der Grundrente betrachtet Sombart die Kolonialwirtſchaft als einen der ausſchlaggebenden Faktoren für die Entſtehung der großen Geldvermögen. „Wenn Weſteuropa eine ſo ſtarke kapitaliſtiſche Entwicklung erlebt hat, wie unſeres Wiſſens nach nie ein Land zuvor, ſo iſt dies gewiß nicht zuletzt daraus zu erklären, daß die Weſteuropäer mehr als irgend ein Volk früher fremde Völker ſich tributpflichtig machen konnten und machten.“ Wenn Sombart vorher der Vorwurf gemacht werden mußte, daß er die neben der Grundrentenakkumulation in Frage kommenden Faktoren für die Entſtehung des Reichtums unterſchätzt habe, ſo iſt er bei der Würdigung der Kolonialwirtſchaft in den entgegengeſetzten Fehler verfallen. Die Verdrängung der Araber aus ihrer zwiſchen Orient und Abendland vermittelnden Stellung als das „für Weſteuropa entſcheidende Ereignis, das zwei Weltalter trennt“, zu bezeichnen, iſt eine echt Sombartſche Übertreibung. Ähnlich verhält es ſich mit dem „märchenhaften Reichtum an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber im byzantiniſchen und arabiſchen Weltreich“ ſowie mit den Goldfunden in Tempeln und Königspaläſten in Amerika, von denen Sombart nach einem ſpaniſchen Schriftſteller eine zwar ſehr poetiſche, aber etwas phantaſtiſch klingende Beſchreibung gibt (I. 366). Es darf doch nicht vergeſſen werden, wie unglaublich übertriebene Vorſtellungen und Gerüchte über die „Schätze der neuen Welt“ ſich nach den erſten Fahrten der Spanier über ganz Europa verbreiteten, ſodaß die Schriftſteller, die vielfach unter dieſem Einfluß ihre Berichte abfaßten, mit großer Vorſicht behandelt werden müſſen. Wenn auch manche von den ſpaniſchen Conquiſtadores, wie Sombart zahlenmäßig darlegt, große Vermögen erpreßt haben, ſo geht es doch zu weit,

[1]) Preuß. Jahrbücher Band 113 Heft II (Auguſt 1903) S. 343.

diesen Zuflüssen einen maßgebenden Einfluß auf die Bildung des Kapitalismus in Europa einzuräumen.

Nachdem Sombart die Wurzeln bloßgelegt hat, aus denen die Geldakkumulation hervorgegangen ist, kommt er zu der Darstellung, wie diese Kapitaleigenschaft angenommen hat, die erst dadurch entsteht, daß der Besitzer der akkumulierten Münzen mit ihnen den bestimmten Zweck, sein Vermögen zu vermehren, verbindet. Dieses Bestreben ist zunächst nicht vorhanden. Es tritt erst mit der allgemeinen „Verweltlichung der gesamten Lebensauffassung", die aus der Berührung mit den glanzvollen Kulturen der Byzantiner und Araber herauswächst, in Erscheinung. Von diesem Zeitpunkt an beginnt ein allgemeines Bestreben nach Vermehrung des Besitzes, um an den Genüssen der Welt teilnehmen zu können, eine auri sacra fames, die in den verschiedensten Formen zum Ausdruck kommt. Der Ritter nimmt den „Pfeffersäcken" Geld und Ladung ab, Goldgräberei und Alchimie sind in Palast und Hütte zu finden. Vor allem aber weckt das Streben nach Besitz die neue, fundamentale Erkenntnis, daß noch auf anderem Wege, „durch Wirtschaften Geld zu verdienen sei". Den Leuten niederen Standes, den Bewohnern der Judengasse in den Städten, die nicht die Phantasie der Goldgräber, nicht die Macht des Ritters besitzen, entspringt dieser Gedanke zuerst. In ihnen werden die ersten Regungen kapitalistischen Geistes, wird der Erwerbstrieb geboren, der in der Bewucherung durch Geldleihen seinen sichtbaren Ausdruck findet.

So ist der Samen kapitalistischer Entwicklung gepflanzt, seine ersten Sprossen sind die Schöpfung einer neuen Geschäftstechnik, die Einführung der modernen Buchführung, des Rechnungswesens, mit einem Wort die Schaffung des gesamten Rüstzeugs kapitalistischen Geistes. In einer Anzahl von Gewerben, in der Weberei, der Buchdruckerei, der Textilindustrie beginnen bereits im 14. und 15. Jahrhundert seine Spuren sich geltend zu machen. Noch aber ist nicht die Zeit für ihn gekommen, seinen Siegeszug durch die gewerbliche Entwicklung anzutreten. Eine Reihe von „Hemmungen" stellen sich ihm entgegen, sodaß bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts kein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen ist. Im 15. und 16. Jahrhundert verschlingen die Kriege ungeheure Summen und nehmen ihm die nötige Blutzufuhr, im 17. Jahrhundert, als das inzwischen erwachsene Anleihe-, Bank- und Börsenwesen das völlige Verschwinden des Geldvermögens verhindert, fließen alle Mittel in die Aufwendungen für die stehenden Heere ab. Zu diesen Momenten treten Hemmungen populationistischer Natur, Vernichtung großer Volksmassen durch Hungersnöte, Seuchen, Kriege, infolgedessen Verminderung der notwendigen Arbeitskräfte, die außerdem noch vielfach von den Heeren als Söldner verbraucht werden. Endlich saugt die reichlich vorhandene terra libera alle überschüssige Bevölkerung auf und hemmt auch dadurch die kapitalistische Entwicklung.

Soweit die Schilderung kapitalistischen Geistes und der Hemmungen in seiner Entwicklung. Es folgt nun, ehe das weitere Fortschreiten des Kapitalismus

geschildert wird, ein Überblick über die Kräfte und die Gefechtsbereitschaft der beiden Gegner, Handwerk und kapitalistische Unternehmung, in dem Augenblick, als sie sich zum entscheidenden Kampfe rüsten. Es ist das Ende der „frühkapitalistischen Epoche", in England die Mitte des 18., in Deutschland die Mitte des 19. Jahrhunderts. Noch dominiert um diese Zeit in Deutschland das Handwerk überall, der Kapitalismus steckt allerwärts in den ersten Anfängen, nur in der „Montanindustrie, der Textilindustrie, der Kleineisenindustrie und in einigen anderen Gewerben" (I 424) ist er in schüchternen Anfängen vorhanden. Auf dem Lande, wo die Bauern- und die Gutswirtschaft geschildert wird, ist von irgend welcher kapitalistischer Entwicklung noch gar nicht die Rede. Der wesentlichste Teil des Bedarfes wird im Rahmen der Eigenproduktion gedeckt (I. 433). Die Stadt ist, wie an der Entwicklung einer Reihe von Gewerben geschildert wird, der eigentliche Sitz der handwerksmäßigen Organisation. Diese Tatsachen werden ziffernmäßig in einem Kapitel „Die gesellschaftliche Struktur" zum Ausdruck gebracht.

Nachdem er den Leser mit der Stärke der Gegner bei Beginn des Kampfes vertraut gemacht hat, geht Sombart an die Darstellung des Kampfes selbst, und das Bild, das er hier für die Zukunft des Handwerks entrollt, ist ein sehr dunkles. Auf Grund des Materials, das ihm durch die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik zur Verfügung steht, schildert er unter Heranziehung umfassenden Tatsachenmaterials aus jenen Untersuchungen für alle Gebiete Deutschlands den Siegeszug des Kapitalismus, der ohne Ausnahme unaufhaltsam in alle Gewerbe eindringt, die Mehrzahl bereits völlig unterjocht hat und auch die übrigen, in denen sich das Handwerk bisher noch erhalten hat, in absehbarer Zeit unterjochen wird. Nirgends mehr bietet sich — nach Sombart — eine sichere Zufluchtsstätte für das Handwerk, überall ist der Kapitalismus auf dem Wege zur Herrschaft, „alle qualitativen Unterschiede sind nur Unterschiede in der Form, der sich der Kapitalismus bedient, alle sachlichen Unterschiede dagegen sind am letzten Ende nur quantitativ". Das gilt in gleicher Weise für die Stadt wie für das Land, für die Form des Werkstattbetriebes wie der Hausindustrie. Mit alleiniger Ausnahme der Schmiederei und Stellmacherei, die als Flickhandwerker für landwirtschaftliche Geräte ein günstigeres Prognostikon erhalten, betont Sombart ausdrücklich, daß auch das Schicksal des Handwerks auf dem Lande kein spezifisch anderes sei, als in den Städten; „alle unterschiedliche Gestaltung in Stadt und Land findet in nichts anderem ihre Erklärung, als in der Verschiedenheit des Stadiums eines und desselben Entwicklungsprozesses" (I. 585).

Es ist hier nicht der Ort, einen umfassenden Gegenbeweis gegen Sombarts Ausführungen zu versuchen, es ist auch ohne Durcharbeitung des gewaltigen Materials der Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik nicht möglich, im einzelnen festzustellen, wie weit Sombart bei der Auswahl des von ihm für seine Beweisführung herangezogenen Materials unparteiisch verfahren ist oder wie weit er die Aus-

führungen unberücksichtigt ließ, die nicht ganz in sein System hineinpaßten. Es mag ihm auch zugestanden werden, daß der Grundgedanke von einem gewaltigen Vordringen der kapitalistischen Unternehmung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unbestreitbar ist, daß ebenso unbestreitbar ein noch weiteres Vordringen stattfinden wird. In dem Maße aber und in dem Tempo, wie Sombart es in seiner Darstellung behauptet, ist dieses Vordringen, diese Verkapitalisierung der gesamten Volkswirtschaft nicht zu erwarten und nicht zu befürchten. Selbst in den Großstädten haben eine Anzahl von Gewerben dem „Siegeszug des Kapitalismus" standgehalten und ihren handwerksmäßigen Charakter bewahrt. Selbst in diesen wird man kaum den Beweis erbringen können, daß er in der Bäckerei, der Fleischerei, dem Barbiergewerbe, — und es ließen sich noch einige andere finden — die Hauptrolle spiele. Und noch viel mehr gilt das für das Land. Wer unsere märkischen Spree- oder Haveldörfer kennt, in denen der Bäcker nur 2—3 mal in der Woche bäckt, der einzige Schlächter vollständig in der Lage ist, ohne Hilfskräfte allen Bedarf zu befriedigen, wird kaum ernstlich behaupten können, daß hier die kapitalistische Unternehmung Wurzel gefaßt habe oder in absehbarer Zeit Wurzel fassen werde. Und das gleiche gilt hier neben der Schmiederei und Stellmacherei auch von der Schusterei, Schneiderei und anderen; wenn auch dieser oder jener in die benachbarte Stadt fahren mag, die Mehrzahl bleibt dem Dorfhandwerker treu. Noch nährt das Handwerk hier seinen Mann. Und was für die märkischen Dörfer gilt, die vielfach über viel bessere Verkehrsverbindungen verfügen als die vom Mittelpunkte entfernter liegenden Provinzen, das gilt in erhöhtem Maße für die Dörfer, die noch ferner von den Einflüssen der Großstädte geblieben sind. Hier wird der Kapitalismus in absehbarer Zeit kaum Wurzeln schlagen und hier das Handwerk in vielen Gewerben die Herrschaft behaupten.

„Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung" (II. Band) unterscheidet sich in ihrem Gesamtcharakter wesentlich von der Genesis des Kapitalismus. Während sich diese als ein festgeschlossenes Ganzes darstellt, durch das sich scharf und sicher gezeichnet die Darstellung des Kampfes zwischen Kapitalismus und Handwerk zieht, zeigt jene eine bunte, reizvolle Mannigfaltigkeit in der Schilderung, kann dabei nur nicht immer der Versuchung ganz widerstehen, von dem eigentlichen Thema, der Untersuchung: welche Ursachen mußten den Sieg der kapitalistischen Entwicklung herbeiführen? etwas abzuschweifen. Das Nachlesen der Kapitel: „Zur Geschichte des modernen Geschmacks" (Verfeinerung des Bedarfs) und „Zur Theorie der Mode" ist geradezu ein ästhetischer Genuß, jedoch eine strenge Kritik müßte ihnen vorwerfen, daß sie über den Rahmen der Aufgabe hinausgehen.

Doch das sind „Schönheitsfehler", die den eigentlichen inneren Wert des Werkes in keiner Weise verringern. Der Hauptinhalt der „Theorie der kapitalistischen Entwicklung" besteht in der Schilderung der Neugestaltung des Wirtschaftslebens unter dem Einfluß des „neuen Rechts" und der „neuen Technik"

und in dem Nachweis, wie der Kapitalismus in den neugestalteten Verhältnissen über die handwerksmäßige Organisation obsiegen mußte.

In der Landwirtschaft beginnt bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß des gewerblichen Kapitalismus in England das alte Bedarfsdeckungsprinzip dem Erwerbsprinzip, der kapitalistischen Unternehmung Platz zu machen, eine Entwicklung, deren eigentliche Hochblüte allerdings erst mit der Ausdehnung des gewerblichen Kapitalismus in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzt, „wie sich deutlich an der Preisgestaltung erkennen läßt". Immer mehr wird der Grund und Boden aus einem Bedarfsdeckungs- ein Rentenfonds, aus dem möglichst hohe Erträge herausgewirtschaftet werden sollen. Die „rationell-intensive Betriebsweise" tritt an die Stelle der alten Dreifelderwirtschaft, „infolge zunehmender Mehrproduktion bei steigenden Preisen steigen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Reinerträge von der Flächeneinheit und mit ihnen gehen Grundrenten und Bodenpreise naturgemäß ebenfalls in die Höhe" (II. 110). Unter dem Einfluß der veränderten Produktionsweise löst sich die alte patriarchalische Gutswirtschaft auf, an die Stelle des engen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Gesinde mit der Löhnung in Landanteilen und Dreschquote tritt mehr und mehr die bloße Geldlöhnung unter gleichzeitigem Fortfall bisheriger Nebeneinkünfte aus der Allmende, dem Grasholen zur Viehhaltung, der Zupachtung kleiner Ackerparzellen, des gewerblichen Nebenverdienstes. Diese Tatsachen sind natürlich bekannt, sie gewinnen aber unter dem Gesichtspunkt der kapitalistischen Entwicklung eine besondere Bedeutung. Sie sind die Grundursachen, die aus dem früheren ländlichen Kleineigentümer den wurzellosen Proletarier machen, ihn in die Städte treiben und die ländliche Überschußbevölkerung darstellen, die der gewerbliche Kapitalismus in seine Arme aufnimmt.

Der Kapitalismus wird also eine städtebildende Kraft. „Die Ziffern der Bevölkerungsstatistik lassen mit Deutlichkeit als eine allen Ländern mit kapitalistischer Produktion, aber auch nur dieser gemeinsame Erscheinung erkennen: eine im 19. Jahrhundert auftretende Tendenz zur Städtebildung, eine sich gleichzeitig durchsetzende Tendenz zur Großstadtbildung". Daraus ergibt sich für Sombart der Ausgangspunkt für eine „ökonomische Theorie" der Städtebildung, die er bei dem bisherigen Stande der Wissenschaft vollständig vermißt. Er faßt das Problem von zwei Seiten an, indem er den Kapitalismus als treibende Kraft und als objektive Bedingung der Städtebildung betrachtet. Nachdem er hervorgehoben, wie die mittelalterlichen Städte in der Hauptsache aus der „Urbanisierung des Landadels" und der „Finanzwirtschaft des modernen Fürstentums" entstanden, weist er nach, wie die Industriestädte erst einer viel späteren Periode, dem „Übergang aus dem Früh- in den Hochkapitalismus", angehören. Damit aber ist die kapitalistische Industrie noch nicht städtebildende Kraft geworden. Diese Eigenschaft gewinnt sie erst „von dem Augenblick an, da sie Menschenmassen an einer Stelle anzuhäufen vermag, die sie auch aus eigenen Mitteln zu unterhalten vermag". Die unter diesem Einfluß sich bildenden Städte

scheidet Sombart in origineller Weise in „industrielle Teilstädte", d. h. solche, in denen „der in ihnen gewonnene Unternehmerprofit nicht zum Verzehr gelangt" (Beispiel Königshütte in Oberschlesien) und „industrielle Vollstädte", in denen der an Ort und Stelle zur Verausgabung gelangende Unternehmerprofit den Anreiz zur Entstehung eines neuen Stadtringes bildet und denen dadurch die Tendenz innewohnt, sich zu Großstädten auszuwachsen (II. 217). Neben diesen beiden Städtegruppen unterscheidet Sombart als wichtigste Varietäten die „Handels- und Verkehrsstadt", die „Großstadt" und die „reine Konsumtionsstadt mit der passivsten Unterhaltsbilanz" (Potsdam, Wiesbaden) und faßt das Ergebnis seiner Theorie der Städtebildung schließlich dahin zusammen: „Es gibt so viele ökonomisch verschiedene Städtetypen als es Arten gibt, das zum Unterhalt der städtischen Bevölkerung notwendige Überschußprodukt des Landes heranzuziehen; somit so viele moderne Städtetypen, als der modernen Wirtschaftsverfassung eigentümliche Arten solcher Heranziehung bestehen." An dieses Ergebnis schließen sich lesenswerte Betrachtungen über „die Existenzbedingungen der Städte" und das Wachstum der städtischen Grundrente, deren näheres Eingehen der zur Verfügung stehende Raum verbietet.

Veränderungen in der Bevölkerungsverteilung, wie sie der Zug in die Stadt und die Entstehung der Großstädte mit sich bringen, führen zu Verschiebungen in der Gestaltung des Konsums, die namentlich auf das Handwerk auf dem Lande und in den kleinen Städten von Einfluß sein müssen. Sombart unterscheidet zwischen „quantitativen" und „qualitativen" Veränderungen. Unter den zuerst erwähnten erscheint ihm die „Ausweitung des Konsums" d. h. „die absolute Steigerung der Nachfrage nach Gütern" und die „Verdichtung des Konsums", d. h. „die Tatsache, daß die Entfernung, in der die einzelnen Bedarfsfälle einer vor dem anderen auftreten, immer geringer wird," als die erheblichen. In die qualitativen Veränderungen fallen die bereits erwähnten Kapitel über die Verfeinerung des Bedarfs und seiner Mobilisierung.

Der Umgestaltung des Konsums entspricht eine einschneidende Neugestaltung in der „Organisation des Warenumsatzes und -absatzes". In allen Ländern fortschreitender Kultur tritt eine Vermehruug der Händlerschaft ein, der Anteil der Handeltreibenden an der Gesamtbevölkerung steigert sich erheblich (Breslau 1846 = 3,1 %, 1895 = 6 %). Während der Wanderhandel allgemein zurückgeht, wird der „alte handwerksmäßige Detailhandel" völlig aus dem Sattel geworfen, an seine Stelle tritt der rastlos unruhige „kapitalistische Detailhandel" mit seinen Begleiterscheinungen einer ausgedehnten Reklame, weitgehender Geschäftskulanz durch Zusendung der Waren, ratenweise Zahlungen und anderes mehr. Es bilden sich in diesem kapitalistischen Detailhandel die unglaublich vielen Spielarten der Differenzierung, Spezialisierung, Kombinierung, Konzentrierung usw., dazu treten seine Hilfsorgane in Gestalt der Fachpresse, der Handelsreisenden, Zwischenhandelsorganisationen, daneben bilden sich Assoziationen der Produzenten und der Konsumenten mit dem Ziele, den Detailhandel vollständig auszuschalten,

kurzum es entsteht ein solches Chaos neuer Formen, eine solche Umwälzung aller Absatzverhältnisse, daß das alte Handwerk völlig neuen Anforderungen einer anspruchsvollen Kundschaft gegenübersteht.

In der Befriedigung dieser Kundschaft erwächst ihm ein Rivale in der kapitalistischen Unternehmung, mit der es einen Kampf auf Leben und Tod eingehen muß. Aus der „Genesis des Kapitalismus" wissen wir, daß dieser Kampf mit dem Unterliegen des Handwerks endete; warum es geschah, schildert Sombart im dritten Buch des zweiten Bandes, der „Theorie der gewerblichen Konkurrenz".

Die kapitalistische Unternehmung ist der handwerksmäßigen nach Sombarts Darstellung in jeder Beziehung überlegen. In der „Art der Darbietung" ist sie in der Lage, rascher zu liefern, sich schneller dem Bedarf und Geschmack des Publikums anzupassen, eine „verfeinerte, elegantere, kulantere Art der Darbietung" herauszubringen als das gröbere Handwerk. Ebenso verhält es sich mit dem dargebotenen Produkt. Infolge der größeren Kapitalkraft ist die kapitalistische Unternehmung in der Lage, die bestausgebildeten Kräfte in ihren Dienst zu stellen und das Handwerk auch hier weit aus dem Felde zu schlagen. Zu der Überlegenheit in der Art der Darbietung und in der Güte des Dargebotenen tritt die Überlegenheit im Preiskampf. Die kapitalistische Unternehmung liefert billiger als das Handwerk einmal weil sie überhaupt wohlfeiler produziert, ferner weil sie frühere Stoffe und Formen durch andere minderwertigere (Surrogate), aber ihren Zweck erfüllende ersetzen kann. Viel wichtiger aber ist ihre Überlegenheit im Kampfe um die Arbeitskraft. Aus dem „ehemals landwirtschaftlichen Arbeiter" und den „selbständig Erwerb suchenden Weibern" schafft sie sich Arbeitskräfte, die bereit sind, zu einem Lohn zu arbeiten, mit dem der selbständige Handwerker, mag er noch so bedürfnislos sein, nicht konkurrieren kann. Hierzu kommt die Fähigkeit der kapitalistischen Unternehmung, ihren Standort dorthin zu verlegen, wo die billigsten Arbeitskräfte sich befinden, ja ganz auf einen eigenen Standort für ihre Produktionsstätte zu verzichten und den Produktionsprozeß in die Werkstätte oder die Wohnung des Arbeiters zu verlegen. „Es ist bekannt, daß dieses der Fall ist bei der hausindustriellen Organisation." Hier kann der Unternehmer nicht nur vollauf die allerbilligsten Arbeitskräfte beschäftigen, er wälzt auch „die Grundrente, die Ausgaben für Baulichkeiten, Maschinen und Geräte, Beleuchtung, Beheizung usw. auf die Arbeiter ab", alles Gründe, die dartun, daß an einen Wettbewerb in der Preisgestaltung zwischen kapitalistischer Unternehmung und Handwerk nicht zu denken ist. Erwägt man ferner, wie jene noch weiter dem Handwerk durch intensivere Ausnutzung der Produktionszeit und der Produktionsmittel mit Hilfe einer weitgehenden Arbeitsteilung überlegen ist, wie ihr alle Fortschritte der Technik und der Wissenschaft zur Verfügung stehen, wie sie in der Lage ist, die Maschinenkraft in höchstem Maße auszunutzen, so wird man zu dem Schlußergebnis kommen, „daß auch in der Preisgestaltung das Handwerk kaum an einer Stelle seinen Konkurrenten überlegen ist". Angesichts dieser Überlegenheit glaubt Sombart nun nur noch eine Frage beantworten zu müssen,

nämlich „wie es zu erklären ist, daß trotz dieser offenbaren Überlegenheit der kapitalistischen Produktionsweise doch noch immer so viel Handwerk standgehalten hat, wie es tatsächlich der Fall ist".

Die Erklärung dieser Tatsache sieht er in einer Reihe von „Hemmungen", die die Entfaltung der kapitalistischen Entwicklung aufgehalten und dem Handwerk ein blutloses Weitervegetieren ermöglicht haben. Es handelt sich hier natürlich nur um das Handwerk in Großstädten, wo die Bedingungen für eine konzentrierte Intensität der kapitalistischen Produktion gegeben sind. Die „Hemmungen", die hier den Untergang des Handwerks aufhalten, liegen einmal auf Seiten der Nachfrage, ferner auf Seiten des Angebots. „Die Unempfindlichkeit des Publikums gegenüber seinen minderwertigen Leistungen, die Scheu für bessere Ware etwas teurer zu bezahlen, sichern dem Handwerk seinen Bestand auf jener Seite". Auf Seiten des Angebots ist es, nachdem die Handwerkergenossenschaften als nutzlos abgelehnt worden sind, der „Verkrüppelungsprozeß des Handwerks", der dieses seine allerdings nur Schein-Existenz weiterfristen läßt. Sombart versteht unter dem Verkrüppelungsprozeß einmal den „Verkauf unter den Produktionskosten", der früher oder später zum Ruin des Produzenten führen muß, sobald dieser auf den Erwerb aus seiner Produktionstätigkeit angewiesen ist, ferner die „Herabminderung der Produktionskosten" in Form einer „Produktionsfaktorenverbilligung", wie sie in der Verlegung der Produktionsstätte aus der Stadt aufs Land zu finden ist, endlich die Ersparung an den sachlichen Produktionsfaktoren durch deren Verkümmeruug und die Herabsetzung der persönlichen Lebensansprüche des Meisters und seiner Familie. Alle diese Faktoren allein aber würden noch nicht genügen, die erforderliche Verbilligung der Produktion zu bewerkstelligen, wenn nicht dem Handwerker an einer Stelle ein noch billigeres Arbeitsmaterial als selbst der kapitalistischen Unternehmung zu Gebote stehen würde, „dort nämlich, wo es sich um lernbeflissene, jugendliche Elemente handelt, die aus alter Gewohnheit mit dem Namen Lehrlinge bezeichnet werden". Sombart weist nach, wie die Lehrlingshaltung im Handwerk nichts weiter als eine planmäßige Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte darstelle, auf der sich die Existenzfähigkeit des Handwerks zum wesentlichen Teil aufbaue und er kommt schließlich zu folgendem Resultat: „Das heutige Handwerk, soweit es nicht gehilfenloses Scheinhandwerk ist, fristet sein Dasein weiter, solange ihm die Gesetzgebung die Ausbeutung unreifer Arbeitskräfte in weiterem Umfange als der kapitalistischen Industrie gestattet und so lange die Gesellschaft nicht Sorge dafür trägt, daß das heutige System der Lehrlingsausbeutung, das den völligen Bankerott des gewerblichen Unterrichts bedeutet, einer den Zeitumständen besser angepaßten Form der Lehre Platz macht."

Damit sind wir am Ende auch der „Theorie der kapitalistischen Entwicklung" angelangt. Was aber bei aller Anerkennung der Bedeutung des Werkes am Schlusse der „Genesis des Kapitalismus" und an anderen Stellen wiederholt hervorgehoben werden mußte, das muß auch jetzt wieder betont werden, daß

Sombart bei allem Glanz in der Darstellung nicht über das Empfinden hinwegtäuschen kann, daß er die Lage des Handwerks gegenüber dem Siegeszug des Kapitalismus ungünstiger dargestellt hat, als sie der Wirklichkeit entspricht, und daß schließlich die Ergebnisse, zu denen er kommt, mit den Tatsachen, wie sie im Wirtschaftsleben vorliegen, nicht völlig in Einklang zu bringen sind. Er empfindet dies selbst, indem er am Ende der Schilderung der Überlegenheit des Kapitalismus mit einiger Verwunderung feststellt, daß selbst da, wo die Bedingungen für die kapitalistische Unternehmung am günstigsten liegen, das Handwerk sich noch immer eine gewisse Lebensfähigkeit bewahrt hat. Aus dem Empfinden, hierfür eine Erklärung haben zu müssen, ist sein letztes Kapitel über die „Hemmungen" entstanden. Die Zweifel, die die Gesamtdarstellung hervorgerufen hat, vermag es nicht zu beseitigen. Den mannigfachen Einwänden Ausdruck zu geben, zu denen es herausfordert, ist hier nicht der Raum, hervorgehoben werden mag nur, daß die bloße Tatsache seines Vorhandenseins, die Notwendigkeit einer Rechtfertigung des Fortlebens handwerksmäßiger Organisation innerhalb der Wirkungssphäre kapitalistischer Unternehmung ein Beweis dafür ist, daß bei aller unleugbar vorhandenen Überlegenheit der kapitalistischen Unternehmung es noch Zufluchtsorte für das Handwerk gibt, wo jene es bisher nicht hat vertreiben können und wo es auch in absehbarer Zukunft lebensfähig bleiben wird.

Aus neuen Büchern.

„Bei aller Gleichartigkeit der Bildungsmittel und Ziele, die ja mit der geschichtlichen Einheit der abendländischen Kultur gegeben ist, tritt doch eine bemerkenswerte Verschiedenheit in der Akzentuierung hervor. Fällt in Deutschland der Hauptakzent auf die wissenschaftliche Ausbildung, so liegt er in Frankreich auf der literarisch-rhetorischen, in England auf der Ausbildung der Willensseite. Die Bildungsideale zeigen ausgeprägt nationalen Zuschnitt. Das englische Bildungsideal — so kann man mit der für die Verdeutlichung erlaubten Einseitigkeit sagen — ist dargestellt in dem selbständigen, kraftvollen, entschlossenen Mann, der durch Selbstbeherrschung und disziplinierte Willensenergie zur Führung im Kreise der Genossen, zur Beherrschung der Erde sich tüchtig gemacht hat und berufen fühlt. Das französische Ideal ist der vollkommene Redner oder Schriftsteller, der durch lebendige, klare, formvollendete Darlegung seiner Ideen und Gedanken die Hörer oder Leser fesselt und mit sich fortreißt. Das deutsche Bildungsideal ist der selbständige Denker und Forscher, der, unbekümmert um die Welt und ihr Urteil, allein in die Sache vertieft, der Wahrheit nachgräbt, ohne erst zu fragen, wozu sie nützt oder gut ist."

Aus: Friedrich Paulsen: Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

19. August 1904.

Von den japanischen Feldherren hat bisher der General Kuroki den größten Ruhm errungen. Jeder seiner Maßnahmen ist der Erfolg zur Seite gewesen, und wenn auch die Oberleitung in den Händen des Feldmarschalls Oyama ruhen soll, fällt doch Erfolg und Verantwortung für das, was bisher geschehen ist, Kuroki zu. Es scheint jetzt in der Tat festzustehen, daß wir in ihm einen Mischling weißer und gelber Rasse haben: der Vater ein Pole, die Mutter eine Japanerin. In ihm hatte sich mit dem neuen Haß Japans gegen Rußland der alte Haß der Polen verbunden. Jedenfalls ist es ein Mann von mehr als gewöhnlichen Gaben, auch läßt sich annehmen, daß er die Ziele dieses mit so ungeheueren Opfern verbundenen Krieges genau kennt. Nun ist kürzlich dem General Mischtschenko der Brief eines in Japan gefangenen russischen Offiziers, des Fürsten Swjätopolk Mirski, zugegangen, in welchem Mirski von einem Gespräch berichtet, das er mit Kuroki hatte. „Die Russen, — sagte der General — irren, wenn sie glauben, daß wir beabsichtigen, weiter vorzudringen. Wir werden Port Arthur und Jnkou nehmen und befestigen, dort mögen sie uns dann aufsuchen. Wenn 100000 Russen gefallen sind, damit Plevna genommen werde, so werden diese beiden Punkte fünfmal soviel kosten."

Wenn nun mit Sicherheit angenommen werden muß, daß diese Äußerung darauf berechnet war, ins russische Hauptquartier getragen zu werden, so braucht daraus noch nicht der Schluß gezogen zu werden, daß der General die Absicht hatte, zu täuschen. Vielmehr führt eine ruhige Erwägung zum Schluß, daß die japanische Politik weitere Ziele nicht verfolgen kann, weil in dem Besitz von Port Arthur und Niutschwang bereits ein Maximum des Erreichbaren genannt ist.

Japan hat sowohl die Integrität von China wie von Korea vor Beginn des Krieges öffentlich garantiert, und es kann daher den Eroberer weder auf Kosten des einen noch des andern Staates spielen. Wenn das Pachtgebiet Rußlands in Liautung davon ausgenommen wird, ließe sich das rechtfertigen. Mit Niutschwang aber würde es bereits anders stehen, wenn auch nicht wahrscheinlich ist, daß China oder eine beliebige andere Macht dagegen protestieren

würde, wenn Japan auch hier ein Pachtverhältnis begründen oder China ihm „freiwillig“ dieses Gebiet abtreten sollte. Auch findet das Vordringen der Japaner durchaus in dem Bestreben seine Erklärung, den Russen den Entsatz beider Orte unmöglich zu machen. Was aber der Besitz von Port Arthur für Japan bedeutet, mag eine Ausführung des Temps vom 4. Juni dieses Jahres zeigen, in der von militärischer Seite die Bedeutung erwogen wird, welche der Verlust von Port Arthur für Rußland haben würde. Daß 50000 Mann in Port Arthur kapitulieren werden, sei zwar an sich noch nicht so schlimm. Auch sei es nicht beispiellos, „die Kapitulationen von Metz und Sedan sind schlimmer und schwerer für unser Ehrgefühl zu tragen gewesen, unvergeßlicher für unsere Geschichte, und doch, das Frankreich von 1870 fand fast sogleich neue Soldaten, es brauchte nur auf seinen revolutionären Boden zu stampfen, und er schuf neue Krieger. Rußland aber mußte seine Truppen auf der Achse durch den endlosen sibirischen Strang fahren. Die Erfahrung der gegenwärtigen Konzentration hat gezeigt, daß volle zwei Monate notwendig sind, um 50000 Mann in die Mandschurei zu schaffen. Aber das ist noch nichts, man muß auch die Frage aufwerfen, was aus der strategischen Position wird, wenn die Japaner einmal in Port Arthur festsitzen und eine neue Belagerung erforderlich wäre, sie zu vertreiben. Das Material und alles, was für eine Belagerung notwendig ist herbeizuschaffen, wenn man das Meer nicht zum Helfer hat, übersteigt menschliche Kräfte. Dergleichen vollbringt man, wenn es sich um das Äußerste handelt, wenn nicht bloß die Ehre, sondern das Leben des Vaterlandes auf dem Spiele steht, nicht aber, wenn die Frage: wozu das alles? sich jedem aufdrängt und der Zweifel am Nutzen der Anstrengung dahin führt, daß man den Krieg nicht durchaus zu Ende führt.

„Schon das gibt eine finstere Perspektive; aber es gibt noch dunklere Punkte. Der Fall von Port Arthur muß in dieser oder in jener Form den Ruin der russischen Flotte und den Übergang Japans zur Beherrschung des Meeres nach sich ziehen. Die Japaner werden auf dem Lande unfaßbar werden, da sie überall Truppen ans Land werfen und wieder einschiffen könnten. Aus dem Kriege müßte ein Versteckspielen werden, in welchem der russische Bär zum Spott des japanischen „Affen“ werden würde. Von einer großen Offensive, dem Vorstoß großer Massen wäre keine Rede mehr, und die Kampagne von 1904 hätte bereits die Entscheidung im fernen Osten gebracht. Das wissen die Russen auch, und deshalb setzen sie ihre Hoffnung auf die baltische Flotte — wenn es dieser je gelingen sollte, sich mit der Flotte von Port Arthur zu vereinigen. Daher bereiten sie sorgsam ihre Konzentration in Liaojang, um nach den Sommerregen einzugreifen, mit allen Kräften und in numerischer Überlegenheit. Gewiß ist Kuropatkin während dieser langsamen Vorbereitung von den Irrtümern freigeblieben, die Bazaine veranlaßten, nach Metz (alias Port Arthur) zurückzugehen und die Mac Mahon zwangen, den verhängnisvollen Marsch nach Sedan anzutreten. Mag ihm auch die Sorge erspart bleiben, die man in der Loirearmee

und im belagerten Paris empfand. Man erzählt uns bereits von einer Kolonne von 30000 Mann, die in Liaojang mobilisiert wurde, um nach Port Arthur zu marschieren (das war das Korps Stackelbergs), dann aber nach der Einnahme von Kintschou (das ist heute in Händen der Japaner) auf Befehl Kuropatkins angehalten wurde. Es heißt, Admiral Alexejew will diese Expedition unter allen Umständen wieder aufnehmen, und darüber sei es zu ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Oberkommandierenden gekommen."

Seit der Temps diese pessimistischen Betrachtungen schrieb, sind über zwei Monate hingegangen, die russischen Truppen sind aus einer Position nach der andern verdrängt worden, und der Entsatz Port Arthurs von der Landseite her kann bereits als nicht mehr durchführbar bezeichnet werden. Die Frage bleibt, ob die bedrängte Festung sich bis zur Ankunft der russisch-baltischen Flotte wird behaupten können? Bisher ist noch jeder Sturm der Japaner von dem tapferen General Stössel abgeschlagen worden, und bei dem letzten Ansturm sollen die Japaner gar 15000 Mann an Toten verloren haben, die Russen 5—6000. Bei der ungeheueren Zähigkeit, mit der die Japaner an ihren Entschlüssen festhalten, und bei ihrer erstaunlichen Bereitwilligkeit, auch die größten Opfer an Menschenleben als geboten und durch das erstrebte Ziel gerechtfertigt hinzunehmen, ist aber sehr wohl möglich, daß aus Port Arthur ein zweites Sebastopol wird, wobei die Aussicht, daß die einmal verlorene Festung wieder russisch werden könnte, außerordentlich gering ist. Unter diesen Umständen leuchtet ein, wie wichtig ein rechtzeitiges Eingreifen der baltischen Flotte werden könnte. Auch hat ein Teil des baltischen Geschwaders bereits den Sund passiert und, wie es heißt, soll bald das Gros des Geschwaders folgen. Wer die Bedeutung von Hauptsachen und unwesentlichen Nebendingen scharf im Auge zu halten gewohnt ist, wird bei der ungeheuren Wichtigkeit, welche dem Eingreifen der baltischen Flotte zugeschrieben werden muß, in der Tat nicht begreifen, wie die russische Admiralität den Kreuzern der sogenannten Freiwilligen Flotte die Rolle im roten Meer vorschreiben konnte, die sie tatsächlich gespielt haben. Die Beschlagnahme der „Malacca" und die Festnahme der Post des „Prinzen Heinrich" waren nicht nur deshalb erstaunliche Fehlgriffe, weil diese Maßnahmen sich nicht aufrechterhalten ließen, sondern vornehmlich weil sie unnötiger Weise und mindestens zu früh für das russische Interesse die Dardanellenfrage zur Verhandlung stellten, vor allem aber, weil sie das schlummernde Mißtrauen der anderen Seemächte, namentlich aber Englands und Amerikas erregten. Das englische Kabinett hatte seine Neutralität im eigensten Interesse möglichst korrekt zu behaupten gesucht und wäre gewiß geneigt gewesen, wenn die Freiwilligen Kreuzer sich darauf beschränkt hätten, die baltische Flotte im rechten Augenblick durch Anschluß an dieselbe zu verstärken, erst nachträglich zu bemerken, daß diese Fahrzeuge per nefas die Meerengen passiert hätten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre auch geduldet worden, daß dem „Petersburg" und „Smolensk" andere

„Freiwillige" folgten. Seit durch das Ungeschick und die zu große Schneidigkeit dieser beiden quasi-Kreuzer die öffentliche Meinung gleichsam mobilisiert worden ist, wird es dem ohne sie arg gefährdeten Ministerium Balfour nicht möglich sein, gewisse Tatsachen zu übersehen. Das Vorgehen des Wladiwostok-Geschwaders, das es mit den Vorschriften, die das Versenken eines Dampfers gestatten, der Kriegskontrebande trägt, sehr leicht nimmt (conf. Knight Commander und Thea), hat die Situation noch weiter geschärft und unter allen Umständen nicht dazu beigetragen, dem baltischen Geschwader die Erfüllung seiner Aufgaben zu erleichtern. Jetzt will zudem das Gerücht wissen, daß Japan unter amerikanischer Vermittlung im Begriff sei, den Rest der chilenischen Kriegsflotte aufzukaufen, was, wenn es Tatsache werden sollte, die Lage Rußlands weiter erschweren müßte.

Daß sich in diesen schweren Zeiten Russen finden konnten, die den Mann ermordeten, dem ihr Landesherr das größte Vertrauen schenkte, und der — was immer sonst ihm zur Last gelegt werden mag, jedenfalls ein russischer Patriot war —, ist vielleicht der stärkste Beweis dafür, wie sehr blinde Leidenschaft alles gesunde Urteil zu töten vermag. Herr von Plehwe war hart und rücksichtslos in Verfolgung seiner Aufgabe, aber gewiß braucht Rußland bei den ungeheuren Aufgaben, welche der Krieg stellt, eine starke Hand, die das ganze zusammenhält. So wenig wir die praktischen Maßnahmen seiner Politik billigen können, bestreiten läßt sich nicht, daß er recht hatte, wenn er bemüht war, die immer weiter dringende revolutionäre Propaganda niederzuhalten. Hatte sie doch die Agitation in der Armee zu einer ihrer wesentlichsten Aufgaben gemacht. Es ist seit wenigen Monaten der dritte politische Mord, und die Sorge steigt auf, ob Rußland nicht vor einer neuen Ära nihilistischer Gewalttaten steht.

Da wir diese Zeilen niederschreiben, ist Plehwes Stellung noch nicht wieder besetzt. Man nennt als Nachfolger den bisherigen Justizminister Graf Murawjew, einen Nachkommen jenes Murawjew Amurski, dem Rußland die Erwerbung des Amurgebietes zu danken hat. Dieser Zweig der Familie gilt als „westeuropäisch" gesinnt, und der Minister selbst erfreut sich in Rußland des allerbesten Rufes. Er ist durch seine Tätigkeit auf dem Haager Kongreß auch in Europa bekannt und neuerdings durch seine Sendung nach Paris und London in den Vordergrund gerückt worden. Anderseits nennt man den Ministerpräsidenten Herrn von Witte, über dessen hervorragende Gaben ja nur ein Urteil ist, von dem aber die liberalen Elemente des Reichs ein Entgegenkommen erwarten. Die Presse agitiert für eine einheitlichere Organisation des russischen Ministeriums, aus dem man gern nach englischem oder französischem Vorbilde ein Kabinett machen möchte. Aber wir sehen nicht, wie sich das mit der heute noch geltenden russischen Staatsordnung vereinigen ließe. Es wird schließlich alles eine Personenfrage sein, bei welcher die Kombination suaviter in modo und fortiter in re, d. h. die Eisenfaust im Sammethandschuh, wohl die meiste Aussicht hat, dauernde Erfolge zu erzielen.

So sehr der russisch-japanische Krieg und die inneren russischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, läßt sich doch nicht übersehen, daß parallel damit Ereignisse von außerordentlicher Tragweite sich vollzogen haben. Wir denken dabei zunächst an die Unterzeichnung des neuen langfristigen deutsch-russischen Handelsvertrages, der nach Zugeständnissen, die beide Teile einander gemacht haben, deren Detail sich aber noch der Öffentlichkeit entzieht und entziehen muß, weil die noch ausstehenden Abschlüsse mit anderen Mächten naturgemäß durch den Vertrag beeinflußt werden, die handelspolitischen Beziehungen beider Mächte in ruhige und sichere Bahnen lenken wird. Es läßt sich aber schon jetzt vorhersehen, daß nach dem Kriege in Rußland ein starker wirtschaftlicher Aufschwung erfolgen wird. Schon die wenig beachtete Tatsache, daß dieser Krieg Sibirien wirtschaftlich erschließt und die Kolonisation ungeheurer neu erschlossener Landstrecken mächtig fördert, muß dahin führen. Nebenher aber wird es sich darum handeln, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat, und daran werden Industrie und Landwirtschaft vornehmlich ihre Kraft, und zwar mit Hilfe des Auslandes, wenden müssen. Das liegt in der Natur der Dinge, ganz wie es als selbstverständlich sich ergeben wird, daß Deutschland, als der zumeist an der Sanierung Rußlands interessierte Staat, auch zumeist dabei behilflich sein wird. Wir meinen auch, daß dieser Krieg auf lange hinaus in Rußland die Überzeugung festlegen wird, daß es ein Aberglaube der Slavophilen und Panslavisten war, wenn sie befürchteten, daß Deutschland jede ernste Verlegenheit Rußlands nützen werde, um ihm in den Rücken zu fallen und sich auf seine Kosten zu vergrößern. Sie hätten schon lange an der Geschichte der letzten hundert Jahre sich eines besseren belehren können, aber der jetzige Krieg wird wohl auch den blödesten die Augen öffnen.

In England hat, wie wir schon hervorhoben, der Krieg die Volksleidenschaften mächtig erregt, und die jüngsten Marinedebatten haben wiederum gezeigt, daß auch die Regierung an dem Programm festhält, der englischen Marine die Übermacht über jede mögliche Kombination von zwei Mächten zu sichern. Neu ist daran nur, daß dabei jetzt mit der Kombination Deutschland-Vereinigte Staaten argumentiert wird, obgleich wohl jeder Engländer sich sagen muß, daß gerade ein Zusammenwirken dieser beiden Mächte zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehört. Eher schon könnten einmal Japan und die Vereinigten Staaten durch gemeinsame Interessen zusammengeführt werden, so weit auch diese Möglichkeit heute abzuliegen scheint. Dagegen sind die auf eine Neuorganisation der englischen Armee zielenden Pläne Kitcheners sowohl, wie die weit bescheideneren Forsters wohl endgültig gescheitert, oder wie man dieses Mal mit Fug und Recht sagen kann: ins Wasser gefallen. Das englische Volk will offenbar von keiner Kombination wissen, die auch nur entfernt an die allgemeine Wehrpflicht der Kontinentalstaaten erinnert. Darin sind schließlich alle Parteien eines Sinnes. Um so geringer ist die Eintracht in allen anderen Fragen. Das Ministerium Balfour ist ununterbrochen genötigt, Mißtrauensvoten abzuwehren und nach

wie vor gezwungen, seine Stellung zum fiskalischen Programm Chamberlains in ein absichtliches Dunkel zu hüllen. Wenn trotzdem das Ministerium Balfour sich behauptet, so erklärt sich das aus dem gesunden politischen Sinn der Engländer, der in kritischen Zeiten, wie es die jetzigen sind, keinen Systemwechsel dulden will. Einen glänzenden Erfolg haben die Engländer dadurch errungen, daß Oberst Younghusband mit seiner ursprünglich nur diplomatischen Mission und mit der ihm nach Gyangtse nachgerückten Abteilung Macdonalds jetzt wirklich L'Hassa erreicht hat. Die schließliche Unterwerfung des Dalai Lama unter das englische Protektorat kann nunmehr als gesichert gelten, wenn auch wahrscheinlich ist, daß England die mildesten Formen wählen wird, um seine Schutzherrschaft zum Ausdruck zu bringen. In der Feststellung solcher Verträge sind die Engländer von jeher Meister gewesen. Ganz außerordentlich wird aber die Wirkung dieses Erfolges in der gesamten buddhistischen Welt, d. h. tief bis nach China hinein sein, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß England sein steigendes Prestige und das entsprechend sinkende Ansehen Rußlands nützen wird, um sich auch in Seistan seine „Glacis" zu sichern. Dagegen ist ein Versuch, zwei neue maritime Stützpunkte im persischen Golf zu gewinnen, an dem auffallend entschiedenen Widerspruch Persiens gescheitert. Auf wie lange, ist freilich eine andere Frage.

Frankreich ist nun wirklich durch die Politik des Ministerpräsidenten Combes zum tatsächlichen Bruch mit dem Vatikan getrieben worden. Der französische Chargé d'affaires De Courcel hat Rom verlassen, und Monsignore Lorenzelli, der päpstliche Nuntius in Paris, ist unterwegs nach Florenz. Die von französischer und päpstlicher Seite veröffentlichte Korrespondenz zwischen Kurie und französischer Republik läßt keinen Zweifel darüber, daß die letztere den Bruch erzwungen hat. Das mag vom Standpunkt des Herrn Combes sehr tapfer und sehr konsequent gehandelt sein, ist aber unfranzösische Politik und muß seine Nachwirkung in der Protektoratsfrage finden. Auch wird bereits von den Blättern, die der französischen Regierung nahestehen, diese Frage sehr kühl und als eine im Grunde gleichgültige abgetan. Die marokkanischen Dinge nehmen die Wendung, die wir vorhersahen. Von einer „friedlichen Durchdringung", die Marokko an Frankreich fesselt und es ihm schließlich zu eigen macht, kann wohl keine Rede sein. Es wird entweder einen Bürgerkrieg oder einen französisch-marokkanischen Krieg geben, wahrscheinlich aber beides. Jede dieser Eventualitäten aber dürfte für Frankreich sehr unbequem und auch nicht ganz ungefährlich sein. Noch ist die Verständigung mit Spanien nicht zustande gekommen, und andere Probleme könnten sich mit diesem verbinden.

Höchst unangenehm gestalten sich die Verhältnisse in der Türkei. Zu der mühsam niedergehaltenen Dardanellenfrage sind Unruhen in Armenien und ein Wiederaufflammen der Unruhen in Makedonien gekommen. Auch die Beziehungen zwischen Bulgarien und der Pforte sind keineswegs, wie sie sein sollten. Über den Erfolg der Reformarbeiten lauten die Nachrichten höchst widerspruchsvoll.

Optimistisch sind die englischen, höchst pessimistisch gehalten die der russischen Presse. Auch was aus Arabien herüber klingt, lautet wenig erfreulich, endlich ist der alte Streit zwischen dem bulgarischen Exarchen und dem ökumenischen Patriarchen wieder so bitter wie nur irgend möglich. Das Gesamtbild, das sich daraus ergibt, kann gewiß nicht als erfreulich bezeichnet werden. Es ist aber ein politisches Gesetz, daß in Tagen einer großen Krisis alle Probleme in Beziehung zum Hauptproblem treten, und gerade das beunruhigt uns am meisten.

Waldeinsamkeit.

Das ist ein wundersames Schweigen
Um mich im hohen Bergeswald;
Kein Laut kann aus der Tiefe steigen,
Der bis in diese Stille hallt.

Selbst der Bernina ewig Rauschen
Verliert sich nicht so hoch und weit;
Komm, laß mich sel'ge Grüße tauschen
Mit dir, du holde Einsamkeit.

Ach, wenn das laute Weltgetriebe
Mich gar zu lärmend oft umtönt,
Wie hab' ich dann nach dir, du Liebe,
So recht von Herzen mich gesehnt.

Schon fühl' ich's, wie du leis und linde
Dich um die heiße Schläfe legst
Und auf dem sanften Morgenwinde
Gedanken mir von dannen trägst,

Die mich sonst ängstigen und quälen
Am hellen Tag, im Traum der Nacht,
Die mir so manche Freude stehlen,
Die andre froh und glücklich macht.

Komm, flüstere mir in die Ohren,
Was sich der Arvenwald erzählt,
Der sich hier oben, weltverloren,
Dem harten Boden hat vermählt.

Und was das Gras der Alpenrose
So heimlich eben zugeschwätzt,
Der Falter denkt, der ruhelose,
Der sich auf meine Hand gesetzt.

Doch still, mir ist, als fühlt' ich leise
Den Pulsschlag deines Herzens gehn,
Als könnte ich die fromme Weise,
Die deiner Brust entquillt, verstehn;

Als blickten deine Augensterne
Aus jedem Blumenkelch heraus,
Als breitetest du liebend gerne
Die zarten Arme nach mir aus.

O holde, nimm mich hin zu eigen,
Erschließ dein ganz Geheimnis mir
Und laß mich mit dir ruhn und schweigen
Und blühn und rauschen für und für.

Herbert Wildenstein.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Mallow.

17. August 1904.

Ende Juli ist in den Handelsvertragsverhandlungen mit fremden Staaten ein wichtiger Schritt vorwärts getan worden; der Handelsvertrag mit Rußland ist unterzeichnet. Sein Inhalt wird noch streng geheim gehalten, um die noch schwebenden Verhandlungen mit andern Staaten nicht ungünstig zu beeinflussen. Aus dem Zusammenhang der Dinge ist nur das eine mit Bestimmtheit zu entnehmen, daß der Vertrag auf der Grundlage der im neuen Zolltarifgesetz festgelegten Minimalzölle für Getreide abgeschlossen ist. Wenn in dieser Frage nur die sachlichen Notwendigkeiten zur Sprache gekommen wären, so würde die bloße Tatsache dieses Vertragsabschlusses ohne Kenntnis des Inhalts wohl kaum besondere Genugtuung und gewiß gar keine Überraschung hervorrufen. Denn für jeden, der sich nicht in eine volkswirtschaftliche Theorie verbissen oder für bestimmte Sonderinteressen festgelegt hat, stand es bei unbefangener Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands längst fest, daß unsere östlichen Nachbarn ein ebenso dringendes, wenn nicht sogar ein noch größeres Interesse an dem Zustandekommen des Vertrages hatten als wir. Aber die Einigung wurde dadurch erschwert, daß die russische Regierung in ihrem Bestreben, von der deutschen Regierung möglichst viel und jedenfalls mehr, als ihr geboten werden konnte, herauszuschlagen, eine starke Unterstützung fand bei einem großen Bruchteil der deutschen Presse selbst. Die Gegner unseres neuen Zolltarifs, die um jeden Preis die Verkehrtheit und die verderblichen Folgen einer auch nur geringfügigen Erhöhung der Getreidezölle erwiesen sehen wollten, ermunterten selbst in leidenschaftlichem Eifer die russische Regierung zum Widerstande gegen die deutschen Forderungen, indem sie das Scheitern der Verhandlungen als unausbleiblich hinstellten und mit bitterem Hohn der Regierung die angeblich hoffnungslose Lage vorhielten, in die das deutsche Wirtschaftsleben durch die neue Zollpolitik gebracht sein sollte. Man wird es der russischen Regierung nicht verübeln dürfen, daß sie versuchte, aus dem Verhalten der deutschen Opposition Nutzen zu ziehen. Herr v. Witte und seine Vertrauensmänner mögen freilich wohl oft gelächelt haben, wenn sie lasen, mit welchem Eifer die Führer der deutschen Zolltarifsopposition im Grunde doch ganz aus ihrer besonderen Auffassung der deutschen Interessen heraus genau zu beurteilen wußten, was den Interessen Rußlands fromme und was Rußland unter keinen Umständen tun

dürfe, und dabei immer voraussetzten, daß die russische Regierung klüger sei als die deutsche. Aber die Russen nahmen natürlich die seltsame Bundesgenossenschaft an, soweit sie sie brauchen konnten, nämlich als Belastungsprobe für die Festigkeit der deutschen Regierung. Als sie sich überzeugt hatten, daß nach dieser Richtung hin nichts zu hoffen war, während die deutsche Regierung zugleich durch ihren Widerstand gegen die Kündigungsforderungen der Agrarier zeigte, daß es ihr wirklich um die Aufrechterhaltung stetiger guter Handelsbeziehungen auf der Grundlage gegenseitigen Entgegenkommens zu tun war, hielten sie es für geraten, den Bogen nicht weiter zu spannen; Herr v. Witte kam aus freien Stücken nach Berlin und brachte die Sache ins reine.

Inzwischen war immer deutlicher zu erkennen gewesen, wie die Verhandlungen mit Rußland der Angelpunkt der neuen deutschen Handelspolitik geworden waren. Seit Jahren hat eine überaus eifrige Presse bei uns die Behauptung von der Unmöglichkeit eines deutsch-russischen Handelsvertrages auf der Grundlage erhöhter Getreidezölle verfochten. Jeder andere Vertrag wurde für möglich erklärt, dieser nicht. Es konnte nicht ausbleiben, daß, so lange Rußland nicht bereit schien, auf die Gedanken und Bedürfnisse unserer neuen Wirtschaftspolitik einzugehen, auch der Bereitwilligkeit der andern Mächte ein Hemmschuh angelegt wurde. Alles wartete also darauf, wie sich Rußland und Deutschland verständigen würden. Unter solchen Umständen muß schon die Tatsache einer solchen Verständigung eine besondere Bedeutung gewinnen, und das gibt uns die Berechtigung, den Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages als einen Erfolg zu bezeichnen, obwohl wir noch nichts näheres von seinem Inhalt wissen.

Die Rechthaberei der Gegner unserer Handelspolitik fängt jetzt auch an, den Erfolg des Grafen Bülow anzuerkennen, aber sie verklausuliert das Verdienst des Reichskanzlers, indem sie meint, er habe „Glück" gehabt; ohne den japanischen Krieg würde es Rußland nicht eingefallen sein, den deutschen Forderungen nachzugeben. Das ist aber wohl nur insoweit richtig, als der Krieg und die wohlwollende Neutralität Deutschlands vielleicht der Erkenntnis von dem Wert stetiger und geordneter wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland etwas nachgeholfen haben. Man kann aber überzeugt sein, daß auch ohne den Krieg in Rußland bei den jetzigen Zuständen die Unmöglichkeit empfunden worden wäre, die russische Landwirtschaft den Gefahren eines Zollkriegs mit Deutschland auszusetzen. Wenn aber nicht unvorhergesehene Umstände, sondern ständige Verhältnisse, die von Kennern wohl zu übersehen waren, die Bereitwilligkeit Rußlands zum Abschluß des Vertrages bedingt haben, so kann man nicht von einem Glücksfall im gewöhnlichen Sinne des Wortes reden.

In der Sozialdemokratie ist schon jetzt die Parole ausgegeben worden, man solle den Handelsvertrag mit Rußland ablehnen. Das entspricht der Stellung, die von der Partei stets gegenüber dem von ihr so bezeichneten „Wuchertarif" eingenommen worden ist. Es zeigt sich aber auch darin, wie sehr die Sozialdemokratie noch immer eine Partei der grundsätzlichen Verneinung ist.

Denn es handelt sich in Wahrheit gar nicht mehr um die Frage des „Brotwuchers", nachdem der neue Zolltarif einmal Gesetz geworden ist. Es ist jetzt nur die Wahl gestellt zwischen dem Handelsvertrage und dem autonomen Zolltarif auf der Grundlage des neuen Gesetzes. Wenn die Getreidezollsätze des Handelsvertrages schon „Brotwucher" sind, so befürwortet derjenige, der den Handelsvertrag ablehnt, d. h. mit anderen Worten das Inkrafttreten des autonomen Tarif herbeizuführen sucht, in Wahrheit einen noch viel ärgeren Brotwucher. Der Widerstand gegen den neuen Handelsvertrag, so wie er von sozialdemokratischer Seite empfohlen und begründet wird, würde also, wenn er Erfolg hätte, vollkommen widersinnig und den Grundsätzen der Partei entgegen sein. Aber es kommt dieser Partei auch gar nicht darauf an, — wie es jede andere ehrliche und ihrer Verantwortung bewußte Partei tun müßte, — unter den gegebenen Möglichkeiten diejenige durchsetzen zu helfen, die ihren Zielen und Grundsätzen am besten entspricht, sondern sie will nur eine Haltung zur Schau tragen, die der großen urteilslosen Masse als Prinzipientreue erscheint. Sie kann das natürlich nur im Vertrauen darauf tun, daß ihre Haltung leere Demonstration bleibt. Wollte sie sich wirklich zum Mitschuldigen an einem infolgedessen ausbrechenden Zollkriege mit Rußland machen, so würde die Ablehnung des Handelsvertrages auch in den Augen der Menge ein ganz anderes Gesicht erhalten. Falls also die Sozialdemokratie an ihrer ausgegebenen Parole festhält, so wird man daraus entnehmen können, daß sie die Annahme des Handelsvertrages nicht für gefährdet hält.

Nebenbei sieht die Sozialdemokratie in ihrer ablehnenden Haltung gegen eine handelspolitische Verständigung zwischen der deutschen und der russischen Regierung eine Unterstützung ihrer sonstigen Parteiagitation, der es neuerdings eingefallen ist, sich als Verteidigerin der nationalen Ehre gegenüber einem Regierungskurs, der sich gegen Rußland angeblich allzu nachgiebig erweisen soll, aufzuspielen. Der schon früher erwähnte Königsberger Geheimbundprozeß, der vom 12.—22. Juli verhandelt wurde, gibt den Text zu dieser merkwürdigen Melodie her. Bekanntlich handelte es sich um das Verfahren gegen die deutschen Sozialdemokraten, die bei dem Hinüberschmuggeln revolutionärer Schriften über die russische Grenze hilfreiche Hand geleistet hatten. Man kann sich leider nicht darüber täuschen, daß das Ergebnis dieses Prozesses eine Niederlage für die Regierung bedeutete. Die Straftaten, die den Angeklagten in diesem Prozeß zur Last gelegt wurden, bewegten sich auf dem schwierigen Grenzgebiet zwischen gemeinem und politischem Verbrechen. Man muß sich zum vollen Verständnis dieser Fragen erinnern, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Gedanke der Solidarität aller staatserhaltenden Interessen von den Mächten des europäischen Festlandes mißbraucht worden war und wie dem gegenüber England dem politischen Asylrecht die weitestgehende Ausdehnung gegeben hatte. Es ist ein Nachklang dieser Zeit, wenn es in der öffentlichen Meinung der weitesten Kreise noch heute als ein besonderes Zeichen politischer Freiheit und Selbstachtung

angesehen wird, auswärtigen Staaten in der Verfolgung von Bestrebungen, die sich gegen ihre Gesetze richten, nicht die geringste Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Nun haben sich freilich die Zeiten etwas geändert. Man hält an dem Grundsatz fest, daß ein selbständiger Staat es allerdings im Interesse seiner Würde ablehnen muß, einem fremden Staat zu der Durchführung der Gesetze gegen seine eigenen Untertanen behilflich zu sein. Aber die Überspannung dieses Grundsatzes, wie sie sich einstmals aus allerlei politischen Nebenmotiven entwickelt hatte, findet in den heutigen veränderten politischen Verhältnissen keinen Boden mehr; man fängt an, die Frage nüchtern und praktisch anzusehen, und erinnert sich dabei, daß unter der Firma „politisches Verbrechen" mancherlei mit unterläuft, was in Wirklichkeit als gemeines Verbrechen angesehen werden muß. Die Grenze ist eben nicht so scharf und sicher zu ziehen. Es ist unter solchen Umständen recht schwer, einwandfreie allgemeine Grundsätze über diese Fragen aufzustellen. Denn der moderne Staat hat ein mindestens ebenso großes, wenn nicht ein sehr viel größeres Interesse daran, die in der öffentlichen Meinung feststehenden Forderungen nationaler Selbstachtung zu schonen, als sich die Freundschaft eines fremden Staates durch Gefälligkeiten zu erkaufen, die man im eigenen Volke nicht versteht und billigt. Nur über zwei Voraussetzungen, unter denen allein Interessen befreundeter Staaten wie eigene Interessen angesehen werden können, ist man sich ziemlich einig. Die eine Voraussetzung ist, daß in den Gesetzen des fremden Staats die Gegenseitigkeit verbürgt ist, die andere ist, daß sich ein unmittelbarer Zusammenhang mit gemeinem Verbrechen nachweisen läßt. Als eine ganze Reihe von anarchistischen Mordtaten die zivilisierte Welt mit Schrecken und Abscheu erfüllten, wurde die allgemeine Überzeugung laut, daß für diese Untaten das Asylrecht eine Grenze haben müsse, wenn auch den Verbrechen ein politisches Mäntelchen umgehängt werde. Auch in der entschieden liberalen Presse fand der Gedanke Zustimmung, man solle sich ausländischen Anarchisten gegenüber, bei denen man immer darauf gefaßt sein müsse, daß sie sich zu der „Propaganda der Tat" bekennen, nicht mit der Maßregel der Ausweisung begnügen, sondern sie in ihr Heimatland abschieben, so daß bei allgemeiner und folgerichtiger Durchführung dieser Maßregel jedes Land nur mit seinen eigenen Anarchisten zu tun haben würde. Leider aber ist die Öffentlichkeit über die Ergebnisse der infolge dieser Anregung gepflogenen internationalen Verhandlungen niemals aufgeklärt worden; man hat nur aus dem Verfahren deutscher Behörden gegen russische Anarchisten ersehen, daß eine Vereinbarung des erwähnten Inhalts zwischen Deutschland und Rußland bestehen müsse. Diese Geheimhaltung ist ein bedauerlicher Fehler. Bei dem kurzen Gedächtnis unserer schnellebigen Zeit ist Ursache und Zusammenhang einer derartigen Vereinbarung längst vergessen. Um so entschiedener mußten unsere Behörden bei vorkommenden Strafverfolgungen Sorge tragen, daß die Bedingungen erfüllt waren, unter denen das Verfahren dem heutigen öffentlichen Bewußtsein allein erträglich erscheinen konnte: die Verbürgung der Gegenseitigkeit und der Nachweis, daß es sich wirklich um Anarchisten

handelte, die als Anhänger einer „Propaganda der Tat“ angesehen werden mußten. Bei der parlamentarischen Besprechung dieser Angelegenheit konnte man glauben, die erwähnten Punkte seien geklärt, aber die Gerichtsverhandlung zeigte, daß hier schwere Fehler gemacht waren. Das Gericht stellte fest, daß es sich zum Teil um Anklagen handelte, die nicht verfolgt werden konnten, weil es Vergehen gegen russische Autoritäten waren, für die Rußland in seinem Gesetz keine Gegenseitigkeit verbürgt hatte. Ferner zeigte sich, daß die geschmuggelten Druckschriften nicht die behaupteten Stellen enthielten, worin angeblich zum Verbrechen aufgefordert wurde. Aus dem Zusammenhang gerissene, fehlerhaft übersetzte Zitate konnten unmöglich den Vorwurf einer anarchistischen Gesinnung begründen, wie sie von der Anklagebehörde vorausgesetzt wurde. Damit fiel das zusammen, was das ganze Verfahren in den Augen der Mehrheit des deutschen Volkes allein rechtfertigen konnte, und es wurde der Anschein einer überflüssigen Liebedienerei gegen Rußland erweckt. Ein solcher Prozeß durfte nur unternommen werden, wenn man der Verurteilung der Angeklagten sicher war. Es ist ein schlechter Trost, daß ja schließlich doch Verurteilungen erfolgten. Man vergißt, daß unsere formalistische Rechtsprechung die öffentliche Meinung längst davon entwöhnt hat, den Richterspruch selbst zur Grundlage ihres eigenen Urteils zu machen. Nicht nach dem Richterspruch, sondern nach dem Verhandlungsbericht bildet der Laie seine Meinung. Das mag unrecht und fehlerhaft sein, aber es ist so. Wenn jemand wegen Beleidigung verklagt ist und in neun Fällen klipp und klar nachweist, daß sein Gegner die ihm zuteil gewordene Beurteilung verdient hat, während in einem zehnten Fall dieser Beweis mißglückt, so wird er unweigerlich verurteilt. Soll nun der Kläger, der vielleicht durch das Ergebnis der Verhandlung geradezu gebrandmarkt erscheint, sich darauf berufen dürfen, daß sein Beleidiger verurteilt ist? Auch im Königsberger Prozeß wird sich die öffentliche Meinung nicht an das Urteil, sondern an das Ergebnis der Verhandlung halten, und dabei hat die Staatsbehörde nicht gut abgeschnitten.

Wenn sich in Königsberg eine der „Sommersensationen“, ohne die man jetzt nicht mehr auszukommen scheint, abspielte, so hat andrerseits der „Fall Mirbach“ die Öffentlichkeit in Atem gehalten. Der Oberhofmeister der Kaiserin, der sich auf dem Gebiet des Kirchenbaus und der Wohltätigkeit große Verdienste erworben hat, sieht sich seit einigen Monaten zum Gegenstand fortgesetzter und allgemeiner Angriffe gemacht. Er hatte bekanntlich von den Direktoren der Pommernbank Gelder zu Kirchenbauzwecken angenommen, selbstverständlich in dem guten Glauben, daß die finanzielle Lage der Bank einwandfrei, ihre Direktoren reiche Leute seien und daß sie die Gelder aus ihren Privatmitteln hergäben. Er sah sich in seiner Annahme getäuscht, um die Bank stand es faul, die Direktoren waren Betrüger, und das Geld war nicht das ihrige. Solchen übeln Erfahrungen sind freilich schon scharfsichtigere und in Finanzsachen erfahrenere Leute ausgesetzt gewesen. Das war ein Unglück, das an sich noch nicht die Berechtigung zu scharfen Angriffen begründete, zumal die persönliche Ehrenhaftigkeit und

Glaubwürdigkeit des Angegriffenen von niemand — auch nicht von seinen schärfsten Gegnern — in Zweifel gezogen wurde. Die Vorstellung, daß Herr v. Mirbach seine Ehre zu verteidigen habe und schimpflichen Verdächtigungen ausgesetzt gewesen sei, ist seltsamerweise erst von den Freunden des Oberhofmeisters, die für ihn eintreten zu müssen glaubten, in den Kampf hineingebracht worden. Erst neuerdings ist infolge der falschen Behandlung des Falls in einem Teil der Presse der Eifer geweckt worden, immer neues Material gegen den Angegriffenen herbeizuschaffen; man kann aber diesen ganzen Wust von Geschichten, der gegen Herrn v. Mirbach nichts beweist, ruhig beiseite schieben.

So ist also dem Oberhofmeister bitteres Unrecht geschehen? Ich glaube, doch nicht. In dem wesentlichen Teil der Angriffe gegen ihn spricht sich ein richtiges und löbliches Empfinden aus. Es ist weder der geeignete Zeitpunkt, noch an dieser Stelle der Ort dazu, den Fall eingehend zu besprechen, aber einige Randbemerkungen mögen doch das Gesagte einigermaßen erläutern.

Löblich ist erstens, daß sich die öffentliche Meinung für die Formen, in denen Wohltätigkeit erwiesen, für die Mittel, mit denen ein edler Zweck gefördert wird, ein gewisses Feingefühl gewahrt hat. Ich finde, daß die hervorragenden Geistlichen, die öffentlich für Herrn v. Mirbach in die Schranken traten, sich allzu weltmännisch kühl mit der Erfahrung abgefunden haben, beim Zusammenbringen der Geldmittel für eine gute Sache dürfe man nicht gar zu wählerisch in der Methode sein. Gewiß braucht man nicht übertrieben engherzig zu sein, indem man jede Gabe verschmäht, die nicht von dem reinen Wunsch, den kirchlichen Interessen zu dienen, veranlaßt ist. Schließlich hat ja die Sache auch eine andre Seite. Der Wunsch, etwas zur Schaffung eines öffentlichen Baudenkmals beizutragen, ja auch das allgemeinere Bedürfnis, sich gemeinnützig zu betätigen, darf dabei ebenso mitsprechen, wie der kirchliche Sinn. Aber der kirchliche Zweck bleibt die Hauptsache, und mit Rücksicht darauf muß mit Takt und mit einer die Würde wahrenden Vorsicht verfahren werden. Wenn sich bei wiederholter Verletzung dieser Rücksicht der allgemeine Unwille regt, so ist das nur ein gutes Zeichen für ein gesundes Empfinden.

Ferner war es nicht ein beliebiger vornehmer Herr, der seinen Eifer für die Sache betätigte. Wem gaben diese zum Teil anrüchigen Leute mit dem schweren Geldsack und dem leichten Gewissen — auch im Prozeß der Spielhagenbanken spielte bekanntlich schon dieselbe Geschichte — ihre Beiträge? Gaben sie sie einem beliebigen großen Herrn, der so schön zu bitten und zu werben verstand? O nein! sie gaben sie dem Oberhofmeister der Kaiserin! Sicher ist bei Verleihung von Orden und Titeln an diese Unwürdigen alles durchaus reinlich zugegangen, und man kann den Satz „Irren ist menschlich“ vollkommen gelten lassen. Wenn aber das allgemeine Empfinden in dem Vertrauensmann und Vermögensverwalter der Ersten unter den deutschen Frauen, der Deutschen Kaiserin, nicht einen beliebigen großen Herrn sieht, wenn es an seine Umsicht, Weltkenntnis und Vorsicht größere Ansprüche stellt, als an jeden andern, wenn

es von ihm erwartet, daß er in seiner Stellung ein feineres Verantwortlichkeitsgefühl und Unterscheidungsvermögen habe für die Art derer, die sich an ihn herandrängen, wenn es meint, ein solcher Mann hätte nach den Erfahrungen mit den Spielhagenbanken besser gewarnt sein müssen, so kann ich das nicht mit dem Worte „Gehässigkeit" abtun, sondern gestehe, daß ich mich dieses berechtigten Empfindens freue. Es zeigt im Grunde die Wahrheit des Wortes, daß das deutsche Volk „monarchisch ist bis auf die Knochen". Aber der moderne Herrscher steht dem Volke persönlich nicht mehr so nahe wie in patriarchalischen Zeiten. Um so notwendiger ist es, daß die Eindrücke, die vom Thron und seiner nächsten Umgebung ausgehen, ein Bild geben, das dem Ideal monarchisch gesinnter Volkskreise möglichst nahekommt. Es ist wichtig, daß die Vorstellung, mancher berechtigte Wunsch aus Volkskreisen könne heute überhaupt nicht mehr zum Thron dringen, wenigstens durch die andre aufgewogen wird, auch der Schmutz und die Fäulnisprodukte des modernen Lebens seien in gleicher Weise durch eine unüberbrückbare Kluft von jenen Regionen ferngehalten. Und wenn nun in Kreisen, die auf diese Vorstellung ihre monarchische Gesinnung manchen Aufhetzungen gegenüber stützen, bekannt wird, daß ein Mann, der nach ihrer Auffassung ein Wächteramt über das unberührte Ansehen des Throns auszuüben hat, unwürdigen Elementen — sei es auch nur aus Fahrlässigkeit — geholfen hat, ihren Kredit durch den Schein einer Verbindung mit Hofkreisen zu befestigen und zu erhöhen, so muß ein solcher Eindruck stärker erschüttern, als die Arbeit von einem Dutzend sozialdemokratischer Agitatoren. Es ist wunderbar, daß diese in heutiger Zeit unausbleibliche Wirkung bei einzelnen Verteidigern des Herrn v. Mirbach anscheinend gar kein Verständnis gefunden hat.

Eine sehr bezeichnende Erscheinung ist in dem besprochenen Fall die Unbehilflichkeit unserer höfischen und amtlichen Welt gegenüber den verschiedenen Regungen der öffentlichen Meinung. Hochfahrendes Aburteilen über die Presse insgesamt ohne irgend eine wirkliche Kenntnis der Verhältnisse, unrichtige Beurteilung der Lage hinsichtlich gewisser Wirkungen in der Öffentlichkeit, stolze Unnahbarkeit im unrechten Augenblick wechseln mit einem wahl- und kritiklosen Sichwegwerfen an eine minderwertige Presse, einem Umschmeicheln und Umwerben unwürdiger Persönlichkeiten, die man gerade braucht. So konnte es geschehen, daß derselbe Herr v. Mirbach, der jetzt zu stolz ist, um durch eine schlichte Erklärung in einem anständigen Blatte Angriffe abzuwehren, früher ein in der Börsen-, Sport- und Lebewelt wurzelndes, von der Berliner Halb- und Viertelwelt bevorzugtes und auf deren Geschmack und Bedürfnisse zugeschnittenes Preßorgan eine Zeitlang ohne Bedenken zu seinem publizistischen Sprachrohr machte. Das alles macht den Sturm, der gegen ihn entfesselt ist, verständlich genug.

Zum Schluß noch einen Blick auf den zweitgrößten deutschen Bundesstaat, Bayern, wo vor einigen Tagen der Landtag seine letzte, überaus lange Tagung beschlossen hat. Demnächst wird das Land eine neue Abgeordnetenkammer zu wählen haben. Der Rückblick auf den letzten Abschnitt der parlamentarischen

Verhandlungen liefert ein wenig erfreuliches Ergebnis. Einer Darstellung dieser Beratungsperiode könnte man die Überschrift geben: die Fortschritte einer zügellosen Zentrumsdemagogie gegenüber einer schwachen Regierung. Nachdem sich das Ministerium Podewils schon oft recht schwach gezeigt hatte, haben noch zum Schluß Zwischenfälle an sich recht unbedeutender Art eine Stellung der Regierung zutage treten lassen, die nur mit großer Besorgnis in die Zukunft blicken läßt. Der Zentrumsabgeordnete Pichler war bei einem Versuch, in der Dienstangelegenheit eines Einjährig-Freiwilligen gegen Verfassung und militärische Bestimmung als Beschwerdeinstanz aufzutreten, hart mit dem Kriegsminister Freiherrn v. Asch zusammengeraten. Den Racheakt übernahm für Herrn Pichler der bekannte Abg. Dr. Heim, indem er den Kriegsminister wegen einer Duellangelegenheit interpellierte und ihm durch arglistige Frageſtellung einen Hinterhalt bereitete. Infolgedessen konnte die Antwort des Herrn v. Asch dahin gedeutet werden, als ob er der Kammer eine Unwahrheit gesagt habe. Das war zwar gar nicht der Fall, aber der Lärm, den das Zentrum nun schlug, veranlaßte den Kriegsminister doch, seine Entlassung zu erbitten. Sie wurde nicht genehmigt; der Prinzregent versicherte den Minister seines Vertrauens. Das Auftreten der Zentrumsleute war aber doch derartig gewesen, daß der Tropfen, den Dr. Heim hineingeschüttet hatte, das Faß zum Überlaufen brachte. Junge Mitglieder der Reichsratskammer, Angehörige der katholischen Aristokratie Bayerns, — es waren der junge Graf Preysing und Graf Arco-Zinneberg — äußerten sich empört über das Treiben des Zentrums in der Abgeordnetenkammer; Graf Preysing ließ zugleich keinen Zweifel an der Mitverantwortlichkeit der Regierung an dieser Zügellosigkeit der die Mehrheit besitzenden Partei. Die Antwort des Ministerpräsidenten wurde in dem Zusammenhang der Dinge unbeabsichtigt zu einem Bekenntnis, das der ganzen Lage den Stempel aufdrückte; es war ein Bekenntnis der Ohnmacht, eine einfache Bankerotterklärung der Regierung gegenüber dem Zentrum. Die beim Rücktritt des Grafen Crailsheim gehegten Befürchtungen waren also leider gerechtfertigt: das Zentrum regiert jetzt wirklich in Bayern. Wie es mit der schwachen Hoffnung auf eine Spaltung des Zentrums durch Absprengung der von der katholischen Aristokratie geführten Elemente aussieht, kann erst die Zukunft lehren. Ich fürchte, man überschätzt die Wirkung des Auftretens der beiden jugendlichen Grafen.

Literarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

XII.

Oscar Blumenthal, Nachdenkliche Geschichten. — Heinrich Diefenbach, Aus der Dingskirchener Chronik. — Gerhard Duckama Knoop, Hermann Osleb. — Max Mell, Lateinische Erzählungen.

Es ist interessant zu beobachten, wie gewisse Dichtungsarten, die einst viel gepflegt wurden, im Laufe der Zeiten allmählich welken und fast vollständig aus der Literatur verschwinden. Vor allem die Fabel gehört dazu. Ihr langsames Absterben läßt sich genau verfolgen. Je tiefer man in den Schacht der Zeiten steigt, um so schöner blüht sie und in um so reicherer Anzahl tritt sie uns entgegen. Je näher wir der Gegenwart kommen, um so trostloser sieht es mit ihr aus, um so vereinzelter findet man sie, um so kühler und duftloser ist sie, so daß man endlich ihr völliges Fehlen kaum mit Bedauern empfindet.

Man hat das Degenerieren und Verschwinden der Fabel der großen Sünderin „Kultur" auf das Schuldkonto geschrieben. Durch die stärkere Abdrängung des Menschen von der Natur, sagte man, mußte gerade diese besondere Dichtart matter werden und fallen, die wie keine zweite auf dem liebevollen Mitleben mit der unbeseelten Kreatur basierte. Die Fabel war ja in der Hauptsache immer Tierfabel. Wie man sich zu dieser etwas allgemein gehaltenen Erklärung auch stellen will — es bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, daß die Fabel so gut wie ausgestorben ist. Sie hat sich im Laufe der Jahrhunderte völlig gewandelt. Sie ging, um es kurz zu sagen, daran zu Grunde, daß sie aus einer Dichtung allmählich zum Epigramm wurde. Der literarische Weg, den sie genommen, führt über Äsop und Phädrus, den Stricker, Hans Sachs, Fischart zu Lafontaine und weiter zu den Hagedorn, Pfeffel, Gleim, Gellert und Lessing. Der Kopfmensch Lessing schloß die Entwicklung. Hatte die Fabel einst gleichsam lebendig als Rind auf grüner Weide gegraft, so war zuletzt, bei Lessing, das Leben glücklich ausgequetscht und das weidende Rind zu Fleischextrakt zusammengekocht. Mit andern Worten eben: die Dichtung war zum Epigramm geworden. Nicht mehr der Poesiegehalt, die sinnliche Fülle, sondern die Pointe war die Hauptsache. Ganz folgerichtig forderte deshalb Lessing Kürze von der Fabel. Dem gegenüber hat Jakob Grimm gerade die Kürze und damit die epigrammatisch-didaktische Art scharf bekämpft. Und er

hatte zweifellos recht, wie immer, wenn sein viel naiveres Fühlen gegen Lessingsche Schärfe rebellierte.

Liebe zu den Tieren ist den germanischen Völkern eingeboren. Auf uralte Volksvorstellungen und -Erzählungen geht die Tierdichtung zurück. Aus der Tierwelt sind auch die meisten Vergleiche in der altgermanischen Poesie genommen, während im Gegensatz dazu das neue Testament z. B. Bilder aus dem Menschenleben bevorzugt. Mit wundervollem Humor, mit intimster Kenntnis und Liebe sind die Tiere charakterisiert; sie sind durchaus selbständig, sind Wesen für sich so gut wie die Menschen, deren Eigentümlichkeiten sie in ihrem natürlichen Verhalten und Gebaren oft spiegeln. Wenn die Tierfabel also gewiß auch die Beziehungen zum Menschen nicht vernachlässigte — es gibt keine Kunst, sagt Goethe, als eine im Bezug auf den Menschen —, so tat sie doch nirgends den Kreaturen Gewalt an und trug nichts in sie hinein. Sie erwuchs aus der Freude am Geschaffenen und verfolgte zuerst durchaus keine pädagogischen und moralischen Zwecke, sondern rein poetische. Erst allmählich ging die naive Freude und Unbefangenheit verloren; immer stärker schoben sich satirische und moralische Absichten vor, und mehr und mehr wurde das Tier in der Fabel seines Eigenlebens beraubt, um zur bloßen Maske zu werden. In den Balg wurde gleichsam von außen alles gerade Gewünschte und Nötige hineingestopft, und die Löwen, Füchse, Wölfe 2c. waren nur noch verkleidete Menschen. Je mehr die sinnliche Fülle so verschwand, um so wichtiger ward der Gedanke. Gellerts hausbackene Moral plätscherte in der Form der Tierfabel, und es ist schon gesagt, wie Lessing ihr zuletzt den feinsten epigrammatisch-didaktischen Schliff gab, sie aber damit gleichzeitig auch aus der Reihe der Dichtungsgattungen strich. In Fibeln und pädagogischen Lehrbüchern fristet sie mühsam heut ihr Leben. Auch Marie von Ebner-Eschenbach konnt' die Form uns nicht mehr nahebringen.

Der alten Tierfabel mußt' ich denken, als ich in einem neuen Buche Oscar Blumenthal's, der früher der „blutige" hieß, ein Geschichtchen fand, das deutlich zeigt, wie das Genre heruntergekommen ist und wo es heut steht. „Nachdenkliche Geschichten" (Berlin 1904, F. Fontane & Co.) hat Oscar Blumenthal sein Werkchen betitelt. Und seine Tierfabel erzählt, die Tiere hätten sich einst darüber unterhalten, durch welche Mittel sie die Aufmerksamkeit der Menschen erregten. Ich durch Farbenpracht, sagt der Pfau; ich durch Wohllaut, die Nachtigall; ich durch Kraft, der Löwe; ich durch Behendigkeit, das Eichkätzchen 2c. Wir aber, sagen die Stinktiere, haben das sicherste Mittel: wir stinken erfolgreich. „Das ist die Fabel von den kleinen Stinktieren. Wer kennt nicht ihre Namen und — ihre Schriften?"

Man sieht, wie hier die Tiere absolut nur Staffage sind, wie nicht mit einem Worte, was trotz der Kürze hätte geschehen können, versucht ist, sie zu charakterisieren. Sie sind nur um des Gedankens willen da und zwar so sehr, daß sich der Autor gar nicht scheut, am Schlusse direkt aus dem Bilde zu fallen. Das nennt sich dann Tierfabel! Aus den Händen der Dichter ist die Fabel in

die Hände der geistreichen Leute geraten; aber an den Pointen, in denen diese Leute exzellieren, hat sich die Poesie noch immer verblutet. Und wenn diese Poesie schon einmal nichts mehr damit zu tun hat, dann hat Lessing mit seiner Forderung der Kürze allerdings zehnmal recht. Dann ist eine Seite besser als drei Seiten, und ein Satz besser als eine Seite. Dann sollte die Fabel absolut zum Epigramm werden. Wie breitgetretene Epigramme wirken die meisten auch so schon. Nur ist allerdings die Form für ein Epigramm schwerer zu finden, besonders wenn es sich wie im vorliegenden Falle um einen schon ein Dutzend Mal ähnlich gebrauchten Gedanken handelt, der nichts weniger als originell ist.

Gedanken und Einfälle, die erzählerisch maskiert sind, breitgetretene Epigramme — das sind Blumenthals „Nachdenkliche Geschichten". Ein manchmal graziöses und immer leichtes Feuilletonfutter, das streichelt, das kitzelt, das unterhält, das aber nicht sättigt, sondern etwa den so hübsch „Gesichtsessen" benannten Tafelzierden des 15. Jahrhunderts entspricht, die innen hohl waren und aus denen, wenn man sie aufschlug, wohl ein Vogel davonhuschte, wie hier ein mehr oder minder geistreicher Gedanke. Es bleibt nichts. In Journalistenmanier knüpft Blumenthal gern auch an Naheliegendes, das wir alle kennen. Kürzlich erst ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß er für ein neues Versdrama den Konflikt eines jungen Königs mit seinem großen, greisen Ratgeber gewählt habe. Es ist also nicht genug, daß Herr Philippi die Tragödie, die wir alle miterlebten, ausgeschlachtet hat; sein Ruhm ließ offenbar Oscar Blumenthal nicht schlafen. Er hat auch in den „Nachdenklichen Geschichten" manches Beziehungsvolle. So erzählt er von einem „stummen" Fürsten, der ruhmvoll herrschte und seinem Sohne bekannte, daß er als Stolz und Glück seines Lebens diese vielbeklagte Stummheit empfinde. „Lautlos und unhörbar, wie die Gottheit über den Wolken schwebt, so soll des Königs Majestät über dem Volke schweben. In heißen Reden, wie sie der Augenblick gebiert, entweicht viel inneres Feuer, wie der Rauch aus dem Schlot entweicht. Das Schweigen aber hat eine sammelnde Kraft. Es verdichtet in Dir die Stärke der Entschließung. Und darum ist die Wortkargheit von jeher ein Attribut der Größe gewesen. Der Mund stumm, die Taten beredt . . ."

Diese mahnenden Worte des Königs, sagt Blumenthal, verbreiteten sich von Land zu Land, von Thron zu Thron. „Und das ist die Ursache, warum seitdem die Könige so selten reden."

Der liebe deutsche Spießbürger horcht entzückt auf. Er versteht. Er schmunzelt. Er hält in dem Stolz, daß er die Beziehungen entdeckt hat, und in der Dankbarkeit für den Autor, der ihm diesen Triumph des Geistes verschafft hat, Oscar Blumenthal für einen feinen und geistvollen Schriftsteller. Diese Art, dem Herrn Publikus auf einem Umwege zu schmeicheln, ist nicht jedermanns Sache. Das „Aktuelle" ist die Domäne des Feuilletonisten; der Dichter läßt gern die Hand davon, weil von diesem „Aktuellen" das „Non olet" meist nicht gilt. Es riecht doch! Goethe hat die viel redenden Fürsten auch

nicht leiden können. „Was von Seite der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus," hat er gesagt. „Die Macht soll handeln, nicht reden." Man sieht hier in große, ernste, klare Augen. Oscar Blumenthal jedoch meint es gar nicht so ernstlich; nicht um der ewigen Wahrheit, sondern um ihrer zeitlichen Beziehungen willen hat er seine Worte geschrieben, und man sieht ihn pfiffig blinzeln: Merkt Ihr was?

Unter den sechsundzwanzig Geschichtchen des Buches sind übrigens einige recht niedlich, so vor allem das Lustspielfragment. In andern, z. B. in „Die heilige Einfalt", beweist Oscar Blumenthal, daß er um deutschfreisinnige Scheuklappen doch nicht herumschielen kann; daß er nur eine Seite sieht wie der Parteimann, nicht beide wie der Dichter; daß er vom Sehen sich nicht zum Schauen zu erheben vermag. Und in „Tu fui, ego eris" beweist dieser Feuerwerker des Geistes, wie wenig er die Sprache des Herzens beherrscht.

Ein andres Buch mit kleinen Geschichten — und aus der steten Lampenhelle, in der Blumen und Bäume schließlich kränkelnd vergehen, tritt man in Sonnenschein, der Leben weckt. Dem wirkungssichren, routinierten Feuilletonisten stellt sich ein Dichter entgegen, der ein wenig unfertig, ungeschickt und formlos ist, der sich aber nicht nur an unser Gehirn, sondern an unser Herz wendet. Er heißt Heinrich Diefenbach und erzählt ernste und heitere Geschichten „Aus der Dingskirchener Chronik". (Jena 1904, Hermann Costenoble.)

Man könnte einen größeren Gegensatz zu Oscar Blumenthal wohl nicht finden, wenn man auch suchte. In hundert verschiedenen Bildern und Worten könnte man ihn ausdrücken. Es ist der Unterschied von Großstadt und Dorf, von Kopf und Herz, von Feuerwerk und Herdflamme, von Journalist und Dichter, von — aber wozu noch weiter klarmachen, was längst klar sein wird. Hinter dieser „Dingskirchener Chronik" steht ein rechtes Herz, steht ein Poet. In den kleinen Geschichten ist Eigenwuchs. Es ist die sinnliche Fülle darin, die den bodenständigen Dichter verrät. Aber sie hat noch nicht die feste Form, die sichre Begrenzung gefunden. Oskar Blumenthal hat immer witzige oder geistreiche Pointen; dieser Heinrich Diefenbach hat oft nicht einmal erzählerische. So kommt es, daß seine Skizzen manchmal keinen rechten Abschluß haben, daß sie gleichsam stecken geblieben sind, daß wir hin und wieder davor stehen wie vor einem Flusse, von dem wir hofften, er würde in mehr oder minder breiter Entfaltung im Meere münden und der statt dessen etwas ratlos und unerwartet im Sande verläuft oder als Teich stillsteht. Auch so nehmen wir zwar noch genug mit. Wir freuen uns der kräftigen Gegenständlichkeit, wir freuen uns des Dichters, der derb ist, ohne geschmacklos zu sein, der die Zimperlichkeit nicht kennt und gesunden Humor hat. Aber man sagt sich: was für ein guter Erzähler könnt' das erst werden, wenn er seine oft knorrigen Gestalten am Faden einer feinen Handlung hielte, wenn sie sich in der Fabel, mit der Fabel und durch die Fabel entwickelten! Da fehlt es leider ganz. Keine dieser Skizzen wächst sich jemals zur Erzählung oder Novelle aus; keine ist auch mit bewußter Kunst geschliffen;

keine hat recht eine erzählerische Pointe. Gewiß ist es dann doppelt rühmenswert, wenn Heinrich Diefenbach trotzdem fesseln kann. Aber am Ende fragt man sich doch, ob er vielleicht zu den Poeten gehört, die für ihre Fülle keine rechte Form finden; ob ihm die Phantasie fehlt, die über Alltag und Wirklichkeit hinausgeht und das Wirkliche zum Wahren erhebt, die den Einzelfall zum Allgemeinen ergänzt und erweitert; ob ihm die künstlerische Energie mangelt, die kräftig durchführt und aus dem gegebenen Akkord die Melodie spinnt. Das sind Fragen, die ein späteres Buch vielleicht entscheidet. Immerhin wollt' ich hier auf die „Dingskirchener Chronik" aufmerksam machen, als auf die literarische Visitenkarte eines homo novus, die ein Versprechen gibt. Hoffen wir, daß der gute Anfang nicht auch gleichzeitig das Ende bedeutet. —

Mit großer Stille geht ein andrer Erzähler seinen Gang: der in Moskau als Chemiker lebende Bremenser Gerhard Duckama Knoop. Sein neuer Roman „Hermann Osleb" (Berlin 1904, E. Fleischel & Co.) schließt sich seinen Vorgängern an, die zwar im Publikum nur wenig Freunde fanden, aber durch ihre feine Besonderheit die Männer der Literatur, die Leute vom Bau interessierten. Ich entsinne mich, vor Jahren ein Buch Knoops gelesen zu haben, das mir einen merkwürdigen, schwer definierbaren Eindruck hinterließ. Es war ein Roman „Das Element", und alles darin war still und weit, luftig und rein, ohne Schwere, doch auch ohne Schwanken. Eine stilisierte Einfachheit, eine ruhige Flamme, die allen trüben Rauch verzehrt. Unwillkürlich dachte man an Goethe, ohne doch etwa sagen zu können, dies oder jenes sei Eigentum oder Erbteil des Unsterblichen. Alles Stoffliche dieses Romans hat die Zeit aus meiner Erinnerung vertilgt; nur ein unbestimmter Eindruck ist mir geblieben, und wie ein kühler reiner Schein steht er vor den Augen des Geistes.

Nun gibt es zwar Bücher, die wie manche Bauwerke aus der Ferne größer aussehen, als sie sind, und ich halte es aus mannigfachen Gründen für möglich, daß solch ein Fall hier vorliegt. Besonders auch deshalb, weil der neue Roman, der „Hermann Osleb", wohl erklärt, daß und wie ein still weiterwirkender Eindruck von Werken Knoops ausgehen kann, andrerseits ihn aber doch nicht genug stützt und bestätigt.

Auch auf den „Hermann Osleb" lassen sich die Worte „rein, luftig, weit" anwenden. Aber man wird ihnen vielleicht doch hinzufügen müssen, daß die Reinheit aus einer gewissen Kühle, die Luftigkeit aus einer gewissen Unsinnlichkeit und die Weite aus einer gewissen Umständlichkeit entspringt. Gerhard Duckama Knoop wählt immer nur einen kleinen Kreis, in den er führt. Zwischen vier Personen spielt sich eigentlich auch nur ab, was den neuen Roman füllt. Diese Personen sind im Grunde gewöhnlich und uninteressant, geistig nicht sonderlich lebendig und den Durchschnitt in keiner Weise überragend. Erst die umständliche Wichtigkeit, mit der sie der Erzähler nimmt, und die besondre Art seiner Darstellung lassen sie ungewöhnlich erscheinen bei aller Gewöhnlichkeit. So erklärt es sich auch, daß man zuzeiten der Meinung ist, hier sei viel feine Kunst

an etwas verschwendet, was diesen Aufwand nicht rechtfertige, so daß ein leiser Widerstreit entstünde, der sich schon in seltsamen und außerordentlichen Namen — Alida Wiarsma z. B. — und ihren dazu nicht recht passenden Trägern zeige. Dieser Eindruck wird wieder abgeschwächt durch die stille, unbeirrte, nicht im geringsten aufdringliche Erzählungsweise, die nüchtern und fast eintönig gleichmäßig bleibt. Die Schwingen rauschen niemals stärker oder gehen mächtig zur Höhe oder sinken erschöpft und matt, — sie ziehen ruhig, in dem immer gleichen, gemessenen Abstand von der Erde, dahin, über Siegern und Besiegten, Tod und Leben. Es ist gar nichts Lautes in dem Buche, nichts, was als äußere Handlung interessieren und spannen könnte, nichts, was den Wochentag zum Feiertag machte, und man wundert sich beinah, daß der natürliche Tod eines Mädchens in die „Handlung" eingreifen darf, denn er wirkt fast laut und ungewöhnlich in diesem leisen Roman.

Nach diesen Zeilen wird man mit einem gewissen Recht fragen dürfen: Ja, ist denn der „Hermann Osleb" unter solchen Umständen nicht entsetzlich langweilig? Ja und Nein! Ja, denn nicht nur mangelt ihm jede kräftige äußere Handlung, nicht nur wird Nebensächliches oft mit großer Weitschweifigkeit dargestellt, — es können auch an sich die geschilderten Personen kein übermäßiges Interesse erwecken. Dazu sind sie nicht stark, nicht sinnlich, nicht bedeutend genug. Mit einer Nüchternheit und Gewissenhaftigkeit, die uns nichts schenkt, wird uns gleich am Anfang ein Spazierritt, später eine Schlittschuhfahrt beschrieben, und jede Biegung des Weges wird registriert. Also sagen wir gut deutsch, daß aus allen diesen Gründen, zu denen noch die merkwürdig gleichmäßige, kein Heben oder Senken kennende Darstellung kommt, der Roman leicht langweilig wird. Es ist, wenn das trösten kann, eine „vornehme" Langeweile. Und doch wieder ist der „Hermann Osleb" auch nicht langweilig. Denn indem man wartet, ob denn noch immer nichts Entscheidendes eintreten will, wird man unwillkürlich durch die feine Kunst des Autors gefesselt — durch den Darsteller, nicht durch das Dargestellte, durch die besondre Art und den eigentümlichen Geist, den man beurteilen mag, wie man will, der sich aber in jedem Falle unterscheidet. Es ist vielleicht der nüchterne und helle, eingeschränkte, aber nicht kleinliche, ruhige und bedächtige bürgerliche Patriziergeist, dem der Schwung fehlt. Nicht zufällig scheint es mir, daß die Szenen, in welchen über Geschäfte gesprochen wird, ausgeführter sind, als die Liebesszene zwischen Hermann und Alida.

Ein abschließendes Urteil über Gerhard Ouckama Knoop möcht ich bei alledem nicht fällen. Ich möchte noch mehr von ihm lesen. Denn seine Einfachheit ist vielleicht nicht ganz so einfach, wie sie aussieht, und es ist möglich, daß hier eine Tugend als Schwäche erscheint, so vielleicht noch mehr, daß man, durch die leise und zurückhaltende Art bestochen, eine Schwäche zur Tugend stempelt.

Merkwürdiger noch in mancher Beziehung und Rätsel aufgebend, die es nicht glatt löst, ist das Buch eines bisher völlig unbekannten Schriftstellers: die „Lateinischen Erzählungen" von Max Mell (Wien, 1904, Wiener Verlag).

Man liest darin die Geschichte des Gärtners, die Geschichte des Naturforschers, die Geschichte des Künstlers. Man schüttelt den Kopf und bemüht sich vergebens, eine rechte Vorstellung des Autors aus dem Buche zu gewinnen. Ist er jung? Man möchte es annehmen, denn er treibt hin und wieder das Spiel der Jugend, etwas über die Notwendigkeit und Nützlichkeit hinaus zu erhöhen, ihm den Schein der Größe und Ferne zu geben, und durch leise Dunkelheit eine vielleicht nicht vorhandne Tiefe vorzuspiegeln. Andrerseits aber steht doch neben diesem nur Bedeutsamen auch das Bedeutende. Dieser unbekannte Max Mell ist ein Meister der Form und erscheint dann so reif, daß man sein Alter doch wieder höher setzen möchte, als man es erst getan. Dem Verlage nach zu urteilen, ist er ein Österreicher. In Österreich schreibt man bekanntlich im Durchschnitt ein viel schlechteres Deutsch, als bei uns. Daneben jedoch bringt grade Österreich wohl auch einmal einen hohen Meister des Stiles hervor — man braucht nur an Stifter zu erinnern. Und hier in den „Lateinischen Erzählungen" finde ich eine so feste und feine Form, eine solche plastische Rundung und solche Farbigkeit des Stiles, ein solches Gefühl für Rhythmus und dabei eine durchgebildete Klarheit, daß ich schon um deswillen das Buch des Parnaßfremdlings las und es andern empfehlen möchte. Daß man natürlich auch am Stil das leise Gewollte manchmal merkt, bestreite ich nicht. Man merkt auch noch mehr am Stil: daß Max Mell nämlich Verse geschrieben hat.

Zwei Stellen möchte ich anführen. Psychidion bringt Schwerter herangeschleppt, um den Künstler, der sie gerettet hat, durch ihre Fertigkeit zu erfreuen. „Sie begann die Schwerter in den weichen Boden zu stecken, so daß die Spitzen nach oben sahen; dann entkleidete sie sich, band über die Haare ein Tuch, damit sie nicht auseinanderfielen, und vermochte es, wie eine sehr geschickte Gauklerin, sich auf die Hände zu stellen, den Körper durch raschen Schwung in die Höhe zu ziehen und über das erste Schwert zu schnellen, so daß sie, ohne sich auch nur geritzt zu haben, wieder auf die Füße zu stehen kam. Im Nu war sie auch schon über dem zweiten und durchlief so die ganze Reihe der Schwerter in rasender Eile. Ihr Körper, eine rosenfarbene Klinge, schwebte leuchtend über den blitzenden Waffen, hob und senkte sich sicher, ein Sinnbild eines kühnen Lebens usw. usw."

Diese Psychidion stirbt. „Da geschah es, daß mir der Kaiser den Oberbefehl im Krieg gegen die Parther gab. Die Nächte im Lager, wo sechshundert Sterne auf die Ebene von Mesopotamien schauten, wo der Mond rot und reich am Himmel kroch, wo die Soldaten ihre Lieder tief in das Dunkel sangen und in meinem Zelte neben mir auf kostbaren Fellen die Einsamkeit saß und mich purpurn anschaute, wo die Rüstungen im Winde klirrten, verschlafen und ohne Bedeutung; wo ferne das Geheul eines wilden Tieres erscholl, das unsere Feuer fürchtete . . . da habe ich usw. usw."

Wer so schreiben kann, an dem darf man nicht eilig vorbeigehen. In dem zweiten zitierten Abschnitt wird der Feinfühlige mehr als im ersten eine ganz

leise Falschheit und Geschraubtheit entdecken, aber doch, welche Klangfülle, Farbigkeit und Klarheit! Welche Eigentümlichkeiten in den gewählten Einzelzügen und im besondren in den Adjektiven und Adverbien! Und diese feste und schöne Form bestimmt in diesen Novellen so durchaus den Ton, daß ich, ob ich sonst auch kein Freund von vielen Zitaten bin, noch den Schluß des Buches hierher setzen möchte. Aus dem Stein hat der Bildhauer die große, Ewiges kündende Stimme nicht herausgebracht und nicht aus sich selbst, aber er prophezeit, daß, wenn er tot ist, sich seine Stimme aus dem Grabe erheben würde zur Enthüllung aller Geheimnisse. Dieses ließen die Götter ihn niederschreiben, „damit man nach meinem Tode den Atem anhält und lauscht und die andern stille sein heißt, die noch voll Geschwätze des Marktes und irdischen Liedern sind. Sie werden es auch erkennen an der großen Stille in der Natur, denn die silbernen Quellen werden lautlos rinnen, und die Vögel werden sich mit geschlossenen Schnäbeln behutsam auf Bäume setzen, die ängstlich achtgeben, daß kein Blatt plötzlich das andere berührt. Und so wird meine Stimme, der Grund zu einem großartigen Leben, das ich nur ahnen kann, aufsteigen, majestätisch wie eine Insel aus dem Spiegel des Meeres; wie eine Fackel aus tiefer Nacht."

Niemand wird daran zweifeln, daß nur ein Dichter so reden kann. Was aus ihm wird, kann niemand nach diesen Erzählungen sagen. Wir wissen vorläufig nur, daß er große Fähigkeiten hat, aber wir kennen den Charakter nicht, den Multiplikator dieser Fähigkeiten. Doch es wäre eine Freude, wenn da ein neues Erzählertalent wachsen und werden wollte.

Das Deutschtum im Auslande.

Von

Otto Hötzsch.

(Ungarn. — Mähren. — Baltische Provinzen. — Der Bericht der Burengenerale. — Paul Krüger †.)

Zu dem wichtigsten Ereignisse, das unter diese Übersicht fallen müßte, zu dem neuen Volksschulgesetzentwurf der ungarischen Regierung, ist in diesem Hefte schon an anderem Platze Stellung genommen, in dem Artikel von T. Silvanus (S. 886). So mag hier nur hinzugefügt werden, daß von den 17000 Volksschulen in Ungarn heute etwa 10200 schon rein magyarisch sind und daß auf die über 2 Millionen Deutsche nur noch 387 deutsche Volksschulen kommen, während die Ruthenen etwa 2250, die Slovenen fast 560 Schulen unterhalten. Von den deutschen Schulen kommen über zwei Drittel auf die Siebenbürger Sachsen, die kaum ein Zehntel der ungarischen Deutschen ausmachen. Der Stoß des neuen Schulgesetzentwurfs richtet sich also vor allem gegen die Sachsen, die mit größten Opfern das hohe Bildungsniveau sich erhalten, das ihnen allein den Zusammenhang mit der deutschen Kultur und das seinerseits wieder diesen Zusammenhang ermöglicht. In den Gemeinden der siebenbürgisch-evangelischen Landeskirche — da sich Volks- und Kirchengemeinschaft in Siebenbürgen nahezu völlig decken, gelten die Beobachtungen für letztere ohne weiteres auch für erstere — gibt es nach dem letzten Rechenschaftsberichte des Landeskonsistoriums 219137 Glieder der evangelischen Landeskirche und 250 Elementarvolksschulen. Die Zahl der höheren Volksschulen ist 7. Fortbildungsschulen gibt es 253 mit 351 Klassen. Im Dienste des sächsischen Schulwesens wirken zur Zeit 715 Lehrkräfte, darunter 177 geistliche Lehrer, 474 seminaristisch gebildete Lehrer und 64 Lehrerinnen. 56 Lehrerstellen sind wegen Mangels an geeigneten Kräften zur Zeit unbesetzt. Volksschulpflichtig waren am 31. Dezember 1902: 17809 Knaben und 15310 Mädchen. In Wirklichkeit besuchten die Schule 16812 Knaben und 14947 Mädchen. Die Fortbildungsschulen besuchten 4460 männliche und 3225 weibliche Schüler. Die Gymnasien waren von 1421, die beiden Realschulen von 570 Schülern besucht; das Landeskirchenseminar zählte 80 Schüler. Der hohe Prozentsatz der die Schule wirklich besuchenden Schulpflichtigen zeigt am klarsten, was auf dem Spiele steht, wenn der Entwurf Gesetz wird und seine magyarisierenden Wirkungen ins Leben treten.

In Österreich diesseits der Leitha haben die letzten Monate kein starkes Aufflammen des nationalen Kampfes gebracht. Die alldeutsche Fraktion des Reichsrats hat sich aufgelöst, und der deutsche Volksrat für Böhmen, gebildet als eine Zusammenfassung des böhmischen Deutschtums zu einheitlicher Aktion aus je drei Vertretern der deutschen Landtagsparteien, und zwar der Agrarier, der Alldeutschen, der Christlich-Sozialen, der Fortschrittspartei, der Deutschen Volkspartei, der freien Alldeutschen und des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, ferner aus je drei Vertretern des Böhmerwaldbundes, des Bundes der Deutschen in Böhmen, des Bundes der Deutschen in Ostböhmen, des Deutschen Schulvereins, des Vereins Germania in Trebnitz und des Deutschen Schulerhaltungsvereins in Prag, hat zwar seine Tätigkeit begonnen, insofern er sich endgültig konstituiert hat, sonst aber nichts von sich hören lassen. Aber zeigt die Oberfläche keine brandenden Wellen, so geht unter ihr der nationale Kleinkrieg unaufhaltsam weiter, den im einzelnen zu verfolgen so schwierig und so ermüdend ist, und in dem sich doch hier wie überall anderwärts die eigentlichen Entscheidungen solcher Völkerkämpfe vor allem vollziehen. Hier scheint sich der heftigste Kampf in den Sudetenländern immer mehr nach Mähren zu verschieben, wo nach der Zählung von 1900 675000 Deutsche 172700 Tschechen gegenüberstanden. Auch hier stellt das deutsche Element das wirtschaftlich überlegene und wohlhabende dar, wenn auch die armen Weberbezirke im deutschen Nordmähren den Durchschnitt zu seinen Ungunsten verschieben und die wohlhabenden tschechischen Bauern der fruchtbaren Hannaebene ihn zum Vorteile der Tschechen beeinflussen. Aber das tschechische Element schreitet in seinem Vordringen fast unaufhaltsam voran, und es sind vornehmlich die Städte, die ihm nach und nach anheimfallen. In einer sehr lehrreichen Aufsatzserie der „Alldeutschen Blätter" wird festgestellt, daß sowohl die Iglauer als die Brünner deutsche Sprachinsel unaufhaltsam abbröckelt. Wenn auch die größten Städte, eben Brünn und Iglau, noch deutsche Stadtvertretungen haben, so wird zweifelhaft, wie lange das dauern wird, wenn man die tschechischen Fortschritte vornehmlich in der Landeshauptstadt Brünn ansieht. Auf deutscher Seite kämpfen die Bünde der Deutschen Nordmährens (32000 Mitglieder, 40000 Kronen Einnahme) und Südmährens, der „Deutsche Schulverein" und der „deutsche Volksrat in Mähren", der einen gemeinsamen Ausschuß der drei deutschen politischen Parteien darstellt und in erfreulicher Einheit viel wertvolle, positive nationale Arbeit leistet. Verloren ist ja — das zeigen die genannten Zahlen — das Deutschtum dort noch lange nicht, aber die Verbindung des südmährisch-niederösterreichischen Sprachgebiets von Iglau nach Brünn und von Brünn nach Olmütz ist doch leider schon heute völlig gesprengt, die beiden Flügel des schlesischen und des niederösterreichischen Deutschtums völlig getrennt. Ungehemmt flutet eine slavische Welle vom fernsten Südosten bis zu den Südhängen des Erzgebirges durch diese nunmehr endgültig gebrochene Pforte.

* * *

In den baltischen Provinzen, insonderheit in Livland, macht sich eine Gegenbewegung des Deutschtums nicht gegen das russische Element, dessen Herrschaft es sich als treue Staatsbürger des Zarenstaats fügt, sondern gegen die Esthen und Letten mit Erfolg bemerkbar. Diese bildeten ja, als seit 1885 die scharfe Russifizierung begann, die Masse der Bevölkerung, von der sich die Deutschen als obere Schicht, vom städtischen Handwerker bis zum adeligen Gutsbesitzer, abhoben. Da die deutsche Einwanderung aufhörte, im Gegenteil Balten vielfach abwanderten und Russen nicht entsprechend einwanderten, drohten die lettisch-esthnischen Elemente das Übergewicht zu erlangen, die früher schon durch die ablehnende Stellung der Deutschen zu ihnen — das darf dabei auch nicht vergessen werden — und jetzt durch die Russifizierung der Volksschule den Deutschen völlig fremd wurden. Sie erhoben sich sogar gegen sie zu einer junglettischen und jungesthnischen Richtung, die von der russischen Regierung eifrig unterstützt wurden. In Kurland kamen alle kleinen Städte — denn um die Städte handelt es sich hier, wie in Mähren, nur — in die Hände der Letten, während Mitau und Libau bis heute noch von den Deutschen behauptet wurden. In Esthland und Livland konnte sich das Deutschtum gleichfalls in der Herrschaft der Städte erhalten, wenn auch Reval sehr gefährdet ist und vor allem Dorpat mit besonderer Energie von den Esthen angegriffen wird. Daher erwachte hier der Widerstand der Deutschen zuerst. Auf wirtschaftlichem Gebiete und in den Wahlen zu den Stadtverordnetenvertretungen vollzieht sich dieser durch die russische Städteordnung sehr erschwerte Kampf. Wenn hier aber doch die Hoffnung, die Städte dem Deutschtum zu erhalten, berechtigt ist, so gründet sie sich vornehmlich darauf, daß die Zahl der Esthen und Letten durch ihr Vermehrungssystem stillsteht, die der Deutschen wächst. (Ich folge dabei einem Aufsatze der „Kreuzzeitung" vom 31. Mai dieses Jahres.) Wird diese praktische nationale Politik fortgesetzt und gestärkt durch energischere Verwendung der deutschen Sprache gegenüber den Letten und Esthen, dann braucht das baltische Deutschtum noch nicht den Verlust seiner Stellung im Lande an jene zu befürchten.

* * *

Auch das Schicksal des Niederdeutschtums über See, insonderheit des Burenvolks fällt in den Rahmen dieser Übersichten. Nachdem jahrelang die tiefste und in ihren Äußerungen oft genug über das Ziel hinausschießende Teilnahme an ihm das deutsche Volk beherrscht hat, deuten zwei Ereignisse der letzten Zeit auch äußerlich an, daß ein Haltepunkt gekommen ist, mit dem zu rechnen ist. Einmal hat das Hilfskomitee der Burengenerale, zu dem unter andern Steijn und die Generale Botha, De la Rey und De Wet gehörten, seinen Rechenschaftsbericht über die Verwendung der ihm aus Europa zugekommenen Hilfsgelder erstattet. Da lange Zeit „Burensammlungen" auch in Deutschland betrieben wurden, müssen die Zahlen des schlichten und klaren Berichtes auch hier sprechen. Die Einnahmen und Ausgaben sind bis zum

1. Februar 1904 darin verrechnet. Der Nettoertrag der Sammlungen in Europa belief sich auf etwa 2100000 Mark, wozu nachträglich noch 130000 Mark gekommen sind. Davon sind in Transvaal an 29 Orten, für die 29 Unterkomitees bestanden, 1760 Witwen, und zwar ausschließlich Witwen mit Kindern, 928 Vollwaisen und 366 verstümmelte Familienväter mit etwa 560000 Mark, im ehemaligen Oranje-Freistaat an 37 Orten 1163 Witwen mit Kindern, 530 Vollwaisen und 131 verstümmelte Familienväter mit etwa 370000 Mark unterstützt worden. Außerdem wurden zur Errichtung und Erhaltung von Waisenhäusern etwa 200000 Mark, für die Familien der Mitkämpfer aus Natal 22500 Mark, derer aus der Kapkolonie 30000 Mark, derer aus Griqualand 4000 Mark, für Operationen und besondere Notfälle 17000 Mark ausgegeben. Dem Erziehungsfonds, der sich die Einrichtung und Pflege christlich-nationalen Unterrichts zur Aufgabe gesetzt hat, wurden über 800000 Mark zur Verfügung gestellt. Einstweilen zurückgehalten wurden 200000 Mark, die vornehmlich zum Unterhalt der bestehenden Waisenhäuser bestimmt sind. Die Verwaltung des Fonds geschah im Ehrenamt, nur der Generalsekretär und die Schreiber erhielten Bezahlung. Insgesamt sind für Drucksachen, Porto, Fracht auf Güter aus Europa und der Kapkolonie und Verwaltungskosten 13800 Mark verrechnet. Soweit der im Juliheft der vlämisch-deutschen Zeitschrift „Germania" abgedruckte Bericht es erkennen läßt, ist die Verteilung der Gaben und Unterstützungen mit Umsicht und Vorsicht geschehen, und es erfüllt mit Bewunderung und Rührung, daß man von der wahrhaftig nicht sehr hohen Gesamtsumme ein Drittel für die kommende Generation, für Erziehungszwecke bewilligte. Die Dankesworte an Europa, mit denen die Generale ihre Arbeit schließen, seien hier auch, in der Ursprache, mitgeteilt: „Daar de overgrote meerderheid van hen, wier harten bewogen werden om bij te dragen tot leniging van de bittere nood, die uit de verwoestende oorlog ontstond, onmogelik de dankbaarheid der ontvangers direkt kunnen vernehmen, zo wenst het komité hiermede aan allen, die tot dit Fonds hebben bijgedragen, de innige dank van de duizenden, in wier nooddruft het in staat wes enigermate te voorzien, over te brengen." Ist damit auch sicher noch nicht das ganze durch diesen Heldenkampf verursachte Elend geheilt, so ist die unmittelbare Hilfsaktion beschlossen. Es fällt die weitere Arbeit der Regierung des Landes zu, das in dem weltgeschichtlichen Ringen gesiegt hat.

* * *

Einen gleichen Abschluß bedeutete es, als am 13. Juli der letzte Präsident der südafrikanischen Republik die Augen schloß. Mit ihm, der die Geschichte der zweiten südafrikanischen Republik war, schloß auch deren Geschichte, schließt die ältere, die patriarchalische Zeit der Buren völlig, die Paul Krüger mit Joubert vertrat, und neben der in dem Ringen mit England neue Männer aus dem Burenstamm aufkamen ganz anderer Art, wie Botha, Dewet, Steijn, Leyds,

Reitz. Erst eine spätere Geschichte wird ein ungetrübtes Bild aller dieser Kämpfe und dieser Männer geben können, erst sie wird entscheiden, ob Paul Krüger unter die wirlich Großen der Weltgeschichte einzureihen ist. Aber schon heute wird jedermann die bittere Tragik dieses in der Arbeit um sein Volk aufgegangenen und in ihr zerbrochenen Lebenslaufes empfinden. Und auch wer die Notwendigkeit dieses Krieges und seines Ausganges für die britische Weltpolitik und ihre neuen Ziele durchaus einsieht, und vielleicht gerade der wird beim Ausgange Paul Krügers mit Schmerz an das Wort des Fürsten Bismarck denken, als er 1884 in den „Grenzboten" durch Moritz Busch die englische Südafrikapolitik besprechen und die Artikel mit den bedeutungsvollen Worten schließen ließ: „Noch halten die Buren die Festungen für sich und das nichtbritische Europa, und sie sind Männer unseres Stammes und Blutes....." Vorbei!

Aus neuen Büchern.

„Die Aufgabe der Völker ist, das rechte Verhältnis von Beharrung und Veränderung herzustellen, das heißt, das eigene Wesen stetig zu bereichern und zu ergänzen. Nicht in der trügerischen Einbildung der Vollkommenheit der eigenen Nation sich abschließen, sondern das Gute auch an dem Fremden anerkennen und nachahmen, die vorhandenen Kräfte verstärken und vermehren, ist der Weg, der vorwärts führt. Für den Staatsmann aber ergibt sich als höchste Kunst, einmal die Möglichkeiten zu berechnen, doch vor allem rechtzeitig und allseitig die neuen Bedürfnisse zu erkennen und ihnen entgegenzukommen, aus ihnen das Notwendige und das Brauchbare zu entnehmen und es weise mit dem Bestehenden zu verbinden. Das ist wahrhaft konservative Politik.

Indem die Geschichte die Wandelbarkeit der Zeiten zeigt, mahnt sie, die Fülle des uns umgebenden Lebens zu erfassen. Mitten in den mächtigen Veränderungen, die sich vorbereiten, steht unser Reich und Volk nicht unmächtig, aber im Verhältnis klein. Sollen wir Deutschen den Platz an der Sonne behaupten, nicht in den Schatten herabgedrückt werden, so ist es notwendig, den Blick hinauszurichten in die Weite, uns anzupassen den neuen Weltverhältnissen. Deshalb müssen daheim die schädlichen Überlieferungen der Vorzeit mit ihrem kleinlichen Treiben auch im Tagesleben beseitigt, die guten erhalten und verstärkt werden. Wir müssen alle Kräfte opferwillig zusammenfassen, um unseren Bestand zu erhöhen, denn jeder Stillstand ist schon Rückschritt. Dann darf das deutsche Volk hoffen, ebenso glücklich, wie es in das zwanzigste Jahrhundert eingetreten ist, dereinst aus ihm herauszuschreiten."

Aus: Theodor Lindner: Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Rektoratsrede. Stuttgart, J. G. Cotta.

Bücherschau.

Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—71 von Hans von Kretschman, weiland General der Infanterie. Herausgegeben von Lily Braun, geb. von Kretschman. Mit einem Bildnis. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 5. (!) Auflage.

Wer war General von Kretschman? So wird der größte Teil derer gefragt haben, die von diesem Kriegsbraven lasen. Selbst jüngeren Militärs, wenn sie sich auch mit Kriegsgeschichte beschäftigt haben, dürfte sein Name nur wenig bekannt gewesen sein. Kretschman war 1870 Major im Generalstabe des 3. Armeekorps, also zwar in keiner verantwortlichen aber immerhin in einer solchen Stellung, die ihn mit maßgebenden Persönlichkeiten vielfach in Berührung brachte. Somit wäre es möglich gewesen, daß diese Kriegsbriefe über wichtige Entschlüsse oder Beweggründe höherer Führer Aufschluß gegeben hätten. Wir suchen vergebens danach. Aber auch in andrer Hinsicht könnten solche Kriegsbriefe Wert für die Kriegsgeschichte haben, indem sie, unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschrieben, uns unparteiisch über viele Geschehnisse Auskunft geben, während jedes spätere Urteil gar zu leicht, wie Moltke es nannte, „nach dem Erfolge appretiert" wird. Auch davon finden wir leider nichts, im Gegenteil: Überall begegnen wir der oft in den bittersten Worten zum Ausdruck gebrachten Ansicht, daß das 3. Armeekorps, in dessen Stabe sich Kretschman befand, vom Oberkommandierenden, dem Prinzen Friedrich Karl, auf Kosten anderer Korps zurückgesetzt wurde. Dabei weiß jeder mit den Verhältnissen einigermaßen Vertraute, daß es eher umgekehrt der Fall war. Schon 1864 hatte Prinz Friedrich Karl seine Vorliebe für das 3. Korps, das er in mühsamer Friedensarbeit hervorragend für den Krieg erzogen hatte, oft anderen Korps gegenüber zum Ausdruck gebracht. Und so war es 1870 nicht minder. Eine Voreingenommenheit trübt dem Verf. hier vollständig den Blick, ja man hat sogar den Eindruck, daß es ihm überhaupt vielfach an Urteilskraft mangelt. Wenn er schon 1866 von seinem Divisionskommandeur Fransecky nicht einmal, sondern mehrfach sagte, daß es ihm an der notwendigsten Eigenschaft eines preußischen Generals, der Kühnheit, mangele, und wenn er von Bismarck 1870 sagt, er mache bei den Friedensverhandlungen Fehler über Fehler, man merke, daß er alt werde, dann hat man begründete Zweifel, wie weit man seinem Urteil in anderen Dingen trauen darf. Denn wer bei Fransecky, dem Helden vom Swieg. Walde, Mangel an Kühnheit, und bei Bismarck 1870 Altersschwäche entdeckt, dessen Einsicht muß als getrübt gelten.

Ergibt also eine nüchterne Prüfung der Kriegsbriefe, daß die Kriegsgeschichte nichts verloren hätte, wenn sie nicht veröffentlicht wären, so erhalten wir den Schlüssel, weshalb dies dennoch geschehen ist, aus der Stellung der Herausgeberin, die Tochter des Generals; sie hat sich bekanntlich der Sozialdemokratie angeschlossen und verwertet nun diese Briefe ihres Vaters in deren Interesse. Sie behauptet zwar damit einen Akt der Pietät zu begehen, hat aber hiermit das Andenken ihres Vaters nur herabgesetzt. Sie ist auch bereits hierüber mit einem Vetter in literarischen Streit geraten, indem dieser behauptete, sein Onkel habe die schriftliche Bestimmung hinterlassen, seine Briefe zu verbrennen, was die Tochter bestreitet. Zu Ehren des Generals aber darf man annehmen, daß er niemals in die Veröffentlichung dieser Briefe gewilligt hätte, da sie verletzende Urteile über Vorgesetzte und andere Persönlichkeiten enthalten, die ihm stets wohlgesinnt gewesen sind. Und nicht nur, daß hier seine Kriegsbriefe an seine Gattin veröffentlicht werden, nein, es werden auch Schreiben des Prinzen Friedrich Karl an den General der Öffentlichkeit preisgegeben, in denen

der Prinz sich in vertrauter Weise über manches äußert, die der General niemals veröffentlicht haben würde. Das ganze ist auf Sensation berechnet. Da erzählt uns die Herausgeberin, wie sie sich allmählich völlig der Sozialdemokratie zugewendet habe, und wie es hierüber zu völligem Bruch mit ihrem Vater gekommen sei, natürlich war dies „der Kampf der neuen mit der alten Weltanschauung", dann will sie weiter den Leser glauben machen, daß ihr Vater einmal deshalb nicht kommandierender General geworden sei, weil er 1887 im Kaisermanöver als Führer einer „Armee" seinen Gegner, den damaligen Prinzen Wilhelm, besiegt habe. Nun gab es aber in dem Kaisermanöver des 2. Korps, an dem der Prinz Wilhelm teilnahm, überhaupt keine „Armeen", und Prinz Wilhelm war erst Oberst und nahm daran nur als Führer des Grenadier-Regiments Friedrich Wilhelm IV. teil. Endlich sollen die scharfen Äußerungen Kretschmans über unrichtige Art der Kavallerieverwendung seinen Abschied herbeigeführt haben. Man traut seinen Augen kaum, wenn man alles das liest. Dann erzählt sie, wie der starke Mann zusammengebrochen sei, wie er seinen Abschied erhält. Auch damit hat sie dem Andenken ihres Vaters keinen Dienst geleistet. Er als Divisionskommandeur kannte doch seit Jahrzehnten das Loos jedes Offiziers, sei es, daß ihn dies früher oder später trifft, hatte selbst doch durch sein Urteil über andere sicherlich oft dazu beigetragen, daß deren Laufbahn ein Ende gesetzt wurde, und wenn er dann, nachdem er es so weit gebracht, darüber zusammenbricht, weil er nicht noch eine Stufe erklommen, so steigt er dadurch in dem Urteil eines Soldaten wenigstens nicht. Indem aber sein Abschied als Folge der verkehrten militärischen Verhältnisse hingestellt wird, soll ja der Sozialdemokratie Wasser auf die Mühle geliefert werden, und diese hat sich ja auch bereits mit Vergnügen des Generals bemächtigt, weil er auch einmal auf Vorgesetzte räsonniert. Diese Kriegsbriefe werden, wenn sie ihre Rolle als Sensationsstück ausgespielt haben, bald der Vergessenheit anheimfallen und hoffentlich keine Nachfolger finden. v. B.

Julius Lohmeyer. Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek. Fortgeführt von Kapitänleutnant G. Wislicenus. 3. Band, 311 S. 4,50 Mk. Leipzig, Verlag Wilhelm Weicher.

In einem unvergeßlich schönen Briefe, mit dem das Geleitwort dieses neuen Bandes eröffnet wird, hat unser Dr. Lohmeyer kurz vor seinem Tode die Sorge um seine Kolonial- und Marinebibliothek in die Hände des auch unseren Lesern wohlbekannten Kapitänleutnants Wislicenus gelegt. Nun liegt, mit Lohmeyers Bildnis geschmückt, der erste vom neuen Herausgeber zusammengestellte Band vor, und innerlich wie äußerlich reiht er sich aufs würdigste seinen Vorgängern an. Möchte auch er in immer weitere Kreise die Freude an deutschem Wandertrieb, an deutscher kolonialer Arbeit und vor allem an der deutschen Marine tragen und so bei alt und jung im Sinne Julius Lohmeyers zur Schärfung und Hebung des vaterländischen Gewissens recht viel beitragen! O. H.

Deutsche Frauenbilder im Spiegel der Dichtung. Ein Festgeschenk für deutsche Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von **Rudolf Eckart.** Stuttgart, Max Kielmann.

Eine anthologische Spezialität, deren Zweck trotz eines verschleiernden Einleitungsgedichtes durchsichtig doch der ist, die Geschenkliteratur zu vermehren, für welche unsere Frauen und Jungfrauen den bekannten Absatzmarkt bilden. Es ist begreiflich, daß bei der Äußerlichkeit des Gesichtspunktes, von dem aus die Auswahl getroffen ist, der Wert der einzelnen Bestandteile ein ziemlich ungleicher ist. Wenn über irgend eines der besungenen Frauenbilder nur ein mittelmäßiges Gedicht zu finden war, so mußte sich der Sammler, um die Vollständigkeit nicht leiden zu lassen,

mit diesem begnügen. Und sie sind wohl ziemlich vollständig vertreten, diese dichterisch verherrlichten deutschen Frauenbilder, die mythischen und sagenhaften ebenso wie die historischen, der Reihe nach: von den Walküren angefangen bis zur Heldin von Spichern und Teresina Tua; Königinnen und Prinzessinnen, Volksheldinnen, Dichterinnen, und Künstlerinnen; im allgemeinen, aber nicht durchweg, historisch geordnet. Zumeist ist den einzelnen ein über sie orientierender Exkurs vorgestellt, gerade so viel wie nötig ist, um zu wissen, mit wem man es zu tun hat. In den Formen wiegt die Ballade vor, leider meist die ältere Fabrikballade, woraus natürlich dem Sammler kein Vorwurf erwächst. Die Ausstattung ist gefällig. B. B.

Paul Friedrich, Der Kampf um den neuen Menschen. Neue Reden an das deutsche Volk (18 Kapitel zu einer Philosophie der Gegenwart). Straßburg i. E. 1904 (Heitz & Mündel). 8° XV u. 314 S. 4 Mk.

Ein zorniges, leidenschaftliches und doch aus der Liebe geborenes Buch, das die Deutschen zu ihrer wahren Natur zurückführen möchte! Es wird darin an so ziemlich allen Problemen gerührt, die für die Bildung des einzelnen wie für die des gesamten Volkes von Bedeutung sind. Die Politik und Staatswissenschaft, die Kunst und Literatur, die Wissenschaft, Religion und Philosophie, sie alle werden vom Verf. vor sein Tribunal gefordert. Er ist rastlos auf allen Gebieten bemüht gewesen, die Hauptströmungen unserer Zeit zu verfolgen. Dieses auf so vieles zugleich mit einer Art von Unersättlichkeit gerichtete Interesse hat ihn auch etwas nervös gemacht. Was er sagt, trägt daher mehr den Charakter des keck Hingeworfenen als des ruhig Ausgearbeiteten. Er hat aber auch nicht zum müßigen Ergötzen einiger Kunstenthusiasten und literarischer Feinschmecker schreiben wollen. Er redet vielmehr dem ganzen Volke ins Gewissen, und nicht eine Reihe fein stilisierter Abhandlungen über Themata von allgemeinem Interesse hat er bieten wollen, sondern durch Reden, die mit der Gewalt eines Bergstromes schäumen und brausen, die im materiellen Genusse aufgehenden, indolent und stolz gewordenen, ihre edelsten Güter nicht mehr wahrenden Deutschen zum Bußetun auffordern wollen. Er ist der Kulturentwicklung während des letzten halben Jahrhunderts nicht bloß mit kritischem Blicke, sondern zugleich mit der Teilnahme seines ganzen leidenschaftlichen Wesens gefolgt. Auf so verschiedene Gebiete er sich aber auch wagt, bald den Ursachen des Verkehrten bald den Keimen des Guten nachspürend, er bietet in diesem Vielerlei über Politik, Sozialismus, Literatur, Malerei, Skulptur, Musik, Architektur, Wissenschaft, Religion, Philosophie etwas von einer einheitlichen Seele Belebtes und einem letzten großen Ziele Zustrebendes. Bisweilen erinnert er an Paul de Lagarde; doch versteht er weit besser zu sagen, wie er es meint. Auch an „Rembrandt als Erzieher" muß man oft denken; doch ist der Verf. dieses Buches viel temperamentvoller, wie er auch, was jenem mangelt, die Kraft des Zusammenfassens, besitzt. Er möchte in dem modernen Menschen, speziell in dem Deutschen, die Totalität der Natur wiederherstellen helfen. Aus der Zerstückelung und Verflachung ruft er sie zur Besinnung auf das wahrhaft Menschliche. Von innen nach außen sollen sie bauen und wachsen lernen und freiwillige Diener des Besten werden, was in dem Menschen lebt und wirkt. Das Menschenideal des Revolutionszeitalters, das Schiller und Beethoven, in Worten und Tönen, gepredigt hätten, sei noch nicht überwunden. Zu ihm müßten wir zurück, wenn wir vorwärts wollten. Auch unserer Zeit müsse Schiller zum Wegweiser werden. — Möge das ernste und hochstrebende Buch recht viel Leser finden. Daß es eine sehr schneidige Sprache redet und seinen Gegenstand etwas tumultuarisch behandelt, wird ihm heute eher nützen als schaden. O. Weißenfels.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg.

Der christliche Gottesglaube

in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie.

Allgemeinverständliche, wissenschaftliche Vorlesungen.

Von

Lic. theol. Dr. phil. Georg Wobbermin

Professor an der Universität Berlin

Mk. 2.—, geb. Mk. 2.60.

„Jeder, dem das christliche Gottesproblem einmal die tiefsten Seelentiefen aufgerührt hat, wird mit Freude und Dankbarkeit dies Buch lesen und nicht umsonst in den letzten und höchsten Fragen Aufklärung erwarten."

Lic. W. Schneemelcher i. d. Täglichen Rundschau.

„Die eigentliche Aufgabe des Buches ist „ein orientierender und einführender Überblick über den gegenwärtigen Stand derjenigen philosophischen Probleme und Arbeiten, die für die Beurteilung der Grundgedanken des christlichen Gottesglaubens von Bedeutung sind." W. hat diese Aufgabe ausgezeichnet gelöst."

Monatsschrift für höhere Schulen.

Alexander Duncker, Berlin W. 35.

Tagebuchblätter und Briefe

1853—1871.

Herausgegeben und eingeleitet von

Professor **Dr. Wolfgang Golther.**

Geh. M. 5.—. 400 Seiten mit 4 Bildern u. 3 Faksim. Geb. M. 6.—.

Die von W. Golther herausgegebenen Briefe Wagners an Mathilde Wesendonk sind, abgesehen von ihrem Wert als Quellen für die Geschichte und Psychologie der Wagnerschen Werke, leuchtende Zeugnisse für die geistige Höhe, auf der sich Wagners Denken bewegte, und sie stellen in dieser Hinsicht alles in Schatten, was an Briefen berühmter Männer aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt geworden ist. „Der Kunstwart".

Der tiefste und aufschlußreichste Briefwechsel Richard Wagners, eine Perle der Weltliteratur wie Goethes Briefe an Frau von Stein.
„Die Wartburgstimmen".

Im Tiefsten ergriffen, voll stiller Wehmut, aber doch auch mit freudigem Stolz und dem Gefühl der Befreiung lege ich dies Buch aus der Hand. Es wird mir in Zukunft nahe bei der Hand liegen. „Der Türmer".

Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstraße 43.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE DEC 17 19[illegible]

3 2044 103 231 718